Geschichte
der
europäischen Staaten.

Herausgegeben
von
A. H. L. Heeren und F. A. Ukert.

Geschichte des osmanischen Reiches in Europa,

von
Johann Wilhelm Zinkeisen.

Fünfter Theil.

Fortschreitendes Sinken des Reiches vorzüglich unter dem Einflusse der wachsenden Macht Rußlands, vom Ausgange des Krieges mit Venedig im Jahre 1669 bis zum Frieden zu Kutschuk-Kainardsche im J. 1774.

Gotha, 1857.
Bei Friedrich Andreas Perthes.

89
45

Geschichte

des

osmanischen Reiches

in Europa,

von

Johann Wilhelm Zinkeisen.

Fünfter Theil.

Fortschreitendes Sinken des Reiches vorzüglich unter dem Einflusse der wachsenden Macht Rußlands, vom Ausgange des Krieges mit Venedig im Jahre 1669 bis zum Frieden zu Kutschuk-Kainardsche im J. 1774.

Gotha, 1857.

Bei Friedrich Andreas Perthes.

LIBRARY
SEP 8 1966
UNIVERSITY OF TORONTO

1121108

DR
H40
Z7
Th. 5

Vorwort.

Der vorliegende Band unseres Werkes führt die Geschichte des osmanischen Reiches bis zu dem bedeutungsvollen Abschnitte herab, mit welchem das große Werk Joseph von Hammer's schließt.

Hochbetagt und hochverdient um die Förderung tieferer Einsicht in das osmanische Staatswesen, hat dieser bis zu dem letzten Augenblicke seines Lebens auf allen Gebieten orientalischer Wissenschaft unermüdliche Forscher, während ich noch mit der Ausarbeitung dieses Bandes beschäftigt war, das Ziel seiner Tage und seiner so fruchtbringenden Thätigkeit erreicht.

Ich fühle mich gedrungen, dem Dahingegangenen, mit dem ich persönlich niemals in irgend einer Beziehung gestanden zu haben bedaure, hier nochmals den Ausdruck des aufrichtigsten Dankes und der tiefgefühlten Erkenntlichkeit nachzurufen, welche er sich durch seine vielseitigen Leistungen in dem Zweige orientalischer Geschichte, mit welchem wir es in diesem Werke im Besonderen zu thun haben, in so

hohem Grade verdient und für alle Zeiten gesichert hat. Ich glaube mir dadurch zugleich die Freiheit des Urtheils über dieselben besser zu bewahren, als wenn ich, wie es ohnlängst von anderen Seiten geschehen ist (vgl. Göttinger gelehrte Anzg. 1857, 56. Stück, vom 6. April, S. 553), wagen wollte, dem Abgeschiedenen einen Stein in die kaum geschlossene Gruft nachzuwerfen.

Es ist jetzt gerade ein volles Vierteljahrhundert verflossen, seitdem mich das Studium der Geschichte des osmanischen Reiches, freilich durch andere Berufsgeschäfte öfter unterbrochen, so ernst und lebendig beschäftigt hat, daß ich mir vielleicht dadurch ein Anrecht auf die Beurtheilung Dessen erworben habe, was Joseph von Hammer dafür gethan hat. Bereits im Jahre 1832, gleich nach dem Erscheinen des ersten Bandes meiner „Geschichte Griechenlands" (Leipzig, bei Barth), wurde ich, dafür fast noch zu jung, durch Heeren, meinen hochverehrten Lehrer, Ukert und den wackeren Friedrich Perthes in den Kreis verdienter Männer gezogen, welche damals zur Ausführung des von Letzterem großartig entworfenen und mit ebensoviel Umsicht als Ausdauer verwirklichten Planes der „Geschichte der Europäischen Staaten" zusammentraten, worüber wir in seinen ohnlängst veröffentlichten Denkwürdigkeiten (Friedrich Perthes Leben, im 3. Bande) so interessante Aufschlüsse erhalten haben. Ich darf mich mithin, wo nicht zu den ältesten, doch zu den frühesten Mit-

arbeitern an der „Staatengeschichte" rechnen. Der erste Band des vorliegenden, in dieselbe aufgenommenen Werkes wurde in Paris geschrieben, nachdem ich eine Reihe Jahre vorbereitenden Studien dazu in den dortigen Bibliotheken und Archiven gewidmet hatte. Er erschien im Jahre 1840. Erst nach 13 vielbewegten Jahren war es mir vergönnt, zu dieser mir sehr liebgewordenen Arbeit, welche sich nun ihrem Ende naht, wieder ungestörter zurückzukehren. Möchte Das, was ich bis jetzt davon dem Publicum übergeben habe, nur einigermaßen den Anforderungen entsprechen, welche ich selbst an mich stellen zu müssen glaubte!

Sie und die verschiedenen Gesichtspunkte, welche ich dabei festzuhalten hatte, bedingten auch das Urtheil über das Werk Joseph von Hammer's, wie ich es sogleich im Vorworte zum ersten Bande (S. IX) auszusprechen mir erlaubte, und bei dem Fortschreiten meiner Arbeit im Einzelnen nur bestätigt gefunden habe. Um gerecht beurtheilt zu werden, will Hammer in der Eigenthümlichkeit seines Wesens aufgefaßt sein. Bei aller Anerkennung seiner Vorzüge und Verdienste, muß man dann freilich auch seine Fehler und Mängel mit in den Kauf nehmen.

Es war Hammer gewiß nur sehr wenig darum zu thun, eine pragmatische Geschichte des osmanischen Reiches zu schreiben. Es lag ihm, wie es scheint, vielmehr daran, den seltenen Reichthum seiner so ergiebig fließenden osmanischen Quellen und die

Fülle seines umfassenden, seit langen Jahren aufgehäuften Wissens auf diesem Gebiete, die er am Ende selbst kaum mehr beherrschen konnte, in der Form und Art, welche ihm die Eigenthümlichkeit seines Geistes zum Gesetze machte, auszubeuten und der Welt nutzbar zu machen. Daher hat sein Werk eben zum guten Theile vielmehr jenen sonderbaren Charakter einer Vorrathskammer für bunt durcheinander geworfene Notizen, als eines planmäßig durchgeführten Geschichtsbuches erhalten. Wer wollte ihm aber daraus einen Vorwurf machen? — Wer wollte verkennen, daß er da eine Menge schätzbarer Dinge gegeben hat, die kein Anderer wissen und geben konnte? Sie wollen jedoch gesichtet und mit Vorsicht benutzt sein. Denn auch strengere Kritik war nicht die stärkste Seite der Geschichtsforschung Hammer's. Es gefiel ihm nun einmal, wie ein reicher Capitalist auf seiner Domäne in dem Überflusse seiner Schätze zu schwelgen, und sich dabei selbst mit verschwenderischer Laune auf den blumenreichen Gefilden orientalischer Phantasien zu ergehen. Verlor er sich dann häufig ins Kleinliche und Unbedeutende, so darf man ihm dies eben nicht zu hoch anrechnen.

Leider haben ihm nur die osmanischen Quellen, bei ihrer Einseitigkeit, nicht selten einen argen Streich gespielt. Eine Menge erheblicher Fehler und Missgriffe seines Werkes, zu deren Berichtigung im Einzelnen ein eigenes Buch erforderlich sein würde, sind dadurch zu erklären, daß er den osmanischen Quellen

zu großes Gewicht beilegte, dagegen die gleichzeitigen abendländischen Berichte nicht genugsam zu Rathe zog oder gänzlich vernachlässigte. Für die Beziehungen der europäischen Staaten zum osmanischen Reiche, welche wir vorzugsweise im Auge behalten mußten, sind aber gerade diese von entschiedener Wichtigkeit. Denn die osmanischen Chronisten und Reichshistoriker wußten entweder Vieles wirklich nicht, oder wollten es doch nicht wissen, und hatten immer gute Gründe, in ihrer starren und stolzen Abgeschlossenheit Alles, was sie nicht sagen durften, mit Stillschweigen zu übergehen, oder Das, was ihnen zu sagen vergönnt war, in das Gewand ihrer eigenen Ansichten oder der sie beherrschenden Interessen und Persönlichkeiten zu kleiden. Das bedingt vorzüglich den Werth der Hammer'schen Geschichte als Quellenwerk, als welches es auch von uns immer mit Gewissenhaftigkeit und Dank vielfach benutzt worden ist, und für immer seine relative Geltung behalten wird.

Indem wir nun von ihm scheiden, werden wir im Verfolg unseres Werkes in die Periode der Geschichte des osmanischen Reiches eintreten, welcher die genaueren Beziehungen zu den Ereignissen der jüngsten Zeiten den Reiz eines erhöhten und schlagenderen Interesses verleihen dürften. Sie ist eigentlich noch nie Gegenstand einer zusammenhängenden, umfassenderen Darstellung in pragmatischer Entwickelung gewesen. Die Schwierigkeit der Aufgabe steigert sich daher hier mit der Natur der Ansprüche und der Erwartungen.

Reiche, zu diesem Zwecke von mir seit Jahren gesammelte, noch wenig bekannte und benutzte Materialien werden mich vielleicht in den Stand setzen, denselben wenigstens einigermaßen zu entsprechen. Ich rechne jedoch für Das, was ich geben kann, jetzt schon auf die Nachsicht einsichtsvoller Beurtheiler.

Ich denke die Geschichte von dem Frieden zu Kutschuk-Kainardsche noch bis zu dem zu Paris vom Jahre 1856 herabzuführen. Es ist dies die Zeit der Krisis für die Umgestaltung des osmanischen Reiches, sowol in seiner Stellung zu der europäischen Staatenwelt, wie in seinem inneren Leben. Von den Ergebnissen derselben hängen seine Geschicke in unbestimmter Zukunft ab, welche ihm vielleicht noch manchen schweren Kampf beschieden haben dürfte.

Berlin, im November 1857.

J. W. Zinkeisen.

Inhalt des fünften Bandes.

Fünftes Buch.

Fünftes Capitel.

Europäische Verhältnisse von dem Ausgange des venetianischen Krieges im Jahre 1669 bis zum Frieden von Carlowicz im Jahre 1699.

Seite

1) Stellung der Westmächte zur Pforte: Frankreich und England. — Weitere Händel und neue Verträge mit den Barbareskenstaaten 3

Gespannte Verhältnisse zwischen Frankreich und der Pforte: Händel mit den Herren De la Haye; Soliman-Aga's Sendung nach Frankreich und Gesandtschaft des Herrn von Nointel, bis zur Erneuerung der Capitulationen mit der Pforte im Jahre 1673 ..... 3—29

Gesunkener Zustand des französischen Levantehandels; Münzbetrug (Timins), Colbert's Bemühungen, den Levantehandel zu heben; Angriff auf Dschidschelli (1664), Verträge mit Algier und Tunis im Jahre 1666 ..... 29—38

Neue Händel mit Algier und Feindseligkeiten mit Tripolis; Duquesne vor Chios und an den Dardanellen (1681); Herr von Guilleragues und der Streit um das Sofa ..... 39—49

Bombardement von Algier (1682 und 1683) und Erneuerung der Verträge mit diesem, sowie mit Tunis und Tripolis ..... 49—56

Englands Beziehungen zur Pforte in dieser Zeit; Erneuerung seiner Capitulationen (1675) und der Verträge mit den Barbaresken ..... 56—63

Seite

2) Die Nordmächte in dieser Zeit. — Krieg und Frieden mit Polen und Rußland bis zu den Friedensschlüssen mit Polen zu Zurawna und Constantinopel in den Jahren 1676 und 1678 und mit Rußland zu Radzin im J. 1681 63

Polen und die Pforte bis zum Ausbruche des Krieges im J. 1672 ..... 63—71

Der Friede von Budschak; Sobiesky's Siege bei Chocim und Lemberg (1673 und 1675) und Fortgang des Krieges bis zu dem Frieden zu Zurawna und der Großbotschaft Gninsky's.. 71—82

Ausbruch des Krieges mit Rußland im J. 1677 und Verlauf desselben bis zum Frieden zu Radzin im J. 1681 ..... 82—87

3) Österreich, Ungarn und Siebenbürgen bis zum Entsatz von Wien im J. 1683 und zur Entstehung des heiligen Bundes gegen das osmanische Reich im J. 1684 87

Die ungarischen Rebellen, der Kaiser und die Pforte; Emmerich Tököly's Auftreten und sein Verhältniß zur Pforte; Bruch derselben mit dem Kaiser und Caprara's Botschaft nach Constantinopel ..... 87—97

Belagerung und Entsatz von Wien und Sobiesky's Zug nach Ungarn im J. 1683 ..... 97—112

Venedig, der Kaiser und die Pforte: Stiftung des heiligen Bundes im J. 1684..... 112—116

4) Der heilige Krieg bis zum Frieden von Carlowicz im J. 1699 116

Belagerung von Ofen und Fall von Neuhäusel (1684 und 1685), zweite Belagerung und Fall von Ofen und Wiedereroberung von Ungarn bis zur Krönung des Erzherzogs Joseph als erblichen Königs desselben (1687)..... 116—129

Unternehmungen der Venetianer in Griechenland bis zur Unterwerfung von Morea, der Einnahme von Athen und der Belagerung von Negroponte, von 1684—1688, und gleichzeitige Ereignisse in Dalmatien ..... 129—138

Die Theilnahme Polens und Rußlands am heiligen Kriege: Erster und zweiter Feldzug der Russen nach der Krim, in den Jahren 1687 und 1689 ..... 138—143

Entthronung Sultan Mohammed's IV. im J. 1687 143—145

Fortgang des Krieges in Ungarn seit dem Jahre 1688: Schlacht bei Szalankemen (1691) und Prinz Eugen's Sieg bei Zenta (1697); Beginn der Friedensunterhandlungen mit der Pforte..... 145—159

Gleichzeitiger Fortgang des Krieges mit Venedig: Eroberung von Malvasia (1690), Angriff auf

Seite

Canea (1692), Francesco Morosini's letzter Feldzug und Ende (1694); Eroberung und Verlust von Chios (1694 und 1695); letzte Kämpfe in Morea; Liberacchi's Ausgang; Eroberungen in Dalmatien und Albanien ..... 160—186
Der Krieg mit Polen und Rußland seit 1690; Zaar Peter's d. Gr. Feldzüge gegen Assow und Einnahme desselben (1695—1697); Ereignisse am Dnieper ..... 186—200
Friedliche Stimmung der Pforte; Vermittelung Englands und Hollands bis zur Eröffnung des Congresses zu Carlowicz im October 1698 ... 200—209
Zweijähriger Waffenstillstand mit Rußland und die Friedensverträge mit dem Kaiser, Polen und Venedig ..... 210—217
Emmerich Tököly's letzte Schicksale ..... 217—222
Großbotschaft des Grafen von Öttingen nach Constantinopel und Grenzregulirung zwischen Österreich und der Pforte ..... 222—227
Grenzregulirung mit Polen und definitiver Friede zwischen Rußland und der Pforte ..... 227—236

Sechstes Buch.

Schwankende Verhältnisse zwischen der Pforte und dem übrigen Europa, und Rußlands wachsender Einfluß auf die Politik des Orients, bis zum Frieden zu Belgrad im Jahre 1739.

Erstes Capitel.

Das innere Leben des osmanischen Reiches in der zweiten Hälfte des siebenzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

Seite

1) Die Sultane bis zu Mustafa's II. Ausgang und Ahmed's III. Thronbesteigung 237
Bedeutung des Friedens von Carlowicz; zur Charakteristik der Sultane von Ibrahim bis zu Mustafa II. ..... 237—246
Der Aufstand gegen Mustafa II. bis zu seiner Entthronung und der Erhebung Sultan Ahmed's III. 247—261
2) Die Köprilis, ihr Regierungssystem und ihre Reformen 261

Seite

Mohammed Köprili, sein Ursprung, sein Charakter und seine Reformen bis zu seinem Ausgange im Jahre 1661 ..... 261—274
Ahmed Köprili und sein Regierungssystem bis zu seinem Tode im J. 1676 ..... 274—280
Ahmed Köprili's Nachfolger und Mustafa Köprili als Großwesir ..... 280—287
Die Nachfolger Mustafa Köprili's und Hussein Köprili's Reformen, vorzüglich in Beziehung auf das Heerwesen, die Flotte und die Finanzen 288—302
Hussein Köprili's Sorge für die geistigen Interessen und die christliche Bevölkerung im osmanischen Reiche; Händel zwischen den Jesuiten, Griechen und Armeniern bis zum Ausgange des armenischen Patriarchen Awedick ..... 302—318
Hussein Köprili's Ende und die letzten Großwesire aus dem Stamme der Köprilis ..... 318—323

Zweites Capitel.

Verhältnisse der Nordmächte zur Pforte. Peter der Große und Karl XII. von Schweden bis zu den Friedensschlüssen am Pruth (1711) und zu Constantinopel (1713).

Seite

1) Blick nach Asien und den übrigen außereuropäischen Ländern der Pforte. — Ihr Verhältniß zu den Chanen der Krim und zu den Großmächten des Westens in dieser Zeit 323
Aufständische Bewegungen in Asien, namentlich bei Bassora und wegen der Pilgerkarawane, und Unruhen in Ägypten u. s. w. ..... 323—331
Verhältnisse der Pforte zu den Tatarenchanen der Krim in dieser Zeit ..... 331—337
Stellung der Pforte zu den Großmächten des Westens, namentlich England und Frankreich: der englische Levantehandel um diese Zeit, und die Händel des Herrn von Fériol mit der Pforte ..... 337—348
Verhältnisse Hollands und Spaniens zu der Pforte in dieser Zeit; Verlust von Oran ..... 348—351
2) Stellung der Nordmächte zur Pforte bis zum Auftreten König Karl's XII. und dem Ausbruche des Krieges mit Rußland im Jahre 1710 351
Peter's des Großen orientalische Politik; Haltung der Pforte gegen Rußland; gespannte Verhältnisse zwischen derselben und Peter d. Gr. ..... 351—359
Peter der Große und die nordischen Verhältnisse; Leibnitz über Rußlands Stellung zum Abend-

Seite

lande; der Krieg zwischen Peter dem Großen und König Karl XII. von Schweden bis zu dessen Niederlage bei Pultawa ..... 359—378
Die ersten Verbindungen zwischen Karl XII. und der Pforte; Aufenthalt des Königs zu Bender und Verhandlungen desselben mit dem Diwan bis zur Erneuerung des Friedens zwischen Rußland und der Pforte im November 1709 ..... 378—394
Weitere Verhandlungen zwischen Karl XII. und der Pforte, und gespannte Verhältnisse zwischen derselben und Peter dem Großen bis zur gegenseitigen Kriegserklärung derselben im J. 1711 .. 394—417
3) Krieg und Frieden mit Rußland und Karl's XII. Heimkehr 418
Peter's d. Gr. Feldzug bis zu der Niederlage und der Capitulation am Pruth ..... 418—426
Karl's XII. Unmuth über die Capitulation am Pruth; abermalige Kriegserklärung an Rußland und erneuerter Friede mit demselben im J. 1712. .... 426—432
Fernere Haltung Karl's XII. gegen die Pforte bis zu dem Verzweiflungskampfe bei Warnitza im J. 1713 433—446
Karl XII. zu Demotika und König Stanislaus von Polen in Bender; Erneuerung des Friedens mit Rußland im J. 1713 und Vertrag der Pforte mit König August von Polen im J. 1714 ..... 446—455
Karl's XII. endliche Abreise aus dem osmanischen Reiche und Heimkehr nach Schweden; sein Schuldenwesen ..... 455—461

Drittes Capitel.

Der venetianische und der ungarische Krieg bis zum Frieden von Passarowicz im Jahre 1718.

Seite

1) Venedig und die Pforte bis zum Ausbruche des Krieges mit dem Kaiser im J. 1716 461
Ansichten für und wider den Krieg mit Venedig im Diwan; nächste Veranlassung zum Kriege, und Kriegserklärung der Pforte im December 1714 . 461—472
Verwaltung der Venetianer in Morea: Wiederbevölkerung, Besitzverhältnisse, Finanzlage, Rechtspflege, Kirchenwesen, bewaffnete Macht u. s. w. ..... 473—489
Der Feldzug vom Jahre 1715: Verlust von Tine, Korinth, Napoli di Romania u. s. w..... 489—498
Der Seekrieg im J. 1715: Fall von Suda und Spinalonga; Schleifung von St. Maura und der Feldzug in Dalmatien ..... 498—503
Stimmung in Venedig und Haltung der Pforte; Verbot venetianischer Waaren im osmanischen Reiche 503—508

Seite

Waffenbündniß zwischen Venedig und dem Kaiser und Ausbruch des Krieges zwischen dem Letzteren und der Pforte ..... 508—515
Franz Rakoczy und die Pforte ..... 515—519
2) Venedig und der Kaiser im Bunde gegen die Pforte bis zum Abschluß des Friedens von Passarowicz im J. 1718 519
Feldzug der Venetianer vom J. 1716: Schulenburg's heldenmüthige Vertheidigung von Corfu und der Krieg in Dalmatien ..... 520—532
Der gleichzeitige Krieg in Ungarn: Schlacht bei Peterwardein, Fall von Temeswar, Bewegungen in Albanien, in der Walachei und Moldau zu Gunsten des Kaisers ..... 532—542
Friedensvorschläge der Pforte und Fortgang des Krieges in Ungarn im J. 1717: Fall von Belgrad 542—552
Gleichzeitige Unternehmungen der Venetianer zur See und in Dalmatien ..... 552—557
Stand der Friedensverhandlungen und Fortgang des Krieges mit Venedig im J. 1718 ..... 557—563
Congreß zu Passarowicz ..... 563—569
Friedens- und Handelsvertrag zwischen dem Kaiser und der Pforte ..... 569—573
Friedensvertrag mit Venedig, die Großbotschaften, Rakoczy's Ausgang, nachträgliche Händel mit Venedig; Untergang der Macht der Signorie im Oriente ..... 573—582

Viertes Capitel.

Asiatische und europäische Verhältnisse vom Frieden zu Passarowicz bis zum Frieden zu Belgrad im Jahre 1739.

Seite

1) Rußland, Persien und die Pforte bis zum Ausbruch des Krieges mit Rußland und dem Abschlusse des Friedens mit Persien im J. 1736 583
Verhandlungen zwischen Rußland und der Pforte vom Jahre 1716 bis zur Erneuerung des Friedens im J. 1720 ..... 583—591
Persische Zustände: Erhebung der Afghanen, Mir Mahmud Schah von Persien; Verhältnisse Rußlands und der Pforte zu Persien bis zum Theilungsvertrag vom 24. Juni 1724 ..... 591—606
Peter's des Großen orientalische Politik; Mir Mahmud's Untergang und Eschreff's Erhebung auf den persischen Thron; seine Verhältnisse zu der Pforte, und die Vollziehung des Theilungsvertrages zwischen der letzteren und Rußland im J. 1727 ..... 606—619

Seite

Eschreff's Ausgang und Nadir Kouli's Auftreten; Kriegserklärung der Pforte an Persien im J. 1730 619—626

Janitscharenaufstand zu Constantinopel: Entthronung Sultan Ahmed's III. und Erhebung Mahmud's I. 626—638

Friede zwischen Persien und der Pforte (1732), Nadir-Schah bemächtiget sich der Gewalt, bricht mit der Pforte und schließt mit Rußland ein Defensiv- und Offensivbündniß 638—644

Krieg zwischen der Pforte und Nadir-Schah, welcher auf den persischen Thron erhoben wird, bis zum Abschluß des Friedens vom Jahre 1736 644—652

Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Pforte in Persien (1732) und sonstige gespannte Verhältnisse zwischen beiden Mächten; die polnische Königswahl vom J. 1733 und Einmarsch der Russen in Polen in Folge derselben 652—657

Friedliche Stimmung der Pforte, Einfall der Tataren in Dagestan und erste Bewegung der Russen gegen die Krim und gegen Assow; die Note des Grafen Ostermann vom April 1736 und Kriegserklärung der Pforte gegen Rußland (28. Mai 1736) 657—669

2) Der russisch-österreichische Krieg gegen die Pforte bis zum Frieden zu Belgrad im Jahre 1739 669

Haltung Österreichs gegen die Pforte in dieser Zeit; es sucht den Frieden zwischen der Pforte und Rußland zu vermitteln, welches sich jedoch für die Fortsetzung des Krieges entscheidet 669—677

Feldzug des Grafen von Münnich nach der Krim im J. 1736: Erstürmung der Linien von Perekop, Einnahme von Koslow und Baktschiserai und Rückzug der Russen aus der Halbinsel. Capitulation von Assow und Unterwerfung der Tataren vom Kuban 677—687

Wirkungen des Feldzugs vom J. 1736: fortdauernde kriegerische Stimmung zu St. Petersburg und Constantinopel; Österreichs Haltung gegen Rußland und die Pforte; Erklärung des Grafen Königsegg an die letztere vom 5. December 1736 und Erwiderung des Großwesirs darauf .. 687—698

Österreich entscheidet sich für den Krieg gegen die Pforte; vergebliche Versuche friedlicher Ausgleichung; Kriegserklärung und Manifest des Wiener Hofes 698—705

Der Congreß zu Nimirow; Stimmungen im Abendlande; des Cardinals Alberoni Plan zur Vernichtung und Theilung des osmanischen Reiches. 705—711

Rüstungen des Kaisers und vergebliche Bemühungen desselben, Polen und Venedig zur Bundesgemeinschaft gegen die Pforte zu bewegen 712—716

Seite

Der Feldzug vom Jahre 1737: Eroberung und Verlust von Nissa; vergeblicher Angriff auf Widdin; Verurtheilung und Hinrichtung des Generals Doxat; Proceß und Gefangenschaft des Feldmarschalls von Seckendorff ..... 716—731

Feldzug der Russen im Jahre 1737: Feldmarschall von Münnich erobert Oczakow, welches die Osmanen vergeblich wieder zu erlangen suchen; Marschall Lascy's Einbruch in die Krim ..... 731—736

Auflösung des Congresses zu Nimirow und Beginn der Friedensverhandlungen unter Frankreichs Vermittelung ..... 736—743

Joseph Rakoczy, von der Pforte als Fürst von Siebenbürgen anerkannt, wird von dem Kaiser in die Acht erklärt; sein Ende..... 743—748

Fortgang und Abbruch der Friedensverhandlungen ... 748—751

Der Feldzug vom Jahre 1738: Nutzlose Operationen der Kaiserlichen an der Donau und der Russen am Dniester und gegen die Krim; Fortschritte der letzteren am Kuban ..... 752—756

Gespannte Verhältnisse zwischen den Höfen von Wien und St. Petersburg; Fortgang der Friedensverhandlungen und versuchte Einmischung Polens, Schwedens und Persiens in dieselben..... 756—765

Friedliche Stimmung der Pforte; Unruhen in Asien .. 765—768

Der Feldzug vom Jahre 1739: Niederlage der Kaiserlichen bei Krozka (23. Juli) und die Osmanen vor Belgrad..... 768—773

Fortgang und mislicher Stand der Friedensverhandlungen für den Kaiser; Spannung zwischen Marschall Wallis und Graf Neipperg; Zustand des kaiserlichen Heeres und der Festung Belgrad; General von Schmettau daselbst..... 773—780

Graf Neipperg und Marquis von Villeneuve als Friedensunterhändler im Lager des Großwesirs; Haltung Rußlands bei den betreffenden Verhandlungen; Herr von Cagnoni als russischer Bevollmächtigter; Unterzeichnung der Präliminarien des Friedens mit dem Kaiser ..... 780—787

Wirkung der Friedens-Präliminarien auf das Cabinet zu Wien; Erklärungen des Kaisers darüber und endlicher Abschluß des Friedens mit demselben (18. Sept.)..... 787—795

Friedensverhandlungen mit Rußland und Feldzug der Russen vom Jahre 1739: Feldmarschall von Münnich schlägt die Osmanen bei Stawutschane, nimmt Chocim und besetzt die Moldau; Lascy vor Perekop..... 795—798

Abschluß und Ratification des Friedens mit Rußland; Münnich's Unmuth darüber.. ..... 798—803

Ratification der beiden Friedensschlüsse; Grenzregulirung; Großbotschaft des Grafen von Ulefeld;

Seite

Erneuerung der Capitulationen mit Frankreich (1740) und Politik der Pforte in Betreff der pragmatischen Sanction ..... 803—813
Defensivbündniß zwischen Schweden und der Pforte; weitere Differenzen derselben mit Rußland bis zur endlichen Ausgleichung mit demselben im Jahre 1741 ..... 813—820

Siebentes Buch.

Erschöpfung des osmanischen Reiches unter fortdauernder Gährung im Innern und Thatlosigkeit nach Außen. — Rußlands entschiedenes Übergewicht über die Pforte bis zum Frieden von Kutschuk-Kainardsche im Jahre 1774.

Erstes Capitel.

Asiatische Verhältnisse und inneres Leben des osmanischen Reiches bis zum Ausbruche des Krieges mit Rußland im Jahre 1768.

Seite

1) Der Krieg mit Persien bis zum Frieden vom Jahre 1746 und Nadir Schahs Ausgang im Jahre 1747 821
Nadir Schahs Zug nach Indien, sein Verhältniß zu Rußland und Wiederausbruch des Krieges zwischen ihm und der Pforte ..... 821—827
Verlauf des Krieges zwischen Nadir Schah und der Pforte bis zur Wiederherstellung des Friedens im Jahre 1746 und Nadir Schahs Ausgang im Jahre 1747. Persiens Zerrüttung nach dieser Zeit ..... 827—835
2) Blick auf das innere Leben des osmanischen Reiches während der Friedenszeit bis zum Ausbruche des Krieges mit Rußland im Jahre 1768 836
Zur Charakteristik Sultan Mahmud's I. und seines Regierungssystemes; Bonneval und seine Reform des Heerwesens; Zustand des Janitscharencorps; Finanzmaßregeln; Mahmud's I. Ende und Osman's III. dreijährige Regierung ..... 836—848

Seite

Charakter Sultan Mustafa's III. und sein Regierungssystem; die Großwesire Raghib-Mohammed und Hamid Hamfa 848–854

Zweites Capitel.

Die auswärtige Politik der Pforte vom Frieden zu Belgrad bis zum Ausbruche des Krieges mit Rußland im Jahre 1768.

Seite

1) Die Westmächte und der Eintritt Preußens in die orientalische Politik 855

Die Pforte als Vermittlerin des europäischen Friedens; sie schließt, ungeachtet der Bemühungen Frankreichs dagegen, mit Österreich im Jahre 1747 einen „ewigen Frieden“ ..... 855—862

Graf Desalleurs und Graf von Vergennes suchen vergeblich die Pforte zu einem Waffenbündniß gegen Rußland zu bewegen; Defensivbündniß zwischen Frankreich und Österreich vom Jahre 1756 und 1758, und Wirkung desselben auf die Pforte ..... 862—871

Der französische und der englische Levantehandel um diese Zeit: Sinken des letzteren und gedrückte Verhältnisse der britischen Levante-Compagnie; Englands Handel durch Rußland nach Persien und sein Einfluß auf die orientalische Politik desselben; seine Verhältnisse zu den Barbareskenstaaten ..... 871—881

Verträge zwischen der Pforte und den kleinen Seemächten, Neapel, Toscana, Schweden und Dänemark, und ihr Verhältniß zu den Barbaresken ..... 881—884

Die ersten Beziehungen zwischen Preußen und der Pforte; die orientalische Politik Friedrich's des Großen und die Verhandlungen seines Bevollmächtigten, des Herrn von Rexin, zu Constantinopel bis zum Abschluß des Freundschafts- und Handelsvertrages vom Jahre 1761 884—893

Weitere Verhandlungen über ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Preußen und der Pforte; von Rußland, Österreich und Frankreich hintertrieben, wird es von der Pforte verworfen; Resmi Efendi als erster osmanischer Botschafter am Hofe zu Berlin im Jahre 1763 ..... 893—900

2) Rußland, Polen und die Pforte bis zum Ausbruche des russisch-türkischen Krieges im Jahre 1768 900

Friedliche Politik der Pforte in Betreff der Nordmächte: Haltung derselben gegen die polnischen Conföde-

Seite

rirten; ungeachtet der Aufreizungen Frankreichs sucht sie einen Bruch mit Rußland zu vermeiden 900—909
Zerstörung von Balta durch die Russen; die Pforte beschließt den Krieg gegen Rußland; Wortwechsel zwischen dem Großwesir und dem russischen Residenten, Herrn von Obreskow, Manifeste der Pforte und der Kaiserin Katharina..... 909—914
Haltung der übrigen Mächte beim Ausbruche des Krieges und Streitkräfte der kriegführenden Mächte. 914—918

Drittes Capitel.

Der russisch-türkische Krieg und der Friede zu Kutschuk-Kainardsche von 1769—1774.

Seite

1) Die Ereignisse bis zum Untergange der osmanischen Flotte bei Tschesme und der Schlacht am Kaghul im Jahre 1770..... 918
Krim-Girai's Streifzug nach Neu-Serbien im Winter 1769: Angriffe der Russen auf Choczim, welches endlich in ihre Gewalt fällt; Unterwerfung der Moldau und Walachei unter russische Botmäßigkeit ..... 918—925
Feldzug der Russen zur See nach dem Mittelländischen Meere im Jahre 1770; Haltung der Seemächte bei demselben; Unternehmungen der Russen in Morea, und Fortgang des Seekrieges bis zur Vernichtung der osmanischen Flotte bei Tschesme und den Operationen der Russen auf Lemnos und an den Dardanellen .... 925—940
Der Landkrieg im Jahre 1770; Niederlage der Osmanen am Kaghul; Unterwerfung der Tataren von Jedissan und Budschak, und weitere Resultate dieses Feldzugs ..... 940—944
2) Rußland und die Pforte von den ersten Vermittelungsversuchen Österreichs und Preußens bis zum Abschlusse des Friedens von Kutschuk-Kainardsche 944
Versuche der Großmächte, den Frieden zwischen Rußland und der Pforte zu vermitteln; Österreich und Preußen als Friedensvermittler, Subsidienvertrag zwischen Österreich und der Pforte vom 6. Juli 1771 und Wirkungen desselben auf die Friedensverhandlungen .... 944—951
Feldzug vom Jahre 1771; Unterwerfung der Krim durch die Russen und die Friedenscongresse zu Fockschan und Bucharest im Jahre 1772.... 952—956

Seite

Die Feldzüge in den Jahren 1773 und 1774, und gleichzeitiger Fortgang des Seekrieges; Mustafa's III. Tod und Abdul-Hamid's Regierungsantritt; gänzliche Niederlage der Osmanen an der Donau und bei Schumna; endlicher Abschluß des Friedens zu Kutschuk-Kainardsche und Bedingungen desselben .... 956—962

Geschichte des osmanischen Reiches in Europa.

Fünfter Theil.

Schluß des fünften Buches, sechstes und siebentes Buch: Fortdauerndes Sinken der osmanischen Macht und steigendes Übergewicht Rußlands über die Pforte, von dem Frieden mit der Republik Venedig im Jahre 1669 bis zum Frieden von Kutschuk-Kainardsche im Jahre 1774.

Fünftes Buch.

Fünftes Capitel.

Europäische Verhältnisse von dem Ausgange des venetianischen Krieges im Jahre 1669 bis zum Frieden von Carlowicz im Jahre 1699.

1) Stellung der Westmächte zur Pforte: Frankreich und England. — Weitere Händel und neue Verträge mit den Barbareskenstaaten.

Es läßt sich leicht ermessen, daß die Hülfe, welche Ludwig XIV. den Venetianern in den letzten Jahren des candiotischen Krieges, verdeckt oder offen und gleichsam unter dem Paniere des Heiligen Stuhles, hatte zukommen lassen, die mislichen Verhältnisse, welche die freundlichen Beziehungen zwischen Frankreich und der Pforte schon seit dem Hader mit Herrn von Cesy und Herrn von Marcheville und den fatalen Jesuitenhändeln wesentlich beeinträchtiget hatten [1]), noch bedeutend erschwert und nur verwickelter gemacht hatte. Persönliche Gereiztheit und diplomatische Empfindlichkeit hatten ihnen ohnehin bereits während des venetianischen und des ungarischen Krieges einen höchst erbitterten Charakter gegeben.

Der stolze und tyrannische Mohammed Köprili konnte es Herrn de la Haye, dem Nachfolger des Herrn von Marcheville (seit 1639), nicht vergeben, daß er es versäumt hatte, ihm beim Antritt seines Amtes als Großwesir (1656) durch die herkömmliche Aufwartung und Überreichung des üblichen Ehrengeschenks die gebührende Huldigung darzubringen. Nur

1) Vgl. Bd. IV, S. 221—227 u. S. 361—378.

zu spät suchte Herr de la Haye, welcher in dem guten Glauben so gehandelt hatte, daß das Regiment Köprili's, gleich dem aller übrigen Großwesire in diesen unstäten Zeiten, nur von kurzer Dauer sein werde, den begangenen Fehler dadurch wieder gut zu machen, daß er dem erzürnten Wesir noch nachträglich seinen Besuch abstattete und das vorenthaltene Geschenk überreichte, als er sich im Besitze seiner Macht befestiget hatte. Köprili empfing ihn kalt, nahm zwar die Ehrengabe an, behielt aber nichtsdestoweniger den unversöhnlichen Groll im Herzen, den er auch dem Botschafter bei der ersten besten Gelegenheit schwer genug entgelten ließ. Sie bot sich ihm nur zu bald dar.

Der Unstern des Herrn de la Haye wollte es, daß im Jahre 1658 ein französischer Abenteurer, wie es deren damals im Oriente viele gab, Vertamont mit Namen, welcher auf Candia in venetianischen Diensten gestanden hatte, mit einem Paket chiffrirter Depeschen für den Unterhändler der Signorie Ballarino und den französischen Gesandten selbst, die ihm unvorsichtigerweise der General-Capitän anvertraut hatte, in Adrianopel erschien, wo damals der Sultan Hof hielt. Anstatt aber diese wichtigen Briefe an ihre Adresse gelangen zu lassen, lieferte sie Vertamont, welcher als Renegat sein Glück machen wollte, verrätherischerweise in die Hände des Großwesirs. Nichts war in der That mehr geeignet, den mistrauischen Geist Köprili's gegen den verhaßten Botschafter aufzubringen, als dergleichen chiffrirte Geheimnisse. Er wollte sie um jeden Preis enthüllt haben und beschied zu diesem Zwecke sofort Herrn de la Haye selbst von Constantinopel nach seiner Pforte. Dieser aber, welcher damals an Steinschmerzen krank darniederlag, konnte oder wollte diesem Befehle nicht Folge leisten; und da sich auch keiner seiner Secretäre und Dolmetscher zu einer so gefahrvollen Mission verstehen mochte, bei der es sich erfahrungsmäßig allerdings um Freiheit und Leben handelte, so sah er sich genöthiget, sie endlich seinem eigenen Sohn zuzumuthen [1]).

1) Am genauesten spricht hierüber: Chardin Voyages en Perse, Amsterdam 1735. T. I. p. 11 fg., vgl. mit Baliero, p. 471. Übrigens verstand es Herr de la Haye, wenn wir Chardin glauben sollen,

Dieser hatte sich, wie zu erwarten war, keines freundlichen Empfanges bei dem aufgebrachten Wesir zu erfreuen, zumal da er, wie es scheint, auch seinerseits den eiteln Versuch machte, ihm durch eine ziemlich hochgehaltene Sprache imponiren zu wollen. Solches, meinte Köprili, könne man sich wol einmal von dem Gesandten selbst, nicht aber von seinem Stellvertreter gefallen lassen, selbst nicht, wenn dieser sein Sohn sein sollte. Und daraufhin ließ er ihn ohne weiteres greifen und unter thätlichen Mishandlungen der empörendsten Art ins Gefängniß werfen. Seine Secretäre und Dolmetscher gingen indessen frei aus, obgleich sie die Briefe nicht entziffern konnten. Der eine wäre beinahe vor Schrecken gestorben.

Auf die erste Kunde von dem Misgeschick seines Sohnes eilte nun Herr de la Haye selbst nach Adrianopel, um wenigstens dessen Freilassung zu erwirken, bevor der Großwesir seinen damals beabsichtigten Feldzug nach Siebenbürgen antreten würde. Anstatt aber diese zu erlangen, mußte er, weil auch er außer Stand war, die fatalen Briefe zu entziffern, die Gefangenschaft des Sohnes theilen, welche indessen seitdem einen etwas milderen Charakter bekam. So blieben diese Herren in solcher jedem völkerrechtlichen Brauche Hohn sprechenden Lage, bis Köprili siegreich aus Siebenbürgen zurückkehrte. Gleich als ob gar nichts vorgefallen sei, äußerte er sich jetzt mit erheuchelter Verwunderung darüber, daß sie überhaupt noch in Adrianopel weilen, gab sie frei und ließ sie ruhig nach Constantinopel zurückkehren [1]).

Zuvor hatte er aber schon einen Tschausch nach Paris abgefertigt, welcher bei dem Könige Klage darüber führen sollte, daß der Gesandte seine Stellung auf solche Weise

ehr gut, sich dergleichen lästiger Verräther zu entledigen. Einen andern französischen Abenteurer dieser Art, der sich auf das Dechiffriren verstand und dem Gesandten mit der Drohung, er werde dem Großwesir seine Dienste anbieten, Geld abpressen wollte, wußte er zu sich zu locken, stürzte ihn mit Gewalt von dem Balcon seines Hotels herab, ließ ihn unten vollends todtschlagen und dann seinen Leichnam in aller Stille einscharren (?!)

1) Chardin a. a. O., p. 13 fg.

gegen die Interessen des Großherrn gemisbraucht habe. Cardinal Mazarin war jedoch damals nicht in der Lage, für eine so unerhörte Beleidigung des Stellvertreters seines Monarchen sogleich gebührende Genugthuung zu verlangen. Wie es scheint, drängten ihn vorzüglich die Marseiller Kaufleute, welche durch einen Bruch mit der Pforte die ohnehin schon sehr leidenden Interessen ihres Levantehandels für aufs Äußerste gefährdet hielten, die Sache wo möglich gütlich beizulegen. Zu diesem Zwecke beeilte sich der Cardinal einen seiner gewandtesten Diplomaten, Herrn Blondel, damals Gesandten zu Berlin, nach Constantinopel zu schicken, dessen Instructionen dahin gingen, daß er zwar auf energische Weise Genugthuung verlangen, unter der Hand aber kein Mittel unversucht lassen solle, eine friedliche Ausgleichung des Streites herbeizuführen.

Von den daraufhin eingeleiteten Unterhandlungen wissen wir nur so viel, daß sich Herr Blondel mit dem Großvesir auf einen sehr freundlichen Fuß zu setzen wußte und die ganze Sache am Ende darauf hinauslief, daß Köprili ein von jenem so hingeworfenes Wort, der Sultan habe höchstens die Abberufung des Botschafters verlangen können, mit Hast aufgriff und noch jetzt auf derselben bestand. „Er mag gehen, der Botschafter," war sein Ultimatum, „wir wollen mit ihm nichts mehr zu schaffen haben." Mit diesem Bescheid kehrte Blondel nach Frankreich zurück, von wo aus denn auch bald nachher die Abberufung des Herrn de la Haye erfolgte. Nur um nicht alle Verbindung abzubrechen und den französischen Unterthanen im osmanischen Reiche für die laufenden Geschäfte den nöthigen Schutz zu gewähren, erhielt er die Weisung, einen in Constantinopel ansässigen französischen Kaufmann, Roboly mit Namen, dort als Residenten zurückzulassen [1]).

1) Valiero, p. 472, welcher der Sache besondere Aufmerksamkeit widmet, weil man damals in Venedig zwischen Frankreich und der Pforte einen gänzlichen Bruch gar zu gern gesehen hätte. Der venetianische Gesandte in Paris war in diesem Sinne (di fomentare lo sdegno, che si credeva giustissimo) außerordentlich thätig. Dagegen bezeugt namentlich Chardin, p. 14, daß Blondel mit dem

Diese gespannten Verhältnisse zwischen beiden Mächten währten mehrere Jahre, zum größten Nachtheil der davon berührten Interessen, namentlich des Levantehandels. Man fühlte von beiden Seiten das Unhaltbare der Lage, war aber auch einem förmlichen Bruche gleich abgeneigt: in Paris, weil man dann den Levantehandel für gänzlich verloren hielt, in Constantinopel, weil man eine Verbindung Frankreichs mit dem Kaiser oder Venedig fürchtete. Bereits zu Anfange des Jahres 1662 suchte daher der französische Hof die freundlichen 1662
Beziehungen zu der Pforte dadurch auf dem alten Fuße wiederherzustellen, daß Ludwig XIV. durch an den neuen Großwesir Ahmed Köprili — Mohammed, sein Vater, war im October 1661 gestorben — und den Sultan selbst gerichtete Schreiben anfragte, ob man geneigt sei, insoweit für die Herrn de la Haye und dessen Sohne zugefügte Beleidigung gebührende Genugthuung (la satisfaction qui nous est due) zu gewähren, daß man fernerhin keinen Anstand mehr nehmen werde, den letztern, Herrn de la Haye den Sohn, als ordentlichen Gesandten des Königs (nôtre Ambassadeur ordinaire) mit den ihm zukommenden Ehren zu empfangen. Sei dies der Fall, so solle er sobald wie möglich abreisen, um die alte Freundschaft und das seit undenklichen Zeiten bestehende Bündniß zwischen dem König und dem Großherrn aufs Neue zu befestigen; wo nicht, so sollte auch Roboly Constantinopel verlassen und das gute Einvernehmen zwischen Frankreich und der Pforte als völlig gelöst gelten.

Die Antwort auf diese Schreiben, welche von zwei Botschaftssecretären, Du Pressoire und La Fontaine, nach Constantinopel gebracht wurden, erfolgte schnell und lautete befriedigend. Der Großherr, schrieb Ahmed-Köprili an den König — eine Antwort des Sultans selbst an denselben erfolgte nicht, weil es der osmanischen Etikette zuwider war, daß er persönlich an einen Monarchen schreibe, welcher nicht durch einen ordentlichen Gesandten an der Pforte vertreten sei —,

Großwesir sehr gut stand: „On dit qu'il plut beaucoup au Grand-Visir, en tout ce qu'il traita avec lui.“ Nach Valiero soll Geld dabei mit im Spiele gewesen sein.

der Großherr sei bereit, besagten Botschafter mit den durch das Herkommen festgesetzten Ehren zu empfangen (il sera honoré de la part de l'Empereur et traité selon la coûtume), die alten Capitulationen zu erneuern und die Freundschaft zwischen den beiden Monarchen für alle Zukunft zu befestigen [1]). Allein die Ausführung dieser großherrlichen Entschließung verzögerte sich nun doch noch wider Erwarten.

Es scheint nämlich, daß die nach Ungarn geschickte Hülfe und der Angriff der Franzosen auf Dschidschelli an der nordafrikanischen Küste (1664) — wir werden bald noch einige Worte darüber sagen — in Constantinopel abermals so misgünstige Stimmungen gegen Frankreich hervorgerufen hatte, daß es Ludwig XIV. selbst für gerathen hielt, seine Versöhnungsbotschaft dorthin nicht zu übereilen. Erst nach dem Frieden von Vasvar und dem Rückzuge der Franzosen aus Ungarn erhielt Herr de la Haye Vantelay — er führte diesen Beinamen zum Unterschied von seinem unterdessen verstorbenen Vater — Befehl, sich auf seinen Posten zu be-
1665 geben. Er traf zu Ende November 1665 in Constantinopel ein, fand aber den Großwesir noch keineswegs bei erwünschter Laune. Gleich bei seinem Einzuge, den er so imposant wie möglich machen wollte, kam es zu unangenehmen Auseinandersetzungen. Der von ihm verlangte Kanonengruß des Serai wurde verweigert. Er konnte es nicht einmal durchsetzen, daß ihm dieselben Ehrenbezeugungen zu Theil wurden, wie dem englischen und dem kaiserlichen Gesandten; und da er es unter seiner Würde hielt, die ihm angebotene Begleitung von blos zehn Tschauschen anzunehmen, zog er ohne feierlichen Empfang in aller Stille in sein Hotel ein [2]).

In demselben Geiste war das Benehmen des Großwesirs bei den ersten Audienzen kalt, zurückstoßend und höchst insolent. Er empfing den Gesandten sitzend, würdigte ihn kaum eines Blickes und überhäufte ihn mit Schmähungen wegen der von Frankreich den Feinden der Pforte, dem Kaiser

1) Die betreffenden Schreiben sowol des Königs (vom 12. Januar 1662) als auch des Großwesirs gibt Rycaut, T. I, p. 337 fg.

2) Derselbe, T. II, p. 148 fg.

und Venedig, geleisteten Hülfe. In der zweiten Audienz trieb leidenschaftliche Aufwallung beide sogar zu empörenden Thätlichkeiten. Da der Großwesir den Gesandten abermals mit berechneter Geringschätzung empfing, wußte sich dieser nicht zu halten, riß seinem Dolmetscher die Capitulationen aus der Hand und warf sie dem Pascha vor die Füße. Da stieß ihn einer der anwesenden Diener mit Gewalt von seinem Sitze und war schon im Begriff, ihn noch ärger zu mishandeln, als de la Haye nach seinem Degen griff und sich eilig entfernen wollte. Ein Tschausch lief ihm nach, versetzte ihm einen derben Backenstreich und ließ ihn im Vorzimmer ohne weiteres verhaften.

Diese sehr undiplomatische Scene wußte man nur durch eine dritte Audienz einigermaßen wieder gut zu machen, für welche der Großwesir sich verpflichtete, den Gesandten mit der seinem Könige und ihm selbst schuldigen Ehrerbietung zu empfangen und beide sich anheischig machten, das in den zwei ersten Vorgefallene als nicht geschehen der Vergessenheit anheimzugeben. Sie fand in den ersten Tagen des Januars des Jahres **1666** statt. Köprili reichte Herrn de la Haye **1666** freundlich die Hand zur Versöhnung und der gestörte Friede schien vollkommen wiederhergestellt zu sein. Etwa einen Monat später wurde dann auch Herr de la Haye ohne weitere Schwierigkeiten mit dem seinem Range geziemenden Ceremoniel zur Audienz des Großherrn selbst zugelassen [1]).

Damit war indessen für die Erledigung der Geschäfte, welche mit den Hauptzweck der Mission des Herrn de la Haye ausmachten, noch so viel wie nichts gewonnen. Der Großwesir setzte da im Gegentheil allen seinen Bemühungen fortwährend eine absichtliche Böswilligkeit und die peinlichste Unfügsamkeit entgegen. Er wollte sich weder zur Erneuerung der Capitulationen mit den von Seiten des französischen Hofes gewünschten Modificationen, noch zur Bewilligung der freien Schiffarth durch das Rothe Meer nach Indien verstehen, worauf Frankreich damals besonderen Werth legte. Er trat seinen Feldzug nach Candia an, ohne daß de la Haye

1) Rycaut, p. 155 fg. Chardin, p. 15 fg.

das Geringste erreicht hatte. Und noch schlimmer erging es diesem mit dem Kaimakam, mit welchem er nun in Unterhandlung trat.

Die Verhältnisse wurden jetzt überhaupt mit jedem Tage wieder gespannter, unerträglicher und unhaltbarer, wie je zuvor. Vergebens bot der Gesandte Alles auf, den damals mit den Genuesern durch den Marquis von Durazzo abgeschlossenen Handelsvertrag, welcher den französischen Levantehandel wesentlich benachtheiligte, wieder rückgängig zu machen, und während Frankreich seine Subsidien und Hülfsvölker nach Candia schickte, erreichten die Plackereien, welche die französischen Kaufleute in den Häfen und den Handelsplätzen des osmanischen Reiches zu erdulden hatten, den höchsten Gipfel. Nicht genug, daß der Zoll für ihre Waaren noch immer 5 Procent betrug, während die Engländer, die Holländer und nun auch die Genueser nur 3 Procent bezahl-
1668 ten, wurde im Jahre 1668 der Schaden, welcher dort dem französischen Handel allein in den drei letzten Jahren zugefügt worden sei, auf mindestens 200,000 Livres berechnet. Die Marseiller Handelshäuser in der Levante bestürmten daher auch die Regierung ohne Unterlaß mit den bittersten Klagen, und drangen endlich, in der Meinung, daß der alte Groll des Großwesirs gegen Herrn de la Haye mit die vorzüglichste Ursache dieses heillosen Zustandes sei, förmlich darauf, daß er abberufen werde [1]).

Dazu bequemte sich nun auch Ludwig XIV. Herr de la Haye erhielt zu Ende des Jahres 1668 Befehl, nach Frankreich zurückzukehren, und zwar mit der Weisung, der Pforte zu wissen zu thun, daß der König gesonnen sei, nicht eher wieder einen ordentlichen Gesandten bei ihr zu beglaubigen, als bis seinen gerechten Ansprüchen und Forderungen völlig Genüge geschehen sein würde. Bis dahin sollte abermals nur ein Secretär oder ein zum Residenten ernannter französischer Kaufmann die laufenden Geschäfte der Gesandtschaft führen. Zugleich wurde ein kleines Geschwader von 4 Schiffen nach Constantinopel geschickt, welches Herrn de

1) Chardin, p. 17 fg.

la Haye an Bord nehmen und nach Frankreich zurückführen ſollte.

Bis zu dieſem Äußerſten wollte es die Pforte aber doch nicht kommen laſſen. Einen gänzlichen Bruch mit Frankreich wünſchte man gerade jetzt, wo der Kampf um Candia noch nicht entſchieden war, um jeden Preis zu vermeiden. Man nahm alſo Anſtand, Herrn de la Haye ohne weiteres ziehen zu laſſen, und ſuchte ihn dadurch hinzuhalten, daß der Kaimakam zuvor noch das Gutachten des auf Candia befindlichen Großweſirs einholte. Die Antwort des Letzteren traf erſt im März 1669 in Conſtantinopel ein und lautete 1669
dahin, daß ſich der Geſandte an das damals in Lariſſa befindliche Hoflager des Sultans begeben ſolle, um dort der weiteren Entſchließung deſſelben gewärtig zu ſein. Herr de la Haye, welcher Conſtantinopel nur ungern verließ, folgte dieſem Befehle des Großweſirs bereits im April, und die weiteren Verhandlungen, welche er in der Nähe von Lariſſa mit dem Kaimakam hatte, führten am Ende zu dem Reſultate, daß man einen Abgeſandten der Pforte nach Frankreich ſchicken wolle, welcher Herrn von Lionne, dem Miniſter-Staatsſecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, und dem Könige die Schreiben des Kaimakam und des Sultans überbringen ſollte, worin, unter der Verſicherung, daß den franzöſiſchen Unterthanen im osmaniſchen Reiche bisher noch nie ein Leids zugefügt worden ſei, um nähere Erklärungen über die Gründe der Abberufung des Geſandten gebeten wurde [1]).

1) Chardin, p. 18, und dann vorzüglich Mémoires du Chevalier d'Arvieux, Paris 1735, Tom. IV, p. 110 fg., wo Alles, was ſich auf die Sendung Soliman Aga's, mit welchem d'Arvieux ſelbſt viel verkehrte, bezieht, in größter Ausführlichkeit erzählt wird. In dem Schreiben des Kaimakam Muſtafa-Paſcha an Herrn von Lionne (gegeben daſelbſt, p. 141) heißt es unter Anderem, nicht gerade der Wahrheit gemäß: „Les Marchands comme les autres sujets (français), qui vont par terre et par mer trafiquer dans les Etats du Grand Seigneur, ayant eu le plaisir de trouver du profit dans leur commerce, n'y ont jamais rien souffert qui ait contrevenu à la paix, ni troublé leur repos.“ Und ebenſo in dem Schreiben des Sultans an den König von Anfang Juni 1669: „De notre camp de Dogangi près de Larissa“ (daſelbſt, p. 166).

Zu dieser wichtigen Sendung wurde der Mutaferrika Soliman-Aga, ein kluger, gewandter und sehr wohlunterrichteter, aber etwas hochfahrender und roher Bosnier, ausersehen, ohne daß ihm jedoch die Eigenschaft und die Vollmachten eines eigentlichen Gesandten (Eltschi) verliehen wurden. Er sollte nichts mehr und nichts weniger sein, als der Träger jener Briefe und der darauf zu gewärtigenden Antwort des französischen Cabinets. Von der Haltung dieser Antwort sollte es erst noch abhängen, ob man später einen wirklichen Gesandten von höherem Range und mit angemessenen Geschenken nach Frankreich nachsenden, oder aber die Dinge vorläufig in der zweifelhaften Lage belassen wolle, in welcher sie sich augenblicklich befanden [1]).

Um die Sendung Soliman's möglichst zu beschleunigen, verstand sich Herr de la Haye dazu, ihm das Geschwader, welches bereits zu Anfange des Jahres in Constantinopel erschienen war, um ihn selbst nach Frankreich zurückzubringen, zu seiner Verfügung zu stellen. Es wurde zu diesem Zwecke nach Volo, im Golf von Saloniki, beschieden, wo es zu Anfang Mai eintraf, und von da aus erst am 21. Juni Soliman-Aga zu Napoli di Romania an Bord nahm, während de la Haye nach Constantinopel zurückkehrte, um dort den Erfolg der Sendung abzuwarten. Dem im October wiederholt an ihn ergangenen Befehle, sich sofort einzuschiffen, und im Fall man ihn daran hindern würde, ohne weiteres seinen Charakter als Gesandter abzulegen, glaubte er jetzt um so weniger Folge leisten zu müssen, da die Schiffe bereits abgegangen waren, und, wie er wenigstens behauptete, die Pforte ihn gegenwärtig mit allen seiner Stellung gebührenden Rücksichten behandele [2]).

Unterdessen war Soliman, dessen Erscheinen in Frank-

„Il n'est pas arrivé la moindre chose qui ait dû alterer la bonne foi, l'amitié, l'affection et la sincerité qui est entre nous depuis si long-temps."

1) D'Arvieux p. 124.

2) Chardin a. a. O. p. 19. Er schrieb, als Grund, daß er dem Befehle nicht gehorche, nach Frankreich, „que les Turcs avoient pour lui beaucoup de consideration, de retenue et de respect."

reich überhaupt einige Sensation machte, zu Anfang August in Toulon gelandet und begab sich, nachdem er hier mit großer Auszeichnung empfangen worden war, sogleich an das Hoflager, wo er erst zu Anfang November eintraf, und zunächst in dem Dorfe Issy bei Paris seine Wohnung erhielt. Man war, seines etwas zweifelhaften diplomatischen Charakters wegen, in den offiziellen Kreisen und bei Hofe einigermaßen in Verlegenheit, ob und wie man ihn empfangen solle. Endlich ertheilte ihm zuerst Herr von Lionne in seinem Landhause zu Surène am 19. November 1669 eine feierliche Audienz, um das Schreiben des Kaimakam entgegenzunehmen. D'Arvieux, welcher dabei als Dolmetscher fungirte, hat sie mit allen Nebenumständen genau beschrieben.

Die lange Rede, welche da Herr von Lionne an Soliman-Aga richtete, um ihn über die Regierungsform Frankreichs zu belehren und ihm zu beweisen, daß er, Lionne, kein Großwesir sei, war hier mindestens am unrechten Orte. Der Türke antwortete ihm darauf sehr kurz angebunden: „Ich bin nicht hierher gekommen, um mich über die Art zu unterrichten, wie Frankreich regiert wird; es genügt mir zu wissen, daß der Kaiser (der Titel Empereur wurde ausdrücklich gebraucht) von Frankreich ein großer und mächtiger Monarch ist, vor dem ich die höchste Achtung hege." Und dann fügte er nur noch hinzu, daß der einzige Zweck seiner Sendung der sei, dem Könige ein Schreiben seines Herrn, des Sultans, zu überreichen, und ihm die Versicherung zu erneuern, daß dieser die Fortdauer der Freundschaft und des guten Einvernehmens (l'amitié et la bonne correspondance) wünsche. Sobald er die Antwort des Königs erhalten haben werde, werde er die Rückreise antreten [1]).

In Folge dessen fand dann auch, bereits am 5. December, zu St. Germain die feierliche Audienz statt, in welcher Ludwig XIV. das Schreiben des Sultans in Empfang nahm, Es scheint, daß der König einen besonderen Werth darauf legte, dabei im vollen Glanze seiner Majestät zu erscheinen, während der osmanische Abgesandte sich seinem Throne in

1) D'Arvieux a. a. O. p. 133 fg. und dann p. 146—149.

tiefſter Unterwürfigkeit näherte und, ſo lange er vor demſelben verweilte, die Augen nicht bis zu ihm zu erheben wagte [1]).

Bei den hierauf ſtattfindenden Berathungen über Das, was in Folge dieſer großherrlichen Sendung weiter zu thun ſei, war das Cabinet Ludwig's XIV. anfangs, wie es ſcheint, ſehr in Zweifel darüber, welchen Weg man einſchlagen ſolle. Der Fall von Candia und der hohe Ton, welchen die Pforte in Folge deſſen anzuſtimmen geneigt ſein mochte, machte einige Vorſicht nöthig. Um der orientaliſchen Politik der Miniſter in dieſer Verlegenheit gewiſſermaßen beſtimmtere Anhaltepunkte zu geben, hielt es der Chevalier d'Arvieux, welchem man eine genauere Kenntniß der betreffenden Verhältniſſe nicht abſprechen kann, für angemeſſen, dem Könige im Ja-
1670 nuar 1670 durch Vermittelung des Herrn von Lionne eine ausführliche Denkſchrift vorzulegen, worin er theils nochmals die Gründe der eingetretenen Misſtimmungen zwiſchen Frankreich und der Pforte entwickelte, theils die Mittel angab, wodurch das gute Vernehmen wiederhergeſtellt und namentlich die Intereſſen des franzöſiſchen Levantehandels in Zukunft beſſer wahrgenommen und ſichergeſtellt werden könnten [2]).

Habe auf der einen Seite, meint er da, der König allerdings Urſache, wegen der ſeinem Geſandten widerfahrenen Behandlung, der ewigen Plackereien und Beeinträchtigungen franzöſiſcher Unterthanen in der Levante, der fortgeſetzten Räubereien der Corſaren der Barbarei, des neulich mit den Genueſern abgeſchloſſenen Handelsvertrages und der hohen Zölle, ferner wegen der andern Nationen, den beſtehenden Capitulationen zuwider, ertheilten Erlaubniß, nicht mehr ausſchließlich unter der franzöſiſchen, ſondern unter jeder beliebigen Flagge in den Meeren und den Staaten des Großherrn zu erſcheinen, und endlich wegen vielfacher anderer Verletzungen jener Capitulationen bei der Pforte gerechte Beſchwerden zu führen, ſo laſſe ſich freilich auf der andern auch nicht hinwegleugnen, daß der neuliche Angriff auf Dſchi-

1) D'Arvieux a. a. O. p. 157 fg. Er war gleichfalls zugegen und beſchreibt auch dieſe Audienz mit allen ſehr intereſſanten Einzelnheiten.

2) Mémoire presenté au Roi sur les affaires de Constantinople et sur le commerce, Derſelbe, p. 207—239.

dschelli, die nach Ungarn und Candia geschickte Hülfe, die Gegenwart französischer Unterthanen auf den Corsarenschiffen der Malteser, Florentiner, Spanier, Venetianer u. s. w., der Unfug, welcher in den Stationen der Levante mit falschem Gelde getrieben werde, endlich die angeblich geringfügige Aufnahme, welche das Schreiben des Sultans beim Könige gefunden habe, u. s. w., wol geeignet seien, die Pforte in eine sehr misgünstige Stimmung gegen Frankreich zu versetzen. Man habe aber deshalb noch keineswegs zu besorgen, daß die Pforte mit Frankreich brechen werde. Schon das Interesse ihres Handels mit Frankreich, einer der ergiebigsten Einnahmequellen des großherrlichen Schatzes, werde sie davon abhalten.

Es würde daher auch sehr übel angebracht sein, ihr mit einer zu großen Zuvorkommenheit zu begegnen; man werde sich im Gegentheil weit besser dabei stehen, wenn man sie durch einen kleinen Beweis von Gleichgültigkeit nöthige, die ersten Schritte zu einer Annäherung und Wiederherstellung der alten freundschaftlichen Verhältnisse zu thun (les faire venir à nous par une petite témoignage d'indifférence). Es handele sich dabei überhaupt nur um die Ehre Sr. Majestät des Königs und die Hebung des gesunkenen Levantehandels. Dazu sei es aber durchaus nicht nöthig, noch angemessen, sogleich wieder einen wirklichen Gesandten (Ambassadeur) nach Constantinopel zu schicken. Es werde nicht nur hinreichend, sondern auch weit vortheilhafter sein, vorerst nur einen einfachen Agenten bei der Pforte zu beglaubigen, welcher vor Allem die Interessen des französischen Handels wahrnehme und dann auch die erforderlichen politischen Unterhandlungen mit dem Diwan führe, welche zunächst die Erneuerung der alten Capitulationen mit den von Seiten Frankreichs zu verlangenden Zusätzen und Modificationen zum Zwecke haben müßten. Erst wenn sich die Pforte dazu verstanden haben werde, sei es an der Zeit, diesen Agenten durch einen wirklichen Gesandten zu ersetzen, während dann jener seine Thätigkeit ausschließlich noch darauf zu beschränken hätte, die Handelsverhältnisse in den verschiedenen Stationen der Levante, wie namentlich in Smyrna, Napoli di Romania,

Candia, Satalia, Cypern, Aleppo, Tripolis in Syrien, Beirut, Saida, Ägypten u. s. w. zu ordnen und auf einen besseren Fuß zu bringen. Auch finanziell empfehle sich dieser Plan. Denn ein solcher Agent könne füglich mit den 16,000 Livres, welche der Handelsstand von Marseille jährlich zu den Kosten der Gesandtschaft in Constantinopel beisteure, und dem Ertrage der Consulargebühren unterhalten werden. Er müsse freilich ein mit den dortigen Verhältnissen vertrauter, in der Kunst der Unterhandlung mit der Pforte geübter und namentlich auch mit den gehörigen Sprachkenntnissen ausgerüsteter Mann sein, damit er nicht in Gefahr komme, in die Gewalt treuloser und hinterlistiger Dolmetscher zu fallen, auf die man sich, als Unterthanen der Pforte, niemals verlassen könne u. s. w.

Hatte dieser Vorschlag des Chevaliers d'Arvieux Manches für sich, so war er jedoch von seiner Seite keineswegs ganz uneigennützig. Denn offenbar hatte er es darauf abgesehen, daß die Stelle des Agenten, dem er so warm das Wort redete, ihm selbst übertragen werden möchte. Auch hatte er nicht nur die Herren von Lionne und Colbert, sondern auch den König schon so weit für sich gewonnen, daß seine Wahl so gut wie entschieden war, als die darum befragten Kaufleute von Marseille und die damals neuerrichtete Levante-Compagnie, welche dabei natürlich am lebhaftesten interessirt waren, Einsprache dagegen thaten. Sie waren, gegen d'Arvieux's Ansicht, der Meinung, daß ein ordentlicher Gesandter, auch was die Interessen ihres Handels betreffe, bei der Pforte in jedem Falle mehr ausrichten und durchsetzen könne, als ein bloßer Agent. Man gab also ihren Vorstellungen nach, ließ d'Arvieux fallen, beharrte auf der Abberufung de la Haye's und ernannte den Marquis von Nointel an seiner Stelle zum ordentlichen Gesandten des Königs bei der Pforte [1]).

Die Wahl war vielleicht nicht die glücklichste. Charles-François Olier, Marquis de Nointel, Rath beim Parlament zu Paris, galt für einen von Charakter sehr ausge-

1) D'Arvieux a. a. O. p. 239 fg. und Chardin, p. 19.

zeichneten, gelehrten und classisch gebildeten Mann, der auch schon den Orient besucht hatte, besaß aber nicht die diplomatische Gewandtheit und die persönliche Entschiedenheit, welche gerade bei dem Verkehre mit der Pforte, zumal unter so schwierigen Verhältnissen, in hohem Grade verlangt wurde[1]). Wenigstens wollte man nicht versäumen, sein Auftreten in Constantinopel so imponirend wie möglich zu machen. Man stellte vier Kriegsschiffe zu seiner Verfügung, auf denen er sich am 20. August **1670** zugleich mit dem türkischen Abge- **1670**
sandten Soliman-Aga, welcher, da man ihn zu lange hatte auf Antwort warten lassen, nicht die günstigsten Eindrücke mit hinwegnahm, unter dem Donner der Kanonen zu Toulon einschiffte. Zwei Monate später, am 22. October, traf er in Constantinopel ein, wo er seinen Einzug so glänzend wie möglich zu machen suchte, ein Aufwand von diplomatischer Prahlerei, welcher, unter den obwaltenden Umständen, selbst nach dem Urtheil der Türken, nicht an der Zeit war[2]).

Sicherlich verfehlte er insofern seinen Zweck, als der Gesandte gehofft haben mochte, die Pforte dadurch bei den bevorstehenden Verhandlungen zu größerer Fügsamkeit zu be-

1) Chardin, p. 19, nennt ihn „homme de probité, savant et curieux, mais qui étoit de beaucoup trop doux pour négocier en Turquie." Etwas günstiger urtheilt in dieser Beziehung Rycaut, T. II, p. 335, indem er von ihm sagt: „il avoit des qualitez particulières pour une Ambassade de cette nature, estant grave dans ses manières, judicieux dans ses demarches, et circonspect dans ses négociations." D'Arvieux, überhaupt etwas von sich eingenommen, ist in der Beurtheilung Nointel's, aus leicht begreiflichen Gründen, nicht ganz unparteiisch.

2) Die offizielle „Relation de l'entrée à Constantinople de M. de Nointel, Ambassadeur de France" gibt d'Arvieux, T. IV, p. 254—260. Chardin, p. 20, bemerkt darüber: „M. de Nointel fit une belle entrée à Constantinople; mais les Turcs en trouverent l'éclat hors de saison et peu convenable aux circonstances du temps et des affaires." Einige schätzbare Bemerkungen über sein erstes Auftreten in Constantinopel, nach seinen eigenen Depeschen, befinden sich in: Athènes aux XV., XVI. et XVII. Siècles par le Comte de Laborde, Paris 1854, T. I, p. 89 fg.

wegen, als sie bisher bewiesen hatte. Von dem Kaimakam sehr kalt empfangen, verfügte sich Herr von Nointel, erst nachdem Herr de la Haye Constantinopel verlassen hatte und wegen einiger mit hinweggeführten Sklaven noch längere Zeit an den Dardanellen aufgehalten worden war, nach Adrianopel, wo damals das großherrliche Hoflager war, um seine Antritts-Audienzen beim Großwesir und beim Sultan zu verlangen. Sie wurden ihm aber geradezu verweigert, weil er sich, seinen Instructionen zufolge, nicht dazu verstehen wollte, über Zweck und Inhalt seiner Mission zuvor eine bestimmte Erklärung abzugeben. Er wollte sich darüber, ganz dem osmanischen Staatsgebrauch zuwider, nur vor dem versammelten Diwan und dem Sultan selbst äußern, weil man in Paris die bisherige mißliebige Stimmung der Pforte dem persönlichen Hasse des Großwesirs gegen Frankreich zuschrieb, den man auf diese Weise umgehen zu können hoffte. Damit war aber gar nicht durchzukommen. Herr von Nointel mußte sich, nach einigem Zögern, dazu bequemen, die Forderungen seines Hofes in einer Denkschrift zusammenzustellen, die er dem Großwesir durch den Pfortendolmetscher Panagiotti überreichen ließ.

Dieser Panagiotti, ein kenntnißreicher, äußerst gewandter und in die Pfortengeschäfte tief eingeweiheter Grieche, stand damals auf der Höhe seiner Macht und seines Einflusses auf den Großwesir. Früher als Dolmetscher im Dienste des Kaisers, von dem er noch eine geheime Pension von 1000 Thlrn. bezog, hatte er nicht nur den Frieden zu Vasvar und den Vertrag mit den Genuesern, die ihn dafür in ihr goldenes Buch eingetragen hatten, sondern auch die Capitulation von Candia vermittelt, welche ihm zum Lohne die Einkünfte der Insel Mykone, im Betrag von 4000 Thlrn. jährlich eingebracht hatte. Herr von Nointel glaubte daher jedenfalls auch seiner Sache durch die Vermittelung dieses gewichtigen Mannes wesentlichen Vorschub leisten zu können. Allein der Inhalt seiner Denkschrift war ganz und gar nicht im Sinne des Großwesirs und wurde von ihm sehr ungnädig aufgenommen. Er fand die hier aufgestellten Forderungen Frankreichs unerhört und lächerlich, ja nur darauf berechnet,

absichtlich einen Bruch herbeizuführen. Sie betrafen in der Hauptsache folgende schon öfter in Anregung gebrachte Punkte:

Daß alle Nationen Europas, welche nicht durch förmlich beglaubigte Agenten bei der Pforte vertreten sind, unter französischer Flagge im osmanischen Reiche dieselben Rechte und Freiheiten genießen sollen, wie die Unterthanen des Königs von Frankreich. Daß die Franzosen, gleich den Engländern, Holländern und Genuesern, fernerhin nur noch 3 Procent Zoll erlegen. Daß ihnen der Handel nach Indien durch das osmanische Reich und das Rothe Meer gegen alleinige Erlegung des gewöhnlichen Eingangszolles gewährt werde. Daß die Heiligen Stätten von Jerusalem den seit dem Jahre 1638 durch die Griechen daraus verdrängten römisch-katholischen Mönchen zurückgegeben, sämmtliche römisch-katholische Christen im osmanischen Reiche unter die Obhut des Königs von Frankreich, als ihres einzigen Beschützers (seul Protecteur) gestellt, und dieselben ermächtiget werden, ohne vorgängig besonders eingeholte Erlaubniß ihre Kirchen in baulichem Zustande zu erhalten, auch den Capuzinern zu Galata gestattet sei, ihre vor 15 Jahren niedergebrannte Kirche wieder aufzubauen. Daß endlich alle noch in der Sklaverei befindlichen Franzosen im osmanischen Reiche ohne weiteres freigegeben werden sollten.

Alle diese Dinge erschienen aber dem Großwesir so außerordentlich, daß er gar nicht glauben wollte, oder wenigstens nicht glauben zu können vorgab, daß der König seinen Gesandten wirklich mit dergleichen Instructionen versehen habe. Um sich davon zu überzeugen, verlangte er von Herrn von Nointel erst noch ein von dem Könige selbst unterzeichnetes Schreiben, welches dieselben Forderungen klar und deutlich enthalte. Vergebens berief sich der Gesandte dagegen auf seine Creditive und seine Vollmachten. Er mußte sich wirklich dazu bequemen, zu versprechen, daß er ein solches königliches Schreiben binnen 6 Monaten herbeischaffen werde. Daraufhin erhielt er erst zu Ende Februar 1671 endlich die gewünschten Audienzen, 1671
jedoch auch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich dabei jeder Äußerung über die schwebenden Geschäfte enthalte.

Herr von Nointel, welcher insofern nicht Takt genug bewies, als er in seinen Reden die Macht des Königs und die „alte und aufrichtige Freundschaft" zwischen Frankreich und der Pforte etwas zu stark betonte, mußte sich bei dieser Gelegenheit von dem Großwesir bittere Wahrheiten sagen lassen. „Freilich", meinte unter Anderem Köprili darauf, „ist der Kaiser von Frankreich ein großer Monarch, aber sein Degen ist noch neu"; und dann: „Die Franzosen sind allerdings unsere Freunde, aber sonderbarerweise finden wir sie überall auf Seiten unserer Feinde", und Ähnliches. Der Sultan selbst ließ sich mit ihm natürlich auf gar nichts ein, sondern verwies ihn kurz an den Großwesir, und als Nointel bei dem der großherrlichen Audienz folgenden Ehrenbanket, ungeschickt genug, abermals die Geschäfte zur Sprache bringen wollte, mußte er sich von Köprili mit den Worten zurechtweisen lassen: „Herr Gesandter, haltet, was Ihr versprochen habt; in 6 Monaten werden wir wissen, ob wir Freunde oder Feinde sind [1])."

So weit war man nun aber allerdings gekommen, daß man darüber sehr ernstlich in Zweifel sein konnte. Denn auch in Frankreich war die Stimmung in Folge der Berichte Nointel's über das, was vorgefallen war, eine sehr gereizte. Die Frage, ob man mit der Pforte ohne weiteres brechen oder die Sache so hingehen lassen solle, kam im Rathe des Königs sehr gründlich zur Sprache. Um nichts zu versäumen, wurde auch die bei dem Levantehandel betheiligte Corporation der Marseiller Kaufleute um ihr Gutachten befragt. Es lautete durchaus kriegerisch: Die Provence sei augenblicklich so mit Waaren aus der Levante überfüllt, daß sie ganz Frankreich mindestens zehn Jahre lang damit versorgen könne; der König brauche ja nur 10 Schiffe nach den Meeren der Levante und an die Dardanellen zu schicken, so würde Constantinopel in kurzem ausgehungert sein und sich die ganze christliche Bevölkerung zu Gunsten Frankreichs erheben. Und

1) Chardin, p. 21—23. D'Arvieux, p. 261—279, sehr weitläufig über die Verhandlungen, welche zwischen Herrn de Nointel und dem Großwesir stattfanden.

daraufhin hieß es dann gleich, selbst in Constantinopel und allen Stationen der Levante, der König rüste eine Flotte von 50 Schiffen, welche gegen das osmanische Reich bestimmt sei. Die Pforte gerieth darüber selbst in lebhafte Besorgniß, beruhigte sich aber bald wieder, als sie, in Folge einer Anfrage bei den übrigen Gesandten, in Erfahrung gebracht hatte, daß jene Rüstungen gegen Holland gerichtet seien.

Auch wurde in der That die orientalische Politik des Cabinets Ludwig's XIV. damals vorzugsweise von den Absichten bedingt, die man auf Holland hatte. Man wünschte den Streit mit der Pforte noch so hinzuhalten und einen Bruch mit derselben in jedem Falle zu vermeiden. Herr von Lionne schrieb daher nur kurz an den Großwesir, der König wundere sich, daß man die Wahrhaftigkeit seines Gesandten in Zweifel ziehe; er werde nie auf anderem Wege, wie durch Herrn von Nointel, seinen Willen kund thun; wenn aber der Großherr und seine Minister diesem keinen Glauben schenken wollen, so sollen sie ihm nur seine Pässe geben, damit er sich sofort auf der Fregatte einschiffen könne, welche gegenwärtiges Schreiben nach Constantinopel bringe [1]).

Der Chevalier d'Arvieux wurde beauftragt, diese Depeschen nach der osmanischen Hauptstadt zu bringen. Er verließ Marseille am 6. October, traf aber, durch widrige Winde aufgehalten, erst zu Ende Februar 1672 in Constan- 1672
tinopel ein, wo natürlich der Termin der 6 Monate, welcher für die Antwort des Königs festgesetzt worden, längst vorüber war. Herr von Nointel, welcher ungeachtet der peinlichen Lage, in der er sich befand, die Dinge nicht sogleich auf die Spitze treiben wollte und daher, der Ansicht d'Arvieux's zuwider, seine Einschiffung möglichst zu verzögern suchte, setzte den Großwesir sogleich von der Ankunft der längst erwarteten Antwort seiner Regierung in Kenntniß und bat sich zu weiteren Mittheilungen und respective Verhandlungen abermals die Erlaubniß aus, am Hoflager zu Adrianopel erscheinen zu dürfen. Sie wurde ihm ohne Schwierigkeiten zugleich mit den Mitteln gewährt, sich auf die seinem Range gebührende Weise dahin begeben zu können.

1) Das betreffende Schreiben gibt d'Arvieux, p. 300.

Mit einem zahlreichen Gefolge, bei welchem sich auch zwei spanische Mönche, welche die Sache der Heiligen Stätten im Interesse der Katholiken gegen die Griechen vertreten sollten, ein Director der Levante-Compagnie und die beiden Reisebeschreiber, d'Arvieux und Chardin, befanden, deren umständlichen und höchst schätzbaren Berichten wir diese Notizen zu verdanken haben, verließ Herr von Nointel am 29. März Constantinopel und erreichte sechs Tage später Adrianopel, wo er zwar freundlich empfangen wurde, aber mit dem Großwesir selbst in gar keine Berührung kam. Denn dieser fand es für gut, das ganze Geschäft abermals in die Hände seines vertrauten Dolmetschers Panagiotti zu legen, welchen Herr von Nointel dann auch durch ein besonderes Empfehlungsschreiben des griechischen Patriarchen und noch mehr durch das Versprechen einer bedeutenden Summe Geldes für sich zu gewinnen suchte.

Dieser verschmitzte Grieche, welcher jedenfalls von Seiten der Vertreter der andern Mächte, welche die Erneuerung der Capitulationen mit Frankreich, wie sie Ludwig XIV. wünschte, auf jede Weise zu hintertreiben bemüht waren, schon längst bestochen war [1]), trieb nun aber offenbar ein falsches Spiel. Denn während er dem Gesandten die heilige Versicherung gab, daß es ihm die größte Ehre und Genugthuung sein würde, die besagten Capitulationen ganz den Wünschen Sr. Allerchristlichsten Majestät gemäß zu Stande zu bringen, unterließ er im Gegentheil, wie es scheint, nichts, um das Geschäft nur um so verwickelter zu machen und möglichst in die Länge zu ziehen. Bei jedem der oben bereits angegebenen Punkte wurden nur immer neue Schwierigkeiten erhoben. Auf einige wollte man gar nicht mehr, auf andere nur sehr bedingungsweise eingehen. Unüberwindlich war man z. B. bei der Frage der Heiligen Stätten, obgleich die beiden spanischen

1) D'Arvieux, welcher alle hierhergehörigen Actenstücke, namentlich p. 367 auch das Empfehlungsschreiben des Patriarchen, gibt, sagt geradezu p. 380: „Il paroit que cet officier (Panagiotti) étoit bien plus dans les interêts des autres Nations, que porté pour la nôtre; aussi en recevoit-il de grosses pensions et des civilités sans bornes.“.

Commissäre dem Großwesir 100,000 Thlr. und eine gleiche Summe an Geschenken für den Sultan boten, wenn man sie wieder in den Besitz derselben setzen würde. Vieles, meint Chardin bei dieser Gelegenheit, läßt sich allerdings bei der Pforte mit Geld durchsetzen; gewisse Dinge aber sind bei ihr auch mit noch so großen Summen doch nicht zu erreichen, und dazu gehörte eben diese Angelegenheit der Heiligen Stätten [1]).

Genug, Nointel hatte, obgleich er in einigen Punkten, z. B. in Betreff der Schiffarth auf dem Rothen Meere, schon viel nachgegeben hatte, noch so gut wie gar nichts erlangt, als um die Mitte Mai, weil der Großwesir im Begriff war, den Feldzug nach Polen anzutreten, die weiteren Verhandlungen dem Reis-Effendi übertragen wurden. Dieser zeigte anfangs eine überraschende Fügsamkeit und ging schon in der dritten Conferenz so weit, daß man über die Hauptpunkte, Verminderung der Zölle, den Handel auf dem Rothen Meere, den Wiederaufbau der Kirche zu Galata, das Protectorat des Königs über die katholischen Christen und die Freilassung der Sklaven, völlig einig wurde. Allein Herr von Nointel, welcher nun Alles für gewonnen hielt und seine Freude darüber sehr voreilig zu erkennen gab, hatte es unvorsichtigerweise versäumt, sich die Zustimmung des Reis-Effendi sogleich schriftlich geben zu lassen. Um so bitterer war seine Enttäuschung, als das ihm nachträglich zugestellte Protokoll ganz anders lautete, und auch seine Einwendungen dagegen die Dinge noch schlimmer machten als je zuvor. Denn nun ließ ihm der darum befragte Großwesir geradezu erklären, daß er auch die ihm bereits gemachten Zugeständnisse wieder zurücknehme und sich mit ihm überhaupt auf gar nichts mehr einlassen wolle.

1) Chardin, p. 27—31, geht hier überhaupt etwas näher auf den damaligen Stand dieser Frage ein, und gibt am Ende die interessante Notiz, daß die bedeutenden Summen, welche auf die Erhaltung der Heiligen Stätten verwendet wurden, zum größten Theile aus Spanien bezogen wurden. Sie beliefen sich durchschnittlich jährlich auf 100,000 Livres, wovon $\frac{1}{3}$ auf Geschenke an die türkischen Behörden gerechnet wurde. Jeder neue Guardian, welcher alle drei Jahre gewechselt wurde, mußte deren für mindestens 10,000 Livres machen.

Nointel gerieth darüber in die äußerste Verzweiflung. Weder das Anerbieten einer Summe von 40,000 Thalern, womit angeblich die Engländer und Holländer die Erneuerung ihrer Capitulationen erkauft hatten, noch ein Versuch, den Intendanten der einflußreichen Sultanin-Valide zu bestechen, konnte ihn aus dieser peinlichen Lage herausreißen. Das letzte Wort des Großwesirs in dem Augenblicke, wo er schon nach Polen aufbrach, ging dahin: Er werde die Anträge des Gesandten dem Großherrn und dem Diwan vorlegen; doch könne dies wegen des bevorstehenden Feldzugs nicht so bald geschehen; indessen solle sich der Gesandte nur nach Constantinopel zurückbegeben, um dort die weitere Entschließung des Großherrn abzuwarten; der Kaimakam sei übrigens bereits wegen der dem dort seiner harrenden Schiffe des Königs zu ertheilenden Pässe mit den nöthigen Befehlen versehen [1]).

Mit diesem trostlosen Bescheide kehrte Herr von Nointel in den ersten Tagen des Juni nach Constantinopel zurück. Was er aber dort nicht fand, waren die ihm zu seiner sofortigen Abreise nöthigen Pässe. Der Kaimakam wußte von dem ganzen Stand der Dinge keine Sylbe, wagte am wenigsten, Herrn von Nointel aus eigener Machtvollkommenheit ziehen zu lassen, und redete, ein gemäßigter und billigdenkender Mann, ihm zu, sich nur etwas zu gedulden; es seien schon viel schlimmere Angelegenheiten, als diese, am Ende doch noch glücklich zum Ziele geführt worden; habe er einmal so lange ausgehalten, so werde es ihm auch nicht schwer werden, noch länger zu verweilen, u. s. w. Nur um seiner und seines Monarchen Ehre nichts zu vergeben, richtete hierauf Herr von Nointel, unter dem 16. Juni, an den Großwesir und Panagiotti ein Schreiben, worin er nochmals den Entschluß zu erkennen gab, abzureisen, und um seine Pässe bat. Er erhielt sie aber auch darauf nicht, und mußte sich daher, vielleicht nicht ganz ungern, dem Rathe Panagiotti's zufolge, welcher ihm kurz meldete, daß man nach beendigtem Feldzuge Mittel finden werde, die noch obwaltenden Schwierig-

1) Sehr ausführlich über die damals zu Adrianopel gepflogenen Unterhandlungen: d'Arvieux, p. 380—413. Chardin, p. 26—31.

keiten zu beseitigen, dazu bequemen, in Constantinopel die Rückkehr des Großwesirs abzuwarten, während sich d'Arvieux zu Ende Juli allein nach Frankreich einschiffte, um dem Hofe und den Ministern von den unerfreulichen Resultaten seiner Sendung Bericht zu erstatten [1]).

Er that dies in einer an den König gerichteten Denkschrift, in welcher er nochmals den Stand der Sache scharf und bestimmt darlegte und zugleich die Mittel in Vorschlag brachte, wodurch nach seiner Meinung der Übermuth der Pforte doch noch gebrochen werden könne. Eine sofortige bewaffnete Demonstration mit einem Geschwader von etwa 20 Schiffen, und, wenn diese ihre Wirkung verfehlen sollte, ein förmlicher Bruch, schien ihm der von der Ehre und den Interessen des Königs und seines Landes gebotene einzig richtige Ausweg. Die Einnahme der Dardanellenschlösser, die Eroberung sämmtlicher Inseln des Archipel, deren Bewohner nur darauf warten, Ludwig XIV. als ihren Beherrscher anzuerkennen (seroient ravis d'avoir Votre Majesté pour Souverain), die Besetzung von Smyrna und Chios, welche sich auf den ersten Kanonenschuß ergeben werden, erklärte er ohne weiteres für das leichte Werk von 4 bis 6 Wochen. Selbst ganz Asien werde dann vor Frankreich zittern (l'épouvante se répanderoit bien-tôt dans toute l'Asie) [2]).

Der König und seine Minister sahen jedoch die Dinge etwas kühler an und waren durchaus nicht gesonnen, sogleich so weit zu gehen. Herr von Pomponne, welcher 1671 an Lionne's Stelle getreten war, erklärte d'Arvieux, daß man für jetzt in den Nachbarländern mit wichtigeren Angelegenheiten (des affaires plus intéressantes) beschäftigt sei, und folglich Se. Majestät es für gut finde, die Sache noch so hingehen zu lassen und eine günstigere Gelegenheit abzuwarten, um an der Pforte gerechte Rache zu nehmen [3]). Und

1) D'Arvieux, p. 416—422, wo auch das Schreiben Nointel's an den Großwesir gegeben wird, und dann p. 432—435.

2) Mémoire présenté au Roy par le Chevalier d'Arvieux à son retour de Constantinople le 24. Septembre 1672, in seinen Mémoires, T. V, p. 10—25.

3) D'Arvieux, T. V, p. 26.

dieses Mal bewährte sich diese hinhaltende Politik wenigstens insofern, als der Großwesir doch endlich nachgab.

Gleich nach seiner Rückkehr aus Polen zu Anfang des
1673 Jahres 1673 ließ er Herrn von Nointel abermals nach Adrianopel bescheiden, um mit ihm die Erneuerung der Capitulationen auf Grund der von dem König aufgestellten Forderungen vollends zum Abschluß zu bringen. Die Siege Ludwig's XIV. in den Niederlanden, welche Herr von Nointel nicht versäumte, im gehörigen Lichte darzustellen, und das Stillschweigen seiner Minister fingen an die Pforte zu beunruhigen. Man glaubte wirklich, daß der König damit umgehe, demnächst eine bedeutende Seemacht nach der Levante zu schicken, um sich für die in den letzten Jahren erduldeten Beleidigungen Genugthuung zu verschaffen. Einen solchen Schlag wollte man aber, zumal da man auch noch den Krieg mit Polen im Auge hatte, um jeden Preis abwenden, und deshalb beeilte sich nun der Großwesir, durch Unterzeichnung der modificirten Capitulationen jeder weitern Gefahr von dieser Seite vorzubeugen. Sie fand nach kurzen Verhandlungen bereits am 16. April 1673 zu Adrianopel statt.

In 53 Artikeln wurden darin natürlich alle bereits in den frühern Capitulationen enthaltenen Bestimmungen wieder aufgenommen, welche sich auf gesicherten Handelsverkehr, unabhängigen Gerichtsstand, Sicherheit der Personen und des Eigenthums französischer Unterthanen und aller Derer, welche sich unter den Schutz Frankreichs begeben wollen, ferner die Vorrechte und Privilegien der französischen Gesandten und Consuln und die ungehinderte Religionsübung der katholischen Christen im osmanischen Reiche bezogen. Unter den neu hinzugekommenen Artikeln war der der wichtigste, welcher die Ermäßigung des Ein- und Ausfuhrzolls für die französischen Kaufleute und alle andern Nationen, welche unter französischer Flagge Handel treiben, von 5 auf 3 Procent herabsetzte (Art. 43 und 45). Damit in Verbindung stand dann auch die Verminderung gewisser Hafen- und Schiffahrtsabgaben, in Betreff welcher die Franzosen in Zukunft den Engländern gleichgestellt sein sollten (Art. 46). Den Kapuzinern und Jesuiten zu Galata, so wie den Mönchen zu Jerusalem wurde aller Schutz zugesagt,

und jenen auch ausdrücklich der Wiederaufbau ihrer niedergebrannten Kirche gestattet, aber über den Streit zwischen den Latinern und Griechen um den Besitz der Heiligen Stätten nichts bestimmt (Art. 40, 41 und 42). Endlich wurden darin auch alle in frühern Zeiten gegen die Corsaren der Barbarei, namentlich Algier, erlassenen Verordnungen aufs Neue bestätigt. Sklaven und geraubte Güter sollten sofort freigelassen und zurückgegeben werden. Widersetzlichkeit gegen die großherrlichen Befehle in dieser Beziehung sollte mit unverzüglicher Entsetzung des Vicekönigs geahndet werden. Auch solle es dem König gestattet sein, sich selbst gegen sie Recht zu verschaffen, sie von den Häfen Frankreichs auszuschließen und überall zu verfolgen, ohne daß die mit der Pforte abgeschlossenen Verträge dadurch irgendwie als verletzt gelten sollten (sans que cela puisse donner aucune atteinte à nos Traitez, Art. 10) [1]).

Es wurde allgemein als ein besonderer Beweis der freundlichen Stimmung gegen Frankreich, welche jetzt im Diwan wieder an die Stelle des verjährten Grolles getreten sei, betrachtet, daß Herrn von Nointel kurz nach der Unterzeichnung der Capitulationen die Erlaubniß ertheilt wurde, die durch ihre großartigen Erinnerungen geweiheten Länder des osmanischen Reiches, für welche er als Kenner des classischen Alterthums das lebhafteste Interesse an den Tag legte, bereisen zu dürfen. Er besuchte zunächst Chios, die Inseln

1) Eine genaue Übersetzung der Capitulationen vom Jahre 1673 und der bei dieser Gelegenheit an Ludwig XIV. gerichteten Schreiben des Sultans und des Großwesirs (vom 27. April) nach dem türkischen Originale gibt d'Arvieux, T. V, p. 372—406: „Capitulations accordées entre l'Empereur de France et le Grand Seigneur." Hammer, in dessen Darstellung dieser verwickelten Verhältnisse sich überhaupt einige erhebliche Irrthümer eingeschlichen haben, nennt (O. G. Bd. VI, S. 265) unter Andern auch die „Amerikaner" als solche, denen es in Folge dieser Capitulationen gestattet sein solle, unter französischer Flagge im osmanischen Reiche Handel zu treiben. Amerika war aber damals in Constantinopel noch völlig Terra incognita. Es soll wahrscheinlich „Anconitaner" heißen, welche in dem betreffenden Art. 45 ausdrücklich genannt werden, während von „Amerikanern" nirgends die Rede ist. Also vielleicht blos Druckfehler.

des Archipel, wo er in der berühmten Höhle auf Antiparos mit großem Prunke das Christfest feierte, dann Athen, Rhodos, Satalia, Cypern und endlich das Heilige Land, und kehrte mit einer reichen Ausbeute von Inschriften, Münzen, Zeichnungen und Bildwerken, welche zum großen Theil noch die Zierde der großen Kunstsammlungen der französischen Hauptstadt sind, im Februar 1675 nach Constantinopel zurück [1]).

Auch am Hofe Ludwig's XIV. wurde diese günstige Umwandlung in den Stimmungen der Pforte mit der lebhaftesten Freude begrüßt. Man ließ, als Herr de la Croix, der Secretär des Herrn von Nointel, die unterzeichneten Capitulationen überbrachte, durch die öffentlichen Ausrufer sogleich nicht ohne Pomp überall eine Schrift verbreiten, welche den Titel führte: „Le renouvellement et la nouvelle Alliance du Grand Seigneur avec le Roy et le rétablissement de la Foi Catholique dans l'Empire Ottoman par M. de Nointel" [2]). Und allerdings war man wol berechtigt, auch in weitern Kreisen an dieses glückliche Ereigniß sehr bestimmte Hoffnungen zu knüpfen, namentlich in Bezug auf die Hebung des so sehr gesunkenen Levantehandels, welche eigentlich den

1) Rycaut, T. II, p. 361, bemerkt über diese Reise Nointel's: „Cette grace n'avoit jamais esté accordée aux Ambassadeurs Chrêtiens. Mais c'étoit un extraordinaire que l'on faisoit en faveur de M. de Nointel... Ainsi il falloit qu'ils eussent dessein de garder de grandes mesures avec la France. Sans cela ils n'eussent pas fait une distinction si extraordinaire, et n'eussent jamais introduit une nouveauté, à la quelle les autres Ministres Chrêtiens peuvent guère prétendre." Die neuesten und gründlichsten Untersuchungen über diese Reise Nointel's und ihre Resultate, auf die wir hier leider nicht näher eingehen können, hat De Laborde, Athènes ect. Paris 1854, T. I, p. 105—174, angestellt. Sie wurde in großartigem Style und mit bedeutenden Kräften und Mitteln unternommen. Unter dem 40 Personen starken Gefolge des Gesandten, welcher überhaupt Pracht und Aufwand liebte, befanden sich z. B. der bekannte Orientalist Antoine Galland, die Maler Jacques Carrey und Rombaut Faidherbde, der Reisende Cornelio Magni, welcher die Reise in einem eigenen Werke beschrieben hat, und der Jesuit Père Sauger, Verfasser der „Hist. nouvelle des anciens ducs et autres Souverains de l'Archipel."

2) D'Arvieux, T. V, p. 51: „On en parloit comme d'une merveille."

Kern der erneuerten Capitulationen ausmachte. Colbert hatte bei seiner großartigen Thätigkeit für die Förderung des nationalen Wohlstandes und der maritimen Macht Frankreichs diesen wichtigen Gegenstand längst ins Auge gefaßt, und d'Arvieux bot ihm dabei mit seinen reichen Kenntnissen und Erfahrungen über die orientalischen Handelsverhältnisse vielfach hülfreiche Hand.

Nicht allein die Bedrückungen und Erpressungen (avanies) der türkischen Behörden, sondern noch viel mehr die eigene Schuld der Kaufleute, eine schlechte Consularverwaltung, Betrug, Unterschleife, genug, Unredlichkeit, Ungeschicklichkeit und Unsolidität in der Führung der Geschäfte hatten den französischen Levantehandel um diese Zeit in eine äußerst mißliche Lage gebracht. In den meisten Stationen ruhete er fast gänzlich oder wurde nur noch mit Schaden betrieben und war von dem der Engländer, der Holländer, der Venetianer und theilweise selbst der Genueser längst überflügelt, weil dort die Corporationen der Kaufmannschaft (la Nation), welche ihre Geschäfte zum größten Theile durch junge unerfahrene Leute führen ließen, durch schlechte Wirthschaft verschuldet, unter sich zerfallen und so zu sagen gänzlich demoralisirt waren [1]). Eine der großartigsten Betrügereien mit falschem Gelde, die je in der Handelswelt vorgekommen ist, war in dieser Beziehung von dem verhängnißvollsten Einfluß gewesen.

Seit geraumer Zeit war nämlich bei dem Handelsverkehr im Oriente von Franzosen, Holländern und Italienern eine kleine silberne Scheidemünze im Werthe von 5 Sous eingeführt worden, welche von den Europäern gewöhnlich Luigini oder Ottavi, von den Türken Timins genannt wurde. Ihrer Bequemlichkeit wegen hatten diese kleinen Münzen bald

1) Einige treffende Bemerkungen über den damaligen Verfall des französischen Levantehandels gibt Chardin, T. I, p. 5, namentlich zu Smyrna, einer der Hauptstationen in jener Zeit. Und wie schlimm es damit z. B. in Saida und Aleppo stand, wo vor kurzem noch die glänzendsten Geschäfte gemacht worden waren, erfahren wir durch d'Arvieux, T. III, p. 341 fg. und T. VI, p. 1 fg. Er war an beiden Orten französischer Consul.

in allen Handelsplätzen der Levante eine außerordentliche Verbreitung gefunden und waren um so beliebter, da sie anfangs von gutem Gehalte waren. Man nahm sie gern, selbst mit bedeutendem Agio. Nur in Aleppo und weiter nach Osten hin konnten sie sich keinen Eingang verschaffen. Der ansehnliche Gewinn, welcher dadurch bei dem Umsatz erzielt wurde, verführte aber die Kaufleute zur Falschmünzerei im großartigsten Style. Man fing an die Timins zu weit geringerm Gehalte auszuprägen, als ihr gesetzlicher oder conventioneller Werth sein sollte, und ging darin nach und nach so weit, daß man nur Kupfer dazu nahm und dieses mit einem dünnen Silberblättchen belegte. Förmliche Fabriken dieser falschen Münzen befanden sich z. B. in Dombes, Orange, Avignon, dann zu Monaco, Florenz und in einigen entlegeneren Orten im Genuesischen, von wo aus man ganze Schiffsladungen davon nach dem Oriente schickte, wo die meisten Waaren damit bezahlt wurden [1]). Der Gewinn, welcher dabei gemacht wurde, war natürlich ungeheuer. Mancher Kaufmann, welcher dem Ruine nahe war, wurde durch dieses falsche Geld in kurzer Zeit zum reichen Manne.

So wurde dieser schändliche Betrug Jahre lang mit dem glücklichsten Erfolge betrieben. Am Ende wurde er aber doch zu auffällig und konnte nicht mehr verhüllt bleiben, vorzüglich auch weil dadurch die europäischen Marktplätze plötzlich mit Producten aus dem Orient überfüllt wurden, die dann auch im Preise bedeutend sanken, zum größten Nachtheile Derer, welche, wie z. B. die Engländer, an dem Betruge keinen Theil hatten und ihre Einkäufe mit schwerem Gelde machten. In Livorno wurden darüber zuerst bittere Klagen laut, und
1667 bereits im Jahre 1667 verbot der englische Consul zu Smyrna in Folge eines strengen Befehls der Directoren der Levante-Compagnie, allen seinen Landsleuten die Annahme der Timins

1) Chardin, p. 6, und Rycaut, T. II, p. 280. Um diesen falschen Münzen desto bessern Eingang zu verschaffen, versah man sie mit lockenden Stempeln und Inschriften. Die gewöhnlichsten trugen auf der einen Seite einen Frauenkopf mit der Umschrift: „Vera virtutis imago“, auf der andern das französische Wappen mit der Legende: „Currens per totam Asiam“, oder auch: „Voluit hanc Asia mercem“. Es soll deren übrigens 120 verschiedene Arten gegeben haben.

ganz und gar. Denn der englische Handel, welcher vorzüglich in dem Ankaufe der theuern Seide bestand, hatte durch diesen Unfug um so mehr zu leiden, da die Franzosen mit ihrem falschen Gelde die Preise dieses Artikels unverhältnißmäßig in die Höhe trieben, ohne dabei das Geringste zu verlieren.

Nun wurden endlich auch den Türken die Augen geöffnet. Das Geschrei über die falschen Timins wurde seit Ende des Jahres 1668 allgemein. Sie sanken plötzlich so im Cours, 1668
daß auf den Thaler anstatt 9 und 11, wie bisher, nun 18 und 20 gezahlt werden mußten. Nur wollten die türkischen Behörden noch nicht zum Äußersten, dem gänzlichen Verbote der falschen Münzen, schreiten, weil der großherrliche Schatz selbst damit überfüllt war. Am Ende erhielten die Steuereinnehmer und die Zollstätten aber doch den Befehl, Timins in keinem Falle mehr in Zahlung anzunehmen. An mehreren Orten, namentlich in Kleinasien, zu Brusa und Angora, kam es darüber zu förmlichen Volksaufständen und blutigen Händeln, wobei einige Einnehmer das Leben verloren. Der Diwan versuchte nun einen letzten Ausweg, indem er den gesetzlichen Cours der Timins auf 30 für den Thaler fixiren wollte. Aber auch dafür nahm sie Niemand mehr, und es blieb zuletzt nichts übrig, als sie sämmtlich zu ihrem wahren Werthe einzuziehen und in der Münze umzuschmelzen.

In dem Augenblicke, wo diese Maßregel zur Ausführung kam, zu Anfang des Jahres 1669, liefen noch ganze Schiffs- 1669
ladungen dieses falschen Geldes in Constantinopel und Smyrna ein, die natürlich nicht mehr zugelassen wurden. Die Verluste, welche dabei der französische Levantehandel zu ertragen hatte, waren nun eben so ungeheuer, als früher der Gewinn gewesen war. Der Bankerutt war so zu sagen vollständig. Eine Menge Handelshäuser gingen dabei gänzlich zu Grunde; und die nachtheiligen Folgen dieses Schlages abzuwenden, hielt nun um so schwerer, da einestheils zur Wiederherstellung eines soliden Geschäfts die Capitale fehlten, anderntheils das Vertrauen so tief erschüttert war, daß sich Niemand mehr mit den Franzosen einlassen mochte[1]).

Colbert ließ freilich nichts unversucht, um das Verlorene

1) Chardin, p. 6. Rycaut, p. 280—285.

wieder zu gewinnen. Noch in demselben Jahre, 1669, glaubte er dem Levantehandel dadurch einen neuen Aufschwung verleihen zu können, daß er Marseille zum Freihafen erhob, dort die Hauptniederlage für die aus der Levante bezogenen Waaren errichtete, den freien Durchgangshandel gestattete und den Handel und die Schiffarth der Ausländer mit einer Abgabe von 20 Procent belegte, lauter Maßregeln, welche bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Grundlage des Systems des neuern französischen Levantehandels geblieben sind [1]). Dann sorgte er, vorzüglich nach dem Abschluß der Capitulation vom Jahre 1673, für eine bessere Organisation des Consularwesens und der finanziellen Verhältnisse der commerciellen Körperschaften in der Levante [2]).

Allein es hielt sehr schwer, den einmal gesunkenen Levantehandel wieder einigermaßen auf einen ersprießlichen Fuß
1671 zu bringen. Eine zu diesem Zwecke im Jahre 1671 zu Marseille begründete Levante-Compagnie hatte so gut wie gar keinen Erfolg. Sie setzte ihre geringen Mittel bei einer schlechten Verwaltung zu und mußte sich nach kurzer Dauer mit ansehnlichem Verluste wieder auflösen [3]).

Es wollte nicht einmal gelingen, sich endlich mit den Barbareskenstaaten auf einen freundlicheren Fuß zu versetzen und für den Handel an der nordafrikanischen Küste mehr Sicherheit und festere Stützpunkte zu gewinnen, obgleich Colbert auch dahin längst seine Blicke gewandt hatte. Denn auch die dort schon bestehende Factorei der „Französischen

1) Beaujour Tableau du Commerce de la Grèce. T. II, p. 226.

2) In dieser Beziehung sind namentlich zwei Denkschriften Colbert's von hohem Interesse, welche er im Jahre 1675 d'Arvieux zur Begutachtung übergab: „Mémoire sur les Consulats de la Nation Françoise au Levant" und „Mémoire sur les désordres qui arrivent aux Echelles du Levant", beide mit d'Arvieux's Bemerkungen, in dessen Mémoires, T. V, p. 319—349. Die neuesten und besten Aufschlüsse über Colbert's Verdienste um die Hebung des Levantehandels gibt: Felix Joubleau, „Etudes sur Colbert". Paris 1856. (Eine von der Akademie der moral. und polit. Wissenschaften gekrönte Preisschrift, bei welcher auch viele neue handschriftliche Quellen benutzt sind.) Namentlich T. I, p. 343 fg. und T. II, p. 416 fg.

3) Pouqueville Mémoire historique et diplomatique sur le commerce et les établissemens français au Levant cet. p. 63.

Bastion" (Bastion de France), von deren Ursprung und frühesten Schicksalen bereits die Rede war [1]), befand sich keineswegs in den besten Umständen. Ihre Geschäfte, obgleich an sich noch einträglich genug, waren im Laufe der Zeit durch ungeschickte und schlechte Verwaltung der Gouverneure in Verfall gerathen. Mehrere Gesellschaften waren dabei nach einander zu Grunde gegangen, und, was das Schlimmste war, ihre zerrütteten Verhältnisse, ihr Schuldenwesen, brachten sie bald in eine höchst lästige Abhängigkeit von dem Dey von Algier und seinen allmächtigen Milizen, welche dadurch die beste Gelegenheit erhielten, sich in ihre innern Angelegenheiten zu mischen. Noch im Jahre 1673 hatte der Dey an die Besitzer der Bastion eine Schuldforderung von 40,000 Piastern zu erheben [2]).

Es leidet keinen Zweifel, daß der Wunsch Colbert's, dort neben ihr oder an ihrer Stelle eine festere Niederlassung zu gründen, von wo aus theils der Handel mit größerm Vortheil betrieben, theils die Ehre der französischen Flagge gegen die afrikanischen Corsaren mit mehr Erfolg wie bisher aufrecht erhalten werden könne, die nächste Veranlassung zu der im Jahre 1664 auf Befehl Ludwig's XIV. unternommenen 1664
Expedition gegen den kleinen, etwa 12 Lieues von Budschia gelegenen Küstenort Dschidschelli (Gigery) war, wo sich bereits eine unbedeutende Commandite der Bastion von Frankreich befand [3]). Sein vortrefflicher Hafen schien erweiterte Anlagen zu dem angegebenen Zwecke ganz besonders zu begünstigen. Genug, im Sommer des genannten Jahres erschien der Herzog von Beaufort, nachdem er mehrere Corsarenschiffe in offener See aufgehoben hatte, mit einem Geschwader von 6 Kriegsschiffen und einer Menge

1) Vergl. Bd. IV, S. 299 fg. und S. 355 fg.

2) Diese misslichen Verhältnisse erfahren wir am besten durch d'Arvieux, welcher im Jahre 1674 als französischer Consul in Algier selbst berufen war, die Interessen der Bastion gegen den Dey wahrzunehmen: Mémoires, T. V, p. 57 fg. Den „Etat des dettes du Bastion" gibt er p. 143, genau an.

3) So wurde damals die Sache allgemein angesehen. Valiero, Guerra di Candia, p. 613, bemerkt darüber z. B. ausdrücklich, daß Colbert die eigentliche Triebfeder des Unternehmens war, „per l'av-

von Transportfahrzeugen vor dem Platze, warf ohne Widerſtand 6000 M. hinein und fing ſogleich an, ſowol nach der Landſeite wie nach der See hin, anſehnliche Feſtungswerke anzulegen. Denn offenbar war es darauf abgeſehen, dort für die franzöſiſchen Kriegsſchiffe eine ſichere Station und namentlich einen bequemen Winterhafen zu gewinnen [1]).

Man ging dabei aber nicht mit der gehörigen Vorſicht zu Werke. Kaum waren die Arbeiten begonnen, als ein von Algier aus hingeſchicktes ſtarkes Corps Mauren, welches vom Meere her durch drei Galeeren unterſtützt wurde, die zurückgelaſſene Beſatzung und die Arbeiter überfiel und ſie, nach verzweifeltem Kampfe, ſämmtlich niedermachte oder als Sklaven nach Algier ſchleppte. Die franzöſiſche Factorei wurde von Grund aus zerſtört und die ſchon ziemlich weit vorgerückte Citadelle, welche bis auf die neueſten Zeiten den Namen Fort des Français behalten hat, von den Aſaben oder den Seeſoldaten des Deys beſetzt. Man hatte alſo mit dieſer verunglückten Unternehmung weiter nichts erlangt, als daß ſie in Conſtantinopel den franzöſiſchen Geſandten, namentlich den Herren de la Haye und Nointel, bei jeder Gelegenheit als ein gerechter Anlaß zum Friedensbruch vorgehalten wurde. Denn, meinte der Diwan, die Verfolgung der afrikaniſchen Corſaren wolle er zwar den Franzoſen nicht verwehren, er

vantaggio, che pretendeva circa il negotio, e per la stima, che voleva introdurre anche sopra il mare alla potenza di Francia."

1) Tableau de la situation des Établissements Français dans l'Algerie, Paris 1838. p. 107 fg. Hier werden auch zwei intereſſante Actenſtücke aus dem Dépôt général de la marine mitgetheilt, welche beweiſen, daß man es vorzüglich auf ausgedehntere Hafenanlagen bei Dſchidſchelli abgeſehen hatte. Das eine rührt von dem berühmten Admiral Duquesne, das andere von einem ſeiner Flottenoffiziere her: „Sentiment de Mr. Duquesne sur ce qu'il faut faire au port de Gigery pour le mettre en état de tenir quelques vaisseaux"; und „Sentiment de Mr. de la Roche Saint-André, sur ce qu'il faudroit faire au port de Gigery." Beide ſind in den erſten Tagen des September 1664 von auf der Rhede von Dſchidſchelli liegenden Schiffen datirt. Übrigens iſt Dſchidſchelli derſelbe Ort, welcher erſt im vorigen Jahre (21. September 1856) durch ein furchtbares Erdbeben in einen Trümmerhaufen verwandelt worden iſt.

könne ihnen aber nicht gestatten, sich ihrer Küstenplätze zu bemächtigen, weil diese Eigenthum des Großherrn seien [1]).

Man hatte indessen wenig Lust, den mislungenen Versuch nochmals zu erneuern. Der Herzog von Beaufort, welcher seitdem mit seiner Flotte in den afrikanischen Gewässern kreuzte, beschränkte in den nächsten Jahren seine Thätigkeit darauf, die Corsarenschiffe in Masse aufzuheben. Er war damals zugleich mit dem holländischen Admiral de Ruyter in der That der beständige Schrecken der Barbaresken des Mittelmeeres. Er brachte es in kurzem wenigstens so weit, daß der Pascha von Algier schon zu Anfange des Jahres 1666 um Erneue- 1666
rung des Friedens mit Frankreich bat. Sie fand durch den Bevollmächtigten des Herzogs, als „Grand-Maitre, Chef et Surintendant général de la navigation et commerce de France", François Trubert, in einem förmlichen Vertrage statt, welcher bereits am 17. Mai dieses Jahres zu Algier unterzeichnet wurde. In 12 Artikeln enthielt er, auf Grund der früher zwischen Frankreich und der Pforte abgeschlossenen Capitulationen, eigentlich nur eine Wiederholung der die Barbareskenstaaten im Besondern betreffenden Bestimmungen derselben in weiterer Ausführung.

Friede und Freundschaft sollten zwischen Frankreich und Algier nun auf alle Zeiten bestehen, Feindseligkeiten und Räubereien gänzlich eingestellt sein, Sklaven gegenseitig zurückgegeben werden u. s. w. Um fernere Streitigkeiten über die Verletzung dieses Vertrages so schnell wie möglich zu schlichten, sollten fernerhin zwei Bevollmächtigte des Paschas, des Diwans und der Miliz von Algier (in dieser Dreieinigkeit wird hier die herrschende Gewalt durchgängig genannt) in Marseille ihren bleibenden Sitz nehmen, und der französische

1) Das hebt noch d'Arvieux in seiner im Jahre 1670 Ludwig XIV. überreichten Denkschrift, deren wir oben bereits gedacht haben, ganz besonders heraus: Mémoires, T. IV, p. 214, wo unter den Beschwerden der Pforte gegen Frankreich namentlich aufgeführt wird: „La prise de Gigery par les Armées de Votre Majesté", und es dann weiter heißt: „le Grand Seigneur veut bien qu'elle se venge des maux que nous font les Barbares .... mais il ne veut pas aussi que nous nous rendions les maitres de leurs Places, parce qu'elles lui appartiennent." Übrigens Sue, a. a. O. T. II, p. 65 fg.

Consul in Algier mit gleichen schiedsrichterlichen Vollmachten versehen werden (Art. 6). Die übrigen Artikel betrafen die Vorrechte und die Stellung der Consuln, das Verfahren gegen Schiffbrüchige, die Besteuerung französischer Unterthanen in den Häfen des „Königreichs Algier", wo sie als die begünstigtste Nation behandelt werden sollten (plus favorablement qu'aucune autre Nation étrangère), und die freie Religionsübung [1]).

Ein ganz ähnlicher Vertrag, nur noch weiter ausgeführt, war kurz zuvor auch mit Tunis zu Stande gekommen, mit welchem Reibungen und Händel derselben Art noch niemals aufgehört hatten. Er wurde gleichfalls unter Vermittelung des Herzogs von Beaufort am 25. November 1665 zu Goulette unterzeichnet und am 4. Januar 1666 zu Paris von Ludwig XIV. ratificirt. In 29 Artikeln enthielt er im Wesentlichen dieselben Bestimmungen, wie der mit Algier abgeschlossene Vertrag; gewisse Punkte waren nur noch genauer formulirt und erweitert.

Nach Art. 3 ward z. B. beiden Theilen in offener See ein, wenn auch nur sehr beschränktes Durchsuchungsrecht zugestanden. Die in Tunis unter französischer Flagge eingeführten Waaren sollten nur die gewöhnlichen Zollabgaben erlegen und, wenn sie nicht verkauft würden, zollfrei wieder ausgeführt werden können (Art. 8). Französische Unterthanen, welche auf Schiffen aus Algier, Tripolis oder Salé in Marokko nach Tunis gebracht werden, dürfen dort nicht als Sklaven verkauft werden (Art. 12). Werden Schiffe unter fremder Flagge eingebracht, so sind die darauf befindlichen Kaufleute und Passagiere sofort freizugeben; nur die Schiffsmannschaft, Kanoniere, Soldaten und Matrosen, kann, selbst wenn es Franzosen sind, zu Sklaven gemacht werden, wird jedoch mit einem Lösegeld von 150 Piastern für den Kopf losgekauft (Art. 13). Der französische Consul in Tunis sollte vor allen dort residirenden Consuln den Vorrang haben (Art. 15), überhaupt bedeutende Vorrechte genießen, und im Fall eines Bruches mit Familie, Bedienung und selbst zwei Skla-

1) Vollständig findet sich dieser Vertrag bei d'Arvieux, T. V, p. 209—217.

ver seiner Wahl frei abziehen können (Art. 29). Französische Unterthanen dürfen in keinem Falle mehr auf dem Bazar in Tunis als Sklaven verkauft werden, und die Auswechselung aller noch vorhandenen Sklaven findet sofort statt (Art. 2 und 25). Da indessen der Art. 2 es in Bezug auf den letzten Punkt zweifelhaft gelassen hatte, ob für die freizulassenden Sklaven ein Lösegeld zu zahlen sei, setzte eine geheime Separatconvention vom 26. November 1665 noch besonders fest, daß für jeden französischen Sklaven, welcher über die Zahl der ausgewechselten hinaus freigegeben werden würde, ein Lösegeld von 175 Piastern zu erlegen sei, welches bereits auch die Engländer gezahlt haben [1]).

Nichtsdestoweniger blieb diese Auswechselung und Befreiung der Sklaven, wie immer, der schwierigste Theil bei der Ausführung des Vertrags. Der gewandte und vielerfahrene d'Arvieux wurde zu diesem Zwecke noch im Jahre 1666 mit einer außerordentlichen Mission nach Tunis betraut, von deren Erfolgen er selbst die genaueste, in ihren Einzelnheiten höchst interessante Rechenschaft gegeben hat. Die Milizen, welche im Diwan das große Wort führten, wollten, vorzüglich von einem portugiesischen Renegaten, Kutschuk Murad, aufgehetzt, von dem Frieden überhaupt nichts wissen und sich am wenigsten zur Herausgabe ihrer Sklaven verstehen. Was bleibe ihnen denn, wandten sie ein, am Ende zur Bedienung ihrer Schiffe übrig, wenn ihnen, nachdem sie bereits die Engländer und Holländer ausgeliefert, nun auch noch die Franzosen hinweggenommen werden sollten? — Könne man sich denn mit den wenigen Spaniern und Italienern behelfen, die man dann allein noch zu Sklaven machen dürfe! Das werde der offenbare Ruin ihres Gemeinwesens sein. Und warum solle man sich denn gerade vor Frankreich demüthigen, welches immer nur drohen, aber nie etwas Rechtes ausführen könne, wie man unlängst bei Dschidschelli gesehen habe; auf dessen Freundschaft sei ohnehin um so weniger Werth zu legen, da es fortwährend mit den Feinden des Großherrn, den Venetianern, den Maltesern, den Florentinern u. s. w., gemein-

1) Sowol den Hauptvertrag, als auch den geheimen Separatvertrag gibt d'Arvieux, T. III, p. 524—545.

schaftliche Sache mache. Nur der energischen Ausdauer d'Arvieux's gelang es endlich, auch dieses verwickelte Geschäft glücklich zum Ziele zu führen. Als er Tunis im August 1666 wieder verließ, hatte er 289 Sklaven mit einer Summe von 50,575 Piastern losgekauft, wovon für 85 das Lösegeld aus dem königlichen Schatze gezahlt wurde, für die übrigen dagegen, welche sämmtlich der Provence angehörten, aus den Gemeindemitteln derselben aufgebracht werden mußte [1]).

Kurz vor seiner Abreise von Tunis, am 2. August, hatte d'Arvieux auch noch einen besondern Vertrag über die Wiederherstellung des gleichfalls ganz in Verfall gerathenen französischen Handels am Cap Nègre und in den benachbarten Orten, Funaire, Salade, Tabarque u. s. w., an der Grenzscheide von Tunis und Algier, worauf Colbert ganz besondern Werth legte, zu Stande gebracht. Die Grundbestimmungen desselben waren die nämlichen, wie in allen übrigen Verträgen ähnlicher Art. Der ganze dortige Handel, welcher vorzüglich in Getreide bestand, wurde ausschließlich, und zwar zunächst auf 20 Jahre, einer Gesellschaft überlassen, welche dafür jährlich 35,000 Piaster an die Behörden von Tunis zu zahlen hat. Sie hat das Recht, ihre zerstörten Gebäude wiederherzustellen und mit einer Mauer zu umgeben, ohne jedoch dieselbe mit Schießscharten versehen zu dürfen. Alle in Tunis durch die Gesellschaft eingeführte Waaren bezahlen 10 Procent Eingangszoll, während sie für die aus Tunis ausgeführten Producte die gewöhnlichen Abgaben, und für die vom Cap Nègre bezogenen gar nichts zu entrichten hat [2]).

1) D'Arvieux, p. 391 bis zu Ende des Bandes und dann noch T. IV, bis p. 95, wo, außer einigen sehr lehrreichen Episoden über die damaligen Zustände von Tunis, die vollständigen Verhandlungen über den Loskauf der Sklaven gegeben werden. Vom höchsten Interesse sind hier namentlich die Bemerkungen, welche d'Arvieux, T. III, p. 157 fg. und T. V, p. 5 fg., über die Behandlung der Christensklaven in den Barbareskenstaaten macht, die keineswegs so unmenschlich war, als man in Folge der, wie er es nennt, absichtlich verbreiteten „pieux mensonges" gewöhnlich glaubte.

2) Auch diesen Vertrag, in 12 Artikeln, gibt d'Arvieux, T. III, p. 547 fg. vollständig.

Freilich war mit allen diesen Verträgen und Friedensschlüssen an sich noch wenig erreicht, so lange man ihnen nicht durch eine strenge Aufrechterhaltung thatsächlichen Nachdruck geben konnte. Denn das alte Grundübel, die Corsarenplage, dauerte, wenn auch in etwas beschränkterer Weise, doch fort. Namentlich mit Algier kam es deshalb schon in den nächsten Jahren wieder zu sehr ernsten Reibungen, welche im Jahre **1669** eine so nachdrückliche Demonstration des damals **1669** mit dem Commando des gegen die Piraten bestimmten Geschwaders betrauten Vice-Admirals Grafen d'Estrées nothwendig machten, daß sich der Pascha veranlaßt sah, im Jahre **1670** die Erneuerung des Friedens vom Jahre **1666** nachzu- **1670** suchen, die dann auch durch Vermittelung des General-Lieutenants der Flotte, Marquis de Martel, stattfand [1]).

Gleichwol führten der Dey, sein übermüthiger Schwiegersohn Baba-Hassan und die allmächtigen Milizen wieder eine sehr hohe Sprache, als einige Jahre später, **1674**, **1674** d'Arvieux nach Algier geschickt wurde, um an der Stelle des französischen Consuls Du Bourdieu, welcher vom Dey ausgewiesen worden war, weil er angeblich die Entweichung einiger Sklaven nach französischen Schiffen begünstigt haben sollte, theils die fatalen Streitigkeiten wegen der Bastion endlich zum Abschluß zu bringen, theils wegen wiederholter Verletzung der bestehenden Verträge Rechenschaft und Genugthuung zu verlangen. In letzterer Beziehung handelte es sich dieses Mal besonders um die Freilassung von 25 Franzosen, welche auf feindlichen, d. h. auf solchen Schiffen zu Sklaven gemacht worden waren, deren Flagge nicht durch Verträge mit Algier als gesichert galt. Zu feindlichen Nationen dieser Art wurden namentlich gerechnet die Florentiner,

1) In dem Patente, durch welches Graf d'Estrées am 24. März 1681 zum Marschall von Frankreich erhoben wurde, wird seiner Verdienste um die Bekämpfung der Piraten von Algier, Tunis und Salé in den Jahren 1669 und 1670 ganz besonders gedacht: Eugène Sue, Hist. de la marine française, Paris 1836, T. IV, p. 227. Die Erneuerung des Friedens im Jahre 1670 erwähnt Ludwig XIV. selbst in einem im Jahre 1674 an den Dey von Algier gerichteten Schreiben, bei d'Arvieux, T. V, p. 166.

Genueser, Malteser, Portugiesen und Spanier. D'Arvieux bestand nun darauf, daß diese Sklaven vertragsmäßig ohne weiteres herausgegeben werden müßten, der Dey und sein Diwan behaupteten mit der größten Hartnäckigkeit das Gegentheil, und sprachen sich in diesem Sinne auch in sehr hochmüthig gehaltenen Schreiben an Ludwig XIV. selbst aus. Sie nahmen darin geradezu das Recht in Anspruch, nicht nur alle Franzosen unter fremder Flagge, sondern auch alle Fremde auf französischen Schiffen, bis auf drei, zu Sklaven machen zu können. Der Streit darüber wurde so erbittert, d'Arvieux kam dadurch, zumal da man ihm von Frankreich aus nicht die gehörige Unterstützung zu Theil werden ließ, persönlich in eine so schlimme und gefahrvolle Lage, daß er am Ende froh sein mußte, nach dreivierteljährigen vergeblichen Verhandlungen nur wieder mit heiler Haut davonzukommen [1]).

Nach seiner Meinung wäre nun freilich eine wirkliche nachdrückliche Züchtigung dieser Barbaren das einzige Mittel gewesen, sich Recht und die nöthige Achtung zu verschaffen. „Nur die Macht des Königs", sagt er selbst in dieser Hinsicht, „ist im Stande, diese Völker zu überwinden und sie zu zwingen, ein wenig vernünftiger zu werden. Aber da muß man sich nicht damit begnügen, ihnen blos die Ruthen zu zeigen, indem man die Geschwader, welche sie züchtigen können, an ihren Küsten hin- und herfahren läßt; nein, man muß sie wirklich züchtigen, ihnen ihre Schiffe beim Ein- und Auslaufen hinwegnehmen, und lieber den an sich unbedeutenden Handel mit ihnen ganz aufgeben, als noch länger ihre Seeräubereien erdulden" [2]).

Im Rathe des Königs war man indessen nicht dieser Ansicht. Selbst Colbert meinte, als ihm d'Arvieux von den mislichen Erfolgen seiner Sendung Bericht erstattete, man müsse über Das, was in Algier vorgegangen sei, vorerst noch

1) Auch über diese seine Sendung nach Algier spricht d'Arvieux, T. V, p. 57—299, sehr ausführlich. Die betreffenden Schreiben des Deys an den König befindrn sich p. 104 und 184.

2) Daselbst, p. 187.

ein Auge zudrücken (qu'il falloit dissimuler tout ce qu'on avoit fait à Alger) und Alles thun, den Frieden zu erhalten, bis der König es für angemessen erachte, sich über die Verletzungen der bestehenden Verträge von Seiten dieser Corsaren genauer zu unterrichten. In gleichem Sinne sprach sich Ludwig XIV. auch gegen d'Arvieux selbst aus [1]).

Die ganze Sache lief also für jetzt darauf hinaus, daß d'Arvieux beauftragt wurde, dem Dey in einem für die Beurtheilung dieser Verhältnisse sehr merkwürdigen Schreiben vom 2. December 1675 zu wissen zu thun, daß der König 1675
befohlen habe, die von ihm verlangte Auswechselung von 22 noch in Frankreich zurückgehaltenen Türken gegen die oben erwähnten französischen Sklaven zu bewirken, und daß er, der König, überhaupt nichts sehnlicher wünsche, als die Erhaltung des Friedens und des guten Einvernehmens zwischen Algier und Frankreich. Denn dies werde auch ihm, dem Dey, bei der bedeutenden Seemacht, welche der König beständig in den Meeren des Ostens und Westens (dans les mers du Levant et du Ponant) unterhalte — die einzige verhüllte Drohung in diesem nur zu demüthigen Schreiben — vom größten Nutzen sein. „Man muß hoffen", hieß es am Schlusse, „daß durch diese Auswechselung das gute Einverständniß (la bonne intelligence) gänzlich wiederhergestellt werden wird, und daß in Zukunft die Unterthanen des Königs, meines Herrn, mit den Eurigen zufrieden sein werden. Man wird nichts versäumen, um Euch zu beweisen, wie sehr es dem Könige, meinem Herrn, daran gelegen ist, den Frieden zu erhalten, den Er Euch bewilligt hat. Auch Ihr müßt nun dafür sorgen, daß die Bestimmungen des Vertrags von Euern Unterthanen auf eine Weise zur Ausführung kommen, welche, anstatt ihnen den Zorn Sr. Majestät zuzuziehen, ihnen Seine Freundschaft sichern." Die Auswechselung der Sklaven fand darauf wirklich statt, und das gute Vernehmen schien damit, wenigstens für die nächste Zukunft, völlig gesichert zu sein [2]).

1) D'Arvieux, V, p. 295 und 300.

2) Lettre au Day d'Alger Hagy Mehemed Tric-Ogli, S. Germain le 2. Decembre 1675. Daselbst, p. 352 fg.

Während man sich aber durch diese laue, zaghafte Politik mit Algier noch so hinzuhalten suchte, kam es nun auch mit den Tripolitanern zu Reibungen, welche selbst für die Verhältnisse Frankreichs zur Pforte sehr ernste Folgen hatten. Tripolis hatte sich, im Ganzen genommen, bisher noch weniger an der organisirten Seeräuberei des Mittelmeeres betheiligt, als Algier und Tunis. Jetzt fingen jedoch auch seine Corsaren an, sich durch einige verwegene Streiche bemerklich zu machen und dem europäischen Levantehandel höchst
1674 lästig zu werden. Bereits im Jahre 1674 war es zwischen zwei tripolitanischen Corsaren und dem Schiffe, auf welchem Herr von Nointel seine Rundreise durch den Archipel machte, im Hafen von Chios zu einer argen Rauferei gekommen. Sie hatten das Schiff plötzlich überfallen, die Flagge zerrissen, Capitän und Matrosen gemishandelt, und endlich den Gesandten in seiner Wohnung so bedrängt, daß er auf der Citadelle eine Zuflucht suchen mußte. Nur durch ein in aller Eile aus Smyrna herbeigerufenes französisches Kriegsschiff wurden sie genöthigt, mit einigem Verluste wieder das Weite zu suchen [1]).

1680 Noch weit schlimmer erging es einige Jahre später, 1680, dem französischen Consul zu Larnaca auf Cypern. Tripolitanische Corsaren landeten nämlich in diesem Jahre in Port des Salines, drangen von da aus ohne weiteres nach Larnaca vor und überfielen, unter dem Vorgeben, daß er entlaufene französische Sklaven bei sich verborgen halte, die Wohnung des Consuls, Herrn Sauvan. Sie fanden aber nicht, was sie suchten, und ließen daher ihre Wuth nur desto fürchterlicher an dem armen Consul aus. Unter den entsetzlichsten Mishandlungen schleppten sie ihn gefesselt nach ihren Schiffen, zwangen ihm hier für den angeblich entlaufenen Sklaven 500 Piaster Lösegeld ab, und warfen ihn dann, als sie die Insel endlich verließen, halbtodt wieder ans Ufer. Die Beschwerden, welche über diese Greuelthat sowol bei dem Pascha

1) D'Arvieux, T. V. p. 316; und VI, p. 192: „Ceux de Tripoli incommodoient beaucoup le commerce du Royaume et faisoient souvent des prises considerables."

von Cypern wie bei der Pforte geführt wurden, blieben natürlich völlig fruchtlos [1]).

Man kam nun aber im Rathe des Königs doch immer mehr zu der Überzeugung, daß man mit diesen Barbaren, wie sie der englische Gesandte, Sir Th. Roe, schon vor 50 Jahren genannt hatte, nur noch „die Sprache der Kanonen" reden müsse [2]). Admiral Duquesne, welcher damals das Geschwader im Mittelmeere befehligte, erhielt daher die Weisung, jetzt vorzüglich auf diese Tripolitaner ein wachsames Auge zu richten und an ihnen überall Rache zu nehmen, wo er sie fände. Die Gelegenheit dazu bot sich bald dar, und Duquesne war der rechte Mann, sie gehörig zu benutzen. Nachdem er bereits im Jahre 1680 die Riff-Piraten in der 1680
Umgegend von Salé gezüchtigt hatte, schickte er im Mai 1681 1681
eine Abtheilung seines Geschwaders, unter dem Befehle des Marquis d'Anfreville, an die Küsten von Morea, wo damals eine tripolitanische Flotille von 6 Schiffen ihr Wesen trieb. D'Anfreville trug kein Bedenken, sie mit einem einzigen Schiffe von 56 Kanonen anzugreifen, brachte ihr, indem er sie einen Monat lang nach allen Seiten hin verfolgte, ansehnliche Verluste bei, und nöthigte endlich die gänzlich zerschossenen Piratenschiffe unter den Kanonen des Hafens von Canea eine letzte Zuflucht zu suchen [3]).

Gleichzeitig hatten sich 8 andere tripolitanische Corsarenschiffe in den Gewässern der Insel Chios gezeigt. Duquesne, welcher um diese Zeit mit seinem Geschwader von 7 Schiffen bei Malta vor Anker lag, beschloß, auf diese selbst Jagd zu machen. Nachdem er sich daher bei der Insel Sapienza mit dem Marquis d'Anfreville vereinigt und dann noch die Inseln Cerigo, Milo und Naxos recognoscirt hatte, ging er gerade auf Chios los, in dessen Hafen die Corsaren, welche es mit ihm nicht in offener See aufzunehmen wagten, Schutz gesucht hatten. Am 23. Juli traf er auf der dortigen Rhede ein und verlangte, nachdem er in Flintenschußweite von

1) D'Arvieux, T. VI, p. 246.
2) Vergl. Bd. IV, S. 347.
3) D'Arvieux, T. VI, p. 192 fg.

der Festung Anker geworfen hatte, von dem osmanischen Befehlshaber derselben die sofortige Auslieferung der Corsaren. Sie wurde natürlich verweigert und zugleich die Drohung hinzugefügt, daß man Gewalt mit Gewalt erwidern werde. Am wenigsten war Duquesne dazu gemacht, sich dadurch abschrecken zu lassen. Er ließ sogleich ein heftiges Feuer gegen die Tripolitaner eröffnen, bei welchem freilich weder die dort liegenden osmanischen Schiffe noch die Festung selbst verschont bleiben konnten. Durch eine vierstündige Kanonade, während welcher mehr wie 7000 Kugeln in den Hafen und die Stadt geschleudert wurden, wurde ein großer Theil der letztern, namentlich auch mehrere Moscheen, in Ruinen verwandelt, während das von der Festung aus erwiderte Feuer den französischen Schiffen nur geringen Schaden that.

Tags darauf, am 24. Juli, ließ der Aga von Chios Duquesne durch seine Abgesandten, zwei Capuziner, wegen dieses Verfahrens zur Rede setzen und ihn zugleich ersuchen, er möge das Feuer so lange einstellen, bis der Streit von Seiten der Pforte geschlichtet werden würde, an welche er über das Vorgefallene sogleich Bericht erstattet habe. Es sei niemals seine Absicht gewesen, erwiderte Duquesne darauf, Chios oder die Schiffe des Großherrn anzugreifen, er habe nur, den Befehlen seines Herrn, des Königs, zufolge, die Corsaren von Tripolis züchtigen wollen, welche sich an französischen Schiffen vergriffen; nur das Feuer der Festung habe ihn gezwungen, das seinige auch gegen diese zu richten; die Entscheidung der Pforte könne er daher ruhig abwarten, aber er werde es nie dulden, daß eins der tripolitanischen Schiffe ungestraft den Hafen verlasse, den er bis auf weiteres streng blokirt halten werde [1]).

In Constantinopel wurde die Sache, wie zu erwarten

1) D'Arvieux, T. VI, p. 197. E. Sue, Hist. de la marine française, T. IV, p. 114 fg. Dieses letztere Werk, welches etwas zu novellenartig und romanhaft gehalten ist, als daß es auf den Charakter eines wirklichen Geschichtswerkes Anspruch machen könnte, ist vorzüglich wegen der darin mitgetheilten vorher unbekannten Actenstücke von Werth. Sonst sind darin nicht einmal die bekannten Quellen gehörig benutzt.

war, ziemlich hoch aufgenommen. In der ersten Aufwallung des Zornes soll der Sultan nichts Geringeres verlangt haben, als die sofortige Hinrichtung des französischen Gesandten, des Herrn von Guilleragues, welcher ohnehin wegen eines schon seit längerer Zeit schwebenden Etikettenstreites mit der Pforte wieder auf einem ziemlich gespannten Fuße stand. Er war Herrn von Nointel, welcher, von Schulden und der Mißachtung seines Hofes niedergedrückt, Constantinopel in sehr übler Stimmung verlassen hatte, zu Ende des Jahres 1679 gefolgt, aber vom Anfang an zu dem Großwesir dadurch in eine schiefe Stellung gerathen, daß er für sich die Ehre des Sofas in Anspruch genommen hatte, die zuletzt auch Herrn von Nointel versagt worden war, welcher deshalb ohne förmliche Abschiedsaudienz abgereist war [1]).

Dergleichen Dinge hatten natürlich, bei der Strenge der orientalischen Etikette, und zwar mit Recht, eine hohe Wichtigkeit. Denn sie galten nun einmal mit für den sichersten Maßstab der Achtung und des Ansehens, welche die Pforte den christlichen Monarchen in der Person ihrer Vertreter zu Theil werden lasse. Hier handelte es sich um weiter nichts, als daß die französischen Gesandten darauf bestanden, daß bei den offiziellen Audienzen ihr Sessel mit dem Sitze des Großwesirs auf gleicher Erhöhung, d. h. auf dem Sofa, und nicht unterhalb demselben, aufgestellt werde. Der Streit darüber war noch in vollem Gange, als die Schreckensbotschaft

1) Über die letzte traurige Zeit des Aufenthaltes des Herrn von Nointel zu Constantinopel gibt die besten Aufschlüsse: De Laborde Athènes, T. I. p. 133 fg. Er hatte sich durch seine Reise, seine Kunstbestrebungen und seine Prachtliebe so tief in Schulden gesteckt, daß er bereits im Jahre 1677 nicht weniger als 24,000 Piaster an Christen und Juden zu zahlen hatte, ohne daß ihm die Regierung die geringste Hülfe angedeihen ließ. Er bekam nicht einmal seinen Gehalt regelmäßig ausgezahlt, und mußte, um nur seinen Verpflichtungen zu genügen, einen Theil seiner Besitzungen in Frankreich und seiner Kunstschätze veräußern. Nach Paris zurückgekehrt, fiel er sogar beim König in Ungnade, sodaß er die letzten Jahre seines Lebens in gänzlicher Abgeschiedenheit und ziemlich bedrängten Umständen auf seinem Landsitze bei Paris verlebte, wo er am 31. März 1685 starb.

aus Chios in Constantinopel eintraf, und trug daher nicht wenig dazu bei, die Ausgleichung wegen der dortigen Vorfälle zu erschweren.

Der erste Schritt, den die Pforte that, war, daß sie dem Kapudan-Pascha Befehl ertheilte, sich mit seinem Geschwader unverzüglich nach Chios zu begeben, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen und die weitern erforderlichen Maßregeln zu ergreifen. Er traf dort bereits am 7. August mit 42 Galeeren ein. Duquesne ließ sie ungestört, aber ohne den üblichen Schiffsgruß in den Hafen einlaufen, und erklärte dem Kapudan-Pascha, sobald er vor Anker gegangen war, er werde kein einziges Corsarenschiff abgehen lassen, bevor ihm nicht vollständige Genugthuung geworden sei. Werde ihm diese nicht, so werde er nicht nur sie, sondern auch sämmtliche Galeeren des Großherrn im Hafen selbst in Brand schießen und dann ohne weiteres nach den Dardanellen segeln, um entweder den Gesandten nach Frankreich zurückzuführen oder den Großwesir zu zwingen, daß er ihm endlich die verweigerte Ehre des Sofas zugestehe [1]).

Zunächst handelte es sich also um einen Vergleich mit den Tripolitanern, bei welchem der Kapudan-Pascha, durch die energische Haltung des französischen Admirals eingeschüchtert, selbst den Vermittler machte. Nach einigen Verhand-
1681 lungen hin und her kam er am 25. October 1681 in 6 Artikeln zu Stande. Strenge Beobachtung der bestehenden Verträge und Auslieferung sämmtlicher Sklaven waren die Hauptbedingungen desselben. Die 127 Franzosen und die 18 Knaben, welche die Piraten am Bord ihrer Schiffe hatten, mußten sofort ohne Lösegeld freigegeben werden. Die übrigen, welche noch in Tripolis vorhanden, sollten mit 100 oder 150 Piastern für den Kopf losgekauft werden. Auch ein unlängst erst hinweggenommener Kauffahrer mit 125 M. Besatzung mußte sogleich zurückgegeben werden. Das Durchsuchungsrecht sollte den Tripolitanern gegen französische Schiffe in keinem Falle mehr zustehen, selbst wenn Mannschaft und Ladung zum Theil ihren Feinden angehören würden, und

1) D'Arvieux, T. VI, p. 199 fg.

endlich sollten auch alle Franzosen, die sich etwa auf feindlichen, von den Tripolitanern hinweggenommenen Schiffen befinden würden, sofort frei gegeben werden, wenn ihre Zahl nicht zehn übersteige [1]).

Damit war aber für die Schlichtung des Streites in Constantinopel noch nicht das Geringste gewonnen. Hier verlangte der Großwesir als Ersatz für die durch französische Kugeln in Chios getödteten 250 Türken und den sonstigen an Gebäuden, Moscheen und Festungswerken angerichteten Schaden nicht weniger als 750 Beutel zu 500 Piastern oder 375,000 Thaler. Wolle sich der Gesandte nicht dazu verstehen, für die Zahlung dieser Summe Bürgschaft zu leisten, so habe er weiter nichts zu gewärtigen, als die Sieben Thürme oder selbst die seidene Schnur. Herr von Guilleragues ließ sich indessen durch dergleichen Drohungen nicht gleich einschüchtern. Müsse ein Schadenersatz geleistet werden, erklärte er ohne weiteres, so sei dies die Sache der Tripolitaner, welche die Ursache des ganzen Unfalls seien. Er werde sich nie dazu verstehen, das Geringste zu zahlen; eher sei er bereit, die Sieben Thürme zu beziehen, aus welchen ihn sein Herr, der König, schon zu befreien wissen werde.

Bis dahin, d. h. bis zu einem förmlichen Bruch mit Frankreich, wollte es nun aber auch jetzt der Großwesir doch nicht kommen lassen. Er suchte nun dadurch einen Mittelweg zu gewinnen, daß er den Gesandten in den Gemächern des Tschausch-Baschi im Serai zurückbehielt, um ihn durch leichtere Haft zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Der Gewandtheit des Pfortendolmetschers Maurocordato — Panagiotti war bereits im October 1673 gestorben — den der Großwesir nun als Unterhändler gebrauchte, war es vorzüglich zu danken, daß sich der Gesandte sogar schriftlich, zwar nicht zur Zahlung der verlangten Summe, aber doch zur Überreichung eines angemessenen Ehrengeschenks, nicht im Namen des Königs, sondern als Beweis seiner persönlichen Willfährigkeit verpflichtete. Daraufhin wurde er nach drei Tagen seiner

1) D'Arvieux, p. 203.

Haft entlassen und selbst unter ehrenvollem Geleite nach seinem Hotel zurückgeführt [1]).

Mit diesem Ausgang der Sache war jedoch der alte Seeheld Admiral Duquesne ganz und gar nicht zufrieden. Er bestand im Gegentheil darauf, daß Herr von Guilleragues nicht nur nicht das bereits zugesagte Ehrengeschenk wirklich überreiche, sondern auch darauf beharre, daß ihm die Ehre des Sofas nicht länger verweigert werde. Und um seinen Vorstellungen in diesem Sinne sogleich noch mehr Nach-
1682 druck zu geben, erschien er um die Osterzeit 1682 mit 10 Kriegsschiffen, einigen Brandern und einer Anzahl Transportschiffen wirklich an den Dardanellen, von wo aus er dem Großwesir zu wissen that, er sei gekommen, um den Gesandten an Bord zu nehmen oder seine gerechten Ansprüche in Betreff des Sofas mit seinen Kanonen zu unterstützen. Wahrscheinlich hätte er auch damals gleich das Äußerste versucht und wäre mit seinen Schiffen geradezu auf Constantinopel losgegangen, wenn er nicht von dem Gesandten selbst zurückgehalten und bald darauf, auf Befehl des Königs, von dort abberufen worden wäre, um seine Streitkräfte mit der Flotte zu vereinigen, welche bereits bestimmt war, gegen Algier zu operiren [2]).

Allein dies hob nur wieder den Übermuth und die Ansprüche des Großwesirs. Er verlangte jetzt an der Stelle des Ehrengeschenkes abermals 400 Beutel baares Geld oder doch eine bedeutende Erhöhung des Werthes von jenem. Auf beides ging aber der Gesandte nicht ein. Nur um die Dinge nicht aufs Äußerste zu treiben, ließ er es sich gefallen, daß der Werth des Ehrengeschenkes, nachdem darüber noch eine Zeit lang hin und her gefeilscht worden war, auf 120 Beutel oder 60,000 Piaster festgesetzt wurde. Es bestand in einem mit Edelsteinen reich besetzten Gürtel, zwei kostbaren Lehr-

1) D'Arvieux, p. 205—220, wo die betreffenden Verhandlungen ausführlich gegeben werden.

2) Relation de ce qui s'est passé à Constantinople depuis l'arrivée de M. Du Quesne. Zwei Briefe aus Pera vom 18. April und 24. Mai 1682 bei d'Arvieux, T. VI, p. 285 fg.

stühlen, einem großen venetianischen Spiegel, fünf kunstreichen Uhrwerken, einem prachtvollen Teppich der Gobelins und einer Auswahl feiner französischer und venetianischer Stoffe in Wolle, Seide und Sammet. Am 23. Mai wurden diese Dinge von dem Sultan selbst, welcher sich zu diesem Zwecke in einem am Meeresufer gelegenen Kiosk der Gärten des Serai eingefunden hatte, sehr wohlgefällig entgegengenommen [1]).

Die schlimmste Seite des ganzen Vorfalls war nun noch, daß Herr von Guilleragues, da seine Regierung sich nicht dazu verstehen wollte, die Kosten des Ehrengeschenkes zu tragen, sich genöthigt sah, die Kaufmannschaft in den verschiedenen Stationen der Levante nachträglich mit einer außerordentlichen Steuer zu belegen, die ihn in den Stand setzen sollte, den deshalb übernommenen Verpflichtungen zu genügen. So mußte z. B. der französische Handelsstand in Constantinopel 20,000, in Smyrna 30,000, in Aleppo gleichfalls 20,000 und in Cypern 6000 Piaster aufbringen, nur eine Last mehr für den so schon gedrückten Levantehandel, welche viel böses Blut machte. Die Kaufleute wandten sich deshalb an Colbert, wahrscheinlich aber mit geringem Erfolge [2]). Und dabei blieb der leidige Hader um die Ehre des Sofas vorerst doch noch unerledigt. Erst einige Jahre nachher, im Jahre 1684, als die Pforte nach dem Misgeschick vor Wien es für 1684
gut fand, sich auf jede Weise die Gunst Ludwig's XIV. zu sichern, ward Herr von Guilleragues bei Gelegenheit seines feierlichen Empfangs am Hoflager zu Adrianopel am Ende, kurz vor seinem Tode — er starb zu Constantinopel im März 1685 — auch noch dieser Auszeichnung theilhaftig.

Man war damals überhaupt in Constantinopel mit weit wichtigeren Dingen beschäftigt, als daß man sich um die ewigen Händel zwischen den Mächten der Christenheit und den Barbaresken noch sonderlich viel hätte bekümmern mögen. Daher ließ man es auch ruhig geschehen, als es Frankreich im Jahre 1682 unternahm, dem, allen Verträgen zum Trotz, 1682

1) D'Arvieux, p. 294.

2) Daselbst, p. 297.

wieder mehr wie je überhandnehmenden Piratenwesen von Algier endlich einmal durch einen entscheidenden Schlag Einhalt zu thun. Duquesne, welcher sich selbst schon vielfach mit den Mitteln beschäftigt hatte, wodurch man da zum Ziele gelangen könne [1]), war, wie wir gesehen haben, im Frühjahre 1682 vorzüglich aus diesem Grunde von den Dardanellen abberufen worden. Als er in Toulon eintraf, war der Feldzug gegen Algier schon beschlossen. Er macht in der Geschichte der europäischen Seekriege vorzüglich auch deshalb Epoche, weil dabei zum ersten Male, und zwar mit dem glücklichsten Erfolge, jene flach gebauten Bomben-Galioten (Galiotes à bombes) gebraucht wurden, mittels welcher man, was bis dahin für unmöglich galt, vom Meere aus die schwersten Hohlkugeln nach den Küstenfestungen schleudern konnte. Sie waren die Erfindung eines noch jungen speculativen Kopfes, Bernard Renau d'Elicagaray, gewöhnlich Petit-Renau genannt, welcher sich bereits durch mehrere wesentliche Verbesserungen im Seewesen und im Schiffsbau hervorgethan hatte und deshalb bei dem hocherfahrenen Duquesne in großer Gunst stand [2]).

Renau's Gegnern, welche seiner Erfindung wenig Vertrauen schenken wollten, zum Trotz, setzte er es bei Colbert durch, daß der aus 11 Linienschiffen und 15 Galeeren bestehenden Flotte, welche am 12. Juli 1682 den Hafen von Toulon verließ und am 23. auf der Rhede von Algier Anker warf, auch 5 jener Bomben-Galioten beigegeben wurden. Sie bewährten sich bei dem Bombardement, welches in den

1) Duquesne hatte seine Ansichten über die Art, wie man die Barbareskenstaaten am besten bekämpfen könne und namentlich Algier angreifen müsse, um diese Zeit in mehreren Denkschriften niedergelegt, von denen zwei von E. Sue, Hist. de la marine franç., T. IV, p. 126 — 131, mitgetheilt werden. Eine seiner Lieblingsideen in dieser Beziehung war, den Hafen von Algier durch Versenkung von sogenannten „vaisseaux maçonnés" zu versperren; sie kam aber nie zur Ausführung.

2) Eine genaue Beschreibung dieser Bomben-Galioten, für Leute vom Fach jedenfalls von hohem Interesse, gibt nach Original-Documenten E. Sue a. a. O. p. 131 fg.

letzten Tagen des August begonnen und bis gegen die Mitte Septembers fortgesetzt wurde, wider alle Erwartung. Ein großer Theil der Stadt, namentlich die Hauptmoschee, war in kurzem durch die Wirkung der Bomben gänzlich zerstört und Hunderte von Menschen hatten unter ihren Trümmern den Tod gefunden, als Duquesne, welcher schon im Begriff war, dem Dey und seinen aufrührerischen Milizen den Frieden vorzuschreiben, durch widrige Winde und die heranahenden Äquinoctialstürme genöthigt wurde, für dieses Jahr die weitern Operationen einzustellen und mit dem größten Theile seiner Schiffe bei der Insel Formentera eine sichere Winterstation einzunehmen, während vor Algier nur ein kleines Blokadegeschwader zurückblieb [1]).

Denn das Bombardement sollte, nach Duquesne's Plänen, sogleich im nächsten Jahre wieder aufgenommen und so lange fortgesetzt werden, bis man entweder Herr der Stadt sein oder den Frieden so erzwungen haben würde, wie man ihn haben wollte [2]). Bereits am 6. Mai 1683 verließ also 1683
Duquesne abermals mit 6 Linienschiffen den Hafen von Toulon, und begann, nachdem er die bei Formentera liegenden Schiffe an sich gezogen hatte, um die Mitte Juni aufs Neue die Operationen gegen die Hauptstadt der Barbaresken. Die Wirkung seiner Bomben war dieses Mal so furchtbar, daß Baba Hassan, der Dey, schon am 28. Juni um Frieden bat. Duquesne wollte sich aber nicht eher auf weitere Verhandlungen darüber einlassen, als bis sämmtliche noch in Algier befindliche Sklaven französischer Herkunft ausgeliefert worden sein würden. Auch dazu verstand sich Baba Hassan, so wie er sich am Ende sogar noch dazu bequemte, für die genaue Erfüllung dieses Präliminarpunktes die vornehmsten Einwohner der Stadt als Geißeln zu stellen.

Das war aber durchaus nicht im Sinne der Kriegspartei unter den Milizen, an deren Spitze einer der verwegensten

1) E. Sue a. a. O. p. 144—151.

2) Noch im Herbst des Jahres 1682 legte Duquesne seine Ansichten über den nächsten Feldzug gegen Algier in zwei Denkschriften dar, welche daselbst, p. 151—156, gegeben werden.

Corsaren, Hussein Reis, mit dem Beinamen Mezzo-Morto, stand. Schon war ein Theil der Sklaven wirklich ausgeliefert, als Mezzo-Morto, welcher selbst zu den Geißeln gehörte, Mittel fand, nach Algier zurückzukehren. In einem Aufstande der von ihm fanatisirten Milizen stieß er hier den friedfertigen Dey mit eigener Hand nieder, ließ sich an seiner Stelle selbst zum Oberhaupt des Staates wählen, und schien entschlossen, sich sammt seinen Truppen eher unter den Ruinen der zerstörten Stadt zu begraben, als den von den Franzosen verlangten Frieden zu unterzeichnen. Das Bombardement mußte also erneuert werden, und wurde von der Festung aus, die fast nur noch ein Trümmerhaufen war, auf die entsetzlichste Weise erwidert. Der französische Consul Levacher und zehn französische Sklaven wurden in Stücke zerrissen, dann Glied vor Glied in die Kanonen geladen und so mitten unter die feindlichen Schiffe hineingeschleudert. Leider konnte Duquesne auch dieses Mal für solche Greuelthat nicht so Rache nehmen, wie es die Ehre des französischen Namens verlangt hätte. Die herannahende schlechte Jahreszeit und ein empfindlicher Mangel an Munition nöthigten ihn, den Rückzug anzutreten, bevor er noch sein Ziel erreicht hatte. Bereits am 15. October traf er mit seinem Geschwader wieder in Toulon ein [1]).

Die Verhandlungen wegen Herstellung des Friedens wurden indessen auch nach seinem Abzuge durch Vermittelung eines in Algier zurückgebliebenen französischen Agenten, Herrn de Saut, fortgesetzt und gediehen schon während des Winters
1684 so weit, daß im Frühjahr 1684 der Chevalier de Tourville mit ausgedehnten Vollmachten nach Algier geschickt werden konnte, um dieselben vollends zum Abschluß zu bringen. In den ersten Tagen des April traf er mit einem kleinen Geschwader auf der dortigen Rhede ein, und am 25. desselben Monats wurde der Friedensvertrag unterzeichnet, welcher die

1) Sue a. a. O. p. 157—164. Eins der interessantesten Documente zur Geschichte dieses Bombardements von Algier ist das hier gegebene Tagebuch des oben genannten Erfinders der Bomben Galioten, Petit-Renan.

Verhältnisse zwischen beiden Mächten wieder auf den Fuß eines gesicherten Verkehrs und dauernder Freundschaft zurückführen sollte. In diesem Sinne war er im Grunde auch nur eine etwas schärfer betonte Wiederholung der früheren Verträge. Alle noch in Algier zurückgebliebenen Sklaven französischer Abkunft mußten natürlich sofort frei gegeben werden, und nie und nimmermehr sollte es gestattet sein, französische Unterthanen zu Sklaven zu machen, selbst nicht auf fremden und feindlichen Schiffen. Überhaupt sollte es von nun an — und diese Bestimmung war neu — den Corsaren von Algier untersagt sein, innerhalb des Bereiches von **10** Lieues von der französischen Küste Prisen zu machen. Den Feinden Frankreichs, namentlich den übrigen Barbaresken, darf der Dey von Algier, im Fall eines Krieges, weder Schutz noch Hülfe angedeihen lassen. Sollte es zwischen beiden Mächten je wieder zu einem Bruche kommen, so wurde allen im Gebiet von Algier befindlichen französischen Kaufleuten eine Frist von 3 Monaten gewährt, um ihre Angelegenheiten in Ordnung bringen und dann ungehindert abziehen zu können, wohin es ihnen beliebe. Die Dauer dieses Friedens wurde schließlich sogleich auf hundert Jahre festgesetzt [1]).

Ein eigener Abgesandter des Dey erschien hierauf zu Anfang Juli am Hofe zu Versailles und erbat in einer in feierlicher Audienz an Ludwig XIV. selbst gerichteten, sehr demüthig gehaltenen Ansprache Verzeihung wegen des Vorgefallenen, namentlich der Ermordung des Consuls, und die Ratification des erneuerten Friedens [2]). Sie wurden beide ohne weitern Anstand gewährt, obgleich der Gewinn, welchen dieser Friede brachte, mit den Opfern, welche das Bombardement der zwei letzten Jahre gekostet hatte, kaum in einem geeigneten Verhältnisse stand. „Hätte mir Euer Kaiser", erklärte der übermüthige Mezzo-Morto hinterher den in Algier ansässigen Franzosen, „nur die Hälfte von Dem gegeben,

1) Die Bedingungen dieses Friedensvertrages gibt Sue a. a. O. p. 165.

2) Diese merkwürdige Ansprache des algierschen Gesandten an Ludwig XIV. findet sich in der Hist. d'Alger, Paris 1830, p. 325.

was ihm sein Bombardement gekostet hat, so würde ich die ganze Stadt in den Grund geschossen haben“ [1]).

Auch zeigte es sich nur zu bald, daß es diesen Barbaresken mit dem hundertjährigen Frieden doch kein Ernst war. Die Piraterie, ihr Lebenselement, nahm gleich in den nächsten Jahren wieder ihren Anfang und hatte bereits im Jahre
1687 1687 eine so erschreckende Ausdehnung gewonnen, daß die Erneuerung des Friedens abermals mit Gewalt der Waffen erzwungen werden mußte. Marschall d'Estrées — Duquesne war, als Protestant, bereits im Jahre 1685 kurz nach dem Bombardement von Genua, von Ludwig XIV. in Ungnaden entlassen worden und lebte bis zu seinem im 78. Jahre seines Alters am 2. August 1688 erfolgten Tode in der Zurück-
1688 gezogenheit [2]) — erschien also zu Ende Juni 1688 mit einer Flotte von 11 Linienschiffen, 10 Galeeren und 8 Bomben-Galioten abermals vor Algier, verwandelte am 1. Juli mit seinen Bomben einen großen Theil der Stadt in Ruinen, und zog sich dann wieder auf Toulon zurück. Die leidige Erneuerung des Friedensvertrages vom Jahre 1684, die in-
1689 dessen erst im nächsten Jahre, am 25. September 1689, zu Stande kam, war die wesentlichste Folge dieses Feldzuges, des letzten, wodurch Frankreich während des 17. Jahrhunderts der Plage des afrikanischen Corsarenwesens Einhalt zu thun suchte.

Denn auch Tunis und Tripolis waren schon 4 Jahre
1685 früher, im Jahre 1685, auf dieselbe Weise zur Erneuerung ihrer alten Verträge mit Frankreich, die sie unaufhörlich verletzt hatten, gezwungen worden, nur mit dem Unterschiede,

1) E. Sue a. a. O. p. 166.

2) Als Duquesne sich im Jahre 1685, nach dem Bombardement von Genua Ludwig XIV. vorstellte, entließ ihn dieser kalt mit den Worten: „M. Du Quesne, j'aurais voulu que vous ne m'empêchassiez pas de récompenser vos services comme ils méritent de l'être; mais vous êtes Protestant et vous savez mes intentions là-dessus.“ Duquesne erwiderte aber sofort: „Sire, je suis Protestant, c'est vrai, mais j'aurais toujours pensé que mes services étaient catholiques.“ Sue a. a. O. p. 225.

daß sie außerdem auch noch ansehnliche Summen als Schadenersatz für geraubte Güter zahlen mußten. Marschall d'Estrées war nämlich, den ihm von Ludwig XIV. ertheilten Instructionen zufolge, im Juni des genannten Jahres mit seiner Flotte zuerst vor Tripolis erschienen und hatte durch ein dreitägiges Bombardement den Dey Hadschi Abdallah zur Unterzeichnung eines Friedens vermocht, in welchem er sich nicht nur zur Auslieferung sämmtlicher Sklaven, sondern auch zur Erlegung einer Summe von 200,000 Piastern oder 500,000 Livres für hinweggenommene Waaren verpflichtete. Zehn Geißeln, welche aus den vornehmsten Mitgliedern des Diwans ausgewählt wurden, mußten für die Erfüllung dieser Bedingungen haften, mit welcher es, was namentlich die Zahlung der Entschädigungsgelder betraf, so strenge genommen wurde, daß Alle, was sich in Tripolis an werthvollen Kleinodien, kostbaren Waffen, Frauenschmuck, Gold- und Silbergeschirr, bis auf die Lampen aus den Synagogen der Juden, vorfand, zusammengebracht werden mußte, um nur die erste Abschlagszahlung von 140,000 Piastern leisten zu können, welche bereits im Laufe des Monats Juli erfolgte.

Von Tripolis hinweg verfügte sich Marschall d'Estrées sogleich nach Tunis, wo sein Erscheinen hinreichte, den Dey und den Diwan, außer der Erneuerung der Verträge, welche Frankreich namentlich auch den Handel am Cap Nègre sicherten, zur Zahlung einer Entschädigungssumme von 60,000 Thalern zu bewegen [1]). Bereits am 25. September traf der Marschall hierauf wieder in Toulon ein, während an der afrikanischen Küste nur ein kleines Beobachtungsgeschwader unter den Befehlen des Chevalier de Tourville zurückblieb,

1) Alle Documente, welche sich auf die Expedition des Marschalls d'Estrées — er war der Erste, welcher diese Würde als Admiral bekleidete — gegen Tripolis und Tunis im Jahre 1685 beziehen, die Instructionen Ludwig's XIV., die eigenen Depeschen des Marschalls vom Mai bis zum September, und endlich auch das interessante Verzeichniß der Summen und Kleinodien, welche in Tripolis zusammengeschossen werden mußten, um die Entschädigungsgelder aufzubringen, gibt E. Sue a. a. O. p. 239—262 aus den Archiven der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris.

welches seitdem vorzüglich in den Gewässern von Algier kreuzte, bis der dort mit jedem Jahre mehr überhandnehmende Corsarenunfug jenes oben erwähnte Einschreiten der gesammten Flotte unter Marschall d'Estrées nöthig machte, welches die Erneuerung des Friedens vom Jahre 1689 zur Folge hatte.

An diese Verhältnisse zu den Barbareskenstaaten, welche die Pforte immer mehr ihrem eigenen Geschicke überlassen zu wollen schien, jetzt sogleich weiter gehende Pläne zu knüpfen, lag übrigens ebenso wenig im Sinne und im Geiste der orientalischen Politik Ludwig's XIV., wie er es für ange-
1672 messen fand, sich tiefer auf den ihm bereits im Jahre 1672 gemachten Vorschlag der Eroberung Ägyptens einzulassen, welcher, erfolglos wie er blieb, doch dadurch ein höheres Interesse gewonnen hat, daß er seinen Ursprung einem der erleuchtetsten und scharfsinnigsten Köpfe des Jahrhunderts, Gottfried Wilhelm Leibnitz, verdankte [1]).

Je gespannter damals zu Zeiten die Verhältnisse Frankreichs zur Pforte waren, desto freundlicher gestalteten sich gleichzeitig im Allgemeinen die Beziehungen Englands zum osmanischen Reiche. Abgesehen von vereinzelten Reibungen zwischen Engländern und den osmanischen Behörden in den verschiedenen Stationen der Levante, welche durch die Gewandtheit und das energische Auftreten der englischen Gesandten und Consuln in der Regel schnell und leicht ausgeglichen wurden, wurde das gute Einvernehmen zwischen beiden Mächten eigentlich nie ernstlich gestört. Die kluge Zurückhaltung, welche England während des candiotischen Krieges zu beobachten gewußt hatte, wurde ihm im Diwan immer

1) Am besten spricht über Leibnitz's „Consilium Aegyptiacum", welches freilich nur eine politische Curiosität geblieben ist und deshalb hier auch nicht weiter in Betracht kommen kann: Guhrauer „Kurmainz" III. Buch, und „Gottfried Wilhelm von Leibnitz, eine Biographie", Breslau 1842, Bd. I, S. 92 fg. und in den Anmerkungen S. 17. Das Mémoire de Leibnitz à Louis XIV sur la conquête de l'Égypte publié par M. de Hoffmanns, Paris 1640, ist, wie Guhrauer nachgewiesen hat, nur eine Übersetzung der von ihm „Kurmainz", Bd. II, S. 140 fg. zuerst im lateinischen Originale mitgetheilten „Epistola ad Regem Franciae de expeditione Aegyptiaca."

sehr hoch angerechnet. Auch wußten dort seine Gesandten vor den Vertretern der übrigen christlichen Mächte noch immer die einflußreiche Stellung zu behaupten, welche ihnen namentlich Sir Thomas Roe errungen hatte.

Als nach Wiederherstellung der Monarchie, zu Anfang des Jahres **1661**, der Graf von Winchelsea, als erster Ab- **1661**
gesandter König Karl's II. in Constantinopel eintraf, um den Botschafter Cromwell's, Sir Thomas Bendish, abzulösen, wurde er nicht nur in der am 10. März stattfindenden feierlichen Audienz beim Sultan, welchem er sehr reiche in kostbaren Gewändern bestehende Geschenke der Levante-Compagnie zu Füßen legte, auf die ausgezeichnetste Weise empfangen, sondern erhielt auch ohne weitere Schwierigkeiten die Bestätigung der alten Capitulationen mit einigen wesentlichen Zusätzen [1]). Er verweilte in Constantinopel bis zu Ende des Jahres **1668**, wo er durch den Chevalier Da- **1668**
niel Harvey ersetzt wurde, welcher indessen seine Antrittsaudienz beim Großherrn erst nach dem Schlusse des Krieges mit Venedig, zu Ende des nächsten Jahres, in Saloniki hatte, wo damals Mohammed IV. auf der Rückkehr von Larissa längere Zeit verweilte, um dem Vergnügen der Jagd obzuliegen. Der Sultan ging bei dieser Gelegenheit in seiner Willfährigkeit gegen England sogar so weit, daß er die Verletzung der zwischen diesem und der Pforte bestehenden Verträge mit Todesstrafe geahndet wissen wollte. Allein der Kaimakam wagte es nicht, eine solche Bestimmung ohne die ausdrückliche Genehmigung des Großwesirs, der damals noch in Candia weilte, in die erneuerten Capitulationen aufzunehmen, und bat den Sultan fußfällig, vorerst noch davon abzustehen.

1) Rycaut Hist. des trois derniers Empereurs, T. I, p. 270. Die Zusätze, welche Graf Winchelsea zu den früheren Capitulationen verlangte, gibt Chalmers A Collection of Treaties between Great Britain and other Powers, London 1790, Vol. II, p. 455—457. Sie sind als Art. 59—67 dem ganzen Capitulationsvertrage einverleibt, wie er seit den ersten Verbindungen Englands mit der Pforte unter Königin Elisabeth nach und nach zu Stande gekommen und erweitert worden war.

Dieses und der polnische Krieg, welcher die Thätigkeit des Großwesirs nach seiner Rückkehr vorzugsweise in Anspruch nahm, verzögerte für jetzt etwas die abermalige Bestätigung der Capitulationen. Daniel Harvey starb dar-
1672 über zu Constantinopel zu Ende August 1672, und erst seinem Nachfolger Sir John Finch, welcher zu Anfang des
1674 Jahres 1674 in Constantinopel eintraf, war es vorbehalten, eine abermalige Bestätigung der alten Capitulationen mit sehr ersprießlichen Erweiterungen zu Stande zu bringen [1]).

Es versteht sich von selbst, daß bei allen diesen Erneuerungen und Erweiterungen der alten Verträge vor Allem das Interesse des englischen Levantehandels maßgebend und entscheidend war. Namentlich gilt dies von den beiden letzten Erneuerungen der alten Capitulationen durch den Grafen von Winchelsea im Jahre 1662 und durch Sir John Finch
1675 vom September 1675 fast ausschließlich. Alle Zusatzartikel aus diesen beiden Jahren waren vorzugsweise darauf berechnet, dem englischen Levantehandel, welcher sich die Bedrängniß Venedigs während des letzten Krieges und das oben berührte Sinken des französischen Levantehandels vortrefflich zunutze zu machen verstanden hatte, die errungenen Vortheile auch für die Zukunft zu sichern. Dahin gehörte z. B. die Festsetzung des Ein- und Ausfuhrzolles auf 3 Procent im Allgemeinen, und die nähere Bestimmung über die Abgaben von den vorzüglichsten Handelsartikeln, wie Tuch (Londrins), Zinn, Blei, Stahlwaaren, Seide u. s. w. in den Haupthandelsplätzen, Constantinopel, Galata, Smyrna, Scanderona, Aleppo, Damaskus, Cypern u. s. w. im Besonderen; ferner die genaue Regulirung der Anker- und Hafengelder (anchorage and port charges), welche in keinem Falle mehr als 300 Aspern (wovon damals 70 auf den Löwenthaler gerechnet wurden) für jedes Schiff betragen sollten; die bessere Organisation der Eigenthumsverhältnisse und des Schuldenwesens der englischen Kaufleute in den Stationen der Levante, und endlich die interessante Bestimmung, daß es dem König von England aus besonderer Freundschaft gestattet sein sollte,

1) Rycaut a. a. O. T. II, p. 278, 319, 352, 367.

für seine Küche (for the use of his Majesty's kitchen) jährlich zwei Schiffsladungen Feigen, Rosinen und Korinthen auszuführen [1]).

Überhaupt war der englische Levantehandel, dem ungeregelten und zerrütteten Wesen des französischen gegenüber, jetzt durch die feste Organisation der Levante-Compagnie, ungeachtet ihrer Mängel, auf die wir früher aufmerksam zu machen Gelegenheit hatten, doch bedeutend im Vortheil. Ihre Geschäfte, welche sich immer durch eine große Solidität auszeichneten, hatten sehr an Umfang gewonnen. Sie zählte jetzt schon an 300 Mitglieder und ihr jährlicher Umsatz wurde auf 6—700,000 Pfd. Sterl. berechnet. Im Smyrna allein hatte sie mehr wie 20 Handelshäuser, und eine Menge junger Leute aus den besten Familien hielten sich dort auf, um den Handelsverkehr mit dem Oriente an Ort und Stelle zu erlernen [2]).

Natürlich waren bei den Verträgen zwischen England und der Pforte auch von jeher die Beziehungen zu den Barbareskenstaaten mit berücksichtiget worden, von deren Corsarenwesen der englische Levantehandel fortwährend nicht minder zu leiden hatte, wie der der übrigen Nationen. Noch in den Zusatzartikeln zu den alten Capitulationen vom Jahre 1662 war auf Algier, Tunis und Tripolis besonders Bedacht genommen worden [3]). Allein bei der Schwäche der Pforte nach dieser Seite hin war damit so viel wie nichts gewonnen. Selbsthülfe war da das einzige Mittel, um zum Ziele

1) Nach den neuen Zusatzartikeln vom Jahre 1675 bei Chalmers a. a. O. p. 457—462.

2) Chardin Voyages en Perse, Vol. I, p. 3, wo einige sehr interessante Notizen über die damalige Organisation und den Handel der Levante-Compagnie gegeben werden. Er stellt sie sehr hoch und sagt am Schluß: „aussi son trafic en Levant se fait-il avec un honneur et un profit tout autre que celui des nations voisines." Auch d'Arvieux, obgleich kein Freund der Engländer, kann nicht umhin, der Solidität ihres Levantehandels, im Vergleich mit dem französischen, wiederholt volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Über die Organisation und die früheren Verhältnisse der Levante-Compagnie vergl. Bd. IV, S. 308 fg.

3) Chalmers Collection cet. Vol. II, p. 455.

zu gelangen; und auch England standen dafür nur zwei Wege offen: Waffengewalt und Separatverträge mit den Barbaresken. Die letzteren waren aber bekanntlich hier niemals ohne die erstere zu erlangen. So erging es auch mit den ersten Verträgen, welche der Graf Winchelsea mit Algier, Tu-
1662 nis und Tripolis im Jahre 1662 zu Stande brachte.

Admiral Lord Sandwich war nämlich im Jahre 1661 mit seiner Flotte vor Algier erschienen und hatte, um sich für die fortgesetzten Räubereien der dortigen Corsaren Genugthuung zu verschaffen, der Stadt und Festung durch einige scharfe Schüsse nicht unerheblichen Schaden zugefügt. Abgeordnete des Dey und der Milizen, welche zu Anfange des Jahres 1662 mit ansehnlichen Geschenken zu Constantinopel erschienen, glaubten darüber bei der Pforte, welche dabei nicht minder interessirt sei, wie sie selbst, Klage führen zu müssen. Allein Graf Winchelsea wußte dem Diwan das Unrecht der Barbaresken, welche namentlich unter dem Vorwande des ihnen zustehenden Durchsuchungsrechtes gegen englische Schiffe die ärgsten Räubereien verübt hatten, in so eindringlicher Weise darzustellen, daß der neuernannte Pascha sich dazu bequemen mußte, unter Vermittelung der Pforte im April einen Vertrag einzugehen, welcher, am 25. Juni zu London ratificirt, zugleich auch für die zwei andern Barbareskenstaaten bindende Kraft haben sollte [1]).

In diesem Sinne hatte auch die Pforte den Vertrag gutgeheißen, und zwar mit der ausdrücklichen Clausel, daß, wenn der Friede von Seiten der Barbaresken wieder irgendwie verletzt werden würde, es dem Könige von England frei stehen solle, ihnen sofort den Krieg zu erklären, ohne daß dadurch das gute Einvernehmen zwischen ihm und dem Sultan als gestört gelten würde (sans rompre la bonne intelligence qui avoit toûjours esté entre le Sultan et luy). Rycaut, damals Gesandtschafts-Secretär zu Constantinopel, dem wir die besten Nachrichten über diese Verhältnisse zu verdanken haben, wurde mit der immerhin schwierigen Mission betraut, die von dem König und dem Sultan ratificirten Verträge

1) Rycaut, T. I, p. 304 und 347.

nach Tripolis, Tunis und Algier zu bringen und sie dort den respectiven Regierungen, d. h. dem Dey und dem Diwan, zur unbedingten Annahme vorzulegen.

Er verließ Constantinopel zu Anfang August 1663 und traf zu Ende des Monats zunächst in Tripolis ein, wo der Dey, Osman-Pascha, den Vertrag mit schuldiger Ehrfurcht in Empfang nahm und seine strenge Befolgung für alle Zukunft gelobte. Eine gleiche Willfährigkeit fand Rycaut auch bei dem Pascha und dem Dei von Tunis, welches er ohne weiteren Aufenthalt in den ersten Tagen des September erreichte. Nicht so verhielt es sich mit Algier, wo Rycaut am 10. September vor Anker ging. Denn hier war der Friede schon fast in demselben Augenblicke wieder gebrochen worden, wo er in Constantinopel zum Abschluß gekommen war. Algiersche Corsaren hatten 9 englische Schiffe, angeblich weil sie nicht gehörig mit Pässen versehen gewesen, aufgebracht und als gute Prise nach dem Hafen entführt. Sechs davon waren durch Vermittelung des englischen Consuls daselbst bereits wieder freigegeben worden, aber drei harrten noch ihrer Erlösung, als Rycaut dort eintraf.

Auch wegen Bestätigung und Annahme des Friedensvertrags wurden hier sogleich Schwierigkeiten erhoben. Man wollte Rycaut nicht einmal den freien Verkehr mit dem Pascha gestatten, obgleich er nur noch eine Schattengewalt und in keinem Falle eine entscheidende Stimme besaß. Der kleine Diwan, wo ein spanischer Renegat den Vorsitz führte, wollte nichts ohne die Zustimmung des großen, d. h. der von der Gesammtheit der Milizen gebildeten Volksversammlung, thun. Diese erklärte sich nun zwar anfangs für die Zurückgabe der Schiffe und die Bestätigung des Vertrags, änderte aber, von den bei dem Besitze der englischen Schiffe am meisten interessirten Corsaren aufgewiegelt, sogleich wieder ihren Sinn. Man wollte nun weder die Schiffe zurückgeben, noch namentlich den zweiten Artikel des Friedensvertrags gelten lassen und annehmen, welcher das Durchsuchungsrecht für englische Schiffe, selbst nach fremden und feindlichen Gütern, ganz und gar aufgehoben wissen wollte. Nur mit Mühe gelang es am Ende noch der gemäßigteren Partei, wenigstens die

Auslieferung der Schiffe durchzusetzen; zur Ratification des zweiten Artikels wollte man sich aber unter keiner Bedingung verstehen. Lieber wollte man es abermals auf einen gänzlichen Bruch mit England ankommen lassen. Und um diesen vorerst noch abzuwenden, sollten neue Verhandlungen mit dem Könige von England eingeleitet werden, um vor Allem die Aufhebung jenes verhaßten Artikels zu erzwingen. Rycaut mußte also Algier unverrichteter Sache verlassen, und nahm nur die Überzeugung mit hinweg, daß ein fester und dauerhafter Friede zwischen England und dieser „Räuberhöhle" (cette caverne de Brigands), bei der dort herrschenden militärisch-demokratischen Regierungsform, welche die Staatsgewalt in die Hände des Auswurfs der Menschheit, Türken und Renegaten, gelegt habe, niemals zu erreichen sein werde [1]).

Übrigens waren die damals zwischen England und den drei Barbareskenstaaten abgeschlossenen Verträge unter sich ganz übereinstimmend, und glichen in ihren Hauptbestimmungen allen denen, welche auch die übrigen christlichen Mächte mit ihnen einzugehen pflegten. Freilassung aller Sklaven, entweder für ein festgesetztes Lösegeld oder gegen Erstattung des Kaufpreises — zu diesem Zwecke wurden z. B. nach Abschluß des Vertrages mit Algier vom Jahre 1662 auf Antrag des Königs vom Parlament 10,000 Pfd. Sterl. bewilliget —, Sicherung des Handels und der Schiffarth, Feststellung der Rechte und Freiheiten der in ihrem Gebiete ansässigen englischen Unterthanen, und endlich genaue Anordnung der Consularverhältnisse bildeten durchgängig den Hauptinhalt solcher Verträge, welche auch bei den öfter wiederkehrenden Erneuerungen keine wesentliche Abänderung erfuhren.

In einem ewig zwischen Krieg und Frieden schwankenden Zustande, wie er eben bei der eigenthümlichen Stellung dieser Barbareskenstaaten zur christlichen Welt und bei der Unentschiedenheit der Mächte Europas, gegen sie mit vereinten Kräften einzuschreiten, gar nicht anders sein konnte, fanden

1) Die ausführliche Schilderung seiner Mission, a. a. O. T. II, p. 21—32, schließt Rycaut mit den Worten: „De ce que je viens de voir on peut recueillir qu'il n'est pas possible que les Anglois fassent jamais avec Alger une paix ferme et durable."

dergleichen Erneuerungen noch im Laufe des 17. Jahrhunderts wiederholt statt: mit Algier z. B. in den Jahren 1668, 1672, 1683 und 1686; mit Tunis im Jahre 1675, und mit Tripolis in dem Jahre 1676, nachdem die englische Flotte, unter den Befehlen des Admirals John Narborough, einem tripolitanischen Corsarengeschwader eine bedeutende Niederlage beigebracht hatte, und dann noch in den Jahren 1682, 1686 und 1694[1]). Schon diese häufigen Wiederholungen derselben Verträge beweisen zur Genüge, daß ihre Wirkungen immer nur vorübergehend waren, und daß sie sicherlich nicht als das geeignete Mittel gelten konnten, ein Übel zu heben, welches zur Schmach der Menschheit noch so lange auf dem europäischen Levantehandel lastete, und dessen gründlichere Heilung, wie wir gehörigen Ortes sehen werden, erst dem steigenden Selbstbewußtsein und der fortschreitenden politischen Gesittung der Mächte Europas in neueren und neuesten Zeiten vorbehalten war.

2) Die Nordmächte in dieser Zeit. — Krieg und Frieden mit Polen und Rußland bis zu den Friedensschlüssen mit Polen zu Zurawna und Constantinopel in den Jahren 1676 und 1678 und mit Rußland zu Radzin im Jahre 1681.

Wie England im Westen, so hatten sich auch die beiden Großmächte des Nordens, Polen und Rußland, jeder Theilnahme an dem Kriege der Republik Venedig gegen die Pforte sorgfältig enthalten, obgleich die Signorie nichts unversucht gelassen hatte, sie gleichfalls in ihr Interesse zu ziehen. Auch sie rechnete dabei schon, was namentlich Rußland betrifft, wie wir gesehen haben, nicht wenig auf die religiöse Gemeinschaft zwischen dem Zaar der Moskowiter und den Griechen des osmanischen Reiches, welche, das war wenig-

1) Chalmers Collection of Treaties, Vol. II, theilt diese Verträge vollständig mit: die mit Algier, p. 360—374; mit Tunis, p. 391—395, und mit Tripolis, p. 406—421.

stens die allgemeine Ansicht, nur einer solchen Gelegenheit harren, um sich zu seinen Gunsten zu erheben [1]).

Allein eine Machtentwickelung Rußlands auf diesem Wege und nach dieser Seite hin lag damals noch nicht im Interesse seiner Beherrscher, es war noch nicht ein so bestimmt ausgeprägter Gedanke ihrer Eroberungspolitik, daß sie jede ihnen zu seiner Verwirklichung dargebotene Gelegenheit sofort mit Hast ergriffen hätten. So lange ihr Sinn und ihre Kräfte noch nach anderen Richtungen hin in Anspruch genommen wurden, zogen sie es vor, die friedlichen Verhältnisse zur Pforte, wie sie sich nach der Wiedereroberung Assows durch die Osmanen im J. 1642 gestaltet hatten, noch möglichst zu pflegen. Daher blieb auch der diplomatische Verkehr zwischen beiden Mächten, wenngleich in seinen Formen mitunter etwas schroff und abstoßend, im Wesentlichen doch ein freundlicher und wohlwollender. Und in gleicher Weise erhielten sich auch die Beziehungen zwischen Polen und der Pforte noch ziemlich lange auf dem Fuße gegenseitiger Willfährigkeit und schonender Behandlung.

Erst in der letzten Zeit des venetianischen Krieges bekamen die Verhältnisse der Pforte zu diesen beiden nordischen Mächten wieder einen gespannteren und drohenderen Charakter, und zwar in Folge der gegenseitigen Beschwerden über die verjährten Verletzungen der bestehenden Verträge durch die Übergriffe der Tataren und Kosaken. Wir haben nicht nöthig, nochmals auf die schwankenden Zustände zurückzugehen, welche diese beiden mächtigen Völkerschaften an der Grenzscheide des osmanischen Reiches zu einem dauernden Elemente des Haders und der Zwietracht zwischen der Pforte und den nordischen Mächten gemacht hatten. Um begreiflich zu ma-

1) Valiero Guerra di Candia, p. 485 sagt, daß die Signorie bereits im Jahre 1658 an den „Großfürsten von Moskowien" ein Schreiben gerichtet habe, um ihn zur Waffengemeinschaft gegen das osmanische Reich zu bewegen, „tanto più, che il numero infinito de' Greci, che bramavano sottrarsi dalla sciavitù di que' Barbari, haverebbe acclamato il nome di Sua Altezza, e secondata et accresciuta con tutto il suo potere la felicità degli eserciti della medesima."

chen, wie sie nach und nach wieder zu einem förmlichen Bruche führen mußten, mag es genügen, daran zu erinnern, daß bereits im Jahre **1660** ein ungeheurer Tatarenhaufen im Verein mit den zaporogischen Kosaken in Rußland einbrach, dort weit und breit alles mit Feuer und Schwert verheerte, etwa **120,000** M. niedermachte und **50,000** Menschen mit ungeheurer Beute an beweglicher Habe hinwegschleppte; daß es im nächsten Jahre zwischen den mit Polen vereinigten Tataren und den donischen Kosaken, welche den von der Pforte befohlenen Bau von zwei festen Schlössern an der Mündung des Don und am Ufer des Dnieper hindern wollten, zu sehr blutigen Händeln kam; daß zwei Jahre später, **1663**, dieselben Kosaken den Versuch machten, mit einer Flotte von **150** Segeln, wie vor Zeiten, in das Schwarze Meer einzubrechen und die Küstenländer des osmanischen Reiches zu brandschatzen, woran sie nur durch die Gewalt der Elemente verhindert wurden, indem ein Orkan den größten Theil ihrer Schiffe zu Grunde richtete; daß ferner im Jahre **1667** ein neuer Einbruch der Tataren in Polen stattfand, welcher mehr wie **100,000** Menschen Leben und Freiheit kostete; und daß endlich der große in mehrere Zweige zertheilte Kosakenstamm, welcher in der Ukräne, zwischen Bug und Dnieper, ansässig war, und bis dahin zum Theil die Oberhoheit des Königs von Polen anerkannt hatte, im J. **1668**, durch innere Fehden unter sich zerfallen, den Schutz und die Hülfe der Pforte gegen innere und äußere Feinde in Anspruch nahm [1]).

Doroschenko, welcher sich unter den Wirren seines Stammes am Ende zum Hetman des größten Theiles dieser Kosaken emporgeschwungen hatte, ließ durch seine Gesandten

1) Die besten, sehr ins Einzelne eingehenden Aufschlüsse über die ziemlich verwickelten Stammverhältnisse der Kosaken, ihre Fehden untereinander und ihre Stellung zu Polen, Rußland und der Pforte in dieser Zeit gibt: Scherer Annales de la petite Russie ou l'histoire des Cosaques Saporoques et des Cosaques d'Uccraine. Paris 1788. 2 Bde. Deutsch im Auszuge bearbeitet von Hammerdörfer, Gesch. der Ukrainischen und Saporogischen Kosaken. Leipzig 1789. Außerdem Rycaut a. a. O., T. II, p. 11, 227 und 343 fg., und „Tagebuch des Generals Patrick Gordon", veröffentlicht durch M. C. Posselt, Moskau 1849, Bd. I, S. 325—332.

dem Sultan geradezu erklären, er sei bereit, sich und die ganze Ukräne dem Schutze der Pforte zu unterwerfen, wenn der Großherr ihn in seiner Würde bestätigen und als Vasall in herkömmlicher Weise belehnen wolle. Dergleichen Anerbietungen wurden aber, der traditionellen Politik der Pforte zufolge, niemals abgewiesen. Doroschenko erhielt nicht nur die erbetene Belehnung durch Übersendung von Fahne, Roßschweif und Streitkolben, sondern wurde auch sofort mit einem Hülfscorps von 6000 M. unterstützt, welches ihm zur Befestigung des neuerrichteten Bündnisses unter Begleitung eines eigenen Tschausch zugeschickt wurde. Seitdem galt die Ukräne im Diwan als unveräußerliches Vasallenland der Pforte, dessen Besitz sie selbst mit den Waffen in der Hand zu behaupten entschlossen war [1]). Ein Bruch mit Polen und Rußland, welche dadurch in eine feindliche Stellung zu den abgefallenen Kosaken und mittelbar zur Pforte versetzt wurden, war die unvermeidliche Folge davon. Nur wollte man, namentlich von Seiten Polens, zunächst noch eine friedliche Ausgleichung versuchen.

Denn der schwache König Johann Casimir hatte sich erst noch nach dem letzten Einbruch der Tataren in Polen,
1667 im J. 1667, große Mühe gegeben, die Erneuerung des Friedens mit der Pforte unter der Bedingung zu erlangen, daß ihm für die jüngsten Raubzüge derselben in seinem Lande Genugthuung verschafft oder wenigstens freie Hand gelassen werde, an ihnen mit Gewalt der Waffen Rache zu nehmen, ohne daß dadurch der Friede zwischen beiden Mächten als gestört gelten solle. Der außerordentliche Botschafter, welchen der König zu diesem Zwecke mit ansehnlichen Geschenken und einem glänzenden Gefolge von 150 Personen an das Hoflager des Sultans schickte, der schon hochbetagte Palatin von Lithauen, Hieronymus Junosza Radziejowski, hatte sich indessen dort keineswegs eines sehr günstigen Empfanges zu erfreuen, zumal da er seine Sache gleich von vorn

1) Hammerdörfer nach Scherer a. a. O., S. 146 und die betreffenden Actenstücke, namentlich die von Doroschenko seinem Gesandten an die Pforte ertheilte Instruction, bei Hammer, O. G., Bd. VI, S. 692 fg.

herein durch sein etwas hochfahrendes und leidenschaftliches Wesen verdarb. Die Audienz, welche ihm der Sultan am 28. Juni in seinem Jagdzelte bei Demotica ertheilte, war kalt und erfolglos, und auch seine Unterhandlungen mit dem gegen ihn aufgebrachten Kaimakam, Kara Mustafa-Pascha, zu Adrianopel, wo er gleich nach seiner Ankunft zu strenger Haft in seiner Wohnung verdammt wurde, führten nicht zu dem erwünschten Ziele. Er starb, noch ehe er das Geringste erreicht hatte, empört über die ihm zu Theil gewordene Behandlung, bereits im August an einem hitzigen Fieberanfall.

Seinem Secretär, Franz Wisocky, blieb es überlassen, das Friedensgeschäft vollends zu Ende zu führen. Aber auch er fand auf Seiten des Kaimakam keine größere Fügsamkeit. Von einer Genugthuung wegen der Einfälle der Tataren wollte er gar nichts hören; er verlangte im Gegentheil, daß Polen sowol die Tataren als auch die Kosaken, welche sich in den Schutz der Pforte begeben, fortan in Ruhe lasse, Rußland, mit dem es eben erst (am 30. Januar 1667) den dreizehnjährigen Waffenstillstand zu Andrussow abgeschlossen hatte, sofort den Krieg erkläre, und den türkischen Kaufleuten völlig freien Verkehr im Lande und überdies noch Schadenersatz für die etwa dort erlittenen Verluste gewährleiste. Genug, Franz Wisocky mußte sich am Ende noch Glück dazu wünschen, daß er nur wenigstens die Bestätigung der alten Verträge ohne die geringsten neuen Zugeständnisse, wie er sie verlangt hatte, mit schwerem Gelde erkaufen konnte [1]).

Polen war aber leider damals gar nicht in der Lage, sich für eine so geringschätzende Behandlung sogleich mit den Waffen in der Hand eine ehrenvolle Genugthuung zu verschaffen. König Johann Casimir entsagte, des Regierens müde, schon im nächsten Jahre (den 17. September 1668) 1668
der Krone und zog sich nach Frankreich zurück, während sein unfähiger Nachfolger, Michael Coribut Wisniowiecki, nach heftigem Wahlkampfe, an welchem sich auch die Pforte

1) Rycaut a. a. O., p. 227–231. Rycaut erfuhr den Stand seiner Unterhandlungen mit der Pforte aus Wisocky's Munde selbst.

insofern betheiligte, als sie abermals keinen Franzosen auf dem polnischen Throne haben wollte, fast mit Gewalt dazu gezwungen werden mußte, sich dieser schweren Last zu unter-
1669 ziehen (19. Juni 1669) [1]). Polen wäre wahrscheinlich damals gänzlich verloren gewesen, wenn es nicht an dem Kronfeldherrn Johann Sobiesky eine letzte Stütze, einen Helfer in der Noth gehabt hätte. Denn auch der auffässige und im Wohlleben verweichlichte Adel zeigte wenig Lust, zur Ehre des polnischen Namens die Waffen einzusetzen. Ein Freicorps, welches, mit einer Schaar Russen vereint, noch vor Ausgang des Jahres 1667, im October und November, in das Gebiet des Tatarenchans eingefallen war, dort 300 Dörfer und Weiler in Asche gelegt hatte, und, nachdem es bis unter die Mauern von Kaffa vorgedrungen, mit Tausenden von Sklaven und einer unermeßlichen Beute zurückgekehrt war, hatte die Sache nur noch schlimmer gemacht [2]).

Es war also, unter diesen Umständen, vorauszusehen, daß Wisocky nicht die freundlichste Aufnahme zu gewärtigen
1672 habe, als er zu Anfange des Jahres 1672 zum zweiten Male als Internuntius an das Hoflager des Sultans geschickt wurde, um die Thronbesteigung des Königs Michael Coribut anzuzeigen, die Capitulationen zu erneuern und zugleich auch gegen die Belehnung des Hetmans Doroschenko mit der Ukräne und den ihm zugesagten Schutz Einsprache zu thun. Er fand um so weniger günstiges Gehör, da er ohne die üblichen Ehrengeschenke für den Sultan und die Wesire gekommen war, und, durch das von Herrn von Nointel absichtlich verbreitete Gerücht, daß Ludwig XIV. im Begriff sei, eine Flotte von 50 Schiffen nach dem Archipel zu schicken, verführt, abermals eine ziemlich hohe Sprache

1) Die Pforte fürchtete damals nichts mehr als eine Vereinigung Polens mit Frankreich, und hatte deshalb schon im Jahre 1665 einen Tschausch nach Warschau geschickt, um bei dem nächsten Thronwechsel die Wahl des Prinzen von Condé zu hintertreiben. Valiero Guerra di Candia, p. 626. Übrigens über die damaligen Wahlkämpfe: Coyer Hist. de Jean Sobieski. Paris 1761. Nach der deutschen Bearbeitung (Leipzig 1762) zu Anfange des III. Buches, S. 153 fg.

2) Rycaut a. a. O., p. 231.

führen zu können glaubte. Auf das von ihm gestellte Verlangen, daß sein Herr, der König, wieder in den ungeschmälerten Besitz seiner Hoheitsrechte über die Ukräne eingesetzt werden möchte, antwortete ihm der Kaimakam kurz und kalt: Die Pforte werde den König nicht hindern, sich der Ukräne zu bemächtigen und gegen die Kosaken zu Felde zu ziehen, ihr Ruhm und ihre Ehre mache es ihr aber zur Pflicht, den Kosaken den Schutz, welchen sie ihnen offen und vor aller Welt zugesagt habe, nun auch offen angedeihen zu lassen.

Wisocky war über diese Kriegserklärung so empört, daß er dem Diwan ohne weiteres erklärte, selbst wenn der König und der Reichstag damit einverstanden sein würden, unter solchen Umständen den Frieden zu erneuern, er allein, kraft des ihm als polnischen Edelmann zustehenden Rechtes, dagegen Einsprache thun werde [1]). Und die kriegerische Stimmung des Internuntius, welcher mit diesem Bescheide nach Warschau zurückkehrte, fand jetzt im Rathe des Königs, welcher vorzüglich auch durch seinen Schwager, Kaiser Leopold, der dadurch den Osmanensturm von seinem Reiche abzulenken gedachte, zum Kriege gegen die Pforte aufgereizt wurde, und bei einer mächtigen Partei des Reichstages lauten Widerhall, obgleich die Mittel gar nicht vorhanden waren, einem so mächtigen Feinde mit Erfolg die Spitze bieten zu können. Selbst Sobiesky sprach, obgleich er bereits im vorigen Jahre mehrere Siege über die Kosaken erfochten und ihnen fast alle ihre Grenzfestungen, Tschetwerlinka, Bar, Braclaw, Nimirow, Human, Raskow, Mohilow u. s. w. hinweggenommen und das ganze Land zwischen dem Bug und Dniester wieder mit Polen vereiniget hatte, im letzten Augenblicke noch für eine friedliche Ausgleichung mit den Kosaken und der Pforte. Allein er wurde von der Kriegspartei überstimmt, welche sich kaum dazu verstehen wollte, die Erhaltung des Friedens durch eine nochmalige Botschaft an das Hoflager des Sultans zu versuchen [2]).

1) Über diese Sendung Wisocky's spricht am besten Chardin Voyages en Perse, T. I, p. 32. Er befand sich damals gerade zu Constantinopel.

2) Coyer, S. 176—183.

Sie wurde dieses Mal einem einfachen Dolmetscher anvertraut, welcher ohne Prunk und mit einem bescheidenen Gefolge von nur acht Personen schon sechs Wochen nach der Abreise Wisocky's, am 23. Mai, zu Adrianopel eintraf. Er wurde zwar nicht unfreundlich empfangen, seine Vorstellungen mußten aber um so mehr ohne alle Wirkung bleiben, da die Pforte, welche bis dahin nur noch wegen der angeblichen Rüstungen Ludwig's XIV. etwas gezögert, nun, von dieser Seite völlig beruhiget, den Krieg gegen Polen schon beschlossen hatte [1]). Wie vor Zeiten Sultan Osman II., wollte sich jetzt ja Mohammed IV. gerade durch diesen nordischen Krieg den Heldenruhm seiner Vorfahren erringen! Der polnische Unterhändler erhielt daher auch auf seine Anträge, daß der König bereit sei, den Frieden von Chocsim zu erneuern und zu diesem Zwecke abermals einen außerordentlichen Gesandten zu schicken, daß er aber, im Fall die Pforte bei ihrem Vorhaben beharren wolle, entschlossen sei, sich zu vertheidigen und dann alle Schuld an dem Friedensbruche von sich abwenden müsse, nur den alten Bescheid: Doroschenko habe sich mit seinen Kosaken, der Gewaltherrschaft, der Bedrückungen und Erpressungen der Polen müde, nun einmal dem Schutze der Pforte unterworfen und als Vasall derselben die Belehnung erhalten; die Ukräne sei also in keinem Falle mehr Erbland der Krone Polen, wie der König behaupten wolle; nicht auf Seiten des Sultans sei mithin die Veranlassung zum Friedensbruche; denn er lasse nur einem unterdrückten Volke den erflehten Schutz angedeihen; wolle der König einen Gesandten schicken, um den Krieg abzuwenden, so solle er noch willkommen sein; wo nicht, so ruhe die Entscheidung durch das Schwert, zur Verherrlichung des seit mehr denn tausend Jahren siegreichen Islam, in Gottes Händen; der Sultan werde demnächst, am 8. des Monats Sfafer (den 5. Juni), an der Spitze seiner unermeßlichen Heer-

1) Darauf macht namentlich Rycaut a. a. O., p. 338 aufmerksam: „Dans la pensée que ces Apprêts (die Rüstungen Ludwig's XIV. gegen Holland) estoient destinez contre eux (les Turcs), ils resolurent d'observer les mouvements de la France, avant que de s'engager en une guerre avec la Pologne."

schaaren selbst ins Feld rücken und unaufhaltsam bis an die Grenze Polens vordringen; die Antwort müsse daher möglichst beschleunigt werden. Das war der Inhalt des Schreibens, welches der Großwesir Ahmed Köprili als letztes Wort an den polnischen Reichskanzler richtete und womit der Dolmetscher, nach nur achttägigem Aufenthalte, wieder entlassen wurde. Der Sultan und der Großwesir folgten ihm an der Spitze ihrer Truppen fast auf dem Fuße. Eine Antwort war also nicht mehr möglich. Sie mußte dem Geschicke der Waffen überlassen bleiben [1]).

Am festgesetzten Tage, den 5. Juni, hielt Sultan Mohammed IV., unter dem herkömmlichen Gepränge, seinen feierlichen Auszug aus Adrianopel. Er hatte damals das 38. Jahr erreicht und, obgleich sein Äußeres im Einzelnen nichts weniger als vortheilhaft zu nennen war, so machte doch das Ganze seiner Erscheinung in vollem Waffenschmucke den Eindruck eines stattlichen Herrschers, dem selbst ein Anflug von Größe und Majestät nicht fehlte. Auch das Heer, dem er, bis dahin fast nur den Freuden der Jagd ergeben, ferner gestanden hatte, fing an zu ihm Vertrauen zu gewinnen. Die Stärke desselben, sowie es ihm nach Polen folgte, wurde auf 150,000 M. geschätzt, zu denen dann noch die Hülfsvölker der Moldau und Walachei und die Horden der Tataren hinzukamen.

Nach 38 Märschen und ebenso viel Rasttagen wurde um die Mitte des August unter den Mauern der ersten polnischen Grenzfestung, Kamenieck, am linken Ufer des Dniester, Lager geschlagen und die Belagerung des nur schwach vertheidigten Platzes sofort begonnen. Sobiesky, welcher mit kaum 35,000 M. bei Lowicz stand, konnte dem übermächtigen Feinde weder die offene Schlacht bieten, noch den Entsatz der Festung versuchen, zumal da er mit seinen geringen Streitkräften auch den bis tief in das Land hineinreichenden Streifzügen der Tataren begegnen sollte. Kamenieck konnte also

1) Chardin a. a. O., p. 33. Die betreffenden Schreiben des Großwesirs gibt Hammer, O. G., Bd. V, S. 281 und 286, nach den Sammlungen osmanischer Staatsschriften.

nicht gerettet werden. Schon nach acht Tagen capitulirte es auf freien Abzug der Besatzung und schonende Behandlung der Einwohner und der christlichen Kirchen. Am 30. August fand die förmliche Übergabe statt. Ganz Podolien war dadurch so gut wie verloren. Osmanen, Tataren und Kosaken, unter Doroschenko, erstreckten ihre Verheerungszüge schon bis unter die Mauern von Lemberg, von wo sie nur durch Sobiesky's Tapferkeit zurückgedrängt wurden, welcher die Tataren bei Cabusz überfallen und 30,000 ihrer Gefangenen wieder befreit hatte.

Nur ein schleuniger, wenn auch nichts weniger als ehrenvoller Friede konnte Polen für den Augenblick retten. Er kam bereits am 18. September, unter Vermittelung des Tatarenchans, bei Budschak (Bucsacs) zu Stande. Die Bedingungen desselben waren im höchsten Grade drückend. Podolien verblieb den Osmanen und die Ukräne den Kosaken unter der Oberhoheit der Pforte; Polen zahlt 220,000 Dukaten jährlichen Tribut, und außerdem Lemberg noch besonders eine Brandschatzung von 70,000 Thalern. Sonst sollte es bei den alten Verträgen sein Bewenden haben, d. h. Polen hatte auch noch fernerhin an die Tataren die herkömmlichen Abgaben zu entrichten, sollte aber dagegen von ihren Streifereien nicht mehr heimgesucht werden. Auch mit dem Knabenzehent oder der dafür eingeführten Steuer sollte es verschont bleiben und der Verkauf von Polen als Sklaven im osmanischen Reiche nicht mehr gestattet sein. Doroschenko blieb Statthalter von Podolien und der Ukräne; Hussein-Pascha wurde zum Befehlshaber von Kamenieck ernannt, welches eine Besatzung von 12,000 Janitscharen erhielt, und ein Besatzungscorps von 80,000 M. wurde zum Schutze der eroberten Provinzen in einem befestigten Lager bei Choczim, am rechten Ufer des Dniester, zurückgelassen. Am 21. October trat Sultan Mohammed den Rückmarsch an und sechs Wochen später hielt er seinen triumphirenden Einzug in Adrianopel, wo, sowie im ganzen Reiche, die glänzenden Resultate dieses Feldzugs durch dreitägige Feste verherrlicht wurden [1]).

1) Rycaut a. a. O., p. 349. Coyer, S. 194—207.

In Warschau dagegen herrschte die größte Bestürzung, die äußerste Rathlosigkeit. Nur der schwache König schien die Schmach verschmerzen zu können, durch einen ehrlosen Frieden seine Krone gerettet zu haben. In der That hatte Polen auch noch nie eine schimpflichere Erniedrigung erfahren, noch nie war sein Zustand trostloser, seine Zukunft hoffnungsloser gewesen. Zum Glück empfand dies Niemand tiefer, als der heldenmüthige Kronfeldherr Johann Sobiesky, welcher von dem Könige selbst mit dem bittersten Hasse verfolgt wurde. Die Noth trieb zur Aussöhnung und legte die Geschicke des Vaterlandes abermals in die Hände Sobiesky's. Mit Thränen im Auge beschwor er den im 1673
Februar 1673 nach Warschau berufenen Reichstag, den Frieden von Budschak nicht anzuerkennen, ihn im Gegentheil sofort für null und nichtig zu erklären und ohne weiteres den Angriffskrieg gegen die Pforte zu beginnen; nicht nur Polens Heil, sondern die Rettung der ganzen christlichen Welt stehe dabei auf dem Spiele.

Die Mehrzahl schrak zurück vor der Last eines solchen Krieges, während die dem Lande nur erst geschlagenen Wunden noch offen standen. Wo sollte man Truppen, wo die nöthigen Geldmittel hernehmen? — Auch dafür wußte Sobiesky Rath zu schaffen. Er verlangte nur 60,000 M., um die Osmanen bei Chocjim anzugreifen; und um Geld herbeizuschaffen, schlug er vor, den im Schlosse zu Krakau seit undenklichen Zeiten aufgehäuften Staatsschatz von Kleinodien umzusetzen; in jedem Falle sei es besser, sich damit von der Sklaverei zu befreien, als darauf zu warten, daß auch dieses Rettungsmittel die Beute des mächtigen Feindes werde. Die gewaltige Rede des Helden trug am Ende selbst über die Verzagtesten den Sieg davon. Man faßte wieder Muth, zerriß den Frieden von Budschak und bewilligte dem Kronfeldherrn den Schatz von Krakau [1]).

Nun war aber Eile nöthig. Denn schon war die Jahreszeit weit vorgerückt, ehe Sobiesky sein Heer von 50,000 M. zusammenbrachte, schon waren von Süden her frische Truppen

1) Coyer a. a. O., S. 208—220, vorzüglich nach Zaluski Epistolae historico-familiares. T. I. Brunsbergae 1709.

zur Verstärkung des feindlichen Lagers bei Choczim im Anzuge, als im Kriegsrathe des feigen Königs noch immer darüber hin und hergestritten wurde, ob man den Kampf wirklich wagen solle oder nicht. Ein kräftiges Wort des Großkanzlers Andreas Olsowsky gab hier den Ausschlag: „Wir haben den Rubicon überschritten, eine Umkehr ist nicht mehr möglich!“ Der arme König war solcher Lage nicht gewachsen. Er zog sich gleich darauf todtkrank nach Lemberg zurück und überließ das Land dem Heldenmuthe Sobiesky's und seinem guten Geschicke.

Indessen war Sobiesky mit seinem kleinen Heere bis an die Ufer des Dniester vorgerückt, wo die längst erwarteten Lithauer, unter dem Großfeldherrn Michael Paz, und die Truppen der übergetretenen Woiwoden der Moldau und Walachei zu ihm stießen. Während er nun ein kleines Streifcorps nach der Ukräne schickte, welches sich schnell nach einander der Städte Salanow, Jarmolinck, Zhukowicz und Bar bemächtigte, überfiel er mit der Hauptmacht am 11. November das weit ausgedehnte Lager der Osmanen und vernichtete in einem mörderischen verzweifelten Kampfe beinahe ihr ganzes Heer. Alles, was entkommen konnte, suchte sein Heil in aufgelöster Flucht nach Kameniek hinüber. Aber die über den Fluß geschlagene Brücke stürzte unter der Last der Fliehenden zusammen und mehr als 10,000 M. sollen so in den eisigen Fluthen des Dniester ihren Untergang gefunden haben, während 20,000 Erschlagene den Kampfplatz deckten, darunter allein 8000 Janitscharen. Kaum 1500 M. retteten sich unter die Kanonen von Kameniek. Auch die Citadelle von Choczim fiel gleich darauf durch Capitulation in die Gewalt der Sieger, welche den Verlust von 6000 Tapfern zu beklagen hatten. Unter der reichen Beute befand sich auch die große grüne Standarte, welche Sobiesky mit eigener Hand erobert hatte und später als glückliches Wahrzeichen für den Sieg im heiligen Kampfe dem Papste Clemens X. überschickte, welcher sie zum ewigen Gedächtniß im Dome von St.-Peter aufhängen ließ [1]).

1) Coyer a. a. O., S. 221—239.

Die Nachricht von dieser Niederlage machte auf den Sultan und den Großwesir einen um so peinlicheren Eindruck, da nun auch ihr Abgesandter, welcher sich unterdessen nach Lemberg begeben hatte, um von dem König die erste Tributzahlung von 220,000 Dukaten zu verlangen, völlig unverrichteter Sache zurückkehren mußte. Er hatte den König nur noch auf seinem Sterbebette gefunden. Michael Coribut erlag im 35. Jahre seines Alters, am Tage vor Sobiesky's glänzendem Siege bei Chocim, den 10. November, seiner tödtlichen Krankheit und der Last einer vierjährigen kummervollen Regierung. Auf wen hätten sich aber bei der neuen Wahl die Blicke der Patrioten wol anders richten sollen, als auf den Sieger von Chocim? — Gleichwol wollten ihm sechs Mitbewerber die dornenvolle Krone streitig machen. Erst nach heftigem Wahlkampfe entschied die männliche Sprache des Woiwoden von Reußen, Stanislaus Jablonowsky, am 19. Mai 1674 die Stimmung des Reichstages zu seinen Gunsten. 1674
Ihn selbst hatte die Fortführung des Türkenkrieges mehr beschäftiget, als seine Wahl. Sie blieb auch nach seiner Erhebung auf den Thron seine erste und vorzüglichste Sorge [1]).

Jedoch wollte er vorerst auch noch den Versuch machen, das Verlorene, wo möglich, durch einen ehrenvollen Frieden wiederzugewinnen. Denn die Kräfte des Landes waren erschöpft, und da sich nach dem Siege bei Chocim sowol die Lithauer wie die Moldauer und Walachen zurückgezogen hatten, konnte er augenblicklich dem Feinde nur eine geringe Streitmacht entgegensetzen. Nicht nur daß er es nach jenem Siege nicht wagen konnte, sogleich Kameniek anzugreifen, ging auch Chocim schon während des Winters wieder verloren,

1) Das Nähere über den Tod des Königs Michael und die Wahl Sobiesky's: Coyer a. a. O., S. 239—270. Seine sechs Mitbewerber waren: Prinz Thomas von Savoyen, der Herzog von Modena, der Prinz Georg von Dänemark, der Fürst von Siebenbürgen, Prinz Karl von Lothringen und Prinz Wilhelm von Neuburg, welche alle auch in Bezug auf die Fortführung des Türkenkrieges die größten Versprechungen machten. Der zuletzt genannte wollte sich z. B. verpflichten, sogleich 20,000 Schweden und 6000 Brandenburger wider die Türken in Sold zu nehmen.

und Ladyzyn sowie mehrere kleine Palanken mußten nach kurzem Widerstande preisgegeben werden, nachdem das osmanische Heer, unter dem Kaimakam Kara Mustafa, zu Ende Juli 1674 einmal ungehindert bei Soroka wieder über den Dniester gegangen war.

Unter diesen Umständen konnte Sobiesky freilich für seine Friedensanträge, welche er dem Sultan, zugleich mit der Ankündigung seiner Thronbesteigung, durch seine Gesandten im August zu Tymanowka vorlegen ließ, um so weniger günstiges Gehör erwarten, da sie auf nichts Geringeres hinausgingen, als auf die Wiedervereinigung Podoliens und der Ukräne mit Polen. Einen Theil der Ukräne, namentlich die Städte Bar, Nimirow, Braclaw, Pawoloez u. s. w., hatte er in diesem Jahre allerdings schon wiedergewonnen; allein das furchtbare Geschick, welches Kara Mustafa zu Anfang September über Human, die Hauptstadt des Landes, verhängte, war eine nur zu blutige Antwort auf seine weitergehenden Forderungen. Mit Sturm genommen, war es mehrere Tage lang der Schauplatz eines entsetzlichen Blutbades. Die ganze 20,000 Seelen zählende Bevölkerung wurde, zum Theil unter fürchterlichen Martern, hingemordet. Fast das ganze Land zwischen den Dnieper und Dniester verfiel hierauf wieder osmanischer Botmäßigkeit, während nach dem im September erfolgten Rückzug der Osmanen doch noch der größte Theil der Ukräne in der Gewalt der Polen blieb [1]).

Die Friedensverhandlungen wurden nun zwar, während Sobiesky seine Winterquartiere in Braclaw nahm und seine Truppen in den übrigen Hauptorten der Ukräne vertheilte, wieder aufgenommen, sie konnten aber keinen Erfolg haben. Denn Sobiesky bestand auf der unbedingten Zurückgabe von Podolien und der Ukräne und namentlich der sofortigen Räumung von Kameniek, während auf der andern Seite die Pforte im besten Falle nicht über die einfache Bestätigung des Friedens von Budschak hinausgehen wollte. Selbst die Vermittelung des französischen Gesandten zu Warschau, des Grafen

1) Über diese Ereignisse des Jahres 1674: Coyer a. a. O., S. 273—280.

Forbin, Bischofs von Marseille, welcher zu diesem Zwecke einen eigenen Bevollmächtigten nach dem Hoflager des Sultans schickte, blieb erfolglos. Leider konnte Sobiesky seinen Forderungen mit seinem sehr geschwächten Heere nicht gleich den gehörigen Nachdruck geben. Er mußte sogar seine Truppen aus der Ukräne zurückziehen, um nur Polen zu decken, als im Sommer 1675 die Osmanen, unter dem Seraskier 1675
Ibrahim Scheschman, durch Podolien nach Volhynien und Galizien vordrangen, dort Alles mit Feuer und Schwert verheerten und geradezu auf Lemberg losgingen, welches damals gleichsam für das letzte Bollwerk des Reiches galt.

Sobiesky eilte also dorthin. Er hatte kaum 15,000 M. unter den Waffen. Dennoch wagte er dem weit überlegenen Feinde die Spitze zu bieten, als dieser zu Ende August wie ein verheerendes Ungewitter heranstürmte. Denn es stand Alles, die Rettung Polens, auf dem Spiele. Die Elemente, scheint es, kämpften dieses Mal mit ihm für die Sache des Vaterlandes und der Christenheit. Ein fürchterlicher Hagelsturm vernichtete einen Theil des osmanischen Heeres, noch ehe es unter den Mauern von Lemberg zur Schlacht kam. Und diese selbst war eine der glänzendsten, der entscheidendsten Waffenthaten in dem Riesenkampfe christlicher Mächte gegen die Gewalt des hereinbrechenden Islam. Der Sieg schwankte, bei gleich heftigem Angriff von beiden Seiten, eine Zeit lang hin und her; am Ende sicherte aber doch die Geschicklichkeit ihres königlichen Führers und die Standhaftigkeit und Ausdauer der Truppen den Polen das günstige Geschick des Tages. Die feindlichen Linien wurden durchbrochen und 15,000 Osmanen fanden theils durch polnische Schwerter, theils in den Sümpfen, in welche sie auf der Flucht hineingetrieben wurden, den Tod [1]).

Ibrahim, welcher übrigens keinen Antheil an der Schlacht gehabt hatte, glaubte diese Niederlage nun noch einigermaßen dadurch rächen zu können, daß er einige schwach befestigte Schlösser Volhyniens wegnahm und sich gegen die von Sa-

1) Die Schlacht bei Lemberg, welche wol am richtigsten auf den 24. August 1675 gesetzt wird, ist genau beschrieben von Coyer, S. 288—291.

muel Chrazonowsky, einem bekehrten Juden, mit wahrem Heldenmuthe vertheidigte Felsenburg Trembowla, an der Grenzscheide Podoliens, versuchte. Noch hatte er aber hier nichts erreicht, als Sobiesky zum Entsatze herbeieilte, in einem hitzigen Gefechte noch 7000 Osmanen niedermachte und Ibrahim mit dem Reste seines Heeres bis unter die Mauern von Kameniek zurückdrängte, wohin ihm auch bald die schwachen, in den übrigen Plätzen Volhyniens zurückgelassenen osmanischen Besatzungen, welche sich nicht halten konnten, von selbst nachfolgten. Kameniek konnte Sobiesky indessen auch jetzt noch nicht angreifen. Dazu waren seine Streitkräfte zu schwach. Er mußte sich begnügen, der Festung, welche eine starke Besatzung hatte und von der Flußseite her immer mit Leichtigkeit verproviantirt werden konnte, wenigstens die Zufuhr aus dem offenen Lande der Umgegend möglichst zu erschweren [1]).

So glänzend, so hoffnungsreich aber auch im Ganzen genommen die Resultate dieses Feldzugs waren, so wenig konnten sie doch über Polens Zukunft beruhigen. Denn man wußte, daß die Niederlage bei Lemberg den Zorn des Sultans aufs höchste gesteigert hatte, und daß er entschlossen war, im nächsten Feldzuge Alles daran zu setzen, um die Macht Polens zu vernichten. Auch war von den unter der Hand vorzüglich durch Vermittelung der Woiwoden der Moldau und der Walachei fortgesetzten Friedensverhandlungen gar nichts mehr zu erwarten, während die Pforte im Gegentheil ihre Rüstungen in der größten Ausdehnung betrieb. Außerordentliche Anstrengungen waren daher auch von Seiten Polens um so nöthiger, da auf fremde Hülfe in keinem Falle zu rechnen war. König Johann III. — so wird Sobiesky in der Reihe polnischer Wahlkönige gewöhnlich genannt — setzte
1676 es auch kurz nach seiner Krönung, welche im Februar 1676 zu Krakau stattfand, endlich durch, daß der Reichstag 100,000 M. Truppen und die nöthigen Steuern zu ihrem Unterhalte bewilligte. Aber wie weit blieb Das, was in dem erschöpften Lande wirklich aufgebracht werden konnte, hinter Dem zurück, was die Stände gewähren wollten!

1) Coyer, S. 291—298.

Der König hatte auf den Ebenen bei Lemberg noch keine 40,000 M. streitbarer Leute beisammen, als im August der neu ernannte Serdar Ibrahim Scheitan (der Teufel, Satan) an der Spitze einer Heeresmacht, die, mit den Tataren vereint, auf 200,000 M. geschätzt wurde, sich unweit Choczim dem Dniester näherte. Was ihm gegen eine solche Mach an Stärke fehlte, glaubte Sobiesky durch Schnelligkeit und Kühnheit der Bewegungen ersetzen zu müssen. Sobald er daher inne wurde, daß Ibrahim nicht bei Choczim über den Dniester gehen wolle, sondern im Begriff sei, durch die Bukowina in Pokuzien einzudringen, eilte er ihm entgegen, setzte über den Dniester und nahm am jenseitigen Ufer bei dem am Einfluß der Szewits in diesen Fluß gelegenen kleinen Orte Zurawna eine durch Wald und Moräste gedeckte Stellung ein. Nachdem er von hier aus den Vortrab des Feindes angegriffen und geworfen hatte, mußte er sich vor der Übermacht desselben auf sein verschanztes Lager zurückziehen, wo er, sogleich von allen Seiten eingeschlossen, bald in die verzweifeltste Lage kam.

Nur ein verwegener und glücklicher Ausfall oder ein möglichst ehrenvoller Friede konnte jetzt ihn und die letzte Hoffnung Polens noch retten. Der erstere wurde zwar, und nicht ohne Erfolge, die dem Feinde wenigstens Achtung vor dieser kleinen Heldenschaar einflößten, versucht, konnte aber, da der Feind die Blokade des Lagers in eine förmliche Belagerung umgewandelt hatte, nicht bis zu einem Durchbruch des bedrängten Heeres durch die feindlichen Linien gebracht werden. Die Noth desselben erreichte jetzt den höchsten Gipfel. Lebensmittel, Pulver und Munition fingen an zu mangeln, und die nicht unbedeutenden Verluste an Mannschaft konnten, da alle Zufuhr abgeschnitten war, durch nichts ersetzt werden. Und dennoch glaubte Sobiesky, gestützt auf seinen Heldenmuth, dem übermüthigen Feinde die Bedingungen des Friedens vorschreiben zu können [1]).

Bei den ersten mit dem Tatarenchan gepflogenen Unterhandlungen verlangte er ohne weiteres die Räumung aller

1) Coyer, S. 307—315.

von den Osmanen besetzten Orte, namentlich von Kameniek, und völliges Aufgeben der Oberhoheit der Pforte über die Kosaken. Ibrahim dagegen wollte von nichts hören, als von der Erfüllung des Vertrags von Budschak und bestand vor Allem auf der sofortigen Entrichtung des Tributs von 220,000 Dukaten, welcher den König von Polen, gleich dem Chan der Tataren und dem Hetman der Kosaken, zum zinspflichtigen Vasallen der Pforte machen sollte. Dann wolle er lieber, ließ ihm Sobiesky darauf sagen, sich und sein ganzes Heer dem Untergange weihen und das Geschick seines Vaterlandes ein letztes Mal der Entscheidung durch die Waffen anheimgeben. Diese entschlossene Haltung imponirte dem Serdar und stimmte ihn um so mehr zur Nachgiebigkeit, da auch noch andere gewichtige Gründe ihm den Frieden wünschenswerth machten.

Denn während die Janitscharen, welche es nicht ertragen mochten, daß weder der Sultan noch der Großwesir beim Heere waren, schon über die Beschwerden des nutzlosen Feldzugs zu murren anfingen und die beutelustigen Tataren, deren Chan überdies von Sobiesky bestochen gewesen sein soll, bei dieser unersprießlichen Belagerung des feindlichen Lagers nicht ihre Rechnung fanden und deshalb gleichfalls schwierig wurden, verbreitete sich auch noch das Gerücht, daß ein starkes russisches Heer im Anzuge sei, welches in die Ukräne eindringen und die Polen befreien solle. Einen solchen Kampf wagte aber Ibrahim, zumal da bei der schon weit vorgerückten Jahreszeit auch für ihn die Verproviantirung schwer wurde, nicht mehr. Die Noth zwang also beide Theile, von den ursprünglichen hochgestellten Forderungen Etwas nachzulassen, um einen einigermaßen befriedigenden Vergleich zu Stande
1676 zu bringen, welcher endlich am 27. October 1676 unterzeichnet wurde.

Ibrahim — und das war die Hauptsache für Polens ganze Stellung zur Pforte in der Zukunft — gab den Tribut von 220,000 Dukaten auf, und Sobiesky mußte sich eine Theilung Podoliens und der Ukräne gefallen lassen. Von Podolien verblieb der größte Theil, mit Einschluß von Kameniek, der Pforte und den ihrer Hoheit unterworfenen Ko-

saken; Budschak, Bar, Bialow und Tscherkow wurden als die vorzüglichsten Grenzplätze bezeichnet; eine bestimmtere Abgrenzung wurde vorbehalten. Ebenso sollten von der Ukräne nur Bialatscherkiew und Pawolocz mit Gebiet den Polen verbleiben. Sonst sollten der Vertrag von Budschak und die ältern Capitulationen von Chocsim ihre Gültigkeit behalten. Die Ratificatio des Friedens sollte mittels einer Großbotschaft an die Pforte bewirkt werden. Die ihm anfangs gemachte Zumuthung, sofort ein Waffenbündniß mit den Tataren einzugehen, um die Russen zu bekämpfen, hatte Sobiesky mit Unwillen zurückgewiesen [1]).

Die Großbotschaft wurde erst im nächsten Jahre nach Constantinopel abgefertigt. Sie wurde dem Palatin von Culm, Johannes Gninsky, übertragen und mit großem Prunke ausgestattet. Das aus 700 Personen bestehende Gefolge des Botschafters dünkte selbst dem Großwesir etwas zu zahlreich und veranlaßte einige spitzige Bemerkungen von seiner Seite. Doch versagte man ihm nicht die Ehre des feierlichen Einzugs, als er im August 1677 vor Constantinopel eintraf. Nur die 1677
des klingenden Spiels und des Sofas wurde ihm, gleich den übrigen Gesandten, verweigert. Die Verhandlungen über die Ratification und einige nähere Bestimmungen des Vertrags von Zurawna zogen sich in die Länge, verliefen aber doch friedlich und führten endlich am 8. März 1678 zur 1678
Unterzeichnung einer neuen Vertragsurkunde, welche in 8 Artikeln theils die Bestätigung des Vergleichs von Zurawna, theils einige erweiternde Zusätze enthielt. Die wichtigsten unter den letzteren betrafen die Verpflichtung der Pforte, von nun an Tataren und Kosaken von allen Streifereien und Raubzügen in Polen zurückzuhalten (Art. 4), und das Versprechen, die Heiligen Stätten in Jerusalem den Franciskanern wieder zurückzustellen (Art. 5) [2]).

Im Übrigen mußte es sich der polnische Großbotschafter

1) Das Nähere über die Friedensverhandlungen und die Bedingungen des Vertrags, wie er vor Zurawna unterzeichnet wurde, gibt Coyer S. 316—326.

2) Den Text des zu Constantinopel am 8. März 1678 unterzeichneten Friedensvertrags gibt vollständig Hammer, O. G., Bd. VI, S. 726.

gefallen lassen, daß er gleichsam als Geißel für die Erfüllung des Friedensvertrags, sammt seinem Secretär Michael Rzewuski, in Constantinopel zurückgehalten wurde. Der neu ernannte Großwesir Kara-Mustafa — Ahmed Köprili war drei Tage nach Unterzeichnung des Friedens von Zurawna, am 39. October 1676, unweit Burgas im 41. Jahre seines Alters gestorben — wollte ihn sogar zwingen, daß er ihm auf dem Feldzuge gegen Rußland bis unter die Mauern von Tschigrin begleite. Gninsky weigerte sich jedoch dessen standhaft, und folgte dem Hoflager des Sultans nur bis Silistria, wo er sich durch seinen Neffen, Grafen Proski, ersetzen ließ, welcher als Resident dem Heere des Großwesirs beigegeben wurde.

Er selbst mußte, trotz aller Gegenvorstellungen und aller Leiden, die er zu erdulden hatte — er verlor einen großen Theil seines Gefolges durch böse Krankheiten — auch noch ferner in Silistria verbleiben, wo es wegen Ausführung des Vertrags von Zurawna und Constantinopel bald zu sehr erheblichen Differenzen kam. Die Räumung der an die Pforte abgetretenen Grenzplätze erfolgte, nach des Großwesirs Ansicht, nicht schnell genug, während auf der andern Seite der Botschafter über die Anmaßungen des an Doroschenko's Stelle, welcher zu den Russen übergetreten war, zum Kosakenhetman eingesetzten Chmielniecky Klage führen und eine lange Reihe anderer Beschwerden und Anträge vorbringen zu müssen glaubte, welche er dem Großwesir, natürlich ohne allen Erfolg, in einer eigenen Denkschrift vorlegte. Auch das Abgrenzungsgeschäft ging, wie immer, nur langsam von statten und hatte, namentlich bei Kameniec, die ärgerlichsten Häkeleien zur Folge. Es wäre darüber wahrscheinlich sogleich wieder zum Bruche gekommen, wenn nicht der Krieg gegen Rußland die Kräfte der Pforte zu sehr in Anspruch genommen hätte [1]).

Das gute Vernehmen zwischen Rußland und der Pforte war vorzüglich durch den zwischen Polen und Rußland im Ja-
1667 nuar 1667 zu Andrussow abgeschlossenen und im April 1671

1) Die verschiedenen Beschwerdeschriften des polnischen Botschafters aus dieser Zeit werden gleichfalls von Hammer mitgetheilt, Bd. VI, S. 715 und 717—723.

erneuerten Waffenstillestand auf empfindliche Weise gestört worden. Denn nichts war der Politik des Diwans nach dieser Seite hin mehr zuwider, als eine Vereinigung der beiden nordischen Mächte, welche über lang oder kurz doch nur zum Verderben des osmanischen Reiches ausschlagen könne. Daher wurde es auch dem Zaar Alexei schon sehr übel ausgelegt, als er sich im Jahre 1672 durch eine eigene 1672
Gesandtschaft in ziemlich drohender Weise zum Vermittler des Friedens zwischen Polen und der Pforte aufwerfen wollte [1]). Dann kam es während des polnischen Krieges, schon im Jahre 1674, zwischen den Tataren und Russen, welche, mit Kosaken 1674
vereint, Tschigrin bedrohten, zu sehr ernsten Reibungen. Der Bruch ward vollendet, als sich im Jahre 1676 Doroschenko, 1676
in Tschigrin hart bedrängt und von der Pforte verlassen, lieber ganz in die Arme der Russen warf und ihnen diese Stadt überlieferte. Georg Chmielniecky der Jüngere, welcher bis dahin in den Gefängnissen der Sieben Thürme verwahrt worden war, wurde sofort zum Hetman der Kosaken in der Ukräne ernannt und Rußland im März 1677 der Krieg erklärt. 1677

Er war nichts weniger als glücklich für die Pforte. Der erste Angriff, welchen der Seraskier Ibrahim im August dieses Jahres auf das schwer zugängliche, von 60,000 Russen und Kosaken vertheidigte Tschigrin machte, wurde mit ungeheuerm Verluste abgeschlagen. Ibrahim ließ einen großen Theil seines Heeres auf dem Platze und verlor auf der Flucht nach Bender noch sein ganzes Geschütz und sämmtliches Gepäck [2]). Der Zorn des Sultans über diese Niederlage war unbeschreiblich. Der alte Seraskier Ibrahim, welchen er zunächst traf, entging nur durch die gewichtige Vermittelung seiner Gemahlin, einer Sultanin, der Schmach der Gefangenschaft in den Sieben Thürmen. Es sollte Alles aufgeboten werden, dieses Ungemach sogleich im nächsten Jahre

1) Das betreffende Schreiben des Zaars an den Sultan und die Antwort des Großwesirs darauf gibt Hammer a. a. O., S. 690 fg. aus dem k. k. Hausarchive.

2) Die genauesten Nachrichten von dieser ersten Belagerung von Tschigrin durch die Osmanen gibt Gordon, Tagebuch, Bd. I, S. 419 fg. und vorzüglich S. 434—448.

wieder auszutilgen. Der Sultan selbst brachte 2 Millionen Dukaten aus seinem Privatschatze zum Opfer, und betrieb während des Winters die Rüstungen zu dem nächsten Feldzuge persönlich mit dem größten Eifer [1]).

Deshalb wurde auch der Gesandte des Zaars Feo-
1678 dor III. (seit 1676), welcher im Frühjahre 1678 zu Constantinopel erschien, um einen Versuch zur Herstellung des Friedens zu machen, sehr ungnädig empfangen. Da er natürlich von der Übergabe von Tschigrin nichts hören wollte, mußte auch der Zweck seiner Sendung ganz verfehlt werden. Er wurde mit dem Bescheide entlassen, daß sich der Großherr nur unter der Bedingung der gänzlichen Abtretung der Ukräne, als eines mit Feuer und Schwert eroberten Landes, zum Frieden verstehen könne, und zwar nur dann, wenn der Gesandte, welcher die zustimmende Antwort überbringen sollte, das schon auf dem Marsche begriffene Heer noch zehn Tagemärsche diesseit des Dniester antreffen würde.

Das war aber unmöglich. Denn das aus 80,000 M. bestehende Heer, zu welchem noch 30,000 Tataren hinzukamen, folgte dem Gesandten fast auf dem Fuße. Am 3. Juli hatte es bereits den Dniester erreicht, und am 20. stand es unter den Mauern von Tschigrin, dessen Belagerung sogleich, aber mit geringem Erfolge, begonnen wurde. Der Großwesir glaubte nun die Übergabe des Platzes durch eine Schlacht erzwingen zu können, welche er den jenseit des Dniester stehenden Russen, unter General Ramadanowich, anbot. Sie wurde am 12. August geschlagen, war aber höchst verhängnißvoll für die Osmanen. Fast das ganze Corps, welches zu diesem Zwecke über den Fluß gegangen war, wurde aufgerieben. Leider, scheint es, machte nun der Taumel des Sieges die Russen zu unbesorgt. Denn nur neun Tage nach der Schlacht, in einem unbewachten Augenblicke, wo die Besatzung sich zu sehr dem Rausche des Festes des Heiligen Mathias ergab, fiel Tschigrin durch einen kühnen Überfall in die Gewalt der Osmanen. Zwei geschickt angelegte Minen öffneten den Sturmcolonnen die weite Bresche, durch welche

1) Hammer, zum Theil nach den ungedruckten Berichten des kaiserlichen Residenten Kindsberg, a. a. O., Bd. VI, S. 341.

sie sofort ein' angen, um die Stadt in Brand zu stecken. In wenigen Stunden war sie, während die Besatzung ihr Heil in der Flucht suchte, in einen Aschenhaufen verwandelt. Was von Mauern und Bollwerken noch stehen geblieben war, wurde sofort geschleift [1]).

Fortgesetzte Kämpfe nach dem Falle der Festung kosteten beiden Theilen noch schwere Opfer, ohne Gewinn und Entscheidung für den Ausgang des Kampfes. Der Großwesir führte kaum den vierten Theil seines Heeres über den Dniester zurück, und das der Russen war mindestens bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Indessen erholten sich diese im eigenen Lande leichter wieder, als es der Pforte möglich war, die Mittel zu einem neuen Feldzuge nach der Ukräne aufzubringen, welcher wenig Erfolg versprach. Denn während Rußland allerdings die Hand zum Frieden bot, wußte man in Constantinopel sehr wohl, daß es über bedeutende Streitkräfte gebieten könne und seine Rüstungen in großer Ausdehnung betreibe. An der Stelle des zerstörten Tschigrin war in aller Eile die nur drei Meilen davon entfernte Feste Krilew wiederhergestellt worden; 60,000 Kosaken standen an der Grenze zum Kampfe bereit und erstreckten zum Theil ihre Verheerungszüge schon wieder bis ins Innere der Ukräne, während die Pforte nicht einmal den Plan zur Ausführung bringen konnte, den Streifereien der Kosaken zur See durch die Anlage von zwei festen Schlössern an der Mündung des Dnieper Einhalt zu thun. Denn kaum war der Bau begonnen, als die zaporogischen Kosaken die zum Schutze aufgestellten Tataren überfielen und sammt den Werkleuten niedermachten [2]).

Jedoch führten auch die Friedensanträge, womit im Mai 1679 ein Gesandter des Zaars in Constantinopel eintraf, 1679 noch nicht zu erwünschtem Ziele. Denn außerdem daß er verjährte Ansprüche auf die Herrschaft Rußlands in der Ukräne geltend zu machen suchte, verlangte er auch noch, daß Tschigrin nie wiederhergestellt werden solle und die Anlage von

1) Hammer, S. 346 fg., 350 fg. Sehr genau und ausführlich Gordon, Tagebuch, Bd. I, S. 465—558.

2) Hammer, S. 355 fg.

Festungen an der Mündung des Dnieper für immer unterbleibe. Dergleichen Verpflichtungen wollte und konnte aber die Pforte in keinem Falle übernehmen. Und um nur wenigstens eine einigermaßen gebietende Stellung zu behaupten, ließ sie ihre 39 Galeeren starke Flotte nach dem Schwarzen Meere auslaufen und den russischen Gesandten ohne Bescheid abziehen [1]).

Die Unterhandlungen wurden zwar bald nach seiner Abreise, unter Vermittelung des Tatarenchans, im Lager der Russen bei Putiwl wieder aufgenommen, zogen sich aber, da man sich über die einzelnen Punkte nur schwer einigen konnte, nicht nur durch dieses, sondern auch durch das ganze nächste Jahr hindurch, ehe sie zum Abschluß kamen. Erst am 11.
1631 Februar 1681 wurde zu Radzin der Friedensvertrag in 12 Artikeln unterzeichnet, bei welchem Rußland entschieden im Vortheile blieb. Ihm wurde Kiew mit den dazu gehörigen Dörfern und Palanken überlassen. Den Kosaken wird die freie Fischerei bis an das Schwarze Meer und die ungehinderte Salzausfuhr, unter dem Schutze Rußlands, zugestanden; auch ist den russischen Unterthanen gestattet, in dem Lande diesseit des Dnieper Holz zu fällen und Heu einzubringen. Festungen sollen zwischen Bug und Dnieper von keinem der beiden contrahirenden Theile angelegt werden (Art. 4). Streifereien der Tataren finden nicht mehr statt. Die Pforte verpflichtet sich, dem Großfürsten von Moskau denselben Titel zu ertheilen, welchen er in seinem an den Großherrn gerichteten Schreiben gebraucht hat (Art. 9). Die Sklaven werden zurückgegeben und der Wallfahrt nach Jerusalem darf kein Hinderniß in den Weg gelegt werden. Der Friede ist zunächst auf 20 Jahre geschlossen und kann nach Ablauf dieses Termins wieder erneuert werden. Streitigkeiten an den Grenzen sollen den Frieden nicht stören, sondern durch Gesandte ausgeglichen werden [2]).

1) Hammer, S. 354 mit den hierher gehörigen Schreiben des Zaars an den Großwesir und des Patriarchen von Moskau an den Mufti, S. 723—726.

2) Eine vollständige Übersetzung des Friedensvertrags in italienischer Sprache gibt Hammer, S. 729.

Die Ratification des Vertrags sollte durch einen Großbotschafter bewirkt werden. Da dieser aber unterwegs starb, so mußte sein Secretär seine Stelle versehen. Er traf im März 1682 in Constantinopel ein, wo er mit gebührenden 1682
Ehren empfangen und auf die freundlichste Weise wieder entlassen wurde. Auf die friedliche Stimmung, welche die Pforte jetzt gegen die nordischen Mächte an den Tag legte, waren aber jedenfalls die gespannten Verhältnisse, in welche sie um diese Zeit abermals zu dem Kaiserhause verwickelt wurde, vom wesentlichsten Einfluß. Dies führt uns auf die Beziehungen der Pforte zu Östreich, Ungarn und Siebenbürgen zurück, wie sie sich seit dem Frieden von Vasvar und der Großbotschaft des Grafen von Leslie gestaltet hatten.

3) Östreich, Ungarn und Siebenbürgen bis zum Entsatz von Wien im Jahre 1683 und zur Entstehung des heiligen Bundes gegen das osmanische Reich im Jahre 1684.

Es bedarf keines besondern Beweises, um darzuthun, daß der nach dem Siege bei St. Gotthard zu Vasvar abgeschlossene Friede zwischen Östreich und der Pforte, welcher im Grunde Niemanden befriedigt hatte, so wenig, wie alle früheren Verträge dieser Art, dazu gemacht war, in Ungarn gesicherte Zustände herzustellen oder der dort herrschenden Gährung ein Ziel zu setzen. Noch jedes Jahr mußten von den kaiserlichen Residenten in Constantinopel, welche sich in schnellem Wechsel einander folgten, die leidigen und völlig nutzlosen Beschwerden über den durch Waffengewalt und Willkür verletzten Besitzstand erneuert werden, noch immer war der kleine Krieg an den Grenzen und in den Marken der Festungen an der Tagesordnung, der Streit der Ausgleichungscommissionen um Dörfer und Palanken hatte nie ein Ende, und die Umtriebe des misvergnügten Adels nahmen einen immer entschiedeneren und gefährlicheren Charakter an.

Das letztere wurde jetzt ohne Zweifel das Wichtigere, auch in den Beziehungen des Kaiserhauses zur Pforte. Der

Friede von Vasvar, durch welchen man die Interessen und die Privilegien der ungarischen Nation auf die schmählichste Weise verletzt glaubte, gab ja dem längst durch das Land ziehenden bösen Geiste der Widerspenstigkeit und der Empörung nur neue Nahrung [1]). Man kennt die tieferliegenden Ursachen des allgemeinen Unmuths. Noch nie war das Geschrei über die in den ungarischen Festungen zurückgebliebenen deutschen Truppen und über die Bedrückungen und Verfolgungen der Protestanten ärger und eindringlicher gewesen, als gerade jetzt. Nationalhaß und religiöser Fanatismus, diese zwei gewaltigen Hebel der Zwietracht unter Völkern, waren also auch hier die mächtigen Triebfedern der aufrührerischen Bewegung.

Sie mußte bestimmtere Gestalt gewinnen, sobald sich die angesehensten und reichsten Magnaten, die Wesselenyi, Zrinyi, Rakoczy, Nadasdy, Frangipani, gleichviel ob aus reinem Patriotismus oder zur Erreichung ehrgeiziger Zwecke, ihrer zu bemeistern suchten. Nur hatten sie nicht den Muth und die Mittel, sogleich den offenen Kampf zu wagen. Die Rebellion trat daher hier zuerst unter dem Deckmantel der Verschwörung auf, und setzte ihre vorzüglichste Hoffnung auf die Hülfe der Pforte. Der Aufstand war schon seit mehreren Jahren im Stillen vorbereitet worden, schon hatte Franz Rakoczy in der Moldau, Walachei und Siebenbürgen einen bewaffneten Haufen von 8000 M. Reiterei und 4000 M. Fußvolk, freilich fast nur unbrauchares Gesindel (potius lex ignobilis quam exercitus), zusammengebracht, als die Häupter der Verschwörung, Peter Zrinyi, Franz Nadasdy, einer der reichsten Grundbesitzer Ungarns — seine jährlichen Einkünfte beliefen sich auf 189,558 Gulden —, Graf Frangipani
1666 und Andere im Jahre 1666 übereinkamen, den Beistand der Pforte durch Vermittelung des Fürsten von Siebenbürgen, Apafy, in Anspruch zu nehmen. Sie wollten sich anheischig machen, für Ungarn einen jährlichen Tribut von 60,000 Thlrn. zu erlegen, wenn die Pforte sie in ihren Schutz neh-

1) Bethlen Hist. bei Katona Hist. crit. reg. Hung. T. XXXIII. p. 697: „Addidit fomentum huic animorum alienationi regis Hungariae cum Turcis sancita pax."

men und eine Armee von 100,000 M. abschicken wolle, um sich des Landes zu bemächtigen; Ungarn biete sich ihr so von selbst dar, nachdem sie mehr als 200 Jahre um seinen Besitz gekämpft habe [1]).

Apafy, welcher damals wegen einiger streitigen Gebietstheile und der gerade nicht sehr regelmäßigen Tributzahlung mit Constantinopel selbst nicht auf dem besten Fuße stand, nahm eine solche Zumuthung anfangs nicht ohne Verwunderung (cum stupore) auf, verstand sich aber am Ende doch dazu, daß er den Ladislaus Ballo, einen mit den orientalischen Verhältnissen durch mehrjährigen Aufenthalt in Constantinopel sehr vertraut gewordenen Mann, als seinen Agenten zu dem damals noch auf Candia befindlichen Großwesir Ahmed Köprili schickte, um ihm die Sache vorzutragen. Er traf dort im Juni 1667 ein. Der Großwesir nahm ihn 1667 zwar wohlwollend auf, vertröstete ihn aber, mit Rücksicht auf den zwischen dem Kaiser und der Pforte bestehenden Frieden und den noch nicht beendigten Krieg mit Venedig, auf die Zukunft [2]).

Zum Unglück für Ballo nahm der Pfortendolmetscher Panagiotti an der Conferenz Theil, in welcher die Sache verhandelt wurde. Im Solde des Kaisers, hatte er natürlich nichts Eiligeres zu thun, als daß er den kaiserlichen Residenten in Constantinopel, Casanova, von dem, was vorgegangen war, in Kenntniß setzte, worauf dieser sofort darüber nach Wien berichtete [3]). Das gab dem Kaiserlichen Cabinet die erste Veranlassung, diese Umtriebe schärfer ins Auge zu fassen und ihnen unter der Hand genauer nachzuforschen. Die Verschworenen ließen sich aber dadurch nicht entmuthigen. Sie veranlaßten im Gegentheil Apafy, bereits im October 1667, eine zweite geheime Botschaft nach Candia zu schicken, welche dem Peter Intzédi anvertraut wurde. Sie hatte aber keinen günstigeren Erfolg, als die erste. Der Großwesir erklärte Apafy rund heraus, die Pforte halte es nicht

1) Bethlen bei Katona a. a. O., p. 698—701; und Histoire d'Emeric Comte de Tekeli. Cologne 1693, p. 57.

2) Bethlen a. a. O., p. 703.

3) Daselbst, p. 710.

für angemessen, den jüngst erst mit dem Kaiser geschlossenen Frieden schon wieder zu brechen [1]).

Freilich mußten unter solchen Umständen auch die Schritte, welche Zrinyi noch in den nächsten Jahren durch seine eigenen Agenten, namentlich den Franz Bukovatsky, in gleichem Sinne in Constantinopel thun ließ, ohne allen Erfolg bleiben. Und allerdings war der Verlauf der Verschwörung und die Haltung ihrer Häupter auch wenig geeignet, der Pforte zu ihrer Sache besonderes Vertrauen einzuflößen. Wesselenyi, eigentlich der leitende Geist des ganzen Unternehmens, war schon im März 1667 gestorben. Von den übrigen Verschworenen war kein einziger der Größe des Planes gewachsen. Unter sich zerfallen, wurden sie nach und nach eingezogen, vor Gericht gestellt und, obgleich sie sich die größte Mühe gaben, sich von aller Schuld rein zu waschen, als Hochver-
1671 räther hingerichtet: Nadasdy am 30. April 1671 zu Wien, Zrinyi und Frangipani an demselben Tage zu Neustadt, und ein vierter, der Steyermärker Tattenbach, den man mit in die Verschwörung hineingezogen hatte, 7 Monate später, am 1. December, zu Gratz. Nur der junge Franz Rakoczy wurde durch Vermittelung seiner Mutter begnadigt [2]).

Mit dem Tode der Häupter war jedoch die Verschwörung noch keineswegs in ihrem Lebenskeime ausgetilgt. Das auf solche Weise vergossene Blut und die fortgesetzten Verfolgungen des Kaiserhofes gegen die Protestanten in Ungarn — ihre Geistlichen wurden zu Hunderten vor Gericht gestellt und ihrer Stellen entsetzt — konnten ihn nur neu befruchten. Die verfolgten Magnaten, so weit sie dem unerbittlichen Richterspruche des in Preßburg niedergesetzten Blutgerichtes entgin-

1) Bethlen bei Katona a. a. O., p. 714, und das Schreiben des Großwesirs an Apafy, p. 780.

2) Alle quellenmäßigen Notizen über die Entdeckung der Verschwörung, den Proceß und die Hinrichtung der Schuldigen, gibt Katona a. a. O. p. 770 fg. Von besonderem Interesse sind da namentlich die Vertheidigungsschriften von Zrinyi und Nadasdy, p. 833—845. Einiges neues Licht konnte Mailath, „Geschichte des österreichischen Kaiserstaates" Bd. IV, Hamburg 1848, S. 58 fg. durch die Benutzung der Verschwörungsacten in dem k. k. geheimen Haus-, Hof und Staatsarchive zu Wien über diese merkwürdigen Ereignisse verbreiten.

gen, suchten ihr Heil in der Flucht nach Siebenbürgen in den Schutz Apafy's, unter ihnen auch der junge muthvolle Graf Emmerich Tököly, welcher, nach des Vaters während der Belagerung der Feste Kus durch die Kaiserlichen erfolgtem Tode, hart bedrängt und aller seiner Güter beraubt, noch glücklich in Weiberkleidern aus seiner Stammburg Likava entkam [1]).

Von Siebenbürgen aus traten die Leiter des Aufstandes auch sogleich wieder mit der Pforte in Verbindung. Ihre Abgesandten, erst der bereits genannte Ladislaus Ballo, dann Stephan Petroczy und Paul Szegesi, entwickelten noch in diesem und vorzüglich im folgenden Jahre (1672) zu Con- 1672
stantinopel eine ungemeine Thätigkeit. Sie boten dem Großwesir abermals 50,000 Thaler Tribut und ein schlagfertiges Heer von 18,000 M. an. Die Pforte war aber, obgleich sie die Rebellen nicht ganz fallen lassen wollte und ihren Bevollmächtigten deshalb jetzt freundlicher entgegenkam, doch noch sehr unschlüssig und zurückhaltend. Der Großwesir entließ die Abgesandten mit ermuthigenden Vertröstungen für die Zukunft, ließ ihnen aber auf der andern Seite nur zu deutlich merken, daß eine Einmischung Apafy's in ihre Händel durchaus nicht im Sinne des Diwans sei. Er ließ Apafy, mit welchem man noch immer wegen des zweifelhaften Besitzstandes, namentlich in dem Gebiete von Jenö, im Streite lag, sogar wiederholt einschärfen, er möge sich jeder Theilnahme an den Unruhen in Ungarn enthalten und den zwischen dem Kaiser und dem Sultan bestehenden Frieden sorgfältig pflegen. Der Krieg gegen Polen bedingte vorerst noch diese vorsichtige Politik der Pforte gegen die rebellischen ungarischen Magnaten [2]).

1) Histoire d'Emeric Tekely, p. 68—70.

2) Die besten Aufschlüsse über die damalige Stimmung der Pforte geben die Verhandlungen zwischen dem Großwesir und den ungarischen und siebenbürgischen Abgesandten, wie sie Bethlen bei Katona T. XXXIV, p. 116 fg. mitgetheilt hat. „Dicas principi tuo", beschied der Großwesir z. B. Ladislaus Ballo, „ne tumultibus in Hungaria ortis semet immisceat, sed potentissimi Turcarum imperatoris pacem cum Germano initam sancte colat." Ueber die von den ungarischen Gesandten der Pforte gemachten Anerbietungen der Bericht des kaiserlichen Residenten Casanova bei Hammer, O. G., Bd. VI, S. 268.

Unterdessen hatten die Feindseligkeiten zwischen den Kaiserlichen und den Truppen der Aufständischen nun schon begonnen. Die letzteren rechneten dabei, wie es scheint, auch vorzüglich auf französische und polnische Hülfe. Wegen der erstern hatten sich schon Zrinyi und Nadasdy mit den französischen Gesandten zu Venedig und Wien, Briziers und Gremonville, aber ohne sonderlichen Erfolg, in geheime Unterhandlungen eingelassen. Jetzt machte der französische Gesandte zu Warschau, Herr von Bethune, Sobiesky's Schwager, dem man sogar die ungarische Königskrone für sich als Lockspeise hingehalten zu haben scheint, den Vermittler. Frankreich versprach 5000 Thaler monatliche Subsidien und ein Reitercorps von 6000 M. Das letztere wurde aber gar nicht gestellt, und die Zahlung der ersteren erfolgte nur spärlich und unregelmäßig. Polen, mit seinen eigenen Kriegen viel zu sehr beschäftiget, konnte weiter nichts thun, als daß es den Zuzug polnischer Freiwilliger zum Heere der Magnaten in Siebenbürgen geschehen ließ [1]).

Auch blieben die Operationen des letzteren zunächst noch auf einige glückliche Streifzüge nach Oberungarn, unter der Führung des siebenbürgischen Kammerpräsidenten Michael Teleki, beschränkt, welcher gleichfalls mit Frankreich in Verbindung getreten war und die Rolle des Oberfeldherrn der Aufständischen übernommen hatte [2]). Mehr Plan und Charakter bekam der Kampf, der von beiden Seiten mit größter
1678 Erbitterung gekämpft wurde, aber doch erst, als im J. 1678 der junge 23jährige Graf Emmerich Tököly an die Spitze des Rebellenheeres trat. Unversöhnlicher Haß gegen das Kaiserhaus und entschiedenes, von persönlichem Muthe getragenes Feldherrntalent hatten ihn zum Leiter eines solchen Aufstandes wie geschaffen. Mit 12,000 M. tüchtiger Truppen fiel er noch in diesem Jahre in Oberungarn ein, schlug

1) Nach den Berichten des kaiserlichen Residenten Kindsberg bei Hammer, a. a. O., S. 307; und Cornelius, Fragm. hist. hungar. bei Katona a. a. O., p. 271.

2) Über den Krieg in Ungarn während der Jahre 1674 bis 1677 ist das Nähere zusammengestellt bei Katona a. a. O., p. 201, 210, 239 und 271 fg. vergl. mit Hist. de Tekeli, p. 77 fg.

die Kaiserlichen überall zurück, nahm schnell nacheinander Torna, Eperies, Rosenberg, Neusohl und eine Anzahl kleinerer Städte, und war überhaupt in kurzem Herr des ganzen Gebirgslandes, der Karpathen, welches er nun besetzt hielt, während die kaiserlichen Feldherren, Graf Wurmb und Graf von Leslie, sich genöthigt sahen, den von ihm gebotenen Waffenstillstand anzunehmen [1]).

Tököly's Waffenglück konnte aber auch nicht ohne Einfluß auf die Stimmung und die Haltung der Pforte zu Gunsten der rebellischen Magnaten bleiben, zumal da der jüngst (im November 1676) ernannte Großwesir Kara Mustafa der entschiedenste Gegner des Hauses Östreich war, und um diese Zeit die Reibungen in den Grenzprovinzen wieder einen sehr ernsten Charakter angenommen hatten. Als sich im J. 1677 abermals Abgeordnete der Magnaten in Constantinopel einfanden, wurden sie von Mustafa sehr freundlich empfangen, während der Kaiserliche Resident Kindsberg, welcher gegen ihren Verkehr mit der Pforte Einsprache thun wollte, sich gefallen lassen mußte, daß er mit Vorwürfen über die an den Grenzen vorgekommenen Unordnungen abgewiesen wurde. Nur der russische Krieg bestimmte Mustafa, sich mit Östreich zunächst noch durch theilweise Nachgiebigkeit so hinzuhalten.

Sobald er aber durch den zu Anfange des Jahres 1681 zu Radzin abgeschlossenen Frieden nach jener Seite hin gesichert war, trug er kein Bedenken mehr, gegen den Kaiser offener herauszutreten und die Sache Tököly's zu der seinigen zu machen. Schon während des vergangenen Jahres, 1680, wo Tököly auch im Felde meistens im Vortheil blieb, 1680
und seiner Schilderhebung durch den auf seine Paniere gesetzten Wahlspruch: „Comes Tekeli qui pro Deo et patria pugnat" gleichsam die heilige Weihe gegeben hatte, war Mustafa nicht müde geworden, alle Versuche des Kaisers, sich mit den Rebellen auszusöhnen, dadurch zu hintertreiben, daß er Tököly die Hülfe der Pforte zusagen ließ. Auch wies

1) Hist. de Tekeli, p. 84 — 92. Katona, p. 315 und 333 fg.

Tököly jetzt schon alle Anerbietungen des Kaisers mit der Erklärung zurück, er sei nicht ermächtiget, sich ohne die Genehmigung der Pforte auf einen Vergleich einzulassen [1]).

1681 Und als nun in diesem Jahre, 1681, der Kaiser immer dringender wurde und Tököly durch bedeutende Zugeständnisse in seinen Entschlüssen wankend zu werden schien, suchte ihn die Pforte dadurch zu fesseln, daß sie ihm die Anwartschaft auf die Nachfolge im Fürstenthum von Siebenbürgen und die Herrschaft über Mittelungarn, unter dem Schutze des Großherrn, in Aussicht stellte, und zugleich auch dem Pascha von Ofen, Ibrahim, Befehl ertheilte, ihm im Verein mit dem Beglerbeg von Rumili, den Statthaltern von Temeswar, Erlau, Silistria und Nikopolis, und den Truppen des Fürsten von Siebenbürgen, die erforderliche bewaffnete Hülfe angedeihen zu lassen [2]).

Indessen wurden in Constantinopel die Verhandlungen mit den Bevollmächtigten Tököly's, dessen Ehrgeize die Anerbietungen der Pforte volle Befriedigung gewähren mochten, eifrig fortgesetzt. Die äußersten Zugeständnisse, welche der Kaiser Tököly jetzt noch machte, namentlich die bis dahin versagte Einwilligung zu seiner Vermählung mit der reichbegüterten Witwe Rakoczy's mochte ihn zwar noch einen Augenblick wankend machen, sie konnten aber den Erfolg jener
1682 Verhandlungen nicht mehr vereiteln. Bereits im Juli 1682 kam ein förmlicher Vertrag zwischen Tököly und der Pforte zu Stande, welcher in 14 Artikeln die Bedingungen festsetzte, unter welchen dem Erstern die Herrschaft in Oberungarn, unter dem Schutze der letztern, zugesprochen wurde. Völlige Religionsfreiheit der Protestanten, Lutheraner sowol wie Calvinisten, und die Entrichtung eines jährlichen Tributs von 40,000 Thalern, welcher auch in Zukunft nie erhöhet werden sollte, waren die wesentlichsten Bestimmungen dieses Vertrags. Eine am 10. August zu Constantinopel ausgefertigte Beleh-

1) Hist. de Tekeli, p. 97.

2) Den weitern Verlauf des Rebellenkrieges und der Verhandlungen zwischen dem Kaiser und Tököly in den Jahren 1679—1681 gibt Katona a. a. O., p. 342, 360, 363 fg. und Hist. de Tekeli, p. 98—107.

nungsurkunde, welche nur eine Bestätigung desselben war, wurde Tököly zu Ende September zugleich mit Fahne und Roßschweif mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten zu Fülek überreicht, welches soeben in seine Gewalt gefallen war [1]).

Denn die osmanischen Hülfstruppen, unter dem Befehle des Paschas von Ofen, hatten sich schon im Frühjahre bei Pesth gesammelt, Onod, Kaschau, Szathmar und Eperies hinweggenommen und waren dann, mit Tököly vereint, vor Fülek erschienen, welches, ungeachtet des heldenmüthigen Widerstandes des kaiserlichen Befehlshabers, Stephan Kohary, nach siebenzehntägiger Belagerung capituliren mußte [2]). Wie wäre aber, bei diesem Stande der Dinge, überhaupt noch eine friedliche Ausgleichung zwischen dem Kaiser und der Pforte möglich gewesen?

Vergebens mühete sich der kaiserliche Resident, Herr von Khuniz, noch im J. 1681 damit ab, wenigstens den verjährten Streit um die von beiden Theilen in Anspruch genommenen Dörfer, vorzüglich in der Umgegend von Neuhäusel, endlich zum Austrag zu bringen, und die Erneuerung des mit dem Jahre 1684 ablaufenden zwanzigjährigen Friedens durchzusetzen. Der Großwesir, bei dem der Krieg schon zum unwiderruflichen Entschlusse geworden war, hielt dagegen dem Residenten nur immer wieder die lange Liste der seit zwanzig Jahren aufgelaufenen Beschwerden über die Friedensstörungen an der ungarischen Grenze vor; und um die Fortdauer des Friedens geradezu unmöglich zu machen, wurde die Erneuerung desselben an Bedingungen geknüpft, welche der Kaiser in keinem Falle annehmen konnte. Man verlangte — so namentlich noch durch das Organ des Paschas von Ofen, mit welchem Tököly selbst deshalb im Juli 1682, offenbar mehr zum bloßen Schein, als in ernster Absicht, in Unterhandlung getreten war —, der Kaiser solle den Besitzstand in Ungarn

1) Der Text des Vertrags vom Juli 1682 wird zum ersten Male vollständig aus dem großherzogl. Hausarchiv zu Karlsruhe mitgetheilt in Röder „Des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden Feldzüge wider die Türken. Karlsruhe 1839." Bd. I. Urkunden S. 3. Das Belehnungsdiplom vom 10. August gibt Hammer a. a. O., S. 731.

2) Katona, p. 732 fg. Hist. de Tekeli, p. 107—113.

ganz so wiederherstellen, wie er vor 27 Jahren gewesen, eine halbe Million Gulden jährlichen Tribut entrichten, die Festungen Leopoldstadt und Gula an der Waag schleifen, den Rebellen volle Amnestie bewilligen und ihnen alle Güter zurückgeben, und endlich unbeschränkte Religionsfreiheit gewährleisten [1]).

Nur die unverwüstliche Friedenspolitik, welche das kaiserliche Cabinet schon vor zwanzig Jahren, völlig unvorbereitet in einen schweren Krieg verwickelt hatte, konnte dasselbe auch jetzt wieder in der letzten Stunde verleiten, die Geschicke der nächsten Zukunft abermals einer außerordentlichen Botschaft nach Constantinopel anzuvertrauen. Sie wurde, mit großem Glanze ausgestattet, dem Grafen Albrecht von Caprara, als Internuncius, übertragen, hatte aber, wie zu erwarten war, nicht den geringsten Erfolg mehr. Caprara, welcher im Mai 1682 in Constantinopel eintraf, wurde zwar noch mit gebührenden Ehren empfangen, aber alle seine Unterhandlungen, die sich durch den ganzen Sommer hindurchzogen, waren völlig eitel und nutzlos. Es wurden ihm immer nur wieder dieselben Friedensbedingungen vorgelegt, über welche Tököly schon im vorigen Jahre mit dem Pascha von Ofen verhandelt hatte [2]). Er mußte selbst von dem mit außer

1) Nach den Berichten des Residenten von Khuniz bei Hammer a. a. O. S. 376 fg. Der von Katona a. a. O. p. 388 fg. unter dem Jahre 1681, aber ohne Datum, gegebene Erneuerungsvertrag des Friedens von Vasvar war offenbar nur ein Entwurf, welcher nie zur Ausführung kam.

2) Nach Wagner bei Katona T. XXXV, p. 26, wurde von Caprara sogar eine Million Gulden Tribut und dann noch alles Land diesseits der Theiß und zwischen Neuhäusel und Trenschin verlangt. Eine genaue Beschreibung von Caprara's Gesandtschaft hat einer seiner Secretäre, Benaglia, bekannt gemacht: „Ausführliche Reißbeschreibung von Wien nach Constantinopel und wieder zurück in Teutschland deß Hochgebohrnen Grafen und Herrn, Herrn Albrecht Caprara, welche Er als Ihro Röm. Kayserl. Maj. Extraordinari Gesandter und Gevollmächtigter, den Stillstand mit der Ottomanischen Pforten zu verlängern, verrichtet. Beschrieben von Joanne Benaglia, Gesandtschafts-Secretario. Aus dem Italienischen übersetzt. Frankfurt 1687." Ein einfaches Reisetagebuch, in welchem sich aber nur sehr

ordentlicher Pracht ausgestatteten Auszuge des Sultans Zeuge sein, welcher bereits im October 1682 nach Adrianopel und dann zu Ende März 1683 von da nach dem Feldlager gegen Ungarn stattfand. Unter der Obhut einer starken Janitscharenwache war er gezwungen, dem Heere zu folgen, welches der Sultan selbst bis Belgrad begleitete.

Hier übergab er im Mai den Oberbefehl unter großen Feierlichkeiten dem Großwesir Kara Mustafa. Dann ging der Marsch ohne Aufenthalt über Essek, wo der kaiserliche Internuncius in Gnaden entlassen und Tököly, welcher seit seiner Belehnung halb spöttisch der Kurutzen (Kreuzfahrer)-König genannt ward, mit fürstlichen Ehren empfangen wurde, geradezu auf die Raab los. Nirgends Widerstand. Weszprim wurde auf den ersten Anlauf genommen, die Festung Raab aber, nachdem man das in der Nähe gelegene Kloster St. Marton in die Luft gesprengt und die Vorstädte in Brand gesteckt hatte, nur zur Übergabe aufgefordert. Da der kaiserliche Befehlshaber sich dazu nicht verstehen wollte und dem Großwesir, schwerlich im Ernst, sagen ließ, er solle nur immerhin nach Wien ziehen, wenn diese Hauptstadt gefallen sei, werde sich Raab von selbst ergeben, hielt man es nicht der Mühe werth, sich länger dabei aufzuhalten [1]).

wenig über die Verhandlungen Caprara's mit der Pforte findet. Der interessanteste Theil desselben betrifft die Rückreise, welche der Gesandte mit dem gegen Wien bestimmten Heere machen mußte, über das daher Benaglia aus eigener Anschauung sprechen konnte. Am Ende wird ein kurzer Bericht über die Belagerung und den Entsatz von Wien, nach den Mittheilungen eines Augenzeugen, gegeben. Caprara's eigener Bericht befindet sich noch ungedruckt auf der kaiserl. Bibliothek zu Wien.

1) Über alles Dieses spricht am genauesten: Benaglia, Reißbeschreibung von S. 97 an. Er kann namentlich die gute Behandlung und Verpflegung des Gesandten und seines Gefolges, welche ganz auf Kosten der Pforte geschah, nicht genug rühmen. Alles, was man verlangte, wurde pünktlich und im Überfluß geliefert. „weßwegen man ihren Fleiß billich rühmen solle", setzt er S. 103 hinzu, „wie auch ihre gute Maximen, die sie im Regiment gebrauchen. Und in Wahrheit, die Vergnügung, so der Herr Internuntius in einem offenbaren Krieg empfangen, waren groß, wiewolen solches geschehen in Ansehung

Der Zug nach Wien war ohnehin schon beschlossen und sollte, obgleich sich noch in dem unter den Mauern von Raab abgehaltenen Kriegsrathe gewichtige Stimmen dagegen erklärten, sofort ausgeführt werden. Der alte hocherfahrene Pascha von Ofen, Ibrahim, gab wenigstens den weisen Rath, man solle in diesem Jahre vorerst nur das zunächst liegende feindliche Land unterwerfen und dann im folgenden gegen Wien ziehen. Er verdiente sich damit aber nur den Zorn des aufbrausenden Kara Mustafa, welcher bei seinem Vorsatze beharrte. Und warum hätte er zögern sollen, da er nirgends ernstlichen Widerstand fand oder zu gewärtigen hatte? — Die wenigen auf der Ebene zwischen der Raab und Rabinz aufgestellten kaiserlichen Truppen, unter den Befehlen des Herzogs Karl von Lothringen, hatten sich sogleich ohne Kampf zurückgezogen, und erlitten am 7. Juli bei Petronell an der Leytha, von den dem Hauptheere vorauseilenden Tataren überfallen, eine erste empfindliche Niederlage. Einige Flüchtlinge brachten vom Schlachtfelde hinweg die Schreckenskunde von dem Anzuge des gewaltigen Feindes nach Wien, wohin ihnen auch sogleich der Rest des geschlagenen kaiserlichen Heeres folgte.

Kara Mustafa, welcher am 8. Juli selbst über die Raab ging, hatte also nur noch ein offenes, unvertheidigtes Land vor sich, welches seine Heerschaaren nach allen Seiten hin überschwemmten und weit und breit, bis nach Österreich und Steyermark hinein, mit Feuer und Schwert verheerten. Denn noch war man von dieser wahnsinnigen Führung des Barbarenkrieges nicht zurückgekommen, wozu nun auch Tököly die

der sehr guten von ihnen gefaßten Meynung und der Hochachtung, so sie gegen ihme trugen." Auch die Ordnung und gute Mannszucht im Lager ist wiederholt Gegenstand seiner Bewunderung. „Es ist nicht auszusprechen", meint er z. B. S. 120, „mit was Gehorsam, Verstand und Ruhe man lebt, und weiß ich nicht, ob nicht die Christen von ihnen Bescheidenheit, Ehrerweisung und Respect lernen sollten." Über die endliche Entlassung des Gesandten, welche auf eine deshalb von Seiten des Präsidenten des Hofkriegsrathes, Markgrafen Hermann von Baden, an den Großwesir gerichtete schriftliche Aufforderung geschah, S. 131. Zuvor mußte er aber noch den feierlichen Einzug Tököly's mit ansehen, welcher hier, S. 132, gleichfalls genau beschrieben ist.

Hand bot. Tata, Papa, Altenburg und Haimburg fielen fast ohne Schwertstreich; Hunderte von Dörfern und Schlössern gingen auf dem Wege von Raab nach Wien in Flammen auf, und überall verbreiteten die fürchterlichsten Greuel der Verwüstung Schrecken und Entsetzen, Jammer und Elend. Nur wenige Orte blieben verschont, weil sie sich unter den Schutz Tököly's begeben, wie namentlich Bruck, Ödenburg und Eisenstadt. Es galt für ein Wunder der Tapferkeit, daß die drei Stifter Melk, Lilienfeld und Klosterneuburg, blos auf ihre Vertheidigungsmittel verwiesen, unter der Führung ihrer Äbte, den heranstürmenden osmanischen Reiterschaaren siegreichen Widerstand leisteten.

Am 14. Juli schlug Mustafa unter den Mauern und auf den Höhen von Wien seine Zelte auf. Die Heeresmasse, welche er hier beisammen hatte, wird auf 200,000 M. mit 300 Kanonen und einen Troß von 60—70,000 M. geschätzt. Vielleicht wäre Wien sogleich verloren gewesen, wenn er seinen Marsch nur um einige Tage beschleunigt gehabt hätte. Denn erst in der letzten Zeit war diese Hauptstadt, an deren Rettung das Schicksal des Reiches, ja der ganzen Christenheit zu hängen schien, einigermaßen mit einer tüchtigen Besatzung und den erforderlichen Vertheidigungsmitteln versehen worden [1]).

1) Der Feldzug vom Jahre 1683, mit Einschluß der Belagerung und des Entsatzes von Wien, ist in seinen Einzelnheiten in ältern und neuern Quellenschriften und Geschichtswerken so oft und so genau beschrieben worden, daß wir hier, ohne weitere Anführung für die einzelnen Thatsachen, wol im Allgemeinen darauf verweisen können. Außer den gleichzeitigen und spätern Specialwerken, wie von Vaelkeren, Vienna a Turcis obsessa, Viennae 1683; Hocke, Beschreibung der Wiener Belagerung, Wien 1685; Huhn, Umständliche Beschreibung, was Anno 1683 vor, bei und in der Belagerung Wiens vorgelaufen, von einem Teste oculato, Breslau 1717, und Uhlich, Geschichte der zweiten türkischen Belagerung Wiens, Wien 1783; dann den allgemeineren Werken: Contarini, Istoria della guerra di Leopoldo Primo Imperadore e de' Principi collegati contro il Turco dall Anno 1683 sino alla pace, Venez. 1710, T. I zu Anfang; Beregani, Historia delle guerre d'Europa dalla comparsa dell' armi Ottomane nell' Hungeria l'anno 1683, Venet. 1698, T. I zu Anfang;

Wir wollen die Rathlosigkeit, die Ohnmacht, in welche das kaiserliche Cabinet durch seine zögernde, unentschlossene Politik, durch seine eiteln, bis aufs Äußerste getriebenen Friedenshoffnungen abermals versetzt worden war, hier nicht näher schildern. Die lehrreichsten Aufschlüsse darüber geben die um diese Zeit verfaßten, nur auszugsweise bekannt gewordenen Gutachten eines der tiefblickendsten und aufgeklärtesten östreichischen Staatsmänner, des Statthalters von Niederöstreich, Johann Quintin Grafen Jörger [1]). Wir entnehmen daraus, daß man zu Anfang des Jahres 1683, wo man schon nicht mehr im Zweifel darüber sein konnte, was man zu gewärtigen habe, eigentlich noch gar nicht über den Ernst der Lage im Klaren, und daß noch wenig oder nichts geschehen war, um den Erfordernissen eines solchen Krieges gewachsen zu sein. Man brauchte Geld, Truppen und fremde Hülfe, und hatte weder die beiden erstern in genügendem Maße, noch war man der letztern durch zeitig abgeschlossene Bündnisse versichert. Die beste Zeit wurde noch mit nutzlosen Rathschlägen und kleinlichen Maßregeln vergeudet, namentlich in finanzieller Hinsicht, wo man so weit ging, daß man den Offizieren ihre Gage und den Soldaten sogar ihre Brodportionen verkümmern wollte [2]).

Mit Noth brachte man bis zum Frühjahr das disponible Heer auf 71,000 M., wovon 28,000 M. gebraucht wurden, um die weit ausgedehnten Grenzen von Carlopago am adriatischen Meere bis zum Jablunka-Paß an der schle-

und endlich den Zusammenstellungen bei Katona, T. XXXV, p. 23 fg., sind vorzüglich zwei neuere Werke zu beachten: das bereits erwähnte von Röder, Des Markgrafen L. W. von Baden Feldzüge, 2 Bde., und Arneth, Das Leben des kaiserl. Feldmarschalls Grafen Guido Starhemberg, Wien 1853.

1) Die hier berührten Auszüge aus Jörger's bedeutendem Werke, welches zwar gedruckt, aber gleich nach dem Erscheinen bis auf ein einziges auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien befindliches Exemplar unterdrückt wurde, giebt Mailath, Geschichte des östreichischen Kaiserstaates, Bd. IV, S. 162—166. Über das Werk selbst spricht Mailath in der Vorrede, S. 10. Er schließt mit den warnenden Worten: „Wien verloren, ist Alles verloren".

2) Röder, Bd. I, S. 18.

fischen Grenze zu decken, während die active Hauptarmee, unter dem Oberbefehle des Herzogs von Lothringen, nur 43,000 M. betrug. Sie war schon im Mai, nur noch 33,000 M. stark, nach Komorn vorgerückt und hatte zu Anfang Juni einen Angriff auf Neuhäusel versucht, zog sich aber, wie wir gesehen haben, bei Annäherung des Feindes unverrichteter Sache sogleich wieder auf Wien zurück [1]).

Dort war um diese Zeit noch Alles in einem Zustande der bangsten Erwartung, einer Rath- und Thatlosigkeit, die an Verzweiflung grenzte und das gemeine Volk zu Zeiten schon zu Ausbrüchen des Unmuths der gefährlichsten Art trieb. Das war namentlich der Fall, als der Kaiser nach längerm Zögern, auf die Nachricht von der Niederlage bei Petronell, am 7. Juli mit seinem ganzen Hofstaate Wien verließ, um sich erst nach Linz und dann nach Passau zurückzuziehen. Seine Abreise war das Zeichen zu allgemeiner Flucht. Unter Jammern und Wehklagen strömten Tausende von Menschen aller Stände mit Hab und Gut in der entsetzlichsten Verwirrung zu den Thoren hinaus, um in möglichst weiter Ferne eine Freistatt zu suchen. An 60,000 Menschen sollen auf diese Weise Wien in einem halben Tage verlassen haben [2]).

Zum Glück war das Heil der Stadt in diesem verzweifelten Augenblicke in die Hände eines Mannes gelegt, welcher die schwere Aufgabe, die ihm geworden, wohl zu würdigen wußte und ihr gewachsen war, wie Wenige. Der Feldzeugmeister Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg, welchem der Kaiser bei seiner Abreise den Oberbefehl in der Stadt übertragen hatte, zeichnete sich in hohem Grade durch jene Kaltblütigkeit, Umsicht, Entschlossenheit und persönliche Thätigkeit aus, die den Feldherrn charakterisiren müssen, welcher in entscheidenden Momenten den größten Gefahren die Spitze bieten soll. Von dem gleichzeitig für die Civilverwaltung eingesetzten Regierungsrath, unter dem Vorsitze des Feldzeugmeisters Grafen Cappliers, auf das Kräftigste unterstützt, that er in den 5 Tagen von seiner Ernennung bis zur

1) Röder, Bd. I, S. 19—23.

2) Derselbe, S. 30, und Arneth Starhemberg, S. 16.

Ankunft der Türken vor Wien für die Vertheidigung der Stadt mehr, als vorher in Monaten geschehen war. Die Besatzung brachte er im Ganzen auf 22,000 M. streitbare Leute, darunter 13,800 M. Infanterie, 9 Schwadronen schwere Reiterei, 7500 bewaffnete Bürger und ein Studentencorps von 700 M. Der Herzog von Lothringen hatte mit seinem ziemlich geschwächten Heere schon am 9. Juli Wien passirt, um in der Au am Tabor Lager zu schlagen [1]).

Daß man aber mit einer solchen Streitmacht dem gewaltigen Feinde allein nicht gewachsen sein würde, hatte man nun doch erkannt. Deshalb waren auch die Verhandlungen wegen fremder Hülfsleistung seit Anfang des Jahres sehr lebhaft betrieben worden, namentlich mit den deutschen Reichsfürsten und dem Könige von Polen, Johann Sobiesky. Von jenen zeigten vor allen die Kurfürsten von Bayern, Maximilian Emanuel, und Sachsen, Johann Georg III. und einige fränkische Fürsten lobenswerthen Eifer und erwünschte Willfährigkeit, während andere, so z. B. der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, vorerst noch durch die mislichen politischen Verhältnisse, vorzüglich zu Frankreich, zurückgehalten wurden.

Der Kurfürst von Sachsen gab sich selbst viele Mühe, seinen Nachbar von Brandenburg zur Theilnahme an dem Türkenzuge zu bewegen; und Friedrich Wilhelm zeigte auch den besten Willen, „eine schöne Armee von 15 und mehr Tausend Mann, alte Regimenter, so des Feuers und des Handelns gewohnt, in Person wider den Erbfeind anzuführen"; er traute aber Frankreich noch nicht, und wollte sein Land nicht blosstellen, so lange er nicht völlige Gewißheit darüber hatte, wie es mit des Reiches Sicherheit von dieser Seite stehe. „Ich kann Denselben nicht verhalten", schrieb er in diesem Sinne noch am 15. Juli in Betreff der von ihm verlangten Türkenhülfe an den Kurfürsten von Sachsen, „das ich mich mit dem Quanto solcher Hülfe darnach werde richten müssen, wie das Werk mit Frankreich ablaufen wird; den so lange von selbiger Kron insonderheit auf dem Rhein-

1) Arneth, Starhemberg, S. 16—19.

ſtrom etwas zu befahren iſt, und Unſere Nachbarn in beſorglicher Armatur, wie itzo, ſtehen bleiben, können E. L. leicht ermeſſen, daß Ich nicht viel Volk entbehren, und man Mich nicht verdenken könne, wan Ich zuerſt die Rettung und Sicherheit in meinem eigenen Hauße ſuche und ſchaffe u. ſ. w.“ [1]).

Churfürſt Johann Georg hegte ſelbſt dergleichen Bedenken. Als aber der Kaiſer, bei ſteigenden Gefahren, immer dringender wurde, entſchloß er ſich am Ende doch, 10,000 M. Kerntruppen perſönlich gegen die Türken ins Feld zu führen. Nur ging es auch damit noch nicht ſo ſchnell, wie die Noth erheiſchte und der Kaiſer wünſchte. Der beſte Theil des Sommers verfloß noch unter den Zurüſtungen. Erſt am 11. Auguſt brach das ſächſiſche Hülfscorps aus dem Lager bei Dresden auf, und wenig hätte gefehlt, daß es unterwegs wieder umgekehrt wäre. Denn ſchon war es bis Böhmen vorgerückt, als der kaiſerliche Hof mit dem Churfürſten noch immer über den Unterhalt deſſelben hin und her feilſchte. Auch über die perſönliche Stellung des Churfürſten, namentlich zum König von Polen und dem Churfürſten von Bayern, war man noch nicht recht im Klaren. Erſt nachdem der Kaiſer im Weſentlichen nachgegeben hatte, rückte der Churfürſt ſo vorwärts, daß er noch zur rechten Zeit, in der letzten Stunde der Gefahr, vor Wien eintraf und ſich mit Sobiesky vereinigen konnte [2]).

Mit dieſem war, nach dreimonatlichen Verhandlungen, endlich am 31. März, unter der Obhut des päpſtlichen Stuhles, ein förmliches Offenſiv- und Defenſiv-Bündniß gegen die Pforte zu Stande gekommen, welches der Kaiſer am 2. Mai ratificirt hatte. Ihm zufolge ſollte der Kaiſer 60,000, der König 40,000 M. ins Feld ſtellen, und jener dieſem ſo-

1) Der intereſſante Briefwechſel zwiſchen beiden Fürſten in der Abhandlung: „Churfürſt Johann Georg III. bei dem Entſatze von Wien im Jahre 1683. Nebſt einem Anhang, den Antheil Sobiesky's an dem Entſatze und eine Darſtellung der Ereigniſſe bis zum Schluſſe des Feldzugs enthaltend“, in v. Raumer's hiſtor. Taſchenbuch, 1848 S. 226 fg.

2) Daſelbſt, S. 234, 244, 249, 254, wo der endliche Beſcheid des Kaiſers auf die Forderungen des Churfürſten gegeben wird.

gleich 100,000 Thaler zur ersten Ausrüstung seiner Truppen erlegen. Als Hauptzweck des Bündnisses wurde auf der einen Seite die Wiedereroberung der ungarischen Festungen, auf der andern die von Kamenieck, Podolien und der Ukräne hingestellt. Daß beide Theile gegenseitig mit allen ihren Streitkräften zur Hülfe und zum Entsatz herbeieilen sollten, wenn die beiden Hauptstädte Wien oder Krakau von den Türken belagert werden würden, wurde noch ganz besonders festgesetzt. Auch sollten es sich beide Theile angelegen sein lassen, noch andere Fürsten, vor Allen die „Zaaren der Moskowiter", zu dieser Bundesgenossenschaft herbeizuziehen [1]).

Jedenfalls nahm Niemand die Sache ernster, als Johann Sobiesky. Denn er wußte sehr wohl, was Polen bevorstehe, wenn Wien gefallen wäre. Allein es stand nicht in seiner Macht, seine Rüstungen so zu beschleunigen, wie es die dringende Lage der Verhältnisse erfordert hätte. Erst am 15. August konnte er an der Spitze von 25,000 M. von Krakau aufbrechen. Damals war aber Wien schon fast verloren. Auch er erschien also wie ein Retter in der höchsten Noth.

So wie der Großwesir Kara Mustafa schon aus dem Lager bei Darda an der Drawe am 15. Juni ein Manifest erlassen hatte, wodurch er ganz Ungarn zur Unterwerfung unter die Herrschaft Tököly's aufgefordert [2]), so begann er auch die Belagerung von Wien mit einer zweimaligen Aufforderung zur Übergabe, welche Graf Starhemberg gar keiner Antwort würdigte. Einmal fest entschlossen, die Stadt bis aufs Äußerste zu vertheidigen, ließ er sämmtliche Vorstädte in Brand stecken, um seine Streitkräfte ganz auf die eigentliche Festung zu concentriren. Bereits am 17. Juli mußte die Leopoldstadt aufgegeben werden, und von diesem Tage an

1) Den vollständigen Text des Vertrags gibt Katona, T. XXXV, p. 15—22. In Bezug auf Rußland heißt es darin wörtlich: „Nominatim utraque pars serenissimos Moschorum czaros omni cura ad hanc societatem invitabunt flectentque."

2) Gegeben von Röder Bd. I, Urkunden, S. 8.

begann die regelmäßige Belagerung der von allen Seiten eingeschlossenen Festung.

Sie wurde gleich anfangs mit großer Energie betrieben; aber die Tapferkeit der Besatzung und die Umsicht und Entschlossenheit ihrer Führer, denen Graf Starhemberg überall als ein Muster unerschütterlichen Muthes und unermüdlicher Thätigkeit vorleuchtete, begegnete den Anstrengungen des Feindes nach allen Seiten hin mit dem glücklichsten Erfolge. Die vielfachen Beschreibungen dieser großen Waffenthat sind fast nur eine ununterbrochene Reihe von Beispielen des seltensten Heldenmuthes und der unüberwindlichsten Aufopferung, wodurch Einzelne ihre Namen bis zur Unsterblichkeit verewigt haben. Zum Glück war die Wirkung des feindlichen Feuers im Ganzen genommen nur gering, während da, wo es galt, mit den Waffen in der Hand einzustehen, der Sieg durchgängig auf Seiten der Belagerten blieb. Alle Stürme wurden mit großen Verlusten der Belagerer abgeschlagen, und auch die Verheerungen, welche die Minen an den Festungswerken anrichteten, waren in ihren Folgen nicht so verhängnißvoll, als in der ersten Bestürzung zu befürchten war.

Aber die unausgesetzten übermäßigen Anstrengungen mußten am Ende selbst die besten Kräfte erschöpfen. Nach sechswöchentlicher Belagerung, zu Ende August, war die Noth schon aufs Höchste gestiegen. Es war in der That das Äußerste zu befürchten. Die Besatzung hatte bereits 6000 M. verloren und auch noch durch böse Krankheiten, die täglich viel Menschen hinwegrafften, entsetzlich zu leiden. Lebensmittel und Munition fingen an spärlich zu werden, und der Dienst an den Außenwerken, welche zum guten Theile aufgegeben werden mußten, wurde immer schwieriger. Nur übermenschlicher Kraft konnte es noch gelingen, dem Feinde siegreich die Spitze zu bieten, als am 4. und 6. September zwei ungeheure Minen gesprengt worden waren, und nun die Belagerer mehrere Tage hintereinander mit aller Gewalt auf die weiten Breschen losstürmten. Kaum schien noch Rettung möglich, als endlich die längst ersehnte Hülfe von außen der bedrängten Stadt die Erlösung und den christlichen Waffen einen der glänzendsten und folgenreichsten Siege brachte, von denen in

ihren Jahrhunderte langen Kämpfen gegen die Osmanen überhaupt zu berichten ist.

In den Tagen vom 6. bis zum 9. September hatte die Vereinigung der deutschen und polnischen Hülfstruppen mit der Armee des Herzogs Karl von Lothringen glücklich auf den Ebenen bei Tuln stattgefunden. Unbegreiflicherweise hatten die Osmanen nicht einmal den Versuch gemacht, ihnen den Übergang über die Donau zu wehren. Das Entsatzungscorps, welches Wien befreien sollte, bildete jetzt eine stattliche Heeresmacht von etwa 84,000 M. mit 186 Geschützen: 27,000 Östreicher, unter dem Herzog von Lothringen, 11,400 Sachsen unter Churfürst Johann Georg, 11,300 Bayern unter Churfürst Max Emanuel, 8000 M. fränkischer Truppen unter dem Fürsten von Waldeck, und 26,000 Polen, unter ihrem Könige Sobiesky, welcher von jetzt an den Oberbefehl übernahm. In zwei Hauptcolonnen brach das Heer am 10. September nach dem Kahlenberg hin auf, dessen Höhen im Laufe des 11. erreicht wurden. Hoch in der Luft fliegende Feldzeichen und am Abend aufsteigende Raketen verkündeten der bedrängten Stadt die nahe Rettung. Der Angriff auf das in der Ebene weit ausgebreitete Lager der Feinde wurde sogleich für den nächsten Morgen, den 12. September, beschlossen [1]).

Die Ehre des ersten Anlaufs auf die lange auf dem Glacis des Lagers aufgestellte Schlachtlinie der Türken ward den kaiserlichen und den deutschen Hülfstruppen zu Theil. Die Übermacht, das Ungestüm der Feinde brachten sie zwar wiederholt zum Wanken, sie behaupteten aber am Ende doch die schwer erkämpften Stellungen und blieben Meister des Terrains, bis um die Mittagszeit auch die Polen auf der Wahlstatt erschienen und sich unter Sobiesky's eigener Führung an dem heißen Kampfe betheiligten. Er währte, anfangs schwankend, noch 6 volle Stunden bis zu der den Christen beschiedenen siegreichen Entscheidung. Nach und nach, aus allen ihren Stellungen zurückgedrängt, hielten die Os-

1) Arneth Starhemberg, S. 23 fg. Churfürst Johann Georg bei dem Entsatze von Wien a. a. O., S. 264 fg.

mauen nirgends mehr Stand. Ihr Rückzug löste sich bald in unaufhaltsame Flucht nach Raab hin auf. Kara Mustafa selbst, welcher wiederholt versuchte, seine besten Truppen zum Stehen zu bringen, wurde im Getümmel mit fortgerissen. Das ganze ungeheure Lager — Sobiesky selbst zählte 100,000 Zelte — mit den unermeßlichen Schätzen an baarem Gelde, Gold, Silber, Kleinodien, Pferden, Waffen, Munition und Rüstzeug jeder Art, war am Abend die Beute der Sieger [1]).

Unbeschreiblich war der Jubel in der befreiten Hauptstadt. Sobiesky wurde in dem prachtvollen Zelte des Großwesirs von Starhemberg als Befreier und Erretter aus der höchsten Noth begrüßt, und hielt dann an seiner Seite, zugleich mit den Churfürsten von Sachsen und Bayern, seinen triumphirenden Einzug in der Stadt, um zunächst dem Lenker der Schlachten in dem Stephansdom, wo ein Prediger über der Text der Schrift: „Es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes", ergreifende Worte sprach, seinen Dank darzubringen.

Leider mischten sich aber sogleich arge Misstimmungen in die allgemeine Siegesfreude, die auch nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf den Fortgang des Kampfes bleiben konnten. War es Ungeschick, Misgunst oder Neid und Eifersucht auf ihren Ruhm und ihre Macht: genug, der Kaiser, welcher den Ausgang der Schlacht in Dürenstein abgewartet hatte und erst am 14. September, umgeben von einem glänzenden Gefolge von Fürsten und Herren, die sich im Kampfe hervorgethan, in Wien seinen Einzug hielt, begegnete den fürstlichen Führern der Hülfstruppen, anstatt ihren gerechten Ansprüchen auf Dank und Erkenntlichkeit Genüge zu thun, mit abstoßender Kälte, mit mehr als beleidigender Geringschätzung, namentlich dem Churfürsten von Sachsen und dem Könige von Polen, dem Helden des Tages.

Johann Georg war darüber so entrüstet, daß er, ohne

1) Churfürst Johann Georg a. a. O., S. 276—284, wo unter Anderm auch ein vollständiges Verzeichniß der im Lager erbeuteten Munition und des sonstigen Kriegsmaterials gegeben wird.

daß man im Stande gewesen wäre zu ermitteln, was eigentlich zwischen ihm und dem Kaiser, der ihn noch am 14. zu Tafel gezogen hatte, vorgegangen sein mochte, schon am 15 in aller Frühe, ohne auch nur von Jemand Abschied zu nehmen, unter dem eiteln Vorwande der „Unpäßlichkeit", mit seinem ganzen Truppencorps aus dem Lager vor Wien aufbrach und in Eilmärschen nach Sachsen zurückkehrte. Bereits im October trafen die Truppen, welchen der Churfürst selbst vorausgeeilt war, unter der Führung des Herzogs von Sachsen-Weißenfels, wieder in Dresden ein [1]).

Dieser Unmuth theilte sich aber auch noch Andern mit. Viele der angesehensten Deutschen und Polen, welche sich dem Heere als Freiwillige angeschlossen hatten, folgten dem Beispiele des Churfürsten. „Alle Welt ist entmuthiget und von bösem Willen beseelt", schrieb Sobiesky in diesen Tagen an die Königin, „die Deutschen gehen so weit, zu bedauern, daß wir dem Kaiser beigestanden haben; sie hätten gewünscht, daß dieses stolze Geschlecht untergegangen wäre, um nicht wieder zu erstehen" [2]).

Sobiesky dagegen wollte wenigstens so lange wie möglich aushalten, obgleich es ihm nicht viel besser ergangen war. Im Rathe des Kaisers ward erst noch darüber hin und her verhandelt, wie er diesen „Wahlkönig" empfangen solle. Und als man endlich über Etikette und Ceremoniel einig geworden, war das Benehmen des Kaisers bei der am 15. bei dem Dorfe Schwechat im Freien zwischen beiden Monarchen zu Pferde stattfindenden Zusammenkunft gegen Sobiesky und seinen Sohn so kalt, abstoßend und beleidigend, daß dieser im

1) Churfürst Johann Georg, S. 285 fg. Dem Kaiser that der Churfürst seine Abreise erst in einem ziemlich lakonischen Schreiben, welches hier gegeben wird, von Kloster Neuburg aus zu wissen, worin er eben blos „Unpäßlichkeit" vorschützt. Deutlich genug spricht darüber Sobiesky in seinen Briefen. „Der Churfürst von Sachsen", schrieb er am 17. an die Königin, „kehrt mit seinen Truppen in die Heimat zurück, nachdem er dem Kaiser seinen Unwillen auf das Lebhafteste ausgedrückt hat." Wie und warum? — wird aber auch hier nicht weiter gesagt. Daselbst, S. 314.

2) Daselbst, S. 318.

höchsten Unmuth und, wie er selbst sagt, „wie vom Blitz getroffen", nach seinem Lager zurückkehrte, wo diese Misstimmung auch auf seine Truppen überging. „Unsere Leute", sagt er weiter, „fühlten sich sehr verletzt und beklagten sich laut, daß der Kaiser sie auch nicht des mindesten Dankes für so viele Mühen und Entbehrungen gewürdiget habe. Nach dieser Trennung hat sich nun Alles umgestaltet; es ist wirklich, als wisse man nicht mehr, wer wir sind" [1]).

Nur der heldenmüthige Vertheidiger Wiens, Graf Starhemberg, erhielt den wohlverdienten Lohn. Der Kaiser verehrte ihm einen kostbaren Ring, ließ ihm 100,000 Thaler als Geschenk auszahlen, und gestattete ihm überdies, fernerhin den Stephansthurm in sein Familienwappen aufzunehmen, welches auch noch dahin abgeändert wurde, daß der darin befindliche Panther in die eine Klaue einen Türkenkopf, in die andere ein bloßes Schwert mit einem Lorbeerkranz erhielt und darunter ein L mit der Kaiserkrone angebracht wurde [2]).

Sobiesky verschmerzte indessen die ihm zu Theil gewordene Kränkung, und dachte, indem er das allgemeine Beste im Auge behielt, nur an die sofortige Benutzung des errungenen Sieges und die schleunige Verfolgung des fliehenden Feindes. Nach seiner Meinung hätte man ohne weiteres auf Ofen losgehen und durch die Einnahme dieser Hauptstadt das Schicksal Ungarns entscheiden müssen. Aber nun herrschte im Rathe zu Wien wieder nichts, als Unentschlossenheit, Sorglosigkeit und Eifersucht auf des Polenkönigs wachsende Macht, den man nicht einmal als Vermittler zwischen Tökölv und dem Kaiser gelten lassen wollte. „Ich habe", schrieb er

1) Churfürst Johann Georg, S. 314, wo Sobiesky selbst eine genaue Schilderung dieser Zusammenkunft gibt. Ganz dürften aber freilich die nähern Umstände derselben durch die offenbar in gereizter Stimmung geschriebenen Briefe des Königs nicht aufgeklärt sein. Nach andern Zeugnissen erscheint dabei Vieles in einem weit mildern Lichte. Den Kaiser ganz zu rechtfertigen, möchte schwerlich gelingen. Thatsache ist indessen, daß er zwei Tage nachher dem Sohne des Königs, Prinzen Jakob, einen kostbaren Degen zuschickte. Die verschiedenen Berichte für und gegen den Kaiser finden sich zusammengestellt bei Mailath, Gesch. des östreich. Kaiserstaates, Bd. IV, S. 192 fg.

2) Arneth Starhemberg, S. 31.

der Königin, „dem Kaiser Mittheilungen in dieser Angelegenheit (der Aussöhnung mit Tököly) zukommen lassen, aber ich sehe, daß er sich nicht mehr um mich kümmert. Sie sind zu ihrem alten Hochmuthe zurückgekehrt und scheinen selbst zu vergessen, daß ein Gott über ihnen lebt."

Da aber die kaiserlichen Bedenken gegen einen Angriff auf Ofen nicht gehoben werden konnten, brach Sobiesky bereits am 17. September auf eigene Faust nach Ungarn hin auf, um sich wo möglich gegen Neuhäusel zu versuchen. Aber auch dieser Plan mußte aufgegeben werden, weil das polnische Heer durch böse Krankheiten schon ungemein geschwächt war und die kaiserlichen und die Reichstruppen es an der gehörigen Unterstützung fehlen ließen. Sobiesky ging daher mit seiner Vorhut sogleich bis Parkany vor, in dessen Nähe er am 7. October eintraf. Unvorsichtiger Weise vertraute er hier zu sehr auf sein Siegesglück. Mit kaum 5000 M. Reiterei rückte er zu tollkühn vor, fiel in einen von 6000—7000 M. tüchtiger türkischer Truppen gelegten Hinterhalt und erlitt in einem mörderischen Gefechte eine gänzliche Niederlage, die ihm 1500 M. kostete. Er selbst entging mit seinem Sohne nur wie durch ein Wunder dem Tode [1]).

Aber er ließ sich dadurch nicht entmuthigen. Er raffte schnell alle seine Streitkräfte zusammen, zog gleich am folgenden Tage die kaiserlichen und die Reichstruppen an sich, und bot bereits am 9. den bis auf 20,000 M. verstärkten Osmanen unter den Mauern von Parkany eine zweite Schlacht. Sie war außerordentlich heiß und blutig. Lange schwankte der Sieg hin und her, bis endlich die Osmanen, überwältigt, ihr Heil in der Flucht nach der über die Donau nach Gran führenden Schiffbrücke suchten. Sie brach aber gleich anfangs unter der Last der Fliehenden zusammen, und so entstand unter dem Gedränge an dem Ufer des Flusses ein

1) Sobiesky gibt in einem Schreiben an die Königin selbst die beste Auskunft über diese Niederlage in der Abhandlung: Churfürst Johann Georg, S. 319 fg. Er sah darin eine Strafe Gottes für seine eigene Verwegenheit und die Sünden seiner Soldaten. Übrigens Röder, Die Feldzüge des Markgrafen L. W. von Baden, Bd. I, S. 66 fg.

furchtbares Gemetzel, welches sich dann auch sogleich mit auf die Besatzung von Parkany erstreckte, das sich ohne Widerstand ergab. Mehr wie 15,000 Türken verloren an diesem Tage durch die Schwerter der Christen oder in den Wellen der Donau ihr Leben. Sobiesky selbst hielt diesen Sieg sogar noch für wichtiger, als den unter den Mauern von Wien errungenen. Denn er bahnte, nach seiner Meinung, den Weg zur Eroberung von ganz Ungarn [1]).

Die nächste Folge desselben war der Fall von Gran, welches seit mehr als 140 Jahren in den Händen der Türken gewesen war. Sobald nämlich die zerstörte Donaubrücke wiederhergestellt war, ließen der König und der Herzog von Lothringen die kaiserlichen und die Reichstruppen, welche um diese Zeit durch 3000 M. Brandenburger, unter dem Befehle des Grafen Wolfgang Truchseß zu Waldburg [2]), verstärkt worden waren, sofort hinüberrücken und die Belagerung dieser wichtigen Grenzfestung beginnen. Die Laufgräben wurden am 20. October eröffnet, am 25. wurde die untere Stadt mit Sturm genommen, und zwei Tage später capitulirte die 6000 M. starke Besatzung der Citadelle gegen freien Abzug nach Ofen, während 1000 M. Kaiserliche an ihrer Stelle von derselben Besitz nahmen [3]).

Damit endigte der für die osmanischen Waffen so verhängnißvolle Feldzug des Jahres 1683. Wie gern hätte ihn aber Sobiesky sogleich noch weiter fortgesetzt oder wenigstens mit seinen Truppen in Ungarn Winterquartiere bezogen, welche ihn in den Stand gesetzt hätten, die Operationen im nächsten Frühjahre wieder mit aller Kraft aufzunehmen! Die Ehre seines Namens, das Heil der christlichen Sache und das Interesse Polens schienen ihm dies auf gleiche Weise zu verlangen. Allein die dringenden Mahnungen einer mächtigen

1) Gleichfalls nach seinen eigenen Briefen: Daselbst, S. 322 fg. Dann Röder a. a. O., S. 68 fg., wo namentlich ein Bericht des Markgrafen, der einen Theil der kaiserlichen Truppen befehligte, von Interesse ist.

2) v. Schöning, Des General-Feldmarschalls v. Natzmer Leben und Kriegsthaten, Berlin 1838, S. 29.

3) Röder a. a. O., S. 73, und Katona, T. XXXV, p. 70—94.

Partei in Polen, die auf seiner Rückkehr bestand, die feindliche Stimmung der Bevölkerung in Ungarn gegen seine Truppen und die Schwierigkeit ihrer Verpflegung mußten ihn am Ende doch bestimmen, den Rückzug anzutreten, welcher ihn, nach einem sehr beschwerlichen Marsche durch die Karpathen, erst im December nach Krakau brachte. Auch die Reichstruppen kehrten zum größten Theile in ihre Heimat zurück, und nur die Kaiserlichen überwinterten in einigen festen Plätzen von Ober- und Niederungarn und der benachbarten Erbstaaten [1]).

Kara Mustafa hatte sich unterdessen, nachdem er Ofen und Stuhlweißenburg mit starken Besatzungen versehen hatte, mit den Resten der Hauptmacht auf Belgrad zurückgezogen. Schon unterwegs glaubte er den Zorn des Sultans über das Misgeschick seiner Waffen durch die Hinrichtung des Paschas von Ofen und der Befehlshaber von Gran besänftigen und von sich selbst ablenken zu können. Anfangs gelang ihm dies auch wirklich. Bald aber mußte der Großherr dem Geschrei des Hofes und des Heeres über den stolzen und tyrannischen Großwesir, der solche Schmach über das Reich und den osmanischen Namen gebracht, nachgeben und seinen Kopf dem öffentlichen Unmuth zum Opfer bringen. Er wurde am 25. December zu Belgrad hingerichtet und noch heute wird — ein sonderbares Spiel des Geschickes — sein Schädel, welcher bei der Eroberung von Belgrad im J. 1688 in die Hände des Churfürsten von Bayern fiel, im bürgerlichen Zeughause zu Wien als Trophäe christlicher Tapferkeit im Kampfe gegen die Osmanen aufbewahrt [2]).

Daß dieser Kampf auch im nächsten Jahre mit vereinten und, womöglich, verstärkten Kräften fortgesetzt werden solle, war, ungeachtet der berührten Mishelligkeiten, der feste und übereinstimmende Vorsatz der beiden Monarchen, welche jetzt als die Vorkämpfer der christlichen Welt gefeiert wurden, des Kaisers und des Königs von Polen. Denn von keiner Seite, weder in Constantinopel noch in Wien und Warschau,

1) Sobiesky's Briefe a. a. O., S. 326. Röder a. a. O., S. 75.

2) Röder, S. 74.

wurde ernstlich an die Herstellung des Friedens gedacht. Nicht einmal zwischen Tököly und dem Kaiser war für jetzt eine Aussöhnung möglich. Desto eifriger betrieb man die Erweiterung der gegen die Pforte gerichteten Bundesgenossenschaft, und in dieser Beziehung hatten die beiden Bundesfürsten, im Verein mit Papst Innocenz XI. (seit 1676), welcher sich die Sache ganz besonders zu Herzen nahm, vor Allem ihre Augen auf Venedig geworfen, weil es, wie die Dinge damals lagen, ungeachtet seiner Schwäche, doch noch immer die einzige Macht war, durch welche die Verbindung eines erfolgreichen Seekrieges mit der Fortführung des glücklich begonnenen Landkrieges möglich zu sein schien.

Auch wußte man sehr wohl, daß die Signorie mit der Pforte schon längst nicht mehr auf dem freundlichsten Fuße stehe. Die noch von dem Frieden vom J. 1670 her schwebenden Differenzen zwischen beiden Mächten waren nie ganz ausgeglichen worden. Namentlich hatte sich die Pforte niemals zur vollständigen vertragsmäßigen Auslieferung der Gefangenen verstehen wollen [1]); dann war es wiederholt zu fatalen Reibungen wegen Verletzung der den Venetianern von Alters her zustehenden und durch den letzten Frieden aufs Neue bestätigten Handelsprivilegien gekommen; und endlich hatte in jüngster Zeit die abermalige Erhebung der Morlachen in Dalmatien, welche sich in Urana, Obrovazzo und Scardona festgesetzt hatten und von da aus das osmanische Gebiet brandschatzten, in Constantinopel große Misstimmung gegen die Republik erregt. Man wollte nur eine günstigere Zeit abwarten, um an ihr Rache zu nehmen [2]).

Der Kaiser fand also keinen unfruchtbaren Boden, als er noch vor Ausgang des Jahres 1683 durch seinen Gesandten zu Venedig, den Grafen Thurn, die Signorie zum

1) Noch im Jahre 1671 unterhandelte deshalb der venetianische Gesandte Quirini zu Constantinopel ohne erwünschten Erfolg: Chardin, Voyages en Perse, T. I, p. 33.

2) Garzoni, Istoria della Repubblica di Venezia in tempo della sacra lega contra Maometto IV. e tre suoi Successori, Venez. 1705, p. 43—47.

Beitritt zu dem unter Obhut des Papstes zu schließenden heiligen Bunde einladen ließ. Der Bevollmächtigte der Republik zu Wien, Domenico Contarini, führte die Unterhandlungen deshalb sofort weiter, und obgleich im Rathe der Pregadi die Entscheidung anfangs schwankte — Michael Foscarini sprach mit ebensoviel Feuer dagegen, wie Pietro Valiero mit siegender Beredtsamkeit dafür einstand [1]) —, so
1684 kamen sie doch im Frühjahr 1684 zu erwünschtem Abschluß. Es galt als ein Zeichen günstiger Vorbedeutung, daß die Nachricht von der Unterzeichnung des in die Hände des Papstes durch drei Cardinäle, Pio für den Kaiser, Barberino für den König von Polen, und Ottoboni für die Signorie von Venedig, feierlich beschworenen heiligen Bundes (Lega sacra) gerade in dem Augenblicke in Venedig eintraf, als am St. Marcustage (den 25. April) die ganze Stadt zur Feier des Festes des Schutzpatrons der Republik in dem ihm geweihten Tempel dem Hochamte beiwohnte. Selbst unter dem Volke war der Jubel über das glückliche Ereigniß allgemein. Man dachte, so scheint es, im ersten Augenblicke der Begeisterung nicht an die schweren Opfer, welche der bevorstehende Krieg abermals erheischen würde.

Der Bundesvertrag selbst beruhete übrigens im Wesentlichen auf denselben Grundsätzen, welche für den im vorigen Jahre zwischen dem Kaiser und dem Könige von Polen abgeschlossenen Vertrag maßgebend gewesen waren. Sowie der Kaiser und der König von Polen mit ihrer Landmacht, so sollte die Signorie mit ihrer Flotte (con forte Armata sul mare) an dem Kriege Theil nehmen und zu Land vorzüglich von Dalmatien aus das osmanische Reich angreifen. Denn nur gegen dieses, nicht aber gegen irgend einen andern Fürsten, sollte die Bundesgemeinschaft gerichtet sein. Die Mitglieder derselben haben sich, sobald sie vom Feinde bedroht werden und in Gefahr sind, gegenseitig Beistand zu leisten. Der Feldzugsplan wird jedes Jahr gemeinschaftlich berathen. Frieden darf keiner der contrahirenden Theile für sich allein

1) Die betreffenden Reden finden sich vollständig bei Garzoni, p. 48—57.

schließen. Jedem derselben fällt von den gemachten Eroberungen Das zu, was früher in seinem Besitze war. Daher soll vor Allem darauf Bedacht genommen werden, daß der Kaiser die Festungen in Ungarn, der König von Polen Podolien und die Ukräne mit Kameniek, und Venedig seine frühern Besitzungen in der Levante wiedergewinne. Alle Fürsten der Christenheit, vorzüglich aber „die Zaaren der Moskowiter" (tutti i Principi Cristiani e massimamente li Czari di Moscovia) werden zum Beitritt zu diesem heiligen Bunde eingeladen, dessen Schutzpatron (commune Protettore dell' Alleanza) Papst Innocenz XI. bleibt [1]).

Die Möglichkeit, auf diese Weise wieder in den Besitz ihrer nach und nach verloren gegangenen Colonien zu gelangen, und sich durch die Wiederherstellung ihrer Macht und Herrschaft in der Levante nochmals die frühere bedeutende Stellung und das in den letzten Zeiten verscherzte Ansehen in der politischen Welt Europas zu erringen, war ohne Zweifel der Hauptgrund, warum die Signorie jetzt ihren verjährten Groll gegen das Kaiserhaus bei Seite setzte und so bereitwillig diesem heiligen Bunde beitrat. Denn noch nie war in der That die Aussicht auf die glücklichsten Erfolge günstiger und ermuthigender gewesen. Von drei Seiten, in Ungarn, in Polen und in Dalmatien, zu Land und zu Wasser zu gleicher Zeit angegriffen, konnte, das hoffte man zuversichtlich, die Pforte schwerlich siegreichen Widerstand leisten. Es wurde ihr also und zwar zum ersten Male, jedoch erst am 15. Juli 1684, als der Feldzug schon begonnen war, durch den noch 1684
in Constantinopel weilenden Bailo Capello förmlich der Krieg erklärt. Er entkam noch glücklich nach Chios, bevor die ihm zugedachte Haft vollzogen werden konnte. Nur seine Dolmetscher konnten derselben nicht entgehen. Francesco Morosini, welcher den candiotischen Krieg, wo nicht glücklich, doch ehrenvoll beendigt hatte, ward ausersehen, in dieser heiligen Waffengemeinschaft als Generalcapitän des Meeres abermals das Siegespanier von San Marco zu führen.

1) Garzoni, p. 57 und übereinstimmend: Contarini, Istoria della guerra di Leopoldo I. contro il Turco ect., T. I, p. 260.

Graf Strasoldo sollte ihm als Befehlshaber der Landmacht zur Seite stehen [1]).

Wir verfolgen nun den heiligen Krieg in seinen drei verschiedenen Richtungen bis zum Abschluß des für die fernere Stellung des osmanischen Reiches in Europa so wichtigen Friedens zu Carlowicz. Ungarn nimmt dabei unsere Aufmerksamkeit zuerst wieder in Anspruch.

4) Der heilige Krieg bis zum Frieden von Carlowicz im Jahre 1699.

Nach Wiens Errettung mußte Ofen, die Hauptstadt Ungarns, das nächste und wichtigste Ziel der kaiserlichen Waffen sein. Das hatte schon Sobiesky sogleich richtig erkannt. Allein der erste ernstliche Versuch, welcher im J.
1684 1684 gegen dasselbe gemacht wurde, sollte nicht gelingen und endigte mit empfindlichen Verlusten nicht zum Vortheil der christlichen Sache und nicht zum Ruhme des Kaisers [2]).

1) Garzoni, p. 62, 63. Über die Kriegserklärung und die Flucht Capello's besonders Beregani, Hist. delle guerre d'Europa ect., T. I, p. 141. Die Entstehung des heiligen Bundes wurde auch durch eine bei dieser Gelegenheit geprägte Denkmünze verherrlicht, die selten zu sein scheint. Auf dem Avers befinden sich Kaiser Leopold, König Johann von Polen und der Doge von Venedig (damals Marc' Antonio Giustiniano), wie sie mit aufgehobenen Schwertern den Bund beschwören, mit der Umschrift: DIE EINTRACHTS TREU DIS HELDEN DREY MIT SIEG ERFREU. Im Abschnitt: CONFOEDERATIO ET CONCORDIA. Auf dem Revers sind zwei Adler und ein Löwe dargestellt, welche einen heulenden Hund zerfleischen, mit der Umschrift: DURCH DIESEN BUND DER TÜRCKEN HUND MUSS GEHN ZU GRUND. A. 1687. Am Rande liest man noch: DURCH GOTTES HAND. DIS DREYFACH BAND. HAB LANG BESTAND. Röder, Bd. I, S. 77.

2) Für die Feldzüge in Ungarn in den nächsten Jahren folgen wir, außer den Zusammenstellungen aus den ältern Quellen, im XXXV. Bd. von Katona (bis 1696), vorzüglich wieder dem an schätzbaren, bisher unbekannten Actenstücken so reichen Werke von Röder: Des Markgrafen L. W. von Baden Feldzüge wider die Türken, welches bis 1692 geht, natürlich ohne auf das rein Militärische, welches Hauptzweck die-

Um die Mitte Junis des genannten Jahres hatte der Herzog von Lothringen aus seinen Winterquartieren eine Armee von ungefähr 43,000 M., 26,000 M. Infanterie und 17,000 M. Reiterei mit 70 Feldstücken und 48 Belagerungsgeschützen, bei Parkany zusammengezogen, welche sofort gegen Ofen agiren sollte. Am 13. Juni ging sie, etwas unter ihrer angeblichen Stärke, bei Gran über die Donau, nahm am 18. nach einem siegreichen Reitergefecht unweit dieser Stadt, fast ohne Widerstand Wissegrad, schlug am 27. ein osmanisches Armeecorps von 15,000 Pferden und 2000 Janitscharen, unter dem Pascha von Ofen, Kara Mohammed, welches ihm den Weg versperren wollte, bei Waizen zurück, worauf auch diese Stadt sogleich besetzt wurde, bemächtigte sich am 30. des von den Osmanen freiwillig geräumten und in Brand gesteckten Pesths, warf die Armee, welche ihm der Seraskier Mustafa-Pascha bis St. Andrä entgegenführte, am 10. Juli nach Kataz zurück und erreichte am 14., an demselben Tage, wo im vorigen Jahre die Belagerung von Wien begonnen hatte, das Weichbild von Ofen, dessen Berennung sogleich stattfand.

Die Besatzung bestand aus 10,000 M. auserlesener Truppen, unter den Befehlen des Kara Mohammed, und über 200 Geschütze lagen auf den Wällen. Doch war nur die obere Stadt stark befestigt; die untere oder die Wasserstadt dagegen konnte einem ernstlichen Angriffe nicht widerstehen. Sie wurde bereits am 19. Juli mit Sturm genommen und zum großen Theile in Asche gelegt. Desto hartnäckiger war nun der Widerstand der mit großem Geschick vertheidigten eigentlichen Festung. Obgleich es gelungen war, den Seraskier, welcher den Entsatz versuchen wollte, am 22. in einer siegreichen Reiterschlacht bei Hansabeg zurückzuwerfen, so machte die Belagerung doch nur geringe Fortschritte und kostete, bei großen Anstrengungen, schwere Opfer. Innerhalb vier Wochen hatte man schon etwa 10,000 M. Infanterie

ses vortrefflichen Buches ist, näher einzugehen. Wir verweisen hier im Allgemeinen darauf, um Anführungen im Einzelnen möglichst zu vermeiden.

und 3000 M. Cavallerie von dem Belagerungscorps verloren. Von den 34,000 M., aus denen es ursprünglich bestanden hatte, waren zu Anfang September kaum mehr 12,000 M. dienstfähig, die fortwährend noch durch böse Krankheiten und Mangel an Futter für die Pferde bedeutend geschwächt wurden. Es waren also vor Allem Verstärkungen nöthig.

Dazu kam ein heilloser Zwiespalt der Meinungen unter den Befehlshabern, welcher auf den Fortgang der Belagerungsarbeiten nur nachtheilig wirken konnte, namentlich zwischen dem Herzog von Lothringen, der selbst krank darniederlag, und dem Grafen Starhemberg, welcher schon zu Anfang September auf der Aufhebung der Belagerung bestand, während man von Wien aus dieselbe für „voreilig und präjudicirlich für die Reputation der Kaiserlichen Waffen, höchst nachtheilig und spöttlich" erklärte. Das endliche Eintreffen eines bayrischen Hülfscorps von 8000 M., unter Führung des Markgrafen, 4000 M. fränkischer Truppen, unter dem Churfürsten von Baden-Durlach, und einiger frischen kaiserlichen Regimenter im Laufe des Septembers änderte nichts in der mislichen Lage der Dinge vor Ofen. Denn man wurde nun auch wieder durch ein von Essek heranziehendes starkes Entsatzungscorps beunruhigt, welches einige Verstärkungen in die Festung hineinwarf und die Belagerten bei ihren meistens glücklichen Ausfällen nachdrücklich unterstützte.

Zu Anfang October stimmte auch der Herzog von Lothringen für den Abzug; aber der Kaiser beharrte auf der Fortsetzung der Belagerung und schickte den Hofkriegsraths-Präsidenten, Markgrafen Hermann von Baden ab, um die Leitung derselben zu übernehmen. Als dieser aber unter den Mauern von Ofen eintraf, handelte es sich schon um weiter nichts mehr, als nur die Trümmer des fast ganz zu Grunde gerichteten Heeres und das ansehnliche Belagerungsmaterial zu retten. Am 29. October wurde daher das Geschütz auf der Donau nach Gran, Raab und Komorn eingeschifft, und Tags darauf zog sich der Rest der Armee über Wissegrad nach Gran zurück. Die Belagerung hatte 109 Tage gedauert und kostete nicht weniger als 23,000 M. der besten Truppen.

Auch in Oberungarn waren die kaiserlichen Waffen gleichzeitig nicht viel mehr vom Glücke begünstigt. General Schulz brachte zwar mit einem abgesonderten Corps Tököly unter den Mauern von Eperies (am 17. September) eine empfindliche Niederlage bei und nahm dann einige kleinere Burgflecken hinweg, mußte sich aber mit schweren Verlusten zurückziehen, als er sich noch im Spätherbst gegen Eperies selbst versuchte. Die Einnahme der kleinen Grenzfestung Verowiticza in Slavonien durch den Grafen Leslie konnte für das Misgeschick vor Ofen und Eperies keinen Ersatz gewähren.

Glücklicher war der Feldzug des folgenden Jahres sowol 1685
für die Hauptarmee an der Donau, wie für die Nebencorps in Oberungarn und Slavonien. Ungeachtet der bedeutenden Verluste des vorigen Jahres, hatte der Kaiser während des Winters seine Donauarmee wieder bis auf 60,000 M. gebracht, welche durch die nach und nach dazustoßenden Reichstruppen, 8000 Baiern, 6000 Kölner, 11,000 Braunschweiger, 8000 M. aus dem fränkischen und oberrheinischen, und 4500 M. aus dem schwäbischen Kreise, bis beinahe auf 100,000 M. verstärkt wurden. Doch verging ein guter Theil des Sommers, ehe sie auf ihren Sammelplätzen bei Gran und Parkany eintrafen. Deshalb hielt man es auch nicht für gerathen, sogleich wieder auf Ofen loszugehen. Nach einigem Schwanken entschied man sich für einen Angriff auf das näher liegende und nur schwach vertheidigte Neuhäusel.

Nachdem daher die in Wien und Warschau von dem Großwesir Kara Ibrahim vorzüglich durch Vermittelung des Paschas von Ofen und des Fürsten von Siebenbürgen Apafy gemachten Friedensanträge gar keine ernste Beachtung gefunden hatten, rückte der Herzog von Lothringen zu Anfang Juli 1685 an der Spitze von 24,000 M. vor Neuhäusel, wo 1685
sich damals nur 3000 M. als Besatzung befanden. Kaum war aber die Belagerung begonnen, als die Nachricht eintraf, daß der für dieses Jahr zum Seraskier von Ungarn ernannte Scheitan Ibrahim mit 40,000 M. über Essek gegen Gran im Anzuge sei. Bereits am 30. Juli hatte er Wissegrad und Gran erreicht. Jetzt mußte also vor Allem das letztere gerettet werden, welches gleichsam die Vorhut von Ofen bildete.

Der Herzog von Lothringen ließ daher nur 16,000 M., unter dem Feldmarschall Caprara, vor Neuhäusel stehen und brach mit der 40,000 M. starken Hauptarmee am 7. August zum Entsatz von Gran auf, welches, nachdem Wissegrad schon gefallen war, von dem Seraskier förmlich belagert wurde. Dieser wartete jedoch den Entsatz nicht ab, sondern ging den Kaiserlichen entgegen. Am 16. August kam es in der Nähe der Sümpfe von Tath zur Schlacht, in welcher die Osmanen geschlagen und mit ansehnlichen Verlusten an Todten und Geschütz auf Ofen zurückgeworfen wurden.

Während auf diese Weise Gran gerettet wurde, ward drei Tage später das Schicksal von Neuhäusel entschieden. Es wurde am 19. mit Sturm genommen, ein Schlag, welcher in der ganzen Christenheit um so größern Jubel erregte, da es für die nördlichste Hochwacht der Herrschaft der Osmanen gegen die deutschen Lande galt und die Anstrengungen, welche Ahmed Köprili vor 22 Jahren gemacht hatte, um sich in dessen Besitz zu setzen, noch in frischem Andenken waren. Daß dieser Verlust aber auch von Seiten der Pforte schwer genug empfunden wurde, scheint die Eilfertigkeit zu beweisen, womit der Seraskier schon in den ersten Tagen des September von Ofen aus abermals, natürlich ohne Erfolg, den Frieden bot [1]). Er zog sich bald darauf, ohne weiter Etwas zu unternehmen, aus Ungarn zurück, während der Herzog von Lothringen einen Theil seiner Truppen nach Oberungarn detachirte und mit der Hauptmacht die Linien an der Raab und an der Eupel deckte.

Auch in Oberungarn gestalteten sich in diesem Jahre die Verhältnisse höchst günstig für den Kaiser. Nicht nur wurden Eperies, Tokai und die Hauptstadt Kaschau (am 25. October), dann Szolnok, Szarwar und eine Menge kleinerer Plätze im Flußgebiete der Theis schnell nacheinander genommen und Munkacz und Erlau ernstlich bedroht, auch die

1) Über diese Friedensanerbietungen, worüber sich das Nähere bei Katona a. a. O. p. 171 fg. findet, ist auch der Briefwechsel zwischen dem Seraskier und dem Markgrafen Hermann von Baden von großem Interesse, welchen Röder Bd. I, S. 160 fg. mittheilt.

moralische Kraft der ungarischen Rebellen wurde noch dadurch gebrochen, daß Tököly plötzlich auf Befehl des Großwesirs verhaftet und, angeblich als Verräther an der Pforte — denn seiner Unthätigkeit wollte man vor Allem das Misgeschick der osmanischen Waffen in Ungarn zuschreiben — mit Ketten belastet nach Adrianopel abgeführt wurde. Die noch in demselben Jahre erfolgte Absetzung des Großwesirs Ibrahim, seines persönlichen Gegners, verschaffte ihm zwar die Freiheit wieder, es wollte ihm aber nach seiner Rückkehr nach Ungarn, wohin er in allen Ehren entlassen worden war, nicht mehr gelingen, das bei seiner eigenen Partei tief erschütterte Vertrauen wiederzugewinnen und seine Macht aufs Neue zu befestigen. Denn ein Theil seiner Truppen, unter dem Befehle des Petroczi, hatte bereits die von dem Kaiser gebotene Amnestie angenommen und war zu dem Corps des Feldmarschalls Grafen Caprara übergetreten; und auch ein langes an die ungarische Nation gerichtetes Manifest, worin er nochmals alle seit undenklichen Zeiten aufgehäuften Beschwerden gegen das Kaiserhaus zusammenstellte, und sie aufforderte, sich zur Vertheidigung ihrer Freiheiten und Privilegien unter sein Panier zu schaaren, verfehlte seine Wirkung. Mit Noth brachte er noch ein kleines Truppencorps zusammen, mit dem er sich aber gegen die Kaiserlichen nicht halten konnte. Caprara und Caraffa drängten ihn immer mehr nach der Grenze von Siebenbürgen zurück, während Munkacz, welches noch im Frühjahre 1686 von den Kaiserlichen zwei Monate vergeblich belagert wurde, der einzige feste Stützpunkt seiner Macht in Oberungarn blieb [1]).

Von Slavonien aus unternahm Feldmarschall Graf Leslie noch im Sommer 1685 mit 6000 M. einen glücklichen Streifzug nach Essek hin, eroberte die kleine Festung Micholacz und zerstörte am 14. August den größten Theil der langen Brücke über die Drave mit Feuer. Gleichzeitig wurde endlich auch noch das türkische Gebiet von Croatien durch die dort stationirten Milizen, unter ihrem Ban, namentlich im

1) Hist. de Tekeli, p. 173—197, wo auch das Manifest vollständig gegeben wird.

Flußgebiet der Unna, arg gebrandschatzt, sodaß in diesem Jahre die kaiserlichen Waffen, bei verhältnißmäßig geringen Verlusten, überall im Vortheil geblieben waren. Dies mochte auch wesentlich dazu beitragen, bei dem Kaiser den Gedanken, der osmanischen Macht in Ungarn durch die Einnahme von Ofen den letzten und empfindlichsten Schlag beizubringen, immer mehr zu befestigen. Seine Verwirklichung sollte die
1686 Hauptaufgabe des Feldzugs vom Jahre 1686 sein.

Der Kaiser konnte für denselben über eine Streitmacht verfügen, welche mit Einschluß der Reichstruppen, bei denen sich, außer den Bayern und Sachsen, nun auch, zufolge dem mit Churfürst Friedrich Wilhelm bereits im Frühjahre 1685 abgeschlossenen Hülfsvertrage, 8200 M. Brandenburger mit 16 Feldstücken befanden, welche indessen erst im April bei Crossen zusammengezogen wurden und Anfang Juli, unter dem Befehle des General-Lieutenants Hans Adam von Schöning, bei Ofen eintrafen [1]), auf 38,000 M. geschätzt wurde. Von diesen bildeten 60,000 M. mit 186 Geschützen die gegen Ofen bestimmte Belagerungsarmee, welche, unter den Befehlen des Herzogs von Lothringen und des Churfürsten von Bayern, über Wissegrad, Waizen und Pesth vorrückte und bereits in der zweiten Hälfte des Juni vor der Festung Lager schlug. Die Laufgräben wurden sofort eröffnet, und schon nach drei Tagen, am 24. Juni, waren die Kaiserlichen Meister der untern schwach befestigten Stadt.

Dann wurde die regelmäßige Belagerung der obern Stadt und des Schlosses, welche von 10,000 M., unter dem Befehle von Abdurrahman-Pascha, vertheidigt wurden, unverzüglich und mit großer Energie begonnen. Aber auch der Widerstand der Belagerten war nicht minder heldenmüthig und entschlossen. Fast alle ihre Ausfälle waren glücklich und

1) Über den mit Churfürst Friedrich Wilhelm abgeschlossenen Vertrag findet sich das Nähere bei Katona a. a. O., p. 233 fg. Den Hülfszug der Brandenburger nach Ungarn und ihre Betheiligung an der Belagerung und Einnahme von Ofen schildert nach archivalischen Nachrichten am vollständigsten: v. Schöning, Des General-Feldmarschalls Hans Adam von Schöning Leben und Kriegsthaten. Berlin 1837. S. 73—145.

konnten nur mit empfindlichen Verlusten der Belagerer zurückgeschlagen werden, welche dagegen bei ihren Stürmen jeden Fuß breit Terrain mit den schwersten Opfern, namentlich an ausgezeichneten Offizieren, erkaufen mußten. Selbst das am 22. Juli erfolgte Auffliegen des großen Pulvermagazins der Festung, bei welchem weit und breit die Erde bebte und ein großer Theil der Mauer zusammenstürzte, vermochte nicht den unerschütterlichen Muth Abdurrahman's wankend zu machen. Die an ihn Tags darauf erlassene Aufforderung zur Übergabe wies er „im Vertrauen auf die Hülfe Gottes und des Propheten" mit Stolz zurück. Ein Hauptsturm, welchen hierauf der Herzog am 27. Juli von allen Seiten zugleich ausführen ließ, sollte den Ausschlag geben. Nach einem vierstündigen mörderischen Kampfe, welcher den Belagerern über 3300 Todte und Verwundete kostete, wurde aber nichts erreicht, als daß sie im Besitz der eroberten Hauptumfassung blieben.

Die vier Tage später erneuerte Aufforderung zur Übergabe blieb ebenso erfolglos wie die erste. Abdurrahman wollte sich nur dazu verstehen, anstatt Ofens eine andere Festung in Ungarn abzutreten oder einen allgemeinen Frieden zu schließen. Die sichere Kunde von der Annäherung eines starken Entsatzungscorps, welches, unter der Führung des Großwesirs Soliman-Pascha selbst, von Belgrad aus schon bis Essek vorgerückt war, ermuthigte ihn um so mehr zum äußersten Widerstande, da nun auch der Herzog genöthigt war, den besten Theil seiner Streitkräfte, welche er durch die aus Oberungarn und Siebenbürgen herbeigezogenen Truppen noch möglichst verstärkt hatte, dem aus Süden heranziehenden Feinde entgegenzuführen.

Nachdem er am Abend des 3. August abermals, jedoch ohne Erfolg, einen Sturm versucht hatte, brach er am 12., mit Zurücklassung eines kleinen Belagerungscorps vor Ofen, an der Spitze von 40,000 M. nach Süden hin auf, um dem weitern Vordringen des Großwesirs, welcher über 50,000 M. frischer Truppen verfügen konnte, Einhalt zu thun. Dies gelang ihm insofern vollkommen, als er nicht nur alle Versuche des Großwesirs, der bedrängten Festung die ersehnten

Verstärkungen zuzuführen, vereitelte — ein einziges tollkühnes Häuflein von 300 berittenen Janitscharen schlug sich mit fünffach so starkem Verluste wirklich durch die Linien der Belagerer hindurch —, sondern auch das ganze Entsatzungscorps nach mehreren glücklichen Gefechten bis auf Hasanbeg zurückwarf.

Die Ungeschicklichkeit, die Zaghaftigkeit des Großwesirs entschied in diesem kritischen Momente das Schicksal Ofens. Abdurrahman konnte mit einer bis auf 2000 M. zusammengeschmolzenen Besatzung, von denen überdies kaum noch die Hälfte kampffähig war, der Übermacht der Belagerer allein nicht mehr Trotz bieten. Ein in den Nachmittagsstunden des 2. September ausgeführter allgemeiner Sturm, bei welchem in einem furchtbaren Gemetzel fast der ganze Rest der Besatzung zusammengehauen wurde, vollendete die blutige Katastrophe, welche die Hauptstadt Ungarns, nachdem sie 145 Jahre in der Gewalt der Osmanen gewesen war, endlich wieder in den Besitz des Kaisers brachte. Abdurrahman überlebte sie nicht. Man fand seinen Leichnam, mit Wunden bedeckt, unter einem dichten Haufen Erschlagener.

Der Großwesir aber, welcher nicht einmal mehr einen Versuch gemacht hatte, sie abzuwenden, trat gleich am folgenden Tage, nachdem er nur noch einige Verstärkungen nach Stuhlweißenburg geschickt hatte, in aller Eile den Rückzug gegen die Sawitz an. Der Herzog von Lothringen folgte ihm, auf Befehl des Kaisers, nachdem er in Ofen eine Besatzung von 6000 M. zurückgelassen hatte, mit der Hauptarmee fast auf dem Fuße. Während er nun, ohne auf einen Feind zu stoßen, selbst über Hasanbeg, Ercsin, Adony und Földwar bis nach Tolna vorrückte, erhielt der Markgraf Ludwig von Baden Befehl, mit einem abgesonderten Corps, welches durch die aus Croatien herbeigezogenen Truppen, unter General Scharffenberg, verstärkt wurde, gegen Fünfkirchen zu operiren. Er nahm unterwegs die kleine Festung Simontornya, und erschien, nachdem er sich bei Barcs an der Drave mit dem Scharffenbergischen Corps vereinigt hatte, am 16. October vor Fünfkirchen, welches sich nach einer kurzen Belagerung bereits am 22. auf Gnade und Ungnade ergab. Von da aus bemächtigte er sich sogleich noch

der Festung Siklos und drang bis Darda vor, wurde aber hier durch die schon weit vorgerückte Jahreszeit und die unübersteiglichen Moräste der Drave zum Rückzug genöthigt, auf welchem er noch am 12. November die kleine Festung Kaposvar hinwegnahm.

Unterdessen war der Herzog von Lothringen, obgleich seine Armee durch die bereits zu Ende September erfolgte Entlassung der Reichstruppen bedeutend geschwächt worden war, nicht müßig gewesen. Zu Anfang October hatte er sein Hauptquartier von Tolna auf das linke Donauufer nach Kolacsa verlegt, und von da sogleich ein Corps von 10,000 M. gegen Szegedin abgeschickt, welches, nachdem ein von Peterwardein heranziehendes türkisches Entsatzungscorps auf den Ebenen von Zenta gänzlich geschlagen worden war, nach kurzer Belagerung in die Gewalt der Kaiserlichen fiel. Damit endigte der in seinen Resultaten so glänzende und erfolgreiche Feldzug des Jahres 1686 [1]).

Wie gern hätte jetzt die Pforte diesem schweren Kriege durch einen einigermaßen glimpflichen Frieden ein Ende gemacht, um bei der Fortsetzung desselben nicht geradezu ganz Ungarn aufs Spiel zu setzen! Allein die deshalb von Seiten des Großwesirs aus seinen Winterquartieren zu Großwardein und Belgrad an den Markgrafen Hermann von Baden gerichteten Anträge konnten in Wien um so weniger Anklang finden, da sie an sich unbestimmt und zweideutig gehalten waren, und die in umfassender Weise fortgesetzten Rüstungen der Pforte eher zu beweisen schienen, daß es ihr nur darum zu thun sei, zu entscheidenderen Schlägen mehr Zeit zu gewinnen. Auch behielt im Rathe des Kaisers die Partei die Oberhand, welche es für eine Ehrensache hielt, auf der einmal betretenen Bahn des Sieges mit aller Kraft fortzuschreiten [2]). Zum Glück fehlten dazu auch die Mittel nicht.

1) Alles genau bei Katona a. a. O., p. 232—307, und Röder, Bd. I, S. 169 bis zu Ende. Eine Übersicht der hierher gehörigen Specialschriften, namentlich über die Belagerung und Einnahme von Ofen, gibt Hammer, O. G., Bd. VI, S. 736.

2) Katona a. a. O., p. 319; und Briefwechsel zwischen dem Großwesir und dem Markgrafen Hermann von Baden bei Röder, Bd. II, S. 2—8.

1687 Der Feldzug vom Jahre 1687 konnte abermals mit einer Armee von 60,000 M., unter kriegsgeübten Führern, begonnen werden. Nur war man nicht recht über den jetzt zunächst einzuhaltenden Operationsplan einig, ein Übelstand, welcher auf die ersten Bewegungen der Kaiserlichen nachtheilig einwirkte und den Feind in den Stand setzte, seine Streitkräfte bei guter Zeit auf gewisse Punkte zu concentriren.

Der Großwesir war mit seiner 40,000 M. starken Armee von Belgrad aus über Peterwardein schon wieder bis Essek vorgerückt und hatte unter den Wällen desselben ein befestigtes Lager bezogen, als die kaiserliche Armee, in der Stärke von 75,000 M., unter den Befehlen des Herzogs von Lothringen und des Churfürsten von Bayern, in den ersten Tagen des Juli bei Valpo über die Drave setzte, um ihn dort anzugreifen. Der Angriff mislang indessen gänzlich. Die Kaiserlichen mußten sich mit einem Verlust von mehr als 1000 M. über den Fluß zurückziehen und der Großwesir behauptete seine feste Stellung. Was jedoch hier verloren ging, wurde bald darauf auf der Ebene von Mohacs doppelt und dreifach wieder gewonnen. Denn der Großwesir, welcher sich durch den Rückzug der Kaiserlichen hatte verleiten lassen, mit 60,000 M. gleichfalls über die Drave zu gehen, erlitt hier, bereits am 12. August, eine gänzliche Niederlage. Er verlor 8000 M. an Todten und Verwundeten, 2000 M. an Gefangenen, 78 Stück Geschütz nebst allen in seinem Lager bei Baranyavar aufgehäuften Vorräthen an Kriegsbedürfnissen und Proviant, und entging der völligen Vernichtung seines Heeres nur durch den schleunigen Rückzug hinter die Sümpfe bei Essek [1]).

Glänzend an sich, war dieser Sieg vorzüglich in seinen Folgen von entscheidender Wichtigkeit für die Sache des Kaisers und das Geschick dieses langwierigen Krieges. Denn während die fernere Thätigkeit der osmanischen Waffen für dieses Jahr durch den kurz darauf in der Armee des Großwesirs ausbrechenden Aufruhr und die damit in Verbindung stehende Thronumwälzung zu Constantinopel gänzlich gelähmt wurde, behielt der Herzog von Lothringen desto freiere Hand,

1) Katona, p. 369 fg. Röder, Bd. II, p. 8—37.

seine weiteren Eroberungspläne sogleich in großartigem Maßstabe zur Ausführung zu bringen. Sie waren für jetzt vorzüglich auf Siebenbürgen und Slavonien gerichtet.

Mit der Hauptmacht ging der Herzog selbst über Szolnok auf Siebenbürgen los, besetzte am 13. October, nachdem sich Michael Apafy geweigert hatte, auf die ihm wegen Besitzergreifung des Fürstenthums durch die kaiserlichen Truppen gestellten Bedingungen einzugehen, ohne Schwertstreich zuerst Samlyo, dann am 18. und 20. Clausenburg und Szamos-Ujvar, und zwang endlich am 27. die Abgeordneten des Fürsten und der Stände im Lager bei Balasfalva am Marosch zur Unterzeichnung jenes merkwürdigen Vertrags, welcher Siebenbürgen ganz in die Gewalt des Kaisers lieferte. Denn ihm zufolge sollte zwar Michael Apafy für sich und seinen Sohn im Besitz der Fürstenwürde bleiben und dem Lande der Genuß seiner Rechte und Freiheiten, vorzüglich auch in Betreff der ungestörten Ausübung der vier anerkannten religiösen Bekenntnisse, in keiner Weise beeinträchtigt werden; dagegen mußte er sich aber dazu verstehen, in alle Hauptorte des Landes, wie namentlich Hermannstadt, Clausenburg, Karlsburg, Bistriz, Szaszvaros, Szazsfebes, Vasarhely, Deva, Samlyo, Szamos-Ujvar, Bethlen u. s. w. sofort kaiserliche Besatzungen einzunehmen, für deren vollständige Verpflegung Sorge zu tragen und überdies 700,000 Gulden als Contribution zu erlegen [1]).

Wie wäre aber der schwache, von der Pforte jetzt gänzlich verlassene Fürst im Stande gewesen, dagegen auch nur den geringsten Widerstand zu erheben! Graf Scharffenberg wurde mit dem Oberbefehle in Siebenbürgen und der Ausführung des Vertrags betraut, und der Herzog von Lothringen kehrte sieggekrönt nach Wien zurück.

Auch ganz Slavonien, wohin der Herzog nach dem Siege bei Mohacs ein abgesondertes Corps von 10,000 M., unter General Dünewald, detachirt hatte, war gleichzeitig die leichte Beute der Kaiserlichen geworden. Denn sobald sich die im Aufruhr begriffene Armee des Großwesirs nach Belgrad zurückgezogen hatte, fielen nicht nur Essek und Valpo, sondern

1) Den Text des Vertrags gibt vollständig Katona, p. 393—403.

auch alle übrigen bedeutendern Orte in den slavonischen und croatischen Grenzmarken, Posega, Wuchin, Czerneck, Drahoricza u. s. w. ohne Schwertstreich in die Gewalt der Kaiserlichen. Und endlich verloren auch die Rebellen in Oberungarn noch vor Ausgang dieses und zu Anfang des folgenden Jahres die letzten Stützpunkte ihrer Macht. Erlau wurde am 17. December, und das unüberwindliche Munkacz vier Wochen später durch Hunger zur Übergabe an die Truppen des Kaisers, unter General Graf Caraffa, gezwungen, und Tököly's heldenmüthige Gemahlin mit ihren beiden Kindern als Gefangene nach Wien abgeführt [1]).

Genug, ganz Ungarn war, mit Ausnahme der wenigen vereinzelten noch von den Osmanen besetzten Orte, zu Ende
1687 des Jahres 1687 wieder in der Botmäßigkeit des Kaisers, welcher sich nun beeilte, den Besitz desselben seinem Hause für alle Zukunft auch dadurch zu sichern, daß er seinen ältesten Sohn, den Erzherzog Joseph, noch vor Ausgang des Jahres als erblichen König von Ungarn krönen ließ. Es war zu erwarten, daß die Einführung dieses erblichen Königthums, als eine die Grundverfassung des Reiches verletzende Neuerung, bei dem bereits zu Ende October zu diesem Zwecke nach Preßburg einberufenen Reichstage auf entschiedenen Widerspruch stoßen würde. Allein die Gewalt der Umstände überwand am Ende auch diesen Widerstand. Der Kaiser wußte den Ständen einzureden, daß die Erblichkeit der Thronfolge in seinem Hause nach dem Rechte der Erstgeburt nicht nur ein gerechter Lohn für den bedeutenden Aufwand an Kräften und Mitteln, welche ihm die Befreiung Ungarns von dem Joche der Osmanen gekostet habe, sondern auch die sicherste Bürgschaft für seine Einheit und sein Gedeihen in Zukunft sein werde. Zugleich setzte er es durch, daß aus dem zufolge der goldenen Bulle des Königs Andreas II. (1222) zu leistenden Krönungseide fernerhin die sogenannte Resistenzclausel weggelassen werde, welche jedem Edelmanne das Recht einräumte, sich dem Könige mit bewaffneter Hand zu widersetzen, sobald er den Krönungseid für verletzt hielte, ein

1) Hist. de Tekeli, p. 222 und 227.

Recht, welches von jeher als Ursache und Vorwand zu Aufruhr und Widersetzlichkeit benutzt und in jüngster Zeit erst noch von Tököly gemisbraucht worden sei, um seine Schilderhebung zu rechtfertigen. Darauf hin wurde zu Preßburg die Krönung am 9. December mit großen Feierlichkeiten vollzogen [1]).

Ganz anderer Art waren freilich die Wirkungen und Folgen der jüngsten Wendung der Dinge in Ungarn in Constantinopel. Hier waren der Unmuth und die Bestürzung um so größer, da in den letzten Jahren auch Venedig in seinem Kampfe gegen den Halbmond fast überall den Sieg davongetragen hatte, und, so wie Ungarn, nun auch Dalmatien, Griechenland und Morea auf dem Spiele standen. Mit den schwersten Opfern und fremder Hülfe hatte sich die Signorie in der That schnell noch einmal zu einer Kriegsmacht erhoben, welche die Welt umsomehr mit Erstaunen erfüllte, da die eigene Schwäche, die Hinfälligkeit dieser wunderbaren Republik längst kein Geheimniß mehr waren. Dieselben finanziellen Gewaltmaßregeln, welche schon zur Zeit des candiotischen Krieges die besten Kräfte aufgezehrt und das Staatsgebäude bis auf den Grund erschüttert hatten, Verkauf der Ämter und Würden, Feilbieten des Adels, Zurückberufung der Verbannten, Verschleuderung der Staatsgüter u. s. w., mußten auch jetzt wieder die leeren Kassen füllen; und da man im eigenen Lande nicht genug Truppen aufbringen konnte, half man sich durch Miethsverträge mit fremden Mächten, namentlich den kleinern deutschen Fürsten, denen damals schon immer ein Theil ihrer disponibeln Streitkräfte feil war. Hannoveraner, Braunschweiger, Hessen, Sachsen und Würtemberger retteten damals, unter dem Panier des Heiligen Marcus, vorzüglich mit den Ruhm und die Ehre der venetianischen Waffen, und neben Francesco Morosini glänzte unter ihren Führern der Name des schwedischen Feldmarschalls Grafen von Königsmark [2]).

1) Hist. de Tekeli, p. 217—223. Katona, p. 427 fg. Contarini, T. II, p. 19 fg.

2) Über die damals von der Signorie ergriffenen Finanzmaßregeln

1684 Der venetianische Krieg hatte im Jahre 1684 in Dalmatien mit den Verheerungs- und Eroberungszügen der aufgewiegelten Morlachen begonnen, welche, bereits seit dem vorhergehenden Jahre im Besitz von Urana, Ostroviz, Carino, Nadino, Scardona und Macarsca, in diesem Jahre die beiden festen Schlösser Duare und Risano wegnahmen und, mit den Haiducken von Cattaro vereint, vorzüglich in den Grafschaften Licca und Corbavia, bis nach Bosnien und Albanien hinein und bis unter die Mauern von Clin und Castelnuovo, arg mit Feuer und Schwert hausten. Gegen den zuletzt genannten Platz wollte auch Morosini mit der Flotte den ersten Angriff richten; der Kriegsrath entschied sich aber für einen Überfall von Santa Maura, welches nach hartnäckigem Widerstand am 8. August capitulirte, worauf im folgenden Monat auch noch das gegenüberliegende nur schwach befestigte Prevesa nach achttägiger Belagerung hinweggenommen wurde [1]).

Im nächsten Jahre richtete sich Morosini, nachdem er vorzüglich durch deutsche und italienische Hülfsvölker, darunter namentlich 2400 M. Hannoveraner, unter dem Commando des Obersten von Ohr, verstärkt worden war, sogleich weiter

spricht vorzüglich Garzoni, p. 91 fg. Über die Thätigkeit deutscher Hülfsvölker in diesem venetianischen Kriege geben dagegen zwei neuere militärische Spezialschriften die interessantesten Aufschlüsse: Schwencke Geschichte der hannoverschen Truppen in Griechenland, 1685—1699. Hannover 1854; und Pfister, Der Krieg von Morea in den Jahren 1687 und 1688, besonders als Beitrag zur hessischen Kriegsgeschichte. Kassel 1845. Als ein nicht minder interessanter Beitrag zur Kenntniß der Wirksamkeit des Grafen Königsmark in venetianischen Diensten sind die Briefe und das Tagebuch der Anna Akerhjelm, der Begleiterin der Gemahlin des Feldmarschalls während der Feldzüge in Griechenland, zu erwähnen, welche zuerst Giörvell, Det svenska Bibliotheket, Stockholm 1759, herausgegeben und ganz neuerdings de Laborde Athènes aux XV, XVI, et XVII siècles, im Anhange, Vol. II, p. 255 fg. wieder vollständig mit französischer Übersetzung mitgetheilt hat.

1) Garzoni, p. 64—74. Damit im Wesentlichen übereinstimmend: Contarini, Beregani und Locatelli, Racconto historico della Veneta guerra in Levante. Colonia 1661.

nach Süden hin, gegen Morea, wo er vorzüglich auf den Beistand der aufgewiegelten Mainoten rechnete. Denn diese waren allerdings schon mit dem Pascha von Morea handgemein geworden, hatten ihm bei einem blutigen Zusammenstoß von seinem 10,000 M. starken Heere 2000 M. erschlagen und Morosini eine allgemeine Erhebung zugesagt, sobald er nur an ihren Küsten erscheinen würde. Kaum war er aber jetzt zu Anfang Juli 1685 mit seiner Flotte bis auf die 1685
Höhen der Insel Sapienza gelangt, als die Mainoten ihn inständig baten, vorerst die Landung in ihren Gebirgen noch zu unterlassen, weil unlängst Ismael-Pascha mit 10,000 M. ihre Burgen und Weiler überfallen, sie zum Theil niedergebrannt und ihre Weiber und Kinder als Geißeln hinweggeschleppt habe. Sie seien also nicht im Stande, jetzt die Waffen zu ergreifen.

Einmal in diesen Gewässern, wollte aber Morosini nicht unverrichteter Sache wieder abziehen. Er warf also ohne weiteres unter den Mauern von Koron Anker, begann die Belagerung dieser damals noch starken Festung und nahm sie, nachdem er die zum Entsatz herbeigeeilten Osmanen in mehreren siegreichen Gefechten geschlagen hatte, nach 47 Tagen, am 12. August, durch Capitulation, welche aber noch im Augenblicke des Vollzugs in ein entsetzliches Blutbad ausartete [1]). Dann kehrte er, einer abermaligen Einladung der wieder ermuthigten Mainoten folgend, nach den Gestaden der Maina zurück, schlug bei Kalamata das kleine Heer, welches ihm der Kapudan-Pascha entgegenführte, und bemächtigte sich schnell nacheinander der vier Zwingburgen von Kalamata, Zernata, Chielafa und Passava. Das ganze Gebirgsland der Maina (Braccio di Maina) wurde seitdem als venetianisches Besitzthum betrachtet und erhielt seinen eigenen Rettore. Das Corfu gegenüberliegende von der Besatzung verlassene Küstenschloß Gomenizza wurde noch bei der Rückkehr der Flotte nach den Winterquartieren auf den ionischen Inseln hinweggenommen und in die Luft gesprengt.

1) Schwencke, S. 27—43. Die hannoverischen Hülfstruppen hatten den wesentlichsten Antheil an der Belagerung von Koron.

Die weitere Ausbreitung der venetianischen Herrschaft auf der Halbinsel Morea mußte nun die natürliche Aufgabe des nächsten Feldzugs sein, obgleich im Kriegsrathe Morosini's die Stimmen nicht fehlten, welche die sofortige Wiedereroberung der Insel Candia in Vorschlag brachten. Unter Andern gab aber auch das gewichtige Wort des Grafen von Königsmark, welcher jetzt den Oberbefehl über die Landmacht übernommen hatte, den Ausschlag für das Näherliegende. Und der Erfolg rechtfertigte die bessere Einsicht. Navarin, Modon und Argos fielen bereits im Juni und Juli nach kurzem Widerstande, Napoli di Romania nach
1686 hartnäckiger Vertheidigung zu Ende August 1686 in die Gewalt der Signorie, welche Königsmark durch ein kostbares Geschenk, eine goldene Schale im Werthe von 6000 Dukaten, und Morosini durch die Ertheilung der erblichen Ritterwürde für den Erstgeborenen in seiner Familie belohnte.

Noch glänzender waren die Resultate des nächsten Feldzuges, welcher, nachdem der von der Pforte gebotene Friede
1687 zurückgewiesen worden war, im Juli 1687 mit einem Angriff auf Patras und die kleinen Dardanellenschlösser am Eingange des Meerbusens von Lepanto begonnen wurde. Beide wurden, nach einem hitzigen Gefecht bei Patras, am 24. Juli, in welchem sich abermals die deutschen Hülfstruppen mit Ruhm bedeckten, von den Osmanen preisgegeben und zum Theil in die Luft gesprengt. Auch das ungemein starke Lepanto ergab sich hierauf ohne Schwertstreich, und das ganze nördliche Küstenland von Morea, wo Alles, was sich zum Islam bekannte, von den aufgewiegelten Griechen mit wahrer Wuth verfolgt, mit Schrecken und Entsetzen die Flucht ergriff, fiel dann bis unter die Mauern von Korinth den Venetianern von selbst zu. Als am 9. August das ganze Heer vor Korinth Lager schlug, war die von den Einwohnern verlassene und in Brand gesteckte Stadt schon bis auf wenige Häuser in einen Aschenhaufen verwandelt und die noch unversehrte feste Burg Akrokorinth von der Besatzung längst verlassen worden. Sie wurde sofort von 500 Venetianern besetzt.

Der kühne Gedanke Morosini's, die Herrschaft Ve-

nedigs in Morea nun sogleich durch die Durchstechung des Isthmus noch mehr zu befestigen, scheiterte bei der wirklich begonnenen Ausführung an den unüberwindlichen Schwierigkeiten dieses schon oft vergeblich versuchten Unternehmens. Auch der Plan, noch in diesem Jahre Negroponte anzugreifen, welcher im Kriegsrathe in Vorschlag kam, mußte wegen der schon weit vorgerückten Jahreszeit aufgegeben werden. Einige kleinere Küstenorte, wie namentlich Castel Tornese, Zante gegenüber, und Salona, öffneten auf das bloße Erscheinen der venetianischen Flagge die Thore. Endlich kam man im Kriegsrathe nach einigem Schwanken dahin überein, sich noch in diesem Jahre auch gegen Athen zu versuchen.

Morosini verließ also am 26. August mit seiner Flotte den Meerbusen von Lepanto, umschiffte Morea und traf, nachdem er unterwegs noch Malvasia ohne Erfolg beschossen und die Umgegend von Mistra gebrandschatzt hatte, am 13. September in den Gewässern von Ägina ein. Am 20. nahm er hier die zur Expedition gegen Athen bestimmten Truppen, vorzüglich die deutschen Regimenter, unter dem Befehle des Grafen von Königsmark, welche unterdessen auf dem Landwege bis an die Südküste des Isthmus vorgerückt waren, an Bord und landete sie am Morgen des folgenden Tages ungehindert in Porto Leoni, dem alten Piräeus. An ernsten Widerstand war auch hier eigentlich doch nicht zu denken. Die von den Türken längst verlassene Stadt Athen wurde ohne weiteres besetzt. Nur in der stark befestigten Akropolis befand sich noch eine Besatzung von 600 M., welche zur Vertheidigung bis aufs Äußerste entschlossen schien. Die förmliche Belagerung war daher unvermeidlich, und wurde auch bereits am 22. September begonnen.

Man kennt nun die traurige Katastrophe, welche ihr schon nach vier Tagen ein siegreiches Ende machte. Am 26. September fiel jene verhängnißvolle venetianische Bombe in die Akropolis, welche mit einem furchtbaren Schlage das unglücklicherweise zu einem Pulvermagazin benutzte Parthenon, das bis dahin fast noch unversehrte großartigste Denkmal aus der großartigsten Zeit althellenischer Kunstblüthe, zum guten Theile in Trümmern verwandelte, unter denen 200 Türken

begraben wurden. Die Capitulation der selbst von Königsmark fast für unbezwinglich gehaltenen auf ihrem Felsen hochthronenden stolzen Burg erfolgte hierauf am 29. September. Ihr zufolge erhielt die noch 500 M. starke Besatzung zugleich mit den 2500 Türken beiderlei Geschlechts, welche dort eine letzte Zuflucht gesucht hatten, mit Hab und Gut freien Abzug. Am 4. October wurden sie, nicht ohne Mishandlungen von Seiten der erbitterten Sieger, nach dem Piräeus abgeführt, von wo aus sie sich nach Smyrna einschifften. Die Akropolis, wo sich nur 28 Geschütze vorfanden, wurde sofort von den Venetianern besetzt. Ihr erster venetianischer Commandant war Graf Tomaso Pompei. Die Stadt dagegen wurde vorzüglich auch den deutschen Hülfstruppen, Hannoveranern, Hessen und Würtembergern, zu Winterquartieren angewiesen [1]).

Jedoch war ihr Aufenthalt daselbst kein erfreulicher. Sie hatten während des Winters durch Entbehrungen, böse Krankheiten und zum Theil auch die Beunruhigungen des Feindes von Theben und Negroponte her ungemein viel zu leiden.

1) In den älteren venetianischen Quellen, wie namentlich den öfter genannten Werken von Foscarini, Garzoni, Contarini, Locatelli, Beregani, Arrighi, dem Biographen Morosini's, und den sehr mit Vorsicht zu gebrauchenden zahlreichen Schriften des Geographen Coronelli, sind die Feldzüge der Venetianer von 1684—1687 natürlich mit großer Ausführlichkeit besprochen worden. Alles, was sich dagegen auf die Einnahme von Athen und die Katastrophe des Parthenons im Besondern bezieht, findet sich, mit kritischer Benutzung aller neuern Untersuchungen darüber, auch der deutschen, z. B. von Roß, vortrefflich zusammengestellt in de Laborde Athènes ect,, T. II, p. 98 fg. Von hohem Interesse sind hier vorzüglich die aus den venetianischen Archiven zum ersten Male mitgetheilten Depeschen Morosini's und die an Ort und Stelle aufgenommenen Pläne der Belagerung der Akropolis von dem Ingenieur-Capitän Vernada. Übrigens war es kein Venetianer, sondern ein lüneburger Artillerie-Lieutenant, welcher das verhängnißvolle Geschütz gegen das Parthenon richtete (de Laborde, p. 151). Vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet, wird das von allen Archäologen so sehr bedauerte Ereigniß auch mit vieler Einsicht und Sachkenntniß besprochen von E. Beulé, L'Acropole d'Athènes. Paris 1853, T. I, p. 52.

Morosini, welcher Willens gewesen, nach dem Falle von Athen sogleich Negroponte anzugreifen, aber dabei namentlich auf den entschiedensten Widerstand von Seiten des Grafen Königsmark gestoßen war, hielt schon am Ende des Jahres selbst jenes nicht mehr für haltbar. Die Frage, ob man Athen nicht lieber gänzlich dem Boden gleich machen solle, kam in einem schon am 31. December abgehaltenen Kriegsrathe wenigstens ernstlich zur Sprache. Man entschied sich aber zuletzt doch noch für die Räumung, weil die Mittel fehlten, entweder die Stadt zu befestigen oder zum Schutze der wehrlosen Bevölkerung dort eine genügende Besatzung zurückzulassen.

Vergebens erboten sich die bedrängten Einwohner dafür jedes Opfer zu bringen. Es sollten von ihnen jährlich 20,000 Realen erlegt und alle Kosten des Unterhalts der Besatzung aufgebracht werden. Die durch die Pest außerordentlich geschwächte Armee reichte dazu aber nicht mehr aus. In den ersten Tagen des April 1688 fand die Räumung wirklich statt. Die 1688
ganze Bevölkerung wanderte nothgedrungen unter Jammern und Wehklagen nach Korinth, Ägina, Salamis und dem östlichen Morea oder den Inseln des Archipel aus. Am 9. April folgte ihr die Flotte und die Landarmee nach dem Hafen von Poros, wo sie die nöthigen Verstärkungen zum nächsten Feldzuge abwarten sollten [1]).

Dieser Abzug von Athen bezeichnet den Wendepunkt für das Waffenglück der Signorie und Morosini's Kriegsruhm, welcher, gleich darauf, mit Beibehaltung des Oberbefehls über Heer und Flotte, zum Dogen erwählt, nun in seiner Person die höchste Macht und Würde vereinigte, welche die Republik überhaupt

1) Über diese Verhältnisse sind vor Allem die eigenen Depeschen Morosini's vom höchsten Interesse, bei de Laborde, T. II, p. 162, 191, 198. Die Frage, ob man nicht Athen gänzlich zerstören solle, wurde, vorzüglich aus militärischen Rücksichten, am 12. Februar 1688 nochmals in einem Kriegsrathe sehr ernstlich in Erwägung gezogen. Zum Glück fehlten die Zeit und die Mittel dazu. Von dem damaligen Aufenthalt der deutschen Truppen in Athen geben vorzüglich Pfister, S. 152 fg. und Schwencke, S. 96 fg. sehr anziehende Schilderungen.

ihren Bürgern als Zeichen des Vertrauens und der Erkenntlichkeit verleihen konnte. Der noch in diesem Jahre unternommene Angriff auf Negroponte kostete schwere Opfer und endigte nicht zur Ehre und zum Vortheil der venetianischen Waffen.

An der Spitze einer Flotte, die mindestens 200 Segel zählte, und, außer einer Bemannung von 30,000 M., 24,000 M. Landtruppen, darunter allein 12,000 M. frisch angekommene Hülfsvölker, am Bord hatte, genug, mit einer Streitmacht, wie sie die Republik in diesem Kriege noch nie vereinigt gesehen hatte, verließ Morosini, nachdem er zuvor noch einen nutzlosen Streifzug gegen Candia unternommen hatte, am 7. und 8. Juli den Hafen von Poros und landete, nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten und empfindliche Verluste, in den Tagen vom 12. bis 24. auf Negroponte.

Die sofort begonnene Belagerung der starken Festung war in jeder Beziehung höchst unglücklich. Kaum waren die Laufgräben eröffnet, als Pest und böse Fieber ausbrachen, die Tausende von Menschen hinwegrafften. Graf Königsmark selbst wurde davon ergriffen und erlag am 15. September der tödtlichen Seuche. Mit den unsäglichsten Anstrengungen und ohne den geringsten Erfolg wurde die Belagerung dann noch einen Monat lang fortgesetzt, bis ein letzter verunglückter Sturm am 12. October, welcher mehr denn 1000 M. das Leben kostete, auch Morosini den Muth brach. Der Abzug ward beschlossen und vom 19. bis 21. October ausgeführt. Die Belagerung hatte etwa hundert Tage gedauert und 20,000 Menschen hatten, von Krankheiten und feindlichen Kugeln dahingerafft, unter den Wällen der fast in einen Trümmerhaufen verwandelten Festung ihr Grab gefunden. Der Verlust der Osmanen soll sich dagegen nur auf 6000 M. belaufen haben. Die von den Venetianern verlassenen Eingeborenen wurden von den nachjagenden türkischen Reitern noch schaarenweise hingemordet oder in die See hineingetrieben. Am 25. October ging die Flotte mit den Trümmern des Heeres in der durch die Insel Hydra geschützten Bai von Kastri vor Anker, wo bald darauf ihre gänzliche Auflösung erfolgte. Die deutschen Hülfstruppen

kehrten, sämmtlich bis auf unbedeutende Häuflein zusammengeschmolzen, noch vor Ausgang des Jahres in ihre Heimat zurück [1]).

Wenigstens war unterdessen den Venetianern in Dalmatien ihr Waffenglück noch ziemlich treu geblieben. Die Felsenburg Sign, an der Grenzscheide der Herzegowina, war zwar im J. 1685 von dem Provveditore Pietro Va- 1685
liero vergeblich berannt worden; dagegen gelang es ihm aber, sich der Hochwacht Norin an der Narenta zu bemächtigen und von da aus den Aga von Ciclut im Schach zu halten, während die Morlachen nach allen Seiten hin ihre Streifzüge mit dem glücklichsten Erfolge fortsetzten. Sign wurde dann im nächsten Jahre von dem neu ernannten Provveditore Girolamo Cornaro hinweggenommen, und endlich fiel am Tage nach der Capitulation von Athen, den 30. September 1687, auch die wichtige Küstenfestung Castel- 1687
nuovo nach dreißigtägiger Belagerung in seine Gewalt. Im J. 1688 vollendete die Eroberung der, wie wir oben gesehen 1688
haben, von Leonardo Foscolo während des candiotischen Krieges geschleiften und dann von den Türken wiederhergestellten wichtigen Grenzfestung Knin an der Kerka, welcher die blutlose Übergabe einer Anzahl kleinerer Burgen folgte, die festere Begründung der Herrschaft der Signorie in Dalmatien [2]).

Morea war, als venetianisches Besitzthum, von Morosini, welcher sich durch seine Siege und Eroberungen den ehrenden Beinamen des „Peloponnesiers" verdient hatte, schon zu Ende des vorigen Jahres in die vier Provinzen Romania, Lakonia, Messenia und Achaia, mit den Hauptstädten Napoli, Malvasia, welches aber noch nicht er-

1) Außer den Venetianern sprechen vorzüglich die beiden genannten militärischen Schriftsteller: Pfister, S. 162 fg. und Schwencke, S. 137 fg. ausführlich über die Belagerung von Negroponte. Beide schließen mit der Heimkehr der respectiven deutschen Truppen ihre schätzbaren Werkchen. Von einem lüneburgischen Regimente, welches im J. 1687 in der Stärke von 1300 M. ausgezogen war, trafen zu Anfang 1689 nur noch 80 M. in Hannover ein!

2) Garzoni, p. 123—127; — p. 176, 224 und 288 fg.

obert war, Navarin und Patras, eingetheilt worden und hatte, mit einem General-Proveditore an der Spitze, wozu Giacomo Cornaro ernannt wurde, seine eigene Verwaltung erhalten [1]).

Weniger glücklich waren bis dahin die Unternehmungen des dritten Theilnehmers an dem Kriege des heiligen Bundes, des Königs von Polen, gewesen. Im ersten Jahre des-
1684 selben, 1684, hatte sich Sobiesky noch selbst vergeblich gegen Kamenieck versucht; im zweiten, 1685, konnte er, von
1685 Krankheiten heimgesucht, schon nicht mehr selbst an der Spitze seiner siegreichen Heere im Felde erscheinen. Er mußte die Ausführung seines Lieblingsplanes, sich der Moldau zu bemächtigen und von da aus Podolien zu unterwerfen, seinem Kronfeldherrn Jablonowski überlassen. Sie entsprach seinen Erwartungen jedoch nicht. Jablonowski drang zwar über den Dniester in die Moldau ein, mußte sich aber bald mit ansehnlichem Verluste wieder zurückziehen. Und noch unglückli-
1686 cher war der König, als er im folgenden Jahre, 1686, selbst wieder in der Moldau einbrach und bis Jassy vordrang, welches er kurze Zeit besetzt hielt, bis er, von allen Seiten durch die Tataren bedrängt und überdies von Hunger und Krankheiten heimgesucht, unter unsäglichen Beschwerden den Rückzug antreten mußte. Endlich versuchte sich des Königs
1687 ältester Sohn Jakob im J. 1687 zum zweiten Male vergeblich gegen Kamenieck, welches einige Tage ohne Erfolg beschossen und dann in aller Eile wieder verlassen wurde, weil man zu schwach war, um gegen die Übermacht der Tataren Stand zu halten [2]).

Rußland hatte sich bis jetzt an dem Kriege noch so gut wie gar nicht betheiligt, obgleich, wie wir gesehen haben, beim Abschluß des heiligen Bundes ganz besonderes Gewicht darauf gelegt worden war, vor Allem diese Macht zu einer thätigeren Theilnahme an demselben zu vermögen. Die noch schwebenden Territorialstreitigkeiten zwischen Rußland und

1) Garzoni, p. 261.

2) Coyer, Geschichte des Johann Sobiesky, Buch VII, S. 464 fg. Garzoni, p. 79, 127, 194 und 231.

Polen traten hier noch ziemlich lange hindernd entgegen. Erst in dem im Mai 1686 (26. April alten Styles) abgeschlossenen sogenannten ewigen Frieden, durch welchen Polen seine Ansprüche auf Smolensk, Kiew und die Ukräne für $1\frac{1}{2}$ Millionen Gulden aufgab, verpflichtete sich der Zaar, der Pforte den Krieg zu erklären und sofort eine Armee gegen die Tataren der Krim ins Feld zu stellen, auch mit jener nie einen einseitigen, sondern nur einen allgemeinen Frieden, unter Beistimmung sämmtlicher Bundesgenossen, abzuschließen [1]) 1686

Indessen übereilte sich der Zaar mit der Erfüllung dieser Verpflichtung nicht, obgleich er auch sonst wol Ursache genug hatte, dem weitern Vordringen der Osmanen vom Schwarzen Meere her mit Gewalt der Waffen einen Damm entgegenzusetzen. Denn in Constantinopel hatte man, ungeachtet der Niederlage der Russen bei Tschigrin, nach dem Frieden von Radzin doch endlich erkannt, welche Gefahren die wachsende Macht des Zaaren, die ihn unwiderstehlich nach Süden trieb, am Ende dem Reiche bringen werde. Man hatte daher nicht nur am Don Assow mit neuen ansehnlichen Festungswerken versehen und oberhalb desselben die Castelle, Kalantschi genannt, und die Burg Ljutik erbaut, sondern auch am Ausfluß des Dnieper die Festungen Kinburn und Oczakow, und noch weiter aufwärts Kasikermen errichtet und mit starken Besatzungen versehen, lauter neue Anlagen, welche offenbar darauf berechnet waren, die Festsetzung dieser nordischen Macht an den Ufern des Schwarzen Meeres zu verhindern, von wo

1) Garzoni, p. 194. Als Hauptbedingungen des Vertrags werden hier angegeben: „Pace perpetua trà il Gran Ducato (di Moscovia) e la Repubblica (di Polonia). Lega loro contra il Turco, a cui i Moscoviti dichiarerebbono la guerra: cessione libera di Kiovia e Smolensko, ma con l'esercizio della Religione Cattolica riserbato in uno de' borghi delle dette città: restituzione d'altri luoghi tolti à Pollacchi: sborso d'un millione e mezzo di fiorini à Pollacchi: missione d'un' esercito Moscovito per reprimere i Tartari: e reciproca difesa." Noch etwas genauer Contarini, T. I, p. 490, wo namentlich noch die ausdrückliche Bedingung hinzugefügt wird: „che non potesse un Potentato senza l'assenso dell' altro stabilire pace o tregua col Gran Signore".

aus ja, wie man schon zu Zeiten der Kosakenzüge erfahren hatte, selbst die osmanische Hauptstadt in wenigen Tagen erreicht werden konnte. Überdies hatten die Reibungen mit den Tataren, welche, dem bestehenden Frieden zum Trotz, von der Pforte fortwährend unter der Hand zu neuen Einfällen und Räubereien auf russischem Gebiete aufgehetzt wurden, niemals ein Ende. Diese Tataren auf ihre Halbinsel zurückzuwerfen, ja sie vielleicht gänzlich daraus zu verdrängen, galt damals schon im Rathe des Zaaren als die erste und wichtigste Aufgabe der russischen Waffen nach dieser Seite hin [1]).

Ihre Lösung sollte der Hauptzweck des nächsten Feldzuges sein. Er verzog sich aber noch bis in das folgende Jahr und endigte, obgleich mit bedeutenden Mitteln unternommen, höchst unglücklich für die Russen. Man hat nicht nöthig, die Ursachen dieses Misgeschicks in den angeblichen Bestechungskünsten des Tartarenchans und der verrätherischen Habsucht des Großkanzlers Fürsten Wassilej Golizyn zu suchen, welcher wider Willen den Oberbefehl über das mindestens 200,000 M. starke, von Einigen, jedenfalls übertrieben, sogar auf 300,000 M. Fußvolk, 100,000 M. Reiterei, 1200 Stück Geschütze und beinahe eine Million Pferde zu ihrer Bespannung und zum Transport der Munition und der

1) Am besten setzt diese Verhältnisse auseinander: „Tagebuch des russ. kaiserl. General-Feldmarschalls B. Ch. Grafen von Münnich über den ersten Feldzug des in den Jahren 1735—1739 geführten russisch-türkischen Krieges", in Dr. E. Hermann, Beiträge zur Geschichte des russischen Reiches. Leipzig 1843, S. 119 fg. „Es fehlt", heißt es da unter Anderm, „dem russischen Ministerio niemals an reicher Materie zu einer Kriegsdeclaration wider die Pforte, und man kann sagen, daß dieses Tartarische Unheil der russischen Regierung die wichtigsten und schwersten Sorgen verursacht, welches zu dämpfen oder wenigstens zu mindern, keine andere Mittel sind, als Assow in Händen zu haben, und der Krim mit den Grentzen näher auf dem Halse zu liegen, oder selbige Halb-Insul gantz und gar von den Tartaren zu säubern, und als das noch einige übrige zwischen dem Dnieper und Don liegende Stück Landes an das russische Reich zu hängen, welches aber zu verhindern die Pforte ihren letzten Bluthstropfen daran wagen wird."

Lebensmittel geschätzte Heer übernehmen mußte [1]). Es zeigte sich nur zu bald, daß solche Truppenmassen in einem nichts bietenden, zum großen Theil wüste liegenden Lande an ihrer eigenen Unbeholfenheit zu Grunde gehen müssen. Kaum hatte der Vortrab des Heeres um die Mitte Juni 1687 bei dem 1687
Flüßchen Kanskaja Woda die Grenzen der Ukräne erreicht, als der bitterste Mangel an Wasser, Holz und vorzüglich an Pferdefutter eintrat. Denn das Steppengras, auf welches man dafür vorzüglich gerechnet hatte, war von den Tataren weit und breit niedergebrannt worden, sodaß man nichts vor sich hatte, als eine mit Asche und unerträglichem Rauche angefüllte Haide. Menschen und Vieh stürzten, von Hunger und Krankheiten dahingerafft, täglich zu Tausenden, man mußte das Geschütz im Stiche lassen, weil die ausgehungerten Pferde schon nicht mehr im Stande waren, es von der Stelle zu schaffen, und auch der Proviant, welcher aus weiter Ferne herbeigeschafft werden mußte, fing an auszugehen.

Zudem hatte man nicht nur die Tataren, sondern auch die feindselige Stimmung unter den Kosaken zu bekämpfen. Man gab dem Hetman Iwan Ssamoilowitsch, welcher es nicht ertragen mochte, daß er durch den jüngsten Frieden zwischen Rußland und Polen in die Botmäßigkeit des Zaaren versetzt worden war und durch die etwaige Unterwerfung der Krim durch die Russen den letzten Rest seiner Unabhängigkeit bedroht sah, geradezu Schuld, daß er, von der Pforte bestochen, zur Verwüstung der Steppen selbst die Hand geboten, und hatte daher Grund genug zu befürchten, daß man an ihm den gefährlichsten Feind finden werde. Unter diesen Umständen, meint General Patrick Gordon, welcher eine Division des bedrängten Heeres befehligte und in seinem Tagebuche die Leiden und Beschwerden desselben mit ergreifender Wahrheit geschildert hat, bereits unter dem 17. Juni „konnte man nicht absehen, wie es irgend möglich sei, die Hauptab-

1) Münnich a. a. O. S. 121 behauptet geradezu, daß Golizyn von dem Tartarenchan bestochen und dabei auch noch arg betrogen worden sei, indem ihm jener ein mit Nürnberger Rechenpfennigen gefülltes Faß zugeschickt habe, welches nur obenauf mit Dukaten belegt gewesen sei!

ſicht dieſes Feldzugs, die Eroberung der Krim, zu erreichen, oder auch nur der Gefahr eines augenſcheinlichen und unvermeidlichen Unterganges bei weiterem Vorrücken zu entgehen[1]".

Noch an demſelben Tage wurde alſo in einem Kriegsrathe der Rückzug beſchloſſen und am 18. wirklich angetreten. Nur um ihn möglichſt zu verbergen und zu decken, ließ man ein kleines mit ebenſoviel Koſaken vereinigtes Corps von 20,000 M. noch weiter an dem Dnieper hinabgehen, welches ſich gegen die von den Osmanen dort angelegten Feſtungen verſuchen ſollte. Aber auch dieſe erreichten ſie gar nicht, während die Hauptarmee, ohne mit dem Feinde in Berührung zu kommen, auf ihrem Rückmarſche, unter den unſäglichſten Beſchwerden, noch ungeheure Verluſte an Mannſchaft, Pferden und Geſchütz zu erleiden hatte[2].

Der Plan, ſich der Krim zu bemächtigen, wurde aber deshalb um ſo weniger aufgegeben, da die Tataren, durch den ſchmachvollen Rückzug ihrer Feinde ermuthigt, mit ihren Streifzügen immer kühner und unerträglicher wurden. Im
1688 Jahre 1688 hauſten ſie vorzüglich in Volhynien arg, erſtreckten ihre Verheerungen ſchon bis in die Gegend von Pultawa und bedrohten ſelbſt die, auf Golizyn's Rath, erſt in dieſem Jahre am Einfluß der Sſamara in den Dnieper neuerbaute Feſtung Bogorodiza, welche namentlich dem für das nächſte Jahr beſchloſſenen zweiten Feldzuge nach der Krim zum Stützpunkte dienen ſollte. Er war jedoch, obgleich ebenfalls mit bedeutenden Streitkräften und größerer Vorſicht unternommen, in ſeinen Reſultaten nicht glücklicher als der erſte vom Jahre 1687.

1689 Das bereits im März 1689 an den Ufern der Sſamara zuſammengezogene Heer gelangte zwar, unter großen, vorzüglich wieder durch Mangel an Waſſer und Pferdefutter verurſachten Mühſeligkeiten, und unter beſtändigen Kämpfen

1) Gordon's Tagebuch, herausgegeben von Poſſelt, Bd. II, S. 176 fg., wo auch die beſten Aufſchlüſſe über die Verhältniſſe Rußlands zu den Koſaken gegeben werden. Dazu Contarini, T. I, p. 741 fg.

2) Gordon Tagebuch, Bd. II, S. 181—200. Garzoni, p. 232.

gegen die es von allen Seiten umschwärmenden Tataren bis in die Nähe von Perekop; allein hier war es schon so geschwächt, daß Golizyn, welcher abermals den Oberbefehl führte, nicht einmal einen Angriff auf die von den Tataren zum Theil eingeäscherte und tapfer vertheidigte Festung wagte, geschweige denn daß er durch weiteres Vordringen in die Halbinsel, wo ihm leicht alle Zufuhr abgeschnitten werden konnte, Alles hätte aufs Spiel setzen sollen. Der Rückzug wurde daher auch dieses Mal in aller Eile angetreten und kostete auf dem drei Wochen währenden Marsche nach den Ufern der Ssamara noch schwere Opfer [1]). Damit endigte für jetzt die Theilnahme Rußlands am heiligen Kriege, die freilich den Erwartungen, welche die Bundesgenossen, namentlich Polen, davon gehegt haben mochten, wenig entsprach.

Die Überlegenheit, welche auf diese Weise hier im Norden die Pforte für jetzt noch vorzüglich mittels der Tataren behauptete, fiel jedoch gegen die Verluste, die sie in Ungarn, Morea und Dalmatien erlitten hatte, freilich nur sehr leicht in die Wagschale. Der Unmuth darüber kam nach der Niederlage bei Mohacs und dem Falle von Athen noch vor Ende des Jahres 1687 furchtbar zum Ausbruch. Der Aufruhr, welcher durch die bis zur Wuth entflammten Janitscharen und Sipahis aus dem Lager des Großwesirs Suleiman in Ungarn in seiner scheußlichsten Gestalt nach der Hauptstadt des Reiches gebracht wurde, hatte seinen Ursprung vorzüglich in dem Misvergnügen, welches das strengere Regiment dieses Feldherrn längst schon unter den an schlaffere Zucht gewöhnten Truppen erregt hatte. Sein Misgeschick bei Mohacs gab nur den willkommenen Vorwand, sich seiner zu entledigen. Man verlangte im Tumult geradezu seine Entsetzung und wählte einen Andern, den Statthalter von Aleppo, Siawusch-Pascha, an seine Stelle. Suleiman glaubte durch schleunige Flucht über Peterwardein und Belgrad nach Constantinopel weit schlimmerem Geschick entgehen zu können. Es ereilte ihn aber hier nur zu bald. 1687

1) Über diesen zweiten Feldzug nach der Krim ist abermals am genauesten: Gordon Tagebuch, Bd. II, S. 245—265; Contarini, T. II, p. 201 fg.

Denn die Meuterer schickten ihm ihre Abgeordneten mit einer an den Sultan gerichteten Bittschrift auf dem Fuße nach, worin sie alle gegen ihn aufgehäuften Beschwerden über Soldverkümmerung, Verletzung alter Gerechtsame, feige Flucht aus dem Lager u. s. w. zusammengestellt hatten, und seine förmliche Entsetzung verlangten. Der Sultan war schwach genug, den Empörern, da sie sich nicht damit begnügen wollten, ihren Auserwählten blos als Seraskier anzuerkennen, den Kopf Suleiman's und das Reichssiegel für Siawusch zuzuschicken. Diese falsche Nachgiebigkeit rächte sich fürchterlich an ihm selbst. Nachdem die Rebellen dem bösen Geiste des Aufruhrs noch durch mehrere Hinrichtungen im Lager Genüge gethan, richteten sie nun sogleich ihre Blicke nach der Hauptstadt, um die Entthronung des Sultans selbst zu ertrotzen. Suleiman, sein ältester Bruder, sollte fernerhin ihr Padischah sein. Der Plan dagegen, den Sohn des Sultans, Mustafa, auf den fast schon erledigten Thron zu erheben, welcher von der Partei des Harems ausging, scheiterte an der Hartnäckigkeit, womit der Mufti sein Fetwa hierzu verweigerte.

Desto bereitwilliger gaben die Ulema ihre Zustimmung, als die rebellischen Truppen, welche nun schon von Belgrad bis Adrianopel vorgerückt waren, die Absetzung des Sultans, welcher, nur den Freuden der Jagd ergeben, sich wenig um des Reiches Noth und Bedrängniß kümmere, förmlich forderten. An Widerstand war, da die Rebellen jeden Augenblick die Herren der Hauptstadt und des Serai sein konnten, ohnehin nicht mehr zu denken. Eine einzige Versammlung der Ulema in der Agia Sophia, am 8. November 1687, entschied den Thronwechsel. Suleiman, dieses Namens der Zweite in der Reihe der osmanischen Sultane, ward sofort aus dem Prinzengemach hervorgeholt und als Padischah begrüßt, während Mohammed nach dem Kerker verwiesen wurde, in welchem er, ohne daß Jemand seine Befreiung oder abermalige Erhebung auf den Thron verlangt hätte, völlig unbeachtet, erst nach fünf Jahren, am 17. December 1692, das Ende seiner Tage erreichte.

Kaum war aber dieser Staatsstreich ohne weitere Stö-

rung vollzogen, als Siawusch an der Spitze des Rebellenheeres in Constantinopel einzog. Wer wäre da im Stande gewesen, sogleich den in diesem herrschenden Geist der Meuterei in Fesseln zu schlagen! Janitscharen und Sipahis wollten abermals unumschränkte Herren sein. Sie verlangten in alter Weise Erhöhung des Thronbesteigungsgeschenks und Soldzulage, Ämter und Stellen für sich, und die Köpfe oder wenigstens die Verbannung der ihnen verhaßten Reichsbeamten und Würdenträger. Der blos versuchte Widerstand einiger entschlossenen Wesire brachte die Flamme des Aufruhrs nur zu desto entsetzlicherem Ausbruch. Die Paläste sämmtlicher Pfortenminister wurden erstürmt, ausgeplündert und zerstört. Der Großwesir Siawusch selbst, welcher den seinigen muthvoll bis aufs Äußerste vertheidigte, erlag am Ende mit den Seinigen den Streichen der übermächtigen Rebellen.

Damit hatte, wie es scheint, am 24. Februar 1688 diese Janitscharenmeuterei ihren Gipfel erreicht. Das über solche Greuel empörte Volk rottete sich zusammen und schrie, unter dem Schutze der heiligen Fahne, nach Rache an den Rebellen. Mehrere ihrer Rädelsführer wurden auf der Stelle niedergestoßen, andere durch Richterspruch zum Tode verurtheilt. Die Ruhe kehrte nach und nach zurück. Der Kaimakam Ismael-Pascha, ein schon hochbetagter Greis und solcher Last kaum mehr gewachsen, erhielt das Reichssiegel und mit ihm die schwere Aufgabe, den Krieg gegen die christliche Welt fortzuführen, welche, zum heiligen Bunde vereint, dem osmanischen Reiche in Europa den gänzlichen Untergang bringen zu wollen schien [1]).

Er währte mit abwechselndem Glücke noch zehn volle Jahre dieser Krieg, während welcher der Schwerpunkt der endlichen Entscheidung nach wie vor in Ungarn und auf der Macht des Kaisers ruhete. Zwei große Siege in den Schlachten bei Szalankemen (1691) und Zenta (1697) gaben hier

1) Wir folgten hier vorzüglich der ausführlichen, den osmanischen Quellen entnommenen Darstellung Hammer's, O. G., Bd. VI, S. 490 fg., womit indessen auch der sehr gut unterrichtete Contarini, T. II, p. 1—16 und 26 fg. zu vergleichen ist.

den Ausschlag, während Alles, was in dieser Zeit noch durch die Waffen der übrigen Bundesgenossen errungen wurde, vergleichungsweise von untergeordneter Wichtigkeit war.

Die beiden Feldzüge in den Jahren 1688 und 1689 gehörten in der That zu den glänzendsten, welche die kaiserlichen Waffen in diesen Türkenkriegen überhaupt je beglückt hatten. Mit der etwa 33,000 M. starken Hauptarmee ging der Churfürst von Bayern im Sommer 1688 geradezu auf Belgrad los, dessen Besitz dem Kaiser schon seiner Lage wegen zur Befestigung seiner Herrschaft in Ungarn längst als unerläßlich erschienen war. Bei Annäherung der Kaiserlichen zog sich der Seraskier, welcher die Festung schützen sollte, ohne den geringsten Widerstand zuerst auf Semendra und dann auf Nissa zurück. Die Belagerung konnte also in der ersten Hälfte des August sofort begonnen werden und endigte am 6. September, nach heldenmüthiger Vertheidigung von Seiten der Besatzung, mit einem Sturm, welcher den Churfürsten in wenigen Stunden zum Meister dieser wichtigen Grenzfestung machte. Der Fall von Semendra und Galamboz war die nächste Folge dieser Eroberung.

1688

Gleichzeitig war der zum Feldmarschall ernannte Markgraf Ludwig von Baden mit einem abgesonderten Corps in Bosnien eingedrungen, hatte im Laufe des August schnell nach einander Kostainicza, Jassenovacz, Dubicza, Gradisca und Brod hinweggenommen, und am 5. September, am Tage vor dem Falle von Belgrad, in einem mörderischen Gefechte bei Derbent das 15,000 M. starke Corps des Paschas von Bosnien beinahe gänzlich vernichtet, worauf auch noch Zwornik in seine Gewalt fiel. Die Einnahme von Lippa durch das siebenbürgische Armeecorps, unter General Caraffa, und die Besetzung von Orsowa durch General Veterani vollendeten die für die kaiserlichen Waffen so siegreichen Ergebnisse des Feldzugs vom Jahre 1688 [1]).

Sie waren allerdings nicht dazu gemacht, daß der kaiserliche Hof den zu Ende des Jahres an ihn gelangten Frie-

1) Das Nähere bei Katona, T. XXXV, p. 581 fg. und vorzüglich Röder, Bd. II, S. 52—93.

densanträgen der Pforte ein sehr günstiges Ohr hätte leihen sollen. Denn die Stimmung in Wien, wo man sich nun noch weit größerer Dinge versah und nichts mehr für unmöglich hielt, war durchaus kriegerisch. Die Frage, ob man die Grenze des Reiches an den Pforten Trajan's oder bei Constantinopel abstecken solle, beschäftigte den Kaiser und seine Räthe um diese Zeit in der That sehr lebhaft. Es galt ja nun fast für Verrath an der Sache der Christenheit, noch daran zu zweifeln, daß die Eroberung des griechischen Reiches und die Vereinigung der beiden Kirchen', zum unsterblichen Ruhme des Kaisers, endlich der Preis des Sieges in diesem langen Kampfe gegen die hereinbrechende Macht des Islam sein werde. Denn noch nie, meinte man, sei die Noth und Bedrängniß der Pforte größer, noch nie die Gelegenheit günstiger gewesen, ihrer Herrschaft, in Europa wenigstens, vollends und für immer ein Ende zu machen. Daher dürfe man mit ihr in keinem Falle unterhandeln; man müsse im Gegentheil auch noch fernerhin Alles dem Geschicke der Waffen überlassen, welches sich so sichtlich auf die Seite des Kaisers und der christlichen Sache neige [1]).

Kein Wunder also, daß die Unterhandlungen mit dem osmanischen Bevollmächtigten Sulfikar, welcher sich unter dem Vorwande, dem Kaiser die Thronbesteigung Suleiman's anzuzeigen, zu Ende des Jahres mit dem Pfortendolmetsch Maurocordato in Wien eingefunden hatte, an den übertriebenen Forderungen scheiterten, welche nicht nur der Kaiser, sondern auch seine Bundesgenossen den gemessenen Vorschlägen der Pforte entgegensetzten. Sie wollte nur auf die Erhaltung des gegenwärtigen Besitzstandes eingehen, der Kaiser dagegen verlangte noch Jenö, Gyula, Wardein und Temeswar; Venedig Negroponte, Malvasia, Antivari und

1) So dachten damals die ernstesten und ausgezeichnetsten östreichischen Staatsmänner. Unter andern arbeitete der schon genannte Graf Quintin Jörger darüber für den Kaiser eine eigene Denkschrift aus, woraus Mailath, Gesch. des östreichischen Kaiserstaates, Bd. IV, S. 230, einige Auszüge gibt. Auch er stimmte durchaus für den Krieg und hielt den Untergang des osmanischen Reiches für unvermeidlich.

Dulcigno; Polen endlich Kamenieck, Podolien, die Ukräne und Beſſarabien bis zur Krim, und ſogar noch die Verpflanzung aller Tataren aus Europa nach Aſien, lauter Dinge der Unmöglichkeit, wozu die Pforte, ſelbſt wenn ihre Macht ſchon weit tiefer geſunken geweſen wäre, als es wirklich der Fall war, ihre Zuſtimmung nicht geben konnte. Sulfikar mußte alſo, nachdem die Verhandlungen nutzlos bis um die
1689 Mitte des Jahres 1689 hingezogen worden waren, unverrichteter Sache abziehen [1]).

Wenigſtens wurden in dieſem Jahre noch die hohen Anſprüche des Kaiſers auch von der Überlegenheit ſeiner Waffen unterſtützt. Der Markgraf Ludwig von Baden, an der Stelle des zum Oberbefehlshaber der gegen Frankreich beſtimmten Reichsarmee ernannten Herzogs von Lothringen mit dem Commando der kaiſerlichen Truppen in Ungarn betraut, hatte den Kriegsſchauplatz aus Bosnien nach Servien verlegt, war bei Poſſarevacz über die Morawa gegangen, hatte den Seraskier Arab Redſchep-Paſcha in drei ſiegreichen Schlachten, bei Grabowa, Batotſchin und Niſſa (24. September) geſchlagen, dann die Balkanpäſſe von den Grenzen Rumeliens bis zur Herzegowina beſetzt, und endlich auch noch alle Donaufeſtungen von Widdin bis nach Nikopolis hinweggenommen, ſo daß er ſeine Winterquartiere mit völliger Sicherheit in der Walachei beziehen konnte. Auch Sigeth hatte ſich gleich zu Anfang des Feldzugs ergeben [2]).

Von da an aber ſchien das Waffenglück des Kaiſers ſich wenden zu wollen, während auf der andern Seite der beſſere Geiſt, welcher mit der Ernennung Muſtafa Köprili's zum Großweſir (November 1689) das ganze osmaniſche Staatsweſen durchdrang und neu belebte, auch den Heerſchaaren des Großherrn nochmals den Sieg bringen ſollte. Der Feldzug
1690 vom Jahre 1690 war höchſt unglücklich für die Kaiſerlichen.

1) Über dieſe Friedensverhandlungen: Katona a. a. O., p. 612 und Garzoni, p. 320.

2) Katona a. a. O., p. 622 fg. Röder a. a. O., S. 94—119 mit den intereſſanten Actenſtücken, namentlich der Correſpondenz des Markgrafen mit dem Kaiſer während dieſes Feldzugs, am Ende des Bandes, Urkunden S. 3—198.

Das durch Hunger zur Übergabe gezwungene Kanischa war die einzige Erwerbung dieses Jahres. Sonst ging fast Alles wieder verloren, was im vorigen gewonnen worden war.

Schon während des Winters wurden die Kaiserlichen durch die Tataren und die Türken aus ihren Winterquartieren in Servien und der Walachei verdrängt. Dann brach Tököly, welchen der Großwesir nach dem am 15. April erfolgten Tode Apafy's zum Fürsten von Siebenbürgen ernannt hatte, mit 16,000 M. durch den Terzburger Paß in dieses Land ein, rieb ein kaiserliches Truppencorps, welches ihm den Weg versperren wollte, in einem mörderischen Gefechte bei Tohani am 12. August beinahe gänzlich auf und berannte sofort Kronstadt. Markgraf Ludwig, welcher indessen im Lager der Kaiserlichen bei Jagodina in Servien eingetroffen war und den Oberbefehl wieder übernommen hatte, eilte zwar, auf die an ihn ergangene dringende Einladung der Stände von Siebenbürgen, mit Allem, was er an Truppen aufbringen konnte, dahin und warf Tököly nach und nach bis in die Walachei zurück. Allein während er hier verweilte, war der Großwesir selbst an der Spitze von 80,000 M. von Philippopolis nach Servien aufgebrochen, hatte am 29. August Widdin, am 8. September Nissa hinweggenommen und war ohne Aufenthalt sogleich auf Belgrad losgegangen, welches er, nachdem auch die übrigen Donaufestungen, Orsowa, Galamboz und Semendra, wieder in seine Gewalt gefallen waren, am 1. October mit 60,000 M. erreichte und sogleich von allen Seiten einschloß. Belgrad war mit seiner schwachen kaiserlichen Besatzung von 6000 M., unter dem Befehle des Grafen Apremont und des Feldmarschalls Herzog von Croy, in keinem Falle zu retten. Es wäre aber doch, muthvoll vertheidigt, vielleicht länger zu halten gewesen, wenn nicht eine am 8. October erfolgte furchtbare Pulverexplosion alle Mittel des Widerstandes gänzlich vernichtet hätte. Drei große Pulvermagazine flogen, durch Verrath oder Zufall entzündet, mit einem Male in die Luft und begruben ganze Regimenter unter ihren Trümmern. Die in einen Steinhaufen verwandelte Festung wurde sofort von den Osmanen besetzt. Was von den Resten der Besatzung noch

ihren Schwertern entging, rettete sich in aufgelöster Flucht nach Essek.

Zum Glück hinderte die weit vorgerückte Jahreszeit den Großwesir, seine Eroberungen sogleich weiter nach Norden hin auszudehnen. Niemand wäre im Stande gewesen, ihm erfolgreichen Widerstand zu leisten. Man sah ihn im Geiste schon wieder vor Wien stehen, wo die größte Bestürzung herrschte. Es waren die äußersten Anstrengungen nöthig, wenn im nächsten Feldzuge nicht auch noch ganz Ungarn wieder verloren gehen sollte. Denn während des Winters hatte ein über die Donau geschicktes 10,000 M. starkes Streifcorps Temeswar und Großwardein entsetzt, Essek, obgleich vergeblich, berannt, dann Lugos, Karansebes und Lippa hinweggenommen, und war endlich über Szekelhyd und Somlyo in Siebenbürgen eingefallen, wahrscheinlich um sich dort mit Tököly zu vereinigen, welcher gleichzeitig zum zweiten Male aus der Walachei hereingebrochen war, aber am Ende doch sammt den Tataren von dem Markgrafen wieder über die Grenze zurückgeworfen wurde, so daß wenigstens Siebenbürgen erhalten blieb [1]).

Daß der Großwesir aber auch für das nächste Jahr große Pläne im Schilde führte, lag auf der Hand. Denn die Streitmacht, welche er ins Feld stellen wollte, wurde auf mindestens 120,000 M. geschätzt. Ein abermaliger Thronwechsel ging unter den Zurüstungen zu diesem Feldzuge fast unbemerkt vorüber. Sultan Suleiman II. starb am 23.
1691 Juni 1691 zu Adrianopel an der Wassersucht, und sein Bruder Ahmed II. folgte ihm, unter Vollzug der herkömmlichen Feierlichkeiten, ohne weitere Störung. Einen Monat später stand Köprili, aufs Neue zum Großwesir ernannt, mit 100,000 M. bei Semlin. Der Markgraf von Baden hatte ihm nur 45,000 M. entgegenzustellen, welche er bei Peterwardein zusammengezogen hatte.

1) Über den Feldzug vom J. 1690: Katona a. a. O., p. 655—705. Röder a. a. O., S. 120—153, und Urkunden S. 198—373; und so weit er Tököly betrifft: Hist. de Tekeli, p. 258 fg. und Contarini, T. II, p. 226 fg.

Auf den Ebenen von Szalankemen trafen am 19. August beide Heere zur Entscheidungsschlacht zusammen. Sie war für die Osmanen schon halb verloren, als der Tod des Großwesirs, welcher im dichtesten Schlachtgewühl von einer feindlichen Kugel zu Boden geworfen wurde, den Ausschlag gab. Die gänzliche Niederlage der Osmanen und der glänzendste Sieg der Kaiserlichen, obgleich theuer genug erkauft, erhob an diesem Tage den Feldherrnruhm des Markgrafen von Baden auf den höchsten Gipfel und bezeichnete abermals einen bedeutungsvollen Wendepunkt in diesem heiligen Kriege [1]).

Die Pforte konnte sich von diesem Schlage, welcher ihr 20,000 M. ihrer besten Truppen und 154 Geschütze gekostet hatte, während sich der Verlust der Kaiserlichen auf 7300 M. belief, nicht leicht wieder erholen. Großwardein, welches der Markgraf noch in diesem Jahre hart bedrängte, mußte gleich zu Anfang des nächsten Feldzuges, am 6. Juni 1692, capi- 1692
tuliren. Lippa, Karansebes und Lugos waren von den Kaiserlichen noch im vorigen Jahre wiedergewonnen worden, eben so wie Posega, Brod und Gradiska in Slavonien. Sonst bekam hier die ganze Kriegführung in den nächsten Jahren von beiden Seiten einen immer lauteren und unentschiedeneren Charakter. Es trat eine Periode der Erschöpfung ein, welche es vorerst nicht mehr zu großen Schlägen kommen ließ. Auch nahm ja jetzt der Krieg im Westen, gegen Frankreich, in den Niederlanden, am Rhein und in Italien, die Aufmerksamkeit und die besten Streitkräfte des Kaisers und des Reiches wieder viel zu sehr in Anspruch, als daß man im Stande gewesen wäre, den Kampf in Osten mit Energie und Ausdauer schnell zu siegreichem Ende zu führen. Es war ein Glück für die europäische Welt und für die Sache der Christenheit, daß in diesem kritischen Momente auch die Pforte gar nicht in der Lage war, den Krieg in Ungarn mit Kraft und Erfolg fortzuführen.

1) Die beste Schilderung der Schlacht bei Szalankemen gibt Röder Bd. II, S. 154—174, und Urkunden S. 374 fg. vergl. mit Katona a. a. O., p. 727, und Contarini, T. II, p. 286.

1692 Bereits im J. 1692 blieben beide von bösen Krankheiten auf gleich entsetzliche Weise heimgesuchte Heere thatenlos bei Belgrad und Peterwardein stehen. Für die Kaiserlichen war es überdies ein schwerer Verlust, daß der Held von Szalankemen, Markgraf Ludwig, zu Ende des Jahres aus Ungarn abberufen wurde, um an die Spitze der Reichsarmee am Oberrhein zu treten [1]). Sein Nachfolger, der Feldmarschall Herzog von Croy, war der großen Aufgabe nicht gewachsen, deren Lösung ihm der Markgraf hinterlassen hatte. Nachdem
1693 er im J. 1693 sich vergeblich gegen Belgrad versucht hatte, zog er sich aus dem kaiserlichen Dienste zurück [2]).

Noch weniger wußte der an seiner Stelle zum Oberfeldherrn in Ungarn ernannte Feldmarschall Caprara die Ehre der kaiserlichen Waffen aufrecht zu erhalten. Das Einzige, was die Geschichte dieses Krieges von ihm zu berichten
1694 weiß, ist, daß er sich im J. 1694 in seinem verschanzten Lager bei Peterwardein von den Türken völlig umzingeln ließ und die Rettung des ihm anvertrauten Heeres nur dem schlimmen Wetter zu danken hatte, welches die Belagerer zum Rückzug nöthigte. Nach dieser unrühmlichen That galt er nicht mehr für fähig, den Oberbefehl noch weiter fortzuführen. Churfürst Friedrich August (der Starke) von Sachsen, ein Herr von außerordentlicher Körperkraft und tapferer Trinker,
1695 aber kein Feldherr, trat im J. 1695 an Caprara's Stelle an die Spitze der kaiserlichen Heere in Ungarn, wo um diese Zeit der Krieg nochmals einen unerwarteten Aufschwung nehmen zu wollen schien.

Sultan Mustafa II., welcher dem schwachen Ahmed II. im Februar 1695 auf dem Throne folgte, mochte, überhaupt eine energischere Natur, die bisher den osmanischen Waffen zugefügte Schmach nicht mehr ertragen, und bestand darauf, nach dem Beispiel seines großen Ahnen Suleiman I., selbst in den heiligen Krieg zu ziehen [3]). Der Erfolg schien an-

1) Röder a. a. O., p. 193.

2) Katona a. a. O., p. 811 fg.

3) Nach dem schon drei Tage nach seiner Thronbesteigung erlassenen sehr merkwürdigen Hattischerif des Sultans, bei Hammer, Bd. VI, S. 600. Garzoni, p. 651. Contarini, T. II, p. 461 fg.

fangs wenigstens den großen Erwartungen zu entsprechen, welche er von seinem persönlichen Erscheinen im Felde hegte. Noch in demselben Jahre (am 25. August) ging er bei Belgrad über die Donau, nahm am 7. September Lippa mit Sturm, zwang einige Tage später die Feste Titel, am Zusammenfluß der Theiß und Donau, zur Übergabe, und vernichtete am 22. September in einem mörderischen Gefechte bei Lugos das nur 6000 M. starke abgesonderte Corps des Generals Veterani, welcher dabei selbst den Heldentod fand. Lugos und Sebes fielen hierauf von selbst in die Hände der Sieger[1]).

Auch im nächsten Jahre, wo der Sultan, welcher als Triumphator nach seiner Hauptstadt zurückgekehrt war und dort als der Wiederhersteller der Monarchie und des alten Waffenruhms gefeiert wurde, wieder an der Spitze seiner Heerschaaren erschien, blieb der Sieg noch auf seiner Seite. Als er um die Mitte des August 1696 mit 50,000 M. bis 1696
an die Temes vorgerückt war, hob der Churfürst von Sachsen, welcher damals vor Temeswar lag, sofort die Belagerung auf und bot ihm an der Bega, unweit Olasch, die Schlacht, in welcher die Kaiserlichen gänzlich geschlagen wurden. Es war ein Glück für die Sache des Kaisers, daß Mustafa weder das Feldherrntalent noch die Mittel besaß, seine Siege sogleich weiter zu verfolgen; und auch in so fern begünstigte ihn das Geschick, als der Churfürst von Sachsen, nach Sobiesky's Tode (17. Juni 1696) zum König von Polen erwählt, genöthigt war, den Oberbefehl über die kaiserlichen Heere in Ungarn niederzulegen[2]).

1) Katona a. a. O., p. 866 fg. Garzoni, p. 656. Contarini, T. II, p. 466—480. In Constantinopel war der Jubel über die ersten Siege des Sultans ungeheuer. „Si festeggiarono", sagt Contarini darüber, „con estremi segni di giubilo e con liete acclamazioni del Popolo, che ragunato nelle Meschite à ringraziare Iddio fù da' suoi predicatori ammonito essere l'Imperadore Mustafa prescielto dal Cielo per Ristauratore della declinante Monarchia, ed esaltato al comando dell' Imperio, per rimettere sul trono dell' Oriente con depressione del Cristianesimo l'antica gloria de' Monsulmani."

2) Katona a. a. O., p. 899 fg. Garzoni, p. 702—708. Contarini, T. II, p. 517 fg.

In einer für die christliche Sache und die siegreiche Beendigung dieses schweren und langwierigen Krieges entscheidenden Stunde wurde der 34jährige Prinz Franz Eugen von Savoyen zu seinem Nachfolger ernannt. An ihm fand Sultan Mustafa einen mehr als ebenbürtigen Gegner. Ein ganz anderer Geist belebte das in Verfall gerathene Heerwesen des Kaisers, sobald dieser größte Feldherr seiner Zeit als leitender Genius über ihm waltete. Mit geringen Mitteln wußte er in kurzer Zeit Unglaubliches zu leisten. Schon hatte die mehr als 100,000 M. starke Armee des
1697 Sultans im August 1697 abermals die Donau überschritten und bedrohete Peterwardein, als ihr Eugen hier ein in aller Eile zusammengebrachtes, wohldisciplinirtes und kampfrüstiges Heer entgegenstellte, mit dem er es wagen konnte, dem übermächtigen Feinde bereits am 11. September bei Zenta, an den sumpfigen Ufern der Theiß, die Schlacht zu bieten [1]).

Sie begann um die Mittagszeit und endigte bei Sonnenuntergang mit der gänzlichen Niederlage der Osmanen. „Diese victorioſe Action", schreibt Eugen selbst in seinem an den Kaiser gerichteten Schlachtbericht aus dem Lager zwischen Zenta und Klein-Kanischa unter dem 15. September, „hat sich geendet mit Scheidung Tag und Nachts, und hat sogar die Sonnen selbsten von dem Tag nit eh underweichen wollen, bis sie mit ihrem glänzenden Auge den völligen Triumph E. Kais. Majestät glorwürdigsten Waffen hat vollständiglich mit anschauen können." Unerschöpflich ist der sieggekrönte Feldherr, welcher sich „als ihr geringes Haupt"

1) Für die Schlacht bei Zenta, auch in militärischer Hinsicht eine der merkwürdigsten und interessantesten in diesen Türkenkriegen, und Alles, was ihr unmittelbar vorherging und folgte, sind neben den allgemeineren Schilderungen bei Katona, T. XXXVI, p. 21—51, Garzoni, p. 731 fg., und Contarini, T. II, p. 574 fg., die eigenen Berichte Eugen's, namentlich an den Kaiser, die Hauptquelle: Histoire du Prince François Eugène de Savoy, Vienne 1741, T. I, p. 220 fg. mit einem schlechten Plan der Schlacht; ausführlicher im deutschen Original: Heller Militärische Correspondenz des Prinzen Eugen von Savoyen. Wien 1848, Bd. I, S. 115—174.

selbst nur wenig Verdienst beimißt, in dem Lobe seiner Truppen, die sämmtlich Wunder der Tapferkeit thaten, namentlich auch der polnischen und deutschen Hülfsvölker, der Sachsen und Brandenburger [1]). Die Verluste der Feinde waren daher ungeheuer. Mehr wie 20,000 der Ihrigen, darunter der Großwesir und die meisten übrigen Heerführer, blieben auf dem Platze, und 10,000 M. wurden noch auf der Flucht in die Fluthen und die Moräste der Theiß hineingetrieben, wo sich ihre Leichen, namentlich an der Brücke, — so heißt es in dem Schlachtbericht wörtlich — fast wie zu einer Insel aufthürmten. Es sollen überhaupt kaum 2000 M. entkommen sein, und Viele wurden noch von den nachjagenden Husaren zusammengehauen oder zu Gefangenen gemacht. Der Sultan, welcher in der Nähe des Schlachtfeldes selbst Zeuge dieser Niederlage gewesen, zog sich, „mit ungemein großer Consternation", mit den Trümmern des Heeres gleich in der nächsten Nacht auf Temeswar, und dann, da hier seines Bleibens nicht war, auf Belgrad zurück.

Das ganze Lager fiel in die Hände der Sieger. Die Beute war unermeßlich. Alle Zelte, darunter das prächtige Zelt des Großherrn selbst, 87 Geschütze, 58 Doppelhaken, ein ungemein reicher Vorrath an Pulver, Munition und Proviant aller Art, welcher leider nur durch eine unglückliche Explosion sogleich wieder zum guten Theile verloren ging, 15,000 Ochsen, 7000 Pferde, mehrere Tausend Kameele, 6000 Wagen, Hunderte von Standarten, Fahnen und Feldzeichen, die ganze Heermusik, endlich die Kriegskasse mit einer Baarschaft von mehr als 3 Millionen Gulden und — was man noch bei keinem Siege über die Osmanen erlebt —

1) Eugen sagt darüber in seinem eigenen Berichte an den Kaiser bei Heller a. a. O., S. 160: „Allergnädigster Herr, den tapfferen Heldengeist Dero gesambten Generals-Personen, Officiere, und gemainen Soldathens kann meine schwache Feder nit genugsamb entwerffen ..... Nicht ein einziger ist insgesambt, welcher nicht mehr als seine Schuldigkeit gethan habe, wobey dann auch die Alyrten, sowol Königlich Pohl- und Chur-Sächsischen, als Chur-Brandenburgischen Truppen, sambtliche Generals, Offiziers und Gemaine sich ebenfalls sehr tapfer gehalten und besonders signalirt haben."

das große Reichssiegel, welches der Großwesir auf seiner Brust getragen, waren die Trophäen dieses glänzenden Tages, welcher den Siegern kaum 1500 M. gekostet hatte [1]).

Unglücklicherweise fehlten Eugen nur die Mittel, von dieser entscheidenden Waffenthat sogleich noch größere Vortheile zu ziehen. Mangel an Geld und Mundvorrath hinderten ihn, dem fliehenden Feinde auf dem Fuße zu folgen und Belgrad anzugreifen, welches ursprünglich als Ziel dieses Feldzugs bezeichnet worden war. Nach reiflicher Erwägung in einem zu diesem Zwecke abgehaltenen Kriegsrathe mußte selbst der Plan, geradezu auf Temeswar loszugehen, aufgegeben werden, weil in keiner Weise für eine gehörige Verpflegung der Truppen gesorgt war, die Wege durch unaufhörliche Regengüsse schon grund- und bodenlos geworden waren, und das Heer, bei dem empfindlichsten Mangel an Holz, Fourage und gesundem Trinkwasser, von bösen Krankheiten ungemein viel zu leiden hatte [2]). Eugen, ein ebenso vorsichtiger wie entschlossener Feldherr, hielt es daher für klug, weitere Operationen nach dieser Seite hin auf das nächste Jahr zu verschieben, ließ den größten Theil seiner Armee Winterquartiere in Siebenbürgen und an der Donau beziehen, und unternahm nur mit einem kleinen Corps von 4000 M. Reiterei, 2500 M. Fußvolk und 12 leichten Feldstücken noch einen Streifzug nach Bosnien.

1) Nach Eugen's eigenem Berichte belief sich der Verlust der Kaiserlichen an Todten und Verwundeten im Ganzen auf 1448 M. Infanterie und Cavallerie, 18 M. Artillerie, 52 Pferde und 11 Zugochsen. Heller a. a. O., S. 162.

2) In einem an den Kaiser gerichteten Schreiben vom 27. September, bei Heller, Bd. I, S. 169 fg. setzt Eugen selbst genau die Gründe auseinander, warum er von der anfangs allerdings beabsichtigten Unternehmung gegen Temeswar habe abstehen und nur darauf Bedacht nehmen müssen, die Armee durch schleunigen Rückzug nach der Donau zu retten. „Ich gestehe zwahr", heißt es am Schlusse desselben, „in aller Unterthänigkeit, nicht genugsamb zu bethauren, daß den herlichen Sieg Dero triumphirenden gerechten Waffen zu noch vergrößernden Schröckhen, Schaden und Abbruch Dero Feinden nicht continuiren khönnen, allein wie die Unmöglichkeit klar und unwidersprechlich, also ist auch dagegen nicht zu streiten u. s. w."

Am 12. October setzte er bei Brod über die Save, nahm, da er nirgends ernsten Widerstand fand, schnell nach einander die kleinen Burgen Dobai, Magloy, Schebze und Brandack, und rückte bis vor die Thore von Bosna-Serai, damals noch eine reiche und blühende Handelsstadt, die 6000 Häuser, 150 Moscheen und 30,000 Einwohner zählte. Wie gern hätte sie Eugen verschont. Allein da man seine Aufforderung zu freiwilliger Übergabe damit beantwortete, daß man seinen Parlamentär meuchlings niederschoß, mußte er die unglückliche Stadt der Plünderung seiner darüber empörten Truppen preisgeben, welche, ohne daß er es hindern konnte, an mehreren Orten Feuer einlegten, das den größten Theil derselben binnen 24 Stunden in einen Aschenhaufen verwandelte. Ein Angriff auf die stark befestigte Citadelle, wohin sich die türkische Besatzung zurückgezogen hatte, konnte, bei der schon weit vorgeschrittenen Jahreszeit, mit den geringen Streitkräften, über welche Eugen verfügen konnte, nicht mehr gewagt werden. Man mußte nothgedrungen den Rückzug antreten, auf welchem noch die kleinen vorher besetzten Festungen, die man nicht mehr halten konnte, dem Boden gleich gemacht wurden [1]).

Diese an sich ziemlich nutzlose Expedition, welche im Ganzen nur 18 Tage währte, beschloß den Feldzug vom Jahre 1697, dessen glänzendstes Ergebniß, die Schlacht bei Zenta, durch eine besondere Denkmünze verherrlicht wurde [2]). Zu bedeutenden Unternehmungen kam es aber auch im nächsten Jahre nicht mehr. Denn die endliche Wiederherstellung des Friedens war das wichtigste und folgenreichste Resultat der Entscheidungsschlacht von Zenta. Prinz Eugen trat

1) Histoire du Prince Eugène, T. I, p. 239—248. In seiner Correspondenz findet sich nichts über diesen Streifzug nach Bosnien, welcher vielleicht besser unterblieben wäre.

2) Diese Denkmünze ist beschrieben: daselbst, S. 248. Sie trägt die Inschrift: „AUSPICIIS LEOPOLDI MAGNI. VIRTUTE EUGENII SABAUDIAE DUCIS EXERCITUS TURCICUS, CLADE XX MILL. HOSTIUM FACTA, PRIMARIIS DUCIBUS DELETIS, CASTRIS UNIVERSIS, TORMENTIS XCVIII OMNIQUE APPARATU BELLICO INTERCEPTIS, CAESUS PROFLIGATUR. DIE XI. SEPTEMBRIS ANNO MDCXCVII."

zwar, nachdem einige Differenzen zwischen ihm und dem Wiener Hofe, welche der Neid und die Misgunst seiner persönlichen Gegner veranlaßt hatten, für ihn auf die ehrenvollste Weise ausgeglichen waren, abermals an die Spitze der kaiserlichen Armee in Ungarn, die sich, außer den Husaren und der ungarischen Miliz, auf 50,000 M. deutscher Kerntruppen belief, welche, in Folge des Friedens zu Ryßwik (30. October 1697), zum Theil aus den Niederlanden und vom Rheine herbeigezogen worden waren; die Operationen dieses Jahres blieben aber in der Hauptsache auf einige vereinzelte Streifzüge, Plänkeleien und kleinere Gefechte in Siebenbürgen, Croatien, Slavonien und Bosnien beschränkt, die kaum der Erwähnung werth sind [1]).

Die Niederlage vom vorigen Jahre war noch in zu frischem Andenken, als daß der neue Großwesir, Husein Köprili, sich aus seinem verschanzten Lager unter den Mauern von Belgrad hätte herauslocken lassen sollen, um in einer zweiten Schlacht nochmals Alles aufs Spiel zu setzen. Alle Bewegungen, welche Eugen, der mit der Hauptmacht bei Szalankemen stand, zu diesem Zwecke nach der Donau und der Save hin machte, waren vergeblich. Und auf der andern Seite fühlte er sich doch auch nicht stark genug, das noch während des Winters mit frischen Truppen und neuen Festungswerken wohl versehene Temeswar anzugreifen, oder sich selbst gegen Belgrad zu versuchen, zumal da, wie im vorigen Jahre, so auch jetzt wieder für die angemessene Verpflegung seiner Truppen so gut wie gar nicht gesorgt war [2]). Mehrere Monate ausstehende Soldrückstände hatten ein förm-

1) Alle diese kleinen Kriegsereignisse vom Jahre 1698 sind ausführlich besprochen von Contarini, T. II, p. 664—674.

2) „I Cesarei", sagt Contarini p. 670 in Bezug hierauf, „similmente quantunque l'armata loro ascendesse oltre gli Ussari e Rosciani a cinquanta mille Veterani Tedeschi, non si trovarono per iscarsezza de' viveri che giammai supplirono più di tre giorni in istato di accignersi ad alcuna riguardevole operazione." Einige Verpflegungs-Commissarien wurden zwar wegen erwiesener Unterschleife streng bestraft; damit war aber für den Augenblick nichts gewonnen.

liches Complot der gefährlichsten Art unter einigen deutschen Regimentern zur Folge, welches zum Glück noch im Entstehen entdeckt und unterdrückt wurde. Denn es handelte sich dabei um nichts Geringeres, als die Ermordung sämmtlicher Offiziere, die Plünderung ihrer Bagage und die Desertion zu den Türken in Masse. Der 18. August war schon als der Tag festgesetzt, wo die allgemeine Meuterei losbrechen sollte. Da verrieth eine Frau den Streich noch zu guter Stunde. Die Rädelsführer, an ihrer Spitze ein ungarischer Edelmann, welcher sich als gemeiner Soldat unter die Deutschen eingeschlichen hatte, wurden durch Strang und Arkebuse hingerichtet, die übrigen Theilnehmer mußten Spießruthen laufen, und der allgemeine Schrecken stellte die Ordnung und den Gehorsam wieder her [1]).

Unter solchen Umständen, bei solchen Stimmungen mochte es selbst Eugen nicht unwillkommen sein, daß die bereits eingeleiteten Friedensunterhandlungen endlich zu erwünschtem Ziele zu führen schienen. Am 19. October 1698 fand zu 1698
Peterwardein und in dem kaiserlichen Lager bei Kobila die feierliche und förmliche Verkündigung des Waffenstillstandes statt, welcher für jetzt allen Feindseligkeiten im Flußgebiete der Donau und Save ein Ende machte und den ganzen Landstrich, wo der Friedenscongreß stattfinden sollte, für neutrales Terrain erklärte. Eugen ließ daher seine Truppen bei guter Zeit in die Winterquartiere rücken und kehrte selbst nach Wien zurück, um bei den schwebenden Friedensunterhandlungen auch seine Stimme abzugeben [2]).

1) Daselbst, p. 688 und Hist. du Prince Eugène, T. I, p. 262 fg.

2) Der Tagesbefehl des Prinzen Eugen, wodurch der Waffenstillstand verkündet wird, „Geben im Kayserl. Feldlager bey Kobila, den 19. October 1698", findet sich wörtlich in: „Gründ- und umständlicher Bericht von denen römisch-Kaiserlichen wie auch Ottomanischen Botschaften, wodurch der Frieden zu Carlowicz bestättigt worden. Wien 1702". S. 2. Bereits im August wurde Eugen von dem Kaiser aufgefordert, seine Meinung über die Bedingungen des abzuschließenden Friedens zu äußern. Er that dies in einem unter dem 28. August an den Kaiser eingeschickten Gutachten, worin er namentlich die künftige

Die Bundesgenossen des Kaisers schlossen sich jetzt diesem Frieden um so lieber an, da sie in den letzten Jahren den Krieg überhaupt nur lau und nicht immer mit dem glücklichsten Erfolge fortgeführt hatten.

Venedig hatte seit dem Misgeschick von Negroponte im Jahre 1688 weder bedeutende Eroberungen mehr gemacht, noch im Seekriege eine siegreiche Überlegenheit behauptet. Unter unsäglichen Schwierigkeiten und den schwersten Opfern, namentlich in finanzieller Hinsicht, schleppte sich auch da der Krieg durch die Jahre hindurch, ohne daß ein Gewinn erzielt wurde, der mit dem Aufwande von Kräften und Mitteln, welche daran gesetzt werden mußten, in geeignetem Verhältnisse gestanden hätte. Es mußten die äußersten Anstrengungen gemacht werden, um nur den dringendsten Bedürfnissen zu genügen, welche der Unterhalt der Flotte und des Heeres alljährig und in immer steigenden Verhältnissen erheischte. Denn auf fremde Hülfe war in dieser Beziehung schon so gut wie gar nicht mehr zu rechnen.

Selbst die päpstliche Curie wurde mit ihren Bewilligungen und Unterstützungen am Ende immer karger und zurückhaltender. Der Venetianer Pietro Ottoboni, welcher im Au-
1689 gust 1689 als Nachfolger Innocenz' XI. unter dem Namen Alexander's VIII. den heiligen Stuhl bestieg, konnte freilich nicht umhin, seinem bedrängten Vaterlande in dieser Sache der gesammten Christenheit nach Kräften seine Hülfe angedeihen zu lassen. Er bewilligte nicht nur der Signorie den Fortgenuß der geistlichen Zehnten zum Zwecke des Türkenkrieges und gestattete ihr überdies die Aufhebung der reichen Camaldulenser-Abtei delle Carceri zu Gunsten des Fiscus, sondern brachte auch endlich einmal wieder ein päpstliches

Grenzlinie des kaiserlichen Gebietes von Ungarn und die Mittel, sie gehörig zu decken, scharf ins Auge faßt. Der Besitz von Temeswar erschien ihm dazu freilich unerläßlich. Da man es nun aber einmal nicht mehr mit den Waffen erlangen konnte, mußte es später in Folge des als Grundlage des Friedens aufgestellten „uti possidetis" doch der Pforte verbleiben. Das vorzüglich auch in strategischer Hinsicht sehr interessante Gutachten des Prinzen findet sich vollständig bei Heller Milit. Correspondenz, Bd. I, S. 175.

Geschwader von 5 Galeeren und einigen kleinen Schiffen auf, welches, mit 2 Galeeren der Genueser und 8 Galeeren der Malteser vereint, die zusammen etwa 2000 M. Landtruppen am Bord hatten, im nächsten Jahre zu der venetianischen Flotte stieß [1]). Allein sein Nachfolger, Innocenz XII. (seit 1691), zeigte keineswegs einen gleichen Eifer für dieses Werk des Heils und eine gleiche Willfährigkeit gegen die hülfsbedürftige Signorie. Nicht ohne Mühe setzte es der Gesandte der Republik zu Rom, Contarini, erst im Jahre 1695, nachdem Chios von den Venetianern genommen worden war, durch, daß der Papst die von ihm bis dahin hartnäckig verweigerte Erhebung einer außerordentlichen Kriegssteuer von den geistlichen Gütern im Gebiete derselben (sussidio ecclesiastico) bewilligte [2]).

Abgesehen davon, daß die päpstlichen Kassen selbst beständig in Nöthen waren, mochte auch die laue, unentschiedene und wenig erfolgreiche Kriegführung der Signorie nicht ganz ohne Einfluß auf diese Misgunst des Heiligen Vaters sein. Nur mit großer Mühe konnte ja Morosini, welcher sich den Unfall vor Negroponte so zu Herzen genommen hatte, daß er, nach Venedig zurückgekehrt, ohnehin schon von der Last der Jahre niedergebeugt, in eine lange und schwere Krankheit verfiel, für den Feldzug vom Jahre 1689 die ge- 1689
sammte Streitmacht der Republik kaum bis auf 11,000 M. bringen. Denn die deutschen Hülfsvölker blieben, da die Reichsfürsten ihre Truppen zu den Kriegen gegen Frankreich am Rheine und in den Niederlanden selbst brauchten, und

1) Garzoni, Istoria della Repubbl. di Venez. in tempo della sacra lega ect. p. 335 und 358: „Affinche nell' Erario di Venezia risorgesse la vena de' beni Ecclesiastici rinuovò il Breve delle Decime possedute con giustizia da tanti secoli", heißt es da von Alexander VIII., „e concedette la soppressione della ricca Abbadia delle Carceri che veniva da Monaci Camaldolensi goduta etc."

2) Derselbe, p. 617 zu Anfang des Jahres 1695: „Dal Pontefice non havea potuto impetrare ancora l'Ambasciadore Contarini in Roma il Breve del Sussidio Ecclesiastico, rare volte negato da' Predecessori col fine d'impiegarlo contra il nimico del Nome Cristiano etc."

ihnen auch die bedeutenden Verluste, welche sie in den letzten Feldzügen im Orient erlitten hatten, einigermaßen die Lust benommen haben mochten, sich noch ferner mit der Signorie einzulassen, von jetzt an gänzlich aus; nur in Italien waren einige wenige Compagnien Miethstruppen aufzutreiben. Den Oberbefehl über diese Landmacht hatte, an der Stelle des Grafen Königsmark, der Herzog von Guadagni Carlo Felice übernommen, welchem der Prinz Heinrich von Harcourt zur Seite stand [1]).

Am liebsten hätte sich Morosini nun freilich sogleich wieder gegen Negroponte versucht. Dazu reichten aber die vorhandenen Streitkräfte — das mußte er selbst eingestehen — ganz und gar nicht aus. Denn außerdem, daß die Pforte, welche auf die Erhaltung dieser Insel ganz besondern Werth legte, die Besatzung der Festung während des Winters durch 6000 M. frischer Truppen verstärkt und die zerstörten Werke derselben wiederhergestellt und erweitert hatte, bedrohete auch noch der Seraskier mit 10,000 M. und einem Hülfscorps von 5000 Mainoten, unter der Führung ihres von der Pforte gewonnenen und zum Bey der Maina erhobenen Stammhauptes Liberio Gerachari, gewöhnlich Liberacchi genannt, den Isthmus von Korinth, während der Kapudan-Pascha mit seiner Flotte von 30 Galeeren, 10 Galeazzen und 20 Barbareskenschiffen aus Algier und Tripolis Negroponte von der Seeseite her deckte. Ein guter Theil der Truppen der Signorie mußte also dazu verwendet werden, die Landenge von Korinth zu vertheidigen und Morea zu sichern. Im Übrigen waren die Meinungen über Das, was in diesem Jahre sonst noch zu unternehmen wäre, im Kriegsrathe des Dogen sehr getheilt. Canea auf Candia, Vallona und Dulcigno in Albanien, Saloniki und endlich die noch im Hafen von Focchies liegende Flotte des Kapudan-Pascha kamen als nächstes Ziel des bevorstehenden Feldzugs nach und nach in Vorschlag,

1) Garzoni, p. 325. „A cagione della guerra mossa tra' Principi Cristiani", heißt es da von den deutschen Hülfstruppen, „non havendo voluto la Germania concedere quest' anno le solite levate alla Repubblica eransi ristrette le spedizioni di milizia in Levante à qualche numero di compagnie sciolte tratto dall' Italia."

wurden aber, als zu schwierig, sofort wieder verworfen. Man entschied sich, auf Morosini's Rath, endlich für die Blokade von Malvasia, welches man im schlimmsten Falle durch Hunger zur Übergabe zu zwingen und auf diese Weise wenigstens die Eroberung von Morea zu vollenden hoffte [1]).

Aber auch da hatte man noch bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden. Im ersten Jahre, 1689, kam man damit 1689
nicht weiter, als daß man von der Landseite her zwei kleine Forts errichtete, welche mit ihrem Feuer theils die von der halb im Meere liegenden Stadt nach dem Festlande führende lange Brücke bestreichen, theils das Einlaufen feindlicher Transportschiffe in den Hafen verhindern sollten. Ihr Geschütz war aber vorerst nur von geringer Wirkung und auch die Blokade vom Meere her verfehlte zunächst ihren Zweck. In einigen kleinen Gefechten mit den Barbareskenschiffen vor dem Hafen und im Archipel blieben die Venetianer fast durchgängig im Nachtheil und hatten selbst empfindliche Verluste zu beklagen. Dagegen gelang es wenigstens, den Seraskier durch eine erfolgreiche Vertheidigung des Isthmus von Morea

1) Garzoni, p. 326 fg. und Contarini, T. II, p. 177 fg. Hier finden sich auch die besten Nachrichten über das Verhältniß des Mainotenhäuptlings Liberacchi zur Pforte. Er war schon kurz nach Beendigung des candiotischen Krieges dazu gebraucht worden, sein Land in der Abhängigkeit von der Pforte zu erhalten, und namentlich bei der Anlage einiger zu diesem Zwecke an der Grenze der Maina errichteten Zwingburgen behülflich gewesen. Später aber trauete man ihm nicht mehr, und warf ihn, in Fesseln geschlagen, in Constantinopel ins Gefängniß. Jetzt nun erbot er sich, wenn man ihm seine Freiheit wiedergeben wolle, nach Morea zu eilen und die Eingebornen in den bereits von den Venetianern besetzten Landestheilen, mit denen er geheime Verbindungen zu unterhalten vorgab, aufzuwiegeln und zur Rückkehr unter die Botmäßigkeit des Sultans zu bewegen. Man ließ ihn also frei und schickte ihn zunächst in das Hauptquartier des Serakiers nach Theben, wo er, zum Bey der Maina erhoben, seine Thätigkeit damit begann, daß er die ausgewanderten Athener, namentlich auf den Inseln Ägina und Coluri, durch allerhand Vorspiegelungen von Begünstigungen, wie z. B. Steuerfreiheit, oder auch durch Drohungen im Verweigerungsfalle, zur Rückkehr in ihr Vaterland zu bewegen suchte. Dann machte er sich anheischig, das Armeecorps des Seraskiers, welches gegen Morea operiren sollte, durch 5000 Mann zu verstärken.

abzuhalten, welches in diesem Jahre ohnehin schon von der Geißel der Pestseuche furchtbar heimgesucht wurde. Desto ungehinderter hausie Liberacchi, welchen Morosini vergeblich wieder in das Interesse der Republik zu ziehen suchte, mit seinen Banden in den Landschaften außerhalb des Isthmus, namentlich in Livadien. Unter dem Vorwande, den schuldigen Tribut einzutreiben, brandschatzte er das Land bis in die Umgegend von Salona, wurde aber am Ende doch von den aufgewiegelten Bauern, denen einige venetianische Truppen zu Hülfe kamen, mit Verlust wieder auf das Lager des Seraskiers bei Theben zurückgeworfen [1]).

1690 Erst im August des nächsten Jahres, 1690, wurde Malvasia mehr durch Hunger als durch Waffengewalt — denn auch jetzt hatten die Venetianer wieder nicht unbedeutende Verluste zu erleiden — endlich zur Übergabe gezwungen. Die nur noch 300 M. starke Besatzung und die 900 türkischen Einwohner erhielten mit Hab und Gut, so weit sie es mit sich fortbringen konnten, freien Abzug nach der Insel Candia, während sämmtliches Geschütz, Alles, was sich an Munition und Proviant noch vorfand, sowie alle Christensklaven und Renegaten, im Besitz der Venetianer verblieben [2]).

Das war in dieser Richtung eigentlich die letzte bedeutendere Erwerbung der Signorie in diesem Kriege. Von Wichtigkeit war sie vorzüglich deshalb, weil mit ihr die Eroberung von Morea vollendet wurde, wo sich die Vene-

1) Sehr ausführlich werden diese Dinge erzählt von Garzoni, p. 327 fg. und Contarini, T. II, p. 189—196, welcher letztere auch namentlich die interessanten Verhandlungen zwischen Morosini und Liberacchi mittheilt. Sie fanden unter Vermittelung eines in venetianischen Diensten stehenden ehemaligen Waffengenossen des Liberacchi, Giovanni Dambi, welcher mit ihm die Gefangenschaft in Constantinopel getheilt hatte, bei Brachori statt. Morosini versprach sich davon um so mehr Erfolg, da er selbst Liberacchi aus der Taufe gehoben hatte, als er im Jahre 1657 als General-Capitän des Meeres in den Gewässern der Maina erschienen war. Allein der schlaue Mainote hatte noch kein rechtes Zutrauen zu der Sache der Signorie und fürchtete die Rache des Seraskiers, welcher, von seinen Umtrieben unterrichtet, schon Willens gewesen sein soll, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen.

2) Garzoni, p. 360—365. Contarini a. a. O., p. 250—254.

tianer nun immer mehr als Herren des Landes einzurichten suchten. Wir werden später Gelegenheit haben, auf Art und Charakter dieser venetianischen Verwaltung in der Halbinsel etwas näher einzugehen. Für jetzt wollen wir hier nur noch an die Kriegsereignisse erinnern, die dem Frieden vorhergingen, welcher der Signorie ihren unbeschränkten Besitz sicherte.

Bleibenden Gewinn brachten sie der Republik, wenigstens in Griechenland und im Archipel, wie gesagt, nicht mehr. Höchst unglücklich waren in den zwei nächsten Jahren die Versuche, die Insel Candia oder mindestens die Festung Canea wiederzugewinnen. Die Küstenburg Carabusa, einer der drei Punkte, welche die Signorie dort noch im Frieden vom J. 1669 gerettet hatte, ging schon im Jahre 1691 1691
halb durch Ohnmacht und halb durch Verrath der schwachen Besatzung verloren. Es wurde fast ohne Widerstand dem Pascha von Canea überliefert. Und auch Suda und Spinalonga hätten wahrscheinlich gleiches Schicksal gehabt, wenn man nicht den Streich durch schnellen Wechsel der Besatzungen und nachdrückliche Bestrafung der Verräther noch bei Zeiten abgewendet hätte [1]).

Jedoch ließ der General-Capitän Mocenigo sich dadurch nicht abschrecken, sich gleich im nächsten Jahre gegen Canea 1692
zu versuchen, dessen Fall — das hoffte er zuversichtlich — die Wiedereroberung der ganzen Insel zur Folge haben werde. Nachdem die Landung ohne erhebliche Schwierigkeiten gelungen war, wurde der Angriff mit nicht unbedeutenden Mitteln und nicht ohne Erfolg gemacht; aber auch der Widerstand der Besatzung war heldenmüthig und verzweifelt. In mehreren blutigen Gefechten wurden die Außenwerke der Festung gewonnen und wieder verloren; doch blieben sie am Ende zum guten Theil in den Händen der Venetianer. Schon zweifelte man kaum daran, daß der Platz nicht lange mehr zu halten sei, schon hatten eine Menge der Eingebornen, namentlich 500 Sphakioten, sich wieder für die Signorie erklärt und ihr ihre Dienste angeboten, als die Schreckensbotschaft, daß der Seraskier über den Isthmus in Morea ein-

1) Garzoni, p. 431—435.

gebrochen und bereits bis nach Argos und Napoli di Romania vorgedrungen sei, die Aufhebung der Belagerung wider Erwarten beschleunigte.

Denn nun hielt es der General-Capitän für unerläßlich, alle seine ohnehin schon sehr geschwächten Streitkräfte dorthin zu kehren, um nur die wichtigste Eroberung der Signorie in diesem Kriege zu retten. Binnen fünf Tagen war, obgleich sich im Kriegsrathe gewichtige Stimmen, wie namentlich die Befehlshaber des vereinten päpstlichen und maltesischen Hülfsgeschwaders, gegen diesen übereilten Abzug erklärt hatten, Alles, was sich am Lande und unter den Mauern der Festung befand, Geschütz, Sturmzeug, Munition und Truppen, nicht ohne ansehnliche Verluste an Rüstzeug, welches in der Eile zurückgelassen werden mußte, wieder eingeschifft. Auch 2000 Griechen, welche sich für die Venetianer erklärt hatten und nur auf diese Weise der Rache der Osmanen entgehen zu können glaubten, mußten mit Hab, Gut und Familien von den abziehenden Schiffen an Bord genommen werden, und wurden nach Morea übergesetzt, wo sie in dem dort damals im Überflusse vorhandenen herrenlosen Lande neue Wohnsitze erhielten [1]).

Kaum hatte aber die venetianische Flotte die Gewässer von San Teodoro verlassen, als der Pascha von Candia abermals den Versuch machte, sich durch Verrath in den Besitz von Spinalonga zu setzen. Der in Candia residirende französische Consul, Fabres mit Namen, wird allgemein beschuldiget, daß er dazu die Hand geboten habe. Allein alle Umtriebe dieser Art scheiterten an der unerschütterlichen Treue des venetianischen Provveditore der Festung, Vincenze Pasta. Doch kam es hinterher deshalb noch zu sehr unerquicklichen Auseinandersetzungen zwischen der Signorie und dem Minister des Auswärtigen Ludwig's XIV., Herrn von Croissy. Da

1) Garzoni, p. 451—472. Mit der Flotte zugleich, heißt es hier am Ende, seien 2000 Griechen abgezogen, „i quali e per scuotere il giogo, e per sottrarsi allo sdegno che provocato haveano ne' gl' Ottomani in dichiararsi costantemente divoti al Veneto nome, passarono in Morea ad abitarvi con le famiglie." Und noch ausführlicher Contarini a. a. O., p. 335—351.

indeſſen die Originale der Briefe, welche der Conſul in der Sache mit dem venetianiſchen Befehlshaber gewechſelt haben ſollte, nicht mehr aufzutreiben waren, konnte weiter nicht gegen ihn verfahren werden. Die franzöſiſche Regierung hielt es nur für eine der Signorie ſchuldige Genugthuung, daß ſie den genannten Conſul bald darauf ſeines Poſtens enthob [1]).

Zum Glück hatten mittlerweile die Dinge in Morea doch eine günſtigere Wendung genommen, als man in der erſten Beſtürzung befürchtet hatte. Allerdings war der Mainotenhäuptling Liberacchi, welcher ſich gegen den Seraskier gerühmt hatte, in der Halbinſel bedeutenden Einfluß und ſo gewichtige geheime Verbindungen zu beſitzen, daß es ihm ein Leichtes ſein werde, die Venetianer wieder gänzlich daraus zu vertreiben [2]), kurz nach dem Abzuge der Flotte gegen Canea hin aus ſeinem Lager bei Megara mit 5000 M. nach den Verſchanzungen am Iſthmus aufgebrochen. Die ſchwache aus Griechen beſtehende Beſatzung derſelben hatte gleich auf den erſten Anlauf die Flucht ergriffen, und auch die venetianiſche Reiterei, welche ſich dem hereinbrechenden Feinde muthvoll entgegengeworfen hatte, wurde in einem mörderiſchen Gefechte mit anſehnlichem Verluſte an Todten und Verwundeten auseinandergeſprengt. Sie rettete ſich in wilder Flucht nach Napoli di Romania, während der Provveditore Marino Michele, welcher dem überlegenen Feinde nicht mehr in offenem Felde die Spitze zu bieten wagte, mit Allem, was er an Truppen noch bei ſich hatte, etwa 3000 M., hinter den ſtarken Mauern der ſchwer zugänglichen Felſenburg Akrokorinth eine ſichere Zuflucht ſuchte.

Dahin wandte daher auch Liberacchi zuerſt ſeine Waffen. Der nur mit einer ſchwachen Mauer umgebene und von den Einwohnern verlaſſene Burgflecken Korinth wurde ohne weiteres beſetzt und in Aſche gelegt. Gegen die unüberwindliche Feſtung aber konnte man, obgleich der Seraskier ſelbſt dem

1) Garzoni, p. 482 fg.

2) Derſelbe, p. 473: „Sperava intelligenze nel Regno e dalle intelligenze la mano ò à raquistarlo tutto od à piantarvi si fermamente il piede, che à sveglierlo il braccio Veneto non valesse.“

Liberacchi mit 5000 M. frischer Truppen auf dem Fuße gefolgt war, da man kein Geschütz bei sich hatte, nichts ausrichten. Auch der Versuch, die Burg dadurch zur Übergabe zu zwingen, daß man ihr das aus einer 400 Schritte entfernten Quelle ihr zufließende Wasser abschneiden wollte, blieb ohne Folgen. Der Seraskier rächte sich dafür mit deste zügelloserer Wuth an dem offenen Lande. Bis nach Argos, welches gleichfalls in Asche gelegt wurde, und bis unter die Mauern von Napoli di Romania wurde Alles mit Feuer und Schwert in eine Wüste verwandelt. Schon waren die osmanischen Renner im Begriff, auch die nach Vostizza, Patras, Kalavrita und Tripolizza führenden Gebirgspässe zu durchbrechen, als die Nachricht, daß die venetianische Flotte von Canea her in den Gewässern von Malvasia und Napoli di Romania sichtbar geworden sei, den Seraskier veranlaßte, die Belagerung von Akrokorinth bereits nach 17 Tagen wieder aufzuheben und seine Truppen in aller Eile über den Isthmus zurückzuziehen. Denn er fürchtete, daß ihm der General-Capitän an der Landenge den Rückzug abschneiden möchte; und dann wäre er unfehlbar verloren gewesen, zumal da auch die Erwartungen, welche Liberacchi in Betreff der Stimmung der Eingeborenen und seiner einflußreichen Verbindungen unter ihnen bei ihm rege gemacht hatte, keineswegs in Erfüllung gingen [1]). Die griechische Bevölkerung hatte sich mit ihm auf gar nichts eingelassen, sondern bei Annäherung des Feindes ihr Heil in der Flucht nach den Gebirgen gesucht. Deshalb hatte der Seraskier dieses Mal auch nur wenige Gefangene mit hinweggeschleppt. Durch Steuererleichterung und reichliche Unterstützung bei dem Wiederaufbau ihrer zerstörten Städte und Dörfer und der Bestellung der verwüsteten Felder suchte die Signorie den zurückgekehrten Bewohnern der von diesem Osmanensturm heim-

1) Garzoni, p. 171—178. „La cagione dell' uscita dal Regno fù", heißt es da, „rintracciata e supposita per discordia in mancare i frutti delle rivolte da Liberacchi promesse, e per il dubbio, che restituendosi improvisamente l'Armata navale non havesse con lo sbarco allo stretto impedito loro il ritorno."

gesuchten Landstriche die tief geschlagenen Wunden nach Kräften wieder zu heilen [1]).

Auch der Angriff, welchen der Seraskier noch in demselben Jahre auf Lepanto machte, wurde glücklich abgeschlagen. Zu Anfang des Octobers erschien der Pascha von Joannina, Chalil, mit 6000 M. unter den Mauern dieser Küstenfestung, und begann, nachdem der Provveditore Marco Veniero die an ihn gerichtete Aufforderung zu freiwilliger Übergabe standhaft zurückgewiesen hatte, sofort die regelmäßige Belagerung. Sie war schon ziemlich weit vorgeschritten, als der General-Provveditore der Inseln Vendramino, der General-Capitän Mocenigo und der Provveditore von Patras Francesco Faliero dem bedrängten Platze mit Allem, was ihnen an Truppen zu Gebote stand, zu Hülfe kamen. Es gelang ihnen, die Besatzung mit einigen Tausend Mann zu verstärken, während sie vom Meere her den Belagerern mit dem Feuer ihrer Schiffe so arg zusetzten, daß sie die Laufgräben verlassen mußten. Ein kühner Ausfall der Besatzung vollendete die Niederlage des Feindes, welcher sich mit dem Verluste von mehr denn 1000 M. und einem bedeutenden Vorrath an Waffen, Rüstzeug und Proviant, welcher den Siegern in die Hände fiel, auf seine Standquartiere zwischen Theben und Megara zurückzog [2]).

Groß waren die Erwartungen, womit, nach diesen Erfolgen, von Seiten der Signorie der Feldzug des nächsten Jahres begonnen wurde. Nach einigem Zögern entschloß sich der 74jährige Doge Francesco Morosini, der Held des Jahrhunderts, wie ihn Kaiser Leopold zu nennen pflegte, selbst noch einmal als General-Capitän an die Spitze der bewaffneten Macht der Republik zu treten. Es erhoben sich freilich nicht wenige Stimmen gegen diese Vereinigung der höchsten bürgerlichen Würde mit der obersten Militärgewalt; die Masse des Volkes aber, auf welche Morosini's Name noch immer seinen Zauber übte, begrüßte die Wahl mit unbeschreiblichem Jubel, der selbst an den Höfen der fremden

1) Garzoni, p. 479.

2) Derselbe, p. 479—481. Contarini, T. II, p. 352—355.

Mächte, welche davon förmlich in Kenntniß gesetzt wurden, einen ermuthigenden Widerhall fand [1]).

Auch die Opferwilligkeit der Unterthanen der Signorie entsprach dieses Mal der hoffnungsreichen Begeisterung des Volkes. Die Städte des Festlandes schickten 100,000 Ducaten als freiwillige Beisteuer zur Kriegskasse ein, und selbst die drei Inseln Corfu, Cephalonia und Zante thaten in gleicher Weise, was ihre Kräfte erlaubten. Der Auszug und die
1693 Einschiffung des greisen Dogen geschah zu Ende Mai 1693 mit alle dem Prunke und der Feierlichkeit, welche an die glänzendsten und ruhmreichsten Zeiten der Republik erinnerten. Um in dieser Beziehung nichts zu versäumen, hielt man sich genau an das Ceremoniel, welches beobachtet worden war, als sich vor 230 Jahren, im J. 1464, der Doge Cristoforo Moro nach Ancona eingeschifft hatte, um an dem Kreuzzuge des Papstes Pius II. gegen das osmanische Reich Theil zu nehmen [2]). Nur mochten es einige bedenkliche Köpfe auch jetzt wieder nicht ertragen, daß der Doge, mit dem Commandostab in der Rechten und von bewaffneten Schaaren umgeben, über den mit Triumphbogen geschmückten St. Marcusplatz nach dem Bucentaure zog. Das gefährde die Freiheit, meinten sie, über die man, wie über den Augapfel wachen müsse; nicht so sei Henrico Dandolo ausgezogen, als er Constantinopel erobert, ein kleines Kreuz sei die einzige Waffe gewesen, die er damals in seiner Rechten geführt [3]). Leider glich dieser letzte Feldzug Morosini's auch in seinen

1) Garzoni, p. 502: „Ne può darsi à credere quanta l'esultanza, quanti gli applausi al pregio del Principe, quanti alla prudenza del Senato per l'impulso e quanti auguri di felicità i conceputi, e sparsi..... e ciascuno de' Principi tesse laudi alla Repubblica per la prudente scelta, ed al Doge per l'assenso prestato, celebrandolo tutti un illustre Capetano, e dall'Imperadore Leopoldo chiamato Eroe del Secolo presente." Contarini a. a. O., p. 387 theilt die Rede mit, welche Morosini bei Gelegenheit seiner Wahl im Rathe der Pregadi hielt.

2) Vgl. Bd. II, S. 287 u. 292.

3) Garzoni, p. 504 gibt eine genaue Beschreibung des damals beobachteten Ceremoniels, wobei man sich streng an die in den Archiven aufbewahrten Vorschriften aus dem Jahre 1464 hielt.

Resultaten mehr dem verunglückten Kreuzzuge Pius' II., als dem durch die glänzendsten Siege und Eroberungen verewigten Heerzuge des Dogen Henrico Dandolo.

Erst zu Ende des Monats Juni traf Morosini bei der vor Malvasia liegenden Flotte ein und übernahm den Oberbefehl aus den Händen des General-Capitäns Domenico Mocenigo. Wie gern hätte er auch jetzt noch Alles daran gesetzt, um seinen Lieblingsgedanken, die Eroberung von Negroponte, noch vor seinem Ende zu verwirklichen! „Sterbend", meint Francesco Muazzo, einer der Capitäne welche mit ihm den Ruhm und die Beschwerden dieses Krieges getheilt hatten, „mit seinem letzten Athemzuge würde er es angegriffen haben" [1]). Allein auch jetzt reichten die ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte dazu nicht aus. Der größte Theil derselben mußte abermals dazu verwendet werden, den Isthmus zu decken, welchen der Seraskier von Theben her noch immer mit 15,000 M. bedrohete. Morosini selbst unternahm nur, nachdem er für eine bessere Vertheidigung der Inseln Ägina, Coluri (Salamis), Hydra und Spezzia gesorgt hatte, einen völlig nutzlosen Streifzug nach dem Archipel. Es gelang ihm weder das reich beladene Caravanengeschwader auf dem Wege von Alexandrien nach Smyrna aufzuheben, noch den Kapudan-Pascha aus dem Hafen von Chios zum Kampfe auf offener See herauszulocken. Krank und lebenssatt kehrte er im Herbste nach Napoli di Romania zurück, wo er den Winter damit hinbrachte, die Festungswerke dieses wichtigen Platzes und die Verschanzungen am Isthmus noch möglichst zu verstärken.

Gegen Negroponte hoffte er sich mit desto größerem Erfolge im nächsten Jahre versuchen zu können, sobald er die dazu nöthigen Verstärkungen erhalten haben würde. Es war ihm jedoch nicht beschieden, diesen letzten und sehnlichsten Wunsch seines Herzens erfüllt zu sehen. Gebrochenen Geistes benachrichtigte er die Signorie, unter der Versicherung der

1) In seinem handschriftlichen Werke „Guerra della Morea dal 1684 sin al 1696" bei Ranke, „Die Venezianer in Morea 1685—1715" (Historisch-politische Zeitschrift, Bd. II, S. 129. Berlin 1833—1836).

unerschütterlichsten Treue und Ergebenheit im Dienste des Vaterlandes bis zum letzten Athemzuge, selbst schon vor Ausgang des Jahres von seinem herannahenden Ende. Er ver-
1694 schied am 6. Januar 1694 zu Napoli di Romania im 76. Jahre seines Alters. Sein Herz wurde unter allgemeiner Trauer mit den gebührenden Feierlichkeiten in der Kirche des heiligen Antonius zu Napoli beigesetzt, während bald darauf sein Leichnam nach Venedig zurückgebracht wurde, wo er in der Augustinerkirche seine endliche Ruhestatt fand [1]).

Den Oberbefehl über Heer und Flotte übernahm vorläufig der außerordentliche Provveditore der letztern Marino Michele, bis sich die Signorie über die Wahl eines neuen General-Capitäns entschieden haben würde. Sie fiel auf den General-Provveditore von Morea Antonio Zeno, indem bei dieser Gelegenheit zugleich durch einen förmlichen Beschluß festgesetzt wurde, daß diese höchste Militärgewalt der Republik fernerhin in keinem Falle mehr mit der Würde des Dogen vereiniget werden sollte. Die letztere ward dem Silvestro Valiero zu Theil. Das schwierige und mühevolle Amt des General-Provveditore von Morea erhielt, an Zeno's Stelle, Marino Michele.

Nach diesem traurigen Ausgang des Feldzugs von 1693
1694 begann auch das Jahr 1694 keineswegs unter sehr günstigen Vorbedeutungen für die Signorie. Ein großherrlicher Befehl untersagte zu Anfang desselben plötzlich allen venetianischen Kaufleuten den ferneren Zutritt zu den Häfen und Handelsplätzen des osmanischen Reiches. Selbst unter fremder befreundeter Flagge sollte es keinem venetianischen Kauffahrer mehr gestattet sein, dort einzulaufen und Geschäfte zu treiben, obgleich bis dahin, wie zur Zeit des candiotischen Krieges, ihre Schiffe noch immer unter französischer, englischer und holländischer Flagge zugelassen und geduldet worden waren. Nur durch die Vermittelung des französischen Gesandten bei der Pforte, Herrn von Castagnères, wurde ihnen eine Frist von zwei Monaten zur Regulirung ihrer Angelegenheiten ge-

1) Garzoni, p. 507—511. Contarini, p. 388—391 und 428—431.

währt. Je größer aber in Venedig die Entrüstung über diesen Schlag war, den man zum Theil — und vielleicht nicht mit Unrecht — fremden, der venetianischen Handelsmacht feindlichen Einflüssen zuschreiben zu müssen glaubte, desto mehr mußte die Signorie darauf bedacht sein, diesem heillosen Kriege durch bedeutende und entscheidende Unternehmungen ein Ende zu machen[1]).

Als eine solche galt freilich noch immer die Eroberung von Negroponte, ohne welche der Besitz von Morea keineswegs gesichert erschien. Auch hätte man dem Andenken Morosini's sicherlich kein würdigeres Denkmal setzen können, als die endliche Verwirklichung dieses seines letzten Gedankens. Allein der neue General-Capitän hielt sich, obgleich er im Frühjahre nicht unansehnliche Verstärkungen an Schiffen und Truppen erhalten hatte, dazu doch noch nicht für stark genug. Es schien ihm leichter und vortheilhafter, sich zunächst gegen die Insel Chios zu versuchen, welche damals für einen der bedeutendsten Waffenplätze der Pforte galt. Auch dagegen erklärten sich indessen im Kriegsrathe die gewichtigsten Stimmen, vorzüglich weil man im besten Falle schwerlich im Stande sein werde, eine so fern liegende Eroberung, welche die Pforte nicht so leichten Kaufes aufgeben könne, auf die Dauer zu behaupten. Zeno glaubte aber um so mehr bei seinem Vorschlage beharren zu müssen, da er in Erfahrung gebracht hatte, daß der größte Theil der Besatzung von Chios ohnlängst nach Negroponte eingeschifft worden sei, auf welches es die Venetianer — so glaubte man wenigstens auch in Constantinopel — vor Allem abgesehen hätten[2]).

Nachdem er daher für eine angemessene Vertheidigung des Isthmus gesorgt und den Seraskier durch einen Streifzug bis in die Gegend von Livadia zurückgeschreckt hatte,

1) Garzoni, p. 547, wo geradezu gesagt wird, dieser Befehl sei erlassen worden „à suggestione di chi bramava ancora più ristretta la navigazione de' Veneti, ed attratto altrove il commercio." Damit waren natürlich vorzüglich die Engländer und Franzosen gemeint.

2) Derselbe, p. 573—577. Contarini, T. II, p. 432, theilt die Verhandlungen des Kriegsrathes, welche der Expedition gegen Chios vorhergingen, ausführlich mit.

ging er zu Anfang August mit einer stattlichen Flotte von 93 größeren und kleineren Schiffen, bei welcher sich auch wieder das Hülfsgeschwader des Papstes und der Malteser befand, nach Chios hin unter Segel. An der Spitze der 8000 M. Fußvolk und 400 M. Reiterei starken Landmacht, die er am Bord hatte, stand der eben erst in venetianische Dienste getretene General Baron Heinrich von Steinau, welcher sich als Befehlshaber der kaiserlichen Artillerie in Ungarn und zuletzt als Führer der bairischen Truppen in Flandern schon vielfach bewährt hatte. Nach einer beschwerlichen durch böses Wetter und widrige Winde sehr verzögerten Überfahrt fand erst etwa einen Monat später die Landung auf der Insel in der Nähe des von der Hauptstadt nur zwei Miglien entfernten Cap Sant-Elena statt. Einige wenige Kanonenschüsse von den Galeeren aus reichten hin, die schwache türkische Küstenwache in die Flucht zu treiben, während die einheimische Bevölkerung, Griechen wie Lateiner, nachdem der erste Schrecken vorüber war, die Venetianer mit Freuden begrüßte und dem General-Capitän ihre Dienste anbot [1]).

An ernstlichen Widerstand war daher eigentlich gar nicht zu denken. Das stark befestigte mit 23 schweren Geschützen bewaffnete, aber nur von 200 M. vertheidigte Hafenschloß wurde, zugleich mit dem Arsenal und sämmtlichen im Hafen vor Anker liegenden Schiffen, so zu sagen auf den ersten Anlauf genommen; und acht Tage nach dem Beginn der Belagerung lieferte hierauf der osmanische Befehlshaber, Hasan-Pascha, des Sultans Schwiegersohn, auch die Stadt und mit ihr die ganze Insel in die Hände der Sieger. Die Besatzung und die türkischen Einwohner, etwa 5000 Köpfe, erhielten mit Waffen und Gepäck freien Abzug nach dem gegenüberliegenden Tschesme, wogegen alle Christensklaven, Mauren, Juden und Renegaten, drei vollständig ausgerüstete Galeeren und 27 andere Schiffe, die ganze Artillerie, 212 brauchbare und 67 unbrauchbare Geschütze, so

1) Garzoni, p. 581: „Non v'era, chi non professase fervida brama", heißt es da von der Stimmung der Eingebornen, „di cambiar governo, e fino da villici furono esibite le loro persone sotto l'occhio de' Turchi all' opere dell' assedio."

wie endlich die ungemein reichen Vorräthe an Waffen, Pulver, Munition und Proviant, die Beute der Venetianer blieben, welche im Ganzen kaum 200 M. verloren hatten [1]).

Erst als schon Alles vorüber war, zeigte sich die osmanische Flotte von Metelino her am Eingang des Kanals auf den Höhen der Spalmadorischen Inseln. Der General-Capitän konnte sich aber, ungeachtet des Drängens seiner Flottenführer, durchaus nicht entschließen, sie in offener See anzugreifen. Er begnügte sich, ihr blos den Kanal zu versperren und sie dann bis in den Hafen von Smyrna hinein zu verfolgen, wo es ihm jedenfalls ein Leichtes gewesen wäre, sie in den Grund zu schießen, wenn er sich nicht durch die eindringlichen Vorstellungen der dort residirenden Consuln von Frankreich, England und Holland, welche durch ein etwaiges Bombardement dieser damals äußerst blühenden Handelsstadt die Interessen des europäischen Levantehandels im höchsten Grade für gefährdet hielten, hätte bewegen lassen, unverrichteter Sache den Rückzug anzutreten [2]).

Es versteht sich von selbst, daß die Nachricht von der so schnellen und unerwarteten Einnahme der Insel Chios, worüber Antonio Zeno selbst einen glänzenden Bericht an die Signorie erstattete [3]), nicht nur in Venedig, sondern auch bei den verbündeten Mächten mit dem größten Jubel aufgenommen wurde. Sie wurde als eins der wichtigsten und folgereichsten Ereignisse in diesem langwierigen Kriege überall durch Dankfeste, Freudenfeuer und Glockengeläute verherrlichet. Die Signorie glaubte nur einen Act schuldiger Dankbarkeit zu vollziehen, wenn sie dem General-Capitän die Ritterwürde und dem General Steinau einen kostbaren mit Diamanten reich besetzten Degen votirte. Bald aber machte die erste Begeisterung der ruhigen Überlegung und sehr ernsten Be-

1) Garzoni, p. 581—585. Contarini, p. 439—442.

2) Garzoni, p. 586—590.

3) Er befindet sich noch handschriftlich in den Archiven von Venedig, wo ihn Ranke aufgefunden und dann bei seiner Abhandlung: „Die Venezianer in Morea" a. a. O. S. 429 benutzt hat. Er beginnt mit den Worten: „A piedi del reggio trono di V^ra S^tà presento il dominio di ampia, fruttifera e popolata isola."

denken Platz. Nicht ohne Grund erinnerte man an das Schicksal von Tenedos und Lemnos, welche man während des letzten Krieges, im J. 1656, kaum einige Monate zu halten im Stande gewesen sei. Wie solle man denn jetzt mit den vorhandenen Mitteln neben Morea auch noch Chios behaupten, dessen Besitz für die Pforte viel zu wichtig sei, als daß sie nicht alle ihre Kräfte daran setzen werde, um es wiederzugewinnen. Jedenfalls wäre es, meinte man, weit vortheilhafter für die Republik gewesen, wenn man die Flotte des Kapudan-Pascha in offener See angegriffen und, wo möglich, vernichtet hätte; dann wäre man doch wenigstens Herr des Archipel geblieben, hätte den Feind bis in seine Hauptstadt bedrohen und ihn zu desto günstigeren Friedensbedingungen zwingen können.

In diesem Sinne erhoben sich nun viele Stimmen, welche dem General-Capitän ein Verbrechen daraus machen wollten, daß er eine so günstige Gelegenheit ungenutzt habe vorübergehen lassen, und namentlich den eigennützigen Vorstellungen der Consuln zu Smyrna viel zu leicht nachgegeben habe; dafür müsse man ihn sofort zu gebührender Rechenschaft ziehen. Und allerdings schien der weitere Verlauf der Dinge dergleichen Besorgnisse und Anklagen nur zu sehr zu rechtfertigen. Denn noch war der Jubel über die Einnahme von Chios nicht verklungen, als man durch die unerfreuliche Botschaft aufgeschreckt wurde, daß der Seraskier, auf ausdrücklichen Befehl der Pforte, abermals über den Isthmus in Morea eingebrochen sei und seine verheerenden Streifzüge schon wieder bis in die Gegend von Argos erstreckt habe. Zum Glück hatte er es indessen für gut befunden, auch dieses Mal nach einem hitzigen Reitergefecht bei dem Dorfe Petri so schnell wie möglich den Rückzug anzutreten. Denn schon waren die Rettoren von Napoli di Romania, Achaja und Laconien mit ihren Truppen gegen die Landenge von Korinth in Anmarsch, um ihm dort den Weg zu versperren, und auch der General-Capitän hatte sich beeilt, von seiner Flotte zehn Galeeren zurückzuschicken, welche im Nothfalle die Besatzung am Isthmus mit ihrem Feuer unterstützen sollten [1]).

1) Garzoni, p. 590—596.

Sollte man nun, unter solchen Umständen, Chios sofort wieder aufgeben oder es um jeden Preis zu behaupten suchen? — Die Signorie hielt das Letztere für eine Ehrensache, zumal da auch der General-Capitän und General Steinau in ihren Berichten die zuversichtliche Hoffnung ausgesprochen hatten, daß Stadt und Insel leicht zu halten sein würden, wenn man es nur nicht an den nöthigen Unterstützungen von Seiten der Mutterstadt fehlen lassen wolle. Es wurde also bereits zu Ende des Monats October ein ansehnliches Transportgeschwader mit Geld, Waffen, Munition, Mundvorrath und Rüstzeug aller Art, unter den Befehlen des Bartolomeo Ruzini, nach Chios abgefertiget. Kaum hatte es aber die Lagunen verlassen, als es von den Herbststürmen theils nach Dalmatien, theils nach Unteritalien verschlagen wurde, wo es nothgedrungen in den Häfen von Brindisi und Otranto überwintern mußte. Ehe daher nur ein einziges Schiff den Archipel erreicht hatte, war Chios schon wieder in den Händen der Osmanen.

Denn, wie zu erwarten war, hatte in Constantinopel seit langer Zeit nichts einen so peinlichen Eindruck gemacht, wie der Verlust dieser reichen und blühenden Insel, welche vorzüglich auch noch als Zwischenstation für die Zufuhr aus Ägypten nach der Hauptstadt von hoher Wichtigkeit war. Noch während des Winters — so wollte es durchaus der schon tödtlich krank darniederliegende Sultan Ahmed II. — sollte Alles aufgeboten werden, um die Venetianer wieder so schnell wie möglich von dort zu vertreiben [1]). Auch verließ der neu ernannte Kapudan-Pascha Hussein, welchem als die eigentliche Seele des Unternehmens der berüchtigte Corsarenführer von Algier Hasan Mezzomorto zur Seite stand, bereits in den ersten Tagen des November mit 20 Linienschiffen und 24 Galeeren die Dardanellen, um ohne Aufenthalt auf Chios loszugehen; gleichzeitig erhielt der Seraskier, Gendsch Mohammed-Pascha, Befehl, sich unverzüglich nach Tschesme zu verfügen und dort aus den benachbarten

1) Garzoni, p. 620: „In Costantinopoli niun voto era più ardente, niun consiglio più infiammato, niuna impresa conosciuta più necessaria, che volgere le armi a Scio e riunirla all' Imperio."

Landschaften Kleinasiens, namentlich aus den Sandschaks Sfaruchan, Aidin, Mentesche, Biga, Chudawendkiar, Karasi, Kastemuni, Boli u. s. w., alle waffenfähige Mannschaft zu einem Truppencorps zusammenzuziehen, welches mindestens bis auf 100,000 M. gebracht werden sollte. Selbst die bereits entlassenen Janitscharen, die Veteranen und Invaliden, sollten ebenso wieder eingestellt werden, wie die Rekruten und die Soldatenkinder, welche kaum noch im Stande waren, die Waffen zu tragen. Sobald dann die Flotte in den Kanal von Chios eingelaufen sein würde, sollten auch diese Truppen auf die Insel übergesetzt werden, um sie nicht eher zu verlassen, als bis ihr Besitz völlig gesichert wäre.

Unter diesen Vorbereitungen vergingen indessen die ersten Wintermonate, welche der Kapudan-Pascha im Hafen von Smyrna zubrachte, wo er seine Bemannung vorzüglich noch durch das Schiffsvolk von den dort vor Anker liegenden englischen und holländischen Kauffahrern verstärkte, welches halb gezwungen halb freiwillig für hohen Sold in seine
1695 Dienste trat. Erst zu Anfang des Februars 1695 lichtete er wieder die Anker, um mit Gewalt in den Kanal von Chios einzudringen. Misvergnügte Griechen, welchen das Regiment der Signorie nun schon deshalb verhaßt war, weil sie fürchteten, daß es damit auf nichts Geringeres abgesehen sei, als die gänzliche Vernichtung ihres väterlichen Glaubens und die unbeschränkte Einführung des römisch-katholischen Cultus durch den Erzbischof von Naxos, welcher die Flotte des General-Capitäns gleichsam als Legat des Papstes begleitet hatte, sollen dem Kapudan-Pascha selbst die Carnevalszeit als den geeignetsten Zeitpunkt bezeichnet haben, wo ein Angriff auf die Insel mit Erfolg versucht werden könne. Denn dann werde das verweichlichte, ohnehin schon in Wohlleben versunkene venetianische Kriegsvolk, unter dem Rausche der Feste, sehr wenig Lust haben, die Waffen zu ergreifen, und daß von den Griechen, denen die Herrschaft der Osmanen noch immer lieber sei, als die Tyrannei dieser Latiner, kein ernster Widerstand geleistet werden würde, verstehe sich von selbst [1]).

1) Garzoni. p. 622: „Vivevano molti Greci dell' Isola, ben-

Es scheint, daß der Kapudan-Pascha solchen Einflüsterungen Gehör gab. Bereits am 8. Februar erschien er mit seiner ganzen Flotte auf den Höhen der Spalmadoren, fand aber den General-Capitän nun doch nicht so unvorbereitet, wie er vielleicht erwartet haben mochte. Denn dieser hatte nicht nur während des Winters, so weit seine Kräfte und Mittel reichten, für die Verstärkung und Erweiterung der Festungswerke der Hauptstadt gesorgt, sondern auch beständig ein ansehnliches Beobachtungsgeschwader am Eingange des Kanals unterhalten, wo es wenigstens dem ersten Anlaufe des Feindes Trotz bieten konnte. Jetzt eilte er nun, auf die Signale von dem Erscheinen der feindlichen Armata, mit dem Reste seiner Flotte selbst nach den Spalmadoren, und nahm gleich am folgenden Tage, am 9. Februar, die Schlacht an, welche ihm der Kapudan-Pascha mit ungefähr gleichen Streitkräften bot. Sie war äußerst hartnäckig und blutig, endigte aber nicht zum Vortheile der Venetianer. Sie verloren drei ihrer größten und schönsten Schiffe und ihre besten Capitäne mit einer Bemannung von mehr als 1500 M. Aber auch die Verluste der Osmanen waren so empfindlich, daß es der Kapudan-Pascha nicht wagen konnte, sofort in den Kanal einzulaufen und die Insel anzugreifen. Er zog sich am Abend nach dem Hafen von Egriliman zurück, während der General-Capitän abermals seine Station bei den Spalmadoren einnahm [1]).

Erst zehn Tage später, am 18. Februar, erneuerte sich der Kampf mit gleicher Heftigkeit und noch größerem Misgeschick für die Venetianer. Der Übermacht des Feindes, welcher die erlittenen Verluste schnell wieder ersetzt hatte, vermochten freilich die wenigen noch brauchbaren Schiffe derselben nicht mehr auf die Dauer die Spitze zu bieten. Mit

che con amore e cortesia trattati, più propensi al dominio Maomettano, che al Cattolico; di che cercandone la cagione fù detto essere rimasti assai mal impressi alla comparsa del Vescovo di Nissia con l'Armata Veneta per sospetto, ch' egli fatto strumento del Papa, contro del quale nutriscono l'animo avverso havesse instigato la deliberazione dell' acquisto."

1) Daselbst, p. 622—628.

wahrem Heldenmuthe hielten sie zwar den ganzen Tag über den Kampf aus, sie waren aber nicht mehr stark genug, ihre Stellung am Eingange des Kanals noch länger zu behaupten. Schon in der nächsten Nacht mußte sich der General-Capitän mit dem Reste seiner Schiffe nach Chios zurückziehen. Wie hätte man aber auch da dem mächtigen Feinde nun noch erfolgreichen Widerstand leisten sollen? — In einem am Morgen des 20. Februar abgehaltenen Kriegsrathe war man bald darüber einig, daß gar nichts mehr übrig bleibe, als Stadt und Insel so schnell wie möglich zu verlassen. Denn Chios und Morea könne man in keinem Falle zu gleicher Zeit halten, und da sei es immer besser, jenes preiszugeben, um dieses und den Rest der Flotte zu retten. Nur wollte man vor dem Abzuge noch die vorhandenen Vorräthe an Munition zerstören, die Geschütze vernageln und die Festungswerke schleifen [1]).

Entsetzlich war die Bestürzung über diesen Beschluß vorzüglich unter den Einwohnern katholischen Glaubens, welche sich auf diese Weise geradezu der fürchterlichsten Rache der Osmanen preisgegeben sahen. Vergeblich bot der Provveditore Giustino Riva, ein Mann von seltener Entschlossenheit, noch bis zum letzten Augenblicke Alles auf, um ihn wieder rückgängig zu machen. So, meinte er, dürfe man nicht gleich Alles verloren geben; noch sei die Lage keineswegs ganz verzweifelt; man habe noch Geld genug, um die Truppen zu bezahlen, und könne auf den Beistand einer ergebenen Bevölkerung rechnen; 600 Bauern katholischen Glaubens seien bereit, die Besatzung zu verstärken und ihr Leben für den Ruhm der Signorie und die Freiheit der Insel einzusetzen; er selbst sei entschlossen, die Festung bis aufs Äußerste auf seine Kosten zu vertheidigen. Dazu war es nun aber schon viel zu spät. Unter Jammern und Wehklagen drängte sich die ganze katholische Bevölkerung nach den venetianischen Schiffen,

1) „Non tenere forze sì abbondanti", so lautete der endliche Beschluß des Kriegsrathes, „da custodire l'Isola di Scio e la Morea, che s'intendeva minacciata; la prudenza chiamare al mantenimento del Regno, come più importante e con esso preservare l'Armata." Garzoni, p. 629.

wo sie natürlich nur zum kleinsten Theile ein Unterkommen fand. Bereits am Abend des 21. lichteten sie in aller Eile die Anker. Kurz vor der Abfahrt waren noch die Festungswerke und die Magazine in Brand gesteckt worden. Die Venetianer hatten aber kaum den Hafen verlassen, als die Griechen herbeieilten und das Feuer löschten. So wurde der ganze reiche Vorrath an Waffen, Geschütz, Munition, Rüstzeug und Proviant, den man, nebst einigen Hundert Pferden, zurücklassen mußte, fast unversehrt die leichte Beute der Osmanen. Ebenso das einzige große Transportschiff, welches, mit Geschütz und Waffen beladen, in der allgemeinen Verwirrung auf den Hafendamm rannte und nicht wieder flott gemacht werden konnte.

Schon hatte die venetianische Flotte auf dem Wege nach Napoli di Romania glücklich die hohe See erreicht, als der Kapudan-Pascha in den Kanal einlief und, von den Griechen mit Jubel empfangen, ohne den geringsten Widerstand von Stadt und Insel Besitz nahm. Über die unglücklichen Bekenner des katholischen Glaubens, die Freunde der Venetianer, erging nun ein schweres Strafgericht. Vier der vornehmsten Einwohner dieses Bekenntnisses wurden sofort hingerichtet und aller ihrer Güter beraubt. Römischer Cultus sollte überhaupt fernerhin auf der Insel gar nicht mehr geduldet werden. Wer Christ bleiben wollte, mußte sich zur griechischen Religion bekennen. Die katholische Kathedrale wurde in eine Moschee verwandelt; und alle übrige Kirchen der Latiner verloren ihre Privilegien und ihre Einkünfte, wurden geschlossen oder dem Boden gleich gemacht. Nur die wenigen Familien, welche noch glücklich nach den venetianischen Schiffen entkommen waren und dann in Morea, in der Gegend von Modon, angesiedelt wurden, im Ganzen kaum 500 Köpfe, entgingen diesem Verhängniß [1]).

In Venedig, wo man schon längst über das Schicksal der Insel in der peinlichsten Besorgniß geschwebt hatte, wurde die Nachricht von dem gänzlichen Verluste derselben zwar mit Schmerzen, aber nicht ohne Fassung vernommen. Erst nach

1) Garzoni, p. 630—632.

längeren Verhandlungen im Rathe der Pregadi entschloß man sich, um der öffentlichen Stimme gerecht zu werden, den unglücklichen General-Capitän Antonio Zeno abzuberufen und ihn zugleich mit den beiden Provveditoren der Flotte, Pietro Quirini und Carlo Pisani, und einer Anzahl Schiffscapitäne vor Gericht zu stellen. Zeno und Quirini starben, noch ehe der Richterspruch erfolgt war, vor Gram im Gefängniß. Die Übrigen wurden, nach längerer Haft, als unschuldig, frei gesprochen [1]).

Alessandro Molino ward ausersehen, als General-Capitän nun fernerhin die Ehre der venetianischen Flagge aufrecht zu erhalten. Selbst ein ausgezeichneter Seemann, fand er indessen jetzt an dem in Folge seiner in den Gefechten bei den Spalmadoren bewiesenen Tapferkeit und Umsicht zum Kapudan-Pascha erhobenen Corsaren Hasan Mezzomorto einen völlig ebenbürtigen Gegner. Daher blieb auch der Seekrieg, bei schweren Opfern und unter wechselndem Glücke, in den nächsten Jahren fast gänzlich resultatlos und vermehrte weder die Macht noch den Ruhm der Signorie. Am wenigsten war an eine Wiedereroberung der Insel Chios
1695 zu denken. In einigen Gefechten, welche noch im Jahre 1695 in der Nähe derselben stattfanden, behielt Molino am Ende zwar die Oberhand, in den folgenden Jahren blieb er aber fast durchgängig im Nachtheil. Man mußte es noch als ein
1696 Glück betrachten, daß es im Jahre 1696 gelang, Mezzomorto, welcher es vorzüglich auf die Insel Tine und dann wahrscheinlich auf eine Landung in Morea abgesehen hatte, nach einem heftigen Zusammenstoß auf den Höhen der Insel Andros, zum Rückzug nach den Dardanellen zu nöthigen.
1697 Dort wollte ihm Molino im nächsten Jahre die Spitze bieten; er erlitt aber unweit der Insel Lemnos eine empfindliche Niederlage und mußte sich mit ansehnlichem Verluste nach Andros zurückziehen. Und endlich blieb es bei einem

1) Garzoni, p. 633—638, wo die Reden, welche damals für und gegen Zeno gehalten wurden, im Wesentlichen gegeben werden. Pietro Garzoni, der Geschichtschreiber dieses Krieges, dem wir hier folgen, trat selbst als einer seiner entschiedensten Gegner auf und trug namentlich dazu bei, daß die Anklage beschlossen wurde.

Seegefecht, welches noch im Jahre 1698, als die Friedens- 1698
verhandlungen schon im vollen Gange waren, zwischen demselben Kapudan-Pascha und Molino's Nachfolger, Giacomo Cornaro, in der Nähe der Insel Mithlene stattfand, mindestens sehr zweifelhaft, ob der Preis des Sieges dem Halbmonde oder dem Paniere von St. Marco gebühre [1]).

Man hatte ja in dieser ganzen Zeit überhaupt schon genug zu thun, nur Morea zu erhalten, welches nun auch vom Meere her durch Mezzomorto bedroht wurde, während der Seraskier zu Lande seine Streifzüge von Theben aus noch jedes Jahr fast bis in das Herz der Halbinsel erneuerte. Denn es hatte der Signorie noch immer nicht gelingen wollen, für eine wirksame und nachhaltige Vertheidigung des Isthmus zu sorgen. Es fehlte dazu sowohl an Truppen, wie an den zur Anlage tüchtiger Festungswerke nöthigen Mitteln. Im Jahre 1695 war daher Liberacchi mit seinen Banden 1695
schon wieder ungehindert bis in die Gegend von Tripolizza und Leondari vorgedrungen, während der Seraskier selbst abermals Argos bedrängte. Allein General Steinau und der General-Proveditore von Morea Agostino Sagredo setzten ihm bei dem zwischen dieser Stadt und Napoli di Romania liegenden Burgflecken Paläocastro mit ihren geringen Streitkräften so arg zu, daß er mit ansehnlichem Verluste — 700 Todte, 400 Verwundete und 200 Gefangene, welche ihm zugleich mit einem beträchtlichen Vorrathe von Proviant, Schlachtvieh und Gepäck von den nachjagenden Albanesern abgenommen wurden — über die Landenge zurückgehen mußte [2]).

Jetzt erst dachte man ernstlich an eine bessere Vertheidigung des Isthmus. Zu einem durchgreifenden Befestigungssystem, wozu einer der ausgezeichnetsten Ingenieure im Dienste der Republik, Sigismondo Alberghetti, schon den Plan entworfen hatte, konnte man sich indessen, der bedeutenden Kosten wegen,

1) Garzoni, welcher im J. 1696 selbst beauftragt war, die mislichen Verhältnisse der Flotte im Archipel als Inquisitore einer strengen Prüfung zu unterwerfen (p. 696) schildert alle diese Seegefechte in den letzten Jahren des Krieges mit der größten Ausführlichkeit: p. 644—648; 691—695; 748—759, und 775—779.

2) Derselbe, p. 639—644.

noch nicht entschließen. Man mußte sich, auf den Rath des Generals Steinau, damit begnügen, die Hauptpässe durch die Anlage einer Anzahl von starken Wachthürmen und Redouten
1696 zu decken, welche zum größten Theile im J. 1696 zur Ausführung kamen. Zugleich ließ es sich General Steinau nun besonders angelegen sein, dort immer eine starke stehende Besatzung zu unterhalten, wozu auch wieder einmal einige deutsche Regimenter herangezogen wurden. In der Hauptsache, scheint es, entsprach dieses interimistische Vertheidigungssystem seinem Zwecke. Wenigstens wagte sich der Seraskier in den zwei nächsten Jahren mit seinen Rennern nicht über Megara hinaus, von wo er sich, sobald sich nur die venetianischen Truppen sehen ließen, immer sogleich wieder nach Theben zurückzog [1]).

Auch insofern war diese entschlossenere Haltung der Venetianer an der Landenge von Korinth von günstiger Wirkung, als sich nun endlich der Mainoten-Bey Liberacchi für die Signorie erklärte und ihr seine Dienste anbot. Der General-Capitän Molino ließ sich mit ihm im Jahre 1696 deshalb in geheime Unterhandlungen ein. Die Bedingungen seines Übertritts waren schnell festgestellt und wurden ohne Bedenken gewährt. Er verlangte für sich die Ritterwürde von San Marco, ein standesgemäßes Einkommen und eine angemessene Befehlshaberstelle im Heere der Republik, sowie für 15 Personen seines Gefolges Schutz und Unterhalt. Auch sollte ihm der General-Capitän bei seiner Flucht möglichst behülflich sein. Die letztere wurde leicht bewerkstelliget. Unter dem Vorwande eines Einfalls in das Gebiet von Lepanto näherte er sich eines Tages dem Ufer, wo zwei venetianische Galeeren bereit lagen, welche ihn mit 30 Personen, unter denen sich sein eigener Bruder Georg befand, ohne weiteres aufnahmen und nach dem gegenüberliegenden Gestade der Halbinsel in Sicherheit brachten. Sobald man ihn aber so einmal in seiner Gewalt hatte, wollte man ihm doch nicht recht trauen. Man gab ihm Schuld, daß er fortwährend

1) Garzoni, p. 687 fg., wo das Nähere über die damalige Befestigung des Isthmus gegeben wird; dann noch p. 754 und 775.

mit dem Feinde in geheimen verrätherischen Verbindungen stehe. Nachdem man ihn daher eine Zeit lang zu Napoli di Romania unter strenger Aufsicht in ehrenvoller Gefangenschaft hingehalten hatte, fand es die Signorie für gerathen, ihn sammt seinem Bruder nach Venedig abführen zu lassen, von wo er selbst sofort als Staatsgefangener nach der Citadelle von Brescia gebracht wurde, während sein Bruder in den Kasematten der Festung Palma so zu sagen lebendig begraben wurde. Nach sechsjährigen schweren Leiden nahm sich dieser dort aus Verzweiflung selbst das Leben; Liberacchi aber schmachtete bis ans Ende seiner Tage in den Gefängnissen von Brescia. So wollte es damals die unerbittliche Staatsklugheit der Signorie [1]).

Glücklicher und in seinen Resultaten bedeutender, als der Seekrieg im Archipel, war im Ganzen genommen der gleichzeitige Landkrieg in Dalmatien und Albanien gewesen. Hier hatten die Waffen der Signorie, unterstützt von Morlachen und Albanesern, vorzüglich unter der Leitung des entschlossenen und umsichtigen General-Provveditore Daniello Delfino, gegen die osmanischen Statthalter der benachbarten Landschaften, der Herzegowina und der bosnischen und albanesischen Grenzmarken, fast durchgängig eine entschiedene Überlegenheit behauptet. Vallona, Canina, Vergovaz, Ciclut, Clobuch, Gliubuski, Gabella, Edella und eine Menge kleinerer Burgflecken und Hochwachten waren seit dem Jahre 1689 von den Venetianern nach und nach hinweggenommen worden, so daß, als man ernstlich an die Herstellung des Friedens dachte, eigentlich der ganze Küstenstrich von den nördlichen Hoch-

1) Garzoni, p. 689, geht sehr glimpflich über die Sache weg, indem er am Ende blos von Liberacchi sagt: „poscia affine di uccidere le gelosie fù chiamato à condurre il rimanente de' suoi giorni in Italia." Contarini, II, p. 536, macht dagegen aus der schmachvollen Behandlung dieser beiden Mainotenhäuptlinge, die sich auf Treue und Glauben der Signorie ergeben, gar kein Geheimniß; er sucht sie nur gewissermaßen zu rechtfertigen, indem er die beiden Gefangenen am Schlusse so charakterisirt: „Uomini fra Mainoti di grande aderenze, e di molta considerazione fra' Turchi, che li tennero lungamente per valevoli strumenti e per ottimi mezzi di sollevare à favor loro quella Provincia" (Morea).

gebirgen von Montenegro bis herab zu den Grenzen von Croatien und den Ufern der Unna, namentlich die Provinzen Zagabia, Popovo, Trebigne u. s. w., für Besitzthum der Signorie galt. Nur auf das stark befestigte Dulcigno wurde
1696 noch im Jahre 1696 ein vergeblicher Angriff versucht. Aber auch alle diese Erwerbungen waren an sich so kostspielig und ihre Erhaltung nahm die finanziellen Kräfte der Republik fortwährend in so bedeutendem Maße in Anspruch, daß man schon aus diesem Grunde in Venedig den Frieden sehnlichst wünschen mußte, und, sobald er nur auf ehrenvolle und ersprießliche Weise zu erlangen war, gern dazu die Hand bot [1]).

Ähnliche Gründe mochten endlich auch die beiden nordischen Bundesgenossen, Polen und Rußland, immer mehr von der Nothwendigkeit überzeugen, diesem langwierigen Kriege durch einen einigermaßen vortheilhaften Frieden ein Ziel zu setzen. Geldnoth und die Unfügsamkeit des Reichstags in der Bewilligung der erforderlichen Mittel hatten wenigstens König Johann (Sobiesky) längst schon verhindert, den Krieg so mit Nachdruck und Erfolg fortzuführen, wie es zum Heile der christlichen Sache und zum Ruhme seiner
1692 Nation zu wünschen gewesen wäre. Noch im Jahre 1692 sah er sich genöthigt, den päpstlichen Stuhl durch einen eigenen Abgesandten, den Jesuiten Carlo Maurizio Valla, um eine nachhaltige Geldhülfe anzusprechen. Es war aber, bei der bekannten Leere des päpstlichen Schatzes, dort auch weiter nichts zu erlangen, als eine kärgliche Subsidienzahlung von 15,000 Scudi, womit freilich nicht viel anzufangen war [2]).

1) Auch die Kriegsereignisse in Dalmatien und Albanien schildert Garzoni unter den betreffenden Jahren in großer Ausführlichkeit, p. 333, 367, 484, 514, 679, 780 u. s. w.

2) Garzoni, p. 488: „Arrivato à Roma", heißt es hier von der Sendung des Jesuiten Valla, „non potè giammai ricavare dal Papa, che il tenuissimo sussidio di quindici mila scudi, inutili le preghiere, le ragioni, e le pruove di compassionevole necessità." Und dann überhaupt über die damalige Haltung Polens, p. 603: „I dissidj e passioni interne di quella Repubblica prejudicando i mezzi alla guerra poco frutto ne traeva la Lega, e restava offuscato lo splendore della gloria già dalla Nazione giustamente acquistata." Dazu p. 652.

Zudem wirkten gegenseitiges Mistrauen und, wie es scheint, von der Pforte selbst mit Geschick genährte Eifersucht zwischen diesen beiden nordischen Mächten beständig lähmend auf ihre Operationen gegen den gemeinschaftlichen Feind zurück[1]). Es war daher nur natürlich, daß sie in der Hauptsache nach wie vor auf die alljährliche Wiederholung nutzloser Streifzüge nach Podolien, der Moldau und der Krim beschränkt blieben. Kameniek, in dessen Nähe der König im Jahre 1692 ein eigenes der Heiligen Dreieinigkeit geweihetes Fort (un Forte sotto il nome e protezione di Santa Trinità) anlegen ließ, wurde mehrere Male vergeblich berannt, und nur die Feste Soroka in der Moldau konnte von den Polen behauptet werden, welche dagegen von den bis in die Gegend von Lemberg streifenden Tataren noch fortwährend ungemein viel zu leiden hatten. Im Jahre 1695 sollen sie in Polen allein an 1695
10,000 Dörfer verheert und mehr denn 30,000 Menschen als Sklaven hinweggeschleppt haben. Daß aber der im nächsten Jahre, am 17. Juni 1696, erfolgte Tod Sobies- 1696
ky's und die neue Königswahl, welche sich über ein Jahr verzog, den Krieg gegen die Türken von dieser Seite vollends ins Stocken brachte, versteht sich von selbst, wenn auch Churfürst Friedrich August von Sachsen, welcher als König August II. den polnischen Thron bestieg, sich in seiner Wahlcapitulation ausdrücklich verpflichten mußte, mit seinen Truppen wenigstens Kameniek hinwegzunehmen. Ehe es jedoch dazu kam, waren die Friedensverhandlungen schon so weit gediehen, daß Polen der Besitz dieser wichtigen Festung auch ohne weiteres Blutvergießen vollkommen gesichert erschien[2]).

1) Darauf macht besonders Contarini, T. II, p. 308 aufmerksam: ‚Le gelosie de' Moscoviti introdotte negli animi de' Czari, eccitate loro contra la Polonia dagli Ottomani, arrestarono l'armi di quella Potenza contra i Tartari confinanti."

2) Darüber ferner Garzoni, p. 699—701 und 742 fg., und noch ausführlicher Contarini a. a. O. p. 553—564 und 607—625. Die Wahlcapitulation ging freilich gleich noch viel weiter. Außerdem, daß der Churfürst die Kronschulden, im Betrage von 10 Millionen Gulden, bezahlen sollte, wurde von ihm auch die Wiedereroberung der Ukräne und sogar der Moldau und Walachei verlangt: „che adoperasse qualunque industria per ricuperare Kaminietz, e per ristituire

Ebenso gingen in den ersten Jahren der Alleinherrschaft des Zaar Peter (seit 1689) die Unternehmungen Rußlands gegen das osmanische Reich noch nicht über die nothwendige Abwehr der Tataren und einige erfolglose Bewegungen gegen die Landenge von Perekop hinaus. Einen ernsteren und entscheidenden Charakter bekam hier der Krieg erst, als dieser weitblickende Fürst sein Auge auf die Wiedereroberung der wichtigen Festung Assow am Ausfluß des Don richtete. Jedoch war auch da der erste Versuch, welcher im Jahre
1695 1695 gemacht wurde, nicht glücklich. Vielleicht trugen die Bemühungen der Pforte, den Feldzug wo möglich noch zu hintertreiben, dazu nicht wenig bei. Denn es ist Thatsache, daß der kriegerisch gesinnte Sultan Mustafa II., welcher es damals vorzüglich auf Ungarn abgesehen hatte, den Patriarchen von Constantinopel veranlaßte, durch eine mit reichen Geschenken ausgestattete Gesandtschaft an den Patriarchen von Moskau dahin zu wirken, daß dieser den Zaar bereden möge, von diesem schwierigen Unternehmen abzustehen [1]). Anstatt aber solchen Einflüsterungen Gehör zu geben, beschleunigte und übereilte nun im Gegentheil Peter nur um so mehr seine Rüstungen.

Bereits im März des genannten Jahres waren 130,000 M. der besten Truppen mit einem Artilleriepark von 80 Feldstücken und einer entsprechenden Anzahl von Belagerungsgeschützen, unter den Befehlen der bewährtesten Generale, Alexei Ssemonowitsch Schein, Artamon Michailowitsch Golowin, dem Genfer Franz Le Fort, Peter's Freund und Günstling, und dem Schotten Patrick Gordon, welcher uns in seinem gehaltreichen Tagebuche auch über diesen Feldzug die genauesten und interessantesten Nachrichten aufbewahrt hat [2]), von Moskau aus gegen Assow hin in

l'Ukrania, la Moldavia e la Valacchia al Dominio della Polonia, la quale in caso di guerra dovesse egli soccorrere con dieci mille combattenti à proprie spese e ridurre le di lei Fortezze in vigorosa difesa."

1) Diese interessante Thatsache erfahren wir blos durch Contarini a. a. O., p. 512 fg.

2) Tagebuch des Generals Patrick Gordon. Zum erstenmale

Bewegung. Am 28. April verließ der Zaar selbst an der Spitze des preobraschenskischen Regiments seine Hauptstadt. Noch war aber für die Bedürfnisse dieses beschwerlichen Marsches und die Erfordernisse einer voraussichtlich langwierigen und mühevollen Belagerung durchaus nicht gehörig gesorgt. Die Schiffe, welche auf den Werften zu Woronesch bereit liegen sollten, um den Angriff zu Lande von der Seeseite her zu unterstützen, waren nur zum kleinsten Theile segelfertig. Es fehlte mithin auch an ausreichenden Transportmitteln für Truppen, Munition und Proviant. Eine gesicherte Zufuhr und eine angemessene Verpflegung des Heeres war unter diesen Umständen gar nicht herzustellen. Das Belagerungsgeschütz mußte zum Theil zurückgelassen werden, und auch an Munition trat bald ein empfindlicher Mangel ein, welcher um so drückender wurde, da er nicht einmal durch die Thätigkeit geschickter Ingenieure einigermaßen ersetzt werden konnte, die dem Heere gleichfalls gänzlich fehlten.

Der Marsch ging daher nur langsam und unter großen Beschwerden vorwärts. Erst zu Ende des Monats Juni wurde das ersehnte Ziel erreicht. Zwei kleine Burgen oder Kalantschi, welche etwa eine Viertelmeile oberhalb der Festung an beiden Ufern des Don gleichsam die Vorhut derselben bildeten und durch starke Ketten miteinander verbunden waren, welche die Zufuhr von dieser Seite abschneiden sollten, wurden um die Mitte Juli ohne besondere Anstrengungen genommen. Die eine wurde am 14. von den Kosaken, unter General Gordon, erstürmt, die andere räumten die Türken zwei Tage später freiwillig, mit Zurücklassung des Geschützes und der Munition. Zaar Peter, welcher überall selbstthätig und leitend eingriff, nahm seitdem hier sein Hauptquartier [1]).

Der Fortgang der Belagerung der Festung selbst, die nun zu Lande von allen Seiten berannt wurde, dagegen aus Mangel an Schiffen vom Meere her nicht eingeschlossen werden konnte, entsprach aber seiner jugendlichen Ungeduld ganz

vollständig veröffentlicht durch Dr. M. C. Posselt, St. Petersburg 1851, Bd. II, S. 515 fg., mit einem guten Plan der Festung Asow und der übrigen Anlagen an der Mündung des Don.

1) Derselbe, a. a. O. S. 573 und 576.

und gar nicht. Die kaum 6—8000 M. starke Besatzung vertheidigte sich, unter der Leitung ausgezeichneter Befehlshaber, mit ebenso viel Geschick als Heldenmuth. Dagegen mislangen fast alle Angriffe der Belagerer; ihre schlecht angelegten Minen verfehlten meistens ihre Wirkung und verursachten in der Regel weit größere Verheerungen in ihrem eigenen Lager, als an den Festungswerken [1]), und endlich wurde auch der Mangel an Munition und Lebensmitteln nur zu bald auf sehr lästige Weise fühlbar. Menschen und Vieh erlagen zu Tausenden ebenso dem Hunger und bösen Krankheiten, wie dem Feuer der Festung und den Schwertern der das Lager umschwärmenden Tataren.

Und dennoch wollte Peter die Einnahme des Platzes um jeden Preis erzwingen. Am 5. August mußte auf seinen ausdrücklichen Befehl, ungeachtet der besseren Einsicht und des Widerspruches seiner Generale, namentlich des Patrick Gordon, unter den ungünstigsten Verhältnissen ein allgemeiner Sturm ausgeführt werden, der sehr unglücklich endigte. Die Russen griffen zwar mit außerordentlicher Tapferkeit an und erstürmten zum Theil die Wälle, konnten sich aber nirgends halten. Sie wurden von den Türken, welche, wie Gordon sagt, „wie Männer voller Verzweiflung fochten", überall zurückgeworfen. Allein an Todten verlor man an diesem verhängnißvollen Tage, ohne die Offiziere, — und Gordon gibt die Zahl gewiß nicht zu hoch an — 1500 M., während den Türken der Sturm kaum 200 M. kostete.

Auch sah man in dem Kriegsrathe, welcher noch am Abend in Gegenwart des Zaaren abgehalten wurde, um sich über die weiteren Operationen zu verständigen, „nichts als zornige Blicke und traurige Gesichter [2])."

1) Unter Anderm erzählt Gordon S. 602 fg., daß noch am 16. September, wider seinen Rath, eine ungeheure Mine gesprengt wurde, die so ungeschickt angelegt war, daß bei der Explosion in den Laufgräben 30 M. getödtet und mehr als 100 M. verwundet wurden, während sie an den Werken der Festung nicht den geringsten Schaden anrichtete.

2) Gordon a. a. O., S. 587—588, und über den Verlust der Türken S. 590.

Peter wollte aber auch nach dieser entmuthigenden Erfahrung durchaus nicht eher von der Stelle weichen, als bis er Meister der Festung wäre. Er bestand, obgleich seine Generale schon jetzt für den Rückzug stimmten, mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit auf der Fortsetzung der Belagerung. Sie schleppte sich, unter unsäglichen Mühseligkeiten, so noch beinahe zwei volle Monate hindurch, ohne daß man einen Fuß breit Terrain gewonnen hätte. Eine am 14. September an drei verschiedenen Orten mit Pfeilen in die Festung hineingeschossene Aufforderung zur Übergabe in russischer und türkischer Sprache wurde nicht einmal einer Antwort gewürdiget[1]). Ein letzter Sturm, welcher am 25. September unter den Augen des Zaars zwar mit unglaublicher Bravour, aber ebenfalls ohne den geringsten Erfolg unternommen wurde, gab endlich den Ausschlag. Man mußte sich entschließen, die Belagerung, nachdem sie im Ganzen 96 Tage gedauert und mehr wie 30,000 Menschen gekostet hatte, zu Anfang October aufzuheben. Nur 3000 M. wurden als Besatzung der obenerwähnten beiden Blockhäuser oder Kalantschi am Don zurückgelassen, welche seitdem den Namen Nowoi Sergejew führten. Von hier aus konnte man die Festung während des Winters wenigstens nothdürftig blokiren. Sonst wurde der Rückzug unter den unvermeidlichen Beschwerden, wie sie die vorgerückte Jahreszeit natürlich mit sich brachte, in ziemlich guter Ordnung und ohne erhebliche Verluste bewerkstelliget. Bereits am 10. October traf Peter, nachdem er noch in Woronesch sogleich selbst die nöthigen Anordnungen für den nächsten Feldzug getroffen hatte, wieder in Moskau ein, wo er mit großen Feierlichkeiten empfangen wurde[2]).

1) Gordon a. a. O., S. 601: „Wir erwarteten, daß die Belagerten sich nachgebend zeigen würden, aber sie fanden es nicht einmal für gut, uns irgend eine Antwort zu geben."

2) Über den letzten Sturm und den endlichen Rückzug: Gordon a. a. O., S. 608 fg. Dieses Tagebuch ist auch besonders deshalb sehr werthvoll, weil die drei Feldzüge nach Assow dem umsichtigen Verfasser vielfache Gelegenheit gegeben haben, auf die specielle Topographie und die geographischen Verhältnisse jener Gegenden, welche auf allen mir bekannten Charten von Rußland, selbst den neuesten und besten,

Zaar Peter war aber sicherlich nicht dazu gemacht, sich durch diesen ersten mislungenen Versuch abschrecken zu lassen. Er wollte und mußte Assow um jeden Preis haben. Sein durchdringender Blick hatte in dessen Besitz nun einmal eine der vorzüglichsten Bürgschaften für die große Zukunft seines Reiches erkannt. Deshalb wurde auch kein Opfer gescheut, um den Erfolg des nächsten Feldzuges im voraus zu sichern. Namentlich herrschte jetzt auf den Schiffswerften von Woronesch eine ungemeine Thätigkeit. Während des Winters wurden hier nicht weniger als 30 Galeeren, 2 große Galeazzen oder Fregatten und 1000 Struſen oder Transportschiffe erbaut und vollständig ausgerüstet [1]). General Le Fort erhielt als Admiral den Oberbefehl über diese stattliche Flotte des Don, über deren Vollendung Peter, welcher sich schon
1696 im März 1696 wieder nach Woronesch begeben hatte, persönlich mit der größten Sorgfalt wachte. Dem Admiral, welcher im Seewesen noch wenig Erfahrung besaß, standen für den eigentlichen Dienst zwei ausgezeichnete Marineoffiziere, der Genueser Georg Lima, als Viceadmiral, und ein Deutscher, Karl Loser, als Contreadmiral, zur Seite.

Auch dem bei der letzten Belagerung so fühlbar gewordenen Mangel an tüchtigen Ingenieuren, geschickten Artillerieoffizieren und geübten Mineuren wurde jetzt so viel wie möglich durch fremde Kräfte abgeholfen. Der Kaiser, dem es ganz besonders daran lag, die Waffen der Osmanen durch diesen Krieg an den Ufern des Schwarzen Meeres von Ungarn und seinen Erbstaaten abzulenken, dann die Generalstaaten von Holland, und endlich vorzüglich auch der Churfürst von Brandenburg, Friedrich III., verstanden sich dazu, dem Zaaren, auf sein dringendes Ansuchen, mit einer Anzahl

wie z. B. der im J. 1855 bei Justus Perthes in Gotha erschienenen von A. Petermann, noch sehr ungenügend und mangelhaft behandelt sind, tiefer einzugehen. Er gibt darüber die schätzbarsten Notizen und Aufklärungen, deren Benutzung wir Geographen angelegentlich empfehlen zu dürfen glauben.

1) Gordon, Bd. II, S. 639 und Bd. III, S. 16, wo die interessantesten Details über die Ausrüstung dieser Schiffe gegeben werden.

tüchtiger Offiziere und geübter Mannschaften dieser Art auszuhelfen. So wurden damals von Rußland in seinen Kriegen gegen die Pforte vorzüglich deutsche und preußische Offiziere, deren Namen sich zum Theil noch erhalten haben, als Lehrmeister gebraucht, wie später, in unseren Zeiten, die Pforte sich ihrer Hülfe gegen Rußland bedient hat. Sie trafen jedoch erst bei dem Heere ein, als es schon wieder unter den Mauern von Assow stand [1]).

Denn der Zaar suchte auch dieses Mal durch möglichste Beschleunigung des Feldzugs den Gegenanstalten des Feindes zuvorzukommen. Bereits im December war der Bojar Alexei Ssemenowitsch Schein zum Oberbefehlshaber des Heers ernannt worden. Die Generale, welche dem letzten Feldzuge beigewohnt hatten, Le Fort, Golowin und Gordon, sollten ihm auch dieses Mal wieder zur Seite stehen. Peter selbst nahm natürlich an dem Feldzuge Theil und war so zu sagen die Seele desselben. Das Belagerungscorps bestand aus etwa 64,000 M. Kerntruppen; 10,000 M. mochte die Bemannung der Flotte betragen. Für Zufuhr und Verpflegung war dieses Mal durch ungeheure im voraus aufgebrachte Vorräthe vortrefflich gesorgt. Ein abgesondertes

1) Garzoni, p. 697 und Contarini, T. II, p. 514. Gordon Bd. III, S. 46 und 51 erwähnt das Eintreffen der brandenburgischen und der kaiserlichen Ingenieure, Minirer und Feuerwerker im russischen Lager vor Assow ausdrücklich respective unter dem 25. Juni und 9. Juli 1696. Unter den von dem Kaiser geschickten Offizieren befanden sich z. B. der Artillerieoberst Casimir de Garga und der Oberingenieur Baron von Borgsdorf, auch als Militärschriftsteller bekannt (Gordon S. 52 nennt ihn Baron von Borstorff), und unter den Brandenburgern werden die Ingenieure Rose und Holtzmann, sowie die Artilleristen Schuster, Kober und Gisewetter namentlich genannt. Es mag übrigens noch als ein eigenes Spiel des Zufalls bezeichnet werden, daß sich unter den deutschen Offizieren, welche damals vor Assow den Russen gegen die Türken beistanden, derselbe Name findet, welcher bei der jüngsten heldenmüthigen Vertheidigung von Silistria gegen die Russen (1854) so oft als der eines der ausgezeichnetsten preußischen Offiziere im Dienste der Pforte genannt worden ist, der des Artillerieobersten Grach. Denn Gordon S. 52 erwähnt ausdrücklich einen deutschen Ingenieur-Obersten Kraghe, welcher ihm bei der Anlage der großen Werke vor Assow vortreffliche Dienste leistete.

Corps von 40—50,000 M., unter dem Befehle des Generals Petrowitsch Scheremetew, operirte gleichzeitig am Dnieper und nach der Ukräne hin, um die etwa von Oczakow heraufrückenden Türken abzuhalten und der gegen Asſow bestimmten Armee den Rücken und die Flanke zu decken.

Bereits am 8. März brach die letztere von Moskau auf und erreichte am 23. desſelben Monats Woroneſch, wo Peter eifrig mit den letzten Anordnungen für die Abfahrt der Flotte beſchäftiget war. Am 15. Mai langte er ſelbſt mit 4 Galeeren bei Tſcherkask an, am 19. war die Land- und Seemacht bei den Kalantſchen Nowoi Sergejew vereiniget, und am 26. konnte, nachdem noch ein feindliches Geſchwader von 18 Galeeren und 24 Transportſchiffen, welches Truppen, Munition und Proviant in die Feſtung werfen wollte, am Ausfluß des Don bis auf wenige Schiffe von den Koſaken zerſtört worden war, die förmliche Belagerung begonnen werden [1]).

Sie wurde ſogleich mit großer Energie und mit weit mehr Geſchick und Umſicht angegriffen, als im vergangenen Jahre. Allein auch die nur 4000 M. ſtarke Beſatzung leiſtete anfangs noch entſchloſſenen Widerſtand. Eine am 16. Juni an ſie erlaſſene Aufforderung zur Übergabe wurde dadurch erwidert, daß man auf den Parlamentär und die ausgeſteckte weiße Fahne feuerte. Natürlich wurde darauf auch das Feuer der Belagerer nur mit deſto größerer Heftigkeit fortgeſetzt. Aber auch eine zweite Aufforderung zur Übergabe, am Ende des Monats, wurde von der obgleich ſchon ſehr geſchwächten Beſatzung, welche nun auch Mangel an Munition und Mundvorrath zu leiden begann, abermals nur „durch die Mündungen der Geſchütze beantwortet“ [2]). Erſt dadurch wurde ſie zur Verzweiflung getrieben, daß man, auf Gordon's Rath, einen ungeheuern Erdwall in gleicher Höhe mit der Mauer aufwarf, von welchem herab man das Innere der Feſtung vollkommen beherrſchen konnte. Dieſes Rieſenwerk, an welchem Tag und

1) Auch für dieſe zweite Belagerung von Aſſow iſt Gordon's Tagebuch, Bd. III, S. 38 fg. die Hauptquelle.

2) Gordon, S. 42 u. 47.

Nacht viele Tausende mit angestrengtester Thätigkeit arbeiteten, war in wenigen Wochen so weit gediehen, daß ein ernster Widerstand nicht mehr möglich war. Denn nicht nur, daß man nun den Graben vollständig ausgefüllt hatte und die feindlichen Werke mit größter Leichtigkeit in den Grund schießen konnte, war auch die Stadt in beständiger Gefahr, von den aufgehäuften Erdmassen geradezu verschüttet zu werden. Da nun zugleich auch der Festung alle Zufuhr sowohl vom Lande wie vom Meere her abgeschnitten war, und die Angriffe der Tataren auf das russische Lager immer mit Verlust abgeschlagen wurden, so blieb den Befehlshabern der Besatzung, welche zum guten Theile auf der Übergabe bestand, am Ende nichts mehr übrig, als die Capitulation anzubieten.

Dies geschah am 18. Juli. Sie verlangten weiter nichts, als freien Abzug mit Weib und Kind, Waffen und Gepäck nach dem Lager ihrer jenseits des Flusses Kapalnik stehenden Reiterei. Die Russen sollten ihnen dabei nur mit Wagen und Schiffen behülflich sein. Alle christliche Gefangenen mußten natürlich zurückgelassen werden. Auch bestand der Zaar ausdrücklich auf der Auslieferung eines im vorigen Jahre aus dem russischen Lager entlaufenen Renegaten, welcher in das Janitscharencorps eingetreten war, und durch seine Verräthereien — so behauptete man wenigstens — zu dem Mislingen der ersten Belagerung mit das Meiste beigetragen haben sollte. Erst nachdem man in diesem Punkte nachgegeben hatte, wurde die Capitulation unterzeichnet und ihre Ausführung durch Gestellung von Geißeln verbürgt. Der Auszug fand darauf gleich am folgenden Tage, am 19. Juli, in ziemlich guter Ordnung statt. Nur die unbändige Raublust der Tscherkessen, welche erst im Juli ein Hülfscorps von 20,000 M. geschickt hatten, verursachte einige Unordnungen. Sie drangen vor der Zeit in die Stadt ein, fielen über die abziehenden Türken her und plünderten Alles aus, dessen sie habhaft werden konnten, ohne daß Jemand im Stande gewesen wäre, solchem Unfuge Einhalt zu thun [1]).

1) Gordon, a. a. O. S. 54—57. Er beklagt selbst diese ver-

Die Zahl der abziehenden Türken belief sich etwa auf 6000 Köpfe, wovon 3600 waffenfähige Mannschaft waren. An ihrer Stelle nahmen sofort 10 Regimenter Russen, in der Gesammtstärke von 8000 M., von der Stadt Besitz, welche fast nur noch ein ungeheurer Schutthaufen war. „Nicht ein Haus oder eine Hütte", sagt Gordon, „war in derselben ganz geblieben. Die Türken waren alle in Hütten oder Hölen, die entweder unter oder nahe bei dem Erdwalle sich befanden, einquartirt gewesen." Die Wiederherstellung und die Befestigung der Stadt war daher jetzt die erste Sorge des Zaaren. Er ließ zu diesem Zwecke von den fremden Ingenieuren sogleich umfassende Pläne entwerfen und bedeutende Arbeiten ausführen. Die Moscheen wurden in griechische Kirchen verwandelt, und am 8. August war man mit der Wiederstellung derselben schon so weit, daß die Hauptmoschee an diesem Tage in Peter's Gegenwart mit den größten Feierlichkeiten, unter dem Donner aller Geschütze des Lagers und der Flotte, als Hauptkirche eingeweiht werden konnte [1]).

Um aber den Besitz der Festung für die Zukunft zu sichern, war es unerläßlich, sich auch der zu ihrer Deckung wichtigen Punkte in ihrer Nähe zu bemächtigen. Das kleine, Assow gegenüberliegende Fort Lutina oder Ljutik, welches im J. 1663 auf Befehl Sultan Mohammed's IV. von dem Tataren-Chan Mehemed Girai erbaut worden war, um die donischen Kosaken von ihren Streifzügen nach dem Mäotischen See und dem Schwarzen Meere abzuhalten, capitulirte bereits am 21. Juli. Man fand dort 31 messingene Kanonen, einen bedeutenden Vorrath an Munition und Lebensmittel auf drei Monate. Es wurde, nachdem die 115 M. starke Besatzung freien Abzug erhalten hatte, von 300 Strelitzen besetzt [2]). Dann ward zugleich der Plan zur Anlage eines neuen umfassenden Bollwerks jenseits des Don, Assow

tragswidrigen Räubereien der Tscherkessen bitter, setzt aber sogleich hinzu: „Obgleich alle Maßregeln angewendet worden, sie daran zu verhindern, so konnte diesem doch nicht abgeholfen werden."

1) Gordon a. a. O., S. 57, 59, 62.

2) Daselbst, S. 57 fg.

gegenüber, entworfen, welches nach seiner Vollendung bei der Einweihung im Juli des nächsten Jahres den Namen Petropolis erhielt [1]). Und endlich legte Peter ganz besondern Werth auf die Erweiterung der befestigten Hafenanlagen bei Taganrok, welches er in Zukunft zu einer Hauptstation seiner kaum im Entstehen begriffenen Flotte ausersehen hatte. Noch vor Ausgang des Monats Juli begab er sich mit seinen Generalen selbst dahin, um die Örtlichkeiten in Augenschein zu nehmen und die geeigneten Anordnungen zu treffen. Um aber dieses wichtige Werk möglichst zu fördern, wurde zu Anfang November von Preobraschenks aus der Befehl erlassen, daß 20,000 M. der ukräniſchen Landmiliz zu diesem Bauten verwendet werden und spätestens am 1. Mai 1697 in Taganrok eintreffen sollten.

Gleichzeitig wurden die Kräfte des Adels zur Herstellung und zum Unterhalt der Flotte in folgender Weise in Anspruch genommen: Wer 10,000 Bauern besäße, sollte allein auf seine Kosten ein Schiff erbauen, vollständig ausrüsten und dann fortwährend unterhalten; Edelleute von geringerem Vermögen, d. h. die weniger Bauern besaßen, wurden angehalten, sich bis zu dieser Zahl zum Zwecke gleicher Leistung zu vereinigen; wer unter 100 Bauern besäße, sollte von jedem Hause oder Bauern nur eine Geldabgabe von einem halben Rubel entrichten. Da man nun aber mit Bestimmtheit annehmen zu können glaubte, daß die Zahl der Bauern der beiden ersten Classen, mit Einschluß der Ländereien der Geistlichkeit, welche gleichfalls zu dieser Beisteuer herangezogen werden sollten, mindestens 480,000 betrage, so rechnete man sicher darauf, daß man auf diese Weise mit Leichtigkeit eine tüchtige Flotte von 48 Kriegsschiffen herstellen und unterhalten könne [2]).

Dabei blieb aber Peter in seiner Sorgfalt für seine junge Marine, mit welcher er im Geiste schon das Schwarze

1) Gordon a. a. O., S. 120.

2) Daselbst, S. 60 und 79. Gordon wohnte sowohl der Besichtigung des Hafens von Taganrok, als auch dem Cabinetsrathe zu Preobraschenks bei, in welchem die Beschlüsse hinsichtlich der dortigen Bauten und der Herstellung der Flotte gefaßt wurden.

Meer beherrſchte, noch nicht ſtehen. Kaum hatte er nach ſeiner Rückkehr nach Moskau, wo er am 30. September an der Spitze ſeines ſiegreichen Heeres ſeinen triumphirenden Einzug hielt [1]), ſeine Bundesgenoſſen, den Kaiſer und die Venetianer, von den glänzenden Erfolgen ſeines Feldzugs in Kenntniß geſetzt und mit ihnen die Waffengemeinſchaft gegen den Sultan unter den alten Bedingungen auf drei Jahre erneuert, als er die Signorie darum anging, ſie möge ihm eine Anzahl tüchtiger Schiffbaumeiſter aus ihren Arſenalen überlaſſen. In Venedig trug man begreiflicherweiſe anfangs Bedenken, auf ein ſolches Anſinnen des mächtigen und hochſtrebenden Monarchen einzugehen. Man ſchützte religiöſe Gründe vor, indem man es nicht für angemeſſen erklärte, Unterthanen der Republik einen längeren Aufenthalt in ſo fernen Gegenden unter Andersgläubigen zuzumuthen. Dergleichen Einwendungen wurden aber leicht durch die Zuſage des Zaaren beſeitigt, daß dieſen Venetianern völlig freie Religionsfreiheit und nach ihrer Dienſtzeit ungehinderte Rückkehr in ihr Vaterland gewährleiſtet werden ſolle. So ſei es ja ſchon mit den holländiſchen Schiffbauern gehalten worden, welche vor einigen Jahren von Amſterdam nach Archangel gezogen worden wären. Daraufhin mußte die Signorie am Ende doch nachgeben, indem ſie ſich damit tröſtete, daß es der Zaar vorerſt auf weiter nichts abgeſehen haben könne, als auf den Bau kleiner Flußſchiffe, mit denen er höchſtens einmal die Koſaken bei ihren Streifzügen nach dem Schwarzen Meere unterſtützen werde. So gingen damals 13 auserleſene venetianiſche Schiffbauer nach Rußland, unter deren Leitung in kurzem auf den Werften von Woroneſch 9 Galeeren, 14 große Schiffe und 40 Brigantinen erbaut wurden [2]).

1) Genau beſchrieben von Gordon, Bd. III, S. 74.

2) Garzoni, p. 701. „Affacciavasi tosto alla richesta il dubbio", heißt es da von dem an die Signorie geſtellten Verlangen Peter's, „se doveasi insegnare ad un Principe Greco di tanta possanza e di si elevati oggetti tal' arte, e se la carità verso i sudditi permettea di mandargli in lontanissime regioni, e à vivere in mezzo à rito dal loro diverso." — Gordon, Bd. III, S. 88, erwähnt das Eintreffen der Venetianer in Moskau unter dem 8. Januar 1697.

In Constantinopel machte dieser plötzliche Aufschwung der russischen Seemacht an den Ufern des Schwarzen Meeres fast einen noch übleren Eindruck, als selbst der Verlust von Assow. Dieses hätte man freilich gar zu gern wiedererobert, und wenigstens war auch schon viel von einem großen Feldzug die Rede, welcher zu diesem Zwecke gleich im nächsten Frühjahre unternommen werden sollte. Da man aber gleichzeitig seine Streitkräfte auch in Ungarn brauchte, mußte der Krieg am Schwarzen Meere fast ausschließlich den Tataren überlassen werden, welche sich nach dem Falle von Assow über den Kuban zurückgezogen hatten. Von hieraus näherten sie sich zwar im Verein mit den in Temruk zurückgebliebenen Türken während des Laufes des Sommers 1697 einige Male 1697
der Festung; da dieselbe aber schon wieder vollständig befestigt war und nicht nur von einer tüchtigen Besatzung, welche noch zu Anfange des Jahres durch 6 Regimenter Strelitzen verstärkt worden war, tapfer vertheidigt, sondern auch von außen durch ein ansehnliches Armeecorps gedeckt wurde, so wagten sie keinen ernstlichen Angriff auf dieselbe. Denn Peter hatte auf die Nachricht, daß Assow bedroht sei, seinen Generalen Befehl ertheilt, zum dritten Mal in Eilmärschen dahin aufzubrechen. Dieser Feldzug vom J. 1697 beschränkte sich jedoch auf einige kleine Gefechte mit jenen Tataren, welche ihre gedeckte Stellung am Kuban nur noch selten verließen [1]).

Gefährlicher schien dagegen in diesem Jahre der Zusammenstoß am Dnieper und bei Oczakow werden zu wollen. Dort hatten nämlich die Türken eine Streitmacht von mindestens 30,000 M. zusammengebracht, mit welcher sie zuerst gegen die beiden von den Russen besetzten Festungen Tawan und Kasikermen am Dnieper operiren, und dann, mit den Tataren vereint, in die Ukräne eindringen wollten. Fürst Jakob Fedorowitsch Dolgoruki und der Kosaken-Hetman Iwan Stepanowitsch Maseppa sollten ihnen hier mit

1) Über diesen dritten Feldzug nach Assow: Gordon, Bd. III, S. 97, 109, 115, 118—126. Peter sagte seinen Generalen für den schnellen Marsch nach Assow in einem besonderen Schreiben seinen Dank. Für die Einnahme desselben hatte er sie schon am Weihnachtsfeste vorigen Jahres fürstlich belohnt. Daselbst S. 85.

ihren abgesonderten Corps die Spitze bieten. Ehe sie es aber hindern konnten, standen die Türken schon vor Tawan, welches in den ersten Tagen des September von allen Seiten eingeschlossen und hart bedrängt wurde. Peter hielt jedoch die Erhaltung dieses Platzes für so wichtig, daß er auch seinen noch bei Assow stehenden Generalen befahl, unverzüglich zum Entsatze dahin aufzubrechen. Zum Glück leistete aber die 6000 M. starke Besatzung so lange heldenmüthigen Widerstand, bis die Türken durch die vorgerückte Jahreszeit genöthigt wurden, die Belagerung aufzuheben und den Rückzug nach Oczakow anzutreten. Auch von Kasikermen wurden sie mit einem Verlust von 7000 M. zurückgeschlagen, so daß auch hier der Feldzug glücklich zum Vortheil der russischen Waffen beendiget war, ehe noch die von Assow abgeschickten Truppen die Ufer des Dnieper erreicht hatten. Schon gegen Ende October konnten die zum Entsatzungscorps, unter Dolgoruki und Gordon, gehörigen Regimenter in die Winterquartiere entlassen werden [1]).

Hiermit war der Krieg auch von dieser Seite so gut wie beendet. Zaar Peter fürchtete selbst so wenig mehr einen ernstlichen und nachhaltigen Widerstand der Pforte, daß er schon im März desselben Jahres seine berühmten Reisen ins Ausland angetreten hatte. Die Sorge für die Erhaltung seiner Eroberungen am Schwarzen Meere und die Wahrnehmung seiner Interessen beim Abschluß des Friedens blieb seinen Generalen und seinen Räthen anvertraut. In und bei Assow führte Alexei Petrowitsch Prosorowski, am Dnieper Fürst Feodorowitsch Dolgoruki den Oberbefehl. Zu bedeutenden Ereignissen kam es indessen hier nicht mehr. Denn obgleich die Pforte ihre Rüstungen mit großem Eifer fortsetzte, und namentlich Miene machte, den Krieg im nächsten Jahre nach dem Schwarzen Meere hin mit verdoppelten Kräften wieder aufzunehmen, so mußten doch zwei so ent-

1) Gordon a. a. O. S. 121, 126, 137—153. Dazu Garzoni, p. 744 und Contarini, T. II, p. 655—658. Hier werden aber die Operationen der Russen bei Assow im Jahre 1697 viel großartiger dargestellt, als sie nach den einfachen Angaben Gordon's, welcher selbst den wesentlichsten Antheil daran hatte, in der That waren.

scheidende Schläge, wie der Verlust von Assow und die Niederlage bei Zenta, auch sie der endlichen Wiederherstellung des Friedens immer geneigter machen. Auch wurde es, wie es scheint, dem friedliebenden Großwesir Husein Köprili, jetzt nicht sehr schwer, selbst den kriegerisch gesinnten Sultan Mustafa von der Nothwendigkeit zu überzeugen, sich der Last dieses schweren Krieges, welcher bei längerer Dauer den gänzlichen Ruin des Reiches zur Folge haben könne, sogar mit empfindlichen Opfern zu entledigen.

Dabei stand ihm eine mächtige Friedenspartei im Diwan, und selbst im Heere zur Seite, welche längst eingesehen hatte, daß bei einer längeren Fortführung des Krieges wol noch viel zu verlieren, aber schwerlich etwas zu gewinnen sei. Solle man denn, so räsonirte diese Friedenspartei, jetzt, wo man bei Zenta seine besten Truppen verloren habe, der Kaiser dagegen durch den Abschluß des Friedens zu Ryßwik (September und October 1697) in den Stand gesetzt sei, alle seine Streitkräfte nach Ungarn zu ziehen, etwa auch noch Belgrad und Temeswar preisgeben, diese Schlüssel zu Servien und der Walachei, welche man durch einen glimpflichen Frieden noch leicht retten könne? — Oder solle man sich der Gefahr aussetzen, an Rußland auch noch die ganze Krim zu verlieren, wo keine einzige Festung sich befinde, die das Land schütze? Müsse man nicht ohnehin schon fortwährend fürchten, daß die der griechischen Religion zugethanen Unterthanen des Großherrn das sehnliche Verlangen hegen, sich einem Fürsten zu unterwerfen, welcher, wie dieser Moskowiter, mit ihnen desselben Glaubens sei? — Auch die Seemacht Venedigs sei noch keineswegs gering zu achten, zumal da es jetzt, im Besitz von Morea, die Pforte nöthige, ihre Flotte aus dem Schwarzen Meere, welches durch die gewaltigen Rüstungen Rußlands so sehr bedroht sei, nach dem Archipel zu ziehen. Man habe ja sogar zu besorgen, daß sich auch Persien wieder regen werde. So vielen Feinden sei man aber jetzt in keinem Falle gewachsen; und eben deshalb sei es der klügste Rath, sich nun den Frieden um jeden Preis zu verschaffen (essere dunque sano consiglio comperare ad ogni costo la pace). Es komme nur darauf an, vor Allem

den Kaiser zu gewinnen; und dies werde um so leichter sein, da er bei dem bevorstehenden Ableben des Königs von Spanien darauf Bedacht nehmen müsse, sich seine Waffen frei zu halten, um im Nothfalle seine Ansprüche nach dieser Seite hin mit gehörigem Nachdrucke geltend machen zu können. Wenn man aber einmal des Kaisers versichert sei, werde man auch leicht die übrigen Bundesgenossen für den Frieden gewinnen und sie zu möglichst vortheilhaften Bedingungen bewegen können [1]).

Solchen Gründen mußte am Ende auch Sultan Mustafa Gerechtigkeit widerfahren lassen, obgleich auf der andern Seite die herrschsüchtige Sultanin-Mutter ihn noch immer zur Fortführung eines Krieges aufzustacheln suchte, den sie als das sicherste Mittel betrachtete, sich ihren Einfluß zu erhalten. Aber freilich gingen die Ansprüche des Sultans noch weit über die Zugeständnisse hinaus, welche von seinen siegreichen Gegnern jetzt zu erwarten waren. Er wollte wenigstens Siebenbürgen retten, in Ungarn festen Fuß behalten, und weder Polen Kameniek und Rußland Assow, noch Venedig die Landenge von Korinth zugestehen. Als der beste Weg, in dieser Beziehung noch möglichst günstige Bedingungen zu erlangen, hatte es im Diwan von jeher gegolten, daß man die an sich schon ziemlich gelockerte Bundesgemeinschaft der christlichen Mächte durch das Anerbieten eines vortheilhaften Separatfriedens für die einzelnen Mitglieder derselben vollends der Auflösung zuzuführen suche.

Vorzüglich hatte man in dieser Hinsicht sein Auge längst schon auf Polen geworfen, dessen etwas getrübte und ge-

1) Diese Ansichten der Friedenspartei im Diwan hat namentlich Contarini, T. II, p. 661 fg. bestimmter hervorgehoben. Merkwürdigerweise wurde dabei wieder ganz besonderes Gewicht auf die religiösen Beziehungen Rußlands zu den griechischen Unterthanen der Pforte gelegt: „La Religione de' Moscoviti", meinte man in dieser Hinsicht, „essere correlativa à quella de' Greci Vasalli del Gran Signore. per cui doveasi temere bramato da essi un Principe della stessa Credenza, e perciò somministrata l'apertura, doversi dubitare, che sollevati gli prestassero qualunque favore."

spannte Verhältnisse zum Kaiser und zu Rußland, im Verein mit seinen innern Nöthen und seinen täglich wachsenden finanziellen Bedrängnissen, in Constantinopel kein Geheimniß waren. Bereits im Jahre 1692 war König Johann einmal durch Vermittlung des Tataren-Chans das lockende Anerbieten gemacht worden, daß man ihm nicht nur Kameniek, sondern auch ganz Podolien und die Ukräne überlassen wolle, wenn er sich vom Heiligen Bunde lossagen und zu einem Separatfrieden mit der Pforte verstehen werde. König Johann, dem nichts mehr seine alten Tage verbitterte, als die Unmöglichkeit, den Krieg mit derselben Energie zu glücklichem und ruhmvollem Ende zu führen, mit welcher er ihn begonnen hatte, war indessen nicht dazu gemacht, sich zu solcher Treulosigkeit verleiten zu lassen, wenn er auch wol einmal dem Verdachte Raum gab, daß namentlich der Kaiser den ihm zu gleichem Zwecke von der Pforte gemachten geheimen Anerbietungen ein geneigtes Ohr leihe [1]). Denn er hatte ihm, dem Kaiser, erst noch in demselben Jahre die Versicherung erneuert, daß er nie ohne seine Bundesgenossen Frieden schließen werde. Und so wie er daher jetzt den kaiserlichen Hof von den ihm Seitens der Pforte gemachten Anträgen unverzüglich in Kenntniß setzte, so beobachtete er auch gegen die Signorie von Venedig eine gleiche Aufrichtigkeit, als im nächsten Jahre von Constantinopel aus ähnliche Schritte versucht wurden, welche aber eben so wenig Erfolg hatten, weil sich der König, so sehr er auch vom Reichstage dazu gedrängt wurde, unter keiner Bedingung zu einem Separatfrieden und höchstens nur zur Vermittelung eines allgemeinen Friedens bei seinen Bundesgenossen verstehen wollte, womit aber der Pforte damals nicht gedient war [2]).

1) Garzoni, p. 488 fg.: „Il Rè desiderava di finire la lega con la gloria incominciata, ma l'impotenza della sua Repubblica alla continuazione de' dispendj gli scemeva il fervore anteriormente concepiuto.“ Und dann: „Il Rè Giovanni sospettava, che Cesare col mezzo de' gl' Ambasciadori Inglesi alla Porta fosse condotto alla pace, e costretti i Collegati di sottoscriverne eziandio à lor malgrado le condizioni.“

2) Derselbe p. 530 fg. und 547 fg.

Eben so wenig konnten die Unterhandlungen, welche der Tataren-Chan in gleichem Sinne, nach dem Ableben des Königs, im Jahre 1697 mit dem Kronfeldherrn Jablonowski anknüpfte, erwünschten Erfolg haben, zumal da nun die Herstellung des Friedens schon die gemeinsame Sache aller Bundesgenossen geworden war [1]). Auch hatten ja ferner liegende Interessen dieses Friedensgeschäft längst zum Gegenstande des diplomatischen Intriguenspieles der dabei nicht unmittelbar betheiligten Großmächte gemacht. England und Holland suchten es auf jede Weise zu fördern, weil ihnen daran lag, sich bei dem bevorstehenden Streite um die spanische Erbfolge des Kaisers gegen Frankreich zu versichern, dieses dagegen bot Alles auf, es zu hintertreiben und zu erschweren, um seinerseits desto freiere Hand erst gegen das Haus Östreich und dann nach Spanien hin zu behalten.

Wie viel Mühe hatte sich nicht König Wilhelm III. schon seit dem Jahre 1691 gegeben, den Frieden zwischen der Pforte und den Mächten des Heiligen Bundes zu vermitteln! Zuerst hatte er in dem genannten Jahre seinen Gesandten bei der Pforte, Sir William Hussey, mit außerordentlichen Vollmachten zu Unterhandlungen in diesem Sinne zu Wien und Constantinopel betraut. Es wurde auch damals schon, auf seine Anregung, über die Grundlagen des Friedens zwischen Wien, Warschau und Venedig viel hin und her verhandelt; alle Bemühungen, die streitigen Interessen auszugleichen, scheiterten aber an den hochgestellten Forderungen der Bundesgenossen, namentlich des Kaisers, und der Unfügsamkeit der Pforte. Überdies starb Hussey noch in demselben Jahre zu Constantinopel, ehe er nur das Geringste erreicht hatte. Sein Nachfolger, Lord William Harbond, welcher gleich im nächsten Jahre die abgebrochenen Vermittelungsversuche wieder aufnehmen sollte, kam nur bis Belgrad, wo auch er einer tödtlichen Krankheit erlag. Darauf ertheilte der König, um nichts zu versäumen, seine Vollmachten sofort dem Gesandten der Generalstaaten am Wiener Hofe, Baron von Heemskerke, welcher dann auch in den folgenden

1) Contarini, T. II, p. 653.

Jahren, im Verein mit dem neuernannten englischen Gesandten, Lord William Paget, und seinem Collegen zu Constantinopel Jakob Colyer, mit mehr Eifer als Erfolg für dieses Friedenswerk thätig war [1]).

Ihren Hauptgegner hatten sie noch fortwährend an dem Botschafter Ludwig's XIV. bei der Pforte, Herrn von Chateauneuf, Marquis von Castagnières, welcher nicht müde wurde, den Großwesir und den Diwan zur Fortsetzung des Krieges aufzureizen, und sich namentlich auch die Interessen Tököly's ganz besonders angelegen sein ließ. Der Letztere hatte überdies in Ungarn selbst und im Lager des Großwesirs einen warmen Fürsprecher an dem Agenten des französischen Hofes, Herrn von Feriol, welcher, unter dem angenommenen Namen eines Marquis de Loras, in der kleinen Armee des Fürsten ein Commando führte [2]). Auch war von einem andern Unterhändler Frankreichs, Herrn von Feuquières, bereits im Jahre 1692 einmal der eitle Versuch gemacht worden, die Kraft und Einheit des Heiligen Bundes dadurch zu schwächen und zu vernichten, daß man Venedig zu einem Separatfrieden zu bewegen suchen wollte, welcher aber keineswegs im Sinne der Pforte war [3]).

Jetzt nun, nach dem Verlust von Assow, der Niederlage bei Zenta und dem Frieden zu Ryßwick, verdoppelten Lord Paget und Jakob Colyer ihre Bemühungen, die Pforte zur Annahme der Vermittelung ihrer respectiven Regierungen zu vermögen. Und da ein solches Anerbieten den nach allen Seiten hin vorherrschenden friedlichen Stimmungen entsprach, wurde der britische Botschafter im Frühjahre 1698 durch die 1698
ihm von König Wilhelm III. ertheilten und von den betreffenden Mächten gutgeheißenen Instructionen förmlich ermächtiget, im Verein mit seinem niederländischen Collegen die Sache ernstlich zu betreiben und an den demnächst zu eröff-

1) Garzoni, p. 411—416. Dann 422, 444—447, 490 u. 520.

2) De La Motraye Voyages en Europe, en Asie et en Afrique. A la Haye 1727. T. I, p. 267 und 317.

3) Contarini T. II, p. 334.

nenden Friedensconferenzen als Vermittler in officieller Weise Theil zu nehmen [1]).

Dieses Vermittelungsgeschäft war aber, obgleich am Ende auch der Hauptgegner, Frankreich, sich darein fügte, bei der Menge und der Verschiedenheit der zu vereinenden Ansprüche und Interessen, sicherlich kein leichtes. Sogleich die als Grundlage des Friedens aufgestellte Erhaltung des gegenwärtigen Besitzstandes, das „uti possidetis, ita porro possideatis", d. h., daß jeder Theil im Besitze seiner Eroberungen bleiben solle, fand vielfache Bedenken und wollte Niemanden vollständig befriedigen. Polen verlangte Kamenieck, welches die Pforte geschleift wissen wollte, einen großen Theil der Moldau, und überdies noch eine angemessene Entschädigung für die Kriegskosten, welche ihm eine Ausgabe von 200 Millionen verursacht und eine Schuldenlast von 30 Millionen Gulden aufgeladen haben. In gleicher Weise wollte Rußland seinen Eroberungen am Schwarzen Meere durchaus noch Kertsch hinzugefügt wissen, weil sonst den Streifzügen der Tataren nach den benachbarten Ländern fortwährend Thür und Thor geöffnet bleibe. Und endlich wollte auch Venedig seine Besitzungen möglichst weit über die Landenge von Korinth ausgedehnt haben, während der Kaiser natürlich vor Allem den ungeschmälerten Besitz von Siebenbürgen in Anspruch nahm, worauf einzugehen die Pforte noch wenig Lust zeigte. Das erschwerte schon die Präliminarverhandlungen, zu welchen sich außerordentliche Bevollmächtigte der betheiligten Mächte in Wien eingefunden hatten, ungemein. Sie zogen sich noch durch den ganzen Sommer hindurch. Am Ende einigte man sich aber doch dahin, daß das „Uti possidetis" im Allgemeinen festgehalten und die nähere Bestimmung über etwaige Veränderungen in dem Besitzstand, Grenzregulirung, Austausch oder Schleifung von festen

1) Die betreffende Correspondenz zwischen König Wilhelm III., den Generalstaaten, dem Kaiser, dem Könige von Polen und Zaar Peter, vom März und April 1698, gibt Katona Hist. crit. reg. ungar. T. XXXVI, p. 78 fg.

Plätzen u. s. w. der Dazwischenkunft der Vermittler überlassen werden solle[1]).

Auch über den Ort, wo die Conferenzen stattfinden sollten, wurde noch lange hin und her gestritten. Wien, Debreczin und Szalankemen, welche der Kaiser in Vorschlag gebracht hatte, wurden von der Pforte abgelehnt, weil sie darauf bestehen zu müssen glaubte, daß die weiteren Verhandlungen auf neutralem Boden fortgeführt würden. Man kam also endlich dahin überein, daß der ganze Landstrich von der Save bis nach Peterwardein und von Semlin bis nach Illok, in einer Ausdehnung von 8 Stunden in der Länge und 4 Stunden in der Breite, für neutral erklärt, und ungefähr eine halbe Stunde unterhalb des gänzlich zerstörten Castells von Carlowicz ein passendes Terrain als Vereinigungspunkt der Bevollmächtigten abgesteckt werde. Dahin wurden sofort kaiserliche Ingenieure abgeschickt, welche die nöthigen Gebäude für die kaiserliche Gesandtschaft und ein eigenes Conferenzhaus aufführen sollten. Auf die Anlage des letzteren wurde ganz besondere Sorgfalt verwendet. Um allen etwaigen Etikettenstreitigkeiten über Vorrang und Ceremoniel möglichst vorzubeugen, wurde es mit vier kreuzweis einander gegenüberliegenden Thüren versehen, von denen zwei für die kaiserlichen und osmanischen Botschafter, die zwei andern für die Bevollmächtigten der übrigen Theilnehmer an dem Congresse und die Vermittler zu gleichzeitigem Eintritt in den Versammlungssaal bestimmt waren. Im Übrigen wurde die Wahl der Lagerplätze in dem dazu bestimmten Raume um das Conferenzhaus herum den respectiven Gesandtschaften selbst überlassen. Dabei kam es, wie zu erwarten war, sogleich zu einigen unangenehmen Häkeleien über den Vorrang, namentlich zwischen den Venetianern, Polen und Russen, welche indessen durch die Bestimmung, daß der Platz in keiner Weise den Rang bedinge, sondern alle Plätze einander völlig gleich

1) Garzoni, p. 767—774. Contarini T. II, p. 707 fg., wo nochmals die Gründe zusammengestellt sind, welche jede einzelne der contrahirenden Mächte zum Frieden bestimmten.

gehalten werden sollten, noch bei Zeiten gütlich ausgeglichen wurden [1]).

Man hatte nun in der That überhaupt Eile nöthig. Die Verwickelungen, Hoffnungen und Besorgnisse, welche sich im Westen voraussichtlich an den jeden Augenblick zu erwartenden Tod König Karl's II. von Spanien knüpften, drängten in diesen orientalischen Verhältnissen mit Macht zur Entscheidung. Man mußte für alle Fälle gerüstet sein und freie Hand behalten [2]). Im Laufe des Monats October fanden sich denn auch endlich die Bevollmächtigten der contrahirenden Staaten in der Nähe von Carlowicz ein. Kaiser Leopold, welcher die oberste Leitung dieses ganzen Friedensgeschäfts in die Hand des Kanzlers von Böhmen, Grafen Kinski, gelegt hatte, wurde bei dem Congresse von dem Präsidenten des Reichshofraths Wolfgang Grafen zu Öttingen und dem General-Wachtmeister und commandirendem General an der Theis Leopold Grafen von Schlick vertreten. Als Commissär zur spätern Grenzberichtigung war ihnen der Oberst Graf Luigi Marsigli, der bekannte Verfasser eines schätzbaren Werkes über das osmanische Heerwesen, und als Secretär und Protokollführer der Hofkriegsrath Till beigegeben. Die Signorie von Venedig schickte den Cavaliere Carlo Ruzini, welcher ihre Interessen schon bei den Verhandlungen zu Wien wahrgenommen hatte, und von Giovanni Battista Nicolosi als Secretär und dem Dottore Lorenzo Fondra für das Abgrenzungsgeschäft in Dalmatien begleitet war. Polen vertrat der Palatin Graf Stanislas Michelowsky, Rußland der Geheimerath Procopios Begdano-

1) Garzoni, p. 774 und 786. Am umständlichsten ist über diese Äußerlichkeiten, die nicht ohne Interesse sind und eine gewisse Bedeutung hatten: „Gründ- und umständlicher Bericht von denen römisch-Kaiserlichen wie auch Ottomanischen Botschaften, wodurch der Frieden zu Carlowicz bestättigt worden. Wien 1702." S. 2—7, mit einer genauen Beschreibung und Abbildung der Lagerplätze, des Conferenzhauses und seiner innern Einrichtung bei den Sitzungen.

2) „Gli premea", heißt es z. B. vom Kaiser bei Garzoni a. a. O., „che si diffinisse con celerità l'affare à riguardo della salute vacillante del Cattolico."

witsch Wosnizin, und die Pforte endlich der Reis-Effendi Mohammed Rami, welchem der in alle Geheimnisse der europäischen Diplomatie eingeweihete Pfortendolmetscher Alessandro Maurokordato zur Seite stand. Als Vertreter der vermittelnden Mächte erschienen natürlich Lord Paget und der Niederländer Jakob Colyer.

Um sich und ihren Herren nichts zu vergeben, waren die kaiserlichen Botschafter und die Venetianer dahin übereingekommen, die Donau nicht eher zu überschreiten, als bis die osmanischen Bevollmächtigten die Save passirt haben würden. Sie machten also zunächst in Futak, einem kleinen Dorfe zwei Stunden oberhalb Peterwardein, Halt, während die Polen und Russen sich in letztgenannter Festung eingefunden hatten. Erst als man die sichere Nachricht hatte, daß die Osmanen in ihrem Lager bei Carlowicz eingetroffen seien, brachen am 23. und 24. October auch die übrigen Gesandtschaften unter den gebührenden Feierlichkeiten und dem Donner der Geschütze der Festung Peterwardein und der Donauflotte dahin auf. Das kaiserliche Corbelliſche Kürassier-Regiment bildete die Ehrenwache des Congresses, mußte aber aus Mangel an Fourage bald bis auf 300 Mann reducirt werden. Der osmanische Botschafter erschien mit einem glänzenden Gefolge von Janitscharen und Sipahis, welche zugleich mit den Kaiserlichen bei dem Conferenzhaus den Wachdienst versahen. Die Conferenzen selbst nahmen, nachdem die unvermeidlichen kleinlichen Händel über die Lagerplätze, die zu beobachtende diplomatische Etikette, die Auswechselung der Vollmachten, die officiellen gegenseitigen Ehrenbesuche u. s. w., abgethan waren, am 13. November mit einer ersten sehr förmlichen und feierlichen Sitzung ihren Anfang. Bei den nachfolgenden wurde dagegen absichtlich, um die Geschäfte nicht dadurch unnöthig aufzuhalten, von der Beobachtung des strengeren diplomatischen Ceremoniels abgesehen. Nur bei der endlichen Unterzeichnung der respectiven Friedensverträge, am 26. Januar 1699, kam es wieder vollständig in An- 1699
wendung [1]).

1) Alles genau: Gründ- und umständlicher Bericht, S. 4—9.

Die Verhandlungen selbst, welche am Ende dazu führten, und bei denen namentlich die mit allen dabei in Betracht zu ziehenden Verhältnissen vollkommen vertrauten Vermittler die Hauptrolle spielten, wollen wir hier nicht in allen ihren Windungen bis ins Einzelne verfolgen. Die Pforte wurde, wie mit den Waffen, so nun durch die Überlegenheit der gegen sie vereinten christlichen Diplomaten mit fast allen ihren Ansprüchen aus dem Felde geschlagen. Sie mußte nach und nach Siebenbürgen, wofür sie, obgleich es durch förmlichen Vertrag mit dem jüngeren Apafy schon im Jahre 1696 gänzlich in den Besitz des Kaisers übergegangen war [1]), die Wiederherstellung in den vorigen Zustand oder wenigstens einen jährlichen Tribut in Anspruch nahm, ganz Morea mit Korinth, welches sie gar zu gern gerettet hätte, und endlich auch noch Kameniek und Assow aufgeben, um nur einige minder wichtige Vortheile zu erringen. Bei diesem drittehalbmonatlichen diplomatischen Kampfe von so hoher weltgeschichtlicher Bedeutung wurde in der That um jeden Fuß breit Landes mit größter Hartnäckigkeit gestritten [2]).

Am schwersten hielt es gleich anfangs mit Rußland aufs Reine zu kommen. Um aber dadurch das Friedenswerk überhaupt nicht wesentlich zu verzögern, verständigte man sich, da Rußland auf die ihm gebotenen Bedingungen, namentlich die Räumung der Festungen am Dnieper, nicht eingehen zu können glaubte, bereits am 25. December, über die Unterzeichnung eines vorläufigen zweijährigen Waffenstillstandes zwischen beiden Mächten, in welchen auch der Tatarenchan der Krim mit eingeschlossen wurde. In der darüber sowohl in russischer wie in türkischer Sprache ausgefertigten Urkunde wurde ausdrücklich festgesetzt, daß innerhalb dieser Zeit der Friede entweder für immer oder doch auf längere

1) Dieser Vertrag wird vollständig gegeben von Katona, T. XXXV, p. 890 fg.

2) Das Wesentlichste der Verhandlungen findet sich bei Katona, T. XXXVI, p. 88 fg. Garzoni, p. 787 fg. und Contarini, T. II, p. 711 fg.

Dauer durch Erneuerung des Waffenstillstandes hergestellt und gesichert werden solle [1]).

Die Vermittler bekamen dadurch wenigstens desto freiere Hand, die Sache der übrigen Mächte schnell zum Ziele zu führen. Einen Monat nach Abschluß des russischen Waffenstillstandes war man damit auch schon so weit gediehen, daß die feierliche Unterzeichnung des dreifachen Friedens zwischen der Pforte auf der einen und dem Kaiser, dem Könige von Polen und der Signorie von Venedig auf der andern Seite am 26. Januar 1699 vollzogen werden konnte. 1699
Der Kaiser hatte dabei natürlich den Vorrang. Die Unterzeichnung seines Friedensvertrages fand zuerst statt. Er enthielt in zwanzig Artikeln folgende wesentliche Bestimmungen [2]):

Der Kaiser behält Ungarn, mit Ausnahme des Banats von Temeswar, welches der Pforte verbleibt, dann Siebenbürgen, den größten Theil von Slavonien und Croatien bis an die Unna, nach genau festgesetzter Abgrenzung, welche durch zu diesem Zwecke ernannte Commissäre ins Reine gebracht werden soll. Die Grenzfestungen gegen das Banat hin an der Theis und am Maros, namentlich Karansebes,

1) Beide gleichlautende Urkunden werden in lateinischer Übersetzung gegeben: Gründ- und umständlicher Bericht, S. 29—31. Über die Gründe dieses Waffenstillstandes heißt es darin wörtlich: „Cum non esset facile, brevi tempore, ut ablatis difficultatibus omnes res, convenientes amicitiae et vicinitati, perfectè et debitè ad bonum ordinem redigerentur, ne interrumperetur continuatio istorum almorum Tractatorum, sed ut pertractentur et ad finem perducantur, hac utrinque intentione per mutuum consensum a die 25. decembris 1698 usque ad integros duos annos terminus constitutus est, intra quem scilicet almus iste tractatus ad bonum ordinem reducatur et Pax, sive per inducias, sive perpetua coalescat et vetus amicitia renovetur.“ Übrigens unterzeichnete der russische Bevollmächtigte den Waffenstillstand erst nachdem er dazu besonders ermächtiget worden, am 24. Januar 1699.

2) Dieses „Instrumentum Pacis Caesareo-Ottomannicum, subscriptum 26. Januarii 1699“ gibt vollständig: Gründ- und umständlicher Bericht, S. 10—24, wo S. 7 auch das bei der Unterzeichnung beobachtete Ceremoniel genau beschrieben ist. Der Text des Vertrags zugleich mit der Ratification des Kaisers vom 16. Februar 1699 findet sich ferner bei Katona a. a. O., p. 106—125.

Lugos, Lippa, Csanad, Klein-Kanischa u. s. w., werden geschleift und die kaiserlichen Besatzungen aus den Bosnischen Grenzfestungen, namentlich Novi, Dubizza, Jessoniviza, Doboy und Brod, zurückgezogen (Art. 1—6). Sonst ist es beiden Theilen erlaubt, ihre Grenzfestungen, so weit sie gegenwärtig bestehen, in gutem Vertheidigungsstande zu erhalten; neue Anlagen dieser Art dagegen sind nicht gestattet (Art. 7). Alle gegenseitigen Streifereien und Raubzüge, vor Allem die der sogenannten freien Heiducken, sind fernerhin untersagt und streng zu bestrafen (Art. 8. 9. 10). Vorkommende Grenzstreitigkeiten werden durch von beiden Seiten ernannte rechtliche, redliche und erfahrene Commissäre (viri neutiquam avidi, sed graves, probi, prudentes, experti atque pacifici) geschlichtet, und wenn ihr schiedsrichterlicher Ausspruch nicht genügt, zur Entscheidung an die beiderseitigen Regierungen verwiesen. Zweikämpfe sollen an den Grenzen fernerhin in keinem Falle mehr geduldet werden (Art. 11). Die Gefangenen werden ausgewechselt oder gegen ein mäßiges Lösegeld (honesto et, quam fieri poterit, mediocri lytro) freigegeben (Art. 12). In Betreff der Verhältnisse der katholischen Unterthanen der Pforte verbleibt es bei den in den früheren Capitulationen enthaltenen Bestimmungen. Doch soll es dem an die Pforte abgeschickten, kaiserlichen Gesandten freistehen, hinsichtlich dieser religiösen Verhältnisse, und namentlich in Bezug auf die heiligen Stätten zu Jerusalem (Loca Christianae Visitationis in Sancta Civitate Jerusalem existentia), geeignete Anträge zu stellen (Art. 13). Für den Handelsverkehr genießen die beiderseitigen Unterthanen auch fernerhin die bisherigen Freiheiten und Privilegien (Art. 14). Alle, in den früheren Capitulationen enthaltenen Bestimmungen, soweit sie dem gegenwärtigen Vertrage nicht zuwider sind, bleiben in Kraft (Art. 15). Ebenso sind auch die Vorrechte der kaiserlichen Gesandten, Residenten und sonstigen diplomatischen Agenten, den früheren desfallsigen Bestimmungen gemäß, aufrecht zu erhalten (Art. 17). Zur Befestigung dieses Friedens und der hergestellten Freundschaft werden von beiden Seiten feierliche Gesandtschaften mit einem freiwilligen, der Würde der beiden Monarchen entsprechenden

Geschenke (spontaneum munus, conveniens tamen et utriusque imperatoris dignitati consentaneum) abgeschickt, deren Auswechselung an der Grenze spätestens im Juni des nächsten Jahres stattfinden soll (Art. 16). Das Abgrenzungsgeschäft soll spätestens am 22. März des nächsten Jahres von den dazu ernannten Commissären begonnen und innerhalb zwei Monaten zu Ende geführt werden (Art. 18). Die Auswechselung der Ratificationen findet innerhalb 30 Tagen nach der Unterzeichnung des gegenwärtigen Vertrages statt (Art. 19). Die Dauer des Friedens (armisticium) wird auf 25 Jahre festgesetzt, vor deren Ablauf es beiden Theilen freisteht, eine Verlängerung desselben zu beantragen. Der Chan der Krim und alle Tatarenstämme, welchen Namen sie auch haben mögen (Crimensis Chanus et omnes Tartarorum gentes, quovis nomine vocitatae), sind gehalten, diesen Frieden zu beobachten, und haben für die Übertretung desselben die härtesten Strafen zu gewärtigen. Die Befehlshaber an den Grenzen sind von dem Abschluß desselben sofort in Kenntniß zu setzen, und zwar mit dem Bedeuten, daß nach 20 Tagen von seiner Verkündigung an die Bestimmungen desselben in Kraft treten und deren Verletzung von da an unnachsichtlich bestraft werden wird (Art. 20).

Die Hauptbestimmungen des Friedensvertrages mit Polen in elf Artikeln [1]), dessen Unterzeichnung zunächst erfolgte, betrafen auf der einen Seite die Räumung der Moldau von polnischen Truppen, auf der andern die Abtretung von Kameniek mit Podolien und der Ukräne an Polen. Auf die letzteren sollte die Pforte überhaupt keine Ansprüche mehr machen (Podoliae atque Ukrainae Provinciarum nulla deinceps ab Excelso Imperio fiat praetensio), während dagegen die alten Grenzen zwischen der Moldau und Polen ganz so wiederhergestellt werden sollten, wie sie vor den beiden letzten Kriegen bestellt gewesen. Die beiderseitige Räumung soll spätestens

1) Instrumentum Pacis inter Ser. et Potent. Regem et Rempublicam Poloniarum et Excelsum Imperium Ottomannicum, ad Carloviz in Sirmio in Congressu generali Confoederatorum Plenipotentiariorum confectae, in: Gründ- und umständlicher Bericht, S. 25—28.

zu Anfang des Monats März künftigen Jahres beginnen und am 15. Mai beendiget sein. Bei der von Kamenick sind die Polen gehalten, die abziehenden Osmanen mit Wagen und Lastthieren zu unterstützen. Wer hier wie dort mit abziehen will, kann es ungehindert mit Hab und Gut thun; wer es vorzieht zu bleiben, dem wird vollkommene Sicherheit seiner Person und seines Eigenthums gewährleistet (Art. 1—3). Die übrigen Artikel über die hintanzuhaltenden Feindseligkeiten der Tataren und Kosaken, den Schutz der katholischen Christen im osmanischen Reiche, den gesicherten Handelsverkehr zwischen beiden Staaten, die Auswechselung und den Loskauf der Gefangenen, die Auslieferung von Überläufern und die Bestrafung von Ruhestörern, endlich die Gültigkeit des Vertrags, welche 30 Tage nach der Bekanntmachung desselben in Kraft treten sollte, die Auswechselung der Ratificationen und die gegenseitige Absendung von Großbotschaften zur Befestigung des Friedens und der alten Freundschaft, stimmten im Wesentlichen mit denselben Bestimmungen in dem kaiserlichen Vertrage überein.

Endlich war auch der Hauptinhalt des venetianischen Vertrags, welcher, da der Gesandte der Republik noch nicht für alle Punkte mit ausreichenden Vollmachten versehen war, nur interimistisch von den kaiserlichen und polnischen Botschaftern unterzeichnet wurde, der Regulirung des zukünftigen Besitzstandes zwischen den beiden Mächten gewidmet. Er setzte in 16 Artikeln darüber Folgendes fest[1]):

„Morea" so lautete der erste Artikel wörtlich, „mit seinen Städten, Festungen, Castellen, Ländereien, Dörfern, Bergen, Flüssen, Seen, Wäldern, Häfen und jeder andern Sache, welche sich innerhalb des Bereiches desselben befindet, wie es jetzt im Besitze der Republik Venedig ist, bleibt auch fernerhin ungestört (pacificamente) unter der Herrschaft derselben, und zwar wie es vom Meere und vom Hexamilion, wo die Spuren der alten Mauer sichtbar sind, begrenzt wird, so daß weder von Morea aus eine Erweiterung des Gebiets

1) Trattato di Pace tra l'Excelso Imperio Ottomanno e la Serenissima Republica di Venezia: Gründ- und umständlicher Bericht, S. 32—35.

nach dem Festlande hin, noch umgekehrt von dem Festlande aus über die Grenzen von Morea stattfinden darf." Dagegen bleibt, dem zweiten Artikel zufolge, das Festland von Griechenland (Terra ferma) in seiner ganzen Ausdehnung (totalmente) in dem Zustande, in welchem es sich beim Anfang des letzten Krieges befand, im Besitz und unter der Herrschaft der Pforte. Die Festung Lepanto wird von der Republik Venedig geräumt; das Castell von Rumelien, in der Nähe von Lepanto, und die Festung Prevesa werden geschleift. Die Insel Santa Maura, mit ihrer Festung und dem gegenüberliegenden Brückenkopf, verbleibt unter der Herrschaft der Republik Venedig (Art. 3). Die Räumung von Lepanto und die Schleifung des Castells von Rumelien und der Festung Prevesa finden sofort nach der Festsetzung der Grenzen in Dalmatien statt, und bis dahin bleiben alle Feindseligkeiten von dort nach dem Festlande hin untersagt. Auch steht es den Bewohnern jener Orte frei, ohne irgend eine Belästigung entweder zu bleiben oder abzuziehen (Art. 4). Die Meerbusen zwischen Morea und dem Festlande verbleiben beiden Theilen zu gemeinschaftlichem Gebrauche, indem sie sich verpflichten, dieselben von Seeräubern und Ruhestörern frei zu halten (di conservarli immuni e franchi da qual si voglia cattiva gente) (Art. 5). Die Inseln des Archipel und der andern Meere bleiben, wie vor dem Kriege, im Besitze der Pforte. Die Republik Venedig entsagt den Steuern und Abgaben, welche sie während des Krieges dort erhoben hat (Art. 6). Für die Insel Zante nimmt die Pforte von der Signorie von Venedig fernerhin keinen Tribut mehr in Anspruch. Die Insel Ägina verbleibt den Venetianern (Art. 7). Ebenso bleiben in Dalmatien die Festungen, Cnin, Sing, Ciclut und Gabella in ihrem Besitz. Zwischen diesen Festungen wird von Cnin nach Verlika und von da über Sing Duare, Verkoraz und Ciclut nach Gabella eine Grenzlinie gezogen, sodaß der ganze Landstrich, welcher von da bis ans Meer reicht, den Venetianern, dagegen alles Land, welches diesseits dieser Linie liegt, der Pforte verbleibt. Zu jeder der obengenannten Festungen erhält die Signorie ein Gebiet von einer Stunde im Umkreise. Verletzungen der

abgesteckten Grenzen werden von beiden Seiten streng bestraft, Grenzstreitigkeiten aber, unter Vermittelung der Gesandten des Kaisers, des Königs von Großbritannien und der Generalstaaten der vereinigten Niederlande bei der Pforte, freundschaftlich ausgeglichen; der Friede soll dadurch fernerhin in keiner Weise mehr gestört werden (Art. 8). Das Gebiet der Signorie von Ragusa wird niemals von dem der Pforte durch dazwischenliegende Gebietstheile getrennt (Art. 9). Auch die Festungen Castelnuovo und Risano, in der Nähe von Cattaro, verbleiben mit ihrem Gebiete der Republik Venedig (Art. 10). Das Abgrenzungsgeschäft in Dalmatien, wozu von beiden Theilen Männer von erprobter Rechtschaffenheit zu erwählen sind, soll am 22. März des künftigen Jahres begonnen und in zwei Monaten oder wo möglich noch früher beendigt werden (Art. 11). Ruhestörer an den Grenzen sind streng zu bestrafen, und ihr Aufenthalt daselbst ist fernerhin nicht mehr zu dulden (Art. 12). Beide Theile können ihre gegenwärtig vorhandenen Grenzfestungen wiederherstellen und in gutem Vertheidigungszustande erhalten; neue anzulegen ist ihnen dagegen nicht gestattet (Art. 13). In Bezug auf die Religionsverhältnisse, die Auswechselung der Sklaven, die Privilegien und Freiheiten für den Handel der venetianischen Unterthanen u. s. w. behalten die früheren Capitulationen ihre Gültigkeit (Art. 14). Die Bestimmungen dieses Friedensvertrages treten für Dalmatien, Bosnien und Albanien in 30 Tagen, und für die Insel Candia und Morea in 40 Tagen nach seiner Unterzeichnung in Kraft. Für alle während des Krieges verübte Vergehen tritt eine allgemeine Amnestie ein (Art. 15).

Der Unterzeichnung dieser Verträge folgte allgemeiner Jubel. Während sich die Bevollmächtigten gegenseitig den Friedenskuß gaben, wurden die vier Thüren des Conferenzhauses geöffnet, damit auch das versammelte Volk, welchem „zur Vermehrung der allgemeinen Freude" ein gebratener Ochse und Wein im Überflusse zum Besten gegeben wurde, von dem glücklich vollzogenen großen Werke Zeuge sei, welches überdies durch den Donner der Geschütze von den Wällen von Peterwardein und Belgrad herab weithin verkündet

wurde. Diplomatische Gastmähler und die officiellen Abschiedsbesuche der Gesandten schlossen den Congreß. Die Bevollmächtigten hatten sich beeilt, die Friedensurkunden ihren respectiven Regierungen so schnell wie möglich zu übermachen. Die Ratificationen erfolgten, vorbehaltlich nochmaliger Bestätigung und definitiver Anordnung der Grenzverhältnisse und der noch zu erledigenden Punkte durch die Großbotschaften und die betreffenden Commissäre, in kürzester Frist [1]).

Traurig, im höchsten Grade traurig war das Loos, welches bei Beendigung dieses Krieges Dem zufiel, welcher zum guten Theile mit als seine nächste Veranlassung und seine mächtigste Triebfeder betrachtet werden kann, dem Rebellenfürsten von Siebenbürgen, Emerik Tököly. Von ihm, seinen vermeinten Rechten und seinen Ansprüchen war bei den Verhandlungen des Congresses zu Carlowicz so gut wie gar keine Rede gewesen. Von aller Welt verlassen und verachtet, lebte er schon seit dem Jahre 1695 in einem abgelegenen Quartier von Constantinopel von einem spärlichen Tagegelde, welches ihm die Pforte auf die Einkünfte einiger Dörfer in Kleinasien angewiesen hatte, wie De La Motraye, der ihn dort öfter sah, sich ausdrückt, ebenso von der Gicht wie vom Schicksal mishandelt. Thörichterweise verthat er den größten Theil seiner Gnadengelder, die sich etwa auf 60 Thlr. täglich beliefen, auch noch damit, daß er Verbindungen in Ungarn zu unterhalten suchte, die ihm natürlich ganz und gar nichts mehr nützen konnten [2]).

1) Gründ- und umständl. Bericht, S. 7—10.

2) Contarini a. a. O., p. 482: „Allo Tekely", heißt es hier zu Anfange des Jahres 1695, „che come inutile stromento nell' Ungaria, fù mandato nel principio della campagna à soggiornare in Costantinopoli, si assegnò dal Sultano in sostenimento di se e di sua famiglia le rendite di alcuni piccoli villaggi nell' Asia, di modo che discreditato, e mal veduto, venia tenuto in poca considerazione da' Turchi." De La Motraye, Voyages, p. 199, gibt den Betrag seiner Tagegelder genau an, und kam überhaupt mit ihm in vielfache Berührungen, welche ihn in den Stand setzten, über seine letzten Schicksale die besten Aufschlüsse zu geben, die wir hier benutzen. „Il avoit une des plus heureuses phisionomies du monde", bemerkt er unter Anderm zu seiner Charak-

Lord Paget soll ihm vor Eröffnung des Congresses zu Carlowicz noch Hoffnung gemacht haben, daß er mit in den Frieden eingeschlossen werden würde, wenn er sich dazu verstehen wolle, sich gänzlich von Frankreich loszusagen. Dazu war er aber, von Feriol aufgestachelt und getäuscht, durchaus nicht zu bewegen, obgleich er sich hinterher noch bitter darüber beschwerte, daß er vom französischen Hofe hintergangen worden sei und von den ihm ausgesetzten Subsidiengeldern im Betrag von 400,000 Thlrn. jährlich kaum zwei Drittel erhalten habe. „Der König", beklagte er sich noch im Jahre 1701 in diesem Sinne gegen De La Motraye über Feriol's Vermittelung, „hat allen Vortheil, ich dagegen habe nur Unglück davon gehabt; denn ich bin hier vernachlässiget, verachtet und verbannt, weil ich seinem (Feriol's) Rathe gefolgt bin; er hat mir von seinem Hofe nicht einmal eine Unterstützung von zehn Thalern mehr verschafft, seitdem man mich dort für unbrauchbar hält" [1]).

Nun ließ ihn aber nicht nur Lord Paget, sondern auch
1701 die Pforte gänzlich fallen. Als er sich im Juli 1701, gleichfalls auf Feriol's Rath, welcher kurz zuvor zum Gesandten in Constantinopel ernannt worden war, nach Adrianopel begab, um dem Sultan, welcher dort Hof hielt, seine Sache persönlich ans Herz zu legen und ihn, wo möglich, zur Wiederaufnahme des Krieges in Ungarn zu bewegen, wurde er nicht einmal in die Stadt zugelassen, sondern, wahrscheinlich auch auf Betrieb des Kaisers, unter dem Vorwande, daß er die Reise ohne vorher eingeholte Erlaubniß des Großherrn zu unternehmen gewagt habe, sofort nach Nikomedien in die Verbannung geschickt, in dessen Nähe ihm in einem kleinen, Tschidschek-Meidan d. h. Blumenfeld genannten Orte ein mehr wie bescheidenes Landhaus zur Wohnung angewiesen wurde. Dahin folgte ihm auch seine heldenmüthige Gemahlin mit seinem kleinen, aus einem Secretär, einem Kanzler,

teristik, „il parlait mieux latin qu'aucun homme de qualité que j'aye rencontré dans tous mes voyages. Au reste il étoit aussi mal traité de la goutte que de la Fortune."

1) Contarini, p. 287 und 310.

einem Geheimenrathe und einem Haushofmeister bestehenden Hofstaate und den Trümmern ihres Vermögens, die in einigen Kleinodien aus dem Nachlasse ihres ersten Gemahls, des Fürsten Georg Rakoczy, bestanden [1]).

Dort verlebte nun Tököly, als Opfer getäuschter Hoffnungen, gar trübselige Tage, die er sich, ungeachtet seiner Gicht, die ihm kaum mehr eine Bewegung erlaubte, von seinem von Pferden gezogenen Rollstuhl herab durch die Freuden der kleinen Jagd auf Schnepfen, Fasanen und Rebhühner zu verkürzen suchte. Zum Unglück fiel er auch noch in die Hände eines ärztlichen Charlatans, welcher ihm durch allerhand Vorspiegelungen über die mögliche Heilung seiner Krankheit und Goldmacherei einen guten Theil seiner Gelder abschwindelte, die, wie es scheint, seine Leute durch einen einträglichen Weinhandel wieder einzubringen suchten. Ein zweimaliger Versuch, sich durch Vermittelung De La Motraye's erst bei Lord Paget und dann bei dessen Nachfolger in Constantinopel, Ritter Sutton, eine Verbesserung seiner Lage und nur wenigstens seine Zurückberufung nach Constantinopel zu erwirken, hatte gar keinen Erfolg. Denn De La Motraye wollte sich klugerweise überhaupt nicht zu tief auf eine so hoffnungslos verlorene Sache einlassen, und selbst die Mätresse des Lord Paget, eine Madame Pearse, welche man durch ein ansehnliches Geschenk an Kleinodien bestechen wollte, fand es für gut, sich ihren Einfluß auf den Lord nicht durch die Einmischung in so unzeitige Händel zu verderben [2]).

Um das Maß seines Misgeschicks voll zu machen, wurde Tököly am Ende sogar noch in die Netze der Jesuiten verstrickt. Seine Gemahlin, eine gute Katholikin, hatte nämlich schon längst mit ihnen in sehr innigen Verhältnissen gestanden. Sie waren ihre Seelsorger (directeurs de conscience), und um ihnen einen besondern Beweis ihres Vertrauens zu geben, hatte sie bei ihnen in Galata ein Kästchen mit 4000 Dukaten und einigen Schmucksachen deponirt, welche dazu be-

1) De La Motraye Voyages, p. 281 fg.

2) Derselbe, p. 286, 294 und 309.

stimmt sein sollten, theils die Kosten einer von ihr beabsichtigten Pilgerreise nach Jerusalem zu bestreiten, theils dafür nach ihrem Ableben Seelenmessen für sie lesen zu lassen. Tököly, eifriger Lutheraner, wußte zwar nichts von dem Vorhandensein dieses kleinen Schatzes, erfuhr es aber, als die Fürstin schon auf dem Todtenbette lag, durch einen in das Geheimniß eingeweiheten Diener. Mit Hülfe dieses Dieners wußte er sich sofort dadurch in den Besitz desselben zu setzen, daß er das Kästchen den Jesuiten unter dem Vorgeben abfordern ließ, die Fürstin sei Willens, noch Etwas hinzuzufügen. Gleich darauf, am 17. Februar 1703, starb die Fürstin an einem hitzigen Fieber. Die Jesuiten, denen sie ihr Herz vermacht hatte, verlangten nun auch den Schatz zurück. Tököly verweigerte ihn aber natürlich, indem er ihnen sagen ließ, „seine Gemahlin habe dieses Geld zu einer Reise nach dem irdischen Jerusalem bestimmt gehabt, zu der nach dem himmlischen Jerusalem aber, die sie jetzt angetreten habe, brauche sie kein Geld mehr“ [1]).

Die Jesuiten ließen sich aber dadurch nicht abschrecken. Sie suchten sich nun nicht nur der Schätze, sondern auch der Seele des Fürsten zu bemächtigen. Man erfuhr bald, daß die häufigen geheimnißvollen Reisen, welche namentlich ihr Superior, Père Branconnier, von Galata nach Nikomedien machte, gar keinen andern Zweck haben, als Tököly zum Katholicismus zu bekehren. Sie griffen ihn, wie es scheint, dabei von seiner schwächsten Seite an. Obgleich er jetzt auch noch vorzüglich deshalb gegen den französischen Hof aufgebracht war, weil dieser Franz Rakoczy zu begünstigen schien, welcher, aus dem Gefängniß entkommen, sich an die Spitze der Misvergnügten in Ungarn gestellt hatte — es wird davon später noch die Rede sein —, so wußten sie ihm doch einzureden, daß sie es durch ihren Einfluß auf Ludwig XIV. und den Papst dahin bringen würden, ihm von diesen eine angemessene Pension auszuwirken, mit deren Hülfe er den Rest seiner Tage standesgemäß in Frankreich oder Italien verleben könne, wenn er sich nur dazu verstehen wolle,

1) De La Motraye, p. 298.

seine Ketzerei abzuschwören und in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren.

Tököly, welcher, krank und schwach, nichts sehnlicher wünschte, als nur seiner verzweifelten Lage entrissen zu werden, ging darauf wirklich so weit ein, daß er sich dazu bereit erklärte, wenn die Jesuiten ihm sofort eine angemessene Summe Geldes und ein Schiff verschaffen würden, auf dem er sich mit seinem kleinen Hofstaat nach einem der beiden genannten Länder begeben könne. Das stand aber gar nicht in der Macht der Jesuiten, die gleichwol schon unter der Hand das Gerücht verbreiten ließen, der Fürst habe sich bereits zum Katholicismus bekehrt. Er mußte nun wol einsehen, daß er der Getäuschte sei. Das gab ihm den Todesstoß. Er verfiel in eine schwere Krankheit, von der er nicht wieder genas. Er starb zu Ende September 1704. Auf seinem Sterbebette unterzeichnete er noch eine feierliche und förmliche Erklärung, daß er, von den Jesuiten hintergangen, nie ernstlich daran gedacht habe, den lutherischen Glauben abzuschwören und stets entschlossen gewesen sei, in demselben zu leben und zu sterben.

„Da ich gemerkt habe", hieß es darin unter Anderm, „daß diese Väter mich mit leeren Versprechungen hinzuhalten suchten, um mich zum Bekenntniß ihres Glaubens zu vermögen, und erfahren habe, daß sie, während sie mir nichts von den von mir verlangten Vortheilen, ja nicht einmal ein Einladungsschreiben von dem Könige von Frankreich oder vom Papste verschaffen konnten, die Eitelkeit besaßen, im christlichen Europa bekannt zu machen, ich habe mich schon zu ihrem Glauben bekannt, so habe ich gegenwärtige Urkunde aufgesetzt, nicht allein um vor Gott und Menschen das Gegentheil zu bekennen, sondern auch um alle meine Verpflichtungen gegen sie in dieser Beziehung, welcher Art sie auch gewesen sein mögen, hiermit öffentlich zu widerrufen, Verpflichtungen, welche von meiner Seite keine bindende Kraft mehr haben können, weil von der ihrigen die Bedingungen, unter denen sie eingegangen wurden, nicht erfüllt worden sind. Ich erkläre daher, daß ich niemals meine Religion geändert und auch gar nicht die Absicht habe, es je zu thun, indem ich die göttliche Majestät aufrichtig um Verzeihung bitte, daß

mich mein trauriges Geschick zu der Schwäche verleitete, ihnen in dieser Beziehung einige Hoffnung zu machen. Ich bin fest entschlossen, in dem evangelisch-lutherischen Bekenntniß zu leben und zu sterben, was ich hiermit durch meine Unterschrift und mein Siegel bekräftige." Mit ihm zugleich unterzeichneten die vier treuen Diener seines Hofstaates, welche sein Exil getheilt hatten und bald darauf nach Ungarn zurückkehrten [1]).

Während auf diese Weise das traurige Geschick Emerik Tökölÿ's erfüllt wurde, hatten die bei dem Frieden von Carlowicz betheiligten Mächte nicht versäumet, die betreffenden Verhältnisse durch ihre respectiven Großbotschaften vollends in Ordnung zu bringen. Der Kaiser hatte dieselbe dem ersten Unterzeichner des Friedens, Grafen Wolfgang von Öttingen anvertraut. Er verließ Wien mit einem äußerst glänzenden Gefolge von 279 Personen, unter denen sich eine Anzahl junger Edelleute aus den ersten Familien, den Dietrichstein, von der Lippe, Sprinzenstein, Sinzendorf, Thun, Kuefstein, Nostiz, und auch ein Herzog von Holstein-Plön befanden, am 20. October 1699. Zum Zwecke der Auswechselung der Gefangenen war ihm noch besonders Graf Adolf von Sinzendorf, welcher aber bald nach der Ankunft in Constantinopel,
1700 am 25. Mai 1700, starb, und für die Grenzregulirung Oberst Graf Marsigli beigegeben. Der Reichthum der für den Sultan und die Großwürdenträger der Pforte bestimmten Geschenke entsprach dem Glanze des Gefolges. Das dabei befindliche Silbergeschirr wurde allein an Gewicht auf 3000 Mark Silbers geschätzt [2]).

1) De La Motraye, p. 373 und p. 376, wo die letzte Erklärung Tökölÿ's vollständig gegeben wird.

2) Alles, was sich auf die Großbotschaft des Grafen von Öttingen bezieht, wird mit größter Ausführlichkeit in zwei besondern Schriften besprochen, dem schon erwähnten „Gründ- und umständlichen Berichte u. s. w." und „Diarium oder ausführliche curiose Reißbeschreibung von Wien nach Konstantinopel und von da wieder zurück in Teutschland, beschrieben von Simbert, des löbl. Gotteshaus Neresheim Ord. S. Bened. Abbten, als J. E. des H. Großbotschafters Praelato domestico. Augsburg 1701." Da findet man über Alles, was auf der Reise und in Constantinopel vorgegangen, gegessen und getrunken worden ist, die genaueste Auskunft.

Bei Szalankemen fand am 7. December die Auswechselung mit dem nach Wien bestimmten osmanischen Botschafter, Ibrahim Pascha, Beglerbeg von Rumelien, einem Renegaten aus Genua, unter der Leitung des commandirenden Generals in Slavonien, Grafen Guido von Starhemberg, und des Commandanten von Peterwardein, Baron de Nehm, von der einen, und dem Pascha von Belgrad von der andern Seite, auf die feierlichste Weise statt. Auch der Empfang und der Einzug der beiderseitigen Botschafter zu Wien (am 30. Januar) und Constantinopel (am 8. Februar 1700) übertraf an Glanz und Feierlichkeit Alles, was man bis dahin in dieser Art in beiden Hauptstädten gesehen hatte. Bereits am 16. Februar hatte Graf Öttingen seine solenne Audienz bei dem Großherrn, unter absichtlicher Schaustellung der immer noch bedeutenden Militärmacht der Pforte und aller nur möglichen Entwickelung osmanischen Staatsgepränges.

Bei der Erledigung der eigentlichen Geschäfte, welche den Zweck der Sendung ausmachten, bewies die Pforte dieses Mal eine überraschende Fügsamkeit. Die Befreiung der Gefangenen wurde nach dem Tode des Grafen Adolf von Sinzendorf von dessen Vetter Carl Ludwig glücklich zu Ende geführt. Noch vor Ausgang Juni wurden 375 Gefangene aus den Gefängnissen von Constantinopel entlassen und nach Deutschland zurückgeschickt. Dann kam etwa einen Monat später auch noch zu Wien ein besonderer Vertrag zustande, demzufolge der Loskauf für alle aus den Staaten des Kaisers stammenden Sklaven, gleichviel welches Volkes oder Geschlechts, und selbst für die von Christinnen in der Sklaverei geborenen Kinder gestattet sein sollte.

Ebenso wurden wegen Erneuerung der bereits im Wiener Frieden vom Jahre 1616 ausbedungenen Handelsfreiheiten und der bei Gelegenheit der Großbotschaft des Grafen von Leslie im Jahre 1665 in Anregung gebrachten Rechte und Privilegien der katholischen Geistlichkeit, sowie der Regulirung der Besitzverhältnisse der heiligen Stätten zu Jerusalem, keine besondern Schwierigkeiten erhoben. Bedrückungen und Erpressungen von Seiten der griechischen, servischen und bulgarischen Bischöfe sollten gegen die katholischen Geistlichen in

keiner Weise mehr geduldet werden. Und was die heiligen Stätten betraf, so wurde festgesetzt, daß den Katholiken zu Jerusalem die Kirche S. Johannes, die Begräbnißstelle auf Sion, die Klöster von Bethlehem und Nazareth mit ihren Gräbern und Gärten, ferner die Stätten in Sfafed, Saida und Ramla, die Kapelle der Heiligen Jungfrau, und endlich die bisher von ihnen besessenen Stätten am Heiligen Grabe als Eigenthum verbleiben sollten. Zugleich wurde ihnen gestattet, diese ihre Besitzungen fortwährend in baulichem Zustande zu erhalten, dort ungehindert ihre Feste zu begehen und in ihren Klöstern zu Jerusalem, Damaskus, Bethlehem, Nazareth und Saida Pilger aufzunehmen und zu bewirthen [1]).

Das Hauptgeschäft blieb natürlich immer die Regulirung der Grenzen, welche, wie gesagt, dem Grafen Marsigli anvertraut war. Daß es nicht zu der im 18. Artikel des Friedensvertrages festgesetzten Zeit vollendet sein konnte, hatte seinen Grund, neben andern Ursachen, vorzüglich noch darin, daß Marsigli auf der Reise nach dem Orte, wo die Commissäre zusammentreffen sollten, zwischen Keskemeth und Ofen von einer Bande Husaren überfallen und so gefährlich verwundet worden war, daß seine Heilung längere Zeit erfor-
1700 derte. Endlich traf er zu Ende April 1700 mit dem osmanischen Bevollmächtigten, Ibrahim Efendi, welcher, wie er selbst, mit einem Gefolge von 200 Reitern erschien, in Slavonien zusammen [2]).

Man weiß nun, und hat es nur erst wieder in unsern Tagen erfahren, mit welchen Schwierigkeiten solche Abgrenzungsgeschäfte verknüpft sind, und wie leicht da jedes Dorf, jede Palanke, jeder Stein und jede Erdscholle der Gegenstand endlosen Haders und die Veranlassung sofortiger Erneuerung der Feindseligkeiten werden kann. In diesem Falle war es aber gewiß keine leichte Aufgabe, die ganze Grenzlinie von

1) Nach den besonders darüber ausgestellten Urkunden im k. k. Hausarchiv, bei Hammer O. G., Bd. VII., S. 24. Auch De La Motraye, Voyages T. I, p. 277, gibt den auf Verwendung des Grafen von Öttingen zu Gunsten der katholischen Geistlichen erlassenen Hattischerif.

2) Das Nähere darüber bei Katona, T. XXXVI, p. 129.

der Moldau und Siebenbürgen an längs des Banats, ganz Slavonien, Kroatien, Bosnien, von der Save und Theis bis zur Unna und bis zu den Marken des venetianischen Dalmatiens, festzusetzen und abzustecken. Nur kluge Fügsamkeit von beiden Seiten konnte hier diese Riesenarbeit so fördern, daß man um die Mitte des Jahres im Wesentlichen damit aufs Reine war.

Bereits am 25. Juli 1700 wurde im Lager der Grenz- 1700
Commissäre (in castris ad turrim Sofu) der Vertrag unterzeichnet, welcher die zukünftige Grenzscheide zwischen den Staaten des Kaisers und dem osmanischen Reiche genau festsetzte, und alle Festungen, Palanken und Hochwachten, welche in ihrer ganzen Ausdehnung entweder erhalten, oder geräumt und geschleift werden sollten, namentlich bezeichnete. Ein einziger Punkt, die während des Krieges von den Kaiserlichen erbaute Festung Neu-Novi mit Gebiet, an der Grenze zwischen Bosnien und Kroatien, welche die Osmanen geräumt und geschleift wissen wollten, blieb noch unerledigt und wurde weiterer Entscheidung vorbehalten. Am 18. August erfolgte hierauf die förmliche Bekanntmachung dieses Grenzvertrags in dem Lager bei Brod, an der Grenze von Bosnien, unter dem Donner der Geschütze. An der Stelle, wo sich in der Nähe der Festung Knin das kaiserliche, venetianische und osmanische Gebiet scheiden sollten, wurde auf einer Anhöhe, Veliko Birdo, von den Eingebornen Metvidia Klavissa, von den Italienern Bellobardo genannt, eine vier Klaftern breite und zwei Klaftern hohe Steinpyramide errichtet, von welcher zwei kleine Mauern ausliefen, die die Richtung der Grenzen nach beiden Seiten hin andeuten sollten. Das war der eigentliche Markstein, welcher der Macht des Islam von dieser Seite auf europäischem Boden an der Schwelle des 18. Jahrhunderts für alle künftige Zeiten gesetzt wurde, gewissermaßen das symbolische „Bis hierher und nicht weiter" für die Fortschritte des seit Jahrhunderten so drohend in die christliche Welt hineinragenden Halbmondes [1]).

1) Sowol der Grenzvertrag vom 25. Juli als auch die Bekanntmachung vom 18. August 1700 werden vollständig gegeben: Gründ-

Auch wegen Novi und einigen andern kleinen Differenzen an den Grenzen zwischen Siebenbürgen, der Moldau und der Walachei kam man bald vollends zu erwünschtem Ziele. Der
1700 nun endlich am **1. November 1700** erfolgte Tod König Karl's II. von Spanien beschleunigte das Geschäft noch in seinem letzten Stadium sehr wesentlich. Man mußte nun mit der Pforte durchaus aufs Reine kommen. Und deshalb erhielt Marsigli von Wien aus die ausdrückliche Weisung, sich so nachgiebig und fügsam wie möglich zu beweisen [1]). So konnte denn endlich am 5. März **1701** von dem Lager
1701 der Grenzcommissäre an dem Flüßchen Pistra aus auch der Schlußvertrag bekannt gemacht werden, welcher die letzten Grenzstreitigkeiten schlichtete und den Frieden zu Carlowicz vollständig zur Ausführung brachte [2]).

Graf Öttingen hatte Constantinopel schon nach Abschluß des ersten Grenzvertrages, am **11. October 1700**, unter großen Ehrenbezeugungen und reich beschenkt, wieder verlassen und, nachdem er unterwegs bei Carlowicz in dem zu einer der Heiligen Jungfrau zum Frieden geweiheten Kapelle (Maria de Pace) umgewandelten Conferenzhaus ein feierliches Dankfest
1701 veranstaltet, am **29. Januar 1701** seinen glänzenden Einzug in Wien gehalten. Auf der Reise hatte er noch nahe an tausend christlichen Gefangenen die Freiheit wiederverschafft. Der Ritter Leopold Mamurca della Torre, ein naher Anverwandter des Pfortendolmetschers Maurokordato, war als kaiserlicher Resident in Constantinopel zurückgeblieben [3]).

und umständlicher Bericht, S. 93—98, wo auch von der Errichtung der Grenzpyramide die Rede ist.

1) Katona a. a. O., S. 136. Die Marsigli nach dem Tode Karl's II. ertheilten Instructionen lauteten wörtlich dahin: „Quoad cum dignitate posset, ne morosior esset, vel accuratus nimium, nec filum texat, quod felicè promptoque exitu pertexi nequiret."

2) Edictum pro plenaria pacis executione, nomine Augustissimi Romanorum Imperatoris ab ejusdem Commissario sub tentoriis suis publicatum, praesente Ottomanico Commissario, ejus Collega: Gründ- und umständlicher Bericht, S. 130. Unterzeichnet: Actum in Castris Caesareis ad Pistram. Die quinta Martis 1701.

3) Gründ- und umständlicher Bericht, S. 114 fg.

Gleichzeitig, zu Ende October, war auch der osmanische Großbotschafter Ibrahim, in allen Ehren und nicht minder reich beschenkt, von dem kaiserlichen Hofe entlassen worden, von dem er überhaupt mit der größten Auszeichnung behandelt worden war. Seine Reise und sein Aufenthalt in Wien soll dem kaiserlichen Schatze allein 300,000 Gulden gekostet haben. Bei seiner Abschiedsaudienz beim Präsidenten des Hofkriegsrathes, Grafen von Starhemberg, sprach er den lebhaften Wunsch aus, daß der nur auf 25 Jahre abgeschlossene Friede ein ewiger werden möge [1]).

Auch die beiden Vermittler des Friedens zu Carlowicz, Jakob Colyer und Lord Paget, hatten sich hinterher noch besonderer Auszeichnung von Seiten des Kaisers zu erfreuen. Beide erhielten ansehnliche Geschenke; und als Lord Paget, von Constantinopel abberufen, im Juli 1702 durch Wien ging, ließ ihm der Kaiser nicht nur die Reisekosten bis dahin erstatten, eine Auszeichnung, die nur den türkischen und russischen Botschaftern vorbehalten war, sondern gab ihm auch in einer besondern Audienz nochmals seinen Dank zu erkennen [2]).

Wie der Kaiser, ließ auch die Signorie von Venedig den Vermittlern ihre Erkenntlichkeit aussprechen. Ihr Friedensvertrag war, wie wir gesehen haben, zu Carlowicz nur provisorisch von den übrigen Bevollmächtigten unterzeichnet worden. Sie nahm aber keinen Anstand, ihn sofort zu ratificiren, und beeilte sich, ihre Bevollmächtigten zu ernennen, welche die Sache vollends in Ordnung bringen sollten: den Cavaliere Lorenzo Soranzo, als außerordentlichen Botschafter bei der Pforte, und den Giovanni Grimani für die Grenzregulirung in Dalmatien, welche von Seiten des Großherrn dem Osman-Aga übertragen wurde. Soranzo hatte Venedig im September 1699 verlassen und traf im November in Constantinopel ein, wo auch ihm die ehrenvollste Aufnahme zu Theil wurde [3]). 1699

1) Gründ- und umständl. Bericht, S. 104 fg. und S. 119.

2) Daselbst, S. 131 und Katona a. a. O., S. 126.

3) Garzoni, S. 820 fg.

Wegen Bestätigung des Friedens fand er indessen einige Schwierigkeiten, zumal da er, seinen Instructionen zufolge, darauf bestehen sollte, daß die in dem 14. Artikel des provisorischen Vertrags nur im Allgemeinen angedeuteten Punkte aus den ältern Capitulationen in die definitive Friedensurkunde förmlich und wörtlich mit aufgenommen werden sollten. Die Unterhandlungen darüber verzogen sich noch über ein Jahr, ehe sie zum Abschluß führten. Freilich kam dabei auch noch der schlechte Fortgang des Abgrenzungsgeschäfts in Dalmatien und Albanien mit in Betracht, welches namentlich durch einige Differenzen zwischen den kaiserlichen und den venetianischen Commissären nicht unwesentlich erschwert wurde. Es zog sich so beinahe zwei Jahre hin, und bevor man damit nicht völlig ins Klare war, wollte sich die Pforte zu nichts verstehen. Endlich wurden aber doch die Grenzen in Dalmatien in der Hauptsache so festgesetzt, wie sie im Carlowiczer Vertrage bezeichnet worden waren [1]).

Leichter kam man in Morea und in Griechenland über das Ausgleichungsgeschäft hinweg, wo es in die Hände des Seraskiers Ismael-Pascha und des General-Provveditore des Meeres Girolamo Delfino gelegt war. Die alte Mauer des Hexamilion blieb die Grenzscheide für Morea, Lepanto wurde von den Venetianern geräumt und Prevesa mit dem Castell von Rumelien geschleift. Die Einwohner von Prevesa bekamen auf Santa Maura, die von Lepanto in Morea neue Wohnsitze [2]).

Zuletzt war man darüber nicht ganz einig, ob der Friede nur ein auf gewisse Jahre beschränkter oder ein dauernder sein sollte. Man suchte aber dadurch einen Mittelweg zu gewinnen, daß man festsetzte, der Friede solle so lange in Kraft bleiben, als die Bedingungen desselben nicht verletzt werden würden (che ella duri sin tanto, che à lei si contravenga, trasgredendosi i patuiti accordi dalla Republica), eine leidige, sehr dehnbare Formel, welche freilich für die Halt-

1) Garzoni, S. 821—824 und Contarini, Th. II, S. 737—739 sprechen darüber ausführlich.

2) Garzoni, S. 825. Contarini, S. 740.

barkeit des Friedens nur geringe Bürgschaft bieten konnte. Daraufhin setzte es Soranzo nun aber doch durch, daß die Bestimmungen der frühern Capitulationen wörtlich mit in den definitiven Friedensvertrag aufgenommen wurden, welcher, dadurch von 16 bis zu 33 Artikeln erweitert, zu Constantinopel am 15. April 1701 unterzeichnet wurde. Hiermit 1701
hatte auch der venetianische Friede seinen endlichen Abschluß erlangt [1]).

War dieser glückliche Ausgang der venetianischen Verhandlungen vorzüglich der diplomatischen Gewandtheit, der Energie und der rechtzeitigen Fügsamkeit des Lorenzo Soranzo zu verdanken, so verdarb sich dagegen der Großbotschafter des Königs August II. von Polen, der Palatin von Posen, Raphael de Viniawa Leszynski, Vater des späteren Königs Stanislaus, sogleich seine Stellung durch sein anmaßendes und taktloses Auftreten in Constantinopel, wo er zu Anfang April 1700 eintraf. Schon sein aus mehr 1700
als 600 Personen bestehendes Gefolge gab vielfachen Anstoß. Dann wurde es ihm aber vorzüglich übel ausgelegt, daß er beim Einzug eine Menge seiner Leute mit denselben prächtigen Panzerhemden bekleidet hatte, welche von Sobiesky den unter den Mauern von Wien erschlagenen oder gefangen genommenen Sipahis abgenommen worden waren. Das empörte vor Allem den Stolz der alten Sipahis, welche noch selbst an jener unglücklichen Belagerung mit Theil genommen hatten [2]).

1) Hammer, O. G. Bd. VII, S. 24, ist in einen schweren Irrthum verfallen, wenn er behauptet, „die Republik scheint diese erweiterte Friedensurkunde als großes Staatsgeheimniß betrachtet zu haben, da davon nirgends Kunde anzutreffen ist." Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Sowol Garzoni, S. 827, als auch Contarini, S. 740, sprechen darüber sehr genau. Die von Hammer in dem k. k. Hausarchive aufgefundene Abschrift derselben ist daher nichts weniger als eine neue Entdeckung. Sie enthielt übrigens auch gar keine neuen Zusätze zum Vertrage von Carlowicz, sondern nur, wie gesagt, die wörtliche Wiederaufnahme der alten Capitulationen in dieselben.

2) De La Motraye, Voyages, T. I, p. 277: „Cela parut fort extraordinaire à ceux de cette nation, surtout à quelques vieux

Man wollte ihm bei seinen Audienzen, obgleich auch er mit reichen Geschenken erschien, nicht einmal dieselben Ehren zugestehen, die man dem kaiserlichen Großbotschafter erwiesen hatte. Er durfte nur mit fünf Personen seines Gefolges vor dem Sultan erscheinen, erhielt im Diwan einen niedrigeren Sessel, und mußte mit einem geringeren Ehrenmahle vorlieb nehmen. Auch seine etwas hochtrabende Sprache in den an den Sultan und den Großwesir gerichteten Reden zog ihm vielen Tadel zu. Beim Abschied, im Juni, wollte man ihm gar keine Audienz gewähren. Er erzwang sie am Ende aber doch, indem er geradezu erklärte, er wisse sehr wohl, was seinem Könige gebühre, und wenn man ihm eine solche Beleidigung anthun werde, weiche er nicht von der Stelle und wolle lieber hier in Constantinopel umkommen [1]).

Zum Glück hatte dieser diplomatische Hader keinen wesentlichen Einfluß auf die Erledigung der wichtigeren Geschäfte, welche vorher abgethan worden waren. Lesczynski hatte nur wegen der Ernennung einer Commission zu einigen nachträglichen Grenzberichtigungen mit der Pforte zu unterhandeln, worüber man bald einig war. Im Übrigen hatte sich der König beeilt, schon im vorigen Jahre, wo, ungeachtet des Carlowiczer Friedens, die Räubereien der Tataren auf polnischem Gebiete noch immer fortdauerten, den Starosten von Chelm, Stanislaus Rzewuski, als seinen Botschafter nach Constantinopel zu schicken, um den Frieden in Ausführung zu bringen. Er traf dort bereits im Juni 1699 ein.

Wegen der Tataren erhob die Pforte keine Schwierigkeiten. Sie ertheilte dem Chan sofort Befehl, Polen vollends von seinen Räuberbanden zu säubern, und die Gefangenen und die geraubten Güter zurückzugeben. Etwa 3000 Polen wurden darauf sofort ausgeliefert, von den geraubten Gütern

Spahis, qui s'étoient trouvez à ce siege (de Vienne) si funeste pour eux. Ils reconnurent quantité de ces jaques de mailles, qu'ils avoient vues à leurs confrères tuez ou faits prisonniers."

1) Simbert Diarium, S. 264: „Er wolle lieber zu Konstantinopel umkommen, als diesen Affront gedulden." Seine in der feierlichen Audienz am 4. Mai gehaltenen Reden gibt der „Gründ- und umständliche Bericht", S. 88.

war aber nichts mehr wiederzuerlangen. Auch das Gebiet von Budschak, welches bis dahin noch von den Tataren besetzt gewesen war, mußte nun von ihnen geräumt werden. Sie begaben sich unter russischen Schutz, und sollten auf russischem Gebiete neue Wohnsitze erhalten, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie die Waffen niederlegen und sich dem Ackerbau widmen würden. Das sagte aber ihrem kriegerischen Räuberleben nicht zu. Sie vereinigten sich mit einer Bande gleichgesitteter Kosaken und leisteten Widerstand, bis sie endlich im nächsten Jahre mit Gewalt der Waffen aus Budschak vertrieben wurden [1]).

Nicht so leicht wollte sich die Pforte zu der vertragsmäßigen Räumung von Kameniek herbeilassen. Nichts wurde in der That dem Sultan schwerer, als gerade diesen wichtigen Posten aufzugeben. Man schützte abermals den alten, obgleich bereits tausend Mal thatsächlich widerlegten Grundsatz islamitischer Politik vor, daß es nicht gestattet sei, eroberte Plätze wieder aufzugeben, sobald dort einmal Moscheen errichtet worden seien. Man mußte aber, da, wie es scheint, Lord Paget sich ins Mittel schlug, und der Kronfeldherr Jablonowski, welcher Kameniek besetzen sollte, die osmanischen Commissäre, Ibrahim-Pascha, den Hospodar der Moldau und den Tataren-Chan, durch ein wohlangebrachtes Geldgeschenk fügsam zu machen wußte, am Ende doch nachgeben. Die Festung wurde wirklich schon am 22. September 1699 geräumt. Die aus 6000 Janitscharen 1699
bestehende Besatzung zog mit sämmtlichem Geschütz, 148 ehernen, 122 eisernen Kanonen und 23 Bombenkesseln, nach Bender und Akerman ab. Bei dem Einzug der Polen, welcher gleich darauf erfolgte, wäre es beinahe insofern zu blutigen Händeln gekommen, als die Bischöfe beider christlichen Confessionen, der Katholiken und der Griechen, auf gleiche Weise die freigewordenen Kirchen für sich in Anspruch nahmen. Der Grieche wollte an der Spitze seiner Schaar, das Kreuz in der einen, das Schwert in der andern Hand, die Katholiken schon mit Gewalt vertreiben, als man übereinkam, den

1) Contarini, a. a. O., S. 726 fg.

Streit lieber der Entscheidung des Königs und des Reichstages anheimzugeben, welche natürlich auf Seiten der Katholiken standen [1]).

Einmal im Besitz von Kameniek, beeilte sich Polen auch seinerseits, seine Verpflichtungen in Bezug auf die Räumung der Moldau zu erfüllen, wodurch die thatsächliche Ausführung des Friedens auch von dieser Seite noch vor Ausgang des Jahres ihre Vollendung erhielt.

Wie gelangte nun endlich noch die zweite nordische Macht, Rußland, zu diesem Ziele? — Zaar Peter hatte, obgleich im Auslande, nicht gesäumt, auch seine Bevollmächtigten nach Constantinopel zu schicken, um dort die in Carlowicz abgebrochenen Unterhandlungen wegen des definitiven Friedens wieder aufzunehmen. Der erste derselben, welcher eigentlich nur der Vorläufer des wirklichen Botschafters sein sollte, traf
1699 bereits im Sommer 1699 auf einem im Hafen von Assow erbauten und von einem holländischen Capitän commandirten russischen Kriegsschiffe von 36 Kanonen in der osmanischen Hauptstadt ein. Es war dies überhaupt das erste solche Schiff dieser Macht, welches dort sichtbar wurde, und sein Erscheinen machte daher nicht geringe Sensation. Man fing bei seinem Anblick an zu ahnen, was man in Zukunft von dieser Seite zu erwarten und zu fürchten habe, und empfand nur zu sehr, wie schwer der Verlust von Assow in die Wagschale falle. Deshalb war man auch keineswegs geneigt, es so leichten Kaufs aufzugeben [2]).

Der Großwesir verlangte, als einige Monate später die eigentlichen Friedensunterhändler, Dukraintzow und Czerede-

1) Contarini, S. 728. Garzoni, S. 816.

2) De La Motraye, welcher damals in Constantinopel war, schildert den Eindruck, welchen dort die Ankunft dieses ersten russischen Kriegsschiffes machte, mit folgenden Worten: „Un vaisseau de guerre Moscovite étant venu du Port d'Asoph dans celui de Constantinople, ayant à bord un Envoyé de cette Nation, surprit plus les Turcs qu'ils ne le montrerent et leur ouvrit assez les yeux sur les consequences de la perte qu'ils avoient faite de cette place, pour leur faire craindre une visite moins civile de la part du Czar à la première brouillerie.“ Voyages, T. I, p. 266.

jow, nachfolgten, geradezu die Zurückgabe der Festung und die Schleifung aller übrigen festen Plätze am Don und Dnieper, während doch gerade der Zaar auf der Erweiterung seines Gebiets bei Assow mit ganz besonderm Nachdruck bestehen zu müssen glaubte. Und um nun diese russischen Ansprüche möglichst herabzustimmen, ließ er die Gesandten ohne weiteres in strenge Haft nehmen. Da aber auch Peter nicht nachgeben wollte und konnte, wäre es wahrscheinlich zu noch weit schlimmeren Dingen, sicherlich aber nicht zum Frieden gekommen, wenn nicht abermals die Vermittler, Lord Paget und Colyer, die Sache in die Hand genommen hätten.

Sie stellten dem Großwesir die mißliche Lage des Reiches, den erschöpften Zustand des Heeres und der Finanzen, die an mehreren Orten in Asien ausgebrochenen Unruhen, die zweifelhafte Haltung des Perserschahs, an dessen Hofe sich schon ein russischer Gesandter befinde, um ihn zu einem Angriff auf Bagdad zu reizen, u. s. w., in so eindringlicher und überzeugender Weise vor, daß selbst der Sultan nachgiebiger wurde. Er erklärte sich bereit, Assow aufzugeben, bestand aber vorerst noch darauf, daß die von den Russen dort erbauten Festungswerke geschleift würden und ihre Kriegsschiffe auf dem Schwarzen Meere nicht mehr als 15 Kanonen führen und unter keiner Bedingung durch die Dardanellen in das Ägäische Meer einlaufen dürften. Das waren aber gerade die beiden Punkte, in Betreff welcher der russische Bevollmächtigte, seinen Instructionen zufolge, unbeugsam blieb. Die Schiffahrt aus dem Schwarzen nach dem Weißen Meere, so wollte der Zaar, sollte völlig frei sein, und Assow, welches nun bereits für eine der bedeutendsten Festungen in ganz Europa galt (avendo il Czaro ridotta quella Piazza in forma delle più considerabili e più resistenti di Europa), unter keiner Bedingung geschleift werden. Lieber wollte man sich dafür andere Opfer gefallen lassen und die Festungen am Dnieper preisgeben. Dazu verstand sich am Ende, so schwer es ihm werden mochte, auch Zaar Peter, indem er die Pforte auf der andern Seite dadurch fügsamer machte, daß er bei Assow schon wieder ein bedeutendes Truppencorps zusammenzog. So kam denn endlich, nach beinahe zwei-

1702 jährigen Verhandlungen, am 25. Juli 1702 der auf 30 Jahre festgesetzte Friede zwischen Rußland und der Pforte zustande, welcher in 14 Artikeln folgende wesentliche Bestimmungen enthielt: [1])

Die vier Festungen am Dnieper, Tawan, Kasikermen, Schahinkermen und Nußretkermen, werden geschleift, dürfen auch nie wieder aufgebaut werden, und ihr Gebiet verbleibt der Pforte. Doch dürfen beide Theile in angemessener Entfernung davon zur Sicherheit der Kaufleute ein mit Mauern umgebenes Dorf anlegen (Art. 2). Assow mit allen seinen Festungswerken, seinem Gebiet und seinen Häfen bleibt Eigenthum des Zaars, und außerdem wird ihm auf der linken Seite nach dem Kuban hin noch so viel Land abgetreten, als ein Pferd in 12 Stunden durchlaufen kann (quanto potesse correre un cavallo in dodici ore; etwa 80 Miglien). Zwei zu diesem Zwecke ernannte Commissäre haben die Abgrenzung vorzunehmen (Art. 7). Russischen Handelsschiffen ist die

1) Am besten sprechen über den Gang dieser Verhandlungen Contarini, a. a. O., p. 730—732 und 740, und Garzoni, p. 828—830. Beide geben als den Tag der Unterzeichnung des Friedensvertrags ausdrücklich den 25. Juli 1702 an, indem Contarini mit Bezugnahme auf die am 15. April 1701 erfolgte Unterzeichnung des venetianischen Vertrags noch besonders bemerkt: „Terminò pure un' anno dopo il Ministro Moscovito i suoi negoziati alla Porta." Der „Gründ- und umständliche Bericht", S. 92, spricht zwar davon, daß die Nachricht von dem Abschluß des russischen Friedens schon am 15. August 1700 in Wien eingetroffen sei. Allein da hier die Bedingungen desselben ganz falsch angegeben sind, so war dies offenbar nur ein voreiliges, auf die ersten Verhandlungen gegründetes Gerücht. Jedenfalls ist die gewöhnliche Annahme, z. B. noch bei Hammer, O. G., Bd. VII, S. 25 und bei Herrmann, Gesch. des russ. Staates, Bd. IV, S. 96, daß die definitive Unterzeichnung des Vertrags bereits am 13. Juni 1700 stattgefunden habe, unrichtig. Denn damals war man noch nicht einmal über die wichtigsten Bedingungen des Friedens einig geworden. In der Ratificationsurkunde, welche der Sultan nach der Erneuerung dieses Friedens im Jahre 1710 ausstellte, wird der 26. Muharem des Jahres 1112 d. H. als der Tag des Abschlusses desselben angegeben, was freilich dem Juli 1701 entspräche. Lamberty, Mémoires pour servir à l'hist. du XVIII siècle, T. VI, p. 419 und 421. Vielleicht waltet auch da ein Irrthum ob.

Durchfahrt aus dem Schwarzen nach dem Weißen Meere und Kriegsschiffen die freie Fahrt auf jenem gestattet [1]). Alle gegenseitige Streifereien der Tataren und Kosaken auf russischem und osmanischem Gebiete, sowie auch auf dem Schwarzen Meere, sind während der Dauer des Friedens untersagt und streng verpönt (Art. 8). Tribut hat der Zaar an den Tataren-Chan fernerhin nicht mehr zu zahlen.

Die übrigen Artikel betreffen die den Unterthanen beider Theile zugestandene freie Fischerei auf dem Meere und bis zum Hafen von Assow, den freien Handel, die ungehinderte und steuerfreie Pilgerfahrt der Russen nach Jerusalem (Visite de' Moscoviti a' luoghi Santi di Gerusalemme, esenti dalle gabelle), die Auswechselung der Gefangenen, und endlich die Rechte und Freiheiten der diplomatischen Agenten des Zaars bei der Pforte, welche denen der übrigen Fürsten Europas gleichgehalten werden sollten (Residenti del Czar alla Porta co' privilegj de' gli altri Principi d'Europa. Art. 13). Endlich sollte binnen 6 Monaten ein russischer Großbotschafter in Constantinopel erscheinen, um die Ratification und die Bestätigung dieses Friedens zu überbringen.

Die Ankunft dieses moskowitischen Großbotschafters in Adrianopel, wo damals der Sultan Hof hielt, bereits im September desselben Jahres, und die unter den herkömmlichen Feierlichkeiten vollzogene Ratification des Vertrags vom 25. Juli war der letzte bedeutende Staatsact, welcher mit der Ausführung des Friedens von Carlowicz in näherer Be-

1) Contarini gibt diesen Artikel so an: „Fù conceduta libera la Navigazione del Mar Nero a navi armate, e l'uscita nell' Arcipelago à legni mercantili della Nazione." Ebenso Garzoni. Nach dem „Gründ- und umständlichen Bericht", S. 92, sollte es den Russen gestattet sein: „auch das verlangte freye Commercium auf dem Schwarzen Meere zu exerciren, und entweder ohne Kriegsschiffe, oder mit 6 Kriegsschiffen, jedoch unter den Namen von Kaufmannsschiffen, nach dem Archipelago und wo es ihnen sonst beliebig, mit Waaren frei zu passiren und repassiren, über welche der Pforte präjudicirliche Einwilligung Viele sich sehr verwunderten." Das war aber nur der erste Entwurf des Friedensvertrags.

ziehung stand [1]). Die politische Welt Europas wurde damals schon von ganz andern Interessen und Bestrebungen in Bewegung gesetzt und in Spannung erhalten, welche sie eine Zeit lang von diesen orientalischen Verhältnissen mehr abzogen. Der Eingang des 18. Jahrhunderts, in so vieler Hinsicht einer der bedeutungsvollsten Wendepunkte in der Weltgeschichte, ist auch noch durch drei merkwürdige Todes-
1700 fälle bezeichnet und charakterisirt. Im Jahre 1700 starben in weniger als 4 Monaten schnell nach einander der Doge von Venedig Silvestro Valiero, dann Papst Innocenz XII. (27. September), und endlich König Karl II. von Spanien (1. November). Der Hintritt des Letzteren war das große Ereigniß, welches in seinen Folgen zunächst die Thätigkeit und die Kräfte der Mächte Europas in Anspruch nahm und, vielleicht zum Heile desselben, von dem osmanischen Reiche ablenkte.

Wir gewinnen dadurch Zeit, wieder einen Blick auf die innere Gestaltung des letzteren zu werfen, wie sie namentlich aus den gewaltigen Erschütterungen und Anstrengungen der schweren Kriege in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hervorging, welche wir hier zu schildern versucht haben.

1) Garzoni, S. 830.

Sechstes Buch.

Schwankende Verhältnisse zwischen der Pforte und dem übrigen Europa, und Rußlands wachsender Einfluß auf die Politik des Orients, bis zum Frieden zu Belgrad im Jahre 1739.

Erstes Capitel.

Das innere Leben des osmanischen Reiches in der zweiten Hälfte des siebenzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

1) Die Sultane bis zu Mustafa's II. Ausgang und Ahmed's III. Thronbesteigung.

Sicherlich hatte die Pforte noch nie einen schmachvolleren und nachtheiligeren Frieden mit schwereren Opfern erkauft, als der war, welcher am Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts ihrem langwierigen Kriege mit den gegen sie zum heiligen Bunde vereinigten Mächten der europäischen Christenheit auf den unwirthlichen Feldern von Carlowicz ein Ende machte. Durch ihn verlor sie fast die Hälfte ihrer Besitzungen, ihre besten und ergiebigsten Provinzen in Europa, und mit ihnen natürlich einen guten Theil ihrer finanziellen Mittel und ihrer Wehrkraft. Ungarn, bis auf das Banat von Temeswar, und ganz Siebenbürgen, Morea und Dalmatien, die Ukräne und Podolien waren nun von dem siechen osma-

nischen Staatskörper losgerissen, und während mithin von Westen her an den überall offenen Grenzen die überlegene Macht christlicher Waffen dem Sitze des Reiches immer näher rückte, bildeten Kamenieck und Assow die lange bestrittene Vorhut seiner gefährlichsten Feinde im Norden.

Aber auch der Stolz der Pforte war noch nie auf so empfindliche Weise gedemüthiget und gebrochen worden. Noch nie war die Nichtigkeit ihrer Macht und ihrer seit Jahrhunderten mit so viel Glück und Erfolg gegen die christliche Welt erhobenen Ansprüche so offen zu Tage getreten, wie in diesem verhängnißvollen Frieden. Zwei Grundsätze islamitischer Eroberungspolitik, auf denen das osmanische Staatsgebäude vorzugsweise mit beruhete, wurden durch ihn zum ersten Male im großartigsten Maßstabe thatsächlich Lügen gestraft. Stand es nicht für alle Zeiten fest, daß die Gläubigen da, wo sie einmal ihre Gebete verrichtet und ihre Moscheen erbaut, vor keiner Macht mehr zurückweichen sollten? — Und dennoch mußte jetzt der gestürzte Halbmond auf den Zinnen der Gotteshäuser überall dem siegreichen Kreuze, zum Wahrzeichen wiederhergestellter christlicher Herrschaft, den Platz räumen. Ebenso sollte auch die verjährte Tributpflichtigkeit selbständiger christlicher Mächte gegen die Pforte fernerhin nicht mehr als Grundsatz des osmanischen Staats- und Völkerrechts in Kraft bleiben. Nicht nur der Tribut für Siebenbürgen und Zante, auch das schmachvolle Jahrgeld, womit Polen und Rußland seit undenklichen Zeiten von dem Tatarenchan die trügerische Ruhe erkauft, mußten jetzt gänzlich aufgegeben werden. Die moralische Niederlage fiel also dabei fast noch schwerer in die Wagschale, als der materielle Verlust.

Der Friede zu Carlowicz ist daher jedenfalls einer der hervorragendsten Marksteine in der Entwickelungsgeschichte des osmanischen Reiches, nicht nur für seine Stellung zu den Staaten Europas, sondern auch für die fernere Gestaltung seines innern Lebens. Es ist jetzt Zeit, daß wir in diesem bedeutenden Wendepunkte seiner Geschicke namentlich dem letzteren unsere Aufmerksamkeit wieder etwas zuwenden, um zu erkennen, wie es unter den gewaltigen Erschütterungen, welche mit ihrer vernichtenden Kraft das Reich in den letzten 50 Jah-

ren von außen heimgesucht hatten, um die schaffenden und erhaltenden Elemente im Innern desselben stand. Denn daß es in dieser Zeit erst den 25jährigen venetianischen und den ungarischen Krieg durch den Frieden von Vasvar und den Fall von Candia nicht unrühmlich zu Ende führte, und dann 16 Jahre lang den vereinten Anstrengungen der Mächte des heiligen Bundes nach vier Seiten hin die Spitze bieten konnte, ist, bei aller Hinfälligkeit, an der es zu leiden hatte, immerhin ein schlagender Beweis für seine Lebensfähigkeit und die bedeutenden Mittel, die es in seinem Kampfe gegen die christlich-europäische Welt noch einzusetzen im Stande war.

Zuerst tritt uns hier die merkwürdige Thatsache entgegen, daß seit den Zeiten Murad's IV. kein einziger Sultan den osmanischen Thron bestiegen, welcher durch Geist, Charakter und Persönlichkeit einen bildenden und erhebenden Einfluß auf die Geschicke seines Reiches gewonnen hätte. Keiner von ihnen war von der Größe seines Berufs so durchdrungen, daß er den Anforderungen desselben durch die Stärke seines Willens oder seiner Thatkraft einigermaßen entsprochen hätte, keiner besaß die Eigenschaften, welche nöthig gewesen wären, um ein solches Reich in solchen Zeiten zu beherrschen und zu seiner alten Größe zurückzuführen.

Wir wissen schon, daß Sultan Ibrahim, der Nachfolger des energischen Murad's IV., eine feige und entartete Natur, noch ehe er fast mit Gewalt und wider Willen auf den Thron seiner Väter erhoben wurde, die Glückseligkeit unumschränkter Gewalt nur in der Ohnmacht launenhafter Tyrannei und im Genusse zügelloser Wollust fand, daß der ekelhafteste Despotismus des Harems am Ende ihn selbst zum Sklaven seiner Weiber und seiner Günstlinge machte, und daß er seine Schätze, die Kraft des Reiches, zu nichts Besserem zu verwenden wußte, als damit seiner bis zum Wahnsinn getriebenen Lust an Edelsteinen, Pelzwerk und Wohlgerüchen zu fröhnen. War es ein Wunder, daß ein solcher in Weichlichkeit und nichtigem Wesen versunkener Tyrann, welcher das Reich vollends dem gänzlichen Ruine zuzuführen drohete, in dem Kampfe herrschsüchtiger Parteien und Körperschaften endlich dem empörten Volksgefühle zum Opfer fallen mußte, um abermals

einem Kinde Platz zu machen, an welches sich wenigstens die Hoffnungen der Zukunft knüpften?[1])

Aber auch Mohammed IV., welcher als kaum siebenjähriger Knabe auf den Thron gesetzt wurde, entsprach während seiner 40jährigen Regierung, einer der längsten, welche überhaupt je einen osmanischen Herrscher beglückt, den Erwartungen nicht, die die Eigenthümlichkeit seines Wesens anfangs rege gemacht haben mochte. Seinen Ahnen Osman II. und Murad IV., welche beide gleichfalls als Knaben zur Regierung gelangt waren, nicht unähnlich, fand er, als er herangewachsen war, wenig Lust an der trägen Ruhe und dem entnervenden Wohlleben des Harems. Es trieb ihn hinaus ins Freie, wo er frühzeitig an ritterlichen Übungen aller Art besonderes Wohlgefallen fand. Auch erlangte er darin eine seltene Gewandtheit. Man rühmt ihm nach, daß er es namentlich im Bogenschießen und im Werfen des Dschirid, wie einst Murad IV., zu vollendeter Meisterschaft brachte.

Bald aber gab sein unstätes, bewegliches Wesen seiner Thätigkeit eine falsche, nicht minder verderbliche Richtung. Sie ging beinahe ganz in seiner Leidenschaft für das edle Waidwerk auf, welche er am Ende so wenig beherrschen konnte, daß sie der Volksglaube dem verhängnißvollen Bannfluche zuschreiben wollte, womit ihn sein eigener Vater, Ibrahim, in dem Augenblicke, wo er den Händen seiner Mörder erlag, zum rastlosen Umherschweifen in Wald, Feld und Haide, wie ein wildes Thier, verdammt haben sollte. Sein weites Reich war für ihn, so scheint es fast, zuletzt nichts mehr, als ein ungeheures Jagdrevier[2]).

Um dieser seiner Lust desto bequemer nachhängen zu kön-

1) Ueber Sultan Ibrahim's Erhebung, Charakter und Ausgang vergl. das Nähere Bd. IV, S. 530 fg. und S. 794 fg.

2) Tullio Miglio, Particolarità del Imperio Ottomano, p. 7 „Li suoi esercitii", heißt es da von Mohammed's gewöhnlichen Beschäftigungen, „sono il giuoco di gerit, e della caccia in particolare è tanto amatore, che spesso ne consuma tutto il giorno in essa Parte alla caccia con solo turbante, resta molẗssime ore esposto alle ingiurie del calore e del sole". Und ferner zu seiner Charakteristik De la Motraye, Voyages, T. I, p. 346 fg.

nen, verlegte er, angeblich durch die in Constantinopel grassirende Pest vertrieben, schon bei guter Zeit seine Residenz nach Adrianopel, in dessen Nähe von jeher für die großherrlichen Jagden ein starker Wildstand gehegt und unterhalten wurde. Von hier aus dehnte er seine großen, förmlichen Heerzügen gleichenden Jagdpartien zunächst über das ganze Flußgebiet der Tundscha und Marizza, bis nach Jampoli, Dimotika, Aidos, Kirkkelise, Philippopolis u. s. w. hin aus. Dann erstreckten sie sich in immer weiteren Kreisen auch über die ferner liegenden wildreichen Gegenden des Reiches. Wir finden ihn jagend bald in den Gefilden von Saloniki, bald in den Hochthälern des Rhodope oder Despoto-Tagh, bald in den Wäldern von Negroponte und endlich auf den Ebenen von Larissa, wohin er sich in den letzten Jahren des venetianischen Krieges begeben hatte, angeblich um dem Kriegsschauplatze in Dalmatien und im Archipel desto näher zu sein. Man mußte ihn in den Forsten von Livadien aufsuchen, um ihm die Nachricht von dem Falle von Candia und der siegreichen Beendigung des venetianischen Krieges zu überbringen.

Überallhin folgte ihm da sein mit größter Pracht ausgestatteter Jagdstaat. Wehe dem Bostandschi-Baschi, welchem als Vorstand der Hofjägerei die Sorge dafür oblag, wenn da nicht Alles in gehöriger Ordnung befunden oder die Hoffnung auf eine ergiebige Jagd durch Mangel an Wild getäuscht wurde! Um das letztere am rechten Orte zusammenzutreiben, mußten dann freilich, wie zu Sultan Murad's IV. Zeiten, oft ganze Landschaften, 20 bis 30,000 Menschen, aufgeboten werden, von denen nicht wenige den Mühseligkeiten des schweren Tagewerks erlagen. So wurden diese großherrlichen Jagden, über welche der im Gefolge des Sultans sich befindende Reichsgeschichtschreiber Abdi, selbst ein tüchtiger Schütze, als über die wichtigsten Begebenheiten der ruhmreichen Regierung seines Gebieters, die genauesten und umständlichsten Berichte in seine Annalen aufnehmen mußte, die wahre Plage des durch die Geißel des Krieges schon schwer genug heimgesuchten Landes.

Sie ließen Mohammed natürlich wenig Zeit, sich um wichtigere Staatsgeschäfte zu kümmern, an denen er niemals sonderliches Wohlgefallen gehabt zu haben scheint. Er über-

ließ die Sorge dafür seinen Frauen, der Valide Tarchan und der Sultanin Chasseki Rebia Gülmisch (Frühlingsrosentrank), jener reizenden Griechin aus Rethimo, der Mutter seines Erstgeborenen Mustafa, und seinen Wesiren. Kaum daß er sich dazu verstand, den fremden Gesandten die unvermeidlichen Audienzen zu ertheilen oder im Unmuth der Herrscherlaune einmal seine blutigen Richtersprüche über Schuldige und Unschuldige zu verhängen. Gleichwol galt Mohammed keineswegs für einen blutdürstigen Wüthrich. Selbst seine Jagdlust wollte man nicht, wie bei Murad IV., auf das unheimliche Wohlbehagen einer tyrannischen Natur an dem Blute der schaarenweise hingemordeten Thiere zurückführen. Sie war vielmehr das Bedürfniß seines unstäten, rastlosen Wesens.

Ein einziger Gedanke peinigte seinen unruhigen Geist bis ans Ende seiner Regierung: die Furcht vor seinen beiden Brüdern, Suleiman und Ahmed. Geistig und körperlich verkommen, lebten sie, unter dem Schutze der Mutter, der Sultanin Valide, harmlos in den unzugänglichsten Prinzengemächern des Harems. Dennoch sah Mohammed in ihnen nur immer die gefährlichsten Feinde seines Thrones und seiner Herrschaft. Vorzüglich seit der Geburt seines ältesten Sohnes Mustafa (1664), welchem er nur dadurch die Nachfolge sichern zu können glaubte, wollte er sie durchaus aus dem Wege geräumt wissen. Allein die Entschlossenheit der Mutter und die Standhaftigkeit des Mufti, welcher den Brudermord in diesem Falle für gesetzwidrig erklärte, retteten sie, als der Sultan in einem Anfall von Wuth selbst gegen sie den Dolch zückte und dann von dem versammelten Diwan förmlich ihre Hinrichtung verlangte. Er sollte und konnte aber dem Verhängniß doch nicht entgehen, dessen trübe Ahnung ihn unablässig quälte. Wir haben oben schon gesehen, wie er in einem durch den unglücklichen Verlauf des Krieges in Ungarn veranlaßten Aufstande seine Unfähigkeit, in so schwerer Zeit die Zügel der Regierung zu führen, mit dem Verluste des Thrones büßen mußte, auf welchem ihm nun doch noch die verhaßten Brüder nachfolgten (1687).

Beide schon im vorgerückten Alter und gutmüthiger Natur, aber ohne die Eigenschaften, welche gerade jetzt den Be-

herrschern des osmanischen Reiches unerläßlich gewesen wären, waren sie fast nur die willenlosen Werkzeuge der herrschenden Parteien, welchen sie ihre Erhebung verdankten. Suleiman II., welcher bereits das 45. Jahr erreicht hatte, als er den Thron bestieg, war gleichwol nicht ohne eine gewisse Selbständigkeit des Charakters und des Willens. Er besaß selbst einen Anflug von ritterlichem Wesen und kriegerischer Begeisterung. Wenigstens rühmt man ihm nach, daß er sich die Noth und Bedrängniß des Reiches wirklich zu Herzen nahm und ernstlich darauf bedacht war, die Verheißungen, die er beim Antritt seiner Regierung gegeben hatte, daß er als Vater seines Volkes Gesetz und Gerechtigkeit walten lassen und die Schätze des Landes nicht in Sorglosigkeit und Wohlleben vergeuden, sondern gewissenhaft zum Schutz und zur Vertheidigung desselben verwenden wolle, zur Wahrheit zu machen. Ebenso wenig den Freuden des Harems wie der Jagd ergeben, ließ er namentlich in der luxuriösen Verwaltung des ersteren und in dem weitschichtigen und kostspieligen großherrlichen Jagdstaate bedeutende Beschränkungen und Ersparnisse eintreten. Die Zahl der Odalisken und ihrer Sklavinnen wurde ansehnlich verringert, und das Personal des Hofjagdamts auf das Nothwendige und Unerläßliche zurückgeführt. Die großen Treibjagden, womit Mohammed das Land heimgesucht hatte, wurden gänzlich eingestellt[1]). Aber zu höherem Aufschwung konnte Suleiman in diesen schweren Zeiten den Ruhm und den Wohlstand des Reiches während seiner nur vierjährigen Regierung (er starb bereits am 23. Juni 1691 an der Wassersucht) doch nicht bringen. Und wie hätte das, was ihm nicht möglich war, vollends dem weichlichen, unmännlichen, mehr zu einem beschaulichen als zu einem thatenreichen Leben geneigten Ahmed II. gelingen sollen, welcher

1) De la Motraye, Voyages, T. I, p. 351. „Il promit tout ce qu'on exigea de lui, et n'eut garde d'imiter ce frère (Mohammed) ou plutôt il n'avait pas les mêmes inclinations, ayant été enfermé depuis quarante ans et plus, sans voir aucune femme que sa mère..... Le Sultan temoigna même moins de penchant pour la chasse que pour le sexe; car on a remarqué qu'il ne lui a pas même pris une seul fois envie d'aller chasser, pendant qu'il a regné."

nach gleich kurzer Regierungszeit an derselben Krankheit starb? — (6. Februar 1695.)

Nach zwei so trostlosen Regierungen mochten freilich die Erwartungen nicht gering sein, welche das energischere Auftreten Mustafa's II., des 30jährigen Sohnes Mohammed's IV., bei allen denen erweckte, welche es mit der Erhebung des Reiches noch redlich meinten. Der berühmte Hattischerif, womit er sein Regiment eröffnete, schien wenigstens zu beweisen, daß er wisse, was noth thue, und daß er entschlossen sei, einen eisernen Willen durch entsprechende Thaten zu bewähren. „Gott, der unumschränkte Verleiher von Gnaden", hieß es unter Anderm darin, „hat diesem armen Sünder das Chalifenthum des Erdkreises verliehen. Unter Monarchen, welche sich dem Vergnügen und dem Schlafe träger Ruhe hingegeben, haben die Diener Gottes zu keiner Zeit Ruhe genossen. Von heute an sind Lust, Vergnügen und Ruhe Uns unerlaubt. Weil die Padischahe, welche seit Unseres erlauchten Vaters Mohammed Zeiten regiert, sich dem Vergnügen und Lüsten, der Nachlässigkeit und der Trägheit überließen, haben die Ungläubigen auf allen Seiten der islamitischen Grenzen so viele Länder widerrechtlich und gewaltsam in Besitz genommen, haben Hab und Gut des Volkes Mohammed's geplündert und geraubt, und dasselbe mit seinen Familien in die Sklaverei geschleppt, wie's der ganzen Welt und auch Uns bekannt ist. Ich habe mir daher vorgenommen, mit Hülfe des Herrn, an den Ungläubigen allen, welche der Hölle zufallen mögen, Rache zu nehmen und in eigener Person in den heiligen Kampf auszuziehen u. s. w."[1]) Sein erhabener Ahnherr Suleiman I. sollte ihm dabei als ruhmreiches Beispiel vorleuchten. Auch die entgegengesetzte Ansicht des Diwans, welchem die Sache zur gutachtlichen Entscheidung vorgelegt wurde, vermochte ihn nicht in seinem Entschlusse wankend zu machen.

Nun sollte es aber doch ein eitler, nur zu voreiliger Wahn bleiben, daß man ihn nach seinen ersten nicht unrühmlichen Feldzügen in Ungarn in den Moscheen zu Constantinopel vor dem versammelten Volke als den von Gott gesandten Wieder-

1) Nach Hammer, O. G. Bd. VI, S. 600.

herſteller der dahinſinkenden osmaniſchen Monarchie und des längſt geſchwundenen Ruhmes der Gläubigen verherrlichen wollte[1]). Mit dem Waffenglück wandten ſich auch die Herzen und die Hoffnungen des Volkes wieder von ihm ab. Die Pracht und der Aufwand, womit er nach dem Frieden von Carlowicz, am 10. September 1699, in der Hauptſtadt ſeinen triumphirenden Einzug hielt,[2]) vermochten die tiefen Wunden, welche der Krieg dem Reiche geſchlagen hatte, nicht zu verhüllen, geſchweige denn zu heilen. Das Feuer des Mismuths und der Unzufriedenheit, welches bald in den hellen Flammen des Aufruhrs emporloderte, fing damals ſchon an unter der Aſche zu glimmen.

Um ihm zu entgehen, hatte ſich Muſtafa bald darauf in einem Anfall paniſcher Furcht bei Nacht und Nebel wieder nach Adrianopel zurückgezogen, wo er ſeitdem, nach des Vaters Vorbild, vorzüglich dem Vergnügen der Jagd und den Freuden des Harems lebte[3]). Um die Führung der Staatsgeſchäfte kümmerte auch er ſich ſeitdem nur noch wenig. Er überließ ſie ſeinen vertrauteren Rathgebern, den ſchnell wechſelnden Großweſiren und vor Allen dem Mufti Seid Feiſullah, dem man den verderblichſten Einfluß auf ſeinen Geiſt und ſeine Handlungen und Entſchlüſſe beimaß. Denn dieſer galt für einen ehrgeizigen, tyranniſchen und habſüchtigen Mann, welchem des Reiches Wohlfahrt wenig, deſto mehr aber die Mehrung ſeiner eigenen Schätze und die Verſorgung ſeiner zahlreichen Familie — er hatte mehr als 30 Söhne und eben ſo viel Töchter — und ſeiner Günſtlinge auf Koſten des Staatsvermögens und der gerechten Anſprüche der Verdienteren am Herzen liege.

1) Contarini, T. II, p. 480. Vergl. oben S. 53.

2) Genau beſchrieben von De La Motraye, T. I, p. 243 fg.

3) Paul Lucas, Relation des troubles qui sont arrivez dans l'Empire Othoman, écrite le dix-neuvième Septembre 1703, in deſſen Voyage du Levant. Paris 1731, T. II, p. 482 fg. „Il y avait environ trois ans que Sultan Mustapha se tenoit à Andrianople. S'étant retiré une nuit de Constantinople par une terreur panique, pour y aller faire son séjour, ce départ précipité fut très-désagréable à ces peuples et aliéna leurs esprits contre lui.“

Namentlich war der ganze Richterstand über die rücksichtslose Art, wie er die besten und einträglichsten Stellen, wie z. B. die des obersten Landrichters von Rumelien und selbst die Anwartschaft auf die höchste Gesetzeswürde, das Amt des Mufti, außer aller gesetzlichen Ordnung, fast ausschließlich seinen Söhnen, Schwiegersöhnen und Neffen zuwandte, während die angesehensten und tüchtigsten Mollas sich mit den niederen Richterstellen begnügen mußten, gegen ihn aufs Äußerste aufgebracht. In weiteren Kreisen, vorzüglich im Heere, konnte man es ihm dagegen nicht vergessen und vergeben, daß im letzten Frieden Kameniek nur in Folge eines von ihm erlassenen Fetwa am Ende doch noch den Polen überliefert worden war. Auch war es die allgemeine Ansicht, daß der Aufenthalt des Sultans in Adrianopel einzig und allein dem Mufti zuzuschreiben sei, weil er ihn dort weit besser in seiner Gewalt haben könne, als in der Hauptstadt unter dem Einflusse der mächtigen bewaffneten und unbewaffneten Körperschaften, der Janitscharen, der Sipahis und der Ulema[1]).

1703 Darüber erhoben sich im Frühjahr 1703 zuerst laute Klagen unter dem Volke und unter den Truppen von Constantinopel. Man verlangte zu Ende Mai vom Kaimakam, daß er den Großherrn schriftlich einlade, nach seiner Hauptstadt zurückzukehren. Dieser, ein gutmüthiger, aber schwacher Mann aus der sonst sehr beliebten Familie der Köprili, und überdies Schwiegersohn des Mufti, hatte indessen den Muth nicht, sich damit unmittelbar an den Sultan selbst zu wenden. Er schrieb, seinem Versprechen zuwider, nur an den Mufti und erhielt natürlich eine abschlägliche Antwort, welche trügerischerweise für die eigene Willensmeinung Mustafa's aus-

1) Über die Ursachen und den Verlauf des Aufstandes, welcher im Sommer 1703 die Entthronung Mustafa's II. und die Erhebung Ahmed's III. zur Folge hatte, gibt, neben der erwähnten „Relation" des Paul Lucas, die genauesten und ausführlichsten Nachrichten: De La Motraye, Voyages, T. I, p. 323—336. Er war damals in Constantinopel, spricht über das Meiste als Augenzeuge und war in vielen Dingen besser unterrichtet, als selbst die osmanischen Quellen, welchen vorzüglich Hammer, O. G. Bd. VII, S. 71 fg. seine Darstellung entnommen hat.

gegeben wurde, der nicht gesonnen sei, Adrianopel vor Anbruch des Winters zu verlassen. Das erhitzte nur noch mehr die erbitterten Geister, und beschleunigte den Aufstand, welcher unter den über rückständige Soldzahlungen, längst schon ein gewöhnliches Leiden, misvergnügten Truppen, wie immer, sogleich hinlängliche Nahrung fand.

Er kam zum Ausbruch, als um die Mitte des Juni etwa 300 Dschebedschi, Waffenschmiede und Zeugwarte, welche in den Arsenalen und bei den Pulvermühlen beschäftigt wurden, in dem Augenblicke, wo sie nach Georgien eingeschifft werden sollten, ihren nun schon seit zehn Quartalen ausstehenden Sold verlangten. Das Geld wurde dieses Mal in aller Eile herbeigeschafft und dann die Einschiffung der Tumultuanten ohne Aufschub vollzogen. Allein diese Nachgiebigkeit war nicht im Sinne der Gewalthaber zu Adrianopel. Der Kaimakam und die Dschebedschibaschi mußten dafür mit dem Verluste ihrer Stellen büßen, eine unkluge Maßregel, die nur den Unmuth der betheiligten Truppen steigerte und die Empörung bald zum Äußersten trieb.

Noch war kein Monat verflossen, als sich, am 15. Juli, das ganze Corps der Dschebedschi erhob, nicht etwa blos um ihren Sold zu verlangen, sondern um geradezu der Regierung zu Adrianopel offen den Krieg zu erklären, vor Allen dem verhaßten Mufti, den man nun mit dem entehrenden Namen des Kisilbasch, des Rothkopfs, brandmarkte, bekanntlich eine verächtliche Benennung, womit man die Perser, die ärgsten Feinde des wahren Glaubens, die Ketzer des Islam, beschimpfen zu können glaubte. Auch jetzt wähnte der neue Kaimakam noch dadurch des Aufruhrs Herr zu werden, daß er den Meuterern nicht nur ihren gleichfalls seit drittehalb Jahren rückständigen Sold, sondern auch ein außerordentliches Geschenk von 20 Beuteln bot. Dazu war es aber leider schon zu spät. Die Dschebedschi, von den Janitscharen aufgehetzt, weigerten sich, Sold und Geschenk anzunehmen, und pflanzten ohne weiteres auf dem Atmeidan, dem gewöhnlichen Sammelplatze der Aufständischen, ihre Standarte auf. Jeder wahre Bekenner des Islam, war nun ihre Losung, welchem die Beobachtung des Gesetzes, die Unverletzlichkeit der Reichsver-

fassung und die Rechte des Volkes am Herzen liegen, der solle sich zu ihnen schaaren.

Da wuchs der längst von ferne her eingeleitete Aufruhr natürlich mit Blitzesschnelle und gewann, unter dem Einfluß geschickter Leiter, bald bestimmtere Gestalt und eine entschiedenere Richtung. Alle Truppen, die Topdschis, die Janitscharen, die Sipahis, erklärten sich sofort dafür und strömten schaarenweise nach dem Atmeidan, wo sich auch sonst noch ein unermeßlicher Haufe kampflustigen Gesindels eingefunden hatte. Excesse aller Art konnten nun nicht ausbleiben. Die Gefängnisse wurden erbrochen und die Paläste der Reichen der Raublust der losgelassenen Verbrecher preisgegeben, namentlich die des Janitscharenaga und des Kaimakam, welcher sich nach dem Serai rettete. Der Segbanbaschi, der zweite Befehlshaber der Janitscharen, welcher, ein Anhänger des Mufti, mit einer kleinen Schaar Getreuer dem Aufruhr Einhalt thun wollte, wurde auf der Stelle niedergestoßen. Die kleine Fahne, das Zeichen des Oberbefehls, die er bei sich zu tragen pflegte, ward ihm aus dem Busen gerissen und zum Panier der Empörer gemacht. Wer sich nicht zu diesem bekennen wolle, wurde nun überall ausgerufen, der solle für immer von seinem Weibe geschieden und als impotent der Verachtung preisgegeben sein, ein ungeheurer Fluch für alle Gläubigen, welcher seine Wirkung nicht verfehlen konnte[1]). Nicht nur alle noch übrigen Truppen, sondern auch die Bostandschi, die Ulema, die Emire, die Suchta, die Studenten der Rechtsschulen ꝛc. traten sämmtlich auf die Seite der Rebellen. Genug, die Revolution war schon so gut wie gelungen, fast die ganze Bevölkerung der Hauptstadt hatte sich dafür erklärt.

Zuerst wälzte sich nun der bewaffnete Haufe vom Atmeidan nach dem Serai, um sich dieses Sitzes der Regierung und der Person des Kaimakam zu bemächtigen. Die weni-

1) De La Motraye, l. c. p. 325: „qu'il soit réputé separé de sa femme, et incapable d'habiter avec aucune. C'est une espece de malediction qui n'est pas moins infamante que l'Excommunication parmi les Chretiens, lorsqu'elle est prononcée par la voix du Peuple ou par quelque Mulla ou Immaüm, ou autre Officier civil ou canonique."

gen dort noch zur Hut zurückgebliebenen Bostandschi leisteten fast gar keinen Widerstand. Der Kaimakam und der Bostandschibaschi retteten sich durch eine Hinterthüre, und die Aufständischen blieben Meister des großherrlichen Palastes. Der Kaimakam entging glücklich seinen Verfolgern, der Bostandschibaschi aber wurde eingeholt und erkaufte sein Leben nur damit, daß auch er sich für die Sache der Rebellen und gegen die Regierung zu Adrianopel erklärte. Mit Zurücklassung einer kleinen Besatzung im Serai hatte sich indessen die Masse der Aufrührer wieder nach dem Atmeidan zurückbegeben, um dort zur förmlichen Einsetzung einer Gegenregierung zu schreiten. Denn noch fehlte dem Aufstande ein leitendes Haupt und die festere Organisation.

Nachdem sich also hier eine Art Diwan, als höchste entscheidende provisorische Reichsgewalt, gebildet hatte, wurde sogleich die Wahl des Großwesirs vorgenommen. Sie fiel auf den alten Gurdschi Ahmed-Pascha, zuletzt Statthalter von Angora, welcher den Rest seiner Tage ruhig in seinem Landhause an den Ufern des Bosporus verleben wollte. Nur um dem Verdachte zu entgehen, daß er es mit dem Mufti Feisullah halte, folgte er nothgedrungen und wider Willen dem an ihn ergangenen Rufe nach dem Atmeidan. Dann wurde in gleicher Weise die Ernennung des Mufti Paschmakdschisade, des Janitscharen-Agas, des Reis-Efendi, der Wesire der Bank, der obersten Richter und der sonstigen Reichsbeamten vollzogen.

Die förmliche Vorladung des Sultans vor das Gericht Gottes, d. h. zur Verantwortung vor dem Volke der Gläubigen, und die Abfassung einer Bittschrift an denselben, worin er aufgefordert wurde, den Mufti zu entlassen und ihn auszuliefern, war der erste Staatsact der neueingesetzten Rebellenregierung. Werde der Padischah diesem Verlangen nicht Folge leisten, hieß es darin, so wolle man selbst nach Adrianopel kommen und ihn dazu zwingen. Eine aus fünf Ulema und je zwei Abgeordneten der verschiedenen Truppentheile und der Zünfte bestehende Gesandtschaft wurde sogleich beauftragt, diese Bittschrift, welche zuvor noch von dem Jubel des ganzen Heeres gutgeheißen worden war, nach Adrianopel zu brin-

gen. Bis die Antwort eingetroffen sein würde, wollte man sich ruhig verhalten.

Überhaupt bekam die ganze Bewegung nun einen ruhigeren, gesetzteren und geordneteren Charakter. Excesse kamen so gut wie gar nicht mehr vor. Um Reibungen vorzubeugen, wurden alle Rajahs, Griechen, Armenier und Juden, aufgefordert, ihre Waffen gegen angemessene Bezahlung auszuliefern und ihre Häuser nicht mehr zu verlassen. Auch den fremden Gesandten ging der Befehl zu, alle ihre Leute einzuhalten und den Schutzbefohlenen ihrer respectiven Nationen vorläufig das Ausgehen zu untersagen. Zugleich sollte aller Depeschenverkehr so lange eingestellt bleiben, bis die Revolution ihre Endschaft erreicht haben würde, wahrscheinlich um allen verrätherischen Mittheilungen über den Stand der Dinge in Constantinopel nach Adrianopel und dem Auslande hin Gelegenheit und Vorwand zu benehmen[1]).

Wein- und Kaffeehäuser wurden, bei schweren Strafen gegen Übertreter des Verbots ihres Besuchs, gänzlich geschlossen. Namentlich wurde nun auch in dem Rebellenheere, welches, einer nochmaligen Aufforderung zufolge, durch bedeutenden Zuzug von außen, vorzüglich von Asien her, schon auf 50 bis 60,000 Mann angewachsen war, auf strenge Mannszucht gehalten. Die Kosten seines Unterhalts wurden theils durch die Schätze der Moscheen, theils durch halb erzwungene, halb freiwillige Beiträge der wohlhabenderen Einwohner der Hauptstadt und der Umgegend gedeckt. Um für alle Fälle gerüstet zu sein, wurden bereits am 26. Juli 70 Geschütze aus dem Arsenale entnommen und mit einem ansehnlichen Vorrathe von Pulver und Munition nach Siliwri eingeschifft, von wo aus Adrianopel leichter und in kürzerer Frist zu erreichen war. Das Heer selbst, welches auf dem Atmeidan nicht mehr Platz genug hatte, bezog ein Lager in der Nähe der Vorstadt Daud-Pascha.

1) De La Motraye, p. 327. Der letztere Befehl an die Gesandten ging dahin, „qu'ils eussent à n'écrire nulle part durant la Révolution, sous peine de perdre leurs lettres si elles étaient interceptées, et de défendre la même chose à ceux qui étoient sous leur protection."

So blieb, unter der gespanntesten Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, bis zum 8. August Alles vollkommen ruhig. Niemand durfte ohne besondere Erlaubniß die Stadt verlassen, wo indessen die größte Ordnung herrschte. Der gewöhnliche Verkehr im Inneren derselben wurde, sobald einmal die Organisation der Regierung und des Heeres vollendet war, wieder frei gegeben, die Polizei war noch nie besser gehandhabt worden, und die Pflege des Rechts hatte, gewissenhafter wie je zuvor, ihren ungestörten Fortgang. Denn die Imams und die Leiter des Aufstands verfehlten nicht, in den Moscheen und auf den öffentlichen Plätzen das Volk und die Truppen fortwährend daran zu mahnen, daß es hier einer guten Sache gelte, welche man nicht von vorn herein durch Unfug und falsche Schritte verderben dürfe[1]). Genug, es war noch niemals ein Aufstand in der osmanischen Hauptstadt mit mehr Geschick und Consequenz eingeleitet und dem Ziele zugeführt worden. Es war keine bloße Meuterei misvergnügter Truppen, sondern eine förmliche Revolution der gefährlichsten Art, wie sie den Thron und die Dynastie Osman's vielleicht noch niemals bedroht hatte.

Und was that man nun zu Adrianopel und im Rathe des Sultans, um ihren Wirkungen mit Erfolg entgegenzutreten und den herannahenden Sturm zu beschwören? — Hier, scheint es, legte man anfangs der ganzen Bewegung, deren Tragweite man kaum gehörig zu würdigen verstand, gar keine so hohe Wichtigkeit bei. Man glaubte sie durch kleinliche Auskunftsmittel und jenes falsche Spiel beschwichti-

1) „Je ne puis m'empêcher", fügt De La Motraye, welcher diese Dinge berichtet, S. 329 hinzu, „de dire ici, que je n'ai jamais remarqué une plus grande tranquillité et plus de sureté à Constantinople, qu'il y en paroissoit pendant cette Révolution, qu'on n'apprit pas qu'aucun soldat commit le moindre desordre, ni prit aucune chose des boutiques qui furent toujours ouvertes ..... à quoi les Immaüms des Mosquées et les Chefs de la Révolution ne contribuoient pas peu par leurs exhortations aux troupes, de prendre garde à ne pas rendre une bonne cause mauvaise, en faisant quelque desordre, ou quelque tort au Peuple et aux amis de l'Empire".

gen zu können, wodurch sich schlechte Regierungen bei dergleichen Staatsumwälzungen in der Regel vollends ins Verderben stürzen. Man ließ z. B. durch verkappte Emissaire das Gerücht verbreiten, der Sultan habe den verhaßten Mufti bereits entlassen, und sei im Begriffe, selbst nach Constantinopel zu kommen, um den Wünschen des Volkes und der Truppen vollkommen Genüge zu thun. Dann hieß es ein anderes Mal, der Mufti sei schon unterwegs, um den Rebellen zu gerechter und wohlverdienter Bestrafung ausgeliefert zu werden. Überläufer von Adrianopel her enthüllten aber nur zu bald den Ungrund dieser schlecht berechneten Lügen, wodurch man vor Allem Zeit gewinnen wollte[1]).

Der Mufti und der Großwesir Rami Mohammedpascha, gegen welchen der Aufstand vorzüglich mit gerichtet war, weil er sich durch Willkür und gewaltsame Maßregeln die Janitscharen zu Feinden gemacht hatte, schienen im Gegentheil, nachdem sie einmal den Ernst der Lage nicht mehr verkennen konnten, zum äußersten Widerstande entschlossen. Nur waren sie, der gewöhnliche Fluch jeder schon verlorenen Sache, auch jetzt nicht eben glücklich in der Wahl der Mittel zum Zwecke. Sie ließen die Deputation, welche die Bittschrift der Rebellen überbringen sollte, noch ehe sie Adrianopel erreicht hatte, aufheben und in der Palanka Egridere ins Gefängniß werfen. Dann zogen sie Alles, was sie an Truppen aufbringen konnten, in der Nähe der Stadt zusammen, um im Nothfalle Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. In wenigen Tagen wurde ihr Heer durch die Lehnstruppen von Rumelien und 10,000 Albaneser auch wirklich auf die Stärke von 60 bis 70,000 M. gebracht. Ein mit großer Feierlichkeit auf Schwert und Koran geleisteter Eidschwur sollte sie verpflichten, ihr Leben bis zum letzten Blutstropfen zur Vertheidigung des Sultans gegen die Rebellen einzusetzen. Zugleich sprach

1) Paul Lucas, l. c. p. 488: „Le Mufty et ses émissaires faisoient courir divers bruits pour prolonger le temps.“ De La Motraye, p. 327: „Ce bruit (von der Rückkehr des Sultans und der Auslieferung des Mufti) n'avoit été répandu que pour endormir les mécontens.“

der Mufti über die Letzteren in einem besonderen Fetwa seinen Bannfluch aus, indem er alle Gläubigen aufforderte, sie sämmtlich auszutilgen, vor Allen aber seinen Nebenbuhler, den falschen Mufti Paschmakdschisade [1]).

Doch wollte man, neben diesen Mitteln der Gewalt, auch die Mittel der List und der Bestechung noch nicht ganz unversucht lassen. Man ließ den Janitscharen des Rebellenheeres 700 Beutel bieten, wenn sie sich dazu verstehen würden, die Dschebedschi, die eigentlichen Urheber des Aufstands, zu vernichten. Dieser verfehlte Streich steigerte aber nur die Erbitterung gegen seinen Urheber, den Mufti, und verdarb vollends die Sache des Sultans. Denn während man nun jenem die unerhörtesten Dinge zur Last legte, daß er z. B. durch seine Spießgesellen das Wasser der nach Constantinopel führenden Wasserleitungen habe vergiften lassen, wollte man auch nichts mehr von den vielleicht wohlgemeinten Anerbietungen des Großherrn selbst hören, weil man sie blos für Betrug und Falschheit seiner verhaßten Räthe hielt.

Mustafa hatte allerdings den eindringlichen Vorstellungen der Sultanin Valide, daß er der öffentlichen Stimme und seiner eigenen Rettung den Mufti und seine Familie zum Opfer bringen müsse, endlich so weit nachgegeben, daß er ihn und vier seiner Söhne ihrer Stellen entsetzte und nach Erserum in die Verbannung schickte. Allein weder die Amnestie, welche er hierauf den Rebellen unter der Bedingung anbieten ließ, daß sie die Waffen niederlegen sollten, noch die Bestätigung ihres Mufti und der übrigen von ihnen eingesetzten Reichsbeamten vermochte das einmal zerstörte Vertrauen wiederherzustellen. Auch die endliche Freilassung der Abgesandten der Rebellen erfolgte nun zu spät und verfehlte ihre Wirkung. Denn dazu, die Waffen niederzulegen, wollte man sich in keinem Falle verstehen, weil man für die weiteren

1) De La Motraye, p. 328: „Fesulla Effendi avoit répandu un Fetfa dans toute la ville d'Andrianople et dans toute l'armée, par lequel il déclaroit tous les Constantinopolitains et leurs adhérans Rebelles, Conspirateurs, séparés de leurs femmes .... et exhortoit tous les bons Musulmans à prendre les armes contre eux, pour es exterminer avec leur faux Muphty."

Absichten des Sultans keine hinlänglichen Bürgschaften hatte. Man beharrte im Gegentheil darauf, daß derselbe unverzüglich nach Constantinopel zurückkehren müsse, um vor dem Gottesgericht Rede zu stehen. Mustafa sagte dies zwar abermals zu, hatte aber, schwach und schlecht berathen, auch jetzt den Muth nicht, sein Versprechen zu erfüllen. Und da nun schon drei Freitage vergangen waren, ohne daß er der ersten an ihn erlassenen Aufforderung Folge geleistet hatte, wurde in einem großen Diwan seine Absetzung und der sofortige Aufbruch des Heeres nach Adrianopel beschlossen, wo ein Anderer an seiner Stelle zum Sultan ernannt und dann nach Constantinopel zurückgeführt werden solle. Ein Fetwa des Mufti stellte die Ausführung dieses Beschlusses, als vollkommen gerechtfertigt, unter den Schutz des Gesetzes [1]).

Bevor jedoch die Armee ihren Marsch antrat, sollte noch die Frage über die Wahl des Sultans entschieden werden. Die Stimmen des Diwans darüber waren getheilt. Die Einen wollten Ibrahim, den Sohn Ahmed's II., die Andern Ahmed, Mohammed's IV. Sohn und Mustafa's Bruder, auf den erledigten Thron erhoben wissen. Für jenen sprach seine Jugend — er war ein Knabe von kaum 10 Jahren — und folglich die Hoffnung größerer Fügsamkeit, für diesen im Gegentheil das männliche Alter — er hatte bereits das 30. Jahr erreicht — und das Recht der Erbfolge, welches den erledigten Thron dem ältesten Prinzen von Geblüt bestimmte. Das Letztere gab, auf die gewichtige Stimme des zum Kaimakam ernannten Hasan-Pascha Firari (des Flüchtlings), den Ausschlag. Man dürfe, meinte er, eine gute Sache nicht sogleich wieder durch Verletzung des Rechts verderben. Und so wurde Ahmed, obgleich sein angeblich leidenschaftlicher, zu Rachsucht und Grausamkeit geneigter Charakter noch einige Bedenken erregte, welche indessen Hasan gleichfalls zu beseitigen wußte, zum Padischah erwählt

1) Über die Entsetzung und die Verbannung des Mufti, über welche De La Motraye und Paul Lucas nicht gehörig unterrichtet waren, lassen die osmanischen Quellen bei Hammer, O. G. Bd. VII, S. 79, keinen Zweifel.

und von diesem Tage an das öffentliche Gebet nicht mehr auf Mustafa's, sondern auf seinen Namen verrichtet [1]).

Nachdem man also auch über diesen wichtigen Punkt völlig im Klaren war und die Thronumwälzung gewissermaßen ihre gesetzliche Weihe erhalten hatte, brach am 12. August das Heer nach Adrianopel hin auf. Nur 25,000 Mann blieben, unter dem Oberbefehl des Kaimakam, zum Schutz der Hauptstadt im Lager von Daud-Pascha zurück. Bei einer Musterung, welche der Großwesir zu Siliwri vornahm, zählte das Rebellenheer 65,000 Mann unter den Waffen. Ein nochmaliger feierlicher Eidschwur machte ihm hier die Erhebung Ahmed's auf den Thron seiner Väter und die Bestrafung des entsetzten Mufti Feisullah zur heiligsten Pflicht. Die bewaffnete Macht, welche man nun in Adrianopel beisammen hatte, war indessen bis auf 80,000 Mann tüchtiger Truppen gestiegen, und folglich jedenfalls stark genug, den Rebellen die Spitze zu bieten.

Allein jetzt fehlte es im Rathe des entthronten Sultans gerade im entscheidenden Augenblicke an Muth und festen Entschlüssen. Dem Großwesir Rami, welcher selbst schon das Vertrauen zu seiner Sache verloren hatte, war es kein rechter Ernst mehr um den bewaffneten Widerstand und die Rettung des Thrones für Sultan Mustafa. Anstatt seiner Truppen, schickte er den Rebellen, als sie bis Tschorli vorgerückt waren, seine Unterhändler entgegen. Nur ein kleines Truppencorps von etwa 20,000 Mann, welches ihnen mit dem ausdrücklichen Befehle beigegeben wurde, jeden Zusammenstoß mit dem Feinde zu vermeiden und sich im äußersten Falle lieber ohne Kampf wieder auf Adrianopel zurückzuziehen, sollte die Überredungskünste dieser Unterhändler von fern her unterstützen. Alle Bitten und Vorstellungen, alle Gründe des Rechts und der Pflicht, welche die Rebellen zur Umkehr bewegen sollten, mußten, an sich schon schwach genug, unter solchen Umständen, freilich gänzlich erfolglos bleiben. Ahmed, der Großwesir der Rebellen, wußte sie

1) De La Motraye, p. 330: „Firarly Hassane Pacha dit que ce seroit violer l'ordre de la succession et gâter une bonne cause ect."

sämmtlich durch die überzeugende Kraft der Fetwas seines Mufti und die Stärke der ihm zu Gebote stehenden bewaffneten Macht zu widerlegen. Er entließ die Unterhändler mit dem trostlosen Bescheide, daß es zu weiteren Verhandlungen nun zu spät sei, und folgte ihnen mit seinem Heere auf dem Fuße [1]).

Jetzt erst machte Rami noch einmal wenigstens Miene, als ob er das endliche Schicksal des Thrones der Entscheidung durch die Waffen anheimgeben wolle. An der Spitze seines ganzen Heeres rückte er selbst bis Haffsa vor, und veranlaßte auch Sultan Mustafa, ihm dahin zu folgen, um durch sein persönliches Erscheinen im Lager theils den Truppen Muth zu machen, theils, wo möglich, die Rebellen zu entwaffnen. Aber auch dazu war es nun schon viel zu spät. Zum Kampfe kam es gar nicht mehr. Denn nachdem beide Heere mehrere Tage lang unbeweglich einander gegenübergestanden hatten, erklärten in dem Augenblicke, wo der Angriff beginnen sollte, zuerst die im voraus schon von den Rebellen gewonnenen Janitscharen und Sipahis Mustafa's geradezu, sie seien durchaus nicht gesonnen, sich für irgend einen Sultan oder den Mufti gegen ihre Brüder zu schlagen. Das war das Zeichen zum allgemeinen Abfall. Das ganze Heer ging, bis auf einige Tausend Albaneser, unter Jubel und Freudenschüssen zu den Rebellen über, Rami suchte sein Heil in der Flucht, und Mustafa eilte mit dem Reste seiner Getreuen nach Adrianopel zurück, wohin ihm auch die ganze vereinte Armee ohne Aufenthalt nachfolgte [2]).

Gewalt, welche, da jeder Widerstand ein Ende hatte, völlig zwecklos gewesen wäre, brauchte man nun gar nicht

1) De La Motraye, p. 331: „Le Visir et le Janissaire-Aga répondirent au nom de toute l'Armée: Il y a long-temps que le Sultan connoit le sujet de nos plaintes; nous ne voulons pas traiter avec des Pachas, ni même avec lui: il est trop tard."

2) Daselbst, S. 331: „La plûpart (der zum Kampfe aufgeforderten Janitscharen und Sipahis) repondirent, qu'ils ne se batteroient pas contre leurs frères les Musulmans pour aucun Empereur, non plus que pour le Muphty."

mehr anzuwenden. Während also das Heer ruhig vor den Thoren liegen blieb, ließ man blos eine kleine Abtheilung von 8000 Mann, unter der Führung der Agas der Janitscharen, der Sipahis und der Dschebedschi und des Bostandschibaschi, in die Stadt und vor das Serai rücken, wo sich Mustafa verborgen hielt. Ein Janitschar erhob hier seine gewaltige Stimme: „Sultan Ahmed, durch das Volk von Constantinopel und die Armee erwählter Kaiser, komm heraus und regiere das Volk nach Gesetz und Herkommen!" Anstatt seiner erschien aber auf diesen Ruf Sultan Mustafa an den Pforten des Palastes. Mit ihm wollte man jedoch sich auf nichts mehr einlassen. „Du bist unser Kaiser nicht mehr", rief ihm sofort der Janitscharenaga zu, „du hast den Thron verscherzt; wir wollen deinen Bruder haben, und wenn du ihn uns nicht schicken willst, werden wir kommen, um ihn mit Gewalt zu holen." Bestürzt und ohne auch nur ein Wort zu erwidern, eilte daraufhin Mustafa selbst nach dem Prinzengemach, um Ahmed den Rebellen zuzuführen, welche ihn mit endlosem Jubel begrüßten: „Lange und glücklich lebe und regiere Sultan Ahmed, unser Padischah!" Alles, was man von ihm verlangte, Regierung des Reiches nach dem Gesetze, Rückkehr nach Constantinopel und Verweilen daselbst während des Friedens, Bestätigung der von dem Diwan der Aufständischen ernannten Beamten und Reichswürdenträger, und Auslieferung des Mufti Feisullah, gestand er ohne die geringste Weigerung zu. Im Triumphe wurde er hierauf sogleich auf reich verziertem Rosse nach dem Lager gebracht, wo er, unter dem wiederholten Zuruf des ganzen Heeres: „Heil unserm Sultan Ahmed; er lebe lange und regiere glücklich!" die Huldigung des Großwesirs und der übrigen hohen Würdenträger des Reichs empfing. In gleicher Weise geleitete man ihn dann nach dem Serai zurück [1])

Hier konnte er freilich anfangs nicht viel mehr sein, als ein willenloses Werkzeug in den Händen Derer, denen er seine Erhebung verdankte. Nicht zufrieden, daß ihnen der verhaßte Mufti preisgegeben worden war, verlangten die

1) De La Motraye, p. 332.

unruhigen Truppen nun auch noch die Entfernung und Bestrafung aller Diener und Günstlinge des entsetzten Sultans, um ihre einträglichen Stellen für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Dann bestanden sie vor Allem auf der sofortigen Auszahlung des rückständigen Soldes und des Thronbesteigungsgeschenkes. Jener betrug für die Dschebedschi allein, welche als die eigentlichen Urheber dieser Thronumwälzung ganz besonders berücksichtiget sein wollten, 250 Beutel, und dieses belief sich im Ganzen auf 3680 Beutel oder beinahe 2 Mill. Piaster, welche, ungeachtet der herrschenden Geldnoth, auch sogleich herbeigeschafft werden mußten [1]).

Entsetzlich war das Strafgericht, welches gleich in den ersten Tagen über den unglücklichen Mufti verhängt wurde. Er hatte, von Mustafa, wie gesagt, in die Verbannung geschickt, schon beinahe Varna erreicht, wo er nach Erzerum eingeschifft werden sollte, als er auf Befehl des neuen Sultans eingeholt, nach Adrianopel zurückgebracht und dort ins Gefängniß geworfen wurde. Durch dreitägige Folter preßte man ihm zuerst das Geständniß seiner unrechtmäßig aufgehäuften Schätze ab, welche dazu verwendet werden sollten, die zum Unterhalt des Rebellenheeres den Kassen der Moscheen entnommenen Gelder wenigstens zum Theil wieder zu ersetzen. Dann wurde der neue Mufti Mohammed — Paschmakdschisade hatte seine Stelle schon vor dem Auszug nach Adrionopel wieder niedergelegt — gezwungen, das Fetwa zur Hinrichtung seines Vorgängers zu unterzeichnen, welches sofort auf die empörendste Weise zur Ausführung kam. Man setzte den alten mit seinem großen Staatsturban angethanen Mann verkehrt auf einen Esel, welchen ein zerlumpter Jude, unter Hohn und Spott, durch die Straßen der Stadt ziehen mußte, schlug ihm dann den Kopf ab, und warf endlich den gräßlich verstümmelten Leichnam, nachdem man ihn noch unter fortgesetzter Verhöhnung, vorzüglich noch immer wegen des verhaßten Fetwas, welches Kameniek mit allen seinen Moscheen den Polen überliefert, durch das Lager ge-

1) Den Betrag des Thronbesteigungsgeschenkes geben die osmanischen Quellen bei Hammer a. a. O., S. 88 an.

schleift hatte, in die Fluthen der Tundscha. Auch zwei seiner Söhne wurden gleich darauf erdrosselt, vorzüglich weil man ihr Geld brauchte, um den ungestümen Anforderungen der Truppen zu genügen, welche nicht eher von der Stelle weichen wollten, als bis der letzte Para ihres rückständigen Soldes bezahlt wäre [1]).

Indessen hatte sich Sultan Ahmed selbst aus dem Serai nach dem Lager an der Tundscha begeben, um durch seine Gegenwart den wilden, schon wieder zu Meuterei und Aufruhr geneigten Geist der Truppen in die Schranken der Ordnung und des Gehorsams zurückzuweisen. Am 7. September trat er von hier aus den Rückmarsch nach der Hauptstadt an. Am 15. wurde das Lager von Daud-Pascha erreicht, und drei Tage nachher fand der feierliche und mit größter Pracht ausgestattete Einzug des Sultans zur Säbelumgürtung in der Moschee von Ejub und dann in das Serai statt.

Der unglückliche Mustafa — ein trauriges Gegenstück zu seinem triumphirenden Einzuge vor vier Jahren, nach dem Frieden von Carlowicz, — eröffnete den Zug in einem mit einem Gitter verschlossenen und nur von einigen weißen Verschnittenen und einer starken Janitscharenwache umgebenen Wagen. Sein Harem, seine Mutter, Schwester und Tochter, folgten ihm in ähnlicher Weise unter der Obhut schwarzer Eunuchen. Sie wurden nach dem alten Serai in Sicherheit gebracht, während Mustafa selbst mit seinen vier Söhnen in die innersten Gemächer des Prinzenkäfigs im neuen Serai verwiesen wurde. Niemand dachte daran, hier seinem elenden Dasein durch eine Gewaltthat ein Ende zu machen. Doch überlebte er die Schmach seines Falles nur noch kurze Zeit. Er starb noch vor Ausgang des Jahres, am 31. December 1703, eines natürlichen Todes im noch nicht vollendeten 1703
40. Jahre seines Alters. Von Natur gutmüthig und nicht

1) Genau dieselben Quellen a. a. O., S. 89, und damit im Wesentlichen ganz übereinstimmend De La Motraye, p. 332—331, wo namentlich gesagt wird, daß man zur Bezahlung der Truppen verwendete „ce qu'on tira du Muphty et de deux de ses fils, qu'on étrangla pour avoir caché de grandes sommes, qu'on découvrit."

ohne höhere geistige Begabung, aber schwach von Charakter und der Schwierigkeit der Verhältnisse, die er beherrschen sollte, nicht gewachsen, erlag er dem traurigsten Verhängniß, welches Fürsten treffen kann, die berufen sind, die Geschicke ihrer Völker zu leiten: Er mußte die großen Erwartungen, welche er zu Anfang seiner Regierung durch sein energischeres Auftreten rege gemacht hatte, durch seine eigene Ohnmacht und Unfähigkeit am Ende derselben selbst auf die schmählichste Weise Lügen strafen [1]).

So endigte die Thronumwälzung, welcher Sultan Ahmed III. seine Erhebung zu verdanken hatte. Eigenthümlich in ihren Ursachen und ihrem Verlaufe — wer dächte dabei nicht an Ludwig XVI., Versailles und den 6. October 1789? — gehört sie vorzüglich auch wegen der Nebenumstände, die sie begleiteten, zu den merkwürdigsten, von denen die an solchen Katastrophen so reichen Annalen der osmanischen Geschichte zu berichten haben. Die entsetzliche Ermordung des Mufti, einzig in ihrer Art, bedingte noch mehr, wie die Entthronung des Sultans, ihren moralischen Charakter und ihre politische Bedeutung. Wie tief mußte der Glaube an die geheiligtsten Institutionen, auf denen der gewaltige Bau osmanischer Macht und Größe vorzüglich mit beruhete, und an die Unverletzlichkeit ihrer Träger schon erschüttert sein, ehe man sich zu Greuelthaten dieser Art hinreißen lassen konnte!

So wie früher die Vertreter der höchsten weltlichen Macht, so war nun auch der Repräsentant der obersten geistlichen Gewalt, seiner gesetzlichen Unantastbarkeit zum Trotz, wenn auch nicht unverschuldet, der Spielball, das Opfer empörter Volkswuth geworden. Man hatte in seiner Person dem Gesetze selbst in demselben Augenblicke auf die schmachvollste Weise Hohn gesprochen, wo man es durch die Entthronung des Sultans rächen zu müssen glaubte. Der zersetzende innere Zwiespalt drang somit immer tiefer ein in die Grundelemente dieses osmanischen Staatswesens. Um so

1) De La Motraye, p. 334 sq., wo auch der Einzug Ahmed's und die mit den herkömmlichen Förmlichkeiten vollzogene Ceremonie der Säbelumgürtung genau beschrieben sind.

wichtiger ist es, hier daran zu erinnern, welche erhaltende Kräfte, dem fortschreitenden Vernichtungsprozesse von innen und von außen gegenüber, für seine Zukunft einstehen mochten. In dieser Beziehung hat namentlich das Walten der Köprilis, welche beinahe ein halbes Jahrhundert die Geschicke des osmanischen Reiches beherrschten, seine höhere weltgeschichtliche Bedeutung.

2) Die Köprilis, ihr Regierungssystem und ihre Reformen.

Vielleicht zu keiner Zeit, selbst nicht als es dem übermüthigen und Alles vermögenden Ibrahim, dem strengen und verschlossenen Rustem, und endlich dem umsichtigen und unermüdlich thätigen Mohammed Sokolli unter der Regierung Suleiman's des Großen und seiner beiden nächsten Nachfolger anvertraut war, ist das Großwesirat in seiner Eigenthümlichkeit, in seiner Wichtigkeit für das gesammte osmanische Staatsleben, wie wir sie früher bereits zu charakterisiren versucht haben [1]), so bestimmt und so folgereich zu Tage getreten, wie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, nachdem es gewissermaßen das Erbtheil der Köprilis geworden war. Denn früher, im 16. Jahrhundert, namentlich so lange Sultan Suleiman als Selbstherrscher den osmanischen Thron inne hatte, war die Stellung des Großwesirs, dieses „Lastträgers des Reiches", doch noch eine ganz andere, als sie bei der bis zur völligen Nichtigkeit herabgesunkenen Schwäche der Sultane und dem mit Riesenschritten fortschreitenden Verfalle des Reiches sein und werden mußte. Es war in der That jetzt die höchste Zeit gekommen, daß bei der Ohnmacht des Thrones eine andere Gewalt für die Erhaltung und Rettung des Reiches einstehen mußte; und dies konnte keine andere sein, als das Großwesirat, wie es die Köprilis auffaßten und durch ihre Persönlichkeit als vorzüglichste Stütze des wankenden Thrones aufrecht zu erhalten

1) Vergl. Bd. III, S. 59 fg.

wußten. Daß sie ihren Beruf in dieser Hinsicht sogleich richtig erkannt hatten und alle Mittel, die ihnen zu Gebote standen, darauf verwendeten, ihn zu erfüllen, darin bestand die Größe ihres Charakters und ihres Waltens, so sehr auch bei den Einzelnen ihres Namens die Verschiedenheit des ersteren auch die Verschiedenheit der Art und der Resultate des letzteren bedingen mußte.

Wir haben die schwierigen Verhältnisse bereits kennen gelernt, unter welchen sich der erste der Köprilis, der beinahe 80jährige Mohammed, nicht ohne Widerstreben der Last der Reichsregierung unterzog. Er stammte aus einer albanesischen Familie, welche vor längerer Zeit nach Kleinasien ausgewandert war und sich in dem Städtchen Köpri, d. h. die Brücke oder Bruck, im Flußgebiet des Halys, etwa 12 Stunden von Amasia, niedergelassen hatte. Von ihr hatte die Familie den Beinamen Köprili angenommen, wogegen sie, als sie zur Höhe ihres Glanzes und ihres Einflusses gelangt war, der vorzüglich durch ihre Sorgfalt und Freigebigkeit zu hoher Blüthe gediehenen Stadt den Namen Wesir-Köprili verschaffte, den sie zum Unterschiede von Taschköpri (Steinbruck), einem benachbarten unbedeutenden Flecken, noch heute führt, obgleich die alte Wohlhabenheit, wofür noch die Pracht und Menge ihrer öffentlichen Gebäude, Moscheen, Bäder, Chane, Serai und Klöster, zeugt, längst wieder von ihr gewichen ist.

Mohammed war, vielleicht als Zehentknabe, schon frühzeitig in das großherrliche Serai nach Constantinopel gekommen und hatte sich hier, obgleich roh und ungebildet, — er konnte auch als Großwesir weder lesen noch schreiben — durch Gewandtheit des Geistes und Schärfe des Verstandes bald so hervorgethan, daß ihn der Großwesir Chosrew aus der Küche des Serai in seine Dienste nahm und ihn zu seinem Chasnedar oder Zahlmeister machte. Dann stieg er schnell empor von Stufe zu Stufe. Erst durch den Großwesir Kara Mustafa zum Oberstallmeister befördert, erhielt er hierauf als Pascha von zwei Roßschweifen schnell nach einander die Statthalterschaften von Damaskus, Tripolis und Jerusalem, und ward endlich, etwa fünf Jahre vor

seiner Ernennung zum Großwesir, als Wesir der Kuppel nach Constantinopel zurückberufen.

Er machte sich aber hier, wie es scheint, durch die Entschiedenheit, womit er sich gegen das schlaffe Regiment des Serai erklärte, wenig Freunde. Als im Jahre 1651 der 1651
Parteikampf im Harem bis zu jenem entsetzlichen Aufruhr der Verschnittenen und der Pagen getrieben worden war, welcher der alten Valide das Leben kostete und das Reich vollends bis an den Rand des Abgrunds zu führen drohete, war Mohammed von seinen Freunden schon mit als derjenige bezeichnet worden, dessen starker Arm allein im Stande sei, in solchem Sturme das Ruder zu ergreifen und das Staatsschiff glücklich durch die Brandung zu geleiten. Aber seine Gegner waren noch zu mächtig, und setzten es durch, daß er nach Giustendil in die Verbannung wandern mußte, während man das Reichssiegel den Händen des schwachen Gurdschi Mohammed anvertraute [1]).

Nun wuchs jedoch die Noth des Reiches mit jedem Tage. Der keineswegs glückliche Verlauf des endlosen

1) Vergl. Bd. IV, S. 843. So verhält es sich, vorzüglich nach osmanischen Quellen, der Wahrheit gemäß mit dem Ursprunge und der früheren Geschichte Mohammed Köprili's. Ganz werthlos ist dagegen, was darüber in abendländischen Quellen gefabelt wird, namentlich in der romanhaften „Histoire des Grands Vizirs Mahomet Coprogli Pacha et Ahemet Coprogli Pacha ect. (von Chassepol), Paris 1676", welche nichts, als ein Gemisch von Unwahrheiten und Entstellung der Thatsachen ist. Ihr zufolge soll Mohammed z. B. französischen Ursprungs gewesen sein, das Reichssiegel bereits im Februar 1649 erhalten haben, und erst im März 1663, aber im 57. Jahre seines Alters, gestorben sein, sodaß er kaum ein angehender Vierziger gewesen wäre, als er das Großwesirat übernommen, welches er sonach 14 Jahre geführt hätte, während er in Wahrheit nur 5 Jahre, von 1656 bis zu seinem schon im Jahre 1661 erfolgten Tode, die Regierung des Reiches leitete. Auch was hier dann über seinen Sohn und Nachfolger Ahmed Köprili gesagt wird, ist nicht viel mehr, als ein absichtlich ausgedehnter Roman. D'Arvieux, Mémoires, T. IV, p. 556, macht ebenso falsch Köprili zu einem Bosnier; und eine noch andere Sage, bei Valiero, Guerra di Candia, p. 528, wollte seinen Ursprung sogar auf die berühmte Familie der Ferretti zu Perugia zurückführen, welcher der jetzt regierende Papst, Pius IX., angehört.

venetianischen Krieges erschöpfte die Kräfte und vermehrte die Unzufriedenheit, während auch von Norden her ein neuer Gewittersturm hereinzubrechen drohete, welcher eine starke Abwehr verlangte. Die unglückliche Seeschlacht an den Dardanellen und der Verlust der Inseln Tenedos und Lemnos
1656 im Sommer 1656 mußten die Krisis endlich zur Entscheidung treiben. Sollte man bei völliger Rathlosigkeit die Geschicke des Reiches in beständigem Wechsel noch fernerhin der Ohnmacht und den Launen Unfähiger preisgeben? — Selbst im Serai mußte man jetzt zu der Überzeugung kommen, daß dies nur zu gänzlichem Verderben führen könne, und die einflußreiche jüngere Valide war die Erste, welche den Freunden Köprili's endlich willig Gehör gab, als sie ihn abermals als den Einzigen bezeichneten, welcher berufen und fähig sei, den innern und äußern Feinden des Thrones und des Reiches mit Glück und Erfolg die Spitze zu bieten.

Aber Mohammed wollte nun diese schwere Last nicht leichtfertig auf sich nehmen. Er verlangte Bürgschaften, deren Gewährung in seinen Augen allein das Gelingen des schweren Werkes, unter den gegebenen Verhältnissen, möglich machte. Er verlangte vor Allem, unbeschadet der unveräußerlichen Rechte des Thrones, Unumschränktheit der Gewalt, nicht blos für die Zwecke, sondern auch für die Wahl der Mittel. Und dazu rechnete er eben unbedingte Genehmigung aller seiner Regierungsmaßregeln, gänzlich freie Verfügung über Stellen, Ämter und Würden ohne die geringste Einwirkung und Fürsprache Anderer, sei es durch Gunst oder Geldmacht, Beseitigung aller Einmischung Dritter in die Staatsgeschäfte, und endlich Zurückweisung jeder Verleumdung seiner Person oder seiner Handlungen. Es wurde ihm Alles zugestanden. Sulta Mohammed selbst überreichte ihm das Reichssiegel mit . . Worten: „Ich mache dich unter den von dir gestellten Bedingungen zu meinem unumschränkten Wesir; ich werde sehen, wie du dienst, meine besten Wünsche sind mit dir“ [1]).

1) Naima bei Hammer, O. G., Bd. V, S. 656; und unser Werk Bd. IV, S. 864.

Man muß eingestehen, daß noch niemals in einer schweren Zeit größere Macht mit unbedingterem Vertrauen und zuversichtlicheren Hoffnungen in die Hände eines Einzigen gelegt worden war. Und, was die Hauptsache war, Mohammed Köprili besaß die Mittel, sie auf die rechte Weise zu gebrauchen. Obgleich ein hochbetagter Greis, war er noch im Vollgenusse männlicher Kraft, die sich in seinem ganzen Wesen kundgab. Eine lange hagere Gestalt, imponirte er durch die Schärfe seiner stark markirten Züge und das Feuer seines durchdringenden Blickes. Zwei weit hervorstehende Zähne gaben seinem Kopf, anstatt ihn zu entstellen, vielmehr den Ausdruck von Energie und Festigkeit, welcher auch in seiner kräftigen, etwas rauhen Stimme lag. Dabei entsprach die Überlegenheit seines Verstandes der Unermüdlichkeit seiner Thatkraft, die Unbeugsamkeit seines Willens der Bestimmtheit seiner Zwecke, welche er, bei tiefer Erfahrung in den Staatsgeschäften, stets mit den Bedürfnissen des Reiches in Einklang zu bringen wußte. Was er einmal als nothwendig und richtig anerkannt hatte, das führte er durch, unbestechlich, unerbittlich bis zur Grausamkeit und Unmenschlichkeit, bei welcher er im Jähzorn freilich nicht immer die Linie strenger Gerechtigkeit einzuhalten vermochte [1]). Hatte er allerdings stets die Wohlfahrt des Reiches im Auge, so mußte doch auch manches mehr oder minder schuldlose Haupt seiner Privatrache zum Opfer fallen, welches wie ein dunkler Fleck auf seinem Ruhme haftet.

Als ein hervorragendes Beispiel mag hier nur der Serdar Deli Hussein genannt werden, welcher, einer der tüchtigsten osmanischen Feldherren dieser Zeit, 12 Jahre lang den Krieg in Candia nicht ohne Ruhm und glänzende Erfolge geführt hatte. Aber Köprili fürchtete ihn als einen seiner gefährlichsten Nebenbuhler. Denn auch ihm war das Reichssiegel schon einmal zugedacht worden. Überdies hatte er mächtige Freunde und Fürsprecher im Serai und im Diwan.

1) Eine gute Schilderung der Persönlichkeit und des Charakters Mohammed Köprili's gibt z. B. D'Arvieux, welcher ihn selbst noch öfter zu sehen Gelegenheit hatte, a. a. O. S. 557.

Die Sultanin Valide selbst schützte ihn. Gleichwol hatte Mohammed seinen Untergang schon beschlossen. Ein Vorwand, diesen Beschluß auszuführen, war leicht gefunden. Hussein, hieß es, habe sich auf unrechtmäßige Weise an den Schätzen der Insel bereichert und die Eroberung derselben, namentlich die Belagerung der Hauptstadt Candia, nicht mit gehörigem Nachdruck betrieben. Vergebens suchten seine Freunde den rachsüchtigen Großwesir von dem Gegentheil zu überzeugen. Kaum daß sie das Verhängniß von ihm noch dadurch kurze Zeit abwendeten, daß sie seine Ernennung zum Kapudan-Pascha durchsetzten. Mohammed, unversöhnlichen Groll im Herzen, hatte gehofft, daß er ihn in dieser zu unrechtmäßigen Bedrückungen vorzugsweise geeigneten Stellung bald unter dem Schein des Rechtes vor seinem unerbittlichen Blutgerichte zu gebührender Rechenschaft werde ziehen können. Allein er sah sich in dieser Hoffnung getäuscht. Deli Hussein, so klug wie ritterlich, war auf seiner Hut und gab keine Veranlassung zu ernsten Beschwerden. Das bewog Mohammed, ihn an einen andern in dieser Beziehung nicht minder gefährlichen Posten zu versetzen. Er ernannte ihn zum Statthalter von Rumili. Hier ging Hussein, nichts ahnend, in die ihm gelegte Falle. Auf die gegen ihn eingelaufenen Klagen wegen einiger an sich unbedeutenden Unterschleife und Erpressungen wurde er nach Constantinopel gelockt, und hier zwar von dem Großwesir mit erheuchelter Freundlichkeit, aber, auf Anstiften desselben, desto ungnädiger vom Sultan empfangen. Die männliche und ehrenhafte Selbstvertheidigung, welche Hussein an den Stufen des Thrones wagte, konnte ihn nicht mehr retten, eben so wenig wie die Fürsprache der Valide und das laute Murren der Truppen, die ihm mit kindlicher Verehrung ergeben waren. Er ward ohne weiteres in die Gefängnisse der Sieben Thürme geworfen und zwei Tage nachher hingerichtet [1]). Solche

1) Naima und Panagiotti's noch ungedruckter Bericht bei Hammer, O. G., Bd. VI, S. 37 und 52. In dem letztern Bericht wird namentlich auf das Misvergnügen hingewiesen, welches diese Hinrichtung unter den Truppen verursacht habe: „Deli Husein dopo esser stato accolto dal Visir Grande e stato carcerato nelle 7 torri,

Dinge haben dem fünfjährigen Regimente Mohammed Köprili's jenen verhaßten Charakter maßloser Tyrannei gegeben, welche nur in der blutigen Vernichtung aller seiner Nebenbuhler, aller Gegner des Thrones und der öffentlichen Ordnung Genüge finden zu können schien.

Sollte das Reich bestehen und nach außen hin stark sein, so mußte — das war der Grundzug seines politischen Systems — vor Allem der böse Geist des Aufruhrs, der Empörung, der Widerspenstigkeit niedergekämpft werden, welcher seine erhaltenden und schaffenden Kräfte im Innern verzehrte. Jedes Mittel, welches diesem Zwecke dienen mochte, war ihm gerecht. Einmal entschieden in der Wahl desselben, wußte er es auch mit eiserner, rücksichtsloser Consequenz in Anwendung zu bringen. Das galt ihm, wie die Dinge damals lagen, als die höchste Staatsweisheit, als das einzige, von der Noth gebotene Heilmittel. Er wollte das Übel mit der Wurzel austilgen. Daher jene massenhaften Hinrichtungen, welche er mit gleicher Strenge und Kaltblütigkeit über die Günstlinge des Serai, die Führer der aufrührerischen Truppen in der Hauptstadt und die Häupter der Rebellen in den Provinzen, vorzüglich in Asien, ergehen ließ. Wer ihm bei der Durchführung dieses seines Systems im Wege stand, war, oft auf den bloßen Verdacht hin, seinem rächenden Richterschwerte verfallen. So wurde er Herr seiner offenen und seiner geheimen Feinde, welche unablässig an seinem Sturze arbeiteten, die er aber alle mit einer an Machiavellismus grenzenden Schlauheit überlistete und zu Grunde richtete, noch ehe ihre gegen ihn geführten Streiche ihn erreicht hatten. Dieser durchdachte Terrorismus rettete ihm bis ans Ende seiner Tage den Besitz unumschränkter Gewalt, befestigte den wankenden Thron und — das müssen selbst diejenigen zugeben, welche die von ihm dabei in Anwendung gebrachten Mittel verdammen — sicherte dem Reiche die Ruhe

dove ha bisognato liberarlo stante la minaccia della milizia, ma la notte seguente e stato strangolato con dispiacer grande della milizia." Mohammed ließ sich aber durch solche Dinge selbst von einer Mordthat nicht zurückschrecken.

und Ordnung im Innern, welche beziehungsweise auch seine Kraft und Stärke nach außen bedingten.

Hält man dies im Allgemeinen fest, so kann es freilich kein weiteres Interesse gewähren, sein blutiges Regiment Schritt vor Schritt zu verfolgen, oder auch nur die namhaftesten Opfer desselben einzeln aufzuzählen. Es mag genügen, daran zu erinnern, daß er gleich anfangs alle zu Aufruhr und Widersetzlichkeit geneigten Offiziere der Truppen, der Janitscharen, Sipahis, Dschebedschis, Topdschis, mit ihrem Anhange, dann nach und nach alle seinem Regierungssysteme abgeneigten Pfortendiener, und endlich auch sämmtliche widerspenstige und ihm misliebige Statthalter und Beamten der Provinzen gewaltsam aus dem Wege räumen ließ. Man hat ihm nachgerechnet, daß sich die Zahl solcher Schlachtopfer während seines fünfjährigen Waltens auf nicht weniger als 36,000 Köpfe belaufen haben soll. Die auf diese Weise erledigten Stellen fielen dann von selbst seinen Creaturen zu, die er für die Fähigsten hielt und deren Treue, Anhänglichkeit und Fügsamkeit im Geiste seiner Verwaltung er im voraus versichert war, oder die er durch Belohnungen und gelegentliche ansehnliche Geldspenden dauernd an sein Interesse zu fesseln und seinem Willen unterthan zu machen verstand [1]).

Bestechungen selbst gänzlich unzugänglich, wußte er sehr wohl, was mit dergleichen Anerkennungen geleisteter Dienste bei Andern zu erreichen sei. Eine vernünftige und geordnete Finanzverwaltung, der zweite Grundzug und nicht das geringste Verdienst seiner umsichtigen Politik, verschaffte ihm dazu die reichen Mittel. Vorzüglich hielt er streng darauf, die regelmäßigen Soldzahlungen an die Truppen, die so oft

1) D'Arvieux l. c., p. 559: „Il ôta peu à peu des charges et des Gouvernemens tous ceux qui lui auroient pû donner de l'ombrage et du chagrin ; il remplit leurs postes de gens dont il étoit assuré, et se rendit en peu de temps tellement le maître de tout l'État, qu'il n'y réconnoissoit ni égal, ni superieur que l'Empereur." Ähnlich De La Motraye, Voyages, T. I, p. 317. Die Zahl der Hinrichtungen, die auf Mohammed's Befehl vollzogen wurden, gibt Rycaut in der englischen Ausgabe bei Knolles, II, S. 104.

vernachlässigt worden waren und doch am meisten dazu beitragen konnten, sie im Zaume zu halten und, wie vor Alters, zur eigentlichen Schutzwehr des Thrones zu machen, wieder in Gang zu bringen.

Der Noth des öffentlichen Schatzes wußte er dabei zunächst dadurch abzuhelfen, daß er die noch immer reichen Mittel des Privatschatzes des Sultans — als Ibrahim den Thron bestieg, soll er sich, wol übertrieben, auf 4000 Säcke zu je 15,000 Dukaten, im Ganzen also auf die enorme Summe von 360 Millionen Livres, belaufen haben [1]) — durch eine förmliche Anleihe in Anspruch nahm. Dann that er der Veruntreung öffentlicher Gelder, den eingerissenen Unterschleifen und den Verschleuderungen der großherrlichen Schätze an Günstlinge und Unwürdige durch strenge Bestrafung der Schuldigen, meistens mit dem Tode, Einhalt, beschränkte den Luxus des Harem und des großherrlichen Haushalts, und führte in allen Zweigen der Verwaltung namhafte Ersparnisse ein. Endlich trug er auch gar kein Bedenken, an die reichen Einkünfte der Moscheen zu Staatszwecken Hand anzulegen, selbst auf die Gefahr hin, sich die mächtige Körperschaft der Ulema zu Feinden zu machen. Er betrachtete aber gerade dies als ein Mittel mehr, ihren Stolz zu brechen und ihren unruhigen Geist in die Schranken der Demuth und des Gehorsams zurückzuweisen.

Die Entsetzung des Mufti Balisade, welcher sich ohnehin schon durch maßlose Willkür in der Verleihung von richterlichen Ämtern, Lehrstellen und geistlichen Würden allgemein verhaßt gemacht hatte, und die Ernennung des ihm ergebenen Kadilesker von Rumelien, Mustafa Bolewi, an dessen Stelle bahnte ihm den Weg zu kühneren und wirksameren Schritten in diesem Sinne. Als eine der gewagtesten, aber ersprießlichsten Maßregeln, womit er seine Finanzreformen in dieser Richtung begann, muß es bezeichnet werden, daß er die unermeßlichen Einkünfte von Mekka zu Gunsten des Staatsschatzes bedeutend beschränkte und schmä-

1) Tavernier Nouvelle Relation de l'interieur du Serrail du Grand Seigneur. Amsterdam 1678, p. 146.

lerte. Dann griff er zunächst zu gleichen Zwecken die Schätze der großen Moscheen in den vorzüglichsten Städten des Reiches an, und führte namentlich die Besoldungen und Einkünfte ihrer Diener, Prediger und Lehrer, welche im Laufe der Zeit widerrechtlich bedeutend gesteigert worden waren, auf das gehörige gesetzliche Maß zurück.

Das machte freilich viel böses Blut unter dieser einflußreichen Classe. Mohammed brachte aber die Auffässigsten derselben dadurch zur Ruhe, daß er ihnen, Angesichts seines blutigen Richterschwertes, ohne Umschweife erklärte, der Großherr brauche ihren Überfluß, um sein Heer, die Kämpfer für Gott und den rechten Glauben, also ihre eigenen Interessen, welche berufen seien, das von so viel Märtyrern vergossene Blut an den Ungläubigen zu rächen, zu unterhalten und zu belohnen. Ein besserer Gebrauch könne davon nicht gemacht werden; und übrigens gezieme es vor Allen den Lehrern und Bewahrern des Gesetzes, den Vorschriften desselben besonders insofern nachzukommen, daß sie sich, dem Beispiel des Propheten zufolge, der Armuth und der Einfachheit in Sitte und Lebenswandel befleißigen. An einigen Orten kam es darüber allerdings zu bedenklichen Bewegungen, in Mekka sogar zu einem förmlichen Aufstand. Da indessen Mohammed für solche Fälle Alles vorgesehen hatte, wurden sie überall leicht unterdrückt und überdies noch für den Schatz nutzbar gemacht, da die Rädelsführer, wenn sie hingerichtet wurden, ohnehin ihr ganzes Vermögen verloren, oder, wenn dies nicht der Fall war, doch mit schweren Geldbußen belegt wurden. Der Ertrag dieser Finanzmaßregel war daher jedenfalls sehr beträchtlich [1]).

Auch der Reform des Lehnwesens und der Revision des damit in Verbindung stehenden schon längst in Verfall gerathenen Heerbanns wußte Mohammed die finanzielle Seite abzugewinnen. Alle Besitzer von Reiterlehen, die kleinen wie die großen, die Timar wie die Siamet, mußten ihre Patente erneuern und dafür die sonst nur bei Thronveränderungen

1) Am genauesten spricht auch darüber D'Arvieux l. c., p. 559—562.

übliche Gebühr erlegen, jedoch, um die Last nicht gleich zu drückend zu machen, nur zur Hälfte.

Den größten Theil der auf diese Weise gewonnenen Gelder verwendete er natürlich auf die Reorganisation und den Unterhalt des Heeres und der Flotte, deren kriegerischen Geist er dadurch zu heben und zu nähren suchte, daß er sie in beständiger Thätigkeit erhielt. Mohammed selbst war weder ein Held noch ein großer Feldherr; aber er war vom Waffenglück begünstiget, was ihm wenigstens den Ruhm eines geschickten Kriegers eintrug. Er gewann gleich im ersten Jahre Tenedos und Lemnos wieder, deren Verlust die Venetianer so schwer verschmerzen konnten, und begann den Krieg in Ungarn und Siebenbürgen glücklich mit der Besiegung Rakoczy's und der Einnahme von Großwardein.

Große Sorgfalt und ansehnliche Summen verwendete er ferner auf öffentliche Bauten, namentlich so weit sie zum Schutze und zum Ruhme des Reiches dienen sollten. Sowol der Bau der neuen Dardanellenschlösser Kilidol-Bahr und Seddul-Bahr, Meeresschlüssel und Meerdamm, als auch die Anlage der ersten bedeutenden Festungen am Ausfluß des Don und des Dnieper, Seddul-Islam, Damm des Islam, in der Nähe von Assow, welches vorzüglich darauf berechnet war, den Streifereien der Kosaken nach dem Schwarzen Meere hin Einhalt zu thun, und das Schloß der Falkenfurth des Dnieper (Toghan getschidi), wodurch Tataren, Kosaken und Polen im Zaume gehalten werden sollten, waren sein Werk. Mit einem ungeheuern Aufwand von Menschenkräften — es wurden dazu Hunderttausende von Tataren aufgeboten — und von sonstigen Mitteln wurden sie sämmtlich in kurzer Zeit, binnen Jahresfrist, vollendet. Zugleich versäumte er nicht, durch einige ansehnliche Bauwerke das Seinige zur Verschönerung der Hauptstadt beizutragen, wie namentlich einen nach ihm benannten Chan, ein Lesehaus der Überlieferung und sein eigenes Grabmahl [1]).

Mohammed setzte seinem Werke gewissermaßen die

1) Das Nähere über diese seine Bauten geben die osmanischen Quellen, bei Hammer, O. G., Bd. VI, S. 64 und 86 fg.

Krone auf, indem er sich nicht nur gegen alle feindliche Einflüsse bis ans Ende seines Lebens in vollem Besitze der ihm anvertrauten Gewalt zu halten wußte und eines natürlichen Todes starb, sondern auch noch bei Lebzeiten, unerhört und ohne Beispiel in der osmanischen Staatspraxis [1]), seinem Sohne Ahmed, welcher kaum das 26. Jahr erreicht hatte, die Nachfolge in der ersten Reichswürde mit gleich unumschränkter Macht sicherte. Das unbegrenzte Vertrauen, welches er sich bei dem schwachen Sultan, der ihn nur seinen „Vater" (Baba) zu nennen pflegte, durch sein einschmeichelndes Wesen erworben hatte, trug dazu gewiß nicht wenig bei [2]). Er konnte es wagen, von ihm, als er fühlte, daß sein Ende herannahe, diese außerordentliche Gunst für seinen Sohn als Dank für die von ihm geleisteten Dienste, zugleich aber auch als eine Nothwendigkeit für die fernere und dauernde Wohlfahrt des Reiches und die Sicherheit des Thrones zu verlangen.

Fünf Jahre lang, stellte er dem durch das Gespenst des Aufruhrs eingeschüchterten Mohammed IV. noch auf dem Sterbebette vor, habe er das Reich mit dem glücklichsten Erfolge regiert. Er habe das Regiment in der schwersten und traurigsten Zeit übernommen, als die Wuth der Rebellen den höchsten Gipfel erreicht und das Reich am Rande des Abgrunds gestanden habe. Ihm sei es jedoch gelungen, den Aufruhr zu besiegen und die Misvergnügten zum Gehorsam zurückzuführen. Jetzt könne der Großherr, unbesorgt um die Erhaltung seines Thrones, sich ruhig der Zukunft anvertrauen und seinen Neigungen leben. Das Schicksal seines Vaters, welcher durch die Rebellen Thron und Leben verloren, werde ihm nicht zu Theil werden. Das Reich werde

1) „C'est une chose qui peut passer pour un prodige parmy les Turcs", meint Tavernier Nouvelle Relation p. 231, „et dont il ne s'est jamais vu d'exemple jusqu'à cette heure, comme peut-estre il ne s'en verra jamais." D'Arvieux l. c., p. 562.

2) „Il sçut gagner le cœur et la confiance du Sultan par ses manières mêlées d'enjouement et de sagesse, qui le rendoient un des plus agréables vieillards, jusqu'à en être appellé Baba, Père." De La Motraye, T. I, p. 346.

in diesem glücklichen Zustande verbleiben, so lange man die von ihm aufgestellten und unablässig befolgten Regierungsgrundsätze bei Kraft erhalten werde. Deshalb habe er seinen Sohn bei Zeiten in die Geheimnisse seiner Politik eingeweiht, von denen er alles Heil erwarte. Er sei überzeugt, daß dieser Sohn, so vorbereitet, mit derselben Treue, Klugheit und Umsicht regieren werde, die er sich selbst zum Gesetz gemacht habe. Vor Allem aber rathe er ihm, dem Sultan — das war sein politisches Testament — drei Dinge festzuhalten: Erstens niemals auf die Rathschläge der Frauen zu hören und dem Weiberregimente ein Ende zu machen; zweitens stets und unter allen Umständen auf einen gefüllten Schatz zu halten, und drittens sich selbst und seine Truppen in beständige Thätigkeit zu versetzen [1]).

Mit diesen weisen Lehren trat Mohammed Köprili vom Schauplatze seines Wirkens ab, welches sehr verschieden beurtheilt werden mag. Man kann darüber jedoch denken wie man will, Redlichkeit der Absichten, durchdringenden Verstand und erstaunliche Willenskraft wird man diesem greisen osmanischen Staatsmann nicht absprechen wollen. Und das sind politische Tugenden, welche in Lagen, wie er sie zu beherrschen berufen war, gegen Schwächen und Mängel, über welche man, selbst wenn sie durch die Nothwendigkeit gegebener Verhältnisse entschuldiget erscheinen, nur zu leicht das Verdammungsurtheil auszusprechen geneigt ist, immer schwer genug in die Wagschale fallen. So löst sich am Ende auch das Räthsel, wie dieser von Natur wohlwollende und gutmüthige Greis, dem man in früheren Jahren selbst Milde und nachsichtige Gerechtigkeitsliebe nachrühmte, im Besitze der höchsten Staatsgewalt, auf Abwege geführt werden konnte, die ihm den bösen Nachruf eines der blutdürstigsten Tyrannen unter den osmanischen Staatsmännern verschafft haben. Vielleicht kostete ihn selbst der erste Schritt auf dieser gefährlichen Bahn den schwersten Kampf, die meiste Überwindung. Aber wo war die Grenze, als er sie einmal

1) Rycaut Hist. des trois derniers Empereurs ect., T. I, p. 297. D'Arvieux l. c., p. 565 fg.

betreten und als die richtige erkannt hatte? — Sie führte ihn zum Ziele, und so konnte er wenigstens mit dem befriedigenden Bewußtsein scheiden, daß er das, was er zum Wohle des Reiches gewollt habe, in der Hauptsache auch wirklich erreichte. Im Übrigen hatte er sich mit den höheren Mächten sittlicher Weltordnung abzufinden.

1661 Mohammed Köprili starb am 31. October 1661 zu Adrianopel an Altersschwäche. Eine hinzugetretene bösartige Wassersucht beschleunigte seinen Tod. Kurz vorher hatte er seinen Sohn Ahmed, welchem er, obgleich selbst ungebildet, eine sorgfältige wissenschaftliche Erziehung hatte ertheilen lassen, aus seiner Statthalterschaft von Damaskus zu sich beschieden, um ihn mit dem Geiste und dem Wesen seiner Regierungskunst vollends vertraut zu machen[1]). Die Ernennung desselben zu seinem Stellvertreter oder Kaimakam in der Hauptstadt, als er genöthiget war, kurz vor seinem Ende den Sultan nach Adrianopel zu begleiten, sollte ihm den Weg zur höchsten Gewalt bahnen. Bei zunehmender Krankheit des Vaters gleichfalls nach Adrianopel berufen, erhielt er, der dem Sterbenden ertheilten Zusage zufolge, das Reichssiegel sogleich am Tage nach dem Ableben Mohammed's, am 1. November 1661, durch großherrlichen Hattischeriff[2]). Niemand wagte gegen diese Wahl, obgleich sie Aller Erwartung täuschte und weder dem Gesetz noch dem Herkommen entsprach, die Stimme zu erheben. Der gefürchtete Schatten des Vaters schützte, so scheint es fast, noch über das Grab hinaus den glücklichen Sohn. Und wenigstens erfüllte dieser die großen Hoffnungen, womit Mohammed die Augen geschlossen hatte.

Ahmed Köprili, ein aufgeweckter, wißbegieriger Knabe, war ursprünglich weder für den Dienst im Heere noch für

1) D'Arvieux, p. 566: „Il lui découvrit tous les secrets de l'État, et le mit en état de lui succeder et de conduire ce vaste Empire."

2) So nach den osmanischen Quellen bei Hammer, O. G., Bd. VII, S. 93, und Rycaut, p. 298. D'Arvieux, p. 568, will dagegen wissen, daß der Sultan Ahmed das Reichssiegel, auf Vorstellung und in Gegenwart des Vaters, schon einige Tage vor dem Tode des Letzteren selbst überreicht habe.

eine höhere Laufbahn in der Civilverwaltung bestimmt worden. Er sollte sich dem Gelehrten- und Richterstande widmen, und sein jugendlicher Ehrgeiz mochte kaum über die bescheidene Stellung eines Muderris oder eines Kadi hinausgehen. Die berühmtesten Rechtsgelehrten und Kenner des Gesetzes seiner Zeit, der Mufti Karatschelebisade Abdulasis, auch als Geschichtschreiber bekannt, und Osman Efendi, welcher sich dadurch den ehrenden Beinamen von Köprili's Chodscha erworben hat, waren seine Lehrer. Ihr Unterricht trug die besten Früchte. Der junge Ahmed that sich bald in allen Zweigen osmanischer Wissenschaft, Theologie, Rechtswissenschaft und Kunde des Gesetzes, Philosophie, Astronomie, Geschichte und Dichtkunst, auf gleiche Weise hervor. Noch als Großwesir galt er für einen der gelehrtesten und gebildetsten Muselmänner seiner Zeit[1]).

Bereits im 16. Jahre erhielt er die Stelle eines Muderris, eines Lehrers an der bei der Moschee Mohammed's II. befindlichen Rechtsschule. Nach Verlauf von etwa zehn Jahren verließ er indessen, wie es scheint, auf Betrieb des Vaters, der ihn zu größeren Dingen ausersehen und vielleicht damals schon zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, diese Laufbahn, um in den höhern Staatsdienst im Fache der Verwaltung einzutreten. Auch in dieser neuen Sphäre entwickelten sich seine außerordentlichen Talente und seltenen Eigenschaften des Charakters mit überraschender Schnelligkeit und dem glänzendsten Erfolge. Erst zum Statthalter von Erserum, und dann von Damaskus ernannt, bewährte er sich auf gleiche Weise als hochbegabter Staatsmann und ausgezeichneter Feldherr.

1) D'Arvieux, welcher Gelegenheit hatte, mit Ahmed Köprili während seiner Statthalterschaft zu Damaskus öfter in Berührung zu kommen, gibt auch die besten Notizen über seine persönlichen Verhältnisse. „De l'aveu de tout le monde", sagt er unter Anderm a. a. O. S. 571 von ihm, „c'étoit un des plus sçavans Musulmans de son siècle. Car il sçavoit parfaitement la Théologie, les Loix et les Coûtumes de son Pais, la Philosophie, l'Astronomie judiciaire, l'histoire et les poëtes orientaux; c'étoit beaucoup pour un Turc, qui outre cela étoit un grand Capitaine, et qui avoit une bravour qui alloit jusqu'a l'intrepidité."

Gerechtigkeit, Milde und Uneigennützigkeit bildeten die hervorragenden Grundzüge seines umsichtigen Waltens, wodurch er sich die Liebe und das Vertrauen der seiner Obhut untergebenen Provinzen in so hohem Grade erwarb, daß, als er z. B. Damaskus verließ, um dem Rufe seines Vaters zu folgen, wie uns D'Arvieux, damals Consul daselbst, als Augenzeuge erzählt, das Volk den Scheidenden, unter Jammern und Wehklagen, noch weithin mit seinen Lobsprüchen und Segenswünschen begleitete. Denn streng und unerbittlich gegen die Dränger des Volkes, galt er als Vater der Armen und Beschützer der Witwen und Waisen. Um der Provinz die durch den Krieg so sehr vermehrte Last der Steuern zu erleichtern, hatte er freiwillig auf 3—400,000 Aspern seines eigenen jährlichen Einkommens Verzicht geleistet. Zugleich hatte er zum ersten Male mit Glück das Schwert gezogen, um die empörten Druſen zum Gehorsam zurückzuführen. Die Vereinigung der Gebiete von Saida, Safed und Beirut zu einer osmanischen Beglerbegschaft war die Frucht seines Feldzugs gegen diese unter sich zerfallenen Bergvölker[1]).

Solche Verdienste gaben dem alten Mohammed vielleicht das Recht, gegen den Großherrn, wie man sagt, zu behaupten, daß er Ahmed, selbst wenn er nicht sein Sohn wäre, als denjenigen in Vorschlag gebracht haben würde, welcher am fähigsten und würdigsten sei, sein Nachfolger zu werden. Genug, Ahmed Köprili war gleichsam der in dieser schweren Zeit von dem Geschicke vorausbestimmte Großwesir. Sein ganzes Wesen war mit diesem hohen Berufe im Einklange. Eine stattliche, etwas starke Gestalt, mit vollem, gebräuntem Gesicht, schwarzem Bart, kleinen durchdringenden Augen, wohlgebildetem Mund und Nase, imponirte er durch seine stolze, fast majestätische Haltung. Ernst und Würde ruheten auf seinen Zügen und gaben seiner ganzen Erscheinung den Ausdruck von Thatkraft und Entschlossenheit, obgleich die scheinbare Strenge seines Wesens durch einen unverkennbaren Zug von Sanft-

1) D'Arvieux, p. 564 und 565: „Le peuple couroit après lui dans les rues", heißt es da bei Gelegenheit seiner Abreise von Damaskus, „et le combloit de louanges et de benedictions, chose jusqu'alors inoüie en Turquie."

muth und Edelsinn gemildert wurde, welcher sich auch in seinen Handlungen kund gab. Man wollte bemerkt haben, daß es ihm Überwindung koste, wenn er sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, Verletzungen von Gesetz und Ordnung an den Schuldigen mit unnachsichtlicher Strenge zu rächen. Mehr nachdenkend und verschlossen, als mittheilend und sich hingebend, sprach er in der Regel nur wenig in kurzen, bestimmten Sätzen, meistens mit leiser, verhaltener Stimme. Er war völlig Meister seiner selbst, und ließ sich selten zu einer augenblicklichen Aufwallung des Zornes und der Leidenschaft hinreißen. Und auch dann geschah dies nie aus persönlichen Rücksichten, sondern immer nur im Interesse der Erhaltung und Befestigung des Thrones und der Wohlfahrt des Reiches, welche er als unerschütterliche Grundsätze und letzte Zwecke seiner Politik niemals aus dem Auge verlor [1]).

Ahmed Köprili folgte in dieser Hinsicht in der That ganz den Fußtapfen seines Vaters, dessen weise Lehren er sich tief zu Herzen nahm. Doch ließ er in der Wahl der Mittel bald sein besseres Gefühl für Milde und Menschlichkeit vorherrschen. Jenes ewige Blutvergießen, wodurch der alte Mohammed den Thron und seine Macht zu befestigen und zu erhalten gewußt hatte, galt ihm als ein schlechtes Regierungsmittel, weil es am Ende selbst die besten Kräfte zu Grunde richte. Nur anfangs glaubte er nicht sogleich von der herkömmlichen Strenge abgehen zu dürfen, um nicht der schnell auflebenden Meinung Raum zu geben, daß er seiner Stellung nicht gewachsen und seine Nachsicht nichts als Schwäche sei. Er hielt es namentlich für nöthig, den ihm feindlichen Einflüssen des Harem und des Serai, wo ihn die Valide und der Kislaraga mit tödtlichem Hasse verfolgten, mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Einige rechtzeitige Hinrichtungen und wohlangebrachte Verbannungen reichten hin, seine Gegner eines Besseren zu belehren und in die gehörigen Schranken ihrer eigenen Ohnmacht zurückzuweisen [2]).

1) D'Arvieux, p. 570: „Toutes ses vues, toutes ses démarches n'avoient d'autre but que la conservation de son Maître et la prosperité de ses États."

2) Rycaut l. c., p. 298 u. 305—314.

Dann suchte er von den politischen Lehren des Vaters vorzüglich die zur Geltung zu bringen, welche ihm rieth, den bösen Geist der Truppen dadurch zu bekämpfen, daß er sie in beständiger Thätigkeit erhalte. Er widmete daher Allem, was mit einer tüchtigen Organisation des Heeres und der Flotte in Verbindung stand, ganz besondere Sorgfalt, und drang darauf, den Feinden des Reichs nach allen Seiten hin mit Nachdruck die Spitze zu bieten. Ahmed, welcher, obgleich von Natur nicht mit hervorragenden kriegerischen Eigenschaften begabt, stets selbst die Führung des Heeres übernahm, keine Anstrengungen scheute und mit der Zeit persönliche Tapferkeit mit tieferer Einsicht in militärische Verhältnisse in hohem Grade verband, wurde nicht nur ein ausgezeichneter, sondern auch ein glücklicher Feldherr. Alle seine Kriege, obgleich sie schwere Opfer kosteten, endigten siegreich und mehrten den Ruhm der osmanischen Waffen. Der ungarische Krieg, bei welchem nach mehreren glänzenden Waffenthaten das, was in der Schlacht bei St. Gotthard verloren ging, in dem Frieden von Vasvar so zu sagen wiedergewonnen wurde, die Eroberung von Candia, und endlich die Einnahme von Kameniek, welcher der Friede von Zurawna folgte, waren die drei Glanzpunkte seiner funfzehnjährigen Reichsregierung.

Dabei ließ er es sich nicht minder angelegen sein, nach des Vaters Vorgang, die Kräfte des Reiches durch weise Sparsamkeit und strenge Ordnung in der Verwaltung zusammenzuhalten, obgleich er da, wo es galt, höhere Zwecke zu fördern, auch eine edle Freigebigkeit an den Tag legte. Namentlich verleugnete er selbst im höchsten Glanze seiner Macht niemals die ihm angeborne Liebe zu den Wissenschaften. Dichter, Geschichtschreiber, Gelehrte des Gesetzes waren auch unter den Waffen seine beständigen Begleiter und hatten sich seines Wohlwollens, seines Schutzes und seiner Unterstützung auf die liberalste Weise zu erfreuen. In der Anlage einer öffentlichen Bibliothek zu Constantinopel hat er seinem lebendigen Sinn für höhere wissenschaftliche Bildung ein bleibendes Denkmal gestiftet, und eine Reihe ausgezeichneter Dichter und Gelehrten in den verschiedenen Fächern der Wissenschaft, wel-

chen seine Gunst zu Theil wurde, werden noch jetzt zu den Zierden der osmanischen Literatur gerechnet[1]).

Sehr hoch wissen namentlich abendländische Schriftsteller die Treue und Gewissenhaftigkeit zu schätzen, womit er in den Verhältnissen zu fremden Mächten auf die Beobachtung einmal beschworener Verträge hielt, sowie er überhaupt bemüht war, dem Verkehre der Pforte mit denselben immer mehr den Charakter einer beiden Theilen ehrenhaften Gleichheit zu verleihen[2]). Die gespannten Beziehungen zu Frankreich, für welche, wie wir gesehen haben, die Herren de la Haye und de Nointel auf so empfindliche Weise büßen mußten, waren eine schlimme Erbschaft, die ihm sein Vater hinterlassen hatte. Am Ende war es aber doch auch vorzüglich seiner von besserer Einsicht geleiteten Fügsamkeit zu danken, daß die Stellung Frankreichs zur Pforte durch die im J. 1673 erfolgte Erneuerung der Capitulationen wieder auf den Fuß freundschaftlicher Achtung zurückgeführt wurde[3]).

Genug, man kann es immerhin als ein Verhängniß für die Geschicke des osmanischen Reiches betrachten, daß die großartige Wirksamkeit Ahmed Köprili's, obgleich sein Großwesirat das längste war, welches überhaupt in der osmanischen Geschichte vorgekommen ist — selbst Mohammed Sokolli war neun Monate weniger im Besitze des Reichssiegels —, durch seinen frühzeitigen Tod unterbrochen wurde. Übermäßige Anstrengungen während des Feldzuges in Candia sollen seine kräftige Natur zuerst bedenklich angegriffen haben. Die Aerzte riethen ihm zur Stärkung den Genuß des Weines,

1) Die namhaftesten von ihnen werden genannt bei Hammer, O. G., Bd. VI, S. 325—330.

2) Dies rühmt ihm Rycaut, T. II, p. 406, vorzüglich in Bezug auf England nach, indem er sagt: „Ce que l'Angleterre doit à sa mémoire m'oblige à ajoûter, qu'il a toûjours esté ponctuel à observer les traittez, et à faire justice des officiers qui se laissoient corrompre pour en violer les articles .... Pour ce qui est de sa conduite à l'egard des Princes voisins de la Turquie, je ne crois pas que l'on trouve d'aussi frequent manquemens de foy sous son ministère, que sous le ministère de ses prédécesseurs."

3) Vergl. oben S. 1—29.

dessen er sich bis dahin gänzlich enthalten hatte. Es scheint jedoch, daß er, nachdem er einmal den Reiz des edeln Rebensaftes kennen gelernt hatte, darin — und dies war vielleicht seine größte Schwäche — nicht das rechte Maß einzuhalten wußte. Die feurigsten Weine genügten am Ende seinem erhitzten Gaumen nicht mehr. Er mußte seine Zuflucht zu den stärksten gebrannten Wassern nehmen, um seine dahinschwindenden Lebensgeister aufzuregen[1]). Das brachte das eingewurzelte Erbübel seiner Familie, die bösartige Wassersucht, schnell vollends zu tödtlicher Entwickelung. Er starb nur drei Tage nach dem Abschluß des Friedens zu Zurawna, am
1676 30. October 1676, auf dem Wege von Constantinopel nach Adrianopel bei dem Flecken Burgas im kaum vollendeten 41. Jahre seines Alters. Sein sogleich nach der Hauptstadt zurückgeführter Leichnam wurde in dem Grabmale und an der Seite des Vaters beigesetzt[2]). Es galt als ein besonderer Beweis der Achtung und des Wohlwollens, welche Sultan Mohammed dem treuen und bewährten Diener noch im Tode zollte, daß er seine Familie, d. h., da er kinderlos starb, seinen Bruder und seine Schwestern, im ungeschmälerten Besitze seines Vermögens beließ. Aus Dankbarkeit dafür und um der übeln Nachrede zu entgehen, fanden es die glücklichen Erben jedoch für angemessen, einen Theil der Einkünfte der nachgelassenen nicht unbeträchtlichen Güter Ahmed's als fromme Stiftung dem Schatze von Mekka zuzuweisen[3]).

Mit Ahmed's Leben schien leider auch der Geist wieder gewichen zu sein, welcher die osmanische Staatsverwaltung

1) D'Arvieux l. c., p. 571: „On lui avoit permis de boire du vin moderément depuis son retour de Candie où il avoit essuyé de grandes fatigues et beaucoup de chagrins." Dann aber Rycaut l. c., p. 379: „Le Visir se modera si peu, qu'ayant à force de boire du vin étouffé la chaleur naturelle de son estomac, il fut obligé pour le rechauffer de s'accoûtumer à l'usage de l'eau de vie."

2) Rycaut l. c., p. 405: „Sa maladie étoit presque héréditaire, son père estant aussi bien que luy mort d'une hydropisie. Mais le vin et les liqueurs chaudes dont il usoit avec excès ne contribuèrent pas peu à sa mort."

3) Derselbe, S. 408.

in den letzten 20 Jahren beseelt hatte und dem Reiche eine bessere Zukunft auf die Dauer verbürgen zu müssen schien. Als sein Bruder Mustafa das erledigte Reichssiegel dem Sultan überbrachte, wurde es, wider Erwarten, nicht diesem, sondern seinem Schwager, dem in zweiter Ehe zum Schwiegersohne des Großherrn designirten Kaimakam Kara Mustafa anvertraut. Dieser nahm allerdings anfangs auch die Miene an, als wolle er das Regierungssystem Ahmed Köprili's, mit welchem er erzogen worden war, bei Kraft erhalten. Bald aber gewann seine schlechtere Natur die Herrschaft über seine besseren Vorsätze. Er war hochfahrend, anmaßend, jähzornig und zur Grausamkeit geneigt. Anstatt die Grundsätze des Rechts, der Gerechtigkeit und der Billigkeit zur Richtschnur seines Handelns zu nehmen, folgte er mehr den Eingebungen seiner tyrannischen Launen und seiner unbegrenzten Habsucht[1]).

Die kaum nothdürftig verharschten Wunden an dem siechen Staatskörper brachen daher bald nur um so entsetzlicher wieder auf. Dem Luxus und der Verschwendung des Harems und des Serai ließ Mustafa um so mehr den Zügel schießen, da er sie zugleich als ein Mittel betrachtete, seine Alleinherrschaft auf die Dauer zu befestigen. Verkauf von Stellen und Würden an die Meistbietenden, mit allen seinen unvermeidlichen Folgen, Bestechungen, Unterschleife, Bedrückungen der Unterthanen, Verschleuderung von Staatsgeldern und einträglichen Pfründen an Günstlinge und Weiber u. s. w., waren wieder an der Tagesordnung. Die zunehmende Finanznoth ging daher abermals mit dem steigenden Elende Hand in Hand. Und um das Maß desselben voll zu machen, stürzte Mustafa am Ende das Reich in jenen heillosen Krieg, welcher unter den Mauern Wiens den besten Theil seiner Wehrkraft brach und ihm selbst das Leben kostete (1683).

Die Zeiten, welche dieser Katastrophe zunächst folgten, ge-

1) Rycaut, p. 107 fg. De La Motraye, Voyages, T. I, p. 348. „Heureux Visir", heißt es da von Kara Mustafa, „s'il avoit pris en pratique les vertus des deux precedens, et qu'il avoit affectées pendant leur vie; mais il leva le masque se montrant dans son naturel qu'il avoit caché jusques là, c'est à dire insolent, cruel, injuste, intéressé jusqu'a la plus vile avarice."

hörten zu den trübseligsten Epochen der osmanischen Geschichte. Während der nach allen Seiten hin unglücklich geführte Krieg die Kräfte des Reiches vollends erschöpfte, während, wie wir gesehen haben, damals schon der größte Theil von Ungarn und Siebenbürgen, Morea und Dalmatien verloren ging, blieb, unter dem schnellen Wechsel unfähiger Großwesire, Kara Ibrahimpascha, Suleimanpascha, Siawuschpascha, Ismailpascha und Mustafapascha von Rodosto, der Auflösungsprozeß im Innern in stets steigender Bewegung. Das glückliche Loos, welches der alte Mohammed Köprili Sultan Mohammed noch auf dem Sterbebette so zuversichtlich verheißen hatte, daß er ruhig bis ans Ende seiner Tage im Besitz des Thrones bleiben werde, war ihm doch nicht beschieden. Er erlag, wie sein Vater Ibrahim, dem durch des Reiches Bedrängniß hervorgerufenen Aufruhr (1687), und abermals bedurfte es, wie es scheint, des starken Armes und des festen Willens eines Köprili, um dem wachsenden Unheil von innen wie von außen einen Damm entgegenzusetzen.

Es war derselbe Mustafa Köprili, der Sohn Mohammed's und der Bruder Ahmed's, welchem vor 13 Jahren, nach dem Ableben des Letzteren, das Reichssiegel vorenthalten worden war. Er hatte, als jetzt Suleiman II., im Jahre
1689 1689, in der höchsten Noth seine Zuflucht zu ihm nahm, bereits das 52. Jahr erreicht, und galt als der berechtigte Erbe der ausgezeichneten Eigenschaften seines Stammes. Wie sein Bruder Ahmed, hatte sich indessen Mustafa ursprünglich mehr wissenschaftlichen Beschäftigungen, als einem thätigen Leben im Dienste des Staates gewidmet. Mit tiefer Kenntniß und gewissenhafter Beobachtung des Gesetzes verband er die größte Einfachheit und die äußerste Strenge der Sitten, war nicht ohne Einsicht in politische Verhältnisse, verstand aber wenig vom Kriegswesen. Was er davon wußte, hatte er bei Gelegenheit der Belagerung von Candia erlernt, wohin er seinen Bruder begleitet hatte[1]).

1) „Questo Gran Vesiro", heißt es z. B. in einer gleichzeitigen handschriftlichen Charakteristik Mustafa Köprili's bei Hammer a. a. O., S. 547, „è stimato per un santone e dottore della sua

Sobald er aber einmal zur höchsten Macht gelangt war, entwickelten sich auch bei ihm die bedeutenden Eigenschaften des Geistes und Charakters, welche ihn, gleich seinem Bruder, zum ausgezeichneten Staatsmann und Feldherrn machten, mit außerordentlicher Schnellkraft. Sogleich in seiner ersten Ansprache an den versammelten Diwan drang er mit rücksichtsloser Schärfe auf den Grund alles Übels, Verletzung des göttlichen und des menschlichen Gesetzes, und verlangte vor Allem Wiederherstellung von Zucht und Ordnung und vereinte Anstrengung aller Kräfte, um die Gefahren abzuwenden, welche das Reich von außen mit gänzlichem Untergange bedrohen. Denn schon sei der Feind so weit vorgedrungen — die Kaiserlichen hatten ja bereits Nissa und Uskub besetzt und waren Herren der Walachei und der Balkanpässe —, daß selbst Constantinopel im nächsten Feldzuge kaum mehr zu retten sei, wenn nicht Alles aufgeboten werde, dem hereinbrechenden Verhängniß mit Kraft und Entschlossenheit entgegenzutreten [1]). Und der geharnischten Rede folgte die entsprechende That auf dem Fuße.

Mustafa Köprili hatte sogleich richtig erkannt, daß, wenn er da zum Ziele gelangen solle, es vor Allem darauf ankomme, sich die Mittel zu einer tüchtigen und erfolgreichen Fortführung des Krieges zu sichern. Eine durchgreifende Finanzreform war daher seine erste und vorzüglichste Sorge. Die von seinen Vorgängern eingeführten drückenden Steuern, welche, ohne wesentlichen Gewinn für den Staatsschatz, nur dazu dienten, auf Kosten der erhaltenden und schaffenden Kräfte des Reiches die Beutel habsüchtiger Steuerpächter und gewissenloser Statthalter zu füllen, wurden sofort aufgehoben,

lege, politico, ma ha nissuna prattica di guerra, con tutto che fu sotto Candia nell'assedio col suo fratello Ahmet pascia, anco all'hora pratticava et haveva da fare più con libri che con uomini."

1) Gleichfalls nach einem handschriftlichen Berichte bei Hammer a. a. O.: „Il sermone consisteva in tre punti principali, il primo che Dio gli volse castigare, il secondo di quello a che sono obligati per zelo della loro fede se vogliono portare il nome di Musulmano, il terzo di prender animo e coraggio per la difesa della patria mentre si vede ridotta alli estremi ect."

wogegen einige der namhaftesten Bedränger des Volkes, unter Andern selbst der Kaimakam Tschelebi Mohammed, ihre Geldgier mit dem Leben büßen mußten. Schon dadurch wurden nicht unansehnliche Summen gewonnen, wie z. B. allein von dem eingezogenen Vermögen des hingerichteten Kaimakam und des entsetzten und nach Maghalghara verbannten Großwesirs respective 200 und 400 Beutel. Dann wurden billige und weniger lästige Abgaben, wie z. B. verschiedene Zölle und die Tabacksteuer, bedeutend erhöhet und in allen Zweigen der Verwaltung abermals ein consequentes System weiser Sparsamkeit eingeführt[1]).

Den härtesten Kampf hatte Mustafa in dieser Hinsicht, wie immer, gegen die übertriebenen und rücksichtslosen Ansprüche des Harems und des Serai zu bestehen, die der Finanznoth des Reiches nie Rechnung tragen mochten. Mußte er sich doch in der höchsten Geldklemme dazu verstehen, der Kiaja Kadin, der Oberstthofmeisterin der Odalisken, von den Krongütern ein Jahrgeld von 15 Beuteln zu bewilligen! Am Ende drang er aber auch hier mit unnachsichtlicher Strenge durch. Der ihm feindliche Kislaraga, das Haupthinderniß jeder vernünftigen Finanzreform in dieser Sphäre, wurde entfernt und ein gewissenhafter Defterdar seiner Wahl setzte es durch, daß in der kostspieligen Einrichtung des Hofstaates, namentlich bei der großherrlichen Küche und im Marstalle, eine jährliche Ersparniß von mehr als 500 Beuteln erzielt wurde[2]).

Darauf ging er in dieser Richtung sogleich weiter. Er stellte dem Sultan vor, daß er der Noth des Reiches alles überflüssige Silbergeschirr des Serai zum Opfer bringen müsse. Eine Einsprache dagegen war kaum möglich, und so wanderten damals schon die meisten jener kostbaren Geschenke an Silbergeschirr, womit namentlich die Gesandten der europäischen Mächte seit undenklichen Zeiten die Schatzkammer des Serai überfüllt hatten, Becken, Trinkgeschirre und Schüsseln aller Art, Kron- und Armleuchter, Tische und Stühle und tausenderlei andere Dinge, in die Münze, um zu vollwichtigem

1) Hammer a. a. O., S. 548 und 554 nach osmanischen Quellen.
2) Daselbst nach denselben Quellen.

Silbergeld ausgeprägt zu werden, woran längst der peinlichste Mangel war. Mustafa nahm keinen Anstand, sich auch selbst dieses Opfer aufzuerlegen. Er schickte sein eigenes Silbergeschirr, wobei sich unter Anderm zwei massive Tafeln von hohem Werthe befanden, nach der Münze und bediente sich fernerhin nur noch des verzinnten Kupfergeschirrs auf seiner Tafel und in seinem Haushalte [1]).

Die heillose Verschlechterung des im gewöhnlichen Verkehr umlaufenden Geldes war mit ein Hauptgrund dieser Maßregel. Gute Gold- und Silbermünzen sah man fast gar nicht mehr. Dagegen war der Markt, nachdem man kaum die elenden, wie wir oben (S. 29 fg.) gesehen haben, aus dem Abendlande eingeschmuggelten Timins verdrängt hatte, wieder mit schlechtem und falschem Kupfergelde, den Mandschir, welches vorzüglich in Albanien fabricirt wurde, so überschwemmt, daß Treue und Glauben im Handel und Wandel auf das Tiefste erschüttert waren. Diesem finanziellen Grundübel sollte nun durch die Herstellung vollwichtigen Geldes und eine entsprechende Regulirung des Münzfußes abgeholfen werden. Mustafa glaubte nicht zu weit zu gehen, wenn er den gesetzlichen Werth des Piasters von 120 auf 160, den des Dukaten von 270 auf 360, und endlich den des Para von 3 auf 4 Asper erhöhete [2]).

Kam auf diese Weise zuerst wieder Sicherheit und Ord-

1) De La Motraye, Voyages T. I, p. 357. Garzoni l. c., p. 355: „Il Sultano si compiacque, che gli riformasse la regale familia e il lusso de' serragli."

2) Osmanische Quellen bei Hammer a. a. O., S. 555. Das Reich war vorzüglich dadurch mit schlechtem Kupfergelde überschwemmt worden, daß sich ein Renegat aus Livorno, welcher den Namen Mustafa-Aga angenommen hatte, erboten, der Noth des Schatzes durch die massenhafte Ausprägung der Mandschir abzuhelfen, welche auf großherrlichen Befehl zu dem Werthe von Aspern in Umlauf gesetzt wurden. Der Erfinder dieses Finanzstreiches machte ein glänzendes Geschäft, aber die natürliche Folge davon war eben, daß sich die Falschmünzerei abermals in großem Maßstabe der Sache bemächtigte, und nicht nur, wie gesagt, aus Albanien, sondern auch aus dem Abendlande ungeheure Massen solcher falscher Kupfermünzen eingeschmuggelt wurden. De La Motraye, Voyages, T. I, p. 355.

nung in den Geldverkehr, so wurde ferner die Einnahme des Staatsschatzes noch besonders dadurch ansehnlich vermehrt, daß Mustafa die bedeutenden Einkünfte der höheren Reichsbeamten, der Wesire, Paschas und Statthalter, mit einer Art außerordentlicher Einkommensteuer belegte, und die Besoldung aller Pfortendiener, namentlich, nach dem Beispiele seines Vaters, auch die reichen Pfründen der Geistlichen, auf ein den bedrängten Verhältnissen der Staatskasse entsprechendes Maß zurückführte. Es wurden dadurch nicht weniger als 10,000 Beutel jährlich erspart; und um in dieser Beziehung den übrigen Würdenträgern des Reiches mit gutem und wirksamen Beispiele voranzugehen, besteuerte sich Mustafa selbst mit einer das Verhältniß seiner Einkünfte eher noch überschreitenden Summe[1]).

So gewann er bald die nöthigen Mittel, um auch die Wehrkraft des Reiches schnell wieder auf einen den Erfordernissen der schwierigen Lage entsprechenden Fuß zu bringen. Auch da waren durchgreifende Reformen nöthig. Um den meistens aus jungen ungeübten Mannschaften bestehenden Truppen eine bessere Haltung und mehr kriegerischen Geist zu verleihen, wurden die bereits entlassenen und kriegsgeübten Soldaten, sowohl bei den Janitscharen wie bei den Sipahis, mit höherem Solde wieder eingestellt und bewährten Führern anvertraut. Zugleich wurde die Leitung der Flotte und die Verwaltung des Seewesens fähigeren Händen übergeben. Der später als gefährlichster Gegner der Venetianer und Kapudanpascha berühmt gewordene Corsarenhäuptling Hasan Mezzomorto erhielt den Oberbefehl über die bei den damaligen Verwickelungen besonders wichtige Donauflotille[2]).

1) De La Motraye l. c., p. 357.

2) Handschriftlicher Bericht bei Hammer a. a. O., S. 547: „Il gran Veziro vedendo che poco ricavava della loro prattica di guerra, mentre quasi tutti erano nuovi ministri, si e risolto di far chiamare di Costantinopoli tutti li vecchi officiali, che oggidi godono riposo e stipendi per la loro longa servitù (Dienstzeit) e per meriti del loro coraggio, persone pratiche dei Gianizari come di Spahi.“ Hier ist also eigentlich nur von den Offizieren die Rede; es galt aber auch von den Veteranen der gemeinen Soldaten.

Durch schnelle Veränderung in dem Personal der Pfortenämter und der wichtigsten Statthalterschaften suchte Mustafa auch in der Civilverwaltung seinen Grundsätzen des Rechts, der Gerechtigkeit und der Milde Eingang und praktische Geltung zu verschaffen. Daß er dabei vorzüglich darauf ausging, die niedergedrückte Bevölkerung des Reiches, namentlich auch die christliche, durch Erleichterung der seit Jahrhunderten auf ihr ruhenden Lasten zu heben und durch mildere Behandlung für die Interessen und die Wohlfahrt desselben empfänglicher zu machen, wird ihm als eine Maßregel aufgeklärter Menschlichkeit und kluger Politik selbst von abendländischen Geschichtschreibern seiner Zeit besonders hoch angerechnet.

Er war in der That seit Suleiman's des Großen Zeiten wieder der erste Lenker der Geschicke des osmanischen Reiches, welcher diesen wichtigen Gegenstand schärfer ins Auge faßte, und namentlich richtig erkannt hatte, daß in der christlichen Bevölkerung desselben mit das wesentlichste Element seiner Kraft und seiner gedeihlichen Entwickelung in der Zukunft beruhe. Nach seinem Sinne und Willen sollte Niemand mehr wegen seines Glaubens bedrückt und verfolgt werden, und überhaupt für alle Unterthanen des Großherrn Gleichheit der Lasten, aber auch des Rechtes und des gesetzlichen Schutzes bestehen. Leider war es ihm aber nicht beschieden, dieses tiefeingreifende System weiser Regierungskunst, wozu er in seinen „Neuen Einrichtungen" (Nisamidschedid) wenigstens den ersten Grund legte, obgleich es ihm bei der Nachwelt den Ruhm eines der erleuchtetsten osmanischen Staatsmänner und den ehrenden Beinamen des „Tugendhaften" (Fasil) und des „Wiederherstellers der Monarchie" eingetragen hat, auch wirklich bis zum Ziele durchzuführen. Nach zwei siegreichen Feldzügen machte, wie wir gesehen haben, eine verhängnißvolle Kugel auf den Feldern von Szalankemen seinem Leben und seinem Wirken ein unzeitiges Ende (19. August 1691)[1]). 1691

1) Garzoni, welcher den ausgezeichneten Eigenschaften Mustafa's volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, sagt unter Anderm von ihm a. a. O., S. 355: „Essendo i mezzi più efficaci la giustizia e l'integrita, di chi governa, egli l'effettuò più di quello, che porta il costume de' Barbari, e non volle mai permettere, che fos-

Einem seiner nächsten Anverwandten, dem Husein Köprili mit dem Beinamen Amudschasade, d. h. des Oheims Sohn — sein Vater Hasan war ein jüngerer Bruder des alten Mohammed Köprili, und zum Unterschiede hatte man ihn schon zur Zeit von Ahmed's Großwesirschaft so benannt —, welcher das Reichssiegel erst 6 Jahre später, unmittelbar nach der unglücklichen Schlacht bei Zenta (11. Sep-
1697 tember 1697), erhielt, war es vorbehalten, wieder ganz in den Geist und das Wesen seiner segensreichen Politik einzugehen und alle seine Kraft ihrer Verwirklichung zu widmen. Die Zwischenzeit war aber eine nicht minder trübselige Periode für die innere Reichsverwaltung, als der 13jährige Zeitraum, welcher die beiden Großwesirate Ahmed und Mustafa Köprili's von einander getrennt hatte.

Der nächste Nachfolger Mustafa's, der Kaimakam Ali Pascha, mit dem Beinamen des Wagners (Arabadschi), eine rohe Natur aus der Schule Kara-Mustafa's, brachte durch seine Unfähigkeit und seine Gewaltmaßregeln sogleich wieder Alles in die heilloseste Verwirrung[1]). Hinrichtungen zu Finanzzwecken waren wieder an der Tagesordnung, und auch sonst war ihm jedes Mittel gerecht, wenn es nur dazu dienen mochte, der Noth des Schatzes abzuhelfen oder seinen eigenen Säckel zu füllen. Als er bereits im März des nächsten Jahres (1692) nach Rhodos verbannt wurde, fanden sich bei seinem eingezogenen Vermögen nicht weniger als 1500 Beutel an baarem Gelde und Kleinodien.

Hadschi-Alipascha, welcher nun an seiner Stelle das Reichssiegel erhielt, hat wenigstens den Ruf eines edelgesinnten und uneigennützigen Mannes hinterlassen, welcher wol auch gern in die Fußtapfen der Köprilis getreten wäre. Um seinen guten Willen zu beweisen, schickte er, wie Mustafa Köprili, sein ganzes Silberzeug, von geringem Werthe, nach

sero i popoli indebitamente aggravati." Und dann bei Gelegenheit seines Todes, S. 420: „Si è però guadagnato il titolo di riparatore."

1) De La Motraye l. c., p. 359: „Le Sceau fut donné à un certain Ali-Pacha, créature ou plûtôt conseiller de feu Cara-Mustafa, dont il avoit toutes les mauvaises qualitez."

der Münze. Aber der Schwierigkeit der Lage, die er beherrschen sollte, war er nicht gewachsen. Er konnte sich weder als Staatsmann noch als Feldherr halten, und trat daher schon nach Jahresfrist (März 1693) in die bescheidenere Stel- 1693
lung eines Kaimakam zurück[1]).

Nicht länger währte das trostlose Regiment seiner nächsten Nachfolger, Chalilpascha und Biiklü Mustafapascha, welcher letztere wieder auf den Wegen Kara Mustafa's wandelte und sich überdies durch seine unsinnige Prachtliebe, die mit der Noth des Reiches im grellsten Widerspruche stand, allgemein verhaßt machte. Er verlor im März 1694 zugleich 1694
mit dem Reichssiegel auch seine Freiheit und sein Vermögen, welches dem großherrlichen Schatze 217 Beutel baares Geld eintrug[2]).

Ali-Pascha, bisher Statthalter von Tripolis, dem nun die Last der Reichsregierung zufiel, war ein gutmüthiger Verschwender, welcher lieber in seinem Harem, als im Felde und im Diwan lebte. Am wenigsten konnte er der aufbrausenden Energie Sultan Mustafa's II. genügen. Er wurde im April 1695 in Folge einer Janitscharenmeuterei, die man der 1695
Schlaffheit seines Regiments zur Last legen wollte, seines Platzes und seines Lebens beraubt[3]).

Sein Nachfolger, der Kaimakam Elmas-Mohammed-Pascha, besaß wenigstens Geschick genug, sich in die Launen seines Gebieters zu finden, und führte den Krieg nicht ohne Glück weiter. Auch war er darauf bedacht, dem fortschreitenden Verfalle des Reiches wieder einmal durch entschiedenere Maßregeln der inneren Verwaltung Einhalt zu thun. Auf Befehl des Sultans ließ er eine allgemeine strenge Prüfung der Lehenstitel vornehmen und die säumigen Besitzer derselben zu genauer Erfüllung ihrer Lehnspflicht anhalten. Um der fortdauernden Noth des Schatzes abzuhelfen, nahm er unter Anderm zur Erhöhung der Tabacksteuer und einer abermaligen Regulirung des Münzwesens seine Zuflucht. Beides

1) De La Motraye, p. 360.

2) Derselbe, S. 361.

3) Osmanische Quellen, bei Hammer, O. G. Bd. VI, S. 602.

entsprach aber, bei den ungeheuern Bedürfnissen des Schatzes, den Erwartungen nicht. Man kam dadurch nur immer mehr zu der Überzeugung, daß der Alles verzehrende Krieg kaum noch länger durchzuführen sei. Der Feldzug nach Ungarn vom
1697 Jahre 1697, welcher nur mit den äußersten Anstrengungen unternommen werden konnte, mußte den Ausschlag geben. Die Schlacht bei Zenta entschied über die nächsten Geschicke des Reiches und das Ende des Großwesirs. Man sagt, daß er sich, als er schon Alles verloren sah, absichtlich in die dichtesten Reihen der Kämpfenden stürzte, um dort einen nicht unrühmlichen Tod zu finden. Nach Andern wurde er von den empörten Janitscharen auf dem Schlachtfelde zusammengehauen [1]).

Für Hussein Köprili war es aber gewiß keine geringe Rechtfertigung, daß er, damals Statthalter von Belgrad, gleich am Tage nach der Schlacht zum Sultan nach Temeswar berufen wurde, um das erledigte Reichssiegel in Empfang zu nehmen. Denn er war es gewesen, welcher den verhängnißvollen Zug nach den Sumpfgegenden an den Ufern des Theis widerrathen, und dagegen einen Angriff auf Peterwardein in Vorschlag gebracht hatte. Überdies hatte er sich bereits als Kapudanpascha durch die Wiedereroberung der Insel Chios die Gunst und das Vertrauen des Sultans in hohem Grade erworben. Er war auch in der That ein nicht minder im Kriegswesen wie in den Staatsgeschäften erfahrener und erprobter Mann, ein würdiger Erbe der bedeutenden Eigenschaften und der hervorragenden Stellung seines Stammes. Mit Kara Mustafa hatte er schon unter den Mauern Wiens gestanden, dann mehrere Statthalterschaften in Asien verwaltet, ferner die wichtigen Stellen des Befehlshabers der Dardanellen und des Kapudanpascha bekleidet, war zwei Mal Kaimakam gewesen, und endlich zu der damals äußerst belangreichen Statthalterschaft von Belgrad befördert worden.

Es war nicht sein geringstes Verdienst, daß er nun, im

1) Jenes nach osmanischen Quellen, bei Hammer a. a. O. S. 601, 629, 639; dieses z. B. nach De La Motraye, p. 364: „Le Visir fut massacré par les Janissaires."

Besitze der höchsten Gewalt, die Lage des Reiches und ihre Erfordernisse, wie sie durch das Misgeschick bei Zenta sich gestaltet hatten, sogleich scharf, klar und richtig auffaßte. Er sah ein, daß die Fortführung des Krieges in der bisherigen Weise und unter den gegebenen Verhältnissen eine Unmöglichkeit sei, und stimmte daher für den Frieden als die nothwendige Grundlage der abermaligen Erhebung des Reiches und der dieselbe bezweckenden Reformen im Geiste des Regierungssystems Mustafa Köprili's. Doch wollte er keineswegs sogleich ohne weiteres feig die Waffen niederlegen. Noch in demselben Jahre bot er nicht ohne Erfolg Prinz Eugen in Bosnien die Spitze, und dann war seine erste Sorge, auch für das nächste Jahr noch auf alle Fälle gerüstet zu sein.

Nichtsdestoweniger war der Friede von Carlowicz so recht eigentlich sein Werk. Denn nachdem er das Heer und die Flotte schon während des Winters wieder auf einen achtunggebietenden Fuß gebracht hatte — er konnte im Frühjahr 1698 eine wohlgerüstete Armee von mehr denn 50,000 M. 1698 Fußvolk und 40,000 M. Reiterei mit einem entsprechenden Artilleriepark, mit Einschluß der Hülfsvölker, außer den Tataren, im Ganzen nahe an 140,000 M., ins Feld stellen, ein Geschwader von 45 Segeln nach dem Schwarzen Meere, eins dergleichen von 35 Segeln nach dem Archipel schicken, und die Donauflottille bis auf 200 kleine Schiffe verstärken [1]) — und im Juni selbst wieder ins Feld gerückt war, glaubte er dennoch die Herstellung des Friedens nur um so eifriger betreiben zu müssen, weil er unter den Waffen desto günstigere Bedingungen zu erlangen hoffte, und ihn eben um jeden Preis für seine Reformen brauchte. Diese letzteren erstreckten sich, nachdem er einmal den Frieden, wenn auch mit schwereren Opfern, als er selbst erwartet haben mochte, erlangt hatte, auf alle Zweige der inneren Verwaltung: das Heerwesen und die Flotte, die Finanzen, Lehre, Wissenschaft und geistige Interessen der Nation, und vorzüglich auch die Verhältnisse der christlichen Bevölke-

1) Eine genaue Übersicht der gesammten Land- und Seemacht, wie sie Hussein Köprili damals herstellte, geben die sehr ins Einzelne eingehenden osmanischen Quellen bei Hammer a. a. O., S. 755.

rung. Er wurde dabei von derselben staatsmännischen Einsicht und durchgreifenden Strenge, aber auch von demselben Geiste der Gerechtigkeit, der Milde und der Versöhnung geleitet, welche die Thätigkeit seiner Vorfahren Ahmed und Mustafa beseelt hatten.

Um zuerst die durch die langen Kriege erschöpfte und demoralisirte Wehrkraft wieder etwas zu heben, zu verstärken und neu zu beleben, mußte vor Allem den bei der Rekrutirung des stehenden Heeres, namentlich des Janitscharencorps, seit langen Zeiten eingerissenen Misbräuchen Einhalt gethan werden. An die Wiederherstellung des alten, wie wir gehörigen Ortes gesehen haben[1]), längst abgeschafften Systems der Rekrutirung durch den Knabenzehend und die harte Schule der Adschem-Oglan war jetzt um so weniger mehr zu denken, da es überhaupt dem Geiste ganz entgegen war, welcher die Verwaltung der Köprilis leitete, und überdies auch ein guter Theil der Provinzen, welche vorzüglich mit dazu herangezogen worden waren, nun schon nicht mehr zum Reiche gehörte. Auch mußten alle Versuche der Art, wie sie später z. B. unter Sultan Ahmed III. noch im Jahre 1703 gemacht wurden, ohne allen Erfolg bleiben[2]). Das Institut der Adschem-Oglan bestand freilich noch, es war jedoch eigentlich nur noch eine Erziehungsanstalt für Türkensöhne, die in dem großherrlichen Dienste ein Unterkommen suchten, von denen aber die wenigsten in das Janitscharencorps eintraten[3]).

1) Vergl. Bd. III, S. 230.

2) Gleich nach seinem Regierungsantritt, im Jahre 1703, befahl Ahmed III., zwar nicht die Janitscharen, aber doch das widerspenstige Corps der Bostandschi durch eine solche gewaltsame Aushebung von 1000 Christenknaben frisch zu rekrutiren. Der Versuch mislang aber, wie es scheint, gänzlich und ist, so viel wir wissen, später nie wieder erneuert worden. Hammer a. a. O., Bd. VII, S. 91, und dazu der noch ungedruckte Bericht des venetianischen Bailo Emmo, welcher allerdings von einem noch späteren Versuche zu sprechen scheint, im Jahre 1703 1500 Christenknaben für das Janitscharencorps auszuheben. Daselbst S. 555.

3) Eine Notiz, wie es damals um das Institut der Adschem-Oglan stand, gibt z. B. De La Motraye, T. I, p. 340, Anmerk. „On y éleve", sagt er darüber, „de jeunes Turcs, que leurs parens

Der Abgang in diesem wurde schon längst fast ausschließlich durch freie Werbung ersetzt. Brauchte man Janitscharen, so wurde — das war der hergebrachte Ausdruck — „ihre Thüre geöffnet." Eine einfache Meldung genügte dann für Jeden, welcher in das Corps eintreten wollte. Man stellte ihm sogar die Wahl der Kammer (Oda) frei, welcher er angehören wollte. Mit einem leisen Backenstreich von Seiten des Werbeoffiziers wurde er ohne weiteres dahin verwiesen, genoß dann die Vortheile und Privilegien des Janitscharen, kümmerte sich aber wenig um Erfüllung der schweren Dienstpflicht, sondern ging nach wie vor seinen sonstigen Geschäften nach [1]). Solche Janitscharen waren, namentlich in Friedens-

veulent bien sacrifier au service de la Porte, ou des Esclaves instruits dès leur enfance dans la religion Mahometane." Ihre Zahl soll nur 7—800 betragen haben.

1) So schildern übereinstimmend die damalige Rekrutirung des Janitscharencorps: Rycaut Hist. ect. T. II, p. 254, und Marsigli L'état militaire de l'empire ottoman. A La Haye 1732. Part. II, p. 6. Marsigli ging bereits in seinem 20. Jahre im Gefolge des venetianischen Bailo Ciurani mit nach Constantinopel, wo er damals 11 Monate verweilte, trat zur Zeit des Ausbruches des Krieges zwischen Österreich und der Pforte in die Dienste des Kaisers Leopold, ward bei Raab von den Tataren gefangen genommen und als Sklave an den Pascha von Temeswar verkauft, in dessen Gefolge er der Belagerung von Wien beiwohnte (1683), dann nach dessen Ableben nach Dalmatien entführt und endlich durch Vermittelung seines Gönners, des Bailo Ciurani, wieder losgekauft. Er trat hierauf zum zweiten Male in die Dienste des Kaisers, nahm bis zum Frieden von Carlowicz an allen Feldzügen Theil, und wurde bei und nach dem Abschluß desselben als kaiserlicher Commissär für das Abgrenzungsgeschäft gebraucht. Er hatte mithin die beste Gelegenheit, sich genau über das osmanische Heerwesen damaliger Zeit zu unterrichten. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß sein Werk in dem ersten Theile nur eine Bearbeitung des betreffenden Kanun-Name ist, und daher die Dinge mehr wie sie sein sollten, als wie sie wirklich waren schildert. Erst im zweiten geht er mehr auf das Praktische ein und gibt namentlich sehr schätzbare Nachrichten über die Hauptbegebenheiten des Krieges von 1683 bis 1698. „Au reste" meint er von den neu angeworbenen Janitscharen, „les nouveaux Janissaires n'etoient pas plûtôt reçus, qu'au lieu de s'appliquer aux exercices militaires, ils alloient continuer leurs professions ordinaires, ou en embrassoient d'autres ect."

zeiten, immer in Masse zu haben, zumal da man bei der Wahl und Aufnahme nicht eben sehr strenge verfuhr. Nur Zigeuner, Ägypter und Araber blieben, dem alten Herkommen gemäß, gänzlich ausgeschlossen. Sonst wurde Gesindel aller Länder und Nationen ohne Umstände zugelassen. Und dennoch hielt es in Kriegszeiten ziemlich schwer, die gelichteten Reihen wieder mit kampffähigen Leuten auszufüllen. Nach der Schlacht bei Szalankemen z. B., im Winter von 1691 auf 1692, konnte man bei einer solchen Werbung in Constantinopel kaum die erforderliche Anzahl Janitscharen aufbringen. Selbst die lockende Zusage des höchsten Soldes, 8 Aspern täglich, und der sofortigen Aufnahme unter die Pensionirten (Oturak) nach vollendetem Feldzuge wirkte, wie es scheint, ebenso wenig, wie der Versuch, die schon sehr erstorbene Begeisterung für den Heiligen Krieg aufs neue anzufachen. Um die Verluste einigermaßen zu ersetzen, sah man sich damals schon genöthiget, für schweres Geld Bosnier und Albaneser in Sold zu nehmen, welche seitdem unter dem allgemeinen Namen der „Arnauten" immer ein wesentlicher Bestandtheil der osmanischen Armee geblieben sind. Schon vor Wien stand im Jahre 1683 ein solches Arnautencorps von 15—20,000 M., von denen jeder ein Handgeld von 40 bis 60 Reichsthalern erhalten hatte[1]).

Die leidige Folge dieses von der Noth gebotenen Rekrutirungssystems war nun, daß zwar die Soldregister der Janitscharen immer überfüllt waren, aber das ganze Corps nur verhältnißmäßig wenig Leute zum activen Dienste ins Feld stellen konnte. Im Jahre 1680 z. B. waren im Ganzen 54,222 Janitscharen, mit einem Solde von 1140 Beuteln und 4777 Aspern in die Rollen eingetragen. Nach Abzug der Besatzungstruppen in den Grenzfestungen und den drei Hauptstädten Constantinopel, Adrianopel und Brusa, der Invaliden, Veteranen (Oturak) und der Waisenkinder (Fodolachoran) blieben aber nur noch 19,346 wirklich streitbare Leute übrig. Und daß sich das Verhältniß während des 16jährigen Krieges und unmittelbar nach demselben nicht besser stellen konnte, ergibt sich schon aus dem ganz natürlichen Umstande, daß die

1) Marsigli l. c., p. 6 und 7.

gesammte Streitmacht der Pforte in allen ihren Theilen durch die bedeutenden Verluste an Einkünften und Ländereien ansehnlich geschwächt worden war. Marsigli glaubt diesen Abgang, nach einer genauen Berechnung, bei einer Gesammtstärke des schlagfertigen Heeres von 248,440 M. auf mindestens 16,108 M. anschlägen zu können, sodaß er das eigentlich stehende Heer, ohne die unregelmäßigen und die Hülfstruppen, nur noch auf 102,623 M. schätzen will[1]).

Finanzielle Rücksichten sowie die Nothwendigkeit, den Geist des Heeres zu heben, waren daher gleich gewichtige Gründe für die Reformen, wie sie jetzt Hussein Köprili durchführen wollte. Er begann damit, daß er die Soldrollen der Janitscharen einer strengen Prüfung unterwerfen ließ, und Alle daraus zu streichen befahl, welche nicht wirkliche Kriegsdienste geleistet hatten, oder nicht im Stande waren, die Waffen zu tragen. Dieselbe Maßregel wurde dann wahrscheinlich auch auf alle übrigen Truppentheile des besoldeten Heeres ausgedehnt, namentlich die Sipahis, welche damals, bei einer durchschnittlichen Stärke von etwa 15,000 M., mehr als 2000 Beutel Sold erhielten. Mit welchem Erfolge, das steht freilich dahin. Denn Hussein hatte gerade hier tief eingewurzelte Uebel zu bekämpfen, an deren Fortbestehen die Interessen ganzer einflußreicher Classen hingen. Nur so viel steht fest, daß er das Heer auch nach dem Frieden auf einem achtunggebietenden Fuße zu erhalten wußte. Die Stärke desselben wurde damals im Ganzen auf 137,209 M. berechnet, wobei sich 18,000 kampffähige Janitscharen und 11,670 besoldete Sipahis befanden[2]).

Wie die Landmacht faßte Hussein, vordem selbst Kapudanpascha, bei seinen Reformen auch sogleich die Flotte ins Auge. An dem gegenwärtigen Kapudanpascha Mezzomorto, welcher im November 1700 starb, hatte er dabei einen treuen und umsichtigen Gehülfen. Ein völlig neues Kanun-Name

1) Nach den sehr ins Einzelne eingehenden tabellarischen Übersichten am Ende seines Werkes, von S. 178 an.

2) Nach der bereits angeführten genauen Übersicht, bei Hammer, O. G. Bd. VI, S. 755, wo auch die Stärke der Lehnstruppen in den einzelnen Provinzen angegeben ist.

für das Seeweſen, das erſte ſeit Sultan Selim's II. Zeiten, worin namentlich der Rang der Schiffe und die Verhältniſſe der Capitäne genauer geregelt wurden, war vorzüglich ſein Werk [1]). Bei der erhöheten Wichtigkeit, welche die osmaniſche Seemacht überhaupt erhielt, ſeitdem ſich Rußland an den Ufern des Schwarzen Meeres feſtgeſetzt hatte, war die beſondere Sorgfalt für dieſelbe eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden. Auch war ſie in der letzten Zeit anſehnlich verſtärkt worden und auf den Werften und in den Arſenalen herrſchte fortwährend eine ungemeine Thätigkeit.

Wie immer, war auch damals noch Alles, was mit dem Schiffbau und dem Seeweſen überhaupt in Verbindung ſtand, vorzugsweiſe in den Händen von Abendländern. Derſelbe Renegat aus Livorno, Muſtafa- oder Mohammed-Aga, welchen wir bereits als den Erfinder jener leichten Mandſchir kennen gelernt haben, welche in die Geldverhältniſſe eine ſo heilloſe Verwirrung brachten, war ſchon im Jahre 1692 mit der Leitung des Schiffbaus in dem Arſenale von Conſtantinopel betraut, wo faſt nur Werkmeiſter und Arbeiter aus allen Ländern der europäiſchen Chriſtenheit, namentlich der Seeſtaaten, beſchäftigt waren. Ihre Zahl betrug damals durchſchnittlich 1360, d. h. mit Einſchluß der dort verwendeten Aſab, und die jährlichen Koſten des Arſenals wurden auf 959 Beutel berechnet. [2]).

Jener Renegat aus Livorno leiſtete den Osmanen namentlich inſofern einen ſehr weſentlichen Dienſt, als er ihre immer noch etwas ſchwerfälligen Schiffe in Bau und Ausrüſtung

1) Hammer, O. G. Bd. VII, S. 45, nach osmaniſchen Quellen.

2) Marsigli, Part. I. p. 143, und Part. II, p. 169: „J'allois fort souvent dans ce temps-là", ſagt er hier, „aux Arsénaux des Turcs, pour m'assurer de plus en plus de ce qui paroîtra incroyable, que des Chrétiens de toutes nations dirigéoient la construction des Vaisseaux de guerre pour le service de la Porte, et faisoient voir aux Turcs la difference des Vaisseaux qu'ils fabriquoient eux-mêmes, d'avec les leurs, qui ne pouvoient se mouvoir, afin qu'ils profitassent mieux de leurs instructions." Und dann geht er näher auf die Verdienſte des Renegaten Mohammed-Aga um die osmaniſche Marine und ſein endliches trauriges Schickſal ein.

mehr denen der europäischen Seemächte gleichzustellen suchte, und überhaupt alle Fortschritte, welche damals im Abendlande in der Schiffsbaukunst gemacht wurden, auch auf den Werften und in den Arsenalen des Großherrn einführte. Ihm war es daher vorzüglich mit zu verdanken, daß die Osmanen gegen Ende des Krieges jene Flotten nach dem Archipel schicken konnten, womit sie, unter Mezzomorto's Führung, den Venetianern mit so viel Erfolg die Spitze boten. Das Ansehen und die Gunst, welche er dadurch bei der Pforte gewonnen hatte, verscherzte er aber wieder durch seine unglückselige Speculation mit den leichten Mandschir. Das darüber empörte Volk verlangte seinen Kopf, und so wurde er bei einem Tumult in Adrianopel ergriffen und ohne weiteres hingerichtet. Sein bedeutendes Vermögen verfiel dem Fiskus [1]).

Die osmanische Seemacht, wie sie auch Hussein Köprili immer auf schlagfertigem Fuße zu erhalten suchte, bestand aus drei Hauptabtheilungen: der Flotte des Schwarzen Meeres, der Flotte des Weißen Meeres oder des Archipel, und der Donauflotte. Nach dem Kanun-Name betrug ihre Gesammtstärke zu Anfange des letzten Krieges nur 40 Galeeren, 6 Galeassen oder Maonen und 20 Schiffe der Bege des Archipel und der Barbareskenstaaten, mit einer Bemannung von 16,400 M. zum Schiffsdienst, darunter allein 11,500 Galeerensklaven, und 7300 Seesoldaten [2]). Im Laufe des Krieges war sie aber, wie gesagt, ansehnlich vermehrt worden, und unter Hussein Köprili bestand die Flotte des Schwarzen Meeres, welche ihre gewöhnlichen Stationsorte bei Taman und Kertsch hatte, aus 45 Segeln von verschiedener Größe, die des Weißen Meeres aus 35 Segeln, und endlich die Donauflotte aus beinahe 200 Fahrzeugen von verschiedenem Kaliber, Galeotten, kleinen Fregatten, Tschaiken und Kanonenbooten [3])

1) Marsigli l. c., p. 170.

2) Derselbe, Part. I, p. 147.

3) Nach der öfter erwähnten Übersicht der gesammten Land- und Seemacht unter Hussein Köprili, bei Hammer, O. G. Bd. VI, S. 756. Nach De La Motraye bestand im Jahre 1699 die Flotte, mit Einschluß der Galeeren des Archipel, aus 32 Linienschiffen, 34 Galeeren und einer Anzahl Brigantinen, deren vortreffliche Ausrüstung und

Auf die letztere wurde, wie es scheint, ganz besondere Sorgfalt verwendet, seitdem man im jüngsten Kriege ihre Wichtigkeit erst recht kennen gelernt hatte. Denn im Jahre 1689 bestand sie nur aus 3 kleinen Galeeren, 6 Brigantinen und einer geringen Anzahl von Kanonenbooten. Dann wurde sie aber von Jahr zu Jahr bis zu der angegebenen Zahl der Schiffe verstärkt und that namentlich bei den Belagerungen von Belgrad und Peterwardein (1694) vortreffliche Dienste. Ihr Hauptelement waren die kleinen leicht beweglichen Kanonenboote zu höchstens 8 bis 10 Rudern, welche nur mit zwei Geschützen zu dem Kaliber von 8, 6 und bis zu $2\frac{1}{2}$ Pfund bewaffnet wurden. Ihre Bemannung, obgleich sie meistens aus zusammengelaufenem Gesindel bestand, war dennoch sehr tüchtig, weil sie zum größten Theile aus der mit den Schwierigkeiten der Donauschifffahrt gänzlich vertrauten Bevölkerung der Uferländer genommen wurde. Zu Rustdschuk an der Donau befand sich ein eigenes Arsenal zum Bau und Unterhalt dieser Donauflotte, in welchem beständig eine große Thätigkeit herrschte und in dessen Nähe sie auch zu überwintern pflegte. Ein Schiffscapitän war Vorsteher dieses Arsenals, hatte dort seine beständige Residenz, und erstreckte seine Jurisdiction auch über die benachbarten Uferstädte mit ihrem Gebiet[1]).

Natürlich mußte mit der Sorge für die Wehrkraft des Reiches auch die für die finanziellen Kräfte desselben, wodurch jene erhalten werden sollte, immer Hand in Hand gehen. Die Lösung der Aufgabe, welche in dieser Beziehung Hussein Köprili gestellt war, bot aber um so größere Schwierig-

glänzende äußere Erscheinung, namentlich wegen der Menge kunstvoller und reich vergoldeter Sculpturen, lauter Arbeiten von abendländischen Künstlern, er nicht genug rühmen kann. Voyages, T. I, p. 206. Marsigli, Part. II, p. 192 schätzt um dieselbe Zeit die Bemannung der osmanischen Flotte, mit Einschluß der Seesoldaten und der in den Arsenalen beschäftigten Arbeiter, auf mindestens 60,000 Köpfe.

1) Marsigli, welcher im Jahre 1691 selbst das Arsenal von Rustdschuk besuchte, und im Jahre vorher gebraucht worden war, die in der Nähe der Donaufälle gelegene kleine Insel zu befestigen, um von da aus den Operationen der Donauflotte entgegenzuwirken, gibt Part. II, p. 175 eine sehr interessante Beschreibung derselben.

keiten dar, da nach einem erschöpfenden Kriege die vorhandenen Hülfsquellen überhaupt spärlicher flossen und die schaffenden Kräfte, wenn sie auch noch für die Zukunft nutzbar bleiben sollten, eher geschont, als übermäßig angestrengt sein wollten. Das war im Grunde auch das Wesen des aufgeklärten Finanzsystems Hussein Köprili's, namentlich in Bezug auf die unterworfene Bevölkerung, welche von der Steuerlast immer das schwerste Theil zu tragen hatte.

Wie Mustafa Köprili schon im Jahre 1690 das entvölkerte Servien dadurch wieder zu bevölkern gesucht hatte, daß er den ausgewanderten Einwohnern, im Fall sie zurückkehren würden, bei völliger Amnestie nicht nur den ungestörten Besitz ihrer Güter, sondern auch Steuerfreiheit auf eine lange Reihe von Jahren zusagte[1]), so wurde jetzt, sobald das Abgrenzungsgeschäft vollendet war, um nur Arme zum Anbau des wüste liegenden Landes zu schaffen, allen Bewohnern der nördlichen Grenzländer, welche während des Krieges auf kaiserliches oder venetianisches Gebiet übergetreten waren, bei der Rückkehr gänzliche Steuerfreiheit auf 5 Jahre verheißen. Und diese weise Maßregel verfehlte, scheint es, ihren Zweck nicht. Denn namentlich nach Bosnien und Servien kehrten die ausgewanderten Einwohner schaarenweise zurück, weil ihnen die Steuerfreiheit unter dem Panier des Halbmondes mehr zusagte, als die Last der Abgaben unter dem Schutze des Kreuzes, des kaiserlichen Doppeladlers oder des geflügelten Löwen von San Marco[2]).

1) Contarini, Istoria della guerra di Leopoldo I. ect. T. II, p. 269: „Fece divulgare un' indulto", heißt es da von Mustafa Köprili, als er Servien verließ, „che rimetteva tutte le colpe à sudditi, che per tema de' meritati gastighi si fossero allontanati dalla Provincia, ed esibiva franchigie per molti anni da qualunque tributo à quelli, che si riconducessero ad abitarla ect."

2) Derselbe a. a. O., S. 726: „Avendo le precedute guerre privi in tutto di coltura e spopolati i circostanti paesi, promulgarono i Turchi franchigie per cinque anni à chiunque tornasse ad abitarli; col quale allettamento quantita numerosa di Rasciani e Bossinesi rifuggiti sotto il dominio Cesareo, nuovamente si ricondussero all' ubbidienza di quel' Imperio."

Diesen allgemeinen Begünstigungen folgten dann noch besondere Erleichterungen für die einzelnen Provinzen. So wurde z. B. gleich im ersten Friedensjahre den christlichen Unterthanen in Servien und dem Banat die Kopfsteuer gänzlich erlassen, und in weiterer Ausdehnung sogar die rückständige Kriegssteuer für alle europäischen Länder, in dem bedeutenden Gesammtbetrag von 3085 Beuteln, also etwa 1½ Million Piaster, gleichfalls nicht mehr eingefordert[1]). Freilich mußten nun dergleichen Ausfälle in den Staatseinnahmen auf andere Weise gedeckt werden, zumal da durch den Verlust einer Anzahl der ergiebigsten Provinzen die Einkünfte des Staatsschatzes ohnehin schon empfindlich genug geschmälert worden waren.

Wie hoch sich diese Ausfälle an der Gesammtstaatseinnahme, welche im Jahre 1683 noch 33,398 Beutel und 22,607 Aspern, also den Beutel zu 500 Thalern im Werthe von je 120 Aspern berechnet, in runder Summe etwa 16,700,000 Thaler betrug, belaufen haben mögen, läßt sich im Einzelnen freilich nicht genau nachweisen. Daß sie aber namentlich für die Kriegskasse sehr beträchtlich waren, ergibt sich schon daraus, daß die Haupteinnahmen aus den verlorenen Ländern, Ungarn, Siebenbürgen, Slavonien und Dalmatien, wie das Kopfgeld, die Zehnten, die Zölle und der Ertrag der Regalien, Salinen, Fischereien, Wegegelder u. s. w., gerade dieser zugewiesen waren[2]).

1) Nach den osmanischen Quellen, bei Hammer, O. G. Bd. VII, S. 44.

2) Wir folgen in diesen Angaben vorzüglich wieder Marsigli, welcher P. I, p. 45 zuerst den damaligen Geldwerth festsetzt, und dann P. II, p. 178 und 188 den Betrag der Staatseinnahme und deren Verminderung nach den Friedensschlüssen von Carlowicz und Passarowicz bespricht. Die currenten Münzen und ihr Werth waren damals: der Asper zu 4 Mandschir, der Para zu 3, der Beslik zu 5, der Olik zu 10 und der Solota zu 80 Aspern, sämmtlich Silbermünzen. Der Serif oder der ungarische Dukaten wurde zu 260, der ungarische Gulden, auch Solota genannt, zu 80, der Reichsthaler oder Kara-Grusch zu 120, der deutsche Dukaten zu 270, und die venetianische Zechine zu 300 Aspern berechnet. Natürlich war aber der Curs aller dieser Münzen, namentlich während des Krieges, immer schwankend, ein Übelstand, welcher vorzüglich den Handel sehr beeinträchtigte und Betrügereien

Hussein half sich nun, wie es scheint, vorzüglich dadurch, daß er die vorhandenen Hülfsquellen durch eine bessere und strengere Verwaltung ergiebiger zu machen suchte. Die öffentlichen Gefälle, Pachtgelder, Zölle, Zehnten u. s. w., wurden mit mehr Ordnung und Regelmäßigkeit eingetrieben, Unterschleife und Betrügereien dabei möglichst verhindert und hart bestraft, Ersparnisse aller Art eingeführt, und überhaupt die einzelnen Zweige des Staatsvermögens sorgfältiger, wie bisher, gepflegt. Unter Andern war Hussein der Erste, welcher der ersprießlicheren Bearbeitung der Gold- und Silberminen, namentlich von Maaden in der Provinz Erserum und von Sidri Kaisi unweit Saloniki, welche bis dahin nur zu sehr vernachlässigt worden war, besondere Aufmerksamkeit zuwendete. Ein sehr mißliches Auskunftsmittel, der Noth des Staatsschatzes aufzuhelfen, blieb es dabei immer, daß derselbe die eingehenden Gelder zu weit niedrigerem Curs annahm, als er sie dann wieder in Umlauf setzte. Der Reichsthaler wurde z. B. bei der Pforte immer nur zu dem Werthe von 80 Aspern angenommen, bei ihren Zahlungen aber zu 120 und in den Grenzprovinzen sogar bis zu 140 und 160 Aspern berechnet[1]).

Jedenfalls brachte Hussein durch diese und ähnliche Mittel die Staatseinnahmen, welche mit Einschluß der in den Privatschatz des Sultans fließenden Summen im Jahre 1699 schon wieder bis auf 36 Millionen Piaster gestiegen waren[2]), in einigen Jahren dahin, daß nicht nur die laufenden Bedürfnisse der Staatsverwaltung gedeckt wurden, sondern auch noch ein ansehnlicher Theil derselben auf außerordentliche Ausgaben, namentlich öffentliche Bauten, verwendet werden konnte. Fast in allen Theilen des Reiches haben Denkmale dieser Art, Brücken, Brunnen, Wasserleitungen, Moscheen, Kasernen und Mausoleen seinen Namen und sein vielseitiges Wirken verewiget. Große Summen kostete auch die Wiederherstellung

aller Art Thüre und Thor öfnete. Auch hatte sich in Folge davon im täglichen Leben längst ein Unterschied zwischen gutem und schlechtem Gelde herausgebildet.

1) Marsigli, P. I, p. 46; und die osmanischen Quellen, bei Hammer a. a. O., S. 44.

2) Nach De La Motraye, T. I, p. 255.

der Werke der während des Krieges zu Grunde gerichteten Grenzfestungen, wie Belgrad, Temeswar und Nissa, bei welcher letzteren die dazu bestimmte ansehnliche Summe von 360,435 Piastern noch nicht einmal ausreichte, und dann die Anlage neuer Festungswerke, namentlich im Schwarzen Meere, bei Oczakow, Kertsch und Taman[1]).

Auch für die Zwecke der Wissenschaft und der Jugendbildung that Hussein, selbst ein Freund ernster Studien und in glücklichen Augenblicken nicht ohne Dichtertalent, gern und mit edler Liberalität nicht wenig. Bei allen von ihm erbauten Moscheen, z. B. zu Constantinopel, Adrianopel, Gradiska und Lepanto, wurden in der Regel auch höhere und niedere Schulen angelegt und aus seinen eigenen Mitteln angemessen dotirt. Denn es war überhaupt ein wesentlicher Grundzug seines Regierungssystems, daß er auch die geistigen und moralischen Elemente des Volkslebens zu heben und zu kräftigen suchte. Er hatte gewiß sehr richtig erkannt, daß der religiöse Glaube hie und da in der letzten Zeit schon sehr erschüttert worden sei, und weil dieser eben mit eine Grundsäule islamitischer Staatsordnung war, drang er ganz besonders darauf, ihn durch strengere Lehre und gewissenhaftere Religionsübung im Geiste des Islam neu zu beleben und zu stärken[2]).

Der Mufti Feisullah, dessen tragisches Ende wir bereits bei Gelegenheit der Entthronung Mustafa's II. kennen gelernt haben, ging darin mit ihm Hand in Hand. Auf Betrieb des Großwesirs erließ er ein strenges Edict, in welchem den Lehrern des Gesetzes und den Dienern der Moscheen auf das Nachdrücklichste eingeschärft wurde, auf die Reinheit der Lehre und die Beobachtung urväterlicher Kirchenzucht zu halten, und vor Allem sich selbst gewissenhafter Pflichterfüllung zu befleißigen. Es sollte namentlich der Unterricht an den höheren und niederen Schulen mit mehr Ernst betrieben und nur tüchtigen und bewährten Lehrern anvertraut werden. Die Prediger in den Moscheen sollten die Kanzel, wie es öfter

1) Osmanische Quellen bei Hammer a. a. O., S. 47. De La Motraye a. a. O., S. 269,

2) Osman. Quellen a. a. O., S. 5 und 46.

geschehen sein mochte, nicht mehr durch ungehörige Vorträge entweihen, und dagegen die Gläubigen zu strenger Religionsübung durch Beten, Fasten, Wallfahrten, gewissenhaften Unterricht der Kinder, Erbauung von Moscheen, Errichtung von Schulen, fromme Stiftungen, Almosengeben u. s. w. ermahnen. In letzterer Beziehung ging Hussein selbst mit gutem Beispiele voraus, indem er täglich tausend Aspern unter die Armen vertheilen ließ und den Scheichen von Constantinopel ein Jahrgeld von 500 Beuteln ausgesetzt hatte.

Dabei war er aber selbst nichts weniger als ein blinder Fanatiker, noch wollte er dem religiösen Fanatismus im Volke irgendwie Vorschub geleistet wissen. Das bezeugte er namentlich durch die schonende und milde Behandlung, die er, wie wir schon angedeutet haben, den christlichen Unterthanen des Großherrn zu Theil werden ließ und die er vorzüglich auch hinsichtlich ihrer religiösen Interessen vorwalten lassen wollte. Zum Beweise dafür dient z. B. die Bereitwilligkeit, womit er im Jahre 1700 auf das von dem kaiserlichen außerordent- 1700
lichen Gesandten, Grafen von Öttingen, gestellte Verlangen einging, daß den katholischen Geistlichen und Ordensbrüdern im osmanischen Reiche, auf Grund der früheren Capitulationen, die freie Religionsübung gestattet und ihnen überhaupt der Genuß ihrer Privilegien und Rechte in nichts verkümmert werde. In dem deshalb erlassenen großherrlichen Hattischerif wurde namentlich festgesetzt, daß sie bei ihrem Gottesdienste, sei es in ihren Kirchen oder in ihren Privathäusern, sowie auf ihren Reisen, in keiner Weise belästiget werden und auch fernerhin völlige Steuerfreiheit, mit Ausnahme der Zölle, genießen sollten. Ganz besonders wurde es dabei abermals betont, daß sich vor Allem die griechischen Bischöfe in Servien und Bulgarien keine Eingriffe in ihre Rechte und in ihre geistlichen Handlungen erlauben, sie auch in keiner Weise mit ungesetzlichen Abgaben belästigen sollten. Die genaueste Befolgung dieser Vorschriften wurde schließlich streng anbefohlen, und selbst etwaige Unwissenheit nicht als hinreichender Entschuldigungsgrund für Dawiderhandelnde zugelassen[1]).

1) Der betreffende Hattischerif findet sich vollständig bei De La Motraye, T. I, p. 277: „Les prêtres et les moines de la Religion

Auf der andern Seite erfreuten sich aber auch die Protestanten, wie z. B. die französischen Hugenotten, desselben Schutzes der Pforte, und wenn in dieser Beziehung noch Unordnungen vorkamen, so hatten sie ihren Grund weit mehr in den Mishelligkeiten und der Zwietracht der verschiedenen christlichen Confessionen unter einander, als in der Misgunst des Diwans und der Böswilligkeit der osmanischen Behörden. Namentlich hatten die Machinationen und die Häckeleien der Jesuiten, welche bisweilen eine sehr ernste Einmischung der Pforte nöthig machten, nie ein Ende.

Schon zur Zeit der Gesandtschaft des Herrn von Nointel, welcher sie unter seinen besondern Schutz genommen hatte, war von den schwarzen Priestern (Karapapasler), wie die Türken die Jesuiten zu nennen pflegten, einmal der Versuch gemacht worden, die Verweisung aller Hugenotten aus Constantinopel und dem osmanischen Reiche durchzusetzen. Sie hatten es auch wirklich so weit gebracht, daß der Gesandte von seiner Regierung den Befehl erhielt, jene Protestanten sämmtlich mit ihren Familien nach Frankreich einzuschiffen, wo ihrer sicherlich kein glänzendes Loos harrte. Ein Theil derselben wurde demgemäß wirklich verhaftet. In dieser Noth wandten sich die Verfolgten an die Pforte, worauf der Großwesir,

de Rome", heißt es darin, „ne doivent point être inquietez, ni traversez dans leurs habitations, ni dans leurs voyages soit par terre soit par mer, mais peuvent au contraire observer en toute liberté les rites et ceremonies de cette Religion, tant en public qu'en particulier, et tant dans leurs églises et leurs maisons, que dans les rues et ailleurs, sans payer de Haratch ni aucunes taxes, quelles qu'elles soient, excepté celles de la Douane.... Il ne sera point permis aux Evêques Grecs de Servie et de Bulgarie, ni autres, de les troubler dans leurs cultes et ceremonies, ni à quelque personne que ce soit de leur faire quelque insulte ou de leur causer quelque dépense injuste ....." Und dann folgt die Bestätigungsformel dieser Privilegien: „Nous les leur confirmons par le présent Haticherif, ordonnant qu'ils en jouissent comme ci-devant, sans aucun changement contraire, et que personne n'en pretende cause d'ignorance, et s'y conforme exactement et avec tout le respect possible."

dessen Uhrmacher ein solcher Protestant war, dem Gesandten sofort den Befehl zugehen ließ, er solle die Gefangenen wieder in Freiheit setzen; sonst werde die Pforte ohne weiteres sämmtliche Jesuiten aus dem Reiche verbannen. Es blieb also Herrn von Nointel nichts Anderes übrig, als die Jesuiten von ihrer Verfolgungswuth abzubringen und seinen Hof zur Zurücknahme des bereits erlassenen Verhaftsbefehls zu vermögen. Dazu ließ sich am Ende auch Ludwig XIV., wie es scheint, vorzüglich durch Vermittelung seines Beichtvaters, des Père La Chaise, bewegen, sodaß seit jener Zeit die Hugenotten zu Constantinopel, unter dem weltlichen Schutze der französischen Gesandten und der Pforte, vollkommene Ruhe genossen [1]).

Etwas später, im Jahre 1695, geriethen die Jesuiten 1695
mit der griechischen Geistlichkeit auf Chios in ähnliche Händel, welche gleichfalls die Dazwischenkunft der Pforte nöthig machten. Ungeachtet der Verfolgungen, welchen sich dort, nach der Wiedereinnahme der Insel durch die Osmanen, die Katholiken ausgesetzt sahen, hatten die Jesuiten doch geglaubt, da für ihren Bekehrungseifer ein fruchtbares Feld zu finden, und den Versuch gemacht, die abgefallenen Griechen wieder in Masse in den Schoos der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen. Bittere Klagen der Griechen darüber bei den Pascha hatten zunächst nur die Folge, daß dieser den Sachwalter der Jesuiten, einen bekehrten Griechen, der ihre Vertheidigung wagte, ohne weiteres greifen und mit einer tüchtigen Bastonade abfertigen ließ. Der so Bestrafte verlangte hierauf noch vor dem Tribunale der Pforte Genugthuung, und unternahm auch da abermals die Vertheidigung der Jesuiten. Er konnte aber damit um so weniger durchdringen, da gleichzeitig ähnliche Klagen über die Umtriebe der „schwarzen Priester" von den Geistlichen der Griechen und Armenier, namentlich auch von dem griechischen Patriarchen, zu Constantinopel erhoben wurden. Das alte Geschrei, daß die

1) De La Motraye l. c., T. I, p. 222. „Les réponses de la Cour furent accompagnées d'un contreordre, selon le quel son Excellence (der Gesandte) pourroit continuer aux Huguenots sa protection pour le temporel, sans les inquiéter pour le spirituel."

Jesuiten nur Spione seien, welche im Dienste des Papstes dem Großherrn seine christlichen Unterthanen abwendig machen wollen, wurde wieder lauter, wie je zuvor. Und mehr bedurfte es nicht, um den aufbrausenden Sultan Mustafa II. zu einem geharnischten Hattischerif gegen dieselben zu vermögen, worin allen christlichen Unterthanen der Pforte, Armeniern, Syriern und Maroniten, der Übertritt zum Katholicismus bei schweren Strafen, Gefängniß und Geldbußen, untersagt, und auch allen Urhebern und Beförderern von darauf ausgehenden geheimen Machinationen dieselbe Ahndung angedroht wurde. Der damalige französische Gesandte bei der Pforte, Herr von Chateauneuf, der Schutzpatron der Jesuiten, hielt es für klug, dazu zu schweigen und ihnen den weisen Rath zu ertheilen, sich ruhig zu verhalten und auch ihren Eifer etwas zu mäßigen. Sonst könne ihnen noch viel Schlimmeres widerfahren, wovor sie zu bewahren er dann selbst außer Stand sein dürfte [1]).

Weder die Drohungen der Pforte noch die wohlgemeinten Mahnungen des Gesandten scheinen indessen die Jesuiten abgehalten zu haben, ihr Bekehrungswerk fortzusetzen, mit dem sie es nun vorzugsweise auf die Armenier abgesehen hatten. Noch bei Lebzeiten und unter dem Regimente des Hussein Köprili nahmen die fatalen Händel zwischen den Jesuiten und den Armeniern ihren Anfang, welche sich durch mehrere Jahre hindurchzogen und am Ende, zum größten Nachtheil beider Parteien, nur durch das gewaltsame Einschreiten der Pforte geschlichtet werden konnten.

Sie begannen damit, daß die Jesuiten sich nicht nur in die armenischen Kirchen einschlichen und dort ihre Lehren von den Kanzeln herab in türkischer Sprache verkündeten, sondern auch sich in die Familien der Armenier eindrängten und da ihr Bekehrungswerk mit dem günstigsten Erfolge betrieben. Denn an Proselyten konnte es ihnen um so weniger fehlen, da sie, klug genug, neben dem Heil der Seelen, auch sogleich die materiellen Vortheile des Religionswechsels gehörig heraus-

1) De La Motraye, T. I, p 192—194, wo auch dieser Hattischerif vom Ende Mai 1695 gegeben wird.

zuheben wußten. Der ärmeren Classe stellten sie vor, daß sie auf diese Weise am leichtesten und sichersten von der schweren Steuer befreit werden würde, welche sie zum Unterhalt ihrer Kirchen und ihrer Priester zu erlegen hätte, und die zum guten Theile mit dazu verwendet wurde, den Kaufschilling zu decken, womit ihr Patriarch seine stets käufliche Stelle bezahlt hatte. Die Reicheren dagegen zogen sie dadurch auf ihre Seite, daß sie ihnen das Lästige der ewigen Fasten, welche in der armenischen Kirche beinahe zwei Drittel des Jahres hinwegnahmen, während die Katholiken nur 40 Tage strenger Enthaltsamkeit verlangten, einleuchtend zu machen suchten. Und endlich wußten sie sich auch noch eine angebliche alte Prophezeiung vortrefflich zunutze zu machen, der zufolge dereinst ein kriegerisches fränkisches Volk kommen solle, um die gegenwärtigen Beherrscher Armeniens aus dem Lande zu vertreiben und die alte Selbständigkeit und Größe der Nation wiederherzustellen. Vorzüglich dieses letztere Manöver wirkte mächtig auf die schon wankenden Geister, es trug aber zugleich auch dazu bei, dem ganzen Bekehrungswerk einen politischen Charakter zu verleihen, welcher der Pforte die Sache in einem höchst verdächtigen und gefährlichen Lichte erscheinen lassen mußte [1]).

Genug, vorzüglich in den drei ersten Jahren des 18. Jahrhunderts war die Zahl der zum Katholicismus bekehrten Armenier, nicht nur in Constantinopel und der Umgegend, sondern auch in Armenien selbst, namentlich zu Erserum, so angewachsen, daß Reibungen und die Einmischung der Pforte unvermeidlich wurden. Denn natürlich hatten sich nun sogleich zwei Parteien gebildet, die einander feindlich gegenübertraten und sich gegenseitig mit tödtlichem Hasse verfolgten: eine katholische, welche es mit den Jesuiten hielt, und eine altarmenische, welche den urväterlichen Glauben bis aufs Äußerste vertheidigte, und an deren Spitze die Lehrer ihres Dogmas, die Vertabiet, standen. Der Streit um den armenischen

1) De La Motraye, T. I, p. 303, setzt diese Verhältnisse am besten auseinander. „On ne sçauroit croire", meint er am Ende, „l'effet que cette prophetie produisit sur l'esprit de quantité de ceux mêmes, qui étoient les plus contraires aux Jesuites."

Patriarchenſtuhl brachte die Fehde im Jahre 1703 vollends zum Ausbruch und vor das Tribunal der Pforte.

Der armeniſche Patriarch Aviettis, welcher den alten Glauben aufrechterhalten wollte, hatte nämlich einige zum Katholicismus übergetretene Geiſtliche ſeiner Gemeinde aus eigner Machtvollkommenheit ohne weiteres, mit Ketten belaſtet, in das Gefängniß werfen laſſen. Ihre Freunde, gleichfalls bekehrte Katholiken, befreiten ſie mit Gewalt, mishandelten den Patriarchen, und verklagten ihn, als er dafür bei der Pforte Genugthuung verlangen wollte, noch überdies wegen ſolcher Tyrannei bei dem Großweſir, dem Nachfolger Huſſein Köprili's, dem rohen und hochfahrenden Servier Daltaban. Dieſer gab den Klägern inſofern Recht, als er dem Patriarchen die Befugniß abſtritt, ſeine eigenen Gefängniſſe zu haben. „Wozu brauchſt du Hund", ließ er ihn an, „Gefängniſſe? — Weißt du nicht, daß ſolche nur dem Großherrn zukommen?" Und damit ließ er ihn ſelbſt ſofort in ſtrenge Haft nehmen, aus welcher ihn nur die mächtige Fürſprache des Mufti wieder befreiete. Nichtsdeſtoweniger ließ derſelbe Großweſir gleich darauf vier angeſehene Armenier blos deshalb auf die Galeeren ſchmieden, weil ſie ſich zum Katholicismus bekannt hatten [1]).

Dies ſteigerte die Erbitterung der Parteien gleich bei der nächſten Patriarchenwahl bis zur Kriſis. Die katholiſche Partei war jetzt ſchon ſtark genug, um den Sieg davonzutragen und ihren Candidaten, Souph mit Namen, durchzubringen, der nun natürlich auch in ihrem Sinne handelte. Drei dem Katholicismus ergebene Prieſter, welche ſein Gegner, der armeniſche Biſchof von Adrianopel, Ephraim, der Vorkämpfer des orthodoxen Glaubens, entſetzt hatte, führte er ſelbſt nach Adrianopel zurück, um ſie aufs neue in ihre Stellen einzuſetzen. Darüber erhob die Partei Ephraim's ſogleich ein gewaltiges Geſchrei, welches auch im Diwan des Großweſirs ſeinen Widerhall fand. Souph, hieß es, halte es mit den Jeſuiten, und gehe auf nichts Geringeres aus, als die ganze armeniſche Kirche für ein gutes Stück Geld der

1) Paul Lucas, Voyage au Levant. Paris 1731. T. II, p. 411.

Botmäßigkeit des Papstes zu unterwerfen. Um diesen Verdacht zu entkräften, untersagte nun zwar der Patriarch den Jesuiten das öffentliche Predigen in den armenischen Kirchen, aber den nun einmal angefachten Zorn des Großwesirs konnte er dadurch nicht beschwichtigen. Dieser ließ, auf die Aussage von 16 Geistlichen von der Gegenpartei, daß sie mit den Jesuiten verkehrt, die drei von den Patriarchen wiedereingesetzten Priester als Ruhestörer nach den Galeeren schleppen, und alle armenische Prediger gleicher Farbe suchten, um ähnlichem Schicksale zu entgehen, ihr Heil in der Flucht [1]).

Für sie und für ihre eigene Sache traten nun die Jesuiten mit einer langen Denkschrift in die Schranken, worin sie den Grund des ganzen Hasers auf die Irrthümer und den Zwiespalt der Armenier unter sich selbst zurückzuführen suchten. Da die Armenier die einzigen Christen seien, welche die Beschlüsse des Conciliums zu Chalcedon nicht anerkennen wollen, hieß es darin, so seien sie als Abgefallene zu betrachten, und sie, die Jesuiten, erfüllen nur ihre Pflicht, wenn sie diejenigen von ihnen, welches jenes Concilium als die Grundlage des rechten Glaubens annehmen, als ihre wegen der Wahrheit verfolgten Brüder in Christo betrachten und schützen. Die Pforte selbst müsse das zugeben, und alle Fürsten der Christenheit seien verpflichtet, in dieser wichtigen Angelegenheit, welche vielleicht nur den Türken als eine Kleinigkeit (une bagatelle) erscheine, gegen ihr Verfahren Partei zu ergreifen. Wenigstens müßten die Stellvertreter derselben zu Constantinopel dem Großwesir und dem Kaimakam zu verstehen geben, daß sie es sehr sonderbar finden (qu'ils trouvent fort étrange), wenn die Pforte, welche bis jetzt für alle Religionen die größte Toleranz an den Tag gelegt, und um ihrer willen Niemanden beunruhiget habe, jetzt plötzlich ehrliche Leute verfolge, um Ketzer zu begünstigen und zu beschützen, deren Irrthümer offenkundig seien [2]).

Diese Denkschrift verfehlte jedoch ihren Zweck. Die Ge-

1) De La Motraye a. a. O., S. 299 und 303.

2) Auch diese Denkschrift findet sich vollständig: Daselbst, S. 299—302.

sandten, die katholischen sowol wie die protestantischen, denen sie sämmtlich mitgetheilt wurde, fanden es nicht für angemessen, sich tiefer auf diese delicate Sache einzulassen. Selbst Herr von Fériol, der französische Botschafter und Hauptbeschützer der Jesuiten, wollte sich nicht dazu hergeben, ihre Sache vor dem Diwan zu führen, und rieth ihnen blos, ruhig bessere Zeiten abzuwarten (temporiser); denn es sei allerdings eine etwas starke Zumuthung, von einem Souverain zu verlangen, daß er seinen Unterthanen erlaube, ihre Religion zu ändern, wenn diese Änderung nicht zu Gunsten seiner eigenen geschehe. Ebensowenig wollte es den Jesuiten gelingen, sich mit dem Großwesir durch Bestechung seines Kiajah auf einen bessern Fuß zu stellen. Denn ihre Gegner waren unterdessen gleichfalls nicht müßig gewesen.

Sie hatten eine Deputation, an deren Spitze Ephraim selbst stand, an denselben Kiajah nach Adrianopel geschickt, welche ihm das Gefährliche der Umtriebe ihres Patriarchen und der von ihm begünstigten Jesuiten nochmals in eindringlichster Weise vorstellen sollte. Er empfing sie anfangs mit mehr als geringschätzender Gleichgültigkeit. „Ihr sprecht von Katholiken", fuhr er Ephraim an; „sind das nicht Ungläubige?" — „Allerdings", erwiderte Ephraim. — „Wohlan denn", fuhr der Kiajah fort, „ein Schwein, mag es nun weiß, schwarz oder roth sein, bleibt immer ein Schwein; und ebenso kümmert es die Pforte wenig, ob ein Ungläubiger Katholik oder Armenier ist; er bleibt immer ein Ungläubiger."

Ephraim ließ sich aber durch diese freche Rede nicht außer Fassung bringen, und stellte, geschickt genug, den ganzen Streit unter dem Gesichtspunkte des eigenen Interesses der Pforte dar: Sie, die Armenier vom Glauben ihrer Väter, verlangen weiter nichts, als dieselbe Gewissensfreiheit, welche die Hohe Pforte allen Nationen gewähre. Es könne aber derselben schon deshalb nicht gleichgültig sein, daß die „schwarzen Priester" nach und nach alle Armenier nach ihren Kirchen hinüberziehen, weil sie dadurch bald so verarmen würden, daß ihre Priester nicht einmal mehr im Stande sein dürften, den schuldigen Karatsch aufzubringen. Auch machen sie der Pforte eine Menge ihrer Unterthanen dadurch abwendig, daß

sie die von ihnen gewonnenen jungen Leute zur Erziehung nach Frankreich und Italien schicken, von wo sie dann als „Franken" zurückkehren, um sich unter den Schutz irgend eines europäischen Gesandten zu stellen. Der Patriarch Soupy stehe offenbar im Solde des Papstes und sei die eigentliche Ursache alles dieses Unfugs.

Dergleichen Vorstellungen, welche noch durch eine besondere Denkschrift und angeblich auch durch eine erkleckliche Summe Geldes unterstützt wurden, machten den Kiajah allerdings etwas fügsamer. Er trug die Sache dem Großwesir in dem für die Kläger günstigsten Lichte vor, und die Folge davon war, daß nicht nur Soupy abgesetzt und mit seinen vornehmsten Anhängern ins Gefängniß geworfen wurde, sondern auch eine Menge katholischer Armenier, welchen der Großwesir an den Kirchen der Jesuiten auflauern ließ, ihren Abfall gleichfalls mit Gefängniß, der Bastonade oder schweren Geldstrafen büßen mußten.

Der Vertabiet Awedick, welcher in dem Rufe eines streng rechtgläubigen Armeniers stand, wurde hierauf auf den erledigten Patriarchenstuhl erhoben. Obgleich man ihm aber Schuld geben wollte, daß auch er von den Jesuiten durch eine ansehnliche Summe Geldes, womit er seine Wahl durchgesetzt, schon so weit gewonnen sei, daß er ihren im Geheimen fortgesetzten Bekehrungsarbeiten wenigstens kein Hinderniß in den Weg legen werde, so nahm er doch, einmal im Besitz des Patriarchats, gegen dieselben eine entschieden feindliche Haltung an. In allen seinen Kirchen ließ er gegen sämmtliche Armenier, welche es fernerhin noch wagen würden, fränkischen Priestern, d. h. Jesuiten, den Zutritt zu ihren Familien zu gestatten oder ihre Kirchen zu besuchen, ohne weiteres den Bannfluch verkünden. Und er glaubte damit gewiß um so mehr im Sinne der Pforte zu handeln, da dieselbe gleichzeitig auch gegen die Jesuiten und die bekehrten Armenier zu Erserum mit gleich rücksichtsloser Strenge verfuhr.

Dort war es nämlich schon im März 1703 zwischen den 1703
von den Jesuiten bekehrten jungen Armeniern, etwa 300 an der Zahl, und ihren rechtgläubigen Landsleuten zu offenen Thätlichkeiten gekommen. Die letzteren führten darüber bittere

Beschwerde bei der Pforte, und diese hatte daraufhin nichts Eiligeres zu thun, als daß sie das Jesuitencollegium daselbst schließen ließ, worauf sich die „schwarzen Priester" sammt ihren Zöglingen in aller Stille entfernten und theils in Persien, theils in Constantinopel eine Freistatt suchten [1]).

Diesem anscheinend vollständigen Siege der altarmenischen Partei folgte eine längere Ruhe, welche indessen von den Jesuiten nur benutzt wurde, ihre Thätigkeit im Geheimen mit desto größerem Eifer und größerer Sicherheit fortzusetzen. Vor Allem kam es ihnen nun darauf an, den verhaßten Awedick, den Erzfeind der Katholiken, zu entfernen oder in ihre Gewalt zu bekommen. Sie gingen dabei vorsichtig zu Werke und gelangten zwar langsam, aber am Ende doch glücklich zum Ziele. Es leidet keinen Zweifel, daß ihnen der französische Gesandte, Herr von Fériol, dabei hülfreiche Hand leistete. Denn es war ihnen gelungen, diesen ketzerischen Patriarchen ihm als einen Magier, einen Sodomiten, einen Mann niedrigster Herkunft ohne Ehre und Würde, und — das war die Hauptsache — als den gefährlichsten Feind ihrer Missionen im Oriente darzustellen [2]). Herr von Fériol mochte daher auch von seinem Hofe dahin instruirt sein, den Plänen der Jesuiten, wenigstens unter der Hand, Vorschub zu leisten. Diese gingen aber eben darauf hinaus, daß sie sich der Person Awedick's zu bemächtigen wünschten.

Auf welche Art ihnen dies gelang, darüber sind die Nachrichten nicht ganz klar. Nach Einigen wollten sie ihn durch Einschüchterung, indem sie ihn nämlich durch falsche Freunde vor den angeblich beabsichtigten Verfolgungen der Pforte warnen ließen, zur Flucht nach Candia und Morea bewegen [3]), nach Andern setzten sie es mit ihrem Gelde durch, daß er abgesetzt und ins Exil geschickt, also so zu sagen, in die Gewalt seiner Feinde geliefert wurde. Das

1) Alles genau bei De La Motraye a. a. O., S. 302—305.

2) So schildert ihn Herr von Fériol selbst noch in einer Depesche vom 6. Januar 1709, um sich wegen des gegen ihn beobachteten Verfahrens zu rechtfertigen, bei De Taulès, L'homme au masque de fer. Paris 1825, p. 200.

3) Nach De La Motraye a. a. O., S. 345.

Letztere war auch wirklich der Fall. Denn als die Pforte im Frühjahre 1706 den unglücklichen Patriarchen nach Chios 1706
einschiffen ließ, welches ihm als Verbannungsort angewiesen worden war, wußte es Férriol durch Bestechung des mit seiner Überfahrt beauftragten Tschausch dahin zu bringen, daß er unterwegs von einem zu diesem Zwecke bereit gehaltenen französischen Schiffe aufgenommen wurde, welches ihn sofort über Sicilien nach Marseille in so sichern Gewahrsam brachte, daß man ihn neuerdings, verkehrt genug, sogar zu dem geheimnißvollen Gefangenen der Bastille mit der sogenannten eisernen Maske hat machen wollen [1]). Es ist jedoch

1) Die Thatsachen ergeben sich klar und deutlich aus den eigenen Depeschen des Herrn von Férriol, bei Taulès a. a. O., S. 196 fg. und denen eines seiner Nachfolger in Constantinopel, des Marquis von Bonnac, daselbst, S. 19. Nach den letzteren geschah die Entsetzung Awedick's „par force d'argent", welches von den Jesuiten herrührte, und Braconnier und Terrillon waren die eigentlichen Urheber seiner Entführung nach Frankreich, weil sie sich vor ihm nicht sicher glaubten, so lange er noch in Chios verweile. Sie fand, nach Férriol's Berichten an Ludwig XIV. selbst, auf die angegebene Weise zwischen Mitte Mai und Anfang Juni 1706 statt, und dieser Gesandte weiß sich darauf nicht wenig zu gute, daß es ihm gelungen sei, „le tyran des latins, celui qui trafiquait notre religion avec les Turcs, et qui prêchait dans ses églises qu'il valait mieux se faire turc que romain", in die Gewalt der französischen Regierung zu liefern. Auch empfiehlt er dem Könige ganz besonders an, ihn so streng zu bewachen, „qu'il ne puisse pas écrire en Turquie." Daß er erst nach der Insel Sainte-Marguerite und dann nach der Bastille gebracht worden sei, ist mehr eine Vermuthung des Marquis de Bonnac, als eine erwiesene Thatsache. Und gleichwol gründet nun darauf der Chevalier de Taulès seine Phantasie, daß Awedick der Mann mit der eisernen Maske gewesen sei. Sein Buch: „L'homme au masque de fer" ist ein wahres Muster verfehlter Beweisführung, und eigentlich nur deshalb merkwürdig, weil es vielleicht das schlagendste Beispiel dafür ist, zu welchen Absurditäten man sich verleiten lassen kann, wenn man einmal eine fixe Idee durchaus als historische Thatsache erweisen will. Nach den noch auf der Arsenalsbibliothek zu Paris vorhandenen Registern, welche der damalige Lieutenant der Bastille Dujonca über Zu- und Abgang der Gefangenen hielt, und die wir selbst einzusehen Gelegenheit hatten, ist es z. B. außer Zweifel, daß die „eiserne Maske" schon im September 1698 nach der Bastille kam und dort im

jetzt so gut wie erwiesen, daß Awedick zwar eine Zeit lang in strenger Haft gehalten wurde, dann aber seine Freiheit durch den Übertritt zum Katholicismus wiedererkaufte und endlich ziemlich unbeachtet in Paris verstarb [1]).

November 1703 starb. Da nun dies aber nicht dazu passen will, Awedick, welcher erst 1706 nach Frankreich kam, zum Mann mit der eisernen Maske zu machen, so erklärt Taulès jene Register ohne weiteres für unecht und untergeschoben. Ebenso müssen die gleichfalls noch vorhandenen diplomatischen Urkunden in den Archiven der auswärtigen Angelegenheiten, die sich auf die Sache beziehen und seiner Hypothese entgegenstehen, vor seiner hartnäckigen Kritik, die selbst nicht ohne Scharfsinn ist, in nichts zerrinnen. Daß er De La Motraye, welcher sich gleichzeitig an Ort und Stelle über den Verlauf der Angelegenheit unterrichten konnte und von der Bastille kein Wort weiß, sondern blos gerüchtweise von den „Bagnos de Marseille" spricht (a. a. O. p. 371 und 380), nicht ein einziges Mal erwähnt, wird begreiflich. Fast unbegreiflich aber ist es, daß noch Hammer, O. G., Bd. VII, S. 125, sich durch Taulès' völlig unhaltbares Raisonnement verleiten lassen konnte, die Meinung, daß Awedick die eiserne Maske gewesen, für „die wahrscheinlichste" zu erklären. Übrigens erschien die Schrift von Taulès lange nach seinem Tode und es war damit offenbar darauf abgesehen, den Jesuiten zu einer Zeit, wo man ihren Einfluß wieder mehr wie je fürchtete (1825), einen Streich zu spielen. Das wird im Vorwort geradezu gesagt.

1) Nach den Untersuchungen des bekannten Bibliophilen Paul Jakob (Delacroix): „Der Mann mit der eisernen Maske" Aus dem Französischen. Quedlinburg 1838. 2 Bde. Hier wird Bd. II, S. 28 nachgewiesen, daß sich der Todtenschein Awedick's noch auf den Archiven der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris befinde. Die Zeit desselben wird aber leider nicht näher angegeben. Die Schrift gibt auch eine Kritik der früher über dieses historische Curiosum erschienenen Werke, wie der von St. Mihiel (Le véritable homme dit au masque de fer. Strasbourg 1790), Delort (Hist. de l' homme au masque de fer. Paris 1825) und Taulès, und bleibt, nachdem sie die verschiedenen Meinungen, welche nach und nach den Herzog von Beaufort, welcher bei Candia blieb, den Graf von Vermandois, einen Sohn der Anna von Östreich, den Herzog von Montmouth, Henry Cromwell, und den vertrauten Secretär des Herzogs von Mantua, Grafen Mathioli, unter der eisernen Maske gesucht haben, widerlegt, bei der gleich nach der Zerstörung der Bastille aufgetauchten Ansicht stehen, daß der Oberintendant der Finanzen Ludwig's XIV., Fouquet, die eiserne Maske gewesen sei. Wer sich für die Sache weiter interessirt, dem

Vollkommen sicher ist es jedenfalls, daß den Jesuiten und Herrn von Fériol ihr Streich gegen den Patriarchen, wobei namentlich die beiden Vorsteher der Jesuitenmissionen zu Constantinopel und Chios, Braconnier und Terrillon, und der französische Viceconsul zu Chios, Bonnal, die thätigste Hand im Spiele hatten, vortrefflich gelang, daß sie aber hinterher noch schwer genug dafür büßen mußten. Denn kaum war die Entführung oder das Verschwinden Awedick's in Constantinopel ruchbar geworden, als die Armenier von der Gegenpartei den Großwesir, damals Ali-Pascha von Tschorli, aufs neue gegen die Jesuiten aufhetzten und ihm namentlich einzureden suchten, daß Herr von Fériol, welcher ohnehin, wie wir später noch sehen werden, nicht auf dem besten Fuße mit der Pforte stand, die eigentliche Ursache seiner Entfernung gewesen sei.

Während also der Großwesir von Fériol die Wiederauslieferung des Patriarchen verlangte, nahmen die Verfolgungen gegen die Jesuiten und ihre armenischen Anhänger aufs neue und ärger, wie je zuvor ihren Anfang. Werde der Patriarch nicht sofort wieder zur Stelle geschafft, so solle, verlangte der Großwesir, der Superior der Jesuiten dafür so lange mit schwerer Haft büßen, bis dies geschehen sein würde. Geld und geeignete Vorstellungen brachten ihn zwar davon wieder ab; gegen die „schwarzen Priester" und die katholischen Armenier im Allgemeinen wurden aber nur um so strengere Maßregeln verhängt. Ihre Druckerei in Pera, worin sie, wie man ihnen wenigstens Schuld geben wollte, unter dem Schutze des französischen Gesandten, aufrührische Schriften in armenischer Sprache drucken sollten, wurde geschlossen, und alle Armenier, welche sich dort noch blicken ließen, mußten die Schergen des Großwesirs abfassen und nach dem Bagno schleppen, wo sie sich nur durch eine schwere Geldbuße wieder loskaufen konnten [1]).

Dann brach der Sturm zu Anfang des Jahres 1707 1707

empfehlen wir noch die Abhandlung: „Der Gefangene mit der eisernen Maske", im „Archiv für Geschichte und Literatur von Schlosser und Bercht" Bd. II, S. 193 fg. Frkf. 1831.

1) De La Motraye a. a. O., S. 371.

noch gewaltiger los, als den Jesuiten dennoch wieder gelungen war, nicht nur den armenischen Patriarchen von Constantinopel, sondern auch den von Jerusalem auf ihre Seite zu ziehen, und sich abermals Eingang in die armenischen Kirchen zu verschaffen. Ihre Gegner schürten nun dadurch das Feuer bei der Pforte, daß sie dieselben beschuldigten, ihre Predigten haben keinen andern Zweck, als ihr ihre treuen Unterthanen abwendig zu machen; jene beiden Patriarchen und ihre Anhänger seien ohnehin schon an den Papst verkauft. Awedick, darüber sei man nun völlig im Klaren, sei bei Chios gewaltsam entführt und erst nach den Gefängnissen der Inquisition in Palermo gebracht worden, wo man ihn als Störer der Ausbreitung des apostolischen römisch-katholischen Glaubens auf das schmachvollste mishandelt habe. Nachdem er dort drei Monate geschmachtet, habe man ihn über Genua nach dem Bagno von Marseille gebracht, wo er jetzt bei Wasser und Brod wie der gemeinste Galeerensklave arbeiten müsse.

Die nächste Folge dieser Anklage war, daß die Pforte alle Armenier, welche die katholischen Kirchen in Pera besuchten, greifen ließ, den Patriarchen von Constantinopel mit 40 seiner vornehmsten Anhänger nach dem Bagno schickte, den von Jerusalem seiner Stelle entsetzte, und im ganzen Reiche einen donnernden Hattischerif bekannt machte, welcher über alle Armenier, die sich noch zum Katholicismus bekennen würden, die schwersten Strafen verhängte [1]). Dann sollte der entsetzte Patriarch von Constantinopel mit sechs seiner Anhänger, weil es erwiesen sei, daß sie „Franken" geworden, ohne weiteres hingerichtet werden. In der äußersten Stunde retteten sie sich aber durch Übertritt zum Islam das Leben. Ein Einziger von ihnen, der Vertabiet Oher-Comidas, starb standhaft in dem angenommenen Glauben der römisch-katholischen Kirche, den er für den allein wahren erklärte, den Märtyrertod [2]).

1) De La Motraye, p. 380—382, wo auch der betreffende Hattischerif vollständig gegeben wird.

2) Derselbe, S. 399, wo die Hinrichtung des Comidas mit den ergreifendsten Umständen geschildert wird.

Auch einige Andere, gleich standhaft, erlagen hierauf noch demselben Strafgerichte. In dem Blute dieser Märtyrer erstarb nach und nach der Geist und die Kraft des Widerstandes. Die Jesuiten verhielten sich ruhig und ihre Proselyten wagten nicht mehr offen hervorzutreten. Aber die Pforte wollte sich dennoch nicht eher zufrieden geben, als bis der entführte Patriarch Awedick wieder ausgeliefert wäre. Sie hielt sich deshalb vorzüglich an Herrn von Férriol, welcher seinerseits glaubte, mit seiner Entfernung nur ein Gott wohlgefälliges Werk gethan und der katholischen Religion den größten Dienst geleistet zu haben [1]).

Der Großwesir brachte ihn mit seinen Behelligungen, welche selbst bis zu der schwerlich ernstlich gemeinten Drohung mit einer Kriegserklärung an Frankreich gingen, fast zur Verzweiflung. „Die Angelegenheit Awedick's", schrieb er bereits im September 1706 an Herrn von Torcy, „hat mir viel Noth gemacht. Der Großherr wollte mich für seine Person verantwortlich machen. Ich habe deshalb mehr wie 20 Briefe an den Großwesir geschrieben. Ich bin mit ihm endlich dahin übereingekommen, daß ich Se. Majestät den König bitten würde, an den König von Spanien zu schreiben, daß er ihn, Awedick, aus den Gefängnissen von Messina entlasse und ihm die Rückkehr nach Constantinopel erlaube." Damit trieb aber Férriol offenbar ein falsches Spiel. Denn in derselben Depesche bestand er darauf, daß Awedick nie und unter keiner Bedingung wieder freigegeben werde und in Constantinopel erscheinen dürfe [2]).

Die Regierung, welche dadurch in nicht geringe Verlegenheit versetzt wurde, ging darauf ein, und suchte sich dadurch zu decken, daß sie der Pforte glauben machen wollte,

1) „J'ai cru", schrieb er darüber am 1. Juni 1706 an Ludwig XIV., „ne pouvoir faire une œuvre plus agréable à Dieu, ni rendre un plus grand service à la religion, dont il (Awedick) était le persécuteur, qu'en l'éloignant de ce pays." Taulès, p. 197.

2) Depeschen vom 1. und 16. September 1706, daselbst S. 178. „Il est très-important, qu' Awedicks ne revienne plus à Constantinople, pour le repos de la religion" heißt es am Schlusse der letzteren.

das Schickſal Alwedick's ſei ihr völlig unbekannt, wahrſcheinlich ſei er in den Händen des Königs von Spanien; man werde ſich indeſſen Mühe geben, ihn ausfindig zu machen und ſeine Auslieferung zu bewirken. Damit wurde wenigſtens Zeit gewonnen, und die ganze Angelegenheit kam, ohnehin durch den Tod Alwedick's thatſächlich erledigt, ungeachtet der noch von Zeit zu Zeit erneuerten Mahnungen der Pforte, welche ſich bis in das Jahr 1713 erſtreckten, endlich, unter wichtigern Dingen, vollends in Vergeſſenheit [1]).

Wir haben bei dieſen unerquicklichen Händeln ſogleich hier etwas länger verweilt, um darzuthun, auf welcher Seite die Schuld lag, wenn dadurch die Stellung der chriſtlichen Unterthanen der Pforte beeinträchtiget wurde. Sie waren ſicherlich nicht im Geiſte der Verwaltung Huſſein Köprili's. Er war kein Feind der „Franken", und es iſt Thatſache, daß ſich unter ſeinem Regimente namentlich auch die chriſtlichen Geſandten und Conſuln, ſowie ihre Schutzbefohlenen, ſehr wohl befanden. „Die Geſandten und Conſuln", meint De La Motraye im Jahre 1699, „leben in der Türkei wie Fürſten und die Kaufleute wie große Herren, vorzüglich die Engländer, welche von allen Kaufleuten hier zu Lande die reichſten und meiſtens aus guten Familien, nicht ſelten ſelbſt Söhne oder Brüder von Lords ſind [2])." Auch hatte der diplomatiſche Verkehr mit der Pforte, welcher nun ſchon häufig durch ihre chriſtlichen Dolmetſcher, die Fanarioten Panagotaki, Maurokordato u. ſ. w. vermittelt wurde, im

1) Noch in den Jahren 1710 und 1713 wurde der damalige franzöſiſche Geſandte zu Conſtantinopel, Graf Deſalleurs, von dem Großweſir wegen der Sache derb zur Rede geſetzt, nach ſeinen eigenen Depeſchen, Tauſès, S. 201. Am Ende wurde ſie aber, wie ſich deſſen Nachfolger, Marquis de Bonnac, im Jahre 1724 darüber äußert, „absolument éteinte par la longueur du temps"; daſelbſt, S. 20. Schon im Jahre 1709 hatte die Pforte wegen dieſer Angelegenheit einen eigenen Agenten nach Frankreich geſchickt, der aber nichts erreichte. Bericht des kaiſerlichen Reſidenten Talman, bei Hammer, O. G., Bd. VII, S. 151.

2) De La Motraye l. c., T. I, p. 184, wo ein faſt reizendes Bild von dem damaligen Leben der Diplomaten zu Conſtantinopel gegeben wird.

Allgemeinen einen mildern und gefälligern Charakter angenommen, welcher auf die Verhältnisse der christlichen Bevölkerung überhaupt zurückwirkte. Auffallend genug bleibt es dabei immer, daß der Übertritt der Christen im osmanischen Reiche zum Islam um diese Zeit noch immer eher im Zunehmen, als im Abnehmen blieb, nicht nur für einzelne Fälle, sondern auch für ganze Landschaften, namentlich in Europa, in Albanien, Dalmatien, Bosnien, Servien, Bulgarien, wo das christliche Element der Bevölkerung noch bei weitem das vorherrschende war. Diese moralische Umwandlung derselben fand, soweit sich darüber überhaupt nachkommen läßt, schon im Laufe, vorzüglich gegen das Ende des 17. Jahrhunderts in massenhafter Weise statt. Sehr materielle Beweggründe, wie vor Allem das Verlangen und die Nothwendigkeit, sich während der schweren Kriegszeiten der unerschwinglichen Steuerlast zu entziehen und gewisse politische Vorrechte zu erringen, mögen dabei mitgewirkt haben. Es liegen dafür freilich nur vereinzelte, aber doch sehr merkwürdige und schlagende Thatsachen vor.

Von den 400,000 Einwohnern, welche damals z. B. Albanien zählte, sollen in dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts sich noch 350,000 zum katholischen Glauben bekannt haben, und im Jahre 1651 zählte man deren nicht einmal mehr 50,000. Dabei blieb aber der lawinenartige Verfall des Christenthums in diesem Gebirgslande noch nicht stehen. Das Erzbisthum von Durazzo, welches 1671 noch beinahe 14,000 Seelen zählte, war im Jahre 1703 bis beinahe auf 8000 herabgekommen, während in derselben Zeit das Bisthum von Sappa von 9230 bis zu 7971, und das von Skutari von 20,270 bis zu 12,700 Seelen zusammengeschmolzen war [1]).

1) Nach den interessanten Notizen, welche Ranke in einer Note „Über die Abnahme der christlichen Bevölkerung in der Türkei", aus den gleichzeitigen handschriftlichen Berichten der päpstlichen Nuncien zusammengestellt hat, bei seiner Abhandlung: „Die letzten Unruhen in Bosnien." (Historisch-politische Zeitschrift, Berlin 1834, Bd. II, S. 209 fg.) Die damals außerordentlich häufigen Bekehrungen der Katholiken zum Islam in Constantinopel selbst veranlassen De La Motraye, I, S. 308, im Jahre 1703 einmal zu der Äußerung: „Il

Ähnliche Verhältnisse galten wahrscheinlich auch in den andern oben genannten Provinzen, die unter gleichen Einflüssen standen. In gewisser Beziehung war dieser Umschwung aber schwerlich im Sinne aufgeklärter osmanischer Staatsmänner, welche, wie Hussein Köprili, das christliche Element der Bevölkerung als solches gepflegt und für die Gesammtheit der Reichsverwaltung nutzbar gemacht wissen wollten. Denn wie man bereits im 16. Jahrhundert dergleichen Bekehrungen Einhalt zu thun wünschte, weil man die Abnahme christlicher Familien fürchtete, deren Söhne zum Knabenzehend herangezogen werden könnten [1]), so konnte man jetzt der bedeutenden Verminderung der Kopfsteuer, einer der Hauptfinanzquellen, welche die unvermeidliche Folge jener massenhaften Bekehrungen sein mußte, unmöglich mit Gleichgültigkeit zusehen. Man that ja nach dem Frieden, wie wir gesehen haben, alles Mögliche, um nur erst die ausgewanderte christliche Bevölkerung wieder herbeizuziehen; und daß dies auch durch weise Maßregeln wirklich gelang, beweist der Umstand, daß sich im Jahre 1703, unter der Verwaltung des Großwesirs Rami Mohammedpascha, welcher in vieler Beziehung in die Fußtapfen Hussein Köprili's trat, allein im Banat von Temeswar 8000 christliche Einwanderer ansiedelten [2]).

Allein es war auch Hussein überhaupt nicht beschieden, sein heilsames Regierungssystem consequent durchführen zu können. Er unterlag, nach fünfjährigem Walten, bereits im
1702 Jahre 1702, vor der Zeit den ihm und seiner aufgeklärten Politik feindlichen Einflüssen, welche, wie immer, im Serai ihren Hauptsitz hatten. Der Kislaraga, sein abgesagter Feind, suchte nicht nur beständig seine Regierungsmaßregeln zu durchkreuzen, sondern kränkte ihn auch persönlich auf das Empfindlichste. Das konnte der wohlwollende Greis nicht verschmerzen. Er hat, überdies von körperlichen Leiden heimgesucht,

sembloit que l'on eût fait cette année une conjuration contre la Religion Catholique."

1) Vergl. Bd. III, S. 219.

2) Nach osmanischen Quellen bei Hammer, O. G., Bd. VII, S. 65.

um seine Entlassung, die er im September des genannten Jahres in allen Ehren erhielt. Den größten Theil seines Vermögens überließ er dem Sultan und zog sich auf sein einfaches Landgut bei Silíwri zurück, wo er wenige Wochen nachher starb.

Böswillige Gerüchte wollten, wol ohne Grund, seinen Tod dem Gifte zuschreiben, welches ihm sein Nachfolger, der Servier Daltaban, eine Creatur des allmächtigen Mufti Feisullah, habe beibringen lassen. Auch soll sich derselbe Mufti nicht gescheut haben, sich ungesetzliche Eingriffe in sein Eigenthum zu erlauben. Mehr wie 60 der schönsten Pferde und alle seine Edelsteine und Kleinodien, im Werthe von mehr als 100 Beuteln, wurden aus seinem Nachlasse mit Gewalt hinweggenommen. Sein Leichnam wurde in aller Stille und ohne Prunk in dem einfachen Mausoleum beigesetzt, welches er sich kurz vor seinem Tode bei der von ihm erbauten Moschee mit einer Schule für 100 Suchta in Constantinopel errichtet hatte [1]).

Hussein war eigentlich der letzte aus der berühmten Familie der Köprili, welcher den ernsten Willen hatte und wol auch zum größten Theile die rechten Mittel ergriff, dem fortschreitenden Verfalle des Reiches durch eine bessere Verwaltung und tief eingreifende Reformen Einhalt zu thun. Denn weder dem Rami Mohammedpascha, welcher im Geiste der Köprili regieren wollte und sich namentlich durch einige zweckmäßige Finanzmaßregeln wesentliche Verdienste erwarb, noch dem gutmüthigen, aber schwachen Nuuman-Pascha, dem Sohne Mustafa's, welcher acht Jahre später, im Jahre 1710, als der fünfte der Köprilis, auf kurze Zeit 1710
das Reichssiegel übernahm, gelang es, dem schlechten, wieder mit Macht überhandnehmenden Regierungssysteme unfähiger

1) Paul Lucas Voyage, T. II, p. 394: „Il étoit fort honnête homme, dont tout le monde parloit bien", heißt es da von ihm. „Il y avoit plus d'un an qu'il demandoit à se démettre de sa charge, une grande maladie qu'il eut en dernier lieu l'empêchantde vacquer aux affaires." De La Motraye l. c., T. I, p. 296: „Ce Vesir avoit la probité de la famille dont on le faisoit descendre."

Großwesire, welches schon im nächsten Jahre nach Hussein's Tode Sultan Mustafa den Thron kostete, einen wirksamen Damm entgegenzusetzen.

Nuuman, den man allerdings als den würdigen Erben der vortrefflichen Eigenschaften seines Vaters Mustafa Köprili allgemein verehrte und mit nicht geringen Erwartungen an die Spitze der Regierung treten sah, war weder den unsäglichen Schwierigkeiten der innern Reichsverwaltung, noch den bedeutenden Verwickelungen gewachsen, in welche um diese Zeit, wie wir bald sehen werden, die Pforte wieder in ihrer auswärtigen Politik hineingezogen wurde. Es fehlte ihm vor Allem eine großartigere Auffassung der Verhältnisse und ein sicherer staatsmännischer Blick, sodaß er, bei aller Redlichkeit der Absichten, mit seiner immer selbstthätig sein wollenden Geschäftigkeit nur zu bald in ein kleinliches, schwankendes und zweideutiges Wesen hineingerieth, welches mehr verdarb als gut machte. Er konnte sich gegen seine Feinde des Serai, unter diesen Umständen, kaum zwei Monate im Besitze der Macht erhalten, und mußte es am Ende noch als eine Gunst des Schicksals betrachten, daß man ihn ruhig wieder nach seiner Statthalterschaft von Negroponte zurückkehren ließ [1]).

Mit ihm schließt die Reihe der Köprilis, welche im Laufe eines halben Jahrhunderts kurz nacheinander die höchste Reichswürde bekleidet haben. Sie thaten sich später vorzüglich nur noch als tüchtige Feldherren hervor, wie namentlich Abdullah, Nuuman's älterer Bruder, und sein Sohn Abdurrahman in den Perserkriegen, von denen dieser in

1) De La Motraye l. c., p. 421: „Zade Numan-Pacha, aussi connu parmi les Turcs par l'ancienneté de sa famille, que par son integrité et la connoissance qu'il avoit des loix de l'Empire, plut generalement au peuple." Fabrice, Anecdotes du sejour du Roi de Suede à Bender ou Lettres pour servir d'éclaircissement à l'histoire de Charles XII. Hambourg 1760, sagt von ihm sogar, p. 31: „il étoit adoré de tout le peuple, qui le veneroit presque comme un saint." Deshalb war er aber eben dem Serai und, wie es scheint, auch dem Sultan nicht genehm.

der Schlacht bei Hamadan (1727), jener acht Jahre später (1735) in der am Arpatschai fiel.

Jedenfalls bleibt es eine der interessantesten Erscheinungen in der osmanischen Geschichte, daß eine Anzahl tüchtiger Männer aus derselben Familie und von demselben Geiste beseelt, wenn auch mit verschiedenen Mitteln und ungleichem Erfolge, dem Verhängniß entgegentraten, welches mit Macht des Reiches Untergang herbeiführen zu müssen schien. Sie hatten aber in vieler Beziehung mit schon zu tief eingewurzelten, unheilbaren Übeln zu kämpfen, an denen alle ihre Regierungskunst, die tiefste Einsicht, gepaart mit Festigkeit des Willens und der Thatkraft, nichts mehr vermochte. Am wenigsten stand es in ihrer Macht, die Zukunft des osmanischen Reiches zu beherrschen, welche vorerst fast noch weniger von der Gestaltung seines inneren Lebens, als von der weitern Entwickelung seiner Beziehungen zur europäischen Staatenwelt bedingt war. Wir kehren daher jetzt zu diesen zurück. Die Verhältnisse der Pforte zu den nordischen Mächten treten uns dabei wieder zuerst entgegen.

Zweites Capitel.

Verhältnisse der Nordmächte zur Pforte. Peter der Große und König Karl XII. von Schweden bis zu den Friedensschlüssen am Pruth (1711) und zu Constantinopel (1713).

1) Blick nach Asien und den übrigen außereuropäischen Ländern der Pforte. — Ihr Verhältniß zu den Chanen der Krim und zu den Großmächten des Westens in dieser Zeit.

Bevor die Pforte, nach hergestelltem Frieden, den europäischen Verhältnissen überhaupt wieder eine theilnehmende und eingreifende Aufmerksamkeit zuwenden konnte, mußte es eine ihrer ersten und dringendsten Sorgen sein, den Geist

des Aufruhrs und des Abfalls niederzuhalten, welcher sich, wie immer zur Zeit ihrer großen europäischen Kriege, auch dieses Mal wieder in allen Theilen ihrer außereuropäischen Länder mächtig geregt hatte. „Nach nun hergestelltem Frieden", schrieb in diesem Sinne Hussein Köprili im Jahre 1701 an den Beherrscher von Fes und Marokko, Mulai Ismail, welcher mit Algier im Streite lag und die Vermittelung der Pforte in Anspruch nahm, „ist der Flor der Länder und der Unterthanen Beruhigung unser erster Zweck" [1]). Asien mußte dabei vor Allem ins Auge gefaßt werden.

In Anatolien gab es in der That fast keine einzige Provinz, wo nicht während der letzten Kriegsnoth in Europa ein kleiner Tyrann oder ein verwegener Abenteurer aufgestanden wäre, der sich mit Gewalt der Waffen kühne Eingriffe in die Hoheitsrechte des Großherrn erlaubt und das misvergnügte und unter dem Drucke osmanischer Statthalter seufzende Volk für sich zu gewinnen gesucht hätte, um es dann nur mit desto größern Lasten und Plackereien heimzusuchen. Zum Glück that sich unter ihnen aber jetzt kein Abasa-Pascha mehr hervor, welcher durch sein Streben nach einem höhern Ziele der Pforte hätte Gefahr bringen können. Es fehlte allen diesen Schilderhebungen ein großartiger Plan, bedeutendere Mittel und eine geschickte Leitung. Daher wurden sie auch leichter unterdrückt und niedergehalten, als zu befürchten war.

1695 Bereits im Jahre 1695 war ein solcher Rebellenhaufen, welcher sich bei dem östlichen Karahissar gesammelt hatte, von den gegen ihn aufgebotenen Truppen, unter Jusufpascha, in einem mörderischen Gefecht gänzlich aufgerieben worden.

1702 Und jetzt, im Jahre 1702, gelang es, nicht nur zwei der bedeutenderen Empörer zu Aidin und Denisli durch List und Gewalt aus dem Wege zu räumen, sondern auch die Räuberbanden, welche in den Landschaften von Siwas, Karaman, Ighun und Akserai ihr Wesen trieben, mit leichter Mühe aufzuheben und zu zerstreuen. Auch in Kurdistan wurde dergleichen aufrührerischen Bewegungen schnell dadurch ein

1) Osmanische Quelle bei Hammer, O. G., Bd. VII, S. 31.

Ende gemacht, daß der Statthalter von Schehrsor, Hasan, sich des Haupträdelsführers Bebe Suleiman zu versichern wußte und ihn mit 17 seiner Genossen, lauter Kurdenbegs, hinrichten ließ [1]).

Einen weit gefährlicheren Charakter hatte der Aufruhr längst schon weiter nach Süden hin, in Arabien, namentlich in der Gegend von Bassora angenommen. Hier hatte sich nämlich bereits im letzten Jahrzehent des 17. Jahrhunderts ein kühner Bandenführer vom Stamme Muntefik, Scheich Ibn Maani, zum selbständigen Herrn aufgeworfen und auf eigene Faust Pachtgelder und Steuern eingetrieben. Einige andere Rebellenführer, wie der Scheich Abbasoghli, welcher die Gebiete von Rumahije, Kische, Haske und Beni Malek brandschatzte, Abbas Anuri bei Kubes, Sfolbona, Sib, Abade, zwischen dem Euphrat und Tigris, und Selman bei Redschef, standen ihm zur Seite. Sie konnten über eine bewaffnete Macht von 100,000 Arabern gebieten, und, was das Schlimmste war, bei Dorak, nicht weit östlich von Bassora, standen 40,000 Perser, auf deren Unterstützung sie jeden Augenblick rechnen konnten. Es war ihnen aber um so schwerer beizukommen, da sie die durch den Durchbruch der seit langen Zeiten vernachlässigten Dämme des Kanals von Diab, zwischen dem Euphrat und Tigris, verursachte Überschwemmung vortrefflich als ein natürliches Bollwerk gegen die Osmanen zu benutzen wußten.

Schon im Jahre 1693 hatte sich Ibn Maani, nachdem 1693
er den dortigen Statthalter Osmanpaschasade umgebracht, in Bassora festgesetzt. Die gegen ihn aufgebotenen Statthalter der benachbarten Provinzen, welche nur über wenige Truppen gebieten konnten, richteten nichts gegen ihn aus. Die Pforte mußte sich selbst dazu bequemen, den Einwohnern von Bassora einen Steuernachlaß von 25,000 Piastern zu bewilligen. Zwei Jahre später, im Jahre 1695 versuchten sich die Statthalter 1695
von Rakka und Bagdad abermals vergeblich gegen diese Rebellen. Der letztere hatte nicht einmal Geld und Truppen

1) Hammer, O. G., Bd. VI, S. 619 und Bd. VII, S. 39. Nur die osmanischen Chronisten haben natürlich diese Dinge genauer verzeichnet. In den abendländischen Quellen findet sich darüber so gut wie gar nichts.

genug, ſich wieder in den Beſitz von Baſſora zu ſetzen, als Maani in einer Fehde mit dem benachbarten Perſer-Chan von Huweiſe geſchlagen worden war, und nun die Scheichs und Emire des Platzes ſelbſt wieder ihre Unterwerfung unter osmaniſche Botmäßigkeit anboten. Er mußte es nothgedrungen dem genannten Perſer-Chan überlaſſen, der Gewaltherrſchaft Maani's zu Baſſora vollends ein Ende zu machen.

Feredſchullah — ſo hieß dieſer Chan — erſchien alſo mit anſehnlicher Heeresmacht vor der Stadt, vertrieb Maani und beſetzte Baſſora nebſt dem benachbarten feſten Schloß Kawarna. Der Perſer-Schah Huſſein ließ nun zwar, zum Beweiſe, daß er ſich mit der Beſetzung dieſer Orte durchaus keine feindlichen Übergriffe auf das osmaniſche Gebiet anmaßen wolle, gleich bei ſeiner nächſten Botſchaft nach Adrianopel, welche Sultan Muſtafa II. zu ſeiner Thronbeſteigung Glück wünſchte, demſelben, neben anſehnlichen Geſchenken, auch die Schlüſſel von Baſſora überreichen. Allein dieſe perſiſche Hülfe wurde der Pforte mit der Zeit doch um ſo verdächtiger und unbequemer, da der von dem Schah eingeſetzte Statthalter von Baſſora, Daud-Chan, unter der Hand mit den Rebellen, welche, unter Maani's Führung, abermals ihr Haupt erhoben hatten, gemeinſchaftliche Sache machte. Wenn alſo hier der Aufruhr nicht zu unbezwingbarer Größe anwachſen ſollte, mußte jetzt mit aller Energie dagegen eingeſchritten werden.

Der Statthalter von Bagdad, derſelbe Daltaban-Muſtafa, welcher nach Huſſein Köprili mit dem Reichsſiegel betraut wurde, ein ebenſo entſchloſſener als roher Mann, erhielt daher im Jahre **1700** Befehl, mit Allem, was er nur an Truppen auftreiben konnte, der Lehnsreiterei der Statthalterſchaften von Diarbekr, Moſſul, Schehrſor, Siwas, Amaſia, Meraaſch, Karaman u. ſ. w., den Contingenten der Kurdenbegs, den Janitſcharen, Lewenden und Sipahis von Bagdad, Siwas und Tokat, welche durch ein kleines zu dieſem Zwecke beſonders ausgerüſtetes Geſchwader unterſtützt wurden, gegen die Rebellen von Baſſora auszuziehen. Bereits im Januar **1701** nahm er mit **40,000** M. das Feld, ſchlug die Rebellen in einer heißen Schlacht bei Suweita,

unweit Rumahije, zurück, nahm dann, nachdem Maani selbst seine Unterwerfung angeboten, ohne Schwertstreich die Festung Korna, und besetzte endlich auch wieder das von den Persern freiwillig geräumte Bassora, wo Ali-Pascha, im März, feierlich als osmanischer Statthalter eingesetzt wurde. Damit endigte nach kaum drei Monaten der siegreiche Feldzug und für jetzt auch der Aufruhr der Rebellen von Bassora [1]).

Vier Jahre später, im Jahre 1705, brach derselbe aber 1705
aufs neue los, weil die Araber der Wüste vom Stamme Montefik mit Gewalt zur Entrichtung der von ihnen verweigerten Steuern und Pachtgelder für die ihnen überlassenen Dörfer und Ländereien gezwungen werden sollten. Es kam darüber zu einem sehr heftigen Kampfe zwischen dem Statthalter von Bassora und dem Anführer der Rebellen, Scheich Maphanis, welcher mehrere Male geschlagen wurde, aber am Ende doch das Feld behauptete und mit seinen Banden bis nach Bassora vordrang, in dessen Nähe er furchtbar hauste. Der Statthalter von Bagdad mußte also abermals mit seiner ganzen Macht gegen diese rebellischen Araber entboten werden, welche der Pforte auch in den nächsten Jahren noch um so mehr zu schaffen machten, weil das osmanische Gebiet von dieser Seite fortwährend von den Persern bedroht wurde, welche die bereits unter ihrer Botmäßigkeit stehenden Araberstämme immer wieder gegen die benachbarten Osmanen aufwiegelten [2]).

Gleichzeitig verlangten die verdrießlichen auch schon seit mehr als 10 Jahren währenden Händel mit den Scherifs und den Emirs-ol-hadsch, d. h. den Führern der Pilgerkarawane, der heiligen Prophetenstadt Mekka eine gründliche Abhülfe. Mit den ersteren, den Scherifs, welche sich meist durch Gunst und Geld in Besitz dieser einträglichen Stelle zu setzen wußten, lag die Pforte beständig im Streite, weil sie sich in der Regel ungesetzliche Eingriffe in die Rechte und das Eigenthum der Einwohner und der Pilger erlaubten;

1) Das Nähere über den Verlauf dieser Unruhen in und bei Bassora bei Hammer, O. G., Bd. VI, S. 582, 618, 645; und Bd. VII, S. 31 fg.

2) Daselbst, S. 116 und 192.

und die letzteren kamen insofern nicht immer ihrer Pflicht nach, als sie außer Stande waren, den Pilgerkarawanen gegen die Überfälle räuberischer Horden den nöthigen Schutz zu gewähren und unter allen Umständen ihre Sicherheit zu verbürgen.

1695 Beides hatte z. B. schon im Jahre **1695** einmal die Pforte veranlaßt, die große Pilgerkarawane von einem förmlichen Heere begleiten zu lassen, zu welchem der Statthalter von Damaskus, welcher mit dieser Expedition betraut worden war, zu den seinigen auch noch die Truppen der Sandschaks von Jerusalem, Nablus, Ghasa und Dschidde, sowie die des Beglerbegs von Abyssinien, herbeigezogen hatte. Der von den Einwohnern wegen seiner Bedrückungen bei der Pforte verklagte Scherif Saad ergriff bei Annäherung dieser Heeresmacht ohne weiteres die Flucht, während einem Andern, Abdullah mit Namen, unter der Obhut des Statthalters von Dschidde, der Schutz des heiligen Hauses anvertraut wurde. Bald darauf kehrte aber Saad aus Jemen, wohin er sich begeben hatte, an der Spitze von **12,000** M. nach Mekka zurück, vertrieb Abdullah und nahm ohne weiteres wieder von dem Heiligthum des Propheten Besitz. Die Pforte, augenblicklich außer Stand, ihm mit Waffengewalt entgegenzutreten, mußte ihn vorerst gewähren lassen, und war selbst schwach genug, ihn abermals in der Würde des Scherifs förmlich zu bestätigen [1]).

Noch übler stand es um die Sicherheit der Pilgerkarawane. Sogar die Surre, d. h. der alljährlich im Monat Redscheb von Constantinopel, unter großen Feierlichkeiten, nach dem heiligen Lande abgeschickte großherrliche Schatz, wobei sich allein für die Armen von Mekka und Medina über **65,000** Dukaten im baaren Gelde befanden, die zum größten Theile aus den Einkünften von Ägypten gezogen wurden, war in den letzten Jahren regelmäßig ausgeplündert worden, ehe sie ihr Ziel erreicht hatte. Der Grund davon lag einfach darin, daß den wilden Araberstämmen der Wüste, den Beni Maamur, Wahidan, Sfamar, Ghasa u. s. w., die Summe,

1) Hammer, Bd. VI, S. 566, 595 und 603.

womit man von jeher von ihnen die Sicherheit der Surre erkauft hatte, in letzter Zeit bedeutend verkümmert worden war. Ursprünglich hatte sie nur etwa 20,000 Piaster betragen; sie war aber nach und nach bis auf 111,000 Piaster gestiegen, deren Vertheilung unter die betreffenden Horden dem Scherif von Mekka überlassen war. Er hatte nun aber nicht nur einen guten Theil dieser Summe für sich behalten, sondern auch die Zahl der Truppen vermindert, welche er zum Schutze der Surre bereit zu halten verpflichtet war. Daher das Misvergnügen und die ewigen Räubereien der Söhne der Wüste, für welche nun obendrein noch der arme Emir-ol-hadsch büßen mußte. Denn beklagte er sich eben deshalb bei der Pforte, so hielt man sich zunächst an ihn, legte ihm den Kopf vor die Füße oder schickte ihn in die Verbannung. Um nun diesem Unfug ein Ende zu machen, wurde im Jahre 1701 der Sandschak von Tripolis in Syrien, 1701
Arslanpascha, mit gehörigen Mitteln und Vollmachten zum Emir-ol-hadsch oder Karawanenführer ernannt. Der schuldige Scherif Saad entsagte hierauf, um härterem Geschick zu entgehen, freiwillig seiner Stelle zu Gunsten seines Sohnes Said; und so ward auch hier dem verjährten Übel auf friedlichem Wege für jetzt wenigstens nothdürftig abgeholfen [1]).

Minder belangreich waren einige aufständische Bewegungen in Syrien und zu Damaskus. Sie wurden, an sich vereinzelt und ohne Kraft, leicht durch ein Paar rechtzeitige Hinrichtungen unterdrückt, während es schon schwerer hielt, sich des bösen Geistes zu bemeistern, welcher unter den Milizen und den Janitscharen in Ägypten herrschte und da zu Zeiten den innern Frieden auf sehr beunruhigende Weise störte. Die unsäglichen Bedrückungen der Statthalter, der Widerwille der Truppen gegen den Dienst in den europäischen Kriegen, zu denen sie immer mit herangezogen werden sollten, und die gewöhnlichen Landplagen, Pest und Hungersnoth, waren da die unaustilgbaren Wurzeln alles Übels. Brach es auf irgend eine Weise durch, dann tumultuirten die Truppen und kühlten ihren Unmuth durch Räubereien und Ent-

1) Hammer, Bd. VII, S. 34—38.

setzung des Statthalters. Furchtbar wütheten in Kairo z. B. im Jahre 1695 Pest und Hunger. Der damalige Statthalter, Ismailpascha, ein wohlgesinnter, aber etwas aufbrausender Mann, that unendlich viel, um der allgemeinen Noth zu steuern. Er nährte und kleidete die Armen, und bestattete ihre Leichen, deren man zur Pestzeit in Kairo allein nicht weniger, als 28,200 zählte, auf eigene Kosten, versorgte ihre Kinder, legte Schulen an und suchte die Last der Steuern zu erleichtern. Aber das half ihm Alles nichts. Was er auf der einen Seite gut machte, verdarb er auf der andern durch falsche Maßregeln, z. B. Münzverschlechterung, und sein herrisches Wesen. Die Truppen lehnten sich im Jahre 1697 gegen ihn auf, entsetzten ihn seiner Stelle und wählten einen der Ihrigen zum Regenten.

Der von der Pforte neuernannte Statthalter, Husein Firari, gelangte zwar zum Besitze seiner Macht, verstand es aber nicht, sich unter schwierigen Verhältnissen in derselben zu erhalten. Ein schlechter Wirth, mußte er seinen Platz, wegen der Last seiner Schulden, dem Kara Mohammed räumen, welcher, ein einsichtsvoller Herr, sich wenigstens das Verdienst erwarb, in das zerrüttete Münzwesen wieder einige Ordnung zu bringen.

Dann traten mehrere Jahre zweifelhafter Ruhe ein, bis,
1711 nach einigen kleinen Erschütterungen, im Jahre 1711 der von den misvergnügten Truppen angefachte Kampf zwischen den alten Parteien der Kasimli und Sulfikarli zu Kairo auf eine Weise losbrach, welche Ägypten mehrere Jahre in einer gefährlichen Aufregung erhielt. Durch das Auftreten eines Fanatikers, welcher durch seine Predigten den alten Volksglauben an die Nothwendigkeit der Verehrung der Heiligen wankend zu machen suchte, kam nur ein mächtiges Element der Gährung mehr in die Massen. Der damalige Statthalter, Chalilpascha, war nicht im Stande, sie zu bewältigen. Er ward selbst der Spielball der Launen und der wechselnden Macht der Parteien. Auch sein Nachfolger Velipascha vermochte den Aufruhr nicht bis auf den Grund zu
1714 ersticken. Erst dem im Jahre 1714 zum Statthalter ernannten Abdipascha, welchem Feisullah Efendi als Richter zur

Schlichtung des Streites in Glaubenssachen beigegeben wurde, war es vorbehalten, durch energisches Einschreiten dem Parteikampf ein Ende zu machen, die unter sich zerfallenen Truppen wieder zu versöhnen und der Stadt und dem Lande die lang entbehrte Ruhe wiederzugeben [1]).

In den Barbareskenstaaten an der nordafrikanischen Küste war, wie wir bereits gehörigen Ortes nachgewiesen haben [2]), die Macht und der Einfluß der Pforte längst fast auf nichts herabgesunken. Als im Jahre 1695 die Spannung zwischen denselben in einen förmlichen Krieg ausgebrochen war und Algier und Tripolis vereint Tunis angriffen, hatte die Pforte, welche ihrer Hülfe damals gerade zur Wiedereroberung von Chios bedurfte, zur Schlichtung des Streites weiter nichts einzusetzen, als wohlgemeinte, auf die Satzungen des Koran gegründete Ermahnungen zu Eintracht, Gerechtigkeit und Tugend, welche am wenigsten durch ihre ohnmächtigen Statthalter, die sie noch immer hinschickte, zur Wahrheit gemacht werden konnten. Wie wäre sie aber vollends im Stande gewesen, die damalige Fehde zwischen Algier und Marokko durch bewaffnetes Einschreiten zu schlichten! Erst im Jahre 1702 gelang es ihr, nach Vertreibung des unruhigen Begs von Tripolis, Chalil, welcher, nachdem er von Tunis und Algier zurückgeschlagen worden war, in Ägypten eine Freistatt fand, dort den Frieden einigermaßen wiederherzustellen [3]).

Während aber die Pforte diese westlichen Vasallen immer mehr ihrem eigenen Geschick überließ, und schon zufrieden war, sich nur ihrer gelegentlichen Hülfe zu versichern, mußte sie, seitdem Rußland sich an den Ufern des Schwarzen Meeres festgesetzt hatte, desto größeres Gewicht auf ihre Beziehungen zu ihrem mächtigsten Bundesgenossen gegen dasselbe im Osten, den Tataren-Chan der Krim, legen. Da kam Alles darauf an, ihn bei guter Stimmung, und für den Nothfall in beständiger Waffenbereitschaft zu erhalten. Sie

1) Hammer, O. G., Bd. VI, S. 647. Bd. VII, S. 38, 133 und 167 fg. Alles ausführlicher nach den osmanischen Berichten.

2) Vergl. Bd. IV, S. 327 fg.

3) Hammer, O. G., Bd. VI, S. 596 und Bd. VII, S. 39.

hatte hier im Grunde auch um so leichteres Spiel, da, bei der verjährten Zwietracht in dem herrschenden Stamme der Girai, die Wahl und Entsetzung des Chans und seiner designirten Nachfolger, des Kalgha und Nureddin, ja selbst des Altalik, seines Großwesirs, längst ganz in ihren Händen lag.

Wir brauchen nicht auf die kleinlichen Verhältnisse zurückzugehen, welche den häufigen Wechsel dieser Chane zu einer klugen und bequemen Maßregel osmanischer Politik gemacht hatten, um darzuthun, wie derselbe am meisten dazu beitrug, ihre Macht immer mehr zu untergraben, und doch die ihnen noch zu Gebote stehenden bedeutenden Kampfmittel in dauernde Abhängigkeit von der Pforte zu versetzen. So leicht man sich aber im Diwan auf geringen Anlaß zu einem solchen Wechsel verstand, desto mehr suchte man die Neuerwählten, namentlich in letzter Zeit, durch den Prunk des Ceremoniels bei ihrer Einsetzung, welche immer mit großer Feierlichkeit am Hoflager des Sultans vollzogen wurde, über den wahren Gehalt ihrer Macht zu täuschen und um so fester an das Interesse der Pforte zu fesseln [1]).

1699 Im Jahre **1699**, kurz nach dem Abschlusse des Friedens zu Carlowicz, hatte der alte Selimgirai, nachdem er dieselbe nun schon zum dritten Male bekleidet, freiwillig auf die Würde des Chans verzichtet. Sein ältester Sohn Dewletgirai folgte ihm mit Zustimmung der Pforte. Kaum hatte er aber zu Adrianopel die feierliche Bestallung erhalten und der Vater sich mit einem jährlichen Ruhegehalt von **800,000** Aspern auf seinen Landsitz bei Siliwri zurückgezogen, als

1) Über die näheren Umstände solcher Chanswechsel, die an sich kein weiteres Interesse gewähren, z. B. in den Jahren 1678, 1684, 1691 und 1692, findet man bei Hammer, O. G., Bd. VI, S. 343, 432, 550, 567 und 575 genügende Auskunft. Das bei der Einsetzung des Chans gebräuchliche Ceremoniel schildert unter Andern auch De La Motraye a. a. O., Th. I, S. 297, während er später, Th. II, S. 38—78, noch seine interessanten Bemerkungen über Sitten, Gebräuche und Zustände sowol der Krimischen wie der Noghai-Tataren zusammengestellt hat, welche er bei Gelegenheit einer im Jahre 1711 durch ihre Horden und Steppenländer unternommenen Reise zu machen Gelegenheit hatte.

Dewletgirai mit seinen eigenen Brüdern in sehr üble Händel gerieth.

Den ältesten, den Kalgha Schebasgirai, einen Mann, dessen geistige Überlegenheit er fürchtete, ließ er meuchlings durch Gift aus dem Wege räumen. Darüber empört, griff der zweite, Ghasigirai, um ähnlichem Verhängniß zu entgehen, gegen den Bruder zu den Waffen, zog die Noghai-Tataren von Anapa an sich und setzte sich in Bessarabien fest, von wo aus er die Chanschaft für sich selbst oder seinen in der Zurückgezogenheit lebenden Vater verlangte. Die Pforte nahm sich aber Dewletgirai's an, schickte ihm die Statthalter von Oczakow und Kaffa zu Hülfe, und verwies Ghasigirai, nachdem sie ihm die Noghai, welche zum Theil nach der Krim verpflanzt wurden, durch gütlichen Vergleich abwendig gemacht hatte, nach Rhodos in die Verbannung.

Gleiches Schicksal hatte ein dritter Bruder, Kaplangirai, welcher sich kurz darauf gegen Dewletgirai auflehnte und ihn mit Hülfe seines eigenen Altalik, Hadschi Merdan Ali, zu verdrängen suchte. Ihr Complott wurde aber entdeckt, ehe sie zur Ausführung geschritten waren. Sie suchten beide von Kaffa aus, wo sie sich unter den Schutz der Janitscharen gestellt hatten, ihr Heil in der Flucht nach Constantinopel, wo sie aber sofort ergriffen wurden. Kaplangirai wurde in die Gefängnisse des Kanalschlosses geworfen, Merdan Ali nach Lemnos ins Exil geschickt. So blieb für jetzt Dewletgirai, unter dem Schutze des friedliebenden Großwesirs Hussein Köprili, im ruhigen Besitze seiner precären Macht [1]).

Dies änderte sich aber sogleich wieder unter Hussein's Nachfolger, dem kriegerisch gesinnten Daltaban, welcher, angeblich von Frankreich bestochen, während seines kurzen Regiments unablässig zum sofortigen Bruche mit Rußland drängte. Wahrscheinlich war daher auch die vielleicht etwas zu friedliche Haltung Dewletgirai's gegen Norden hin jetzt ein Hauptgrund seiner Entsetzung. Daltaban enthob ihn, im December 1702, ohne weiteres der Herrschaft und über- 1702

1) Hammer, O. G., Bd. VII, S. 40—43.

trug sie, zum vierten Male, seinem alten Vater Selim-girai, welcher weltlichen Herrlichkeiten längst entsagt und sich unterdessen durch die Pilgerfahrt nach Mekka den ehrenvollen Beinamen El Hadschi verdient hatte. Er mußte sich aus seiner Einsiedelei in Fundukli bei Janboli fast mit Gewalt nach Adrianopel bringen lassen, um dort die feierliche Belehnung zu empfangen. Seine beiden noch in der Haft befindlichen Söhne, Kaplan und Ghasigirai, erhielten ihre Freiheit wieder und sollten ihm als Nureddin und Kalgha zur Seite stehen [1]).

Dewletgirai wollte aber nicht ohne Kampf weichen. Er zog mit seinem vierten Bruder Seadetgirai ein 30—40,000 M. starkes, vorzüglich aus Noghai-Tataren bestehendes Heer zusammen, womit er sofort Akkerman und Ismail angriff. Angeblich gegen ihn bot nun Daltaban in ganz Rumelien eine ungeheure Heeresmacht auf, mit welcher er aber — das war wenigstens zu Constantinopel damals die allgemeine Besorgniß — nichts Geringeres im Schilde führte, als einen Krieg gegen den Kaiser oder Rußland. Er soll schon von einer Wiedereroberung Ofens und ganz Ungarns geträumt haben.

Die Friedenspartei im Diwan, an deren Spitze der Mufti und die beiden Vermittler des Friedens zu Carlowicz, Rami Mohammed und der Pfortendolmetsch Maurokordato, standen, war aber noch zu mächtig und arbeitete nun mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln auf den Sturz des Großwesirs hin. Unter Anderm gab man ihm geradezu Schuld, daß er, weit entfernt, gegen Dewletgirai zu rüsten, mit ihm im Gegentheil im geheimen Einverständniß stehe; mithin sei an eine Beruhigung der Tatarei auch gar nicht zu denken, so lange dieser Verräther im Besitze der Macht bleibe. Das war sein Todesurtheil. Sultan Mustafa, damals schon nicht mehr Herr seiner selbst, gab den eindringlichen Vorstellungen der Friedenspartei nach, ließ dem kriegsbegierigen und überdies durch sein rohes, hochfahrendes und ungebildetes Wesen — er konnte, wie Moham-

1) Hammer, S. 58 fg. und De La Motraye, T. I, p. 296.

med Köprili, weder lesen noch schreiben, und unterzeichnete nach Art der ersten Sultane und ihrer Wesire nur mit dem Abdruck der in das Schreibzeug eingetauchten Hand — längst misliebig gewordenen Daltaban bereits im Januar 1703 das Reichssiegel abfordern und ihn dann wenige Tage nachher hinrichten. Rami, damals die Seele der Friedenspolitik der Pforte, wurde an seiner Stelle als Großwesir mit der Leitung der Staatsgeschäfte betraut [1]).

Diese für die allgemeinen Verhältnisse, namentlich die damaligen Beziehungen der Pforte zu Rußland, höchst wichtige Veränderung war natürlich auch auf die Zustände in der Krim im Besondern von entscheidendem Einfluß. Dewlet- und Seadetgirai ergriffen, von dem Gerücht eingeschüchtert, daß Rami selbst mit einem starken Heere gegen sie im Anzuge sei, die Flucht, und retteten sich zu den Tscherkessen am Kuban, während der Statthalter von Oczakow, Jussufpascha, in die Horden der Noghai einfiel, unter ihnen drei Monate lang furchtbar wüthete, und sie endlich zur Strafe für ihren Abfall mit einer außerordentlichen Steuer von 600 Beuteln und einer tüchtigen Naturallieferung an Getreide und Schlachtvieh belegte. Auch wurden sie durch ein zu diesem Zwecke besonders niedergesetztes Schiedsgericht angehalten, alle von ihnen bei dem Zuge gegen Akkerman und Ismail geraubten Güter zurückzustellen oder zu ersetzen [2]).

So blieb Selimgirai bis ans Ende seiner Tage, im December 1704, im ruhigen Besitz der ihm aufgedrungenen 1704
Herrschaft der Krim. Denn Dewletgirai konnte sich bei den Tscherkessen nicht halten, fiel bald in des Vaters Gewalt und wurde, nach Constantinopel abgeführt, nach Rhodos

1) Hammer a. a. O., S. 61. De La Motraye schildert Daltaban als „un homme hardi, entreprenant, fier, sans aucune politesse et sans lettres. Il ne sçavoit pas même écrire son nom, et il signoit avec la paume de la main, selon une ancienne coutume des premiers Empereurs et Ministres Ottomans.“ Die 1500 Beutel, welche man in seinem Nachlasse fand, sollen — so wollte es wenigstens das von den Russen und den Kaiserlichen fleißig ausgestreute Gerücht — französisches Geld gewesen sein.

2) Hammer a. a. O., S. 61.

verbannt[1]). Ghasigirai, der Kalgha, folgte dem Vater als Chan der Tataren. Es wurde ihm ganz besonders eingeschärft, ein wachsames Auge auf die Bewegungen an der russischen Grenze zu richten, und namentlich sein Contingent zu den Truppen des Paschas von Oczakow stoßen zu lassen, welche man als Beobachtungscorps bei Bender zusammengezogen hatte, weil man damals einen Angriff der Russen auf Kameniek besorgte. Auf der andern Seite gab man aber doch auch wieder den Beschwerden Peter's des Großen darüber, daß der Chan den Streifzügen der Noghai auf russisches Gebiet nicht gehörig Einhalt thue, willig Gehör. Das wurde wenigstens mit als Grund seiner Entsetzung an-
1707 gegeben, welche bereits im Jahre 1707 erfolgte[2]).

Sein jüngerer Bruder Kaplangirai wurde nun mit der Chanschaft belehnt, konnte sich aber nicht einmal ein Jahr lang halten. In einen schweren Kampf mit den Tscherkessen vom Stamme der Kabarta verwickelt, erlitt er im Passe von Balchandschan eine so vollständige Niederlage, daß dabei fast sein ganzes 20,000 M. starkes Heer zu Grunde ging. Deshalb und weil er sich überdies mit den rebellischen Kosaken von Kerman, welche sich gegen Rußland aufgelehnt, eingelassen und ihren Flüchtlingen bei Tewru Wohnsitze einge-
1707 räumt hatte, wurde auch er im December 1707 schon wieder entsetzt und Dewletgirai aufs neue herbeigezogen, um den wankenden Herrschersitz seiner Väter zum zweiten Male einzunehmen[3]). Er war der Chan, welcher, wie wir bald weiter sehen werden, auch in den Beziehungen der Pforte zu Rußland und ihren Händeln mit König Karl XII. von Schweden eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Denn er hielt
1713 sich bis in den März 1713, wo ihm abermals sein Bruder

1) De La Motraye, T. I, p. 297.

2) Hammer a. a. O., S. 114, 115 und 127.

3) Derselbe, a. a. O. S. 127. Die neueste und letzte Schrift Hammer's, „Geschichte der Chane der Krim unter osmanischer Herrschaft. Wien, 1856", welche mir augenblicklich noch nicht zur Hand ist, scheint, wie ich aus den mir bekannt gewordenen Anzeigen ersehen, keine wesentlichen Bereicherungen dieses interessanten Zweiges der Geschichte der Tataren zu enthalten.

Kaplan auf drei Jahre folgte. Dann endlich zum dritten Male mit der Würde des Chans bekleidet, starb er noch vor Ausgang des Jahres 1716. 1716

Schon aus diesen wenigen Andeutungen über die Verhältnisse der Tataren-Chane der Krim ergibt sich zur Genüge, daß sich der Schwerpunkt der auswärtigen Politik der Pforte jetzt überwiegend nach Norden neigte, und daß es vor Allem Rußland war, dessen Haltung und wachsende Macht sie angelegentlich beschäftigte und zu Zeiten sehr ernstlich beunruhigte. Von den gleichzeitigen großen politischen Bewegungen im Westen Europas, welche ihren Mittelpunkt in dem Kampfe um die spanische Erbfolge hatten, wurde sie dagegen wenig berührt; und auf der andern Seite lag es ja auch im Interesse der dabei vorzugsweise betheiligten Mächte, sich gerade nach dieser Seite hin so lange wie möglich die schwer erkämpfte Ruhe zu erhalten. Den Großmächten des Westens mußte es jetzt ganz besonders darauf ankommen, sich in Constantinopel nur ihren politischen Einfluß zu bewahren, ihn bei den Verwickelungen nach Norden hin in ihrem Interesse gehörig geltend zu machen, und übrigens die materiellen Vortheile wahrzunehmen, welche davon bedingt waren.

Im hohen Grade günstig war in dieser Beziehung die Stellung, welche sich namentlich England durch seine so wirksame Vermittelung in dem Frieden von Carlowicz bei der Pforte errungen hatte. Als im Jahre 1702 der Chevalier Robert Sutton, der Nachfolger des Lord Paget, als britischer Botschafter in Constantinopel eintraf, hatte er sich des ausgezeichnetsten Empfanges zu erfreuen. Es galt als ein ganz besonderes Zeichen von Wohlwollen gegen die englische Nation, daß ihn der Sultan bei seiner feierlichen Audienz, im März, ganz der osmanischen Etikette zuwider, selbst anredete. „Die Engländer", sagte er ihm mit lauter und vernehmlicher Stimme, „sind unsere alten und guten Freunde, und wir werden ihnen bei jeder Gelegenheit Beweise davon geben, daß wir bei derselben Gesinnung beharren; wir werden nicht ermangeln, vorzüglich dem Könige unsere Erkenntlichkeit für die guten Dienste, die er uns geleistet hat, an den Tag

zu legen und das Vertrauen, welches wir in seine Freundschaft setzen, thatsächlich zu bewähren[1])."

Chevalier Sutton verstand es sehr wohl, diese günstige Stimmung der Pforte zum Vortheil seines Hofes und seiner Nation zu benutzen. England behauptete nicht nur im Diwan seine einflußreiche Stellung, sondern gewann auch — und das war damals die Hauptsache — für seinen Levantehandel immer mehr Terrain. Ungeachtet ihrer vielfach gerügten Mängel, beherrschte die englische Levante-Compagnie, bei ihrer festen und soliden Organisation, um diese Zeit in den Hauptstapelplätzen des europäischen Levantehandels dennoch gewissermaßen den Markt. Aus Smyrna z. B., wo damals der Zusammenfluß aller Waaren und aller bedeutenden Handelsgeschäfte mit dem Oriente war, bezogen die englischen Kaufleute allein mehr persische Seide, Angora- und Baumwolle, als alle übrigen fränkischen Nationen, die dort ihre Häuser hatten, zusammengenommen. Und was die Einfuhr betrifft, so behaupteten sie in Blei, Zinn, Stahlwaaren und feinen Tüchern, welche vorzüglich im Serai und bei den Großen des Reiches sehr beliebt waren, und, wie es scheint, nach und nach die theuern venetianischen Stoffe verdrängten, noch immer den Vorrang. Nur in den geringeren Tuchsorten konnten sie nicht mit Frankreich concurriren, welches doppelt so viel absetzte, weil es, bei wohlfeilerem Rohproduct und größerer Nähe, viel niedrigere Preise stellen konnte. Denn die französischen Fabrikanten kauften die schlechte, aber auch spottbillige Wolle der Insel Metelin und der benachbarten Inseln und Küstenländer in Masse auf, vermischten sie mit französischer Wolle und führten sie so verarbeitet wieder in der Türkei ein, wo der Absatz solcher leichter, aber doch gut aussehender Tücher ungeheuer war[2]).

1) De La Motraye, Voyages, T. I, p. 294.

2) Über diese Handelsverhältnisse gibt namentlich auch der Alles scharf beobachtende De La Motraye, T. I, p. 179 folgende sehr interessante Aufschlüsse: „Les Anglois chargent à Smirne seuls plus de soye de Perse, de poil de chevre d'Angora et plus de coton, que tous les autres marchands Francs ensemble et ce sont eux qui y dechargent les draps les plus fins." Dann aber weiter: „Les Marchands François ont, pour leur proximité, un grand avantage sur les Anglois à l'égard du commerce, et fournissent aujourd'hui

Wie umfangreich übrigens die Geschäfte der englischen Levante-Compagnie damals waren, ergibt sich unter Anderm auch daraus, daß die Kosten, welche ihr die Beiträge zum Unterhalt der Gesandtschaft in Constantinopel und der Consultate in den verschiedenen Stationen der Levante, ihre Beamten und Dolmetscher, endlich die üblichen Geschenke an die Würdenträger und Diener der Pforte verursachten, auf jährlich mindestens 100,000 Pfd. St. berechnet wurden, eine Summe, die um so bedeutender erscheint, da die Compagnie durch ihre Statuten, an denen mit größter Strenge festgehalten wurde, in ihren Operationen vielfach behindert war. So ward es z. B. jedem Mitglied oder Commissionär noch immer eidlich zur Pflicht gemacht, niemals auf Credit zu verkaufen, und ebenso streng war es ihnen untersagt, sich mit Frauen zu verheirathen, welche Unterthanen des Großherrn waren. Denn in beiden Fällen hielt man ihr Vermögen für gefährdet: bei dem Creditgeben wegen des häufigen Wechsels der hohen Würdenträger der Pforte, mit denen die Compagnie die meisten Geschäfte machte, die aber, einmal entsetzt, selten im Stande waren, ihren Verpflichtungen nachzukommen; bei Verheirathungen, weil durch den Tod des Mannes nach den Gesetzen des Landes das ganze Vermögen der Witwe zufiel. Doch fand man auch schon Mittel, diese lästigen Beschränkungen zu umgehen [1]).

deux fois autant de draps qu'eux et les autres nations ensemble. Ils donnent même à plus de la moitié meilleur marché qu'eux, tant les fins que les gros." Und endlich an einer andern Stelle über den bedeutenden Verbrauch der feinen englischen Tücher (S. 254): „Le Sultan, les officiers du Serail, et les Grands de l'Empire portent plus de drap que personne et toujours d'Angleterre." Auch zu den officiellen Geschenken der Gesandten an den Sultan und die Wesire, die früher meistens in den reichen und kostbaren venetianischen Stoffen bestanden, wurden jetzt vorzugsweise solche feine englische Tücher genommen, und selbst bei den Frauen waren sie zu Überkleidern und Pelzüberzügen im hohen Grade beliebt. Übrigens sind hiermit auch die gleichzeitigen Bemerkungen über den europäischen Levantehandel zu vergleichen, welche, fast übereinstimmend, Marsigli, De l'Etat militaire, P. I, p. 48 ect. gemacht hat.

1) De La Motraye, T. I, p. 179, wo ein Fall, welcher die letztere Bestimmung wegen der Verheirathung veranlaßt, ausführlich erzählt wird.

Die Hauptsache war dabei, daß Chevalier Sutton die Rechte und Privilegien der Compagnie, gemäß den zuletzt im Jahre 1675 erneuerten und erweiterten Capitulationen, gegen die Pforte immer mit gehörigem Nachdruck aufrechtzuerhalten wußte. Er that dieses z. B. noch im Jahre 1708 in einem Falle, wo sich der englische Consul zu Aleppo, in Gemeinschaft mit den dort ansässigen englischen und holländischen Kaufleuten, zu Constantinopel über die rechtswidrigen Eingriffe beklagte, welche sich der Pascha und seine Steuerbeamten insofern erlaubten, als sie die Zölle und Abgaben über das in jenen Capitulationen festgesetzte Maß hinaus erhöhen wollten. Die Pforte machte einige Schwierigkeiten, Sutton verschaffte aber am Ende den Klägern doch ihr Recht und fernere Sicherheit für die Zukunft[1]).

Auch die Verträge zwischen England und den Barbaresken-Staaten, namentlich Algier, wurden gleich zu Anfange des Jahrhunderts erneuert und durch vortheilhafte Zusätze erweitert. Die Hauptbestimmung eines unter Vermittelung des Befehlshabers des britischen Geschwaders im Mittelmeere (Commander in chief in his Majesty's ships in the Mediterranean), John Munden, und des englischen Consuls zu
1700 Algier, Robert Cole, im August 1700 abgeschlossenen Zusatzvertrags zu den Capitulationen vom Jahre 1682 war, daß es fernerhin algierschen Kreuzern unter keiner Bedingung mehr gestattet sein sollte, in den Canal von England einzulaufen oder überhaupt in Sicht der Staaten Sr. britischen Majestät zu erscheinen. Später, nachdem England durch den Frieden von Utrecht in den Besitz von Gibraltar und der Insel Minorca gelangt war, wurde dieses Verbot durch einen zu Ende Octo-
1716 ber 1716 von Capitän Coningsby Norbury und dem britischen Consul zu Algier, Thomas Thompson, abgeschlossenen besondern Vertrag auch ausdrücklich auf diese neuen Erwerbungen des Königs von Großbritanien ausgedehnt. Dann sollten ferner britische Schiffe, welche ohne gehörige Pässe angetroffen werden würden, zwar als gute Prisen behandelt und

1) De La Motraye, T. I, p. 383 und 401. Über die im Jahre 1675 erneuerten Capitulationen vergl. oben S. 58 fg.

ihre Güter hinweggenommen werden können, die Schiffe selbst aber mit der ganzen Bemannung sofort wieder frei gegeben und den Capitänen die Frachtgelder unverkürzt bis zum Orte ihrer Bestimmung ausgezahlt werden. Endlich wurden etwaige Mishandlungen britischer Schiffe und Unterthanen auf der Rhede und im Hafen von Algier, wie sie in letzter Zeit öfter vorgekommen, bei den strengsten Strafen untersagt und allen Schiffen während ihres dortigen Verweilens zu diesem Zwecke besondere Wächter bestellt[1]).

Noch belangreicher für den Handelsverkehr zwischen England und Algier war es aber gewiß, daß in einem ferneren Erneuerungsvertrage, welcher zu Ende October 1703 durch die Bemühungen des Admirals George Byng zustande kam, der Einfuhrzoll für englische Waaren um die Hälfte ermäßiget, d. h. von 10 auf 5 Procent herabgesetzt wurde. Auch war es nicht unerheblich, daß in diesem Vertrage zum ersten Male Schiffe aus den britischen Colonien in Amerika, auf eine bloße Bescheinigung über ihren Ursprung von Seiten des zuständigen Gouverneurs (under the hands of the governor or chief of any of her Majesty's plantations in America), den mit regelrechten Pässen versehenen Schiffen des Mutterlandes gleichgestellt wurden[2]). 1703

Mit Tunis und Tripolis waren die früheren Verträge bereits im Jahre 1699 durch einige Zusätze erweitert worden, von denen die wesentlichsten die Herabsetzung des Einfuhrzolls für englische auf englischen Schiffen in beiden Staaten eingeführte Waaren auf 3 Procent, und den Vorrang des dort

1) Dieser Zusatzvertrag befindet sich bei Chalmers, A Collection of Treaties Vol. II, p. 386 fg. Sogleich der erste Artikel setzte fest, „That such orders shall for the future be given to all our (des Dey von Algier) commanders, that, under a severe penalty, and our utmost displeasure, they shall not enter into the channel of England, nor come to cruize in sight of any part of his Majesty of Great Britains dominions any more for the time to come." Und ebenso in Bezug auf Gibraltar und Minorca in dem Vertrage vom Jahre 1716, daselbst, p. 376. Über die früheren Verträge vergl. oben S. 60 fg.

2) Text dieses Vertrags gleichfalls bei Chalmers, Vol. II, p. 388.

residirenden britischen Consuls vor dem französischen in allen öffentlichen Functionen betrafen[1]).

Nicht so günstig, wie zu England, hatten sich indessen gleichzeitig die Beziehungen der Pforte zu Frankreich gestaltet. Schon Herrn von Chateauneuf, Marquis von Castagnières, war es nicht gelungen, die übeln Eindrücke, welche die ewigen Händel mit seinen Vorgängern, den Herren De La Haye, Nointel und Guilleragues, im Diwan hinterlassen hatten, gänzlich zu verwischen. Durch seine vergeblichen Bemühungen, bis zum letzten Augenblicke die Herstellung des Friedens mit den Mächten des Heiligen Bundes zu hintertreiben, hatte er bei der Pforte einen guten Theil seines Credits und des Einflusses seines Hofes verscherzt. Und als er z. B. Alles aufbot, den Sultan zur Nichtanerkennung des Königs Wilhelm III. von Großbritanien zu bewegen, wurde er einfach mit der Bemerkung abgewiesen, daß in den Augen der Pforte immer der wirklich König sei, welcher in England als solcher anerkannt werde.

Wie verdarb sich nun vollends Herr von Fériol, sein Nachfolger, seine Stellung durch hochfahrendes, unfügsames und ungeschicktes Wesen! Sogleich bei seiner Antrittsaudienz,
1700 am 5. Januar 1700, kam es zu Auftritten der seltsamsten Art, welche in der ganzen diplomatischen Welt das größte Aufsehen und den peinlichsten Eindruck machten.

Die Pforte hatte zwar auch ihm bei seiner Ankunft den Kanonengruß vom Serai aus nicht erwidert, sonst erwies sie ihm aber bei seinem Empfange alle Ehren, welche seinem hohen Range gebührten. Der Großwesir ließ ihn officiell begrüßen, und zu jener Audienz wurde er zugleich mit seinem Vorgänger, Herrn Chateauneuf, und seinem aus 36 Personen bestehenden Gefolge in demselben feierlichen Aufzuge eingeholt, welcher bei der Einführung der Botschafter aller übrigen befreundeten Großmächte stattfand. Die Überreichung der Creditive und der Geschenke, welche in kostbaren Spiegeln, sehr kunstreichen

1) Diese Verträge fehlen bei Chalmers; sie finden sich aber ihrem Inhalte nach angegeben in der „Neueröffneten Osmanischen Pforte." Augsburg 1700, Bd. II, S. 850.

Uhrwerken und den feinsten englischen Stoffen bestanden, die Bekleidung des Gefolgs mit den Ehrenkaftanen, das officielle Banket im Diwan, welches der Audienz beim Großherrn selbst vorherging, genug Alles, was zum solennen Empfange gehörte, verlief in der besten Ordnung und ohne die geringste Verletzung des schuldigen Ceremoniels und der herkömmlichen Etikette.

Als nun aber der Gesandte in das Audienzzimmer des Sultans selbst eingeführt werden sollte, bemerkte der Tschausch-Baschi, daß er einen langen Degen an seiner Seite trug, welcher auf sehr auffallende Weise unter dem Kaftan hervorragte. Mit dergleichen Waffen vor dem Großherrn zu erscheinen, war ja aber bekanntlich streng untersagt. Der bestürzte Pfortendiener machte daher sogleich den Dolmetscher Maurokordato auf diese unerhörte Verletzung des osmanischen Hofceremoniels aufmerksam, indem er ihn veranlaßte, dem Gesandten zu bedeuten, er möge seinen Degen ablegen, weil er mit demselben in keinem Falle dem Throne des Großherrn nahen dürfe. Fériol nahm aber alle Vorstellungen in diesem Sinne sehr übel auf, schlug an seinen Degen und schrie laut auf: nur sein König könne ihm denselben nehmen, jeder Andere möge ihn eher des Lebens, als seiner Waffe berauben, welche, zumal da er Militär sei, den wesentlichsten Theil, den vorzüglichsten Schmuck seiner Tracht bilde, und die er daher auch, unbekümmert um Trachten und Sitten des Landes, niemals ablegen werde.

Der Großwesir selbst mußte sich nun ins Mittel schlagen, und ließ dem Gesandten nochmals zu wissen thun, er solle sich seines Degens entledigen; wo nicht, so werde die Audienz nicht stattfinden. Es sei aber doch Thatsache, entgegnete hierauf Fériol, daß vor ihm schon der britische Botschafter Turnbull, der Niederländer Colyer und selbst sein Vorgänger Chateauneuf mit dem Degen an der Seite vor dem Großherrn erschienen seien; warum solle nun er in dieser Beziehung nachstehn? Der Großwesir leugnete jedoch geradezu die Thatsache, indem er meinte, daß, wenn Herr von Chateauneuf sich wirklich einen solchen Übergriff erlaubt haben sollte, sein Degen so klein gewesen sein müsse, daß man ihn unter

dem Kaftan gar nicht bemerkt habe. Fériol blieb gleichwol unbeugsam, und wurde selbst beleidigend, indem er den Janitscharenaga, welcher ihm vorstellte, daß sogar weder der Großwesir, noch er, der Aga, noch irgend ein anderer Würdenträger des Reiches die großherrlichen Gemächer bewaffnet betreten dürfe, geradezu anließ: „Ihr seid hier Unterthanen; ich aber habe die Ehre, einen großen König zu vertreten, welcher mich von solcher Unterwürfigkeit befreit und sie von mir nicht verlangt."

Auch alle Bemühungen der Wesire der Bank und der Kadiasker, welche sich mit dem Großwesir zu der schriftlichen Erklärung vereinigten, daß ihres Wissens niemals ein Gesandter mit seinem Degen zur Audienz des Großherrn zugelassen worden sei, den hartnäckigen Botschafter nachgiebiger zu machen, blieben ohne Wirkung. Nachdem man so noch eine Weile fruchtlos hin und her verhandelt, wollte der Großwesir, wie es scheint, das, was nicht mit Überredungskünsten zu erlangen war, mit List und Gewalt durchsetzen.

Man gab sich das Ansehen, als wolle man dem Gesandten nun doch den Eintritt mit dem Degen gestatten. Während ihn aber, wie gewöhnlich, zwei Kapidschi oder Kammerherren unter den Armen erfaßten, um ihn nach der Thüre des Audienzsaales zu führen, suchte ihm ein dritter den Degen von der Seite zu reißen. Darüber kam es zu einer sehr heftigen Scene, welche weder dem Charakter des Gesandten noch der Örtlichkeit entsprach. Fériol, außer sich vor Zorn, stieß die Kämmerer mit dem Fuße von sich und rief mit halb gezogenem Degen laut aus: „Verletzt man hier so das Völkerrecht? — Sind wir Freunde oder Feinde?" — „Freunde", erwiderte ruhig Maurokordato, „aber man will nicht dulden, daß Ihr mit Eurem Degen eintretet." Wahrscheinlich wäre es sogleich zu noch größeren Gewaltthätigkeiten gekommen, wenn der Großwesir, welcher sich bereits im Audienzsaal befand, nicht einen Kapidschi-Aga abgeschickt hätte, welcher Fériol nochmals aufforderte, ohne Degen einzutreten, ihm aber auch zugleich, wenn er sich nicht dazu verstehen wolle, freistellte, ungehindert abzuziehen. Er entschied sich natürlich für das Letztere, zog auf der Stelle sei-

nen Kaftan aus, befahl seinem Gefolge, dasselbe zu thun, und kehrte sofort ohne weitere Belästigung, aber auch ohne die übliche Begleitung des Tschausch-Baschi und seiner Leute nach seinem Hôtel zurück. Die für den Großherrn bestimmten Geschenke wurden ihm Tags darauf nachgeschickt [1]).

Merkwürdigerweise hatte dieser sonderbare Vorfall zunächst keine ernsteren Folgen. Fériol hatte darauf zwar nie eine Audienz beim Sultan, trat aber doch mit der Pforte in ungehinderten Geschäftsverkehr, und am Hofe Ludwig's XIV. war es ja längst Staatsmaxime geworden, von dergleichen persönlichen Differenzen der Gesandten zu Constantinopel, während man es anderwärts mit weit wichtigeren Dingen zu thun hatte, keine sonderliche Notiz zu nehmen. Ludwig XIV., meint De La Motraye, war in dieser Beziehung so ziemlich gleichen Sinnes mit König Wilhelm III. von Großbritanien, welcher, als man ihm einmal bei einem ähnlichen Falle rieth, ohne weiteres Constantinopel zu bombardiren, kalt antwortete: „Von den Türken ist weder viel Ehre zu erwarten, noch viel Unehre zu fürchten [2])."

Etwas gespannt blieben die Verhältnisse zwischen Herrn von Fériol und der Pforte seitdem freilich immer, zumal da er, ein Freund von Pracht und geräuschvollem Wesen, wodurch er sich gern bemerklich machte, ihr noch bei verschiedenen Gelegenheiten durch sein anmaßendes Auftreten Anstoß gab. Bald fuhr er, zum Ärgerniß aller Gläubigen, in einer Jacht am Serai vorüber, wie sie nur der Großherr selbst zu führen pflegte, bald erregte er durch seine lärmenden und auffallend glänzenden Feste, wodurch er ganz Constantinopel in Aufregung versetzte, den Unmuth des Diwans.

Zur Verherrlichung der Geburt des Herzogs von Brabant, des Urenkels Ludwig's XIV., Sohnes des Herzogs von Burgund, machte er z. B. im Jahre 1704 mit seinen Böllerschüssen und seinem Feuerwerk einen so gewaltigen Lärm, daß

1) Ausführlich sprechen über diese Verhältnisse: De La Motraye, Voyages, T. I, p. 267—272. Die neueröffnete Ottomanische Pforte. Bd. II, S. 852, und vorzüglich Lamberty, Mémoires pour servir à l'histoire du XVIII. siècle. à la Haye 1731. T. I, p. 41—46.

2) De La Motraye, a. a. O., S. 273.

ihm der Großwesir nicht nur das Schießen, angeblich weil dadurch in dem benachbarten Serai einige Sultaninnen, welche sich in gesegneten Umständen befänden, auf nachtheilige Weise gestört würden, durch Maurokordato gänzlich untersagen ließ, sondern auch am Abend den Bostandschi-Baschi mit einer starken Polizeiwache über den Hals schickte, welche seine Lampen und sein Feuerwerk auslöschen sollten. Da sich aber Fériol das nicht gefallen lassen wollte und seinen ganzen Hausstand, bis auf den Küchenjungen herab, bewaffnete, um im Nothfalle Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so wäre es darüber beinahe zu einer förmlichen Schlacht gekommen. Denn schon hatte der Bostandschi-Baschi zwei Kanonen und hundert Topdschis herbeigeholt, um die verrammelten Thüren des Gesandtschaftshôtels einzuschießen, als einige gemäßigte Freunde des Gesandten die Lämpchen hinter seinem Rücken nach und nach auslöschen ließen, worauf sich der Bostandschi-Baschi ruhig mit seinen Leuten zurückzog[1]).

Aber auch in ernsteren Dingen wurde Fériol der Pforte nicht selten sehr lästig und unbequem. War es ihm nicht gelungen, den Frieden zu verhindern und zu Gunsten Tököly's den Krieg in Ungarn aufs neue anzufachen, so suchte er nun, obgleich vergeblich, wenigstens das Abgrenzungsgeschäft zwischen dem Kaiser und der Pforte noch auf jede Weise zu erschweren und zu hintertreiben[2]). Dann haben wir schon gesehen, wie unangenehm er sich der Pforte in den fatalen Händeln zwischen den Jesuiten und dem armenischen Patriarchen Awedick machte. Und endlich wollte der Diwan auch nichts von seinen ewigen Behelligungen wegen der Unterstützung des Franz Rakoczy und der ungarischen Rebellen wissen, worauf wir weiterhin zurückkommen werden.

1) De La Motraye l. c., p. 369, wo eine genaue Beschreibung des glänzenden und interessanten Festes gegeben wird; und dann wegen der Jacht, welche ihm der Bostandschi-Baschi geradezu wegnehmen ließ, während seine Ruderer mit je 50 Bastonadenstreichen eines Besseren belehrt wurden, daselbst, S. 281.

2) Daselbst, S. 281, wo es heißt, die Grenzregulirung in Folge des Friedens von Carlowicz sei am Ende doch glücklich zustande gekommen, „malgré les efforts qu'on accusoit Mr. de Fériol de faire pour l'empecher, surtout à l'égard de l'Empereur."

Seine Leidenschaftlichkeit versetzte Fériol überhaupt in eine beständige Aufregung, welche am Ende, nachdem er schon wiederholt Beweise von Geistesabwesenheit gegeben hatte, in einen förmlichen Wahnsinn umschlug. Er kam bei Gelegenheit eines Festes zum Ausbruch, welches Fériol im Sommer 1709 mit der gewöhnlichen Pracht einigen Herren und Da- 1709
men auf seinem Landsitze in dem Dorfe Belgrad bei Constantinopel gab. Auf dem Rückwege von dort fing er an irre zu reden. Durch geringen Widerspruch gereizt, verfiel er sofort in eine so gefährliche Tollwuth, daß man genöthiget war, ihm gleich nach seiner Ankunft in seinem Hôtel Fesseln anzulegen. Das steigerte natürlich seinen Wahnsinn bald bis zur entsetzlichsten Tobsucht, in welcher er die tollsten Dinge that. Unter Anderm schickte er dem englischen Gesandten, Ritter Sutton, eine förmliche Herausforderung zu, weil dieser, seinen Instructionen zufolge, den Verhandlungen Rußlands mit der Pforte allen möglichen Vorschub leistete, während er, Fériol, sie von jeher aus allen Kräften zu hindern gesucht hatte. Sutton, ein sehr ruhiger Diplomat, nahm dieses sonderbare Cartel natürlich so auf, wie es die Umstände verlangten. „Er werde ihm sofort Bescheid geben", ließ er Fériol sagen, „sobald er von derselben Krankheit befallen werden würde, von welcher er heimgesucht sei[1])."

Der Unglückliche genas zwar später wieder, konnte aber nicht so weit wiederhergestellt werden, daß er in seiner Stellung verbleiben konnte. Auf eine Bescheinigung seines Arztes, des portugiesischen Juden Fonseca, welcher sich die vornehmsten zu Constantinopel ansässigen französischen Kaufleute angeschlossen hatte, wurde er endlich abberufen. Als sein Dolmetscher, ein Herr Brun, Verwandter Voltaire's, dem Großwesir, Ali-Pascha von Tschorli, die traurige Nachricht von der schlimmen Krankheit seines Herrn hinterbrachte, schien er darüber keineswegs verwundert zu sein. Denn, meinte er, mit Hinblick auf die Audienzscene, die wir oben geschildert haben, es sei schon lange her, daß Fériol davon befallen sei; er habe sich gleich bei seinem ersten Auftreten in Con-

1) De La Motraye l. c., p. 410.

stantinopel wie ein Wahnsinniger benommen[1]). Es läßt sich leicht denken, daß unter solchen Umständen die Stellung seines Nachfolgers, des Grafen Desalleurs, Seigneur de Clinchamp, bei der Pforte weder leicht noch sehr erfreulich sein konnte.

Neben England hatte sich damals auch Holland durch seine vielseitige Theilnahme an der Vermittelung des Friedens von Carlowicz in Constantinopel eine einflußreiche Stellung verschafft. Dies war vorzüglich den erfolgreichen Bemühungen des langjährigen Vertreters der Generalstaaten bei der Pforte, Jakob Colyer, zu verdanken, welcher überhaupt um diese Zeit zu den gescheidtesten, gewandtesten und erfahrensten Diplomaten in der osmanischen Hauptstadt gehörte. Er war seinem Vater bereits im Jahre 1688 gefolgt, und hatte daher in dieser langen Zeit Gelegenheit genug gehabt, Terrain und Personen gehörig kennen zu lernen. Seine Verdienste um die Herstellung des Friedens hatte der Kaiser durch seine Erhebung in den Reichsgrafenstand belohnt, eine Ehre, welche auch Lord Paget zugedacht war, der sie aber ablehnen zu müssen glaubte. Graf Colyer war, wie wir bald sehen werden, dann auch wieder bei den Verhandlungen mit den nordischen Mächten und bei dem Abschlusse des Friedens zu Passarowicz ungemein thätig. Er überlebte den letzteren noch mehrere Jahre und starb erst im Jahre 1725[2]). Natürlich ließ sich Colyer, bei seiner höheren diplomatischen Wirksamkeit, auch die Interessen des holländischen Levantehandels sehr angelegen sein, obgleich derselbe schon so gedrückt war, daß er

1) De La Motraye, a. a. O., S. 411 und vorher S. 273.

2) Nach den Notizen über ihn bei De La Motraye, T. I, p. 197. Hammer, O. G. Bd. IX, S. 308, setzt seinen Tod zwei Jahre zu spät in das Jahr 1727. Auch war Herr von Heemskerke, wie hier gleichfalls fälschlich angegeben wird, niemals holländischer Gesandter zu Constantinopel. Er wurde nur, wie wir bereits oben S. 204 bemerkt, als Vertreter der Generalstaaten am kaiserlichen Hofe zu Wien nach der Schlacht bei Szalankemen (1691), vorzüglich auf Betrieb des Königs Wilhelm III. von England, zu einer außerordentlichen Sendung nach Belgrad und Adrianopel gebraucht, um womöglich den Frieden zu vermitteln. Das Nähere über diese erfolglose Mission findet sich: „Neueröffnete Ottomanische Pforte", Bd. II, S. 607 fg., 657 und 688 fg.

mit dem französischen und englischen kaum mehr concurriren konnte [1]).

Spanien kam in den Verhältnissen des westlichen Europas zur Pforte jetzt so gut wie gar nicht mehr in Betracht. Die Furcht vor seiner dereinst so gewaltigen Armata war nun in Constantinopel so geschwunden, daß es der Großwesir Ali-Pascha von Tschorli wagte, nach langen Zeiten im J. 1707 1707
wieder einmal ein osmanisches Geschwader durch den Archipel nach dem Mittelmeer auslaufen zu lassen. Es erschien unversehens vor Majorca, zerstörte dort ein Kloster und ein Küstenschloß, aus denen es 300 Gefangene mit hinwegschleppte, blieb dann einen Tag lang vor Malta liegen, ohne daß die Ritter es anzugreifen wagten, und hob endlich bei der Insel Paros noch zwei maltesische Kreuzer auf, welche im Triumph nach Constantinopel gebracht wurden.

Fast gleichzeitig benutzte der Dey von Algier die Ohnmacht Spaniens, einen längst im Schilde geführten Streich gegen das gänzlich vernachlässigte, nur von einer schwachen Besatzung vertheidigte Oran auszuführen. Es war längst sein Plan gewesen, sich dieses für die Erweiterung seiner Herrschaft gegen Marokko hin so wichtigen, für Spanien aber schon so gut wie verlorenen Postens zu bemächtigen. Niemals war die Gelegenheit dazu günstiger, als jetzt, wo Spanien durch den Erbfolgekrieg erschöpft und in sich zerrissen, seine afrikanischen Besitzungen so zu sagen ganz sich selbst überlassen mußte. Der Bey der Provinz Oran, Mustafa Bou Chelagham, welcher seinen Sitz in Mascara hatte, erhielt daher im Jahre 1707 Befehl, den Platz 1707
mit allen seinen Streitkräften von der Landseite anzugreifen, während einige von Algier abgeschickte Galeeren das Unternehmen von der See her unterstützen sollten. Philipp V. hatte nun zwar im letzten Augenblicke ein kleines Entsatzungscorps zusammengebracht, dessen erwartetes baldiges Erscheinen

1) Andeutungen darüber gibt De La Motraye, T. I, p. 182 und 383. Noch im Jahre 1715 sahen sich die Generalstaaten genöthigt, gegen die Barbaresken Repressalien zu ergreifen. Die betreffenden Verordnungen gibt Lamberty, Mémoires, T. I, p. 333.

auch die kleine Besatzung zu heldenmüthiger Ausdauer anfeuerte. Allein der Graf von Vera Cruz, welcher es befehligte, lieferte es verrätherischerweise in die Gewalt des Erzherzogs Karl, sodaß die Besatzung, aller Hülfe beraubt, nach längerem verzweifelten Widerstande, im Jahre 1708 capituliren mußte. Die Schlüssel der Festung schickte der Dey, zum Zeichen der Unterwürfigkeit, durch seine drei Admiralschiffe, die Kapudana, Patrona und Riala, dem Großherrn nach Constantinopel [1]).

Oran, seitdem zum Hauptort des westlichsten Beyliks der Regentschaft erhoben, blieb hierauf 24 Jahre in der Gewalt
1732 des Deys von Algier. Erst in einem am 7. Juni 1732 erlassenen feierlichen Manifest erklärte Philipp V. vor ganz Europa, daß er es im Interesse der Ausbreitung der geheiligten katholischen Religion für seine Pflicht halte, diesen Platz den Ungläubigen wieder zu entreißen [2]). Die Rüstungen waren fast zu großartig für den Zweck des Unternehmens. Am 15. Juni 1732 verließen 12 Linienschiffe, 2 Fregatten, 14 kleinere Schiffe und etwa 500 Transportfahrzeuge, welche 25,000 M. auserlesener Truppen, unter dem Befehle des Grafen von Mortemart, am Bord hatten, den Hafen von Alicante. Am 25. wurde vor der Festung Anker geworfen und die Landung ohne Widerstand bewirkt. Das unerwartete Erscheinen der Spanier auf den umliegenden Höhen, welche die Stadt beherrschten, erfüllte die Araber so mit Schrecken, daß sie, nach einigen leichten Vorpostengefechten, sich auf dieselbe zurückwarfen, und sie bereits in der Nacht vom 30. Juni mit allen ihren Nebenforts ohne Kampf räumten. Ein ungemein reicher Vorrath an Munition und Proviant fiel mit 146 Geschützen in die Hände der Eroberer, welche im Ganzen nur 150 M. verloren hatten. Erst im Jahre 1790 ging Oran, wie wir

1) De la domination espagnole en Algérie, in dem officiellen Werke: Tableau de la situation des établissements français dans l'Algérie, Paris 1840, p. 353.

2) Daselbst, S. 354. Das Manifest beginnt mit den Worten: „Yo el Rey, considerando muy principalmente que estando esta plaza en poder de los barbaros Africanos, es una puerta cerrada a la extension de mi sagrada religion ect."

unten sehen werden, für Spanien zum zweiten Male und auf immer verloren[1]).

Die Pforte legte aber auf diese westlichen Besitzungen, über welche sie ohnehin nur noch eine Scheinherrschaft ausübte, viel zu geringen Werth, als daß sie dafür noch ein lebendigeres Interesse hätte an den Tag legen oder für ihre Erhaltung ihre Kräfte hätte einsetzen sollen. Als im Jahre 1708 der Dey von Algier die Schlüssel von Oran an den Stufen des großherrlichen Thrones niederlegte, waren ihre Beziehungen zu den Nordmächten schon wieder zu einer Entwickelung gediehen, welche ihren Sinn und ihre politische Thätigkeit fast ausschließlich nach dieser Seite hin lenken mußte. Auch wir wollen daher nun auf die betreffenden Verhältnisse etwas näher eingehen.

2) Stellung der Nordmächte zur Pforte bis zum Auftreten König Karl's XII. und dem Ausbruche des Krieges mit Rußland im Jahre 1710.

Man kann es füglich dahingestellt sein lassen, ob Zaar Peter von Rußland in dem zu Constantinopel im Jahre 1702 unterzeichneten Friedensvertrage, dessen Gültigkeit auf 30 Jahre festgesetzt wurde, wirklich die freie Fahrt für seine Kriegsschiffe auf dem Schwarzen Meere erlangte, oder nicht? Die Einen behaupten es, die Andern wollen es bezweifeln[2]) So

1) De la domin. espagn. ect., a. a. O., S. 355.

2) Daß davon in dem dreißigjährigen Frieden wirklich die Rede war, kann nach dem, was wir darüber bereits oben, S. 234, beigebracht haben, ebenso wenig bezweifelt werden, als daß die definitive Unterzeichnung dieses Friedens erst am 25. Juli 1702 stattfand. Auch über den letzten Punkt war man bisher nie ganz im Klaren. Und dies kommt vorzüglich daher, daß die ausdrücklichen und bestimmten Angaben der in solchen Dingen sehr gewissenhaften Venetianer Contarini und Garzoni, welche als Zeitgenossen gewiß über Alles, was mit dem Frieden von Carlowicz zusammenhing, genau unterrichtet waren, allen Schriftstellern, welche sich darüber geäußert, auch sogar Hammer, völlig unbekannt geblieben sind. Gewöhnlich stützt man sich bei der Annahme, daß die Unterzeichnung des 30jährigen Friedens schon am 3. Juli 1700 stattgefunden habe, auf das „Journal de Pierre le Grand

viel steht aber thatsächlich fest, daß dieser weitblickende Fürst, einmal im Besitz von Assow, die Herrschaft des Schwarzen Meeres zu einem der vorzüglichsten Zielpunkte seiner Alles umfassenden Politik machte, daß er danach sofort seine Maßregeln ergriff, und daß es darüber zwischen ihm und der Pforte sehr bald zu erheblichen Differenzen und unangenehmen Reibungen kam und kommen mußte.

Wie im Norden durch das Baltische, wollte er sich im Süden durch das Schwarze Meer den Weg zu dem politischen Weltverkehr bahnen. Darauf war sein Sinn unablässig ge-

depuis 1698 ect. Stockholm 1774", wo p. 16 allerdings gesagt wird, daß der Zaar die Nachricht von dem an dem gedachten Tage erfolgten Abschluß des Friedens aus Constantinopel erhalten habe, und daß erst in Folge dessen im August die Kriegserklärung an Schweden erfolgt sei. Denn der Zaar hatte sich in den Verträgen mit seinen beiden Bundesgenossen gegen König Karl XII., Polen und Dänemark, von respective dem 11. November und dem 16. Juni 1699, in Separatartikeln ausdrücklich verpflichtet, diesen Krieg nicht eher anzufangen, als bis der Friede mit den Türken unterzeichnet sein würde (daselbst S. 8, 10 und 17). Nun bezog sich aber die Nachricht, welche Peter erhielt, nur auf die zwei Hauptpunkte, die Schleifung der Festungen am Dnieper und die definitive Abtretung von Assow an Rußland. Das genügte vorläufig dem Zaar. Über die übrigen Punkte wurden die Verhandlungen fortgesetzt, welche erst nach zwei Jahren zu der definitiven Unterzeichnung des vollständigen Vertrags führten, wie wir ihn durch Contarini und Garzoni genau kennen lernen. Nach dem letzteren fand ja auch die feierliche Ratification des Friedensvertrags von Seiten des Sultans erst im September 1702 zu Adrianopel statt, und der russische außerordentliche Bevollmächtigte Tolstoy, welcher das Friedensgeschäft vollends in Ordnung bringen sollte, war erst im Januar 1701 mit einem glänzenden Gefolge von mehr als 150 Personen in Constantinopel eingetroffen. De La Motraye, Voyages, T. I, p. 281. Schoell, Hist. abrégée des traités de paix, T. XIV, p. 283 (Paris 1818), war über diese Verhältnisse nur sehr oberflächlich unterrichtet. Und auch noch in dem jüngst erschienenen sonst recht interessanten Werkchen: „Der Eintritt der Türkei in die Politik des achtzehnten Jahrhunderts von Herrmann Abeken. Berlin 1856" herrscht darüber, bei dem Mangel tieferer Quellenkenntniß, was das Thatsächliche betrifft, große Unklarheit. Der Verf. kannte weder den venetianischen noch den russischen Frieden und die Zeit ihres Abschlusses näher, und müht sich daher S. 37 und 38 damit vergeblich ab.

richtet, und die möglichste Verstärkung seiner Flotte nach dieser Seite hin war sein Lieblingsgedanke, der innigste Wunsch seines Herzens, an dessen Verwirklichung er unaufhörlich arbeitete. Er machte daraus nie ein Hehl. Wir haben schon gesehen, wie er es sogleich nach der Eroberung von Assow seine erste Sorge sein ließ, seine Seemacht in jenen Gewässern ansehnlich zu vermehren, wie er zu diesem Zwecke die Steuerkraft seines Adels und seiner Geistlichkeit in Anspruch nahm, wie er venetianische Werkmeister nach den Werften von Woronesch zog, die ihm Kriegsschiffe aller Art bauen mußten, und wie er selbst noch an Ort und Stelle die Pläne zu den umfassenden Hafenanlagen bei Taganrok entwarf[1]).

Als er dann im Jahre 1697 seine Reise durch Deutschland machte, erklärte er unter Anderm zwei hochgestellten fürstlichen Frauen, daß er Willens sei, seine Flotte im Schwarzen Meere auf mindestens 75 Kriegsschiffe zu bringen. „Der Czar", schrieb Leibnitz, welcher ihn damals sah, aber noch nicht in ein näheres Verhältniß zu ihm trat, darüber am 24. August 1697 an seinen Freund Thomas Burnet, „der Czar, welcher ein wenig holländisch oder deutsch spricht, hat den Frau Kurfürstinnen von Brandenburg und Braunschweig, welche mit ihm in dem Schlosse von Koppenbrück zu Abend aßen, gesagt, daß er 75 Kriegsschiffe bauen lasse, welche er auf dem Schwarzen Meere gebrauchen will. Er denkt jetzt nur daran, die Türken zu beunruhigen; sein großes Vergnügen macht das Seewesen aus, welches er gelernt hat, und aus dem Grunde lernt, da er die Absicht hat, sich zum Herrn des Schwarzen Meeres zu machen[2])."

Es war gewissermaßen einer der ersten Triumphe Peter's in dieser Richtung, als er, nach Rußland zurückgekehrt, im

1) Vergl. oben S. 196—198.

2) Guhrauer, Gottfr. Wilh. Freiherr von Leibnitz. Eine Biographie. Breslau 1842. Bd. II, S. 272. Über die weiteren so einflußreichen Beziehungen zwischen Leibnitz und Peter dem Großen gibt es ein eigenes Werk, welches aber zu viel Raisonnement und zu wenig thatsächliche Aufklärungen gibt: Peter der Große und Leibnitz von Dr. Moritz C. Posselt. Dorpat 1843. Peter's orientalische Politik wird darin nur sehr wenig berührt.

Jahre 1699, also schon während des zweijährigen Waffenstillstandes, selbst von Assow aus mit 10 Linienschiffen und 2 Fregatten durch die Meerenge von Kertsch nach der Krim auslief, um seinen außerordentlichen Gesandten Oukraintzow als Friedensunterhändler auf einem eigenen Kriegsschiffe durch das Schwarze Meer nach Constantinopel zu schicken. Denn die Pforte hatte verlangt, daß dieser Botschafter, wie es bisher immer der Fall gewesen, seinen Weg zu Lande nehme. Der Kapudanpascha Hassan, welcher damals mit 4 Linienschiffen und 9 Galeeren bei Kertsch vor Anker lag, wagte es aber nicht, dem Geschwader des Zaaren die Durchfahrt zu wehren, und ließ ihn ruhig ziehen. Welchen Eindruck dann freilich das unerwartete Erscheinen dieses ersten russischen Kriegsschiffes in Constantinopel machte, haben wir gleichfalls schon oben angedeutet[1]).

Während aber seitdem Zaar Peter nicht müde wurde, nicht nur seine Flotte im Schwarzen Meere zu vergrößern, sondern auch seine Festungswerke nach dieser Seite hin, bei Assow, in Taganrok, unweit Perekop und am Dnieper, ansehnlich zu erweitern, mußte nun natürlich auch die Pforte auf Mittel des Widerstandes gegen die ferneren Übergriffe des Moskowiters bedacht sein. Wäre der wild aufbrausende Großwesir Daltaban gegen die stärkere Friedenspartei im Diwan und im Serai durchgedrungen, so wäre es wahrscheinlich gleich nach dem Abschlusse des 30jährigen Waffenstillstandes schon wieder zum Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Pforte gekommen. Sein baldiger Sturz, im Januar
1703 1703, erhielt indessen damals den Frieden zwischen beiden Mächten. Man beschränkte sich nun im Diwan vorerst nur

1) Journal de Pierre le Grand, p. 7. „Sa Majesté", heißt es da von diesem ersten Seezuge Peter's des Großen nach dem Schwarzen Meere, „passa à Kertschi, ville où se trouvoit alors le Capitan Pacha Assan avec quatre vaisseaux et neuf galeres, qu'elle obligea de donner passage par mer à l'Envoyé extraordinaire de Russie M. Oukraintzow, qui devoit se rendre à Constantinople: car les Turcs ne vouloient pas qu'il allât par mer, mais qu'il fit son voyage par terre." Übrigens vergl. oben S. 232.

darauf, die Meerenge von Kertsch durch die Anlage neuer Festungswerke so viel wie möglich zu sperren, und den Bevollmächtigten des Zaaren zu Constantinopel wegen der Vermehrung seiner Schiffe in den Häfen und des Baues seiner Festungen an den Küsten des Schwarzen Meeres eindringliche Vorstellungen zu machen.

So wurden damals, bereits seit dem Jahre 1702, zum Theil mit einem bedeutenden Aufwand von Kosten und Mitteln nach und nach die umfangreichen Festungswerke und Strandbatterien an der Spitze des Vorgebirges Akindiburuni (d. h. der Strömungen), bei Taman, Temruk und Jenikalaa angelegt, welche alle darauf berechnet waren, mit ihrem Geschütz den Kanal von Kertsch zu bestreichen und das Auslaufen russischer Schiffe aus dem Hafen von Assow zu verhindern. Auch wurden dort stehende, obgleich verhältnißmäßig nur schwache, aus einigen Compagnien Janitscharen gebildete Besatzungen unterhalten und alljährlich einige Kriegsschiffe abgeschickt, um theils den Bau jener Festungswerke zu überwachen, theils vor der Meerenge zu kreuzen und dann bei Kertsch und Taman ihre Stationsorte zu nehmen[1]).

Zugleich bat sich der Großwesir, bereits einmal im Jahre 1702, von dem russischen Botschafter zu Adrianopel eine bestimmte Erklärung darüber aus, was der Zaar eigentlich mit

1) Über den damaligen Zustand der Festungswerke von Jenikalaa, Taman und Temruk gibt De La Motraye, Voyages, T. II, p. 59—62, aus eigener Anschauung die besten Aufschlüsse. Er hat davon nicht gerade eine sehr hohe Meinung. Die Citadelle von Jenikalaa war nichts, als eine unregelmäßig aufgeführte Steinmasse, deren ganzer Vorzug nur in ihrer Lage beruhete. Denn von ihr aus konnte jedes Schiff, welches den Kanal passiren wollte, mit den ungeheuern Steinkugeln, welche man dort gebrauchte, ohne weiteres in den Grund gebohrt werden. Ein Pascha hatte dort seinen Sitz, und eine einzige Compagnie Janitscharen bildete, wie in Taman und Temruk, die Besatzung. Die Werke der beiden letzteren waren unbedeutend. Auf der Citadelle von Temruk lagen nur 6 Kanonen. Beide waren vorzüglich von Armeniern, Georgiern, Mingreliern und Tscherkessen bewohnt, welche einen nicht unbedeutenden Handel mit Caviar, Honig, Leder, Sklaven und Pferden trieben. Er brachte dem Großherrn an Zoll und Abgaben 35,000 Thlr. und dem Tataren-Chan 7—8000 Thlr. jährlich ein.

seiner Flotte bei Assow und seinen Festungen unweit Perekop beabsichtige? — Tolstoy suchte ihn darauf damit zu beschwichtigen, daß er behauptete, jene Festungen haben keinen andern Zweck, als die Donischen Kosaken im Zaume zu halten, und was die Flotte bei Assow angehe, so bestehe sie nur noch aus 12 alten Schiffen, welche vom Kriege her dort vor Anker liegen, und die man — das war aber in keinem Falle ernstlich gemeint — dem Sultan gern käuflich zu überlassen bereit sei. Dabei wollte und konnte sich indessen die Pforte um so weniger beruhigen, da auch die in Folge des 30jährigen Friedens obschwebenden Grenzstreitigkeiten noch keineswegs völlig ausgeglichen waren. Es wurde zwischen den beiden Grenzcommissären, Oukraintzow und Mohammed Efendi, noch lange darüber hin und her gestritten, ob der erste Grenzpfahl am Bug oder am Dnieper eingeschlagen werden sollte. Erst
1705 im October 1705 kam der Vertrag zustande, welcher die Grenzscheide am Dnieper genau festsetzte[1]).

Unterdessen hatte aber die Pforte ihre Beschwerden über den fortgesetzten Schiffbau auf den Werften von Woronesch und die Anlage neuer Bollwerke bei Assow und am Dnieper in Moskau selbst durch ihren Bevollmächtigten, den Aga Mustafa, erneuert, welcher bereits im Februar 1704 dort eingetroffen war, um die Thronbesteigung Sultan Ahmed's officiel anzuzeigen. Peter ließ ihn bis in den November auf Antwort warten, und gab ihm endlich in seiner Abschiedsaudienz zu Narwa, wohin er ihm folgen mußte, den schriftlichen Bescheid, daß weder der Schiffbau noch die Anlage von Festungen, wie man behaupten wolle, dem zwischen Rußland und der Pforte bestehenden Frieden zuwider sei, und daß man sich in dieser Beziehung füglich auf die bereits abgegebenen Erklärungen des Gesandten Tolstoy berufen könne[2]).

1) Vorzüglich nach den osmanischen Quellen bei Hammer, O. G. Bd. VII, S. 64 und 123.

2) Journal de Pierre le Grand, p. 110 und 139: „L'on démontroit", heißt es von dem Bau der Festungen und der Schiffe, „que cela n'etoit pas contraire aux traités de paix entre la Russie et la Porte, en se référant principalement aux remontrances de Mr. Tolstoy, notre Ambassadeur à la Porte Ottomane."

Ein solcher Bescheid war freilich wenig geeignet, die Pforte über die weiteren Absichten des Zaaren zu beruhigen. Auch erklärte der Großwesir dem Gesandten noch in demselben Jahre unverholen, daß die Pforte zur Freundschaft Rußlands kein sonderliches Vertrauen mehr hegen könne, obgleich sie auf der andern Seite ihren guten Willen, den Frieden zu erhalten, dadurch an den Tag legte, daß sie den Klagen des russischen Botschafters über die fortgesetzten Streifereien der Tataren und der rebellischen Kosaken am Don, welche sich unter ihrem Hetman Bulawin im Jahre 1708 sogar gegen Assow 1708
versuchten[1]), Gehör gab, und ihren Statthaltern zu Oczakow und Kaffa Befehl ertheilte, dafür Sorge zu tragen, daß die von dem russischen Gebiet hinweggeschleppten Gefangenen zurückgegeben würden.

Diese friedfertige Gesinnung der Pforte, welche indessen doch auch dem Tataren-Chan die Weisung zugehen ließ, im Verein mit den benachbarten Paschas gegen Rußland hin immer auf seiner Hut zu sein und in beständiger Kriegsbereitschaft zu bleiben, hinderte natürlich Peter nicht, den Bau seiner Schiffe und seiner Festungen nach wie vor mit Eifer zu betreiben. Obgleich damals der Krieg im Norden seines gewaltigen Reiches seine Thätigkeit und seine besten Kräfte fast ausschließlich in Anspruch nahm, so fand er doch noch immer Muße und Mittel, die großen Pläne, welche er nach Süden hin im Schilde führte, durch fortgesetzte Rüstungen, wenigstens für die Zukunft, der Ausführung näher zu bringen. Noch immer erschien er von Zeit zu Zeit in Woronesch und zu Assow, um den Bau seiner Kriegsschiffe persönlich zu leiten und zu überwachen.

Im Frühjahr 1705 verweilte er z. B. beinahe zwei Monate, vom 22. Februar bis zum 19. April, in Woronesch und hatte in

1) Journal de Pierre le Gr., p. 207 und 212. Bulawin war an der Spitze von 5000 M. bis vor Assow gerückt, aber von dem gegen ihn ausgeschickten Major der Garde, Fürst Dolgoruki, mit großem Verluste zurückgeschlagen worden. Die Hälfte seiner Leute blieb auf dem Platze, er selbst wurde auf der Flucht von den in ihren Erwartungen getäuschten Kosaken ermordet, und der Rest unterwarf sich dann aufs neue der Botmäßigkeit des Zaaren.

dieſer Zeit unter Anderm die Freude, einen gewaltigen Dreidecker von 80 Kanonen vom Stapel laufen zu ſehen[1]); und
1709 vier Jahre ſpäter, im April 1709, finden wir ihn dort, ungeachtet ſein Todfeind Karl XII. ſchon ſiegreich in die Ukräne eingedrungen war, ſich mit dem verrätheriſchen Koſaken-Hetman Mazeppa in Verbindung geſetzt hatte und Pultawa bedrängte, abermals in voller Thätigkeit. Er ließ jetzt hier auf einmal vier große Kriegsſchiffe, eins zu 80, zwei zu 70 und eins zu 50 Kanonen, vom Stapel laufen, beſuchte dann die Schiffswerfte und den Hafen von Tawrow, am Ausfluſſe des Woroneſch in den Don, wo gleichfalls mehrere anſehnliche Kriegsſchiffe vor Anker lagen, und ging dann endlich noch auf dem Don bis nach Aſſow und Troitzk herab, um die dortigen Feſtungswerke und Hafenanlagen in Augenſchein zu nehmen[2]).

Ein Bruch mit der Pforte, um ſeine längſt gehegten Abſichten auf die Herrſchaft des Schwarzen Meeres zu verwirklichen, konnte jetzt freilich Peter nicht in den Sinn kommen. Denn noch verweilte er in Troitzk, als ihn die Nachrichten von dem bedenklichen Stande der Dinge bei ſeiner Armee nach dem Kriegsſchauplatze im Norden zurückriefen, wo kurz darauf auf den Ebenen von Pultawa die Würfel jener weltgeſchichtlichen Entſcheidung fielen, welche die Geſchicke der Nordmächte auf lange Zeit bedingte und auch für ihre ferneren Beziehungen zur Pforte von der eingreifendſten Wichtigkeit wurde. Zaar Peter verließ Troitzk, nachdem er dort noch mehrere Anordnungen hinſichtlich der Fortſetzung der begonnenen Marinearbeiten getroffen hatte, am 27. Mai und traf am 4. Juni (a. St.) bei ſeiner Armee in der Nähe von Pultawa ein, wo ſein Erſcheinen ſogleich in alle Operationen neues Leben brachte und die Dinge ſchnell dem Wendepunkte der endlichen Kriſis zuführte[3]).

Es gehört hier nicht zu unſerer Aufgabe, die Verwickelungen und Ereigniſſe, welche ihr vorhergingen, in allen ihren

1) Journal de Pierre le Grand, S. 141.

2) Daſelbſt, S. 248—250.

3) Daſelbſt, S. 254 und 255.

Windungen und Wechselfällen bis auf ihren Ursprung zurück zu verfolgen. Wir erinnern nur kurz so weit daran, als das richtige Verständniß der besonderen Beziehungen der Pforte zu den betreffenden Mächten die Einsicht in diese allgemeineren Verhältnisse unerläßlich macht.

Es ist bekannt, daß sich noch vor Ausgang des siebenzehnten Jahrhunderts zwischen Rußland, Dänemark und Polen ein Waffenbündniß gegen den siebenzehnjährigen König von Schweden Karl XII. (seit 1697) gebildet hatte, dessen Hauptzweck kein anderer war, als ihm seine Nebenländer zu entreißen, und seine wachsende Macht auf den ausschließlichen Besitz seines Stammreiches und das dadurch bedingte Maß seines politischen Einflusses unter den Staaten des Nordens zurückzuweisen. Zaar Peter war die Seele, der leitende Gedanke, das belebende und thätige Element dieses unrechtmäßigen Bundes. Er wollte seine Herrschaft, wie über das Schwarze Meer, so gleichzeitig auch über die Ostsee erstrecken. Und dazu brauchte er eben die Länder am finnischen Meerbusen und an der Ostsee, Ingermannland, Karelien, Esthland, Liefland, die damals unter schwedischer Botmäßigkeit standen.

Welche Zeit wäre aber wol der Verwirklichung dieser seiner großartigen Pläne, wozu ihn die Gewalt seines Geistes, die politische Nothwendigkeit der Entwickelung seines Reiches unablässig drängte, günstiger gewesen, als die Grenzscheide zwischen dem siebenzehnten und dem achtzehnten Jahrhundert, wo die Großmächte des Westens, ganz durch den spanischen Erbfolgestreit in Anspruch genommen, sich nur sehr wenig um diese nördlichen und orientalischen Verhältnisse kümmerten? — Hatte man die Gefahren, die das Wachsthum der Macht Rußlands nach beiden Richtungen hin dereinst der Ruhe, der Selbständigkeit, der Wohlfahrt Europas bringen könne, damals noch nicht so weit erkannt, daß man darauf bedacht gewesen wäre, ihm mit Entschiedenheit entgegenzutreten? — Ja gewiß gab es tiefblickende, prophetische Geister, welche längst schon ihre mahnende und warnende Stimme erhoben hatten. Wir wollen hier nur an ein sehr merkwürdiges Wort erinnern, welches Gottfried Wilhelm Leibnitz, dieser weit in die Zukunft eindringende politische Seher, schon 30 Jahre früher,

bei Gelegenheit der polnischen Königswahl vom Jahre 1669, also lange vor Peter dem Großen, niederschrieb.

„Glauben wir", äußerte er damals in einem Schreiben an den Pfalzgrafen von Neuburg, indem er vor der Erhebung eines russischen Prinzen auf den polnischen Thron warnte, „glauben wir, daß die übrigen Christen mit verschlungenen Armen ruhig zusehen, daß sie nicht sehen werden, was der Kirche, was dem Staate auferlegt wird? — Daß der Türke verdoppelt (duplicari Turcam), daß eine Macht geboren wird, stark genug, Europa zu unterjochen, daß Deutschland von der polnischen Seite offen genug, und den Barbaren der Weg in die Eingeweide Europas geöffnet wird? — Folglich werden zum Löschen des Feuers Alle zusammenströmen, die benachbarten Völker werden wie mit losgelassenen Zügeln sich über uns ergießen, in unseren Ebenen wird zwischen Türken, Russen und Deutschen über die Herrschaft, ja über die Wohlfahrt gestritten werden: wir werden den Streitenden ein Hinderniß, die Beute der Sieger, das Grab aller Nachbarn sein: den Barbaren zur Verachtung, wenn wir uns ihnen freiwillig unterwerfen; verabscheuungswürdig den Christen, welche wir durch unsere Thorheit in die äußerste Gefahr gestürzt haben werden: Freiheit, Sicherheit, Zufluß von Menschen, Ehre, zeitliches und ewiges Wohl wird so zu Grunde gehen[1])."

Es handelte sich aber jetzt eben um ganz andere Dinge in der politischen Weltordnung Europas. Man ließ Peter ruhig gewähren. Selbst ein Leibnitz beugte sich später vor der Macht seines Geistes und der Stärke seines Charakters. Er lieh ihm willig den Beistand seines durchdringenden Verstandes und seiner umfassenden Kenntnisse, weil er von dem großen Werke der Civilisation, wie es Peter für sein Reich und sein Volk ins Leben rufen wollte, mehr Segen, als Unheil für die gebildete Welt Europas erwartete[2]). Er verließ

1) Guhrauer Leibnitz, Bd. II, S. 270.

2) Leibnitz sprach sich darüber z. B. zu Anfange des Jahres 1696 in einem Schreiben an seinen Freund Hiob Ludolf, welcher sich viel mit der Civilisation Abyssiniens beschäftigte, folgendermaßen aus: „Wäre doch Jemand vorhanden, welcher bei den Moskowitern dasselbe ausrichtete, was Du bei den Äthiopiern! Wenn dieses unermeßliche

selbst einmal so weit die gewohnte Sphäre seines Wissens, daß er ihm besondere Rathschläge für die zweckmäßigste Art der Kriegführung gegen die Türken gab [1]).

Im Norden hatte Peter daher nur einen einzigen Feind zu bekämpfen: den jugendlichen, zwar kriegsmuthigen und tollkühnen, aber, wie man wenigstens glaubte, ebenso unerfahrenen als unüberlegten und deshalb leicht zu besiegenden Schwedenkönig. Der Zaar wußte noch nicht, daß er an ihm einen fast ebenbürtigen Gegner finden sollte, der auch über ansehnliche Mittel, einen vollen Schatz, eine vortreffliche Armee und eine tüchtige Flotte gebieten konnte. Im Übrigen sollten seine Bundesgenossen, König August II. von Polen (seit 1696) und König Friedrich IV. von Dänemark (seit 1699), zunächst nur seinen Zwecken dienen. Er verstand es vortrefflich, ihre Schwächen zu benutzen, zahlte ihnen Subsidien und nöthigte sie dafür, seinen Winken und seinen Eingebungen zu folgen.

König August, mit seinen Mätressen und Günstlingen völlig in moralische und politische Nichtigkeit versunken, ließ sich, in seinem von Parteien zerrissenen und zerrütteten Wahlkönigreiche gänzlich machtlos, durch die in Aussicht gestellte Vereinigung Liflands und Esthlands mit seiner Krone, verleiten, die besten Streitkräfte seines angestammten Churfürstenthums nach Polen zu ziehen, und verscherzte dadurch nicht nur das Vertrauen der polnischen Nation, sondern gab auch das arme Sachsen der Rache eines mächtigen und siegreichen Feindes preis. Und der König Friedrich IV., welcher das Übergewicht Schwedens unter den Staaten des Nordens am

Reich in der Weise des gebildeten Europa regiert würde, so würde die Christenheit mehr Nutzen von demselben schöpfen; doch es ist Hoffnung vorhanden, daß sie nach und nach erwachen werden. Wenigstens erkennt der Zaar Peter die Fehler seiner Landsleute und will, daß jene Barbarei nach und nach abgeschafft werde. Er besitzt, sagt man, einen lebhaften, doch etwas zu feurigen Geist." Daselbst, S. 271.

1) In einem am 18. December 1712 aus Wien datirten Schreiben an Peter den Großen, worin er besonderes Gewicht darauf legt, daß man sich gegen die ungestümen Angriffe der Türken immer durch eine gute Wagenburg schütze. Bei Posselt, Peter der Große und Leibnitz. S. 232.

schwersten empfinden mußte, am meisten zu fürchten hatte, glaubte Karl XII. an einer seiner verwundbarsten Stellen anzugreifen, wenn er in das Land seines ihm durch Alter, Gesinnung und Art, wie durch die Bande des Blutes und der Staatsinteressen — er war sein Schwager — eng verbundenen Herzogs Friedrich von Holstein-Gottorp einfiele, wozu ihm das Einrücken schwedischer Hülfsvölker in Holstein und die Anlage von Schanzen bei Tönningen den anscheinend rechtlichen Vorwand liehen.

Der Kampf begann also damit, daß die Dänen im April
1700 1700 in Schleswig eindrangen und Tönningen belagerten, während König August, von Patkul aufgeregt, gleichzeitig seine Sachsen nach Liefland schickte, um Riga anzugreifen. Hier wie dort mußte man aber nun den Feind erst kennen lernen, mit dem man es eigentlich zu thun hatte. Ehe man sich dessen versehen hatte, landete Karl XII. selbst mit überlegener Macht auf Seeland, entsetzte Tönningen und zwang König Friedrich in dem unter Vermittelung der Seemächte am 28. August zu Travendahl bei Kopenhagen abgeschlossenen Vertrage zur Anerkennung der durch den Altonaer Vertrag vom 20. Juni 1689 verbürgten Rechte des Herzogs von Holstein-Gottorp und zum Niederlegen der gegen Schweden erhobenen Waffen. Dann landete er ebenso schnell und unvermuthet bei Pernau, zog unaufhaltsam auf Riga los, entsetzte es gleichfalls und nöthigte König August zum Rückzuge nach Polen.

Nun mußte Zaar Peter, welcher das Schwert noch nicht gezogen hatte, von seinen Bundesgenossen, namentlich König August gedrängt, sich freilich zur activen Theilnahme am Kriege entschließen. Sobald er nur über die Hauptbedingungen des Friedens mit der Pforte Gewißheit hatte, erfolgte schon im August die Kriegserklärung an Schweden. Peter hätte schwerlich seine Zustimmung zu der Schleifung der Festungen am Dnieper gegeben, wenn ihn nicht das unerwartete Auftreten des Feindes im Norden zur Nachgiebigkeit genöthigt hätte. Denn noch war er nicht so gerüstet, daß er ihm mit der Gewißheit des Erfolgs hätte die Spitze bieten können. Er mußte seine Streitkräfte im Norden erst noch durch die

im Süden disponibel gewordenen Truppen verstärken. Doch zögerte er nun keinen Augenblick mehr, brach ohne weiteres in Ingermannland ein und blokirte Narwa. Auch hierhin eilte Karl, ungeachtet der bösen Jahreszeit, mit Blitzesschnelle, griff mit kaum 8000 M. das verschanzte Lager der Russen an und brachte ihnen am 20. November eine so vollständige Niederlage bei, daß von ihrer ganzen Armee kaum einige Flüchtlinge entkamen. Er war indessen großmüthig und, wenn man will, unvorsichtig genug, die 30,000 Gefangenen, welche mit der gesammten Artillerie, einem bedeutenden Vorrathe an Munition und Proviant, an 150 Fahnen und Feldzeichen und der Kriegskasse in seine Gewalt fielen, mit Ausnahme der Befehlshaber und Oberoffiziere, zum Theil selbst mit Waffen und Gepäck nach der Heimat zu entlassen. Man sagt, daß er nicht wenige von ihnen, den Groll im Herzen und vor Rache glühend, 9 Jahre später auf den Ebenen von Pultawa wiederfand[1]).

Hätte Karl XII. jetzt, nach dem glänzenden Siege bei Narwa, seine Waffen sogleich weiter gegen Peter in das Innere Rußlands hineingetragen, so hätte er ihm wahrscheinlich binnen Jahr und Tag in Moskau den Frieden vorschreiben können. Anstatt dessen hielt er es aber, zum Heile Rußlands, für klüger, zunächst den Krieg gegen seinen verhaßtesten Gegner, König August von Polen, fortzusetzen. Er ließ also nur zwei abgesonderte Corps, unter den Befehlen der Generale Cronhiort und Schliepenbach, und eine kleine Flottille auf dem Peipussee zur Deckung von Ingermannland und Finnland zurück, und wandte sich selbst an der Spitze seiner durch frische Truppen verstärkten Hauptarmee im Früh-

1) Über die Vorfälle bei Narwa finden sich die besten Nachrichten in dem Journal de Pierre le Grand, p. 26—38, vorzüglich auch in den Anmerkungen. Peter gibt den Verlust der Schweden selbst auf 3000 M., den seinigen, aber sicherlich viel zu gering, nur auf 5800 — 6000 M. an. Aus der Gefangenschaft wären, nach ihm, etwa 23,000 M. nach Nowgorod zurückgekehrt, was seine ganze bei Narwa active Streitmacht kaum auf 30,000 M. brächte. Dem widersprechen aber andere Berichte, die sie sogar bis auf 80,000 M. bringen wollen und den Verlust auf mindestens 20,000 M. schätzen.

1701 jahr 1701 gegen Kurland und Lithauen, um den Feind im eigenen Lande aufzusuchen und zu vernichten.

Der Sieg blieb hier überall bei seinen Fahnen. Im Juli schlug er die mit einem russischen Hülfscorps, unter Fürst Repnin, vereinigten Sachsen unter dem Befehle des Marschalls Steinau, bei Riga, drang dann, während die Russen wieder über die Grenze zurückwichen und sich bei Pskow mit der Hauptarmee, unter General Scheremetew, vereinigten, unaufhaltsam weiter vor, und war, von der misvergnügten polnischen Partei, an deren Spitze der Primas Radziejowsky und Graf Sapieha standen, überall mit offenen Armen empfangen und auf jede Weise unterstützt, am Ende des Jahres völlig Meister von Kurland und Lithauen. Hier konnte er indessen nun nicht stehen bleiben. Er wollte und mußte durchaus König August um Thron und Reich bringen, verwarf alle ihm von diesem gebotenen Friedensvorschläge, rückte zu Anfange des nächsten Jahres in Polen ein, schlug
1702 am 19. Juli 1702 die Sachsen bei Clissow, und entwarf, einmal im Besitz von Warschau, mit der Partei der Sapiehas sofort den Plan der Entthronung König August's.

Alle Versuche des Letzteren, sich mit Hülfe der kleinen ihm treu gebliebenen Partei in Polen und durch die Unterstützung oder Vermittelung fremder Mächte zu halten, waren
1703 vergeblich. Am 1. Mai 1703 erlitt seine Armee, unter Marschall Steinau, abermals eine gänzliche Niederlage an der Narew unweit Pultusk durch die von ihrem jugendlichen Könige geführten Schweden, welche sich hierauf in ganz preußisch Polen festsetzten und die wichtigen Festungen Marienburg, Elbing und Thorn noch in demselben Jahre hinwegnahmen. Kein Wunder, daß solche Erfolge Karl XII. bis zur Verblendung tollkühn machten. Er beachtete weder die Macht der sich gegen ihn erhebenden nationalen polnischen Partei, welche in der am 22. August 1703 zu Sendomir geschlossenen Conföderation ihren Mittelpunkt hatte, noch die Fortschritte der russischen Waffen im Norden, in seinem Rücken, in Ingermannland, Karelien, Esthland, Liefland. Alle Vorstellungen, alle Warnungen seiner erfahrensten Räthe und Generale blieben ohne Wirkung auf seinen jugendlich hartnäckigen Geist.

Er verfolgte, vom Glücke verführt, mit eiserner Consequenz nur das Eine Ziel, den gänzlichen Ruin seines Gegners, König Augusts.

Bereits im Januar 1704 setzte er es bei der zu War- 1704
schau vereinigten schwedischen Partei durch, daß die Entsetzung des Königs, welcher sich fast ganz verlassen nach Krakau zurückgezogen hatte, und die Wahl eines Andern an seiner Stelle in ernstliche Erwägung gezogen wurde. Karl selbst hatte zuerst seine Augen auf den ältesten Sohn des Helden von Wien, des letzten Königs Johann Sobiesky, Jakob Ludwig, geworfen. In einem am 2. Januar 1704 von Heilsberg aus erlassenen Manifeste erklärte er offen, daß er nur durch diese Wahl die Wiederherstellung der Ruhe von Polen für möglich halte, und daher fest entschlossen sei, den Neugewählten mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln der Macht zu unterstützen und aufrechtzuerhalten[1]). Als aber Jakob, welcher, an sich unfähig, der Last der Krone gar nicht gewachsen war, auch noch das Unglück hatte, mit seinem Bruder Constantin in die Gefangenschaft des Königs August zu gerathen, welcher sie auf dem Wege von Breslau nach Ohlau durch einen in den Hinterhalt gelegten Trupp sächsischer Offiziere schändlicherweise aufheben und erst nach der Pleißenburg bei Leipzig und dann auf die Festung Königstein in sichern Gewahrsam bringen ließ, und auch der dritte Bruder, Alexander, welcher glücklich nach Polen entkommen war, die Wahl wohlweislich ablehnte, ließ auch Karl die Sobieskys gänzlich wieder fallen und bestand auf der Wahl des ihm befreundeten Woiwoden von Posen Stanislaus Lesczinski, obgleich die Häupter seiner Partei, der Cardinal Primas Radziejowski und der Kronfeldherr Lubomirski, mit derselben keineswegs einverstanden waren. Sie mußte gleichwol, weil Karl so wollte, von dem zu Warschau versammelten Reichstage am 12. Juli 1704 wirklich vollzogen werden, während sie dagegen von der Conföderation zu Sendomir sofort für null und nichtig erklärt wurde.

1) Dieses Manifest, dessen Echtheit mit Unrecht in Zweifel gezogen worden ist, findet sich bei Lamberty, Mémoires, T. III, p. 332.

Karl trotzte nun aber einmal auf die Stärke und das Glück seiner Waffen, womit er König August am Ende doch noch gänzlich aus dem Felde zu schlagen hoffte. Während er daher zum Schutze seines neuen Königs nur eine kleine Besatzung von 1500 M., unter General Horn, in Warschau zurückließ, drang er nach Gallizien vor und nahm fast ohne Schwertstreich Lemberg. Noch hatte er sich aber hier nicht festgesetzt, als König August unversehens Warschau überfiel, General Horn mit seinen Schweden in der Citadelle gefangennahm, und Stanislaus zur Flucht zu seinem Schutzherrn nach Lemberg nöthigte. Natürlich durfte Karl solchen Hohn nicht ungerochen lassen. Er eilte also sofort wieder nach Warschau zurück, vertrieb König August, welcher sein Heil abermals in der Flucht nach Krakau suchte, und setzte von hier aus auch im nächsten Jahre, unbekümmert um die Siege der Russen in den schwedischen Ostseeprovinzen, seine ziemlich planlosen Heerfahrten in Polen fort.

1705 Entscheidend war hier der am 31. Juli 1705 bei Wohla, auf dem Wege von Krakau nach Warschau, von den Schweden über die polnisch-sächsische Armee erfochtene Sieg nur insofern, als er Karl wenigstens die Genugthuung verschaffte, daß er den König seiner Wahl endlich im September zu Warschau feierlich krönen und salben lassen und dann mit ihm, als König von Polen, im November ein förmliches Bündniß schließen konnte. Noch entscheidender war aber freilich der Sieg bei Franstadt im Posenschen, mit welchem General Rhenschöld am 13. Februar den Feldzug des Jahres
1706 1706 eröffnete. Denn er bahnte König Karl, welcher sich den besten Theil des Jahres noch in Lithauen umhertrieb und alle seine Kraft nur darauf verwendete, die Russen wieder aus Kurland zu verdrängen, endlich den Weg zu seinem ebenso abenteuerlichen als erfolgreichen Heerzug nach Sachsen. In Polen ließ er nur ein kleines Corps, unter General Mardefeld, zurück und drang im August mit 22,000 M. durch Schlesien, ohne daß ihm Jemand entgegenzutreten wagte, bis in das Herz von Sachsen ein.

Zum Kampfe kam es auch hier gar nicht mehr. Furcht und Schrecken vor dem übermächtigen Feinde lähmten jede

Kraft des Widerstandes. Ganz Sachsen fiel ohne Schwertstreich in die Gewalt der Schweden. In Altranstädt, einem kleinen Dorfe bei Leipzig, wo König Karl sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, schrieb er den Bevollmächtigten des Churfürsten am 24. September jenen schimpflichen Frieden vor, welcher ihn nöthigte, nicht nur der polnischen Krone zu entsagen und Stanislaus für alle Zeiten als rechtmäßigen König anzuerkennen, sondern auch auf alle Bündnisse, namentlich das mit Zaar Peter, für immer Verzicht zu leisten. Außerdem verpflichtete er sich, die Gefangenen, vor Allem die beiden Prinzen Sobiesky, denen er die noch rückständige Abfindungssumme von 400,000 Thlrn. auszuzahlen hat, in Freiheit zu setzen, dagegen alle Überläufer, namentlich den unglücklichen Patkul, auszuliefern, und endlich auch noch für Winterquartiere, Sold und Unterhalt der schwedischen Armee in Sachsen Sorge zu tragen[1]).

Ein Sieg, welchen die mit Polen und Sachsen vereinigten Russen, unter Menzikoff, gleich darauf, am 29. October, bei Kalisch über den in Polen zurückgebliebenen General Mardefeld erfochten, konnte an diesen schweren Bedingungen nichts ändern. Er erbitterte nur noch mehr den unbeugsamen Sinn des allgemein gefürchteten Schwedenkönigs. Churfürst August demüthigte sich persönlich vor ihm, eilte nach Sachsen, ratificirte den Frieden, wünschte Stanislaus förmlich zu seiner Thronbesteigung Glück und schrak selbst nicht vor der Auslieferung Patkul's zurück, durch dessen entsetzliche Hinrichtung König Karl seinem Feldherrnruhm einen unauslöschlichen Schandfleck aufgedrückt hat.

Der einzige Feind, mit dem er es nun noch zu thun hatte, war Zaar Peter von Rußland. Aber dieser hatte die Zeit von der Niederlage vor Narwa bis zu dem Siege bei Kalisch nicht ungenutzt verstreichen lassen. Er hatte seinem Gegner nicht nur gezeigt, daß er zu siegen verstehe, sondern konnte ihm nun auch ein wohlgerüstetes Heer entgegenstellen zum ferneren Entscheidungskampfe. Bereits in den Jahren

1) Den Text des Friedens von Altranstädt gibt Lamberty, Th. IV, S. 273.

1701 bis 1703 hatten ihn die Siege Scheremetew's über die Schweden, unter General Schliepenbach, und die Einnahme der wichtigen Festungen Marienburg, Nötteburg (Schlüsselburg) und Nyenschanz (August und October 1702 und 1. Mai 1703) zum Herrn von Karelien und Ingermannland gemacht. Stolz und ungehindert erhoben sich gleich darauf am Ausfluß der Newa die Anfänge seiner zukünftigen Hauptstadt.

Die Eroberung von Dorpat, Narwa und Iwangorod vollendete im nächsten Jahre (1704) die Unterwerfung von Liefland und Esthland. Dann drang er im Frühjahre 1705 sogleich weiter nach Lithauen und Kurland vor, wo selbst der glänzende Sieg des tapfern Generals Löwenhaupt über Scheremetew bei Gemauerthof (den 15. Juli) der Sache König Karl's keinen Gewinn mehr bringen konnte. Denn Löwenhaupt mußte sich mit seinem siegreichen, aber außerordentlich geschwächten Heere auf Riga zurückziehen und Kurland dem geschlagenen Feinde preisgeben. Gegen Riga wagte Peter noch nichts zu unternehmen; dagegen fiel aber Nimlau mit der benachbarten Festung Bauske schon im September in seine Gewalt. Grodno und Tykoczyn wurden gleich darauf besetzt und stark befestiget, um zum Stützpunkt der weiteren Unternehmungen gegen Polen zu dienen. Noch in demselben Jahre erstreckte Menzikoff von hier aus seine Streifzüge bis vor die Thore von Warschau, wo er bereits am 7. October den Truppen des Königs Stanislaus bei der Vorstadt Praga eine vollständige Niederlage beibrachte. Zu Grodno fand dann auch eine Zusammenkunft zwischen Peter und König August statt, bei welcher das Waffenbündniß gegen Schweden erneuert wurde, welches der Friede zu Altranstädt auf alle Zeiten wieder auflösen sollte[1]).

1) Die genauesten, wenn auch, was namentlich die Zahlenverhältnisse über die gegenseitigen Verluste betrifft, nicht immer ganz unparteiischen Nachrichten über die hier nur im Allgemeinen berührten Kriegsereignisse dieser Jahre gibt das „Journal de Pierre le Grand" unter den respectiven Jahren und Tagen, wobei sich in den Anmerkungen auch mitunter schätzbare Berichtigungen nach schwedischen Berichten finden.

Vergeblich bot Karl schon während des Winters von 1705 auf 1706 Alles auf, die Russen und Sachsen, unter König August's eigenem Befehle, wieder aus Grodno zu verdrängen. Er zog sich von dort nach einmonatlicher erfolgloser Blokade wieder zurück, um sich, durch Rhenschöld's Sieg bei Fraustadt ermuthiget, durch seinen Heerzug nach Sachsen Genugthuung zu verschaffen. Selbst die Niederlage seines kleinen in Polen zurückgelassenen Armeecorps bei Kalisch vermochte ihn, im Taumel des Glücks, nicht über den wahren Stand der Dinge und seine Zukunft zu enttäuschen. Er lebte im Gegentheil der festen Überzeugung, daß auch Peter sich noch vor ihm demüthigen müsse, und er ihm, wie König August zu Altranstädt, so zu Moskau den Frieden vorschreiben werde. In diesem Glauben blieb er, indem er von allen Seiten die ihm dargebrachten Huldigungen in Empfang nahm, sorgen- und thatenlos fast ein Jahr in Sachsen liegen, und ließ somit seinem großen Gegner nur desto mehr Zeit, sich zu sammeln und seine weisen Rathschläge zur Ausführung zu bringen.

Erst zu Ende August 1707 brach Karl mit seiner bis 1707
auf 40,000 M. angewachsenen, vortrefflich ausgerüsteten, aber durch Wohlleben und Schwelgerei nun schon etwas verweichlichten und demoralisirten Armee aus Sachsen wieder nach Polen auf. Auch jetzt schien ihn sein Glücksstern noch nicht verlassen zu wollen. Peter fand es nicht für rathsam, ihm in diesem mehr wie je von Parteien zerwühlten Lande, wo die Stimmungen den Russen nichts weniger als günstig zu sein schienen, entgegenzutreten. Er hielt es, in Übereinstimmung mit seinen bewährtesten Generalen, für klüger, seine Truppen nach Rußland zurückzuziehen, und dem nachrückenden Feinde nur das weitere Vordringen durch Verwüstung des Landes und Zerstörung der Communicationsmittel möglichst zu erschweren.

König Karl drang daher unaufhaltsam bis an die Weichsel vor, setzte im Winter über die Eisdecke dieses Flusses, erzwang dann mit seinem Vortrab von kaum 6000 M. den Übergang über die Brücke des Niemen bei Grodno, und bemächtigte sich fast ohne Schwertstreich sofort dieser Festung.

Von weiterem Vordringen nach dieser Seite hin mußte er indessen in dem weit und breit verwüsteten Lande abstehen. Es wurde ihm jetzt schon schwer, für seine Truppen, welche von Hunger und Krankheiten ungemein zu leiden hatten, nur den nothdürftigen Unterhalt aufzutreiben.

Das Alles brach aber seinen Muth nicht. Der einzige Gedanke, welcher jetzt seinen Geist noch ernstlich zu beunruhigen schien, war der, welchen Weg er einschlagen solle, um nach Moskau zu gelangen. Es standen ihm dahin eigentlich nur zwei Hauptstraßen offen: die eine direct über Smolensk, die andere durch Liefland über Nowgorod und Pskow. Er verwarf aber beide. Die erste, weil er es nicht wagen konnte, sein von feindlichen Schaaren beständig umschwärmtes Heer durch ein völlig verwüstetes Land hindurch zu führen; die zweite, schon deshalb die vortheilhaftere, weil sie ihn mit seinen noch in Kurland stehenden Truppen, unter General Löwenhaupt, und mit der vom Meere her noch offenen Zufuhr wieder in genauere Verbindung bringen konnte, als zu weit vom Ziele abführend. Er entschied sich für einen dritten Weg durch die Ukräne, auf welchem man ihn am wenigsten erwarten mochte, den er aber für den besten hielt, weil er in dem fruchtbaren Lande für seine äußerst erschöpften Truppen hinlänglichen Unterhalt und gehörige Pflege zu finden hoffte.

Falsche Vorspiegelungen des ehrgeizigen Kosaken-Hetmans Mazeppa, mit welchem er längst in geheime Verbindungen getreten war, bestärkten ihn nur um so mehr in diesem verhängnißvollen Entschlusse. Gegen die freilich noch sehr ungewisse Aussicht, daß ihm, im Fall des gemeinschaftlichen Sieges, die Fürstenwürde der Ukräne oder das Herzogthum von Kurland zu Theil werden würde, hatte sich dieser beinahe achtzigjährige Hetman anheischig gemacht, König Karl nicht nur mit einem Hülfscorps von 30,000 M. zu unterstützen, sondern auch für ausreichende Verpflegung seiner Truppen zu sorgen. Er hatte zu diesem Zwecke in seiner Hauptstadt Buturin auch wirklich schon große Magazine angelegt und bedeutende Vorräthe von Lebensmitteln aller Art aufgespeichert. Jedoch wollte König Karl dieses Bünd-

niß vorerst noch geheim gehalten wissen und überhaupt den Feind so lange wie möglich über seine wahren Absichten täuschen.

Während daher Mazeppa noch immer Miene machte, als wolle er, den Befehlen des Zaaren zufolge, mit seinem Contingente zu dem bei Mohilew stehenden Corps des Generals Goltz stoßen, brach der König im Mai 1708 plötzlich 1708
aus seinen Winterquartieren an der Weichsel nach Minsk hin auf, erzwang bei Borissow den Übergang über die neuerdings wieder durch den Rückzug Napoleon's so berühmt gewordene Beresina, warf am 25. Juni die Russen in einem mörderischen Gefechte bei Golowtschin an dem schwer zu passirenden Flüßchen Bibitsch über den Dnieper zurück und rückte ohne weitern Aufenthalt über Mohilew bis in die Nähe von Smolensk, immer in der Absicht, dem Feinde glauben zu machen, als wolle er auf diesem Wege nach Moskau vordringen [1]).

Die klug durchdachte und erfolgreiche Taktik, wodurch Peter seinen Gegner vollends zu vernichten hoffte, bestand nun darin, daß er ihn durch einen vorsichtigen Rückzug, welchen Karl freilich für nothgedrungene Flucht halten mochte, immer tiefer in das absichtlich der entsetzlichsten Verwüstung preisgegebene Land hineinlockte, jeden vereinzelten Zusammenstoß mit ihm sorgfältig vermied und alle seine Streitkräfte so viel wie möglich zusammenhielt und zu einem Hauptschlag concentrirte. Sie brachte König Karl mit seinem Heere bald in die äußerste Noth. Er war kaum mehr im Stande, seine Truppen nur nothdürftig zu unterhalten. Menschen und Pferde erlagen schaarenweise dem Hunger, den unsäglichen Anstrengungen des Marsches und bösartigen Krankheiten.

Um dem peinlichen Mangel an Lebensmitteln nur einigermaßen abzuhelfen und den empfindlichen Abgang an Mann-

1) „Cette marche" sagt darüber Peter in seinem Tagebuche, S. 224, „n'avoit point pour but d'aller à Smolensko; mais c'étoit un stratagème, afin d'entrer plus facilement en Ukraine, et de se joindre au traître Mazeppa, après nous avoir tirés des grands passages que nous avions occupés."

schaften und Zugvieh wieder zu ersetzen, hatte der König dem in Kurland zurückgebliebenen General Löwenhaupt Befehl ertheilt, mit seinem noch frischen Corps und einer möglichst starken Proviantcolonne in Eilmärschen nachzurücken. Dieser brave General, einer der tüchtigsten schwedischen Heerführer, säumte auch nicht, dem Befehle seines bedrängten Herrn Folge zu leisten. Bereits am 15. August war er mit etwa 12,000 M. und 7—8000 Proviantwagen von Riga aufgebrochen und hatte, nach einem höchst beschwerlichen Marsch, am 2. October bei Mohilew glücklich den Dnieper überschritten, um seine Vereinigung mit der erschöpften Hauptarmee zu bewirken. Nichts mußte aber natürlich Peter mehr am Herzen liegen, als diese Vereinigung zu vereiteln. Er selbst trat an die Spitze der 25—30,000 M., welche er dem General Löwenhaupt entgegenwarf, noch ehe er König Karl erreicht hatte, welcher, ohne ihn abzuwarten, nun schon seinen Weg nach der Ukräne hin eingeschlagen hatte. Zwischen Lesnaya und Propoysk kam es in den ersten Tagen des October zu einem zweitägigen äußerst blutigen Gefecht, in welchem der Preis der Tapferkeit den Schweden gehörte, aber die Übermacht am Ende doch den Sieg zu Gunsten der Russen entschied. General Löwenhaupt mußte, um nur wenigstens Etwas zu retten, mit dem größten Theile seiner Truppen das sämmtliche Geschütz und fast die ganze Proviantcolonne, in solcher Noth ein unersetzlicher Verlust, auf dem Schlachtfelde und in den Händen der Sieger zurücklassen. Nur mit einigen Tausend Mann und einer geringen Anzahl von Wagen, bei denen sich glücklicherweise die noch wohl gefüllte Kriegskasse befand, schlug er sich bis zu dem Heere seines Königs durch [1]). Diesem harten Schlage sollte aber bald ein zweiter nicht minder vernichtender folgen.

König Karl hatte sich nämlich, wie gesagt, ungeachtet

1) Auf diesen Sieg, welchen Peter a. a. O., S. 226—230 genau beschreibt, legte er ganz besonderes Gewicht, weil er ihn überhaupt als den ersten betrachtete, den seine Russen über einen solchen Feind in geordneter Linie erfochten hätten. „Elle fut", meint er, „le principe du gain de la bataille de Pultawa, et pour ainsi dire, la mère de cette seconde victoire, qui en naquit au bout de neuf mois."

des besseren Rathes seiner Minister und Generale, welche den directen Weg nach Moskau, unter den gegebenen Verhältnissen, doch noch immer für vortheilhafter hielten, von Smolensk hinweg nach Süden gewendet und war über die Sessa in die Ukräne eingedrungen. Die feste Zuversicht auf die Hülfe des Kosakenhetmans hatte ihn zu diesem verzweifelten und übereilten Schritte getrieben. Wie arg war nun aber seine Enttäuschung, als ihm, nachdem er nicht ohne schweren Kampf die Desna überschritten hatte, Mazeppa in der Provinz Tschernigow, bei Nowgorod-Sewerskoi, zwar mit Geld und seinem guten Rathe, aber ohne die versprochenen Truppen und die ersehnten Lebensmittel entgegenkam! Er hatte sich selbst über seine Macht und seinen Einfluß gewaltig betrogen. Im entscheidenden Momente hatten sich alle Kosakenhäuptlinge, welche er, im Interesse des Schwedenkönigs, auf seine Seite zu ziehen gehofft hatte, von ihm gänzlich losgesagt. Sie wollten mit einer Sache, welche sie schon für verloren achten mochten, nichts zu schaffen haben, und hatten ihrem Oberherrn, Zaar Peter, aufs neue Treue gelobt. Mit kaum 1500 M. und einem Theile seiner Schätze traf daher Mazeppa bei König Karl nicht als mächtiger Bundesgenosse, sondern als schutzflehender Flüchtling ein. Auch mußte er nun für seinen Abfall zuerst am ärgsten büßen. Peter schickte eine Abtheilung seines Heeres, unter Menzikoff, nach Buturin, der Hauptstadt des Hetmans, ließ die dort befindlichen Magazine zerstören und die Stadt selbst, noch ehe sie Karl erreichte, in Asche legen. Zum abschreckenden Beispiel wurde der Verräther Mazeppa hinterher noch excommunicirt und im Bildnisse von Henkershand an dem Galgen aufgeknüpft [1]).

Um das Maß der Leiden voll zu machen, gesellten sich zu Mangel und Entbehrungen jeder Art nun auch noch die Beschwerden eines ungewöhnlich strengen Winters, welcher die Schweden um so härter traf, da sie in diesem unwirthlichen Lande gar nicht einmal die Mittel hatten, sich dagegen zu schützen. Es fehlte ihnen in ihren Wintergnartieren in

1) Journal de Pierre le Grand, p. 238. 240.

und bei Romni geradezu an Allem, an Kleidung, Nahrung und schützendem Obdach, während ihre Gegner in Lebedin Alles im Überfluß hatten und die etwa eintretenden Verluste leicht und schnell wieder ersetzen konnten [1]). Nur die Noth der Verzweiflung trieb König Karl schon im Januar 1709 bei der grimmigsten Kälte zum Sturme auf die Kosakenstadt Weprik. Man wollte hier keine Lorbeeren, sondern nur Brod erobern. Der Hunger machte die Schweden zu Helden, sie fochten wie wüthende Löwen und blieben Meister des Platzes.

Nur ein rechtzeitiger geschickter Rückzug hätte sie jetzt noch retten können. Das war die Meinung ihrer tapfersten Generale und selbst des landeskundigen Mazeppa. Hinter dem Dnieper, suchten sie dem Könige einzureden, könne man frische Kräfte sammeln, die Verbindung mit Polen, Kurland und dem Meere wiederherstellen, und dann den Feldzug, neu gestärkt, wenigstens mit der Hoffnung größeren Erfolgs fortsetzen. Dergleichen weiser Rath galt aber dem verblendeten Helden als unwürdige Muthlosigkeit. Er war schon kaum mehr seines Geistes Herr. Es trieb ihn, wie ein Verhängniß, vorwärts ins unvermeidliche Verderben. Als er im Frühjahre wieder ins Feld rückte, hatte er den 60,000 Russen, lauter tüchtigen, kampfgeübten Truppen, kaum 25,000 M. mehr entgegenzustellen, von denen sich ein großer Theil nur noch mühsam fortschleppte. Daß ihm jetzt, in der äußersten Noth, von Polen her durch König Stanislaus, welcher sich vergeblich bemüht hatte, einen Reichstag in Petrikowo zusammenzubringen, und, aus Kalisch vertrieben, selbst in der größten Bedrängniß war [2]), frische Streitkräfte zugeführt werden sollten, war ein eitles Verlangen. Dennoch drang er nun, unter beständigen Kämpfen mit den russischen Plänklern, die ihm noch viele Menschen kosteten, bis unter die Mauern der kleinen Festung Pultawa vor, wo, nach Mazeppa's Aussage, reiche Magazine und ansehnliche Geldsummen zu finden sein sollten.

1) „Le froid étoit si grand, que les oiseaux mouroient en l'air." Journal de Pierre le Grand, p. 242.

2) Daselbst, S. 244.

Aber der Sturm auf den obgleich nur von einer schwachen Besatzung — sie betrug kaum 4000 M. streitbare Leute — vertheidigten Platz wollte doch nicht gelingen. Man mußte sich zu einer förmlichen Belagerung entschließen, welche indessen blos deshalb nur geringen Fortgang haben konnte, weil man gar nicht mit Belagerungsgeschütz und Sturmzeug versehen war. Die wenigen Feldstücke, welche man gegen die Mauern spielen ließ, blieben fast ohne Wirkung. Gleichwol beharrte Peter auch hier bei seinem System, den Feind, welcher einem entscheidenden Schlage schon nicht mehr gewachsen war, durch den kleinen Kampf erst noch vollends zu erschöpfen und aufzureiben. Nachdem daher die Laufgräben bereits am 1. Mai eröffnet worden waren, fielen beinahe täglich kleine Gefechte vor, welche die Schweden zwar sehr in Anspruch nahmen, aber sie auf der andern Seite doch nicht hinderten, die Festung immer enger einzuschließen [1]).

Die Lage der Besatzung, welcher der Mundvorrath und die Munition auszugehen begannen, wurde mithin ziemlich bedenklich. Auf die Berichte seiner Generale mußte sich Peter, welcher die Armee bereits im Februar verlassen hatte, um, wie wir oben gesehen haben, seine Schiffswerfte und Häfen zu Woronesch und Assow zu besuchen, nun doch zu entscheidenderen Schritten entschließen. Er eilte nach dem Kampfplatz zurück und übernahm selbst die Leitung der weiteren Operationen gegen den hartnäckigen Feind. Seine Vernichtung und der Entsatz der Festung schien nur noch durch eine Hauptschlacht möglich. Um die Verschanzungen der Schweden anzugreifen, ließ daher Peter endlich am 30. Juni seine ganze Armee zwei Stunden oberhalb Pultawa über das Flüßchen Worskla setzen, und am 6. Juli standen sich beide Heere in geordneter Schlachtordnung einander gegenüber.

Der Sieg der Schweden war jetzt eine Sache der Unmöglichkeit, und hätte sie im besten Falle doch nicht mehr retten können. Das Unglück wollte, daß König Karl am Tage der Entscheidung nicht einmal selbst den Oberbefehl

1) Über die Vorfälle bei Pultawa und die endliche Entscheidungsschlacht unter seinen Mauern, Alles sehr genau Journal a. a. O., S. 250—269.

über sein Heer übernehmen konnte, dem er bei solcher Gelegenheit immer durch seinen persönlichen Heldenmuth vorzuleuchten pflegte. Denn er war einige Tage vorher bei einer Recognoscirung durch eine feindliche Kugel am Schienbein so schwer verwundet worden, daß er den Bewegungen seiner Truppen nur auf einer Tragbahre folgen konnte [1]). Die Leitung derselben mußte er seinen bewährtesten Generalen, Rhenschöld, Löwenhaupt, Schliepenbach, Rosen, Lagercron u. s. w., überlassen, denen die besten russischen Heerführer, die Scheremetew, Menzikoff, Repnin, Dolgoruki u. s. w., gegenüber standen. Zaar Peter führte selbst den Oberbefehl und erschien überall, wo es galt, den größten Gefahren durch seine persönliche Gegenwart die Spitze zu bieten, im dichtesten Schlachtgetümmel auf seinem prächtigen türkischen Streitroß. Die Wichtigkeit der Entscheidung beseelte übrigens beide Heere mit gleichem Heldenmuthe.

Der weitere Verlauf des denkwürdigen Kampfes, welcher am frühen Morgen des 8. Juli mit einem siegreichen Angriff der Schweden, unter Schliepenbach, auf den rechten Flügel der Russen begann, gehört der speciellen Kriegsgeschichte an. Er währte nur einige Stunden. Der Sieg schwankte anfangs noch hin und her, bis die Schweden, von der Übermacht der Feinde erdrückt — sie hatten ihnen mit ihren 25,000 M. z. B. nur vier kleine Feldstücke entgegenzustellen — die Wahlstatt verlassen mußten. Etwa 9000 der Ihrigen fanden dort den Heldentod; 3000 wurden auf der Flucht zu Gefangenen gemacht, unter ihnen die Generale Rhenschöld, Schliepenbach, Rosen, Stackelberg, und die Räthe des Königs Piper, Cederholm und Düben, welche Peter, als großmüthiger Sieger, mit der größten Auszeichnung behandelte [2]).

1) Peter gibt in seinem Tagebuche, S. 257, den Tag der Verwundung, welche von Einigen fälschlich in die Schlacht bei Pultawa selbst versetzt wird, bestimmt an. Nach den Remarques d'un Seigneur Polonois sur l'histoire de Charles XII (Poniatowski). A la Haye 1741, p. 31, fand sie an dem Tage statt, wo die Russen über die Worskla gingen.

2) Er zog sie an seine eigene Tafel, belobte namentlich die Tapfer-

Der Rest des geschlagenen schwedischen Heeres, etwa 14—15,000 M., zog sich, unter der Führung des Generals Löwenhaupt, von der russischen Reiterei, unter Menzikoff, verfolgt, in ziemlich guter Ordnung längs des Flüßchens Worskla zurück. Nach drei Tagen hatte er, gänzlich erschöpft, den kleinen Flecken Perewolotschna, am Einfluß der Worskla in den Dnieper, erreicht. Ein längerer Widerstand war hier nicht möglich. General Löwenhaupt lieferte sich, nach kurzen Verhandlungen, mit 14,030 M., meistens Reiterei, allen Waffen und Feldzeichen, und der Kriegskasse, die noch mehrere Millionen enthielt, in die Gewalt der Russen. Im Ganzen waren 19,000 Gefangene, 264 Fahnen und Feldzeichen und 32 Kanonen, welche unter den Mauern von Pultawa zurückgeblieben waren, die Früchte dieses Sieges, welcher Peter nur etwa 6000 M. kostete, aber mit einem Male die ganze Kriegsmacht und mit ihr die eben so unnatürliche als gefürchtete Größe Schwedens vernichtet hatte [1]). Und ihr Schöpfer, König Karl XII., wo war er? — Hier beginnt das merkwürdige Nachspiel dieser großen Katastrophe, welches uns unserm Gegenstande wieder näher bringt.

Die Tragbahre, auf welcher der von den Schmerzen seiner noch nicht geheilten Wunden gepeinigte König mitten im dichtesten Kugelregen den Gang des Kampfes verfolgt

keit und Umsicht des Generals Rhenschöld und verehrte ihm zum Zeichen besonderer Achtung den Degen, den er selbst zu tragen pflegte. Daselbst, S. 262.

1) Journal, p. 263—265, wo auch die beiderseitigen Verluste genauer angegeben werden. Einige interessante Züge aus der Schlacht von Pultawa hat unter Andern auch De La Motraye, Voyages T. II, p. 412 fg., nach den Aussagen schwedischer Offiziere aufbewahrt, welche selbst daran Theil nahmen und die er später in Constantinopel und Bender traf. Daß in der Schlacht auf der Seite der 25,000 Schweden auch noch eine fast gleiche Zahl zaporogischer Kosaken gestanden, wie Hammer, O. G., Bd. VII, S. 138 angibt, wird von keiner der besseren Quellen bestätiget. Die Capitulation von Perewolotschna vom 30. Juni 1709 (a. St.) findet sich bei Anlander: Der nach der Pultawischen Schlacht in dem türkischen Bender sich aufhaltende Karl XII., S. 27.

hatte, fand man von feindlichen Geschossen zerschellt auf dem Schlachtfelde. Ein Pferd, welches er, seines Tragsessels beraubt, mit der äußersten Anstrengung bestiegen hatte, wurde ihm sofort unter dem Leibe getödtet. Nur mit Gewalt konnten ihn seine treuesten Begleiter, der Kanzler Müllern und der Pole Poniatowski, den dringendsten Gefahren für Leben und Freiheit entreißen. Endlich gab er ihren Vorstellungen Gehör und folgte, fast willenlos, der allgemeinen Flucht nach dem Dnieper hin. Kaum drei Stunden, bevor die nachsetzende russische Reiterei die Ufer dieses Flusses erreichte, war es ihm gelungen, mit größter Mühe und dem Verluste mehrerer Hundert Mann von seiner kleinen nur noch 1800 M. starken Escorte, welche theils in den Wellen umkamen, theils von den ihnen auflauernden Russen niedergemacht wurden, überzusetzen. Wohin sollte er sich nun wenden? — Der leichteste und nächste Weg hätte ihn nach der Krim geführt; er traute aber den Absichten des Tatarenchans nicht, und zog es daher vor, sich in die Arme der Pforte zu werfen, auf deren Gastfreundschaft und selbst bewaffneten Beistand er mit Sicherheit rechnen zu können glaubte [1]).

Denn allerdings war er mit ihr längst schon in nähere, wenn auch vorerst nur indirecte Verbindungen getreten, welche bis in die Zeit hinaufreichen, wo er auf der Höhe seines Waffenglücks und seines Kriegsruhms stand. Die Pforte soll zuerst die Hand dazu geboten haben, jedenfalls in der Hoffnung, gegen die Übergriffe des Zaars der Moskowiter nach dem Schwarzen Meere hin an diesem seinen mächtigen Feinde im Norden, im Falle der Noth, einen willfährigen Bundesgenossen zu finden. Man hatte in Constantinopel die Fortschritte der Waffen des Schwedenkönigs von jeher mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt, und ihm schon zur Zeit, als er sich in preußisch Polen festgesetzt und die Entthronung des Königs Auguſt bewirkt hatte, durch die Vermittelung des Statthalters von Oczakow, Jussufpascha, einen geheimen Agenten zugeschickt, welcher ihm die ersten Eröffnungen wegen

1) Journal, p. 261, in Übereinstimmung mit De La Motraye, T. II, p. 413.

eines zwischen beiden Mächten abzuschließenden Freundschaftsbundes machen sollte.

König Karl, obgleich ziemlich verwundert über ein solches Anerbieten, war indessen durchaus nicht abgeneigt, darauf einzugehen. Nur wollte er auch seinerseits seine Freundschaft an gewisse Bedingungen knüpfen. Er verlangte Sicherheit für seine Schiffe und seine Unterthanen im osmanischen Reiche, namentlich gegen die Barbaresken, und trat dann sogleich mit der verfänglichen Frage hervor, ob die Pforte wol geneigt sein würde, ihm gegen Rußland Hülfe zu leisten? — Bis zu bestimmten Erklärungen darüber reichten aber die Vollmachten des Unterhändlers nicht. Er machte Umschweife und schützte die zu große Entfernung vor, welche es der Pforte unmöglich mache, ihm mit Heeresmacht beizustehen. Das sei kein Hinderniß, entgegnete darauf der König; er werde jetzt gegen Kameniek aufbrechen, und dann werde es ja der Pforte ein Leichtes sein, auch ihre Truppen zu ihm stoßen zu lassen. Daraufhin setzte er ohne weiteres freien und gesicherten Handelsverkehr der beiderseitigen Unterthanen, Zurückgabe der von den Barbaresken hinweggenommenen schwedischen Schiffe, die Anerkennung des Stanislaus Lesczynski als König von Polen von Seiten der Pforte, und die Bewilligung eines osmanischen Hülfscorps gegen Rußland als die wesentlichsten Grundlagen des abzuschließenden Bundesvertrages fest. Gehe die Pforte darauf ein, so würde nicht nur er, sondern auch König Stanislaus seine Gesandten nach Constantinopel schicken.

So weit wollte aber die Pforte, bei den damals im Diwan vorherrschenden friedlichen Stimmungen, noch nicht gehen. Den freien Handelsverkehr ließ sie sich wohl gefallen, die Auslieferung der von den Barbaresken hinweggenommenen Schiffe stand aber nicht in ihrer Macht, und ein Hülfscorps zu stellen, war schon deshalb nicht in ihrem Sinne, weil ihr die Erhaltung des Friedens mit Rußland doch noch mehr galt, als die junge Freundschaft mit Schweden. Nur unter der Hand suchte der Großwesir, und zwar ohne Ermächtigung des Sultans, den König mit der eiteln Hoffnung hinzuhalten, daß ihm der Tatarenchan mit einem ansehnlichen

Truppencorps beistehen werde. Darauf scheint nun auch Karl XII. bei seinem Zuge nach der Ukräne bis zum letzten Augenblick gerechnet zu haben, während auf der andern Seite die Pforte, je mehr ihn sein Waffenglück verließ, nur um so zurückhaltender wurde und dem Chan die gemessensten Befehle ertheilte, sich ruhig zu verhalten [1]).

Genug, zur Zeit der Katastrophe von Pultawa hatte sich die Pforte weder zu bestimmten Zusagen, noch viel weniger zum Abschluß eines förmlichen Bundesvertrages verstanden. Sie hielt es gleichwol für angemessen, dem königlichen Flüchtlinge ein Asyl auf ihrem Gebiete nicht zu versagen, um sich dann seiner, je nach Umständen, zu ihren Zwecken zu bedienen. Sobald daher der König, beständig von den nachsetzenden Russen gedrängt, nach einem höchst beschwerlichen sechstägigen Marsche, mit seinem kleinen Gefolge, wobei sich unter Andern noch der Kanzler von Müllern, die Sekretäre Neugebauer und Klinkowström, die Generale Sparre und Lagercron, der polnische Artilleriegeneral Poniatowski und der alte Kosakenhetman Mazeppa nebst seinem Neffen Woniarowsky befanden, den Bug mit einem Verluste von 500 M., welche aus Mangel an Schiffen beim Übersetzen in die Gewalt der Feinde fielen, etwa drei Meilen oberhalb Oczakow überschritten hatte, schickte ihm der Befehlshaber von Babataghi, jedenfalls im Einverständniß mit der Pforte, einen Aga zu, welcher ihn in den Staaten des Großherrn willkommen hieß und für Alles, was seine bedrängte Lage erheischte, namentlich angemessene Verpflegung für ihn und sein Gefolge, Sorge trug. Gleich darauf erschien der Statthalter von Oczakow, Jussufpascha, selbst in seinem Zelte, bot ihm, unter Versicherung des besondern Wohlwollens des Großherrn, welcher nicht ermangeln werde, die nöthigen Befehle zu ertheilen, daß ihm überall, wohin er sich in seinem

1) Diese ersten Verhandlungen zwischen König Karl und der Pforte waren zum größten Theile das Geheimniß seines verschlossenen Geistes und der osmanischen Staatskanzlei. Sie sind daher auch den abendländischen Schriftstellern fast gänzlich unbekannt geblieben. Nur durch die osmanischen Quellen, bei Hammer, O. G., Bd. VII, S. 136 fg. sind wir darüber genauer unterrichtet.

Reiche begeben wolle, ein gebührender Empfang zu Theil werde, seine Dienste an, und lud ihn ein, ihm nach Oczakow zu folgen, wo bereits das schönste Haus für ihn in Bereitschaft gesetzt sei. Der König lehnte indessen diese Einladung mit dem Bemerken ab, daß es nicht seine Absicht sei, hier längere Zeit zu verweilen, und folgte dagegen einer ähnlichen Einladung, welche gleich darauf der Seraskier von Bender in Bessarabien, zugleich mit dem Geschenke eines prächtigen türkischen Zeltes, an ihn ergehen ließ [1]). Bevor er sich je-

1) De La Motraye, Voyages, T. I. p. 411 fg. De La Motraye, welcher sich damals in Constantinopel aufhielt und später wiederholt in Bender war, ist jedenfalls über Alles, was dort in Bezug auf Karl XII. vorging, mit am besten unterrichtet. Er war ein äußerst thätiger und gewandter Mann, ein mit vielseitigen Kenntnissen ausgerüsteter feiner und selbst bis zu einem gewissen Grade unparteiischer Beobachter, welcher sich überall Eingang zu verschaffen wußte, dem kleinen Hofe zu Bender bei verschiedenen Gelegenheiten wesentliche Dienste leistete, und auch das Talent besaß, das, was er erlebt und erfahren hatte, klar und anziehend darzustellen. „C'est un fort bon garçon", schrieb einmal über ihn Baron von Fabrice, welcher ihn gebrauchte, um seine Depeschen von Adrianopel nach Hamburg zu bringen, an Baron von Görtz, „intrigant et fidèle, et qui m'a rendu plusieurs bon services dans ce pays. C'est un petit drôle qui ne manque pas d'esprit, et qui pourra vous dire quantité de circonstances assez plaisantes de tout ce qui est arrivé ici, quoique d'ailleurs ce soit une petite figure assez extraordinaire et qui surtout fait de fort plaisantes reverences." Und an einer andern Stelle empfiehlt er ihn dem Herzog von Holstein als „connoissant assez bien les êtres de ce pays et de ce que s'y passe, et ayant été employe utilement par la cour de Suede dans differentes conjonctures." Anecdotes du sejour du Roi de Suede à Bender ou Lettres de M. le Baron de Fabrice pour servir d'éclaircissement à l'histoire de Charles XII. Hambourg 1760, S. 262 und 263. Diese Briefe sind, neben De La Motraye, die Hauptquelle für den Aufenthalt des Königs im osmanischen Reiche. Sie beginnen Ende Mai 1710 und schließen im November 1714. Über die gleichzeitigen Verhandlungen und diplomatischen Intriguen zu Constantinopel gibt dagegen die besten Aufschlüsse: Mémoires pour servir à l'histoire de Charles XII. etc. par W. Theyls. Leyde 1722. Theyls war erster Dolmetscher und Canzler des holländischen Gesandten Grafen Colyer, und selbst bei dem Vermittelungsgeschäft zwischen dem Könige und der Pforte vielfach thätig. Neben den beiden letzteren können Nordberg's Leben Karl's XII.

doch dahin in Bewegung setzte, hielt er es für angemessen, den Sultan selbst von seiner Ankunft in seinem Reiche durch ein Schreiben in Kenntniß zu setzen, worin er ihn um seinen Schutz bat und ihm ohne weiteres ein Waffenbündniß gegen Rußland anbot. Nothgedrungen, hieß es darin, habe er, nachdem er König August gezwungen habe, der Krone von Polen zu entsagen, und seinen Bundesgenossen und Theilhaber an seiner Treulosigkeit (son Collegue en perfidie), den Zaar, aus diesem Lande vertrieben, nach dem Misgeschick bei Pultawa in den Staaten Se. Hoheit eine Zuflucht suchen müssen. Er wünsche nichts, als die Mittel, so bald wie möglich (incessamment) zu der Armee zurückkehren zu können, welche er in Polen zum Schutze und unter dem Befehle eines würdigen Königs zurückgelassen habe, damit es nicht etwa Dem, welchen er des Thrones für verlustig erklärt, in den Sinn komme, denselben wieder einzunehmen.

„Außerdem", fuhr er dann fort, „bitten Wir nur um die Freundschaft Eurer Kaiserlichen Hoheit, welcher wir von Unserer Seite die aufrichtigste Ergebenheit anbieten und versprechen, deren Wir fähig sind. Den ersten Beweis, welchen Wir Eurer Hoheit davon geben zu können glauben, ist, daß Wir Euch darauf aufmerksam machen, daß, wenn man dem Zaar die Zeit läßt, die Vortheile, welche ihm Unser Unglück über Uns verschafft hat, zu benutzen, er sich plötzlich

3 Theile, Hamburg 1745, und Adlerfeld, Hist. militaire de Charles XII., 4 Vol. Amsterd. 1740, nur als secundäre Quellen gelten. Voltaire Histoire de Charles XII. sollte gar nicht mehr als solche gebraucht werden, wie zum Theil noch Hammer gethan hat, welcher dagegen weder Fabrice noch Theyls gehörig benutzte. Schon De La Motraye und der Pole Poniatowsky hielten es für nöthig, Voltaire in besondern Schriften zu berichtigen und zu widerlegen. Der Erste in seinen: „Remarques historiques et critiques sur l'histoire de Charles XII.", Londres 1732; der Zweite in den anonym erschienenen: „Remarques d'un Seigneur Polonois sur l'histoire de Charles XII." A la Haye 1741. Beide seltene Werkchen enthalten sehr schätzbare Bemerkungen, sind aber von Hammer auch nicht benutzt worden. Aulander „Der nach der Pultawischen Schlacht über eine fünfjährige Zeit in dem Türkischen Bender sich aufhaltende König von Schweden, Karl XII." 1716 ist dagegen ohne besondern Werth.

auf eine Eurer Provinzen werfen wird, wie er mit seinen treulosen Bundesgenossen gegen Uns mitten im Frieden und ohne die geringste Kriegserklärung gethan hat. Die verschiedenen Festungen, welche dieser Fürst am Don und am Mäotischen See angelegt hat, und seine neuausgerüstete Flotte legen seine verderblichen Absichten gegen Euer Reich, auch ohne die sonstigen Beweise seiner Treulosigkeit, deutlich genug (assez intelligiblement) an den Tag. Bei diesem Stande der Dinge erscheint Uns nichts heilsamer, nichts geeigneter, die Gefahr abzuwenden, womit durch Alles dies dieses erhabene Reich bedroht ist, als eine Bundesgemeinschaft zwischen Eurer erhabenen Pforte und Unserm Hofe, in Folge welcher Eure Hoheit Uns in den Stand setze, unter dem Schutze eines Corps von Eurer tapfern Reiterei sicher nach Polen und in Unsere Staaten zurückzukehren, sodaß Wir Unsere Armee, welche sich dort noch unter dem Befehle eines weisen und treu ergebenen Königs befindet, der gern Unserem Bunde beitreten wird, wieder stark machen und noch einmal Unsere gerechten Waffen bis in das Herz von Moskowien hineintragen können, um dem Ehrgeize und der Herrschsucht des Zaaren endlich ein Ziel zu setzen. Übrigens werden wir niemals die Gunst vergessen, welche es Eurer Hoheit gefallen mag, Uns zu Theil werden zu lassen. Wir werden jede Gelegenheit und jedes Mittel zu ergreifen suchen, um Euch Unsere aufrichtige Dankbarkeit dafür zu beweisen."

Diesem zwar sehr bestimmt, aber doch noch ziemlich demüthig gehaltenen Schreiben war ein zweites an den Großwesir, Ali-Pascha von Tschorli, beigegeben, welches nur kurz den Wunsch aussprach, daß er des Königs Gesuch in Betreff seiner Rückkehr nach Polen und der Waffengemeinschaft gegen Rußland durch allen seinen Einfluß bei dem Großherrn unterstützen möge. In diesem Sinne schrieb auch noch der Kanzler von Müllern an den Großwesir, indem er besondern Nachdruck darauf legte, daß die Aufrichtigkeit und Offenheit, womit sein König der Pforte entgegenkomme, um so mehr zur sichern Grundlage der vorgeschlagenen Bundesgemeinschaft dienen werde, da Se. Hoheit der Sultan und

alle Muſelmänner in der ganzen chriſtlichen Welt in dem Rufe ſtehen, ſich vor allen andern Nationen durch dieſe erhabenen Tugenden auszuzeichnen [1]).

Der Sekretär Neugebauer, ein Danziger von Geburt, welcher früher als Erzieher des Czarewitſch in ruſſiſchen Dienſten geſtanden hatte, dann aber zu dem Könige übergegangen war, übernahm die delicate Miſſion, dieſe Depeſchen nach Conſtantinopel zu bringen und die weiteren Verhandlungen mit der Pforte darüber, gemäß den ihm noch beſonders ertheilten Inſtructionen, womöglich ſogleich zu erwünſchtem Ziele zu führen. Ein Aga des Paſchas von Oczakow und ein Koſak, der ihm als Dolmetſcher diente, bildeten ſein ganzes Gefolge [2]).

Drei Tage nach ſeiner Abreiſe brach der König ſelbſt aus ſeinem Lager bei Oczakow nach Bender auf. Überall war für die Bequemlichkeit ſeiner Reiſe durch die Steppen und ſeinen Unterhalt auf das Glänzendſte geſorgt. Schon unterwegs, bei dem Flecken Palanka, zwei Tagereiſen von Oczakow, ließ ihn der Tatarenchan durch einen ſeiner Myrzen ſeine Huldigung, zugleich mit einem prächtigen Viergeſpann und einem koſtbaren Zelte, darbringen. Einen Tagemarſch weit ſchickte ihn der Seraskier von Bender ein Ehrengefolge von 300 Sipahis entgegen, während er ihn ſelbſt, bei ſeiner Ankunft am Dnieſter, unter dem Donner der Geſchütze der Feſtung und dem Zuruf der in Reihe und Glied

1) Die drei Schreiben des Königs und des Canzlers von Müllern gibt De La Motraye, Voyages T. I, im Anhange, S. 20—22. „J'ajouterai", heißt es in dem letzteren, „que la droiture et la bonne foi, dont Sa Majesté Suedoise et Ses Sujets font profession, et la reputation que Sa Hautesse et les Musulmans ont jusques dans le Monde Chrétien, de se distinguer au dessus de tant d'autres Nations par ces prétieuses vertus (?), sont propres à former le fondement de l'Alliance proposée et à lui donner tout le relief dont elle a besoin pour devenir heureuse." So groß war alſo die Noth, daß man ſich nicht ſcheuete, die hier ſo gerühmten Tugenden ſogleich auf die ſchmachvollſte Weiſe thatſächlich Lügen zu ſtrafen!

2) De La Motraye, Voyages, T. I, p. 415. Poniatowsky, Remarques, p. 56.

aufgestellten Janitscharen, auf das Feierlichste empfing, und ihm sogar zum Zeichen der Unterwürfigkeit die Schlüssel der Stadt Bender darbrachte. Er nahm sie aber ebenso wenig an, wie das Anerbieten, eine Wohnung in der Citadelle zu beziehen. Er bestand darauf, sein Lager unter den Kanonen derselben auf einer von Bäumen beschatteten Wiese am Ufer des Dniester aufzuschlagen [1]).

Hier begnügte sich der König anfangs einzig und allein mit seinem sehr einfachen Zelte, und seine Umgebungen mußten wohl oder übel seinem Beispiele folgen. Die Offiziere und Räthe bezogen gleichfalls ihre Zelte um das königliche Zelt herum, die Dienerschaft und die Soldaten wurden in der Nähe in den noch heutzutage dort zu Lande üblichen halb unterirdischen Erdhütten untergebracht. Erst gegen den Winter hin ließ der König seine luftige Wohnung gegen die rauhe Witterung mit einem Bretterdach versehen und durch eine kleine Umfassungsmauer von Ziegelsteinen schützen. Die Offiziere thaten natürlich dasselbe, und so entstand hier aus einem Gemisch von Zelten und Gebäuden eine sich täglich durch neuen Anbau vergrößernde kleine Stadt der sonderbarsten Art, welcher man nicht ohne Ironie den Namen Carlopolis beilegen wollte. Unglücklicherweise war dieser Lagerplatz, welcher von einer Krümmung des Dniester eingeschlossen war, auch noch gefährlichen Überschwemmungen ausgesetzt, vor welchen man den König vergeblich gewarnt hatte. Er mußte es erst erleben, daß er im Juli **1711** beinahe mit seinem ganzen Gefolge ein Opfer der hereinbrechenden Fluthen geworden wäre. Wie seinen Feinden, wollte er auch der Macht der Elemente trotzen. Er war der Letzte, welcher sich damals halb schwimmend aus der immer höher steigenden Brandung rettete, welche endlich seine ganze Zeltstadt verschlang [2]).

1) De La Motraye u. Poniatowsky a. a. O., S. 416 u. 54.

2) „Je me souviens", sagt Fabrice, Lettres, p. 167, „que le Roi tint bon le dernier, et que nous nous sauvames presque à la nage, Monsieur Grothusen et moi à ses cotés." Fabrice kam Juni 1710 als Gesandter des Herzogs von Holstein nach Bender, erwarb sich bald das Vertrauen des Königs in hohem Grade, und be-

Er sah sich also genöthigt, sie etwas höher hinauf in die Nähe des von Moldauern bewohnten Dorfes Warnitza zu verlegen. Während hier der größte Theil des Gefolges in dem Dorfe ein Unterkommen fand, ließ er sich selbst beim Beginn des Winters ein ziemlich starkes und geräumiges Gebäude aufführen, in welchem, obgleich es nur aus einem Erdgeschoß bestand, außer seiner eigenen und seines Hofmarschalls Wohnung und einer Kapelle, noch Platz für eine Besatzung von etwa tausend Mann war. Das Ganze glich überhaupt von außen mehr einer kleinen Festung, als einem königlichen Palaste, war aber nichtsdestoweniger im Innern mit einem Luxus ausgestattet, welcher mit der selbst etwas affectirten Einfachheit der Sitten und der Lebensweise des Königs in auffallendem Widerspruche stand.

Alle Meubles waren, nach türkischer Art, mit den feinsten und reichsten Stoffen in Tuch, Seide, Sammet, Goldbrocard und den kostbarsten Teppichen bekleidet, während der König seine gewöhnliche blaue Dragoneruniform mit messingenen Knöpfen, die Hosen und Handschuhe von Elensleder, die ungeheuern Reiterstiefeln mit Pfundsporen, den kleinen Hut ohne allen Schmuck, den er beständig unter dem Arm zu tragen pflegte, und das ungeheure Schlachtschwert, auf welches er sich stützte, nie ablegte. Seine Tafel war so einfach und so spärlich bedient, daß seine Offiziere, welche die Ehre hatten, dazu gezogen zu werden, sich immer erst durch ein zweites reichlicheres und glänzenderes Mahl bei seinem Adjutanten Grothusen zu entschädigen suchten, zur großen Belustigung des Königs selbst, welcher diesen Schmausereien nicht selten incognito als Zuschauer beiwohnte. Er blieb nie länger als eine halbe Stunde bei Tafel und reines Wasser war sein einziges Getränk. Sein Lager bestand aus einem harten Feldbett, auf welchem er sich mit einem groben Reitermantel zu bedecken pflegte. Seinen schon fast ganz kahlen Kopf bedeckte er auch des Nachts niemals. Er habe, pflegte er zu sagen, seine Nachtmütze, seine Perücke, seinen

fand sich bis zu seiner Rückkehr nach Schweden fast beständig in seiner Nähe.

Schlafrock und seine Pantoffeln in Stockholm zurückgelassen; dort werde er sie schon wiederfinden [1]).

In einiger Entfernung von seinem Festungspalast hatte der König noch einige Baraken für die 500 M. bauen lassen, welche er noch von dem Schlachtfelde von Pultawa gerettet hatte. Und zu diesen Gebäuden gesellten sich nach und nach auch wieder einige Häuser der vornehmsten Räthe und Offiziere des Königs, des Kanzlers von Müllern, des Obersten Grothusen, welcher bei ihm in besonderer Gunst stand, und einiger Generale. Die Ehrenwache des Lagers bestand von Anfang an in 500 Janitscharen, und 500 Thaler waren zum täglichen Unterhalte des Königs und seines Gefolges aus dem großherrlichen Schatze ausgesetzt, die aber zum größten Theile in Naturallieferungen an Fleisch, Geflügel, Wein, Kaffee, Zucker, Gewürze und Pferdefutter berechnet wurden [2]).

Im Übrigen konnte das Leben an dem kleinen Hofe zu Bender, wie man ihn nannte, natürlich nur sehr einförmig und ziemlich langweilig sein. Anfangs hatte der König noch viel an seiner Wunde zu leiden, welche, da der Brand hinzutrat, selbst einen gefährlichen Charakter annahm. Erst als ihm sein Leibchirurg Newman deutlich machte, daß es sich

1) Die genauesten Notizen über die verschiedenen Anlagen des Königs bei Bender und seine Lebensweise daselbst geben: Fabrice a. a. O., S. 167 fg. Poniatowsky, Remarques, p. 54 fg. und De La Motraye, Voyages T. I, p. 416 fg. und T. II, p. 10 fg. Der Letztere hat auch einen deutlichen Plan der Lagerplätze bei Bender und ein gutes Porträt des Königs in ganzer Figur hinzugefügt, welches typisch geworden ist. Karl XII. ließ sich bekanntlich niemals malen. Sein Bild, welches De La Motraye aufbewahrt hat, rührt von dem schwedischen Legationssecretär in England, Baron von Wrangel, her, welcher das seltene Talent besaß, Gesichtszüge auf den ersten Anblick und im Fluge auf dem Papiere zu fixiren. Außerdem gibt es nur noch ein Porträt des Königs, welches der schwedische Hofmaler Crafts gleichfalls nur im Stillen anfertigte. Der König überraschte ihn aber dabei und zerschnitt es mit eigener Hand. Später setzte jedoch Crafts die Stücke wieder zusammen und machte danach mehrere Copien, welche sich in England befinden. De La Motraye spricht darüber genauer in seinen „Remarques historiques", p. 59.

2) Fabrice Lettres, p. 166. 168. Poniatowsky, Remarques, p. 55.

dabei um den Verluſt des Beines handle, verſtand er ſich zu der unerläßlichen Operation, der er ſich bis dahin, nicht aus Furcht, ſondern aus Eigenſinn, hartnäckig entzogen hatte. Es mußten ihm einige Knochenſplitter herausgenommen werden, welche nach Stockholm zurückgeſchickt und ſpäter ſeiner Leiche beigelegt wurden [1]). Die Heilung ging dann an ſeinem kerngeſunden Körper ſo ſchnell von ſtatten, daß er ſchon Mitte Auguſt wieder gehen und ſeinen gewöhnlichen Beſchäftigungen leben konnte.

Dieſe beſtanden darin, daß er, ein ebenſo kühner als ſtattlicher Reiter [2]), täglich zwei mal weite Touren zu Pferde machte, auf welchen ihn die Auserwählten ſeines Gefolges begleiten mußten und auch der wachhabende Janitſcharenoffizier, jedoch ohne Escorte, nie fehlte, daß er ſeine 500 M. zum großen Ergötzen der Janitſcharen häufig exerciren ließ, Beſuche annahm und Depeſchen abfertigte, den Quintus Curtius, ſeinen Lieblingsſchriftſteller, fleißig las, Schlachtpläne und Feſtungswerke zeichnete, bisweilen eine Partie Schach ſpielte, und ſich in heiteren Momenten auch wol einmal an den Schnurren und Plaudereien ſeiner Offiziere und des Herrn von Fabrice ergötzte. Dann konnte er ſelbſt ſehr geſprächig und ſogar witzig werden [3]). Sonſt war er in der Regel ſehr einſylbig und verſchloſſen, namentlich in allen ernſteren Dingen. Niemand war im Stande, ihm das Geheimniß ſeiner weitern Pläne zu entlocken. Dabei bewahrte er jedoch immer ſeine gute Laune und ſeinen ritterlichen Gleichmuth. Man bemerkte an ihm nie eine Veränderung der Gemüthsbewegung, und wenn Alles um ihn her zu verzweifeln ſchien, blieb er heldenmüthig ſtandhaft [4]). Seine ganze Hal-

1) De La Motraye, Remarques, p. 26.

2) „Je n'ai jamais vu personne", ſagt De La Motraye, Voyages. T. II, p. 13 von ihm, „qui eût meilleur air que lui à cheval."

3) De La Motraye a. a. O., S. 11, gibt davon einige Beiſpiele.

4) „Il est de fort bonne humeur", ſagt Fabrice, S. 14, ſchon im Juli 1710 von ihm, „et parle d'aussi bon sens et si juste, que qui que ce soit. Je puis dire encore, que si ce Prince a été grand dans son bonheur, qu'il l'est bien davantage encore dans

tung imponirte selbst den Türken, denen er die größte Achtung, ja selbst Furcht einzuflößen wußte, wenn es auch zu den Fabeln gehört, die Voltaire zum Besten gegeben hat, daß selbst die Valide von seinem Heldenmuthe so begeistert gewesen sei, daß sie nicht nachgelassen habe, den Sultan aufzureizen, er möge doch „ihren Bären", wie sie den König genannt habe, unterstützen, damit er endlich den Zaar verschlingen könne [1]).

Drückend war für den König vorzüglich nur die peinliche Geldnoth, welche sich, da er durch die Capitulation von Perewolotschna, wie gesagt, auch seine ganze Kriegskasse verloren hatte [2]), in seinem Haushalte sogleich auf die empfindlichste Weise fühlbar machte. Anfangs kam ihm in dieser Hinsicht der bald erfolgende Tod des Kosakenhetmans Mazeppa sehr zu statten, welcher 80,000 Dukaten in baarem Gelde hinterließ, die sein Neffe Woniarowsky dem Könige zur Verfügung stellte [3]). Etwa 100,000 Thlr. schickte ihm der Herzog-Administrator von Holstein und Bischof von Lübeck durch Herrn von Fabrice, und später wußte der gewandte Grothusen, welchem mit der Gunst des Königs auch das schwierige Amt seines Schatzmeisters zugefallen war, in der äußersten Noth noch immer dadurch Rath zu schaffen, daß er bei Juden und Christen Geld zu hohen Zinsen aufnahm. Zwei Bankiers der englischen Levante-Compagnie zu Constantinopel, die Gebrüder James und Thomas Cook,

son malheur." Und dann von seiner Verschlossenheit, S. 16: „Depuis quatre jours que je l'entretiens fort souvent, j'y perds mon latin à decouvrir ses sentimens, quoiqu'avant hier j'aye été durant deux heures tout seul à lui parler dans sa tente."

1) Das erzählt unbegreiflicherweise selbst Hammer, O. G., Bd. VII, S. 141, noch Voltaire nach, obgleich die Lächerlichkeit solcher Erfindungen längst schon von De La Motraye, Remarques, p. 33, gründlich dargethan war. Über die Achtung und das Ansehen, welches Karl XII. bei den Türken genoß: Fabrice, Lettres, p. 14. und Poniatowsky, Remarques, p. 55.

2) Der vierte Artikel dieser Capitulation setzte die Auslieferung der Kriegskasse, „in dem Zustande, wie sie sich anjetzo befindet", ausdrücklich fest. Bei Aulander, S. 28.

3) Fabrice, p. 10. De La Motraye, Voyages, T. II, p. 303.

leisteten ihm dabei die wesentlichsten Dienste. Sie machten dem Könige wiederholt ansehnliche Vorschüsse, welche sich nach und nach bis auf die Summe von 200,000 Thlrn. beliefen [1]). Doch rechnete man in Bender auch in dieser Beziehung vorzugsweise auf den Beistand und die Liberalität der Pforte. Es hing daher Alles davon ab, welche Haltung sie überhaupt annehmen werde.

Die Ankunft des Sekretärs Neugebauer in Constantinopel mit dem bestimmten Verlangen des Königs, daß die Pforte sich sofort zu einem Waffenbündniß mit ihm gegen Rußland verstehen solle, setzte den Großwesir offenbar in nicht geringe Verlegenheit. Er suchte vor Allem dadurch Zeit zu gewinnen, daß er Neugebauer die verlangte Audienz beim Sultan, dem er selbst das Schreiben des Königs überreichen sollte, geradezu verweigerte, weil er nicht mit einem officiellen diplomatischen Charakter bekleidet sei. Diese Schwierigkeit konnte nur dadurch gehoben werden, daß der König erst Neugebauer als seinen außerordentlichen Gesandten (Envoyé extraordinaire) bei der Pforte beglaubigte. Die betreffenden Creditive überbrachte ihm General Poniatowsky, welcher Bender aber erst am 8. September verließ. Die unterdessen eingegangenen Antwortschreiben des Großwesirs an den König und den Kanzler von Müllern waren natürlich auch nur sehr allgemein und vorsichtig gehalten, und sagten eben weiter nichts aus, als daß der Großherr nicht abgeneigt scheine, auf einige der Vorschläge einzugehen, welche der König gemacht habe (paroissant déjà par avance assez porté à entrer dans quelquesunes des mesures que Votre Majesté nous fait proposer) [2]).

1) Über diese mislichen Geldverhältnisse spricht Fabrice wiederholt in seinen Briefen, z. B. S. 24. 132. 135 u. s. w. „C'est presque un miracle, comment le Colonel Grothusen", heißt es in der letzten Stelle, „a pu trouver moyen de negocier plusieurs tonnes d'or pour le service de Sa Majesté." Über die Dienste, welche ihm die Gebrüder Cook, ziemlich uneigennützig, leisteten, spricht ausführlicher: De La Motraye, Remarques, p. 48.

2) Die betreffenden Briefe bei De La Motraye, Voyages, T. I, im Anhange, S. 22 fg.

Denn allerdings kam die Pforte sogleich dadurch in eine schlimme Lage, daß nun auch der russische Gesandte zu Constantinopel, Peter Andreas von Tolstoy, nicht müde wurde, den Verhandlungen derselben mit den Bevollmächtigten des Königs von Schweden auf jede Weise feindlich entgegenzutreten. Er erklärte dem Großwesir ohne weiteres, daß der Zaar den längeren Aufenthalt des Königs im osmanischen Reiche in keinem Falle dulden werde und jede etwaige Unterstützung desselben mit bewaffneter Hand von Seiten der Pforte als einen Friedensbruch betrachten müsse. Die Fortschritte der russischen Waffen im Norden, welche zur Wiedereinsetzung des Königs August von Polen und, bereits zu Anfang October 1709, zur Erneuerung der Bundes- 1709
gemeinschaft zwischen Rußland, Polen und Dänemark führten, welcher nun auch noch König Friedrich I. von Preußen beitrat, waren wol geeignet, den Vorstellungen des Gesandten einiges Gewicht zu verleihen.

Der Diwan, welcher die Sache wiederholt in ernste und reifliche Erwägung zog, ließ sich aber doch dadurch nicht sogleich einschüchtern, sondern ertheilte dem Gesandten den Bescheid, daß der Großherr nicht umhin könne, dem König den erbetenen Schutz zu gewähren, daß aber der Friede dadurch um so weniger als verletzt betrachtet werden dürfe, da in dem jüngsten Friedensvertrage für einen solchen Fall gar nichts vorgesehen sei. Dagegen wurde ihm zu gleicher Zeit mit ganz besonderem Nachdruck vorgehalten, daß sich der Zaar seiner Seits erst unlängst noch durch eine schreiende Verletzung des osmanischen Gebietes eines offenbaren Friedensbruches schuldig gemacht habe. König Karl hatte nämlich schon zu Anfang des Monats August, wie man wenigstens behaupten wollte, in der vorbedachten Absicht, einen Bruch zwischen Rußland und der Pforte unvermeidlich zu machen, ein kleines Streifcorps von kaum 1000 M., unter dem Befehle des Obersten Güldenkrock, durch die Moldau nach der polnischen Grenze geschickt. Kaum hatte sich aber dieses Häuflein da blicken lassen, als es von einem in der Nähe aufgestellten russischen Beobachtungscorps überfallen und bei

Czernowicz, auf osmanischem Gebiete, theils zusammengehauen, theils zu Gefangenen gemacht wurde [1]).

Die schwedische Partei versäumte natürlich nicht das dadurch im Diwan angefachte Feuer aus allen Kräften zu schüren. Namentlich entwickelte Graf Poniatowsky, welcher, bei außerordentlicher Gewandtheit, ohne officiellen Charakter, aber mit geheimen Instructionen versehen, doch eigentlich die Seele der Unterhandlungen war und sich die Gunst des Großwesirs in hohem Grade zu erwerben gewußt hatte, in dieser Hinsicht eine ungemeine und erfolgreiche Thätigkeit. Er setzte es durch, daß Neugebauer bereits am 27. Sept. seine feierliche Audienz beim Sultan erhielt, welcher er selbst beiwohnte, und nahm, als er sich am 9. October bei dem Großwesir verabschiedete, um nach Bender zurückzukehren, die ausdrückliche Versicherung mit hinweg, daß sowol dem Großherrn, wie ihm selbst, die Freundschaft und das Wohl des Königs ganz besonders am Herzen läge; die Pforte halte es aber, in seinem eigenen Interesse, für gerathen, daß Se. Majestät die Abreise nicht übereile, um sich nicht unnöthigerweise persönlichen Gefahren auszusetzen; denn der Großherr sei entschlossen, ihn später unter einer für seine Sicherheit vollkommen ausreichenden Bedeckung nach seinen Staaten zurückgeleiten zu lassen. Das Bündniß gegen Rußland und die Geldfrage blieben dabei freilich zunächst noch ganz außer Spiele. Nur der Graf selbst mußte sich ein Ehrengeschenk von 1000 Dukaten gefallen lassen, welches er, da man es als eine besondere Gunst des Sultans betrachtet wissen wollte, vergeblich ablehnte [2]).

König Karl glaubte nun, sich bei diesen allgemeinen Zusagen vorläufig um so mehr beruhigen zu können, da einige Truppenbewegungen, welche die Pforte durch die benachbarten Paschas nach Bender hin ausführen ließ, ihren guten Willen, sie in Erfüllung zu bringen, auch thatsächlich zu beweisen schienen. Es mochten sich so im Laufe des Herbstes und Winters etwa

1) De La Motraye, Voyages, T. I, p. 416.

2) Genau Poniatowsky, Remarques, p. 57—63. Übrigens De La Motraye a. a. O., S. 417.

7—8000 M. in der Nähe von Bender sammeln, während auch die fortgesetzten Aufreizungen der Schweden in Constantinopel gegen Rußland nicht ganz ohne Erfolg blieben. Unter der Hand hatte indessen aber auch Tolstoy dort, obgleich die Pforte ihm wegen der Gebietsverletzung noch immer äußerlich grollte, durch seine Überredungskünste, seine Geschenke und sein Geld — man behauptete im Lager der Schweden geradezu, daß er den Großwesir mit einem monatlichen Sündensold von 40,000 Dukaten bestochen habe [1]) — schon wieder so viel Terrain gewonnen, daß er noch vor Ausgang des Jahres die längst betriebene Erneuerung des 30jährigen Friedens zwischen dem Zaar und dem Sultan durchsetzte.

Man gab dabei, nach längern Verhandlungen, am Ende von beiden Seiten etwas nach. Die Pforte stand von dem sehr zur Unzeit vorgebrachten Verlangen ab, daß Assow zurückgestellt und die neu angelegten Festungen geschleift werden sollten, und der Zaar ließ sich gefallen, daß sein Begehren hinsichtlich der Überlieferung der Schlüssel des heiligen Grabes von Jerusalem an die griechische Geistlichkeit weiteren Verhandlungen vorbehalten werde. Die Hauptsache blieb dabei immer, sich darüber zu verständigen, wie man mit dem König von Schweden verfahren wolle? — Tolstoy hatte es in dieser Beziehung wirklich dahin gebracht, daß dem erneuerten Friedensvertrage eine besondere Bestimmung hinzugefügt wurde, der zufolge es dem Könige gestattet sein sollte, blos und allein mit seinen eigenen Leuten, ohne alle weitere Begleitung, namentlich von Seiten der zu ihm übergetretenen Kosaken, Bender zu verlassen. Die ihm beizugebende türkische Bedeckung sollte 500 M. nicht überschreiten, und sobald er die polnische Grenze erreicht haben würde, sollte ihn ein russischer Offizier mit einem hinlänglichen russischen Truppencorps in Empfang nehmen und so durch Polen geleiten, daß er mit den Eingebornen seiner Partei in gar keine Berührung kommen oder überhaupt auch weiter keine Unruhen dort anstiften könne. Auch sollten alle verrätherischen Kosaken —

1) Fabrice, Lettres, p. 12. Von andern Seiten wurde dies zwar stark bezweifelt.

und das ging vornehmlich auf Mazeppa und seinen Anhang — aus dem osmanischen Gebiete vertrieben werden. Wolle sich der König diesen Bestimmungen, welche ihm von Seiten der Pforte mitgetheilt werden sollten, nicht unterwerfen, und seinen Weg nicht auf die angegebene Weise durch Polen nehmen, dann solle sich die Pforte von ihm gänzlich lossagen und ihm die Sorge für seine fernere Sicherheit lediglich selbst überlassen [1]).

So war der erneuerte Friedensvertrag schon im Novem-
1710 ber 1709 zustande gekommen; und am 3. Januar 1710 hatte Tolstoy die feierliche Audienz beim Sultan, in welcher ihm die förmliche Ratification desselben übergeben wurde. Erst im Mai überschickte hierauf der Sultan mit einem eigenen Bestätigungsschreiben an den Zaar die im April ausgefertigte Friedensurkunde [2]). Unterdessen hatte Tolstoy, welcher nun Alles durchsetzen zu können glaubte, und unter Anderm

1) So werden die Bedingungen des im November 1709 erneuerten Friedens sowol in dem Journal de Pierre le Grand, p. 285, als auch in den beiden Manifesten genau angegeben, welche der Zaar bei Gelegenheit des Ausbruches des Krieges zu Anfange des Jahres 1711 erließ, bei Lamberty, Mémoires, T. VI, p. 415 und 432: „Quantum vero Regem Succorum attinet", heißt es da wörtlich, „pactum erat cum Summo Ministro Ali Bassa, ut eundem Turcica usque ad quingentos viros stipatoria manu per Poloniam in illius Regiones comitari liceret, et ob securitatem a copiis Suae Czareae Majestatis, Officialis ejus Rossicique praesidiarii in limitibus exceptum, illuctidem conducerent: proditores vero Cosaci Turcis ditionibus ejicerentur." Noch genauer im „Journal". Es ist mir völlig unerklärlich, wie Hammer bei seiner Darstellung dieser Verhältnisse, O. G., Bd. VII, S. 142 fg., die hierher gehörigen so wichtigen und interessanten Actenstücke, auf die wir zurückkommen werden, gänzlich unbeachtet lassen konnte, und daher in die erheblichsten Irrthümer verfallen ist, wie z. B., wenn er hier blos nach osmanischen Quellen, welche da begreiflicherweise nicht immer sehr rein fließen, angibt, daß in dem erneuerten Friedensvertrage blos festgesetzt worden sei, „daß dem Könige von Schweden, auf welchem Wege er wolle, in sein Land zurückzukehren gestattet werde." Dem war aber ganz und gar nicht so.

2) Daß der Friede schon im November 1709 erneuert wurde, geht aus dem Manifeste bei Lamberty, T. VI, p. 432 hervor. Die vollzogene Urkunde und das betreffende Schreiben des Sultans: Daselbst, S. 418 und 420.

auch dadurch einen besondern Beweis großherrlicher Gunst erhalten hatte, daß ihm, was vorher keinem russischen Gesandten erlaubt war, gestattet wurde, sich in Pera ein eigenes Hotel einzurichten, auch noch ausdrücklich die Auslieferung Mazeppa's und seiner Kosaken verlangt. Der Großwesir war auch wirklich schon so weit darauf eingegangen, daß er dem König dieses sonderbare Anliegen mittheilen ließ. Es wurde natürlich von diesem mit dem größten Unwillen zurückgewiesen, und würde in keinem Falle irgend einen Erfolg gehabt haben, wenn auch der zeitige Tod des Hetmans nicht allen weiteren Verhandlungen darüber ein Ende gemacht hätte [1]).

Überhaupt war König Karl nun über die Zweideutigkeit, die Treulosigkeit der Pforte, wie sich von selbst versteht, aufs Höchste empört. Schon daß die Truppenzüge nach Bender hin plötzlich eingestellt wurden, brachte ihn um so mehr auf, da die russische Partei geflissentlich das Gerücht verbreitete, die 8000 M., welche man dort zusammengezogen habe, seien nur bestimmt, ihn mit seinen Leuten gefangen zu halten. Als daher der Großwesir zu Anfang Januar 1710 bei ihm unter der Hand anfragen ließ, wie stark er das Truppencorps haben wolle, welches ihn nach Polen geleiten solle, verlangte er ohne weiteres 30,000 Sipahis und 20,000 Janitscharen. Eine solche Armee schien aber dem Diwan schon deshalb bedenklich, weil ihr Erscheinen an der polnischen Grenze einen Bruch der Friedens mit Polen und Rußland unvermeidlich mache. Und als nun der König vollends erfuhr, wie es um diesen Frieden eigentlich stehe, und welche für ihn so demü-

1) De La Motraye, Voyages, T 1, p. 419. Die russische Partei sprengte aus, Mazeppa habe sich aus Verzweiflung selbst vergiftet. „Mazeppa s'empoisonna à Bender et mourut en vrai Judas, juste recompense de ses forfaits." — Journal de Pierre le Grand, p. 283. Später mußte noch sein Neffe Woniarowski für ihn büßen. Dieser hatte nämlich das Unglück, bei einer Reise nach Schweden, die er unternommen hatte, um seine Ansprüche wegen der dem Könige gemachten Vorschüsse geltend zu machen, in Hamburg dem russischen Gesandten in die Hände zu fallen. Er wurde sofort nach Petersburg und von da nach Sibirien geschickt, wo er im Elende umkam. De La Motraye, Voyages, T. II, p. 303.

thigende und entehrende Bedingungen man in denselben aufgenommen habe, da kannte sein Zorn keine Grenzen mehr.

Neugebauer, welcher seine Interessen in Constantinopel so schlecht wahrgenommen habe, wurde sofort abberufen, und die weitere Führung der gewöhnlichen Geschäfte dem Obersten Funk anvertraut. Zugleich ließ der König eine Denkschrift ausarbeiten, worin er den Großwesir, welcher an den Zaar verkauft sei, als seinen ärgsten Feind und den schwärzesten Verräther an der Sache seines eigenen Herrn darstellte, und schließlich seine Absetzung verlangte. Graf Poniatowsky übernahm die schwierige Mission, sich ein zweites mal nach Constantinopel zu begeben und die Denkschrift, ohne Wissen des Großwesirs, dem Sultan selbst zu überreichen. Er verließ Bender um die Mitte Januars und bereits am 23. desselben Monats fand er Gelegenheit, seine Denkschrift dem Sultan in die Hände zu spielen, als er eben vom Freitagsgebet aus der Moschee zurückkehrte. Sie konnte ihre Wirkung nicht verfehlen.

Wahrscheinlich um den König einigermaßen zu besänftigen, schickte ihm der Sultan kurz darauf 25 auserlesene Pferde, von denen das schönste ein Geschirr von hohem Werthe trug, und ein Ehrengeschenk von 20,000 Thlrn. in baarem Gelde zu. Beides nahm der König, als einen Beweis des persönlichen Wohlwollens des Großherrn, gern an, fünf andere Pferde aber, welche der Großwesir aus seinem eigenen Marstalle hinzugefügt hatte, wies er stolz mit der Bemerkung zurück, von seinen Feinden könne er keine Geschenke annehmen, am wenigsten von diesem Großwesir, gegen welchen er bereits beim Sultan Beschwerde geführt habe [1]). Auch erhielt Poniatowsky Befehl, nun nur um so mehr auf der Entsetzung desselben zu bestehen. Noch suchte aber natürlich der russische Gesandte alle seine Bemühungen in dieser Hinsicht zu vereiteln, während ihm auf der andern Seite die Feinde des Großwesirs im Serai vortrefflich in die Hände arbeiteten.

Im Juni hatte er es, mit ihrer Hülfe, endlich dahin

1) De La Motraye, Voyages, T. I, p. 420. Fabrice, Lettres, p. 30.

gebracht, daß Ali von Tschorli nach Kaffa ins Exil geschickt und das Reichssiegel dem braven und gutmüthigen Statthalter von Negroponte, Nuuman Köprili, anvertraut wurde, welcher im voraus als ein Schwedenfreund (fort bon Suédois) galt. Der Jubel über diesen Sieg war daher auch in Bender und unter den Schweden in Constantinopel nicht gering, aber doch etwas voreilig. Denn Köprili, welchem die Schweden und die Polen von der Farbe des Königs Stanislaus die Vortheile eines Krieges gegen den Zaar und seinen Bundesgenossen, König August, im glänzendsten Lichte darzustellen suchten, war überhaupt eine friedliebende Natur und besaß die große Schwäche, daß er es zu einer Zeit und unter Verhältnissen, wo es vor Allem darauf ankam, einen schnellen Entschluß nach der einen oder der andern Seite hin zu fassen und durchzuführen, mit keiner der beiden Parteien verderben wollte, welche dabei in Betracht zu ziehen waren. Er suchte Tolstoy zu beschwichtigen und hielt zugleich auch Poniatowsky mit eiteln Hoffnungen hin [1]).

Jenem stellte er vor, daß die Truppen, welche man bei Bender zusammenzuziehen im Begriff stehe — man sprach schon davon, daß wenigstens der Tatarenchan mit 150—200,000 Pferden in die Ukräne einrücken werde —, gar keinen andern Zweck hätten, als den König von Schweden, den Gast der Pforte, durch Polen in seine Staaten zurückzuführen; er werde aber dafür sorgen, daß dadurch Niemand benachtheiliget werde, während er zugleich voraussetze, daß der Zaar Dem kein Hinderniß in den Weg legen werde. Sein Herr, entgegnete darauf Tolstoy, habe allerdings kein Interesse, sich dem Durchzug des Königs durch Polen zu widersetzen; allein er sei durch Verträge gebunden, König August ein Hülfscorps von 40,000 M. zu schicken, dessen sich dieser wahrscheinlich bedienen werde, um seinem Feinde den Durchzug durch sein Land zu wehren. Nun denn, meinte da der Großwesir weiter, werde er selbst an die Spitze von 100,000 M. treten, um den Durchmarsch zu erzwingen.

1) De La Motraye a. a., O. S. 421 und vorzüglich Poniatowsky, Remarques, p. 71 fg.

Damit war es ihm aber gar nicht Ernst. Er führte diese entschiedene Sprache nur, um auch Poniatowsky einen Beweis seines guten Willens zu geben, den er nun noch dadurch bethätigte, daß er dem Könige bei dem Großherrn endlich eine Geldspende von 800 Beuteln oder 400,000 Thlrn. als unverzinsliches Darlehn erwirkte[1]).

So willkommen auch dem Könige diese Hülfe sein mußte, so ungehalten war er darüber, daß sich der Großwesir nicht auch zu einer förmlichen Kriegserklärung an Rußland und zur Bewilligung des Truppencorps von 50,000 M. verstehen wolle, welches ihn durch Polen führen sollte. Dies sei zu gefährlich, meinte Köprili, und in jedem Falle sei der Weg durch die Staaten des Kaisers, welcher dem Könige bereits in Vorschlag gebracht worden war, als der angemessenste und sicherste bei weitem vorzuziehen. Die kriegerische Stimmung, von Köprili selbst unvorsichtigerweise hervorgerufen und von der schwedischen Partei unablässig genährt, hatte aber schon zu weit um sich gegriffen. Das Geschrei der Janitscharen nach dem Kriege mit Rußland kam dem Hofe zu Bender vortrefflich zustatten. Köprili, für welchen die Erhaltung des Friedens eine Gewissenssache wurde, war zu schwach, es zu bewältigen. Er fiel als das erste Opfer seiner zweideutigen Politik, welche er mehr auf den Koran, als auf das Schwert stützen wollte. Er mußte, schon zu Anfang August, der Macht wieder entsagen und in seine Statthalterschaft nach Negroponte zurückkehren. Der durchaus kriegerisch gesinnte Baltadschi Mohammed-Pascha, Statthalter von Haleb, wurde an seine Stelle berufen[2]).

Obgleich nun bei dieser Veränderung noch ganz andere Einflüsse mitgewirkt hatten, so galt sie doch als ein zweiter und dieses Mal entscheidender Sieg der schwedischen Partei. Tolstoy gerieth darüber fast in Verzweiflung. Er hatte also

1) Poniatowsky, Remarques, p. 78 fg.

2) De La Motraye a. a. O., S. 422: „Cependant les Janissaires désiroient la guerre, et le Visir la croyoit contraire à la loy, dont il étoit aussi scrupuleux observateur, qu'habile interprète. Il auroit cru se rendre coupable de la violation de cette Loi, s'il favorisoit l'inclination publique pour la guerre."

sein Geld und seine Überredungskünste vergeblich verschwendet. Wäre es ihm nur wenigstens gelungen, den verhaßten Poniatowsky unschädlich zu machen, welcher noch immer die Seele der schwedischen Machinationen und sein gefährlichster Gegner war! Er machte zuerst einen Versuch, ihn durch Bestechung zu entwaffnen. Er ließ ihm, im Namen des Zaars, 100,000 Rubel, die Stelle eines Generals der Artillerie und bedeutende Güter in der Ukräne anbieten, wenn er sich von Karl XII. lossagen wolle. Poniatowsky war aber kein käuflicher Verräther. Er wies dergleichen Anträge mit Abscheu von sich. Da kam Tolstoy auf den verzweifelten Gedanken, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen. Es gelang ihm auch, einen der Leute des Grafen zu gewinnen, welcher ihm das Gift beibringen sollte. Der höllische Streich mislang aber in dem Augenblicke, wo er zur Ausführung kommen sollte. Poniatowsky brachte die Sache vor den Diwan und verlangte als die einzige befriedigende Genugthuung die sofortige Entfernung Tolstoy's von seinem Posten. Allein der Kaimakam und der Mufti beruhigten ihn mit der Versicherung, man werde nächstens weder Tolstoy's noch eines Andern an seiner Stelle mehr bedürfen; man erwarte nur die Ankunft des neuen Großwesirs, um zu entscheidenden Thaten zu schreiten. Poniatowsky mußte sich also damit zufrieden geben, daß einer der Leute des Gesandten, welcher zu dieser Giftmischerei die Hand geboten, zu fünf Jahren Galeeren verurtheilt wurde[1]).

Die Stellung Tolstoy's in Constantinopel wurde aber dadurch gewiß nicht besser. Er war in der That schon nicht mehr im Stande, den fortdauernden Reclamationen, welche auch von Seiten des Zaars an den Diwan und den Großherrn selbst gelangten, durch sein persönliches Auftreten den gehörigen Nachdruck zu geben. Bereits im Juli hatte Peter in zwei schnell auf einander folgenden Schreiben an den Sultan (vom 15. und 28. Juli) bittere Beschwerde darüber ge-

1) Diese Vergiftungsgeschichte ist öfter, wie es scheint, auch schon von De La Motraye (Remarques, p. 35) bezweifelt worden. Poniatowsky, Remarques, p. 81—84, erzählt sie aber mit allen Nebenumständen, und auch Fabrice, Lettres, p. 20 und 31, bestätiget sie.

führt, daß die in dem jüngst erneuerten Friedensvertrage festgesetzten Bedingungen noch in keiner Weise beachtet und erfüllt worden seien [1]).

Er habe sicher darauf gehofft, hieß es darin [2]), daß der Großherr wenigstens insofern alle Ursache zu weiterem Hader zu beseitigen suchen würde, als er es sich angelegen sein ließe, seinen, des Zaars, ärgsten Feind, den Schwedenkönig (infensissimum hostem nostrum Regem Sueciae) und dessen Bundesgenossen, die rebellischen Kosaken, aus dem osmanischen Reiche zu vertreiben; er habe selbst dazu die Hand geboten, indem er seinen Durchzug durch Polen, unter einer Bedeckung von 500 M. gestattet habe, obgleich nach dem Völkerrechte Jedem freistehe, seinen Feind überall aufzusuchen und zu verfolgen. Nun aber habe er mit dem größten Schrecken (summo cum horrore) vernommen, daß nicht nur der König und die rebellischen Kosaken Bender noch nicht verlassen hätten, sondern daß auch die dort zusammengezogenen Truppen der Pforte und des Tatarenchans noch beständig im Wachsen seien; ja, es gehe sogar schon das Gerücht, daß der Sultan Willens sei, dem Könige zu Gefallen den Frieden zu brechen und ihm, dem Zaar, den Krieg zu erklären. Auch hätten die Tataren und Kosaken wirklich schon wieder ihre Räubereien und Verheerungen in den Grenzprovinzen begonnen, und die letzteren sich, an Mazeppa's Stelle, in der Person des verruchten Orlich ein neues Oberhaupt erwählt (quasi in novum Ducem Exercitus nostri Zaporoviensis). Der neue Großwesir, Nuumanpascha, hätte dem Könige jetzt selbst versprochen, ihn mit 40,000 M. nach Polen zurückzuführen, und dagegen verlangt, daß alle russische Truppen von dort zurückgezogen würden, obgleich der Hohen Pforte längst eröffnet worden sei, daß das Erscheinen des Königs mit einer so zahlreichen Armee von ihm sowol wie von seinem Bundesgenossen, König Augusts, als ein Friedensbruch betrachtet werden würde. Offenbar habe der König von Schweden dabei auch gar nichts Anderes im Sinne, als den Krieg zwischen Rußland und der

1) Beide Schreiben, im Wesentlichen ganz übereinstimmend, finden sich bei Lamberty, Th. VI, S. 241 und S. 421.

2) Bei Lamberty, Mémoires, T. VI, p. 424.

Pforte hervorzurufen. Sonst könnte er ja seinen Weg ebenso gut durch Ungarn und Deutschland nehmen, wo er keinen Feind zu fürchten habe. Wolle er aber durchaus durch Polen ziehen, so sei er, der Zaar, bereit, selbst noch so weit nachzugeben, daß er die Verstärkung der ihm zu gewährenden Bedeckung von 500 bis auf 3000, ja 5000 M. gestatten wolle; nur solle dieselbe blos aus Türken, nicht aber aus Tataren bestehen, weil diese letzteren immer am meisten geneigt wären, durch ihre Räubereien den Frieden zu stören. Damit könne dann der König ungehindert und ohne daß ihm die russische, polnische oder sächsische Armee feindlich entgegentreten werde, entweder durch Polen und Pommern oder durch Ungarn und Schlesien gehen. Dies Alles bewillige er nur aus besonderm Wohlwollen gegen den Sultan, obgleich er nach dem Völkerrechte seinem Feinde gar nicht dergleichen Zugeständnisse zu machen brauche (etiamsi nobis secundum Jus Gentium talem propositionem hosti nostro offerre non oporteret). Nehme der Sultan diese so äußerst günstigen Bedingungen aber dennoch nicht an, so sei es seine Schuld, wenn daraus weitere Mißhelligkeiten und Blutvergießen entstehen. Denn er, der Zaar, sei verpflichtet, seinem Bundesgenossen, dem Könige von Polen, vertragsmäßig mit 30,000 M., ja, im Fall der Noth, mit seiner ganzen bewaffneten Macht gegen alle seine Feinde beizustehen. Er hoffe, daß der Sultan, ein so friedfertiger und gerechtigkeitliebender Fürst, den weiteren Aufreizungen des Schwedenkönigs kein Gehör mehr geben und sich zu so verderblichen Dingen nicht verstehen werde. Er erwarte eine schnelle und günstige Antwort. Zu weiteren Erklärungen sei sein Gesandter ermächtiget.

Tolstoy besaß aber nicht einmal mehr so viel Einfluß im Diwan, daß er eine solche Antwort erlangen konnte. Der Zaar erhielt auf seine Vorschläge gar keinen Bescheid. Er sah sich daher veranlaßt, nach Verfluß von drei Monaten, zu Ende Octobers, ein abermaliges Erinnerungsschreiben an den Sultan zu richten, worin er die früheren Beschwerden erneuerte und in kategorischer Weise eine bestimmte Antwort verlangte: Noch immer habe er gehofft, daß die Pforte seinen gerechten Forderungen nachkommen werde; jetzt aber scheine

das ganze Geschäft völlig ins Stocken gekommen zu sein (negotium hoc penitus retrogradi). Denn außer der Gastfreundschaft habe der Sultan dem Schwedenkönige nun auch noch eine ansehnliche Summe Geldes — die 800 Beutel — eine Truppenmacht, und die Erlaubniß bewilliget, in das russische Reich einzufallen. Er wünsche daher bestimmt zu wissen, ob der Sultan den feierlich eingegangenen und eidlich beschworenen und erneuerten Frieden auch wirklich halten wolle (lubetne ipsi religiose Nobiscum initam, ratihabitam jurequejurando assertam firmiter servare pacem). Sei dies der Fall, so solle er sofort den König von Schweden auf die früher angegebene Weise aus seinem Reiche entfernen. Werde er sich aber dazu nicht verstehen, sondern den König noch über das bevorstehende Frühjahr hinaus (ultra vernam tempestatem) in seinem Reiche dulden, und sowol mit Geld, wie mit den Waffen (qua nervo rerum gerendarum, qua armis) unterstützen, dann möge er es auch nur der Gerechtigkeit und Billigkeit gemäß erachten, wenn er, der Zaar, zu seiner eigenen Sicherheit zu den Waffen greife und, mit seinem Bundesgenossen, dem Könige und der Republik von Polen, vereint, Alles aufbiete, die Umtriebe seiner Feinde zu Schanden zu machen. Er wolle auch jetzt noch ernstlich den Frieden; wenn ihn aber der Sultan dennoch auf irgend eine Weise verletze, so werde der Herr der Heerschaaren seiner gerechten Sache den Beistand gewiß nicht versagen.

Schon vorher hatte Peter seine Beschwerden gegen die Pforte und den König von Schweden auch in einer Note dargelegt, welche er im September den befreundeten Mächten, namentlich den Cabineten von Wien und Berlin und den Generalstaaten, überreichen ließ[1]). In derselben legte er, außerdem daß er nachzuweisen suchte, daß Karl XII. nur deshalb so lange in Bender verweile, weil er durchaus einen Krieg zwischen Rußland und der Pforte und die gewaltsame Wiederherstellung des Stanislaus Lesczinsky auf dem polnischen Throne erzwingen wolle, vorzüglich auf drei Punkte noch ganz besonderes Gewicht: Die Verbindung des Königs

1) Bei Lamberty, Mémoires, T. IV, p. 310.

mit Franz Rakoczy und den ungarischen Rebellen, die Unterstützung desselben von Seiten Frankreichs, namentlich mit beträchtlichen Geldmitteln, und endlich das von ihm der Pforte geleistete Versprechen, daß er ihr einen Theil Polens, namentlich die wichtige Festung Kamenieck, wiederverschaffen und überdies noch von König Stanislaus einen jährlichen Tribut von 300,000 Dukaten auswirken wolle.

Der Hof zu Bender glaubte aber den Ungrund dieser böswilligen Verläumdungen leicht nachweisen zu können. Mit Rakoczy, behauptete unter Anderm Fabrice in seinen Briefen an Baron von Görtz, habe sich der König nie eingelassen; er sei im Gegentheil gegen ihn höchlich erbittert, weil er gegen die Truppen des Palatins von Kiew, Potocky, welcher eine Hauptstütze der schwedischen Partei in Polen war, eine feindliche Haltung angenommen habe; er warte nur auf eine Gelegenheit, sich deshalb an ihm zu rächen. Ferner sei es ebenso lächerlich, daß man wissen wolle, der König habe von Frankreich bedeutende Subsidien bezogen und ihm dagegen seine Hülfe zugesagt. Die Depeschen des schwedischen Gesandten zu Paris, Cronström, die er beständig unter Augen habe, enthalten darüber auch nicht die leiseste Andeutung. Herr Desalleurs, der französische Gesandte, welcher Herrn von Fériol ablöste, sei auf seinem Wege nach Constantinopel allerdings durch Bender gekommen; allein es sei bei dieser Gelegenheit von weiter nichts die Rede gewesen, als daß Ludwig XIV. seine Vermittelung zwischen dem Zaar und dem Könige von Schweden angeboten, welche der Letztere aber abgelehnt habe. Und endlich sei auch die Verpflichtung, welche der König angeblich hinsichtlich Polens gegen die Pforte eingegangen habe, nichts als eine böswillige Erfindung. Der König werde sich selbst in seinem Unglück, in welchem er mehr Stolz und Charakterstärke bewiesen habe, als in seinem Glücke, nie zu Schritten verleiten lassen, welche seinem Ruhme Eintrag thun könnten[1]).

1) Fabrice, Lettres, p. 37. Am stärksten sind die angegebenen Beschuldigungen noch in dem Journal de Pierre le Grand, p. 330 herausgehoben, wo von einer „somme d'argent considérable" die Rede ist, welche der Gesandte dem Könige zugestellt habe, von der aber

In Constantinopel hatten indessen die Dinge eine entscheidende Wendung genommen. Die Kriegspartei, von Poniatowsky und allerdings auch von dem französischen Gesandten Desalleurs aufgestachelt, behielt, im Interesse des Königs von Schweden, die Oberhand. Die Couriere, welche die letzten Schreiben des Zaars überbringen sollten, gelangten gar nicht mehr bis zum Hoflager des Sultans. Sie wurden gleich an den Grenzen angehalten und ins Gefängniß geworfen, wo sie bis nach dem Frieden am Pruth schmachten mußten[1]). Tolstoy war schon im October völlig im Klaren darüber, daß der Krieg unvermeidlich sei, und schrieb in diesem Sinne an seinen Collegen in Wien[2]). Zu einem großen Diwan, welcher kurz nach der Ankunft des neuen Großwesirs abgehalten wurde, um über die Kriegsfrage einen definitiven Beschluß zu fassen, wurde auch der Tataren-Chan, Dewletgirai, einberufen. Sein Vorgänger, Kaplangirai, war zum Theil wegen seines zweideutigen Benehmens gegen Karl XII. entsetzt worden, wozu er sich durch den Großwesir Ali-Pascha hatte verleiten lassen. Dewletgirai dagegen galt, angeblich, und wie wenigstens die russische Partei behauptete, von dem Könige mit schweren Geldsummen bestochen — wo wären diese aber damals an dem Hofe zu Bender aufzutreiben gewesen? — für einen unbedingten Anhänger der Schweden und ihrer Sache. Man rechnete daher in Constantinopel bei dem bevorstehenden Bruche mit Rußland ganz besonders auf seinen Beistand und legte folglich auch großes Gewicht auf seine Stimme im Diwan[3]).

sonst Niemand etwas weiß, und auch der Einfluß Frankreichs bei dem Bruche zwischen Rußland und der Pforte viel zu hoch angeschlagen wird, obgleich hinterher sowol Fériol wie Desalleurs sich das Ansehen gaben, als ob dieses Resultat vorzüglich ihren unablässigen Bemühungen zu verdanken sei. Vergl. De La Motraye, Voyages, T. I. p. 465.

1) Journal de Pierre le Grand, p. 331.

2) Den Brief gibt Lamberty a. a. O., S. 318.

3) De La Motraye, Voyages, T. II, p. 1. Daß der Tataren-Chan von Karl XII. „à force de présens" gewonnen worden sei, wird namentlich, aber freilich ohne weiteren Beweis, von dem Journal de Pierre le Grand, p. 330, behauptet und später auch in dem Manifeste des Zaars wiederholt.

Von dem Sultan selbst mit Auszeichnung empfangen und reich beschenkt — er erhielt, außer einem kostbaren Ehrenpelz und reich besetzten Waffen, sogleich 200 Beutel an baarem Gelde — erklärte er sich auf das Entschiedenste für die Nothwendigkeit des Krieges gegen den Moskowiter, welcher, im Einverständniß mit den christlichen Unterthanen der Pforte, mit nichts Geringerem umgehe, als sich ganz Rumeliens zu bemächtigen. Und allerdings waren auch schon aus den Grenzprovinzen zahlreiche Berichte über die Übergriffe der Russen auf osmanisches Gebiet eingelaufen, welche den Aussagen des Chans zur Bestätigung dienten und dem Diwan als ebenso viel Beweisstücke vorgelegt wurden. Daß der Zaar schon Verbindungen in der Moldau und Walachei angeknüpft und auch den Versuch gemacht hatte, die griechischen Christen in Albanien aufzuwiegeln — ein Ragusäer, Namens Sawa, vordem Dolmetscher der englischen Gesandtschaft, ließ sich dort als russischer Emissär brauchen[1]) — unterlag gar keinem Zweifel. Wie hätte man also noch schwanken sollen?

Bereits am 20. November wurde in einer feierlichen Sitzung des großen Diwans, in Gegenwart des Sultans und aller Vertreter der weltlichen und der geistlichen Macht, des Schwertes und des Gesetzes, die Kriegserklärung gegen Rußland zum förmlichen Beschluß erhoben. Zugleich nahm der Mufti keinen Anstand, sein Fetwa auszufertigen, demzufolge der russische Gesandte sofort ergriffen und mit seinem ganzen Gefolge in die Gefängnisse der Sieben Thürme abgeführt wurde. Ähnliches Schicksal traf auch einen Abgesandten des Königs August von Polen, welcher um diese Zeit in Constantinopel eingetroffen war, um die demnächstige Ankunft des Palatins von Masovien, Chometowsky, als Großbotschafter in Erwiderung einer besonderen Gesandtschaft anzukündigen, wodurch die Pforte dem Könige zu seiner abermaligen Thronbesteigung Glück gewünscht hatte. Bakowsky — so hieß dieser Vorläufer — war zwar noch vor der Kriegserklärung mit allen Ehren empfangen und selbst zur Audienz beim Großherrn zugelassen worden; allein nun setzte es Poniatowsky

1) Poniatowsky, Remarques, p. 90.

doch durch, daß auch er ergriffen und als Staatsgefangener nach Bender geschickt wurde, um Karl XII. zu weiterer Verfügung überlassen zu werden[1]).

Diesen ersten entscheidenden Schritten folgte die Bekanntmachung eines Manifestes, welches in Form eines Rundschreibens an alle Paschas, Statthalter und Truppenführer, zugleich als Aufgebot für dieselben, alle die Beschwerden gegen den Zaar enthielt, welche der Kriegserklärung zur Grundlage und Rechtfertigung dienen sollten. Die Anlage der neuen Festungswerke bei Taganrok, in der Nähe von Perekop und unweit Kameniek, die factische Besitznahme der Ukräne durch Einlegung von russischen Besatzungen in die Citadelle von Kameniek und einige andere Orte, die Verletzung des osmanischen Gebietes durch die Vorfälle bei Czernowicz und sonstige Übergriffe, wobei Menschen und Vieh hinweggeschleppt worden, endlich das Verweilen und das tyrannische Walten russischer Truppen in Polen und einigen Grenzplätzen der Moldau, wurden da als die vorzüglichsten Gründe des gerechten Unwillens der Pforte herausgehoben, welcher sie endlich, nachdem alle Vorstellungen und Ermahnungen dagegen vergeblich geblieben, bestimmt habe, zu den Waffen zu greifen, um den weitern verrätherischen Plänen des treulosen Zaar endlich Grenzen zu setzen. Mit nächstem Frühjahre solle der Großwesir mit einem Heere, mindestens ebenso stark wie das, welches vor Wien gestanden, ins Feld rücken, und sich daher jeder Statthalter mit seinem vollzähligen und wohlgerüsteten Heerbann um die Mitte April auf den Ebenen von Adrianopel einfinden[2]).

Die active Armee, welche an diesem Feldzuge theilnehmen sollte, wurde auf wenigstens 200,000 M. geschätzt, und

1) Poniatowsky, Remarques, p. 89. Die Ankunft eines türkischen Gesandten zu Warschau, welcher dem König August zur Rückkehr in sein Reich Glück wünschte, bereits im October 1709, erfahren wir aus dem Journal de Pierre le Grand, p. 277.

2) Dieses Manifest, aus dem Anfange des Monats Silkade des Jahres d. H. 1122 (December 1710) geben De La Motraye, Voyages, T. II, p. 2, und Theyls, Mémoires pour servir à l'histoire de Charles XII, p. 7, in etwas von einander abweichenden Übersetzungen.

auch die zur Wiedereroberung von Asſow nach dem Schwarzen Meere beſtimmte Flotte gedachte man bis auf 300 Segel zu verſtärken. Ein Corps von 5000 ausgewählten Janitſcharen wurde ſofort nach Babatagh geſchickt, und die Tataren erhielten Befehl, ihre Streifzüge nach Polen und Rußland hinein ſogleich zu beginnen. Dem Großweſir Baltadſchi, welcher der höheren Auffaſſung der Verhältniſſe und einer geſchickten, ſchnellen und entſchloſſenen Durchführung des Krieges, obgleich er ſich rühmte, er werde das Schwert in einer Hand, den König von Schweden in der andern, durch Polen und Rußland ziehen, doch nicht gewachſen ſchien, wurde der umſichtige und gewandte Oberzollinſpector Osman-Aga beigegeben, um ihn als Kiaja zur Seite zu ſtehen. Man ſcheint in der That damals ſchon das volle Bewußtſein gehabt zu haben, daß man den gefährlichſten Feind des Reiches zu bekämpfen habe, und daß es der äußerſten Kraftentwickelung bedürfe, um ſeiner wachſenden Macht und ſeiner Herrſchſucht für die Zukunft gebührende Schranken zu ſetzen [1]).

Nirgends war natürlich der Jubel darüber, daß die Dinge nun doch endlich bis dahin gekommen ſeien, größer, als in dem Lager zu Bender. Man ſchrieb da dieſes Ergebniß der langwierigen Verhandlungen vor Allem der Standhaftigkeit des Königs und der unermüdlichen Thätigkeit Poniatowsky's zu. Als der Tataren-Chan am 10. December aus Conſtantinopel wieder in Bender eintraf, wurde er mit den größten Feierlichkeiten und unter endloſem Freudengeſchrei des verſammelten Volkes zum König geleitet. In einer vierſtündigen geheimen Unterredung zwiſchen Beiden wurden die weiteren Pläne und Maßregeln in Betreff des Krieges ausführlich beſprochen. Tags darauf kehrte der Chan nach der Krim zurück, um ohne Verzug die nöthigen Befehle zum

1) De La Motraye, T. II, p. 3, ſagt über die damals in Conſtantinopel herrſchenden Stimmungen, daß die Pforte entſchloſſen geweſen ſei, „de pousser la guerre avec la dernière vigueur et de reduire au plutôt la puissance du Czar à un tel degré qu'elle ne fût plus en état de lui donner le moindre ombrage ou de troubler son repos en aucune façon par une trop grande proximité."

Aufbruch seiner Horden zu geben. Es sollten noch während des Winters 200,000 Tataren gegen Moskowien mobil gemacht werden[1]).

Auswärts, namentlich auf Seiten der gegen Frankreich verbündeten Mächte und unter den Reichsfürsten, erregten diese drohenden kriegerischen Bewegungen der Pforte freilich die lebhafte Besorgniß, daß es der gestürzte Held von Bender damit auch vorzüglich auf eine Erhebung gegen das Reich zu Gunsten Frankreichs abgesehen habe. Gerüchte dieser Art wurden auch wirklich von den Feinden des Königs und französischen Emissären angelegentlich in Umlauf gesetzt. Karl XII. dachte daran aber sicherlich nicht. Er wollte ebenso wenig etwas gegen das Reich unternehmen, wie er sich zum Bundesgenossen Frankreichs zu machen gedachte. Sein einziger Zweck war, den Zaar zu erniedrigen, König August zu stürzen und Dänemark zum Frieden zu zwingen[2]). Und um in dieser Hinsicht über seine Absichten keinen Zweifel zu lassen, erklärte er, sowie die Pforte bereits dem Hofe zu Wien die Versicherung gegeben hatte, daß sie die Waffen einzig und allein gegen den Zaar, nicht aber gegen den Kaiser ergriffen habe,
1711 in einem im Januar 1711 erlassenen Manifeste ausdrücklich, daß auch er nur daran denke, den treubrüchigen König August zu vertreiben und das unglückliche Polen der Gewaltherrschaft des Moskowiters zu entziehen, welcher gar keinen andern Zweck habe, als sich dasselbe gänzlich zu unterwerfen[3]).

„Die Eingriffe", heißt es hier unter Anderm, „welche sich der Zaar erlaubt hat, liegen viel zu offen vor, als daß

1) Fabrice, Lettres, p. 41: „Voilà donc à la fin cette grande affaire heureusement terminée, uniquement par la fermeté du Roi et les soins incroyables du General Poniatowsky, qui plus d'une fois a couru risque d'être assassiné ou empoisonné."

2) „Je suis certain, que son unique dessein est d'abaisser le Czar", sagt Fabrice, p. 42, „et qu'il n'entreprendera rien contre l'Empire, ni avec les Turcs, ni même avec les Suédois." Und dann in Bezug auf das Verhältniß des Königs zu Frankreich: „Il est constant que le Roi n'est pas plus François ici, qu'il le fut en Saxe."

3) Dieses Manifest unterzeichnet: „Dabantur ad Urbem Benderam die 28. Januarii anni 1711", gibt Lamberty, Mémoires, T. VI, p. 434.

sie bei solcher Klarheit der Verhältnisse (in tanta luce rerum) irgend Jemandem unbekannt sein könnten; sie sind viel zu bedeutend und für diese Republik viel zu verderblich (pestilentiora), als daß nicht jeder Bürger, der noch ein Herz im Busen trägt, nicht darüber auf das Äußerste empört sein sollte." Nur um diese schwere Schuld von sich abzuwälzen, habe der Zaar alle erdenkliche Verläumdungen auf ihn, den König, gehäuft, namentlich auch die, daß er dem Sultan eine Theilung und die Tributpflichtigkeit Polens angeboten habe. Dergleichen Lügen zu widerlegen, halte er aber gänzlich unter seiner Würde. Die ganze Welt wisse, was er bereits für Polen gethan habe: „Wir können das traurige Loos dieses edeln Volkes nicht mit Gleichmuth ertragen, zumal wenn Wir es jetzt, nachdem Wir es bereits mit so viel Gefahren und Anstrengungen, mit so viel um seinetwillen vergossenem schwedischen Blute erhalten hatten, wieder unter der ohnmächtigen Herrschaft des Königs August seufzen sehen. Wir haben ihm auch jetzt noch dieselbe Gesinnung bewahrt, und wollen weder Mühe noch Kosten scheuen, bis Wir es, von der Menge seiner Feinde befreit, seiner vollen Unabhängigkeit und seinem rechtmäßigen Könige Stanislaus I. völlig beruhiget zurückgegeben haben werden." Zu diesem Zwecke habe er sich mit dem Sultan der Osmanen und dem Groß-Chan der Tataren, welche von gleicher Gesinnung gegen Polen beseelt seien, zur Waffengemeinschaft vereiniget. Der Palatin von Kiew sei, als Großfeldherr von Polen, bereits mit einem ansehnlichen Heere dahin aufgebrochen; er selbst werde, wenn es nöthig sein sollte, mit bedeutenderen Streitkräften nachfolgen. Er hoffe dort mit Zuversicht auf den Beistand aller Derer, welchen das Wohl des Vaterlandes, Weib und Kind, und die urväterliche Freiheit am Herzen liege. Mit Gottes Hülfe, welcher die gerechte Sache beschütze, werde dann dieses heilsame Werk gewiß bald und mit leichter Mühe vollbracht werden.

Wie verhielt sich aber nun Zaar Peter zu allen diesen Bewegungen und offenen Erklärungen seiner Feinde? — Die Nachricht von dem Friedensbruche und den Rüstungen der Pforte traf am 22. December an seinem Hoflager zu St. Pe- 1710

tersburg ein [1]). Sie war nicht geeignet, ihn zu entmuthigen, wenn er auch eine noch größere Ausbreitung und Befestigung seiner Macht im Norden wünschen mochte, ehe er sich abermals in einen voraussichtlich schweren Krieg im Süden einlassen wollte. Dort waren seine Waffen allerdings überall siegreich gewesen. Er war Herr von Karelien, Esthland und Liefland, seine Schiffe beherrschten die baltischen Gewässer, und Polen war so gut wie ganz in seiner Gewalt. Eine förmliche Theilung Polens zwischen Rußland, Preußen und Sachsen, wobei sich Peter namentlich Lithauen ausbedungen hatte, kam damals schon ernstlich zur Sprache[2]). Sicherlich hätte aber der Zaar gern Zeit gewonnen, seine weitergreifenden Pläne in dieser Richtung zur Ausführung zu bringen. Er hielt es daher für angemessen, wenigstens einen letzten Versuch zu machen, die Pforte zur Umkehr zum Frieden zu bewegen. Dies war der Zweck eines Schreibens, welches
1711 er unter dem 17. Januar 1711 an den Großherrn richtete[3]).

Er führte darin zunächst bittere Beschwerden darüber, daß er auf seine früheren Briefe nicht nur gar keine Antwort erhalten habe, sondern auch nicht einmal durch seinen Gesandten oder auf andere Weise habe in Erfahrung bringen können, ob diese Briefe in die Hände des Sultans gelangt seien oder nicht? — Jetzt nun erhalte er plötzlich die Nachricht, daß sein Gesandter in Constantinopel ins Gefängniß geworfen worden sei, die Pforte den Krieg förmlich verkündet habe, und dieselbe nicht nur selbst ihre Rüstungen mit dem größten Eifer betreibe, sondern auch dem Tataren-Chan Befehl ertheilt habe, ins Feld zu rücken, um den König von Schweden mit bewaffneter Hand durch Polen zu führen und Rußland anzugreifen. Obgleich auch dies wol vergeblich sein werde (superflue fore), so verlange er nun doch als Antwort auf dieses

1) Journal de Pierre le Grand, p. 343.

2) Dieses „Projet pour un partage de la Pologne par Mr. Marschall", welches aber von Peter selbst herrührte, hat sich unter den Papieren des Grafen von Flemming in dem Hauptstaatsarchiv zu Dresden erhalten. Vergl. Herrmann, Geschichte des russischen Staates, Bd. IV, S. 259.

3) Bei Lamberty, Mémoires, T. VI, p. 425.

wie auf seine früheren Schreiben eine bestimmte Erklärung, ob der Sultan den erst im verflossenen Jahre erneuerten dreißigjährigen Frieden halten, oder, ohne daß dazu von seiner, des Zaars, Seite irgend Veranlassung gegeben worden sei (absque ulla nostri ex parte interveniente causa), brechen wolle? Erfolge eine solche Erklärung nicht, so sei er allerdings gedrungen, die Rüstungen der Pforte und die Gerüchte von ihren kriegerischen Plänen als einen offenbaren Friedensbruch zu betrachten und danach seine Maßregeln zu ergreifen. Auch habe er seine Truppen schon nach der Grenze hin in Bewegung gesetzt, obgleich er noch jetzt das lebhafte Verlangen hege, daß der Friede erhalten werde. Er werde sie von dort, wo sie nur für alle Fälle in Bereitschaft gehalten werden sollten, sofort wieder zurückziehen, sobald er eine Antwort erhalten haben werde, welche ihm für die Beobachtung des Friedens vollständige und positive Sicherheit gewähre. Bis dahin könne die Stellung, welche seine Truppen eingenommen, noch keineswegs als eine Verletzung des Friedens gelten (pro pacis violatione reputari nequit).

Natürlich erfolgte auch darauf von der Pforte keine Antwort. Peter selbst hatte sie auch gar nicht erwartet. An demselben Tage, wo er sein Schreiben abgeschickt hatte, ließ er eine ausführlichere Denkschrift veröffentlichen, worin er das Benehmen der Pforte ins rechte Licht zu setzen und sein eigenes Verfahren gegen dieselbe zu rechtfertigen suchte[1]). Er ging darin mit einigen Worten bis auf die frühesten Zeiten des Wachsthums der osmanischen Macht zurück, hob ganz besonders den schweren Druck hervor, unter welchem die christlichen Unterthanen der Pforte, die Griechen, Walachen, Bulgaren,

1) Sie führt den Titel: „Justitia Armorum, quae Sacra Sua Czarea Majestas Petrus I, Magnae Russiae Imperator, in sui defensionem adversus perfidum Turcarum Sultanum Achemetem, Pacis violatorem, arripuit, propalam exposita. Ad mandatum ejusdem Majestatis typis evulgata. Accedunt nonnulla Apographa rei hujus peculiaria", vollständig wieder abgedruckt bei Lamberty, Mémoires, T. VI, p. 411—426. Weder Hammer noch Herrmann, „Geschichte des russischen Staates" haben auf dieses wichtige Actenstück Rücksicht genommen.

Servier, zum Theil auch noch die Ungarn, schmachten[1]), und blieb dann bei den Beziehungen Rußlands zum osmanischen Reiche seit den Händeln in der Ukräne, mit Doroschenko, dem Kosakenhetman, dem Kampfe um Tschigrin und dem Frieden von Radzin im Jahre 1681 stehen. Eine kurze Rechtfertigung seiner Theilnahme an dem Kriege des heiligen Bundes gegen die Pforte führt ihn ferner zu der Behauptung, daß es vorzüglich nur der Verschlagenheit (astutiae) der osmanischen Unterhändler bei dem Congresse zu Carlowicz zuzuschreiben gewesen, wenn er von dem 25jährigen Frieden seiner Bundesgenossen ausgeschlossen und genöthigt worden sei, nachträglich für sich einen 30jährigen Waffenstillstand anzunehmen. Ungeachtet zahlreicher Verletzungen desselben von Seiten der Pforte, namentlich durch häufige Räubereien und Einfälle der Tataren und Kosaken, sei dieser Waffenstillstand von ihm immer streng und gewissenhaft aufrechterhalten worden. Ein genaues Verzeichniß, welches hier mitgetheilt wird, weise dagegen nach, daß allein in den Jahren 1699 bis 1708 in der Umgegend von Assow und am Meeresufer nicht weniger, als 48 Menschen getödtet, 49 verwundet, 1098 zu Sklaven gemacht und beinahe 10,000 Stück Vieh hinweggeschleppt worden seien. Ein Ersatz dafür sei, ungeachtet wiederholter Reclamationen des russischen Gesandten zu Constantinopel, nie gewährt worden.

Darauf geht er auf die neuesten Verhältnisse über, die Vorfälle bei Pultawa, den dem Schwedenkönig gewährten Schutz, die fortgesetzten Feindseligkeiten der Tataren und den endlich erneuerten Frieden, in welchem die Art und Weise, wie Karl XII. aus dem osmanischen Reiche entfernt werden sollte, genau festgesetzt worden sei. Die Pforte habe sich aber daran gar nicht gekehrt, und anstatt auf die verschiedenen Briefe des Zaars Bescheid zu geben, allem Völkerrechte zum Trotz seine Sendboten in Fesseln geschlagen. Nun habe der

1) Diese Stelle der Denkschrift lautet wörtlich: „Gemunt Barbarorum jugo oppressi Graeci, Valachi, Bulgari, Serviique; quanta sit illis religio pactorum deterrimae suae miseriae experiuntur, nec minus Regnum Hungariae notabili damno probavit."

Sultan sogar ohne weiteres den Krieg erklärt und rüste aus allen Kräften. Seine Treulosigkeit sei dadurch nur zu sehr erwiesen. Dennoch habe der Zaar, obgleich sicherlich vergeblich, einen letzten Versuch machen wollen, den Frieden durch sein jüngstes Schreiben zu erhalten. Die ehrliche und unparteiische Welt (honestus et a partium studio alienus mundus) möge nun selbst die in dem Kriegsmanifeste der Pforte ebenso falsch als ungeschickt (false nec minus inepte) aufgehäuften Punkte und Beschuldigungen prüfen.

Sei es nicht geradezu Erdichtung, wenn die Pforte behaupten wolle, sie unternehme diesen Krieg nur zu Gunsten des Stanislaus Lesczinsky, um, zufolge einer ausdrücklichen Aufforderung der Abgesandten der Republik Polen, den Zaar zum Zurückziehen seiner Truppen aus diesem Lande und zur Entsetzung des Königs August zu zwingen? — Als wenn nicht ganz Polen und Lithauen denselben als ihren rechtmäßigen König anerkennen, und sie folglich die Nothwendigkeit zwinge, die russischen Truppen zu ihrer Hülfe im Lande zu behalten! Denn es sei klarer als die Sonne am Himmel, daß der gemeinschaftliche Feind, der König von Schweden, und die polnischen Rebellen nur zu dem Zwecke den Schutz des Sultans genießen, daß in Polen und Rußland aufs neue der Krieg angefacht werde. Und wenn nun auch der Zaar seine Truppen aus Polen zurückziehen wollte, was würde dann geschehen? — Weiter nichts, als daß von der einen Seite der König von Schweden, von der andern Stanislaus Lesczinsky in dieses Reich einfallen und beide, mit den Türken vereint, dort ärger hausen würden, als je zuvor. Deshalb wolle der Zaar den Anmaßungen der Türken nicht nachgeben und nicht dulden, daß Polen die Beute dieser Barbaren werde. Wäre dagegen der König von Schweden so, wie es der Zaar verlangt, aus dem osmanischen Reiche entfernt worden, so würde er auch sofort seine Truppen aus Polen zurückgezogen haben.

Ebenso eitel sei auch die Beschuldigung der Pforte, daß der Zaar auf dem osmanischen Grenzgebiet (super fundo limitum Ottomanae ditionis) neue Festungswerke angelegt habe. Denn dies sei nur auf solchem Grund und Boden

geschehen, welcher theils durch den dreißigjährigen Frieden, theils durch die nachträglichen Grenzverträge vom Jahre 1704 und 1705 ausdrücklich dem russischen Reiche einverleibt worden sei. Wie könne aber endlich die Pforte sich darüber beschweren, daß die Russen dann und wann in das osmanische Gebiet eingefallen wären und einige Menschen erschlagen oder hinweggeschleppt hätten? — Das bringe der Kriegsbrauch so mit sich, und überdies sei ja Alles, was in der Art vorgefallen, durch den erneuerten Frieden gänzlich ausgeglichen und der Vergessenheit anheimgegeben worden.

Was die Pforte sonst noch in ihrer Kriegserklärung vorbringe, das verdiene gar keine Widerlegung. Denn was sie eigentlich wolle, ihre innerste und wahre Absicht (intrinsecum et verum Turcarum propositum), liege klar am Tage. Sie wolle König August aus Polen vertreiben und Stanislaus dort wieder einsetzen, um einen Theil dieses Reiches in Besitz zu nehmen und sich das ganze tributpflichtig zu machen, dann mit Hülfe ihrer Bundesgenossen, des Schwedenkönigs und des Lesczinsky, im deutschen Reiche den Krieg entzünden, und endlich, mit Schweden und den rebellischen Kosaken im Bunde, Rußland angreifen und auf diese Weise ihre längst gegen die ganze christliche Welt gehegten verderblichen Pläne zur Ausführung bringen.

„Jedermann", so schließt die Denkschrift, „kann daraus die zum Frieden geneigte Gesinnung Sr. zaarischen Majestät entnehmen, er kann selbst alle so gerechten und gemäßigten Schritte, welche in der ganzen hier dargelegten Angelegenheit gethan worden sind, prüfen, und leicht erwägen, ob Se. Majestät auch nur den geringsten Anlaß zur Verletzung des Friedens gegeben hat. Er wird finden, daß dieser jetzt bevorstehende Krieg Sr. zaarischen Majestät gegen die Treue der Verträge und die Heiligkeit der geleisteten Eide angekündiget worden ist. Sie hat sich daher nun entschlossen, nachdem sie den Beistand des höchsten Wesens gegen ihren treulosen Feind, den Sultan der Türken und seine Bundesgenossen und Helfershelfer, erflehet hat, ihre Armeen zu ihrer Vertheidigung an die Grenzen zu führen, und ihnen dahin in kurzem selbst zu zu folgen. Sie ergreift die Waffen, indem sie in aller De-

muth die Gerechtigkeit ihrer Sache dem Gerichte Gottes unterwirft."

Das Manifest, welches etwa einen Monat später erschien, war nur eine Umschreibung dieser Denkschrift. Es wurde am 25. Februar in der Kathedrale zu Moskau, in Gegenwart des Zaaren, unter großen Feierlichkeiten bekannt gemacht. Zwei Regimenter der Garde waren während der Feier vor der Kirche in Parade aufgestellt. Anstatt ihrer bisher weißen Fahnen führten sie rothe mit der Inschrift: „Im Namen des Heilands und der Christenheit." Darüber befand sich ein Kreuz in einem Strahlenkranz mit der jetzt doppelt bedeutsamen Legende: „In hoc vinces."[1])

Gleich nach dieser kirchlichen Weihe brachen jene Regimenter nach Polen hin auf, um zu der Hauptarmee, unter den Befehlen des Marschalls Grafen Scheremetew, zu stoßen. Denn schon seit Anfang des Jahres hatten die Truppenbewegungen von Norden her nach der Grenze der Walachei begonnen. Fürst Michael Galitzin war mit 10 Regimentern Dragoner aus Polen, Graf Scheremetew mit 22 Infanterieregimentern aus Liefland im Anzug. Sie erhielten Befehl, ihren Marsch möglichst zu beschleunigen, um die Bewegungen der Türken und Tataren zu beobachten und ihrem Einrücken in die Ukräne und in Polen zuvorzukommen. Vor Allem sollten sie den Durchzug des Königs von Schweden mit einer bedeutenderen Truppenmacht durch Polen auf jede Weise zu verhindern suchen. Fürst Demetrius Galitzin, Gouverneur

1) Das „Manifestum seu Declaratio de perfida Pacis violatione Sultani Turcarum Achemetis contra suam Czaream Majestatem. Ad mandatum Suae Majestatis in lucem data anno 1711 Februarii die 22. Interpretata ad normam Originalis", gibt Lamberty, Mémoires, T. VI, p. 427—434. Über die feierliche Bekanntmachung desselben: Journal de Pierre le Grand, p. 348. Bereits bei Gelegenheit der Feier des Neujahrstages 1711 hatte übrigens zu St. Petersburg eine Art Demonstration gegen die Pforte stattgefunden. Bei dem Feuerwerk sah man, „en signe de la guerre contre les Turcs", einen Stern in Brillantfeuer mit der Inschrift: „Herr zeige uns Deine Wege"; und auf einer hohen Säule prangte ein Schwert und ein Schlüssel, umgeben von den Worten: „Wo die Gerechtigkeit ist, da findet sich auch die Hülfe Gottes." Daselbst, S. 346.

von Kiew, wurde angewiesen, vorzüglich die zaporogischen Kosaken und die benachbarten Tataren im Zaume zu halten[1]).

Gleichzeitig eilte der General-Admiral Graf Apraxin, auf Befehl des Zaaren, nach Assow, um dort die nöthigen Vertheidigungsanstalten gegen einen etwaigen Angriff der Osmanen zur See von dieser Seite zu treffen. Namentlich sollten mit Beginn des Frühjahres die Donischen Kosaken und die Kalmyken mobil gemacht werden, um die Türken und Tataren, je nach Umständen, zu Land und zu Wasser zu beunruhigen. General Butturlin wurde mit dem Hetman der Kosaken Skoropatzky an der Spitze von 10 Regimentern zu gleichem Zwecke nach Kammenoi-Saton geschickt[2]).

Zaar Peter, welcher sich, obgleich er nur für den General-Lieutenant Scheremetew's gelten wollte, den Oberbefehl und die Leitung für den ganzen Feldzug vorbehielt, hatte St. Petersburg bereits am 17. Januar verlassen und war am 21. in Moskau eingetroffen, wo er bis zu Anfang März mit den weiteren Anordnungen zum Kriege beschäftiget war. Der Marschall Fürst Mentschikow war in St. Petersburg zurückgeblieben, um in Abwesenheit des Zaaren die Reichsgeschäfte, unterstützt von dem neuerrichteten Senat, zu leiten. Den 6. März verließ Peter Moskau, um sich zu der Hauptarmee des Grafen Scheremetew zu begeben, welche damals bis nach Sluczk vorgerückt war. Die Zaarin Katharina Alexejewna, soeben erst feierlich zu seiner rechtmäßigen Gemahlin erhoben, folgte ihm mit den Ministern und dem Hofstaate. Die böse Jahreszeit und schlimme Wege erschwerten und verzögerten indessen die Reise des Zaaren und das Vorrücken der verschiedenen Truppencorps noch bedeutend.

Erst zu Anfang Aprils konnte zu Luck, wo Peter in eine schwere Krankheit verfiel, der Kriegsrath abgehalten werden, in welchem die letzten Dispositionen für den Feldzug gemacht wurden. Der 10. April wurde als der Tag festgesetzt, an welchem er nach allen Seiten hin eröffnet werden sollte. Bis zu Ende Mai nahm hierauf der Zaar sein

1) Journal, p. 346.
2) Daselbst, S. 350.

Hauptquartier noch zu Jaworow. Von hier aus hatte er am 23. Mai eine Zusammenkunft mit König August von Polen zu Jaroslaw, in welcher beide Monarchen dahin übereinkamen, daß König August in schwedisch Pommern einfallen und Stralsund belagern sollte, während ein Theil seiner Armee, unter dem Befehle des Großfeldherrn von Lithauen Potzei, auf Grund des bereits mit König Johann Sobiesky abgeschlossenen und jetzt erneuerten Waffenbündnisses gegen die Pforte, zu der russischen Armee im Süden stoßen sollte. Auch Prinz Constantin Sobiesky und Franz Rakoczy hatten sich in dem Hauptquartier zu Jaworow eingefunden, um dem Zaar ihre Huldigung darzubringen[1]).

Erst nach der Erneuerung des Bündnisses mit König August erfolgte zu Jaroslaw, unter Trompeten- und Paukenschall, die förmliche Bekanntmachung der Kriegserklärung gegen die Pforte. Zaar Peter ging sicherlich mit der festen Hoffnung des vollständigen Sieges in diesen Kampf, bei welchem ihm, im Hinblick auf die Stimmung und den Beistand der griechisch-christlichen Bevölkerung des osmanischen Reiches, selbst die Eroberung von Constantinopel und die Wiederherstellung des griechischen Kaiserthums damals schon als ein erreichbares Ziel vorgeschwebt haben mag. Wenigstens soll er geäußert haben, daß er dort seine letzte Ruhestätte zu finden wünsche. Und er hätte sie, meint Poniatowsky, auch ohne die Eroberung dieser Hauptstadt, freilich in ganz anderm Sinne, leicht dort finden können, wenn der Großwesir seinem, Poniatowsky's, Rathe gefolgt wäre[2]).

1) Journal, p. 347—355.

2) Poniatowsky, Remarques, p. 90: „Il comptoit lui-même si fort sur ses prochaines victoires", heißt es da von Peter, „qu'il disoit, qu'il vouloit être enterré à Constantinople, ce qui seroit peut-être arrivé sans la conquête de cette ville, si le Grand-Visir avoit suivi les conseils du Comte Poniatowsky." — Als charakteristisch für die damaligen Stimmungen und Hoffnungen unter der christlichen Bevölkerung des osmanischen Reiches mag es noch bezeichnet werden, daß aus allen Theilen desselben in dem Hauptquartier des Zaars zu Jaworow Schreiben mit der Nachricht eintrafen, es herrsche in der Armee des Sultans die größte Bestürzung

3) Krieg und Frieden mit Rußland und Karl's XII. Heimkehr.

Während Zaar Peter noch zu Moskau, Luck und Jaworow verweilte, hatten die Feindseligkeiten, schon im Februar, mit den Streifzügen der Tataren ihren Anfang genommen. Eine Horde von 20,000 Pferden, unter der Führung des Kalgha, war, mit 4000 Polen und 12,000 Kosaken, unter dem Hetman Orlich, vereint, über Raskow und Braslow bis in die Umgegend von Kiew vorgedrungen, hatte die dort versammelten russischen Truppen zurückgeworfen, und etwa 5000 Kosaken mit ihren Heerden als Gefangene hinweggeschleppt. Ein gleich starker Haufen, unter den Befehlen des Nureddin, hatte gleichzeitig das russische Gebiet in der Nähe von Assow gebrandschatzt, und 80,000 Tscherkessen sollten am Don hinaufgehen, um, womöglich, die russische Flotte bei Woronesch zu zerstören und die noch dort weilenden 4000 schwedischen Gefangenen zu befreien[1]).

Indessen war Feldmarschall Scheremetew mit dem Vortrab des Heeres im Laufe des Monats Mai bis an den Dniester gelangt, hatte den Fluß, da sich die dort aufgestellten Tataren sogleich zurückgezogen hatten, bei der kleinen Stadt Rachowo ohne allen Widerstand überschritten, und war, im Einverständniß mit dem Hospodar der Moldau, Demetrius Kantemir, welcher sich schon zu Ende des vorigen Jahres mit dem Zaar in ein geheimes Bündniß eingelassen hatte, über den Pruth ohne weiteres bis nach Jassy vorgedrungen. Dieser erste glückliche Erfolg war jedoch verhängnißvoll für den Verlauf und den Ausgang des Feldzugs.

Denn anstatt nun seine Truppen zusammenzuhalten und vielleicht einen entscheidenden Schlag gegen Bender auszu-

und Entmuthigung, weil sich bei ihrem Auszug aus Constantinopel ein ungeheurer Sturm erhoben habe, von welchem die vor den Janitscharen hergetragene große Fahne des Propheten in Stücke zerrissen worden sei. Journal, p. 354.

1) Fabrice, Lettres, 48, 53. De La Motraye, Voyages, T. II, p. 3.

führen und dann dem Großwesir an der Donau die Spitze zu bieten, schwächte und zersplitterte Scheremetew seine Streitkräfte gleich anfangs dadurch, daß er zwei abgesonderte Corps von je 7—8000 M., unter den Generalen Rhenne und Janus, nach der Walachei und Moldau ausschickte, vorzüglich um nur erst für eine angemessene Verproviantirung des Heeres zu sorgen. Unglücklicherweise wurde aber nicht einmal dieser Zweck damit erreicht. Die Magazine, welche, wie wenigstens die Hospodare vorgegeben hatten, wohlgefüllt vorhanden sein sollten, existirten gar nicht, und auch bei den Einwohnern der beiden Fürstenthümer zeigte sich wenig Lust, sich durch eine nachhaltige Unterstützung der Russen am Ende die schwere Ahndung der Pforte zuzuziehen. General Rhenne brachte auf seinem Streifzuge, auf welchem er aus Unmuth einige Dörfer niederbrannte, kaum einige elende Stück Schlachtvieh auf [1]).

Es machte sich daher schon der peinlichste Mangel fühlbar, als der Zaar selbst mit der Hauptarmee nachrückte und bei Soroka über den Dniester ging. Schon hier erlagen eine Menge Soldaten dem Hunger und noch mehr dem entsetzlichsten Durst, welcher, bei steigender Hitze und gänzlichem Wassermangel, für Viele auf der Stelle tödtlich wurde [2]). Als der Zaar am 23. Juni (a. St.) in Jassy eintraf, wo ihn die Hospodare feierlich empfingen und ihm alle mögliche Unterstützung zusagten, mußte folglich seine erste Sorge sein, für eine ausreichende Verproviantirung des Heeres die nöthigen Anstalten zu treffen. Es sollten große Magazine bei Jassy angelegt und vor Allem die angeblich bei Brailow am Sereth befindlichen, nur schlecht vertheidigten Vorrathshäuser der Türken hinweggenommen werden. Wenn man aber auch dazu die Mittel gehabt hätte, so wäre doch gar nicht mehr die Zeit vorhanden gewesen, dergleichen Pläne zur Ausführung zu

1) De La Motraye, a. a. O., S. 14.

2) Journal de Pierre le Grand, p. 358: „Les chaleurs excessives et l'ardente soif furent cause que plusieurs soldats vomirent du sang. Les uns en mouroit sur le champ, d'autres furent sauvés par la saignée."

bringen. Denn schon traf die Nachricht ein, daß bereits 40,000 Türken bei Isakdschi über die Donau gegangen und der Großwesir mit der Hauptmacht unverzüglich nachfolgen werde. Es wurde also beschlossen, von Jassy aufzubrechen und dem Feinde am rechten Ufer des Pruth gegen Faltschi hin entgegenzugehen [1]).

Mohammed Baltadschi, überhaupt kein Kriegsheld, hatte seinen Marsch nicht gerade sehr beschleuniget. Es hatte ziemlich lange gedauert, ehe sich die zum Feldzug bestimmten Truppen in dem Lager von Daudpascha und auf den Ebenen bei Adrianopel zusammengefunden hatten. Ihre Gesammtstärke wurde auf mindestens 200,000 M. mit einem Artillerie park von 350 Geschützen von verschiedenem Kaliber geschätzt. Im März hatte der Auszug nach dem Lager von Daudpascha unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten, und endlich gegen Ende Mai von da der Aufbruch des ganzen Heeres gegen die Donau hin stattgefunden. Gleichzeitig war die im Ganzen 360 Schiffe starke Flotte mit 35,000 M. am Bord, unter dem Kapudanpascha Ibrahim, nach dem Schwarzen Meere ausgelaufen, um Assow anzugreifen [2]).

Das falsche Gerücht, daß die russische Armee aus 150,000 M. bestehe und 600 Kanonen bei sich führe, hatte, wie es scheint, den Großwesir eingeschüchtert. Er soll sogar dem Zaar schon zu Jassy durch Vermittelung des Hospodars der Walachei den Frieden angeboten haben. Erst als ihn Graf Poniatowsky, welcher sich bei dem Heere befand und sich bedeutenden Einfluß auf seinen schwachen Geist verschafft hatte, von dem Ungrund jenes Gerüchts überzeugt hatte, rückte er schneller vorwärts und überschritt in den letzten Tagen des Juni mit seiner ganzen Armee, ohne den geringsten Widerstand zu finden, bei Isakdschi die Donau.

1) Journal etc., p. 359.

2) Nähere Angaben über die Stärke der osmanischen Land- und Seemacht, welche zu diesem Kriege in Bewegung gesetzt wurde, finden sich z. B. bei Fabrice, p. 58 und 67. Er will die Flotte sogar auf 400 Segel bringen. Das Journal ect., p. 362, gibt die Stärke der Armee, wie sie sich am Pruth befand, auf 100,000 M. Fußvolk und 120,000 M. Reiterei an, ohne die Tataren.

Um nun seinen Operationen noch mehr Nachdruck zu verleihen, hätte es Poniatowsky gar zu gern gesehen, daß sich König Karl XII. persönlich in das Lager des Großwesirs begeben hätte. Er eilte deshalb, mit dem Großwesir im Einverständniß, selbst nach Bender. Allein wenn auch dem Könige ein so abenteuerlicher Plan zusagen mochte, so fanden es doch seine Räthe nicht mit seiner Würde vereinbar, daß er dort ohne den gehörigen Glanz erscheinen oder gar gleichsam als „Volontär" im Heere des Großwesirs Dienste thun sollte. Die Sache unterblieb also; sie würde aber den Dingen, welche nun der Katastrophe schneller zueilten, als man erwarten mochte, vielleicht eine ganz andere Wendung gegeben haben[1]).

Sobald sich nämlich die Vorläufer der Osmanen, die Tataren, am linken Ufer des Pruth, in der Höhe von Husch, zeigten und Miene machten, den Fluß zu überschreiten, hielt es Peter nicht mehr für rathsam, seiner Bewegung nach Faltschi hin, wo er eine Vereinigung mit dem detachirten Corps des Generals Rhenne bewirken zu können hoffte, weiter Folge zu geben. Denn er mußte fürchten, von aller Communication nach Norden und Süden hin gänzlich abgeschnitten zu werden. Sein erster Gedanke war nun, sich durch eine Bewegung nach Rechts gegen den Sereth hin zu retten. Allein auch dieser Plan war schon nicht mehr ausführbar, weil es den erschöpften Truppen an Wasser und Lebensmitteln, und namentlich den Pferden gänzlich an Futter fehlte, welches bis auf das letzte Gräschen von den Heuschrecken aufgezehrt war. Sie stürzten täglich zu Hunderten. Man mußte sich also für den Rückzug nach Norden hin entscheiden, um unweit Husch eine feste Stellung einzunehmen und da vielleicht das Geschick einer Entscheidungsschlacht zu versuchen.

Noch hatte man aber Husch nicht erreicht, als der Nachtrab von den Tataren, welche schwimmend über den Fluß gesetzt waren, angegriffen wurde. Das Regiment Preobraschenski

1) Poniatowsky, Remarques, p. 92—96. Dieses Schriftchen ist zugleich mit Poniatowsky's Bericht an König Stanislaus, bei De La Motraye l. c., p. 25—28, die Hauptquelle für die Vorfälle am Pruth und ihre nächsten Folgen, natürlich nicht ohne Vergleichung mit den übrigen hierher gehörigen, mehrfach genannten Quellen.

hielt diesen ersten Stoß fünf Stunden lang mit unglaublicher Tapferkeit aus. Bald aber, am Abend desselben Tages, den 19. Juli, erneuerte die Hauptmacht der Osmanen, welche unterdessen auf den über den Fluß geschlagenen Brücken nachgefolgt war, den Kampf. Er war außerordentlich heftig und blutig, aber am Ende — ein wahres Wunder — doch noch siegreich für die Russen. Denn obgleich der Zaar den Hunderttausenden der Osmanen im Ganzen nur noch 31,554 M. Fußvolk und 6692 M. Reiterei, meistens ohne Pferde, entgegenzustellen hatte, so wurden jene doch vorzüglich durch den geschickten Gebrauch der russischen Artillerie mit einem Verluste von 7000 M. zurückgeworfen. Das war aber auch die letzte Anstrengung, welche der Zaar seinen gänzlich erschöpften Truppen zumuthen konnte. Er durfte es nicht einmal wagen, die fliehenden Feinde zu verfolgen, geschweige denn daß er sich für stark genug gehalten hätte, am folgenden Tage den Kampf wieder aufzunehmen, zumal da der Feind schon während der Nacht auch sein Geschütz herbeigebracht hatte und über einen großen Theil frischer Truppen verfügen konnte, welche noch jenseits des Flusses standen[1]).

Am Morgen des 20. Juli herrschte daher im russischen Lager, ungeachtet des jüngsten Sieges, die äußerste Entmuthigung, welche sich selbst des Zaars bemächtigte. In einem Augenblicke der Verzweiflung gab er Alles verloren, zog sich in sein Zelt zurück, wollte Niemand mehr sehen und sprechen, und verfiel, unter heftigen Zuckungen, in eine tiefe Schwermuth, in welcher er sich nicht ohne bitteren Schmerz an das Schicksal „seines Bruders" Karl's XII. bei Pultawa erinnert haben soll[2]).

In dieser Krisis konnte nur noch ein schneller Entschluß retten. Der Vorschlag der muthvollsten Generale, noch einen Kampf zu wagen, wurde in einem Kriegsrathe von der Mehrzahl der ruhig Überlegenden als tollkühn und nutzlos verworfen, weil man in dem nur von einer elenden Wagenburg

1) Journal ect., p. 360—364. Poniatowsky, Remarques. p. 98—109.

2) De La Motraye, Voyages, T. II, p. 19.

und einigen spanischen Reitern nothdürftig geschützten Lager, ohne Lebensmittel und die Gewißheit eines glücklichen Rückzugs, nicht Alles, selbst die Freiheit und das Leben des Zaars, aufs Spiel setzen dürfe. Bevor man zu diesem Äußersten schreite, meinte der Vice-Canzler Schaffirow, solle man lieber noch den Versuch machen, einen Waffenstillstand und dann eine Capitulation zu erlangen, wodurch man sich wenigstens den Rückzug sichern könne. Die Zaarin Catharina unterstützte diesen klugen Rath auf das Lebhafteste. Sie übernahm es, den Zaar selbst von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß dies der einzige noch übrige Ausweg zur Rettung sei. Peter fügte sich, nach einigem Zögern, ins Unvermeidliche. Er ermannte sich wieder, und richtete mit edler Selbstverleugnung sofort ein Schreiben an den Senat, worin er ihn aufforderte, im Fall seines Todes oder seiner Gefangenschaft, nicht ihn, sondern nur des Reiches Wohlfahrt im Auge zu behalten. „Ich sehe nichts vor mir", hieß es darin, „als völligen Untergang oder Gefangenschaft bei den Türken. Im letztern Falle habt Ihr mich nicht mehr als Euern Zaar und Herrscher zu betrachten, und nichts von dem zu erfüllen, was ich, wenn auch eigenhändig, von Euch fordere, bis ich selbst wieder bei Euch sein werde. Sollte ich aber umkommen und Ihr bekämet sichere Kunde von meinem Tode, so wählt unter Euch selbst den Würdigsten zu meinem Nachfolger [1])."

Indessen war Catharina auch auf die Mittel bedacht gewesen, sich den Weg zum Großwesir zu bahnen und ihn bei den bevorstehenden Verhandlungen fügsamer und nachgiebiger zu machen. Es war kein Geheimniß, und man wußte es namentlich aus Tolstoy's Depeschen, daß der Großwesir und sein Kiaja gegen wohl angebrachte Geschenke nicht unempfindlich seien. Catharina raffte daher Alles, was sie selbst an kostbarem Pelzwerk und Kleinodien besaß, zusammen, um es ins türkische Lager zu schicken. Ob sie wirklich, wie erzählt wird, auch noch durch die Reihen des Lagers geritten, um

1) De La Motraye, Voyages, T. II, p. 19, und das Schreiben Peter's bei Staehlin, Anecdotes originales de Pierre le Grand, Strasbourg 1787, p. 45.

Offiziere und Soldaten zu einer Beisteuer aufzufordern, kann füglich dahingestellt bleiben. Große Schätze waren bei diesem durch Entbehrungen und Anstrengungen erschöpften Heere in keinem Falle zu finden. Auch stand der Werth der Geschenke, die man am Ende zusammenbrachte, mit dem Zwecke, welcher damit erreicht werden sollte, in gar keinem Verhältniß, selbst wenn er sich auf 200,000 Rubel belaufen haben sollte[1]).

Es walteten daher sicherlich noch weit gewichtigere Motive ob, welche den Großwesir dem Frieden geneigter machten: seine eigene Unentschlossenheit, der widerspenstige Geist der Janitscharen, welche schon nach dem Gefechte am 19. den Dienst versagten, und der Wunsch des Seraskiers, den Feldzug so schnell als möglich durch eine entscheidende und scheinbar glänzende That ohne große Opfer zu beendigen. Wenigstens rühmte er sich später wiederholt in diesem Sinne gegen Graf Poniatowsky[2]).

Genug, sobald man die Geschenke beisammen hatte, wurde die weiße Fahne aufgesteckt und ein Parlamentär mit einem Schreiben des Feldmarschalls Scheremetew an den Großwesir

1) Diese Bestechungsgeschichte und der von Catharina dabei bewiesene sich aufopfernde Heldenmuth sind später vielfach ausgeschmückt und entstellt worden. Le Clerc, Hist. de la Russie moderne, Versailles 1784, Vol. III, p. 324—334, hat darüber ziemlich Alles zusammengestellt. Selbst das Zeugniß von Villebois, welches Schlosser (Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, Heidelberg 1843, Bd. I, S. 180) aus einer Pariser Handschrift anführt, ist nicht ganz unverdächtig. Dagegen ist es eine wohl zu beachtende Thatsache, daß die besseren gleichzeitigen Quellen, obgleich sie auf Alles, was mit dem Frieden am Pruth in Verbindung steht, sehr genau eingehen, von dieser Bestechung gar kein Wort erwähnen, wie namentlich De La Motraye, Poniatowsky, sowol in den Remarques wie in dem Berichte an König Stanislaus, und das Journal de Pierre le Grand. Fabrice spricht blos einmal (S. 73) im Allgemeinen davon, daß „l'avarice insatiable du Grand-Visir" am meisten zum Frieden beigetragen habe. Die Briefe, worin er darauf näher eingegangen sein könnte, sind leider verloren gegangen. Theyls, Mémoires, welcher S. 14 den Bericht mittheilt, welchen der Kiaja Osman-Aga dem holländischen Gesandten über die Vorfälle am Pruth erstattete, schweigt darüber gleichfalls gänzlich.

2) Poniatowsky, Remarques, p. 109—129, wo überhaupt die besten und genauesten Aufschlüsse über den Verlauf der Unterhandlungen gegeben werden.

abgeschickt, in welchem man sich, auf Grund früherer von Seiten der Pforte gemachter Friedensanerbietungen, bereit erklärte, die desfallsigen Unterhandlungen wieder aufzunehmen. Die Geschenke wurden wohlgefällig angenommen, der Großwesir schien aber anfangs noch zu zögern, auf weitere Verhandlungen eingehen zu wollen. Eine kleine Demonstration von dem russischen Lager aus — man ließ, im Nothfalle zum Äußersten entschlossen, einige Regimenter vorrücken — machte ihn aber bald willfähriger. Er war damit einverstanden, die russischen Unterhändler zu empfangen, welche sich auch noch am Abend des 20. Juli in der Person des Vice-Canzlers Baron Schaffirow und des Generalmajors Scheremetew, eines Sohnes des Feldmarschalls, bei ihm einfanden.

In weniger als 24 Stunden kam hierauf die Capitulation zu erwünschtem Abschluß. Vergebens bot Graf Poniatowsky noch Alles auf, sie zu hintertreiben. In der eindringlichsten Weise stellte er dem Großwesir vor, daß er, wie die Dinge jetzt stehen, weiter nichts zu thun habe, als daß er den Zaar in die Gefangenschaft nach Constantinopel schicke und seine ganze Armee die Waffen strecken lasse; er machte selbst den Versuch, die Janitscharen durch einige Tausend Dukaten, welche er unter sie auswarf, und die glänzendsten Vorspiegelungen von den Millionen, welche sie in dem feindlichen Lager finden würden, nochmals zum Kampfe anzufeuern. Aber Alles umsonst! Die Janitscharen nahmen das Geld, rührten sich aber nicht von der Stelle, und der Großwesir zeigte eine wahrhaft überraschende Fügsamkeit. In mehreren wichtigen Punkten, wie z. B. der Auslieferung des Geschützes, die er verlangte, die Russen aber ablehnten, gab er ohne weiteres nach. Fast zum Erstaunen der Welt wurde daher schon am nächsten Tage, den 21. Juli, folgende Capitulation in 7 Artikeln unterzeichnet und ratificirt.

Assow wird in dem Zustande, in welchem es sich befand, als es in die Gewalt der Russen fiel, mit Geschütz und Gebiet an die Pforte zurückgestellt. Die Festungen Taganrok, Kamenska und Samara werden geschleift und nie wieder aufgebaut; auch verbleibt den Osmanen das dort befindliche Geschütz nebst Munition. Der Zaar enthält sich fernerhin

aller Einmischung in die Angelegenheiten der zu Polen gehörigen und dem Tataren-Chan unterworfenen Kosaken. Es ist dem Zaar nicht gestattet, in Zukunft noch einen Gesandten oder Residenten in Constantinopel zu unterhalten. Nur russische Kaufleute dürfen dort wegen ihrer Geschäfte frei verkehren. Alle türkischen Gefangenen werden zurückgegeben. Der Rückkehr des Königs von Schweden in seine Staaten wird von Seiten Rußlands kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt. Irgend eine Belästigung der gegenseitigen Unterthanen findet nicht mehr statt. Sobald der Sultan ersucht worden sein wird, dem Zaar sein ungemessenes Benehmen zu verzeihen (aura été supplié de pardonner la conduite irregulière du Czar), die Ratification dieses Vertrags von Seiten des Zaaren stattgefunden, und er seinen Canzler und ersten Staatssecretär, Baron Peter Schaffirow, und den Sohn des Feldmarschalls Scheremetew, Michael, als Geißeln für die gewissenhafte Erfüllung desselben zurückgelassen hat, soll er die Erlaubniß haben, in seine Staaten zurückzukehren. Auch werden die genannten Geißeln sofort entlassen werden, wenn der Zaar die Bedingungen des gegenwärtigen Vertrags treulich erfüllt hat[1]).

Zaar Peter zögerte keinen Augenblick, diesen Vertrag anzunehmen. Denn er rettete ihn, sein Heer und die Zukunft seines Reiches. Gleich am Morgen des nächsten Tages brach die ganze Armee mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen, fast im Triumphe, reichlich mit Lebensmitteln versehen und von einer Bedeckung von 3000 Sipahis gegen die Belästigungen der Tataren, welche, um die gehoffte Beute betrogen, mit dem Frieden keineswegs einverstanden waren, geschützt, aus ihrem Lager auf, um nach Norden hin abzuziehen. Nur eine Anzahl Wagen, welche aus Mangel an Pferden nicht mit fortgebracht werden konnten, fielen in die Hände der Tataren.

Noch war die Nachhut des abziehenden Heeres sichtbar,

1) Der Text der Capitulation am Pruth oder, wie sie auch genannt wird, de la plaine de Hoeste-Guesty, wird mit einigen Abweichungen gegeben: De La Motraye a. a. O., S. 20, und Theyls Mém., p. 17.

als König Karl XII., von Poniatowsky in aller Eile von dem Stande der Dinge benachrichtiget, mit der sicheren Zuversicht im Lager des Großwesirs eintraf, daß er nur Zeuge davon sein werde, wie Peter als Gefangener nach Constantinopel abgeführt werden würde. Voll Unmuth über so schmählich getäuschte Erwartungen, eilte er nun sogleich nach dem Zelte des Großwesirs, warf sich hier, wie er war, mit seinen großen beschmutzten Dragonerstiefeln ohne alle Umstände auf das Sopha, und machte demselben in einem heftigen Wortwechsel die bittersten Vorwürfe über solche Treulosigkeit: Noch niemals sei eine günstigere Gelegenheit, sich seines ärgsten Feindes zu bemächtigen und seine ganze Macht zu vernichten, auf leichtsinnigere Weise verscherzt worden. Man solle ihm, dem Könige, nur 20—30,000 M. tüchtiger Truppen geben, so mache er sich anheischig, den Zaar noch einzuholen, ihn mit seiner ganzen Armee gefangen zurückzuführen und wenigstens zu einem bessern und ehrenvolleren Frieden zu zwingen. Baltadschi, welcher es dem König schon übelgenommen hatte, daß er seiner ersten Einladung nicht gefolgt war, und jetzt sein rohes Wesen nicht vertragen konnte, berief sich auf die Gültigkeit einmal abgeschlossener Verträge, und behandelte ihn überhaupt so kalt und kurz angebunden, daß er, ohne weiter ein Wort zu sagen, mit höhnischem Lächeln ebenso plötzlich, wie er gekommen war, wieder aus dem Zelt hinausstürmte und nachdem er noch das russische Lager besucht und den Tataren-Chan gegen den Großwesir aufgehetzt hatte, spornstreichs nach Bender zurückeilte[1]).

Hier begann nun sogleich das Intriguenspiel, welches den Sturz des Großwesirs und den Bruch des russischen Friedens zum Zwecke hatte. Der erstere war nicht so leicht zu erzielen, weil in Constantinopel die Nachricht von dem Frieden mit großem Jubel begrüßt und von dem Sultan selbst mit Freuden vernommen worden war. Der Kiaja Osman-Aga, welcher den officiellen Bericht überbracht hatte, war

1) Am genauesten berichtet wieder Poniatowsky, welcher zugegen war, diese Scenen, Remarques, p. 129—132, verglichen mit De La Motraye a. a. O., S. 23—27.

reich beschenkt und zur Würde des Oberstallmeisters erhoben worden, und sechs Tage hintereinander gab eine dreimalige Salve sämmtlicher Geschütze von den Wällen und Festungswerken der Hauptstadt den Jubel über das glückliche Ereigniß weithin zu erkennen.

Desto eifriger und hartnäckiger war nun aber der König, vorzüglich von Poniatowsky unterstützt, in Verfolgung seines Ziels. Während Poniatowsky in einer eignen Denkschrift, welche er dem Sultan in die Hände zu spielen wußte, die Vorfälle am Pruth, ganz im Interesse des Königs und im Widerspruche mit den Darstellungen des Großwesirs, ins rechte Licht zu setzen versuchte, weigerte sich Karl XII. abermals, dem Befehle, Bender zu verlassen, um, wie ihm im Vertrage mit dem Zaar zugesagt war, unangefochten durch Polen nach seinen Staaten zurückzukehren, irgendwie Folge zu leisten. Er bestand noch immer darauf, daß er nur mit einem starken Truppencorps von Türken und Tataren abziehen werde, daß man den Großwesir ohne weiteres entsetze und den Krieg gegen Rußland sofort wieder beginne. Er erklärte geradezu, daß er nicht eher von der Stelle weichen werde, als bis man ihm ein Armeecorps von 6000 Sipahis und 30,000 Tataren und überdies ein Darlehen von 600,000 Thalern bewilligt haben würde, damit er seine Schulden bezahlen könne. Die Pforte wollte ihm aber nur 6000 M. zugestehen und von dem Darlehen gar nichts hören. Man ging sogar so weit, daß man ihm die 500 Thlr. verweigerte, welche ihm zu seinem täglichen Unterhalte ausgesetzt waren. Dergleichen Zwangsmittel erbitterten ihn aber natürlich um so mehr; und als man Miene machte, ihn selbst mit Gewalt zur Abreise zu zwingen, gab er seinen Leuten Befehl, jeden Türken, welcher sich seinem Lager in feindlicher Absicht nähern oder irgend etwas zu unternehmen wagen würde, wodurch die ihm schuldige Achtung verletzt werden möchte, auf der Stelle niederzuschießen[1]).

Das wirkte. Man zog gelindere Saiten auf, zumal da auch in Constantinopel die Dinge eine den Interessen des Königs günstigere Wendung nahmen. Die von ihm verlangte

1) Fabrice, Lettres, p. 84. Poniatowsky, p. 140—145.

Absetzung des Großwesirs gelang, in Folge der Denkschrift Poniatowsky's, welchem er übrigens abermals nach dem Leben gestrebt haben soll, und der Aufhetzereien des Tataren-Chans, welcher ihm, in Verbindung mit seinen Feinden im Serai, geradezu beschuldigte, daß der Friede am Pruth von ihm mit ganzen Wagenladungen Goldes erkauft worden sei, schon im November. Er wurde erst nach Lesbos und dann nach Lemnos verwiesen, wo er im nächsten Jahre starb. Schlimmeres Schicksal traf freilich seinen Kiaja Osman, welcher sammt den niederen Beamten, die bei dem Abschluß des Friedens hülfreiche Hand geleistet, hingerichtet wurde. In Osman's Nachlasse fand man einen Ring von der Zaarin und 2000 ärmliche Dukaten mit russischem und sächsischem Gepräge als Beweis seiner Schuld [1]).

Auch mit der Kriegserklärung gegen Rußland hatte nun die schwedische Partei in Constantinopel, wo Poniatowsky, dahin zurückgekehrt, wieder die Seele derselben war, ziemlich leichtes Spiel. Man redete dem Sultan ein, daß Zaar Peter, welcher, unter großen Schwierigkeiten, nur langsam über den Pruth und Dniester zurückging, gar nicht die ernste Absicht habe, die Bedingungen des Friedens zu erfüllen; er wolle weder Assow räumen, noch seine Truppen aus Polen zurückziehen, noch endlich die Ukräne an die Kosaken überlassen. Die Zögerung, womit die Befehle des Zaars, welcher es mit dem Frieden sicherlich redlich meinte, und auch Brailow, welches General Rhenne noch kurz vor dem Abschluß desselben eingenommen, sogleich wieder geräumt hatte [2]), in dieser Beziehung zur Ausführung kamen, und das Gerücht, daß er bereits wieder Truppen an der Grenze zusammenziehe, gaben dergleichen Einflüsterungen allerdings bedeutendes Gewicht. Die Kriegspartei, an deren Spitze der Sultan selbst, der neue Großwesir Jussuf-Pascha und der Mufti standen, gewann die Oberhand. Er werde sie ohne weiteres aufknüpfen lassen, erklärte der Großwesir den russischen Geißeln, wenn Assow nicht bis zu der festgesetzten Zeit geräumt werde. Vorerst

1) Poniatowsky, Remarques, S. 136—140 und S. 146 fg.
2) Journal de Pierre le Grand, S. 370 fg.

begnügte man sich, sie in strengere Haft zu nehmen und von Adrianopel nach den Gefängnissen der Sieben Thürme in Constantinopel zu schicken, wo auch Tolstoy seine unfreiwillige Wohnung wieder beziehen mußte [1]). Hierauf erfolgte, nach Abhaltung eines großen Diwans, bereits im December, wirklich die Kriegserklärung. Sie wurde der Welt abermals durch einen großherrlichen Befehl kund gethan, worin, unter Anführung der Gründe, warum man wieder zu den Waffen zu greifen genöthigt sei, alle Paschas und Vesire aufgefodert wurden, sich im Mai des nächsten Jahres mit ihren Contingenten bei Isakdschi einzufinden. Der Sultan wollte dieses Mal selbst an die Spitze seiner siegreichen Armee treten, welche weit stärker als im vorigen Jahre sein und angeblich bis auf 400,000 M. gebracht werden sollte [2]).

Großer Jubel in Bender, welcher leider nur abermals zu voreilig und vorübergehend war! Denn kaum wurde mit den Rüstungen zu dem so pomphaft angekündigten Feldzuge Ernst gemacht, als auch schon die Reaction gegen den Krieg wieder in voller Thätigkeit war. Die Friedenspartei im Diwan, jetzt der Großvesir selbst, angeblich mit russischem Gold bestochen, der Janitscharenaga, die Ulema, und die Diplomatie arbeiteten sich dabei gegenseitig in die Hände. Während der französische Gesandte, Herr von Desalleurs, im Interesse des Königs von Schweden, aus allen Kräften das Kriegsfeuer anzufachen und zu nähren bemüht war, traten nun dagegen die Vertreter Englands und Hollands, Robert Sutton und Jakob Colyer, als eifrigste Beförderer des Friedens auf. Sie waren jetzt die Hauptstütze der russischen Partei.

Schon im December wurden sie von den russischen Bevollmächtigten von den Sieben Thürmen aus um ihre Vermittelung bei dem Großvesir angesprochen, auf welche sie ohne Schwierigkeiten eingingen, obgleich sie für diesen Fall noch nicht mit Instructionen versehen waren. In den darauf sofort stattfindenden Conferenzen, namentlich zwischen dem

1) Fabrice, Lettres, p. 80, 87.

2) Der betreffende Hattischerif befindet sich bei Theyls, S. 23, und Fabrice, S. 100.

holländischen Gesandten und dem Reis Efendi oder auch dem Großwesir selbst, wurden alle den Frieden betreffende Punkte nochmals der reiflichsten Erwägung unterzogen: die Räumung von Assow, die Schleifung von Taganrok, der Rückzug der Russen aus Polen, die Verhältnisse der Ukräne und der Kosaken, endlich die Abreise des Königs von Schweden. Der Versicherung Colyer's, daß der Zaar fest entschlossen sei, die Bedingungen des Friedens am Pruth redlich zu erfüllen, daß er ja schon angefangen habe, Assow zu räumen und Taganrok zu schleifen, kam der Großwesir mit dem besten Willen entgegen. Vorzüglich zeigte er sich als entschiedener Widersacher des Königs von Schweden, welchen auch er entweder mit Gewalt zum Abzug gezwungen oder seinem Schicksal überlassen wissen wollte. Dieser Starrkopf, meinte er unter Anderm, koste der Pforte bereits mehr als 3 Millionen Gulden, ohne daß sie den geringsten Nutzen davon gehabt habe; das sei länger nicht zu ertragen. Aber die Kriegspartei, vor Allem der Sultan selbst, wollte den friedlichen Versicherungen der Russen doch noch keinen Glauben schenken, und durchkreuzte die Bemühungen der Vermittler auf jede Weise [1]).

Erst als von den Befehlshabern der Grenztruppen die sichere Nachricht einging, daß Assow wirklich geräumt und Taganrok geschleift sei, bekam die allgemeine Stimmung einen entschiedenen Umschwung zu Gunsten Rußlands. Der sofort wieder einberufene große Diwan gab sein Gutachten dahin ab, daß die von dem Zaar in Bezug auf Assow und Taganrok jetzt bewiesene Willfährigkeit wohl zu der Hoffnung berechtige, daß er auch in den übrigen noch unerledigten Punkten den gerechten Anforderungen der Pforte Genüge thun werde, und daß mithin kein ausreichender Grund mehr vorliege, den angeregten Kriegsplänen weiter Folge zu geben. Daraufhin wurden sogleich die Verhandlungen mit den Vermittlern und den russischen Bevollmächtigten wieder aufge-

1) Am genauesten ist über den Verlauf der damaligen Verhandlungen zu Constantinopel die Depesche, welche Colyer unter dem 16. Januar 1712 an die Generalstaaten richtete, bei Theyls, S. 27—43.

nommen. Sie führten leicht zur Erneuerung oder Bestätigung des Friedens am Pruth durch einen am 15. April
1712 1712 unterzeichneten Vertrag, welcher in sieben Artikeln folgende nachträgliche und erläuternde Bestimmungen enthielt.

Innerhalb 30 Tagen und für die entfernteren Gegenden innerhalb drei Monaten, von der Unterzeichnung dieses Vertrages an gerechnet, zieht der Zaar alle seine Truppen aus Polen zurück. Nur in dem Falle, daß der König von Schweden mit bewaffneter Hand in Polen eindringen sollte, um auch die Staaten des Zaaren mit Krieg zu überziehen, soll es diesem gestattet sein, ihn dort anzugreifen, ohne daß dies für einen Friedensbruch mit der Pforte gelten soll.

Die Pforte behält sich vor, den Weg, auf welchem, und die Zeit, wenn der König von Schweden nach seinen Staaten zurückkehren soll, zu bestimmen. Geschieht es durch Rußland, so wird Sorge dafür getragen werden, daß den Unterthanen und Ländern des Zaaren daraus kein Nachtheil erwachse, wogegen erwartet wird, daß auch den Schweden und den sie geleitenden Osmanen dort kein Leids widerfahre.

Kiew und die Ukräne jenseit des Dniester verbleibt dem Zaaren, wogegen das Land diesseit dieses Flusses den Kosaken zugesprochen wird. Sie dürfen in keiner Weise von den Russen beunruhiget oder belästiget werden, ebensowenig die Tataren der Krim und die übrigen Unterthanen der Pforte, welche sich dagegen verpflichtet, die Tataren und Kosaken im Zaume zu halten. Friedensstörer sind von beiden Seiten streng zu bestrafen.

Zwischen Assow und Cirkaski, an der russischen Grenze, darf keine neue Festung angelegt werden. Das bronzene Geschütz von Assow muß vollständig ausgeliefert oder sein Werth mit Geld ersetzt werden. Bis Kameniek und Samara dürfen keine neuen Festungswerke angelegt werden. Die Dauer dieses Friedens wird auf 25 Jahre festgesetzt und eine Verlängerung desselben vor Ablauf dieses Termins ist beiden Theilen gestattet [1]).

1) Der vollständige Text des Vertrags findet sich bei Theyls, S. 46—56, und Fabrice, S. 120—126.

Man kann leicht denken, wie diese abermalige Täuschung auf die schwedische Partei und den Hof zu Bender wirkte. König Karl nahm das Schreiben, wodurch der Sultan ihn selbst von den Gründen in Kenntniß setzte, welche ihn zur Erneuerung des Friedens mit Rußland bewogen haben, und ihn zugleich benachrichtigte, daß der zum Seraskier erhobene Pascha von Bender Ismail und der Tataren-Chan bereits die nöthigen Befehle erhalten hätten, für seine Rückkehr durch Polen Sorge zu tragen und ihn zu diesem Zwecke mit Allem zu versehen, was er an Truppen, Pferden und Fuhrwerk brauchen werde, kalt und um so mehr mit Mistrauen auf, da darin die Zahl der zu bewilligenden Truppen gar nicht näher angegeben und der fatale Geldpunkt gänzlich mit Stillschweigen übergangen war. Er antwortete darauf nur kurz, daß er dem Großherrn für seine Sorgfalt Dank wisse, und auch seiner Seits sehnlich wünsche, im nächsten Winter unter guter Bedeckung (avec une bonne escorte) nach seinen Staaten zurückzukehren, weil dort jetzt seine Gegenwart doppelt nöthig sei; denn in Folge des erneuerten Friedens habe der Zaar nur desto freiere Hand erhalten, seine Waffen nun auch noch nach den Theilen seiner, des Königs, Staaten zu tragen, welche bisher von seinen ungerechten Übergriffen und Usurpationen verschont geblieben wären. Im Übrigen habe er seinen Bevollmächtigten beauftragt, seine weiteren Vorschläge mündlich mitzutheilen, auf welche er einer bestimmten Antwort entgegensehe, um dann so schnell wie möglich seine Rückreise anzutreten [1]).

Die Anträge seines Abgesandten, des Obersten Funk, betrafen natürlich nur wieder seine bereits früher gestellten Forderungen: ein Truppencorps von mindestens 20—30,000 M., ein Darlehen von 1200 Beuteln oder 600,000 Thalern, 4—500 Pferde für das Gepäck seiner Offiziere und 200 Wagen für seine eigenen Effecten. Darauf einzugehen, zeigte aber die Pforte nach wie vor gar keine Lust. Das

1) Das Schreiben des Sultans vom 19. April und die Antwort des Königs vom 8. Mai 1712 gibt De La Motraye, Voyages, T. II, p. 113—115; die an den Pascha von Bender und den Tataren-Chan erlassenen Befehle Theyls, S. 56—62.

Höchste, wozu sie sich verstehen wollte, waren **10,000** M. und **100,000** Thaler baares Geld, nebst der Zusage, daß der Sultan es außerdem übernehmen wolle, die Schulden des Königs zu bezahlen [1]).

Damit konnte aber Karl XII. jetzt gar nicht gedient sein. Sollte er es wagen, sich mit einem solchen Häuflein durch Polen und Pommern hindurchzuschlagen, während es notorisch war, daß der Zaar, dem Frieden zum Trotz, noch immer mit seinen Truppen dort verweilte und auch wenig geneigt schien, sie vorerst von da zurückzuziehen? Und was wäre vollends mit einer so winzigen Geldspende anzufangen gewesen, welche kaum hingereicht haben würde, die Kosten der nöthigen Vorbereitungen zur Abreise zu bestreiten? — Der König führte also abermals in einer geharnischten Note, welche er dem Großherrn zustellen ließ, bittere Beschwerden über den Großwesir, welcher von den Russen entweder betrogen oder bestochen worden sei. Dem Zaar, behauptete er unter Anderm darin, komme es überhaupt gar nicht in den Sinn, die von ihm beschworenen Verträge zu halten; er wolle damit nur Zeit gewinnen, um dann die Pforte desto sicherer hintergehen zu können. Und darin sei König August mit ihm völlig einverstanden, indem er nicht nur darauf ausgehe, die Krone Polen in seinem Hause erblich zu machen, sondern auch seine Augen schon auf den Kaiserthron geworfen habe, für den Fall, daß sein gegenwärtiger Inhaber ohne Erben sterben würde. Der Zaar dagegen habe seinen Sinn offenbar auf die Wiederherstellung des Kaiserthums von Constantinopel gerichtet. Das mache beide zu unzertrennlichen Bundesgenossen und unversöhnlichen Feinden der Pforte, u. s. w. Im Übrigen rechne er darauf, daß der Sultan seinen früheren Zusagen, sowol in Bezug auf die Truppen, wie auf das Geld gerecht werde [2]).

Diese Note hatte zunächst die Folge, daß der Sultan und der Tataren-Chan ihre von zwei schwedischen Offizieren

1) Fabrice, S. 119 und 131.

2) Nach den Auszügen bei De La Motraye a. a. O., S. 118. Fabrice, S. 131 und 137, wo diese Note „un mémoire foudroyant contre le Grand-Visir" genannt wird.

begleiteten Kundschafter nach Polen schickten, um sich Gewißheit darüber zu verschaffen, wie es eigentlich um die Erfüllung des ersten Artikels des erneuerten Friedens von Seiten des Zaar stehe. Ihre Berichte lauteten ungünstig und dienten den Beschuldigungen des Königs nur zur Bestätigung. Peter hatte es, selbst nach der Räumung von Assow, allerdings für gut befunden, auf die Nachricht hin, daß die Pforte rüste und der König von Schweden seine Emissäre nach Polen geschickt habe, um das Volk für König Stanislaus aufzuwiegeln, nicht nur sächsische und polnische Truppen an die Grenze der Moldau vorrücken zu lassen, sondern auch dem Feldmarschall Scheremetew Befehl ertheilt, das in der Ukräne stehende Armeecorps zu verstärken, und die weiteren Schritte des Königs von Schweden genau zu beobachten. Den friedlichen Durchzug durch Polen sollte er ihm nicht wehren; sobald aber der König Miene machen würde, dort feindlich aufzutreten, Truppen zu werben und Unruhen anzustiften, dann solle auch er ohne weiteres in Polen einrücken und ihn zurücktreiben. Ebenso solle er verfahren, wenn schwedische Truppen in Curland oder Preußen erscheinen würden; und nach Pommern begab sich der Zaar mit einem angemessenen Truppencorps selbst, um den Abschluß eines Separatfriedens von Dänemark und Polen mit Schweden, wovon damals die Rede war, rechtzeitig zu hintertreiben. Auch war es im Sommer wirklich zwischen einem der vorzüglichsten Parteigänger des Königs in Polen, dem Staroften von Rawa, Grudschinski, welcher einen Haufen von 15,000 Polen, Kosaken und Tataren aufgebracht hatte, und den russischen Truppen daselbst schon zu blutigen Reibungen gekommen, welche Grudschinski endlich zur Flucht nach Schlesien genöthigt hatten [1]).

Diese Nachrichten versetzten den Sultan in den höchsten Zorn gegen den Zaar. Er berief sofort seinen großen Diwan ein, ließ sich vom Mufti ein Fetwa ausstellen, daß der Krieg gegen Rußland, unter diesen Umständen, völlig gerechtfertiget sei, schickte nicht nur die russischen Unterhändler,

1) Journal de Pierre le Grand, p. 380—384.

sondern auch die polnischen Gesandten abermals in strenge Haft nach den Sieben Thürmen, entsetzte den Großwesir Jussuf, und verkündete am 20. November den Krieg gegen den Zaar, wie gewöhnlich durch ein Rundschreiben an alle Paschas, welches sie aufforderte, sich im Frühjahre mit ihrem Heerbann auf den Ebenen von Adrianopel einzufinden. Auch dieses mal wollte der Sultan selbst wieder mit ins Feld ziehen [1]).

In demselben Verhältniß, in welchem im Diwan der Zorn gegen den Zaar wuchs, nahm nun aber dagegen auch wieder die Fügsamkeit gegen den König von Schweden zu. Die gewünschte Escorte — man sprach schon von 50—60,000 Tataren und 5—6000 Türken — und auch die 1200 Beutel sollten gewährt werden, und überdies wollte man keinen andern König von Polen, als Stanislaus, und keine andern Vertreter dieser Republik anerkennen, als die, welche sich am Hoflager zu Bender befänden. Mit dergleichen Zugeständnissen hoffte man jedoch auch den König endlich zur Abreise zu bewegen. Denn seine Gegenwart wurde in der That mit jedem Tage lästiger und unerträglicher. Der Pascha von Bender und der Tataren-Chan erhielten in dieser Absicht gemessene Befehle, den König zu veranlassen, daß er seine Vorbereitungen so treffe, daß er mit dem ersten Froste die Reise antreten könne; und um ihren Vorstellungen in dieser Beziehung sogleich mehr Nachdruck geben zu können, wurden ihnen die von dem Könige verlangten 1200 Beutel zur Verfügung gestellt, jedoch mit der ausdrücklichen Weisung, sie ihm erst in dem Augenblicke zuzustellen, wenn er die Reise wirklich antreten würde [2]).

So trat nun diese leidige Geldfrage in der ganzen Sache in den Vordergrund und bedingte vorzugsweise die Entscheidung. Denn als der König, welcher sich allerdings in den äußersten Geldnöthen befand, erfuhr, daß die 1200 Beutel zwar in Bender eingetroffen seien, ihm aber bis zur

1) Fabrice, p. 139. 145: Relation du 20. Novembre 1712. Das Rundschreiben an die Paschas gibt Theyls, S. 63—66.

2) Schreiben des Sultans an den Tataren-Chan und den Pascha von Bender bei De La Motraye a. a. O., S. 120—122.

Abreise vorenthalten werden sollen, ließ er dem Chan und dem Pascha durch seinen Schatzmeister Grothusen so lange zusetzen, bis sie sich dazu verstanden, ihm das Geld unter ihrer eigenen Verantwortlichkeit, aber nur gegen die wiederholte Versicherung auszuliefern, daß er nun wirklich abreisen und sich jeder Ruhestörung und Aufhetzerei in Polen enthalten wolle [1]).

Zum Unglück wollte aber auch dieses Geld nirgends reichen. Wie gewonnen so zerronnen! Grothusen brauchte auf der Stelle von den 600,000 Thalern allein 250,000 Thaler, um nur den dringendsten Verbindlichkeiten gerecht zu werden, Poniatowsky, welchem seine Intriguen in Constantinopel fortwährend schweres Geld kosteten, 125,000 Thlr. Dabei schlechte Wirthschaft und übelangebrachte Liberalität. Bedeutende Summen wurden an Günstlinge, vorzüglich an Polen, verschleudert. Der Musik des Paschas gab der König für eine erbärmliche Serenade 400 Dukaten, dem Boten, welcher ihm den letzten Brief des Großherrn überbracht hatte, 500 Dukaten; brauchte einer von den Offizieren des Königs 30 Thaler, so wurden den Wucherern darüber Schuldverschreibungen zu 100 ausgestellt, und so fort [2]). Kein Wunder also, daß man nach wenigen Tagen schon wieder vor leeren Kassen stand, welche der König auf keine andere Weise wieder zu füllen wußte, als daß er die Pforte durch seinen Gesandten Funk um eine weitere Spende von 1000 Beuteln ansprechen ließ [3]).

Indessen hatte sich der Frost eingestellt und der Chan drängte zur Abreise, die er auf den 15. December ansetzte. Der König ließ ihm abermals ablehnend antworten, er müsse zuvor noch den Bescheid auf seine jüngste Botschaft nach Adrianopel abwarten. Da verlor der Chan die Geduld, und

1) De La Motraye a. a. O., S. 123. Der Pascha soll sich vorzüglich deshalb zur Auslieferung des Geldes haben bestimmen lassen, weil er selbst einer der Gläubiger des Königs war. Er hatte ihm 37,000 Thlr. geliehen, welche er auf diesem Wege am leichtesten wiedererlangen zu können hoffte.

2) Fabrice, S. 152. 155. De La Motraye, S. 113.

3) De La Motraye, S. 124.

konnte sich nicht enthalten, seinem Unwillen in zwei Schreiben an den König und den Kanzler Müllern Luft zu machen, in welchen er die Abreise, auf Befehl der Pforte, in kategorischer und selbst drohender Weise verlangte. „Ich benachrichtige Euch", hieß es namentlich in dem Schreiben an den Kanzler, „in aller Freundschaft, daß der Großherr mit Ungeduld die Nachricht von der Abreise Sr. Majestät erwartet, und daß man alle Ursache hat, zu befürchten, daß derselbe auf die erste Kunde vom Gegentheil uns befiehlt, den König zur Abreise zu zwingen, und daß, im Fall des Widerstandes, wir gezwungen sind, zu Gewaltmaßregeln zu schreiten, welche uns außerordentlich leid thun sollten."

Eine solche Sprache ruhig zu ertragen, dazu war Karl XII. freilich nicht gemacht. Er antwortete darauf sofort in gleich gemessenen und einschneidenden Ausdrücken:

„Wir haben Euch durch dieses Schreiben blos zu erkennen geben wollen, daß es Uns sehr sonderbar (fort étrange) erscheint, wenn Ihr, nachdem die Pforte Uns so viele Beweise von Freundschaft und Wohlwollen gegeben, und Uns so oft feierlich versprochen hat, Uns mit allen Uns wünschenswerthen Ehren nach Unsern Staaten zurückgeleiten zu lassen, plötzlich Unsere Abreise auf eine Weise erzwingen wollt, welche Uns vermuthen läßt, daß Ihr, in Widerspruch mit jenen Versprechungen, eher Luft habt, Uns fortzujagen (de nous chasser), als Uns mit Ehren und in Sicherheit ziehen zu lassen, ohne zu berücksichtigen, daß Wir noch gar nicht dazu die nöthigen Vorbereitungen getroffen haben, und ohne Uns selbst dazu die erforderliche Zeit zu gewähren. Wir fügen Dem nur noch hinzu, daß Niemand von Uns in Dingen, welche Unserem Ruhme und dem gegebenen Worte entgegen sind, das Unmögliche verlangen darf; daß Wir ferner die nöthige Zeit bedürfen, um Alles, was Uns zur Reise nöthig ist, herbeizuschaffen, wozu Wir vor Allem die Antwort auf Unser jüngstes Schreiben an den Großherrn erwarten; und daß Wir endlich in Betreff der Drohungen, welche Ihr an Unsern Kanzler Müllern gerichtet habt, entschlossen sind, Uns lieber dem Äußersten auszusetzen, und daß Wir, wenn man Uns mit Gewalt hinwegjagen will, Gewalt der Gewalt ent-

gegensetzen werden, weil wir annehmen, daß Die, welche sich gegen Uns solche Drohungen herausnehmen, eher die Absicht haben, Uns den Händen Unserer Feinde zu überliefern, als Uns sicher an die Grenzen Unserer Staaten zu geleiten" [1]).

Diese letzten Worte enthüllten in der That eine der vorzüglichsten Besorgnisse des Königs. Er glaubte alles Ernstes, daß es der Chan und der Pascha wirklich darauf abgesehen hätten, ihn den Russen und dem König August auszuliefern. Vergeblich beschworen ihn die Türken und Tataren bei ihrem Barte vom Gegentheile; vergeblich wollten die Polen Geißeln dafür stellen, daß ihm kein Leids und im Gegentheil von König August selbst alle seiner königlichen Würde schuldige Ehre widerfahren würde: er war von diesem Verdachte nicht abzubringen. Auch meinte er nun, daß die 5—6000 Sipahis und die 20,000 Tataren, welche man ihm zur Verfügung stellen wollte, keineswegs genügen würden, ihn gegen die Russen zu schützen. Genug, er weigerte sich, die Reise anzutreten [2]).

Der Chan und der Pascha geriethen darüber in die äußerste Verzweiflung. Denn da sie das Geld gegen den Befehl der Pforte ausgeliefert hatten, so handelte es sich dabei für diesen um seinen Kopf, für jenen mindestens um die Verbannung nach Rhodos. Sie beschworen also den König nochmals, sich auf den Weg zu machen. Er blieb aber unerbittlich: er müsse nun erst noch die 1000 Beutel von Constantinopel abwarten.

Während aber so in Bender die Dinge auf die Spitze getrieben wurden, entschied man sich auch in Adrianopel zum Äußersten. Das ungemessene Verlangen der 1000 Beutel brachte den Zorn des Sultans aufs Höchste. Er wies ein solches Ansinnen mit Unwillen zurück, und warf in einem am 21. December versammelten Diwan, nachdem er die großen Wohlthaten, welche die Pforte dem Könige bereits erwiesen

1) Die beiden Schreiben des Chans und die Antwort des Königs vom 12. und 13. December 1712: De La Motraye, S. 125, 126.

2) Daselbst, S. 130. Fabrice, S. 162.

habe, gehörig herausgehoben, geradezu die Frage auf, ob es wol einen der Pforte befreundeten Fürsten der Christenheit geben könne, welcher es, nach der Lage der Sache, unangemessen und ungerecht finden würde, wenn man den König mit Gewalt zur Abreise zwinge? — Der Diwan verneinte diese Frage einstimmig, und der Mufti stellte sein Fetwa dahin aus, daß der König, da er sich durch die Verletzung des gegebenen Wortes der großherrlichen Gnade unwürdig gemacht habe, als Undankbarer und Feind behandelt werden könne. Demgemäß wurden sofort an den Chan und den Pascha nach Bender die Befehle ausgefertigt, daß sie den König ohne weiteres mit Gewalt zum Abzug zwingen sollten.

Zugleich wurde der schwedische Abgesandte zu Adrianopel, Oberst Funk, und auch Graf Poniatowsky ergriffen und ins Gefängniß geworfen [1]).

Als der Pascha dem Könige den aus Adrianopel eingelaufenen Befehl am 2. Januar 1713 mittheilte und seine Bitte, durch eine schleunige Abreise dieses Äußerste zu vermeiden, dringend erneuerte, wies ihn dieser mit Unmuth zurück: Er werde als gehorsamer Diener des Sultans schon wissen, was er zu thun habe; er, der König, werde nicht eher abreisen, als bis er seine Vorbereitungen getroffen habe; durch Drohungen lasse er sich nicht einschüchtern; werde man ihn angreifen, so werde er sich vertheidigen. Überdies nahm er die Miene an, als ob er den Befehl der Pforte für untergeschoben halte. Allein eine zweite Botschaft, welche der Pascha, um ihn vom Gegentheil zu überzeugen, nach Adrianopel schickte, brachte am 29. Januar nur die Bestätigung des frühern Befehls mit dem Zusatz zurück, daß man den König lebend oder todt nach irgend einem Ort abführen solle, welchen der Großherr näher bestimmen werde [2]).

1713

Damals war die Krisis schon ihrer Entscheidung nahe. Der offene Kampf hatte bereits begonnen. Der englische Resident Jeffreys und Herr von Fabrice, welcher noch mit den meisten Einfluß auf den König besaß, hatten sich durch wie-

1) De La Motraye, S. 127. Fabrice, S. 163.
2) De La Motraye, S. 134.

derholte Versuche, die Sache noch gütlich zu vermitteln und den König zur Nachgiebigkeit zu bewegen, nur einen schlechten Dank und spitzige Redensarten verdient. Er wolle, meinte der König, von dergleichen sich aufdrängenden Vermittlern (médiateurs-volontaires) nichts wissen, indem er dabei an die unbefugte Einmischung des englischen und holländischen Gesandten in die Friedensverhandlungen der Pforte mit Rußland erinnerte [1]). Seine Offiziere, welche es im äußersten Momente wagten, ihm die Tollkühnheit und völlige Hoffnungslosigkeit eines Unternehmens vorzustellen, wobei weder Ruhm noch Ehre zu erlangen sei, ließ er gleichfalls hart an, und als der alte General Dalborf, zum Beweis, daß er kein Feigling sei, seine mit Wunden bedeckte Brust entblößte, schalt er ihn einen Poltron [2]). Karl XII. wollte seinem Verhängniß nicht entgehen. Kampf war sein Lebenselement und er schien in der That erst wieder frisch aufzuleben, als er sich hinter seinen Verschanzungen befand und die Kugeln um sich sausen hörte. Nur verfiel sein übelangebrachter Heldenmuth bei diesem tragischen Schauspiele fast ins Kindische und Lächerliche [3]).

Denn er hatte weder hinreichende Mannschaft, noch sonstige Vertheidigungsmittel, um nur einen einigermaßen ernsten Angriff auszuhalten. Da wegen des Frostes nicht einmal die Erde zum Aufwerfen von Schanzen gebraucht werden konnte, ließ er sein Lager und seinen Palast mit einer Linie von Barricaden umgeben, wozu, in Ermangelung anderer Materialien, Alles herbeigeschleppt wurde, was eben zur Hand war: als Wagen, Bretter, Bettstellen, Bänke, Tische, alte Fässer u. s. w. Der König legte mit wahrem Wohlgefallen selbst mit Hand ans Werk. Zur Vertheidigung dieser sonderbaren Festungwerke waren aber kaum 500 M. streitbare Leute vorhanden. Um nun seine Streitkräfte noch

1) Von diesen seinen fruchtlosen Bemühungen gibt Fabrice in seinen Briefen selbst die genaueste Nachricht, S. 170—179 u. 185 fg.

2) De La Motraye, S. 135.

3) Fabrice, p. 174: „Le Roi avoit resolu de pousser les choses à bout, et son imagination étoit déjà chatouillée d'avance d'un combat si extraordinaire."

möglichst zu verstärken, ließ der König seinen ganzen Haus- und Hofstaat, bis herab auf die Küchenjungen und die Schreiber seiner Canzlei, welche der arme Canzler Müllern anführen mußte, so gut es eben gehen wollte, bewaffnen.

Und dabei fehlte es ganz und gar an Lebensmitteln. Denn auf Befehl des Sultans waren, wie die Janitscharenwache, so auch die Tagegelder und die Naturallieferungen seit Anfang Januar zurückgezogen worden. Man wäre wahrscheinlich gleich in den ersten Tagen ausgehungert worden, wenn nicht Grothusen durch Bestechung einiger Janitscharen und Tataren Rath geschafft hätte, welche zur Nachtzeit den nöthigen Proviant einschmuggelten. Denn der Belagerungszustand hatte gleich nach dem Eintreffen des ersten Befehles der Pforte begonnen, und wurde so streng aufrechterhalten, daß Alles, was sich außerhalb des Lagers sehen ließ, von den Tataren aufgegriffen und zu Gefangenen gemacht wurde. Nur der König wurde, wenn er sich bei seinen Spazierritten, die er nach wie vor fortsetzte, bis in die feindlichen Linien verlor, ausdrücklich verschont. Als ein Zug der Launen und der damaligen sonderbaren Geistesstimmung des Königs mag es übrigens noch erwähnt werden, daß er, als der Bruch entschieden war, 19 der schönsten Pferde, die er theils vom Großherrn, theils vom Tataren-Chan zum Geschenk erhalten hatte, aus seinem Marstalle herausnehmen und unbarmherzig niederschießen ließ. Er brauche weder ihren Proviant noch ihre Pferde, meinte er. Desto mehr lag ihm aber, wie es scheint, an ihrem Gelde [1]).

Am Tage nach dem Eintreffen des zweiten Befehles der Pforte nahm nun auch der wirkliche Kampf seinen Anfang. 3000 Janitscharen rückten von Bender aus mit 12 Feldstücken mit ihrem gewöhnlichen Schlachtgeschrei gegen das Lager bei Warnitza an. Der Angriff war jedoch nur lau und unentschieden und führte an diesem Tage zu nichts. Das benutzte Grothusen, welcher unter den Janitscharen viele Freunde hatte und ein Paar Tausend Dukaten daran setzen konnte, mit ihren Führern nochmals in Unterhandlungen zu treten,

1) De La Motraye, S. 129.

welche sie bestimmen sollten, vom Kampfe abzustehen. Er gewann sie auch so weit, daß sie dem Pascha erklärten, sie würden die Schweden nicht angreifen. Um eine offene Meuterei zu vermeiden, mußte er sie abziehen lassen, indem sie unter Jubel ihre Gewehre in die Luft abfeuerten. In der Nacht aber ließ er 30 der gefährlichsten Aufwiegler in ihren Betten erdrosseln und ihre Leichen in den Fluß werfen [1]). Ein letzter Versuch, den hierauf noch eine Anzahl Janitscharenoffiziere machten, den König im Frieden zum Abzug zu bewegen, schlug gänzlich fehl. Der König, schon kaum mehr seiner Herr, wollte sie gar nicht anhören. Wenn sie sich nicht sofort entfernen würden, ließ er ihnen sagen, werde er auf ihre Bärte Feuer geben, oder sie ihnen abschneiden lassen, die bitterste Beleidigung, welche man einem Muselman anthun kann [2]). Nun wollten sie mit diesem Eisenkopf, (Demir-Basch), wie sie ihn nannten, nichts mehr zu schaffen haben. Sie behaupteten, er sei toll geworden.

Der Kampf wurde also am folgenden Tage, den 1. Februar, mit desto größerer Heftigkeit wieder aufgenommen. An erfolgreichen Widerstand war nun eigentlich gar nicht mehr zu denken. Die äußern Barricaden wurden auf den ersten Anlauf genommen und ihre Vertheidiger sämmtlich zu Gefangenen gemacht. Mit Noth rettete sich der König aus dem Getümmel nach seiner Burgfeste, die er bis aufs Äußerste zu vertheidigen entschlossen war.

Aber auch bis dahin waren die nachstürmenden Janitscharen und Tataren schon eingedrungen. Die kaum 100 M. starke Besatzung, welche dort zurückgeblieben war, hatte sich gleichfalls ergeben müssen. Der König hatte im Ganzen nur noch 42 M. bei sich. Und dennoch wollte er mit diesem Häuflein lieber unterliegen, als sich ergeben. Wie wüthend stürzte er an der Spitze seiner Leute in das erste mit Janitscharen angefüllte Zimmer, machte mehrere von ihnen mit eigener Hand nieder und nöthigte die übrigen zur Flucht, drang dann in den Hauptsaal ein, wo 300 Janitscharen mit

1) Fabrice, S. 191, 198.
2) Derselbe, S. 200.

Plündern beschäftigt waren, warf sie auch von da nach einem mörderischen Gefechte, wobei er selbst mehrere Male nur wie durch ein Wunder dem Tode entging, hinaus, und verbarricadirte sich aufs neue, um den Kampf, obgleich schon leicht verwundet, noch fortzusetzen.

Auch gelang es ihm, die Stürmenden durch ein wohlgenährtes Feuer abzuhalten. Selbst ihr Geschütz machte wenig Wirkung. Da kamen die Tataren am Abend auf den höllischen Gedanken, das Haus durch Pfeile, an welchen leicht zündende Materien befestigt wurden, in Brand zu schießen. In wenigen Minuten war das schwache Bretterdach eine ungeheure Feuersäule. Alle Versuche, den Brand zu löschen, wozu man, da es an Wasser fehlte, unklugerweise Wein und Branntwein nahm, welcher der Flamme nur neue Nahrung gab, waren vergeblich. Schon stand das ganze Schloß im Feuer, schon hatten mehrere Leute unter dem einstürzenden Gebälk ihren Tod gefunden, schon fielen die brennenden Trümmer zu den Füßen des Königs nieder, und noch weigerte er sich, indem er rechts und links Beförderungen vornahm und große Belohnungen versprach, von der Stelle zu weichen.

Erst als die Gluth nicht mehr zu ertragen war und einer seiner Trabanten, Axel Rosen, ihn beschwor, daß es jedenfalls besser und ehrenvoller sei, mit den Waffen in der Hand zu unterliegen, als hier elendiglich in den Flammen umzukommen, gab er seine Zustimmung zu dem Versuche, sich durch die Belagerer nach einem kleinen, noch unversehrten steinernen Gebäude durchzuschlagen, wo man hoffen konnte, den Kampf noch mit Erfolg fortzusetzen. Aber auch dieser tollkühne Streich sollte und konnte nicht mehr gelingen. Kaum hatte der König einige Schritte aus dem brennenden Hause herausgethan, als er durch einen unglücklichen Zufall stürzte; 20 Janitscharen fielen, ehe er sich wieder aufrichten konnte, über ihn her, entwaffneten ihn und führten ihn im Triumphe als Gefangenen nach dem Zelte des Paschas, welcher ihn mit aller dem besiegten Helden schuldigen Achtung empfing. Sein ganzes Gefolge theilte sein Schicksal [1]).

1) So schildern gleichlautend und nur in Nebenumständen abwei-

Merkwürdig genug war nun die ganze Haltung des Königs. So wie er sich, einmal entwaffnet, ruhig den Janitscharen überliefert hatte, so behauptete er, nach dieser gewaltigen Aufregung, sogleich wieder seine gewöhnliche Ruhe, aber auch seinen Trotz. Er erwiderte, als ihm Fabrice bemerklich machte, daß er nur wie durch ein Wunder der Vorsehung gerettet worden sei, die ganze Sache habe eigentlich nichts auf sich gehabt und von ferne viel gefährlicher ausgesehen, als sie in der Nähe wirklich gewesen sei. Dann bestand er sogleich darauf, er werde die Türkei dennoch nicht eher verlassen, als bis man ihm ein Heer von 100,000 Türken und Tataren gegeben hätte [1]). Sein Anblick, wie ihn uns namentlich Fabrice schildert, war übrigens ziemlich ergreifend und nicht gerade sehr ermuthigend.

Seine an mehreren Orten zerfetzten und mit Blut bedeckten Kleider, die von Hieben durchlöcherte Pelzmütze und die großen Reiterstiefeln wollte er durchaus nicht ablegen; an der linken Hand, an der Nase und an dem einen Ohre hatte er leichte Wunden, die er natürlich gar nicht beachtete; die Augenbrauen waren durch einen Streifschuß abgesengt. Er hatte in den ersten Tagen wiederholt an Fieberanfällen zu leiden, die ihn nöthigten, das Bett zu hüten. Seine vorzüglichste Sorge war jetzt die Befreiung der Gefangnen, worunter sich sein ganzer Hofstaat und alle seine Generale befanden. Sie konnte nur durch Loskauf bewirkt werden. Fabrice, welchem er dieses häckelige Geschäft besonders ans Herz legte, brachte dazu ansehnliche Summen auf, womit er

chend De La Motraye, S. 134—143, und Fabrice, S. 202—208 den Verlauf und Ausgang des Gefechtes bei Warnitza, wie man diesen Crawall (Kalabalik) nannte. Beide waren Augenzeugen und beständig zur Stelle. Der kleine De La Motraye hatte sich als Tatar verkleidet und befand sich immer im ärgsten Kampfgewühl, während es, bei allem Ernst der Lage, nicht geringe Heiterkeit veranlaßte, daß dagegen eine Menge Tataren die geraubten Tressenröcke und Tressenhüte der schwedischen Offiziere angethan hatten, „fagotés commo de gros singes, auxquels ils ne ressemblent pas mal", meint Fabrice. De La Motraye gibt auch einen guten Plan des Gefechtes bei Warnitza.

1) Fabrice, S. 220.

in kurzem etwa 1000 Gefangene befreite, die, aller ihrer Habseligkeiten beraubt, sich im kläglichsten Zustande befanden [1]).

Über das Schicksal des Königs selbst konnte die Pforte, wie es scheint, anfangs nicht gleich zu einem bestimmten Entschlusse kommen. Man sprach davon, ihn nach Saloniki zu verweisen, oder solange auf einer Insel des Archipel festzuhalten, bis seine Schulden bezahlt wären, oder endlich ihn geradewegs nach Marseille einzuschiffen. Zuletzt entschied man sich dahin, ihn vorerst nach Adrianopel zu bringen. Nachdem er also sechs Tage im Palais des Paschas von Bender verweilt hatte, wurde er — ein trauriger Zug — in einem geschlossenen Wagen ohne seinen Degen, dessen Zurückgabe ihm verweigert worden war, unter einer Bedeckung von 200 Sipahis dahin abgeführt. Etwa 60 seiner losgekauften Offiziere erhielten die Erlaubniß, ihm zu Pferde, aber ohne Waffen, zu folgen. Die Audienz, welche er in Adrianopel bei dem Großherrn selbst zu erhalten gehofft hatte, wurde ihm nicht zu Theil. Sonst wurde er mit aller möglichen Rücksicht behandelt. Man ließ ihm erst einen Palast in Demotika, 6 Stunden von Adrianopel, und dann ein Landhaus in Demir-Tasch, ganz in der Nähe dieser Stadt, einrichten und sorgte auch wieder reichlich für seinen Unterhalt. Das nothdürftige Silberzeug gab ihm der Bankier Cook aus freiem Antriebe [2]).

Überhaupt zeigte sich auf Seiten der Pforte nun bald wieder eine auffallende Reaction zu Gunsten des Königs. Ein Zwischenfall trug dazu, wie es scheint, nicht wenig bei. Noch während nämlich der König in Bender weilte, erhielt man dort die überraschende Nachricht, daß König Stanislaus incognito, unter dem Namen eines schwedischen Obersten, in Jassy eingetroffen, aber erkannt und auf Befehl des Hospodars, welcher sich damals — es waren gerade die Tage des Kampfes bei Warnitza — mit der Pforte auf einen guten Fuß setzen wollte, verhaftet worden sei. Stanislaus, welcher

1) Fabrice, S. 211, 214, 228.

2) Fabrice, p. 221, 226. De La Motraye, Remarques, p. 48.

sich nach der Schlacht bei Pultawa nach Pommern zurückgezogen hatte, war zu dieser abenteuerlichen Reise durch den Wunsch bestimmt worden, den König von Schweden zu Bender persönlich zu veranlassen, daß er lieber seine Interessen aufgebe und ihm erlaube, sich unter gewissen Bedingungen mit seinem Gegenkönig August zu vergleichen. Der traurigen Rolle, welche ihm zugefallen war, längst müde, hatte er zu diesem Zwecke mit dem Feldmarschall Graf Steenbock, welcher die schwedischen Truppen in Pommern befehligte, und dem Grafen von Flemming, dem Bevollmächtigten des Königs August, einen vorläufigen Vertrag abgeschlossen, dessen Bestätigung er nun eben bei dem Könige von Schweden selbst einholen wollte.

Karl XII. mochte aber davon gar nichts hören, weil Nachgiebigkeit in dieser Beziehung bei der Lage, in welcher er sich jetzt befand, vor den Augen der Welt doppelt als Schwäche gegolten haben würde. Er ließ also Stanislaus sagen, er solle sich nur so schnell wie möglich wieder auf den Rückweg begeben; wenn er nicht König sein wolle, so werde er, an seiner Stelle, einen Andern zum König von Polen machen; daß August regiere, werde er nie mehr zugeben. Die Pforte war aber insofern anderer Meinung, als sie sich der Person des Königs Stanislaus zu versichern wünschte, um sich seiner gelegentlich wieder gegen Rußland zu bedienen, welchem bereits der Krieg erklärt war. Anstatt ihn also frei zu geben, ließ sie ihn nach Bender abführen, wo er, von dem Pascha auf die ehrenvollste Weise empfangen, am 1. März eintraf und, unter strenger Obhut, seinen unfreiwilligen Wohnsitz behielt [1]).

Das wirkte offenbar auch auf die Stimmung des Sultans gegen den König von Schweden zurück. Man glaubte ihm selbst für die jüngste Behandlung eine gewisse Genugthuung schuldig zu sein; und so wurde Denen, welche bei der Gewaltthat von Warnitza als Werkzeuge gebraucht worden waren, jetzt ein Verbrechen daraus gemacht und gegen

1) Fabrice, p 217. 230 fg. De La Motraye, Voyages, T. II, p. 145.

sie hart verfahren. Der Tataren-Chan Dewlet-Girai wurde nach Rhodos ins Exil geschickt, und sein Bruder Kaplan von dort zurückgeholt und an seine Stelle gesetzt; der Pascha von Bender Ismail mußte nach Sinope in die Verbannung wandern; der Tschausch-Baschi, ein Russenfreund, wurde hingerichtet, der Mufti für sein Fetwa gegen den König von Schweden entsetzt, und endlich traf auch den Großwesir Soliman-Pascha, als Gegner der Schweden, dasselbe Schicksal. Er wurde am 4. April entsetzt und gleichfalls nach Rhodos verwiesen, während der Kapudan-Pascha Ibrahim, ein entschiedener Freund des Königs von Schweden, das Reichssiegel erhielt [1]).

Abermals großer Jubel im Lager der Schweden und ihres Anhangs, der Franzosen, für welche immer noch der französische Gesandte Desalleurs ihre Sache bei der Pforte vertrat. Aber die Freude war auch dieses Mal nur kurz. Ibrahim, überhaupt nur ein roher Seemann, konnte sich weder in die verwickelten Verhältnisse, noch in die Launen des Großherrn finden, und war folglich gar nicht im Stande, sich zu halten. Er wurde noch vor Ausgang desselben Monats wieder abgesetzt und hingerichtet, angeblich weil er es nicht vermocht hatte, den König von Schweden zu einer Conferenz zu bewegen, welche er mit ihm in seinen Angelegenheiten bei Demir-Tasch haben sollte. Vergeblich hatte er dort mehrere Tage seine Roßschweife ausgesteckt; der König weigerte sich hartnäckig zu erscheinen, weil er es, als souveräner Fürst, unter seiner Würde halte, auf diese Weise den Dienern der Pforte zu Willen zu sein. Ibrahim mußte unverrichteter Sache abziehen und unterlag gleich darauf dem Spotte und den Verfolgungen seiner Feinde [2]).

Damals hatte nun aber auch die russische Partei überhaupt schon wieder bedeutendes Terrain gewonnen. Mit dem Kriege war es der Pforte, welche ihr Augenmerk bereits mehr auf die Wiedereroberung von Morea gerichtet hatte, nach Norden hin jetzt ohnedies kein rechter Ernst. Die Rüstungen

1) Fabrice, S. 238. De La Motraye, S. 153.

2) Theyls, Mémoires, p. 84

wurden nur lau betrieben. Und auf der andern Seite wußte der Zaar den Beschwerden des Sultans über das Verweilen seiner Truppen in Polen die Klagen über die fortgesetzten Einfälle und Räubereien der Türken und Tataren auf russischem Gebiet entgegenzusetzen. Sie sollten allein in diesem Jahre, 1713, am Don und aus der Ukräne beinahe 15,000 1713
Menschen und 100,000 Stück Vieh hinweggeschleppt, mehrere Dörfer und Flecken niedergebrannt und an 2000 Menschen erschlagen haben [1]).

Auch waren die Unterhandlungen wegen Erneuerung des Friedens unter der Hand gleich nach dem Ereigniß bei Warnitza, welches die Russen mit wahrer Schadenfreude und großen Hoffnungen erfüllt hatte, wieder aufgenommen worden. Die russischen Bevollmächtigten bedienten sich dabei von den Sieben Thürmen aus abermals der Hülfe des holländischen Gesandten Jakob Colyer, welcher, um nicht selbst zu sehr hervortreten zu müssen, dazu vorzüglich seinen Canzler Theyls gebrauchte. Durch diesen sind wir daher auch am besten darüber unterrichtet [2]).

Schon zu Ende März hatte er es durchgesetzt, daß die russischen Unterhändler, Tolstoy, Schaffirow und Scheremetew, aus ihren Gefängnissen in den Sieben Thürmen nach Adrianopel gebracht werden durften, um dem Schauplatze der Unterhandlungen desto näher zu sein. Die oben erwähnte Reaction zu Gunsten des Königs von Schweden hemmte zwar ihren Fortgang etwas, unterbrach sie aber nie ganz. Man hatte dabei jetzt vorzüglich noch zwei Schwierigkeiten zu überwinden: das Verlangen des Tataren-Chans, daß ihm Rußland den alten, längst abgeschafften jährlichen Tribut von 80,000 Thalern wieder bezahle, und die fortdauernde Hartnäckigkeit des Königs von Schweden, womit er sich weigerte abzureisen. Er verlangte noch immer eine Armee von 40,000 Türken und 30,000 Tataren, während die Pforte ihm höch-

1) Journal de Pierre le Grand, p. 419.

2) Theyls, Mémoires, p. 67 fg. gibt alle Correspondenzen und Aktenstücke, welche über diese verwickelten Unterhandlungen im Einzelnen Licht verbreiten. Wir halten uns hier nur an das Allgemeinere.

stens eine Bedeckung von 5000 M. bewilligen wollte, eben weil sie keine Lust hatte, sich seinetwegen in einen Krieg einzulassen, wie sie ihn nur erst für Tököly geführt, welcher ihr Ungarn und Morea gekostet habe. Man glaubte, den König durch etwas strengere Behandlung nachgiebiger machen zu können, verdoppelte die Wachen bei Demir-Tasch, schmälerte ihm die Lebensmittel und entfernte seinen Freund, den französischen Gesandten, von Adrianopel. Da aber auch das nicht fruchtete, ließ man ihn vorläufig lieber ganz außer Spiele. Seine Sache stellte sich jetzt ohnehin noch dadurch ungünstiger, daß die Nachricht eintraf, seine ganze Armee in Pommern, unter General Steenbock, sei zu Kriegsgefangenen gemacht worden.

Und auch der Tataren-Chan, welcher anfangs noch auf einer Abfindungssumme von 180,000 Thlrn. bestanden hatte, wurde endlich dahin gebracht, allen seinen Ansprüchen gänzlich zu entsagen. Am meisten trug zu dieser günstigen Wendung der Dinge der Einfluß des Mufti bei, welchen die Russen durch das Versprechen eines Geschenks von 10,000 Thlrn. und eines kostbaren Zobelpelzes gewonnen hatten, wenn er ihre Sache glücklich zu Ende führen würde. Das gelang ihm nun auch wirklich. Nach wenigen unerheblichen Strei-
1713 tigkeiten über gewisse Förmlichkeiten fand am 3. Juli 1713 in dem großen Diwan des Großwesirs Ali-Pascha, in Beisein der russischen Bevollmächtigten, welche indessen nur erst noch als Geißeln erscheinen durften, die Unterzeichnung des erneuerten Friedens-Instruments statt [1]).

Es war, in elf Artikeln, im Wesentlichen nur eine Erneuerung des Friedens vom April 1712, welcher wörtlich darin aufgenommen war. Nur die Abgrenzung des Gebietes zwischen den Flüssen Orel und Samara und bei Assow wurde genauer festgesetzt (Art. 7), und die Ahndung etwaiger Friedensstörungen von Kosaken, Tataren, Kalmücken u. s. w. nochmals ganz besonders eingeschärft (Art. 8 u. 9). Die An-

1) Es wird vollständig gegeben von Theyls, p. 129—140: „Instrument de la Paix et d'amitié conclue entre la Porte et Sa Majesté Czarienne le 3 Juillet 1713."

ordnung der Verhältnisse Rußlands zum Chan der Krim sollte einer weiteren Übereinkunft vorbehalten bleiben (Art. 10). Die Ratification des Friedens, dessen Dauer abermals auf 25 Jahre bestimmt wurde, von Seiten des Zaars sollte binnen 90 Tagen durch einen Gesandten von Stand (un ambassadeur de distinction) nach der Pforte überbracht werden, und dann beiden Theilen die etwaige Beifügung einiger Zusatzartikel nachgelassen sein.

Dieser Gesandte wurde von dem Zaar, welcher die Ratification ohne Bedenken vollzog, in der Person des Andreowitsch Bestuow sofort ernannt. Er traf mit einem Gefolge von 36 Personen und reichen Geschenken, kostbarem Pelzwerk und drei weißen Falken von seltener Schönheit, zu Anfang September in Adrianopel ein, wo er mit allen seinem Range gebührenden Ehren empfangen wurde. Bereits am 13. desselben Monats hatte er, in Begleitung der freigelassenen Geißeln, seine feierliche Audienz beim Großwesir, und 6 Tage später nahm der Sultan selbst die Ratification des Friedensvertrages, unter dem herkömmlichen Ceremoniel, aus seinen Händen in Empfang [1]). Im October wurden dann auch von beiden Theilen die Bevollmächtigten zur Regulirung der Grenzen ernannt: von Seiten Rußlands der Vicegouverneur von Woronesch, Stephan Kotitschew, von Seiten der Pforte der Defterdar Hadschi Mehemet Efendi und Ibrahim Aga. Das häckliche Geschäft zog sich natürlich, wie immer, in die Länge und wurde erst im Sommer des nächsten Jahres glücklich beendigt [2]).

Unterdessen hatte aber auch der Tataren-Chan seine Ansprüche an Rußland wieder in Anregung gebracht, sodaß die Pforte Bedenken trug, dem russischen Gesandten die Ratification des Friedensvertrages sofort auszuliefern. Die Bevollmächtigten, welche für diesen Fall nicht mit Instructionen versehen waren, wollten sich aber, obgleich sie der Großwesir schon wieder mit den Sieben Thürmen bedrohte, darüber durchaus auf nichts einlassen. Man gab also am Ende auch

1) Theyls, S. 148—151.

2) Derselbe, S. 151, 158. Journal de Pierre le Grand, p. 464.

in diesem Punkte nach, und fertigte die förmlich vollzogene Friedensurkunde aus. Sie wurde dem Gesandten am 7. November, zugleich mit einem Schreiben an den Zaar, in feierlicher Audienz von dem Sultan selbst übergeben. Die Rückkehr wurde ihm und den übrigen Bevollmächtigten jedoch noch nicht gestattet. Man lud sie im Gegentheil ein, dem Sultan, welcher zu Anfang December sein Hoflager nach Constantinopel verlegte, auch dahin zu folgen und noch so lange dort zu verweilen, bis die Grenzregulirung zum Abschluß gebracht sein würde. Sie mußten sich auch dazu bequemen [1]).

Während sie nun noch dort verweilten, stellte sich, zu
1714 Anfang Januar 1714, daselbst auch der Secretär des Generalats von Kiew, Laurent Protopapou, mit Creditiven des Zaaren ein, welche ihn, nach der Rückkehr des außerordentlichen Gesandten, als stehenden Residenten Rußlands bei der Pforte beglaubigen sollten. Der Großwesir weigerte sich aber, ihn als solchen zu empfangen, weil in dem neulichen Frieden (am Pruth) ausdrücklich festgesetzt sei, daß der Zaar überhaupt keinen solchen Residenten bei der Pforte unterhalten dürfe [2]).

Die Grenzregulirung zog sich, obgleich die Gesandten zur Abreise drängten, wie gesagt, noch den ganzen Sommer hindurch. Erst im August war man damit so weit aufs Reine, daß die russischen Gesandten Anfang September in allen Ehren entlassen werden konnten. Die Pforte beschenkte sie beim Abschied mit 26 Ehrenkleidern, versah sie mit den nöthigen Wagen und Pferden zum Transport ihres Gepäcks, und sorgte für alle Reisekosten bis nach Bender, bis wohin sie von einem Kapidschi-Baschi und einigen Tschauschen das Ehrengeleit erhielten. Tolstoy und Schaffirow trafen mit

1) Theyls, S. 155—158.

2) Theyls, p. 159 und 161: „Son arrivée", heißt es da von diesem designirten Residenten, „ne fut pas agréable à la Porte, d'autant qu'il étoit expressement stipulé dans le precédent traité de Paix qu'il ne résideroit à la Porte aucun Ministre public de la part de Sa Mt. Cz." Dahin lautete der IV. Artikel des Friedens am Pruth; in den Friedensverträgen von 1712 und 1713 war dagegen dieser Punkt ganz mit Stillschweigen übergangen worden.

dem ratificirten Friedensvertrage am 4. December 1714 glücklich in St. Petersburg ein, Scheremetew dagegen war unterwegs schon einer tödtlichen Krankheit erlegen. Die 200,000 M., welche der Zaar, angeblich blos um das Abgrenzungsgeschäft zu befördern und die Abreise seiner Gesandten von Constantinopel zu beschleunigen, noch an den Grenzen der Ukräne hatte stehen lassen, wurden hierauf, in Folge des in dieser Beziehung von Seiten des Großwesirs ausdrücklich gestellten Verlangens, ins Innere zurückgezogen [1]).

Während also auf diese Weise Zaar Peter glücklich zum Ziele gelangte, wie stand es da unterdessen um den Schwedenkönig und seine Interessen? — Der russische Friede vom Juli 1713 und was ihm folgte, wäre allerdings wol geeignet gewesen, den Muth Karl's XII. vollends ganz zu brechen und ihn endlich zu einem Entschlusse zu treiben. Nun wurde er aber zunächst wieder durch die Hoffnung aufrecht erhalten und hartnäckiger gemacht, daß sich die Pforte ernstlich der Sache des Königs Stanislaus annehmen zu wollen schien. Wenigstens machte sie Miene, ihn mit Gewalt auf den polnischen Thron setzen zu wollen, ließ den Tataren-Chan mit Stanislaus von Bender aus gegen Choczim vorrücken, welches befestiget wurde, und war, wie es hieß, im Begriff, auch noch 40,000 M. türkischer Truppen nach dieser Seite hin in Bewegung zu setzen.

Es war jedoch Thatsache, daß dieses ganze Manöver weit mehr gegen den König von Schweden gerichtet war, als daß es dazu dienen sollte, seine Interessen zu fördern. Denn es hatte sich das sonderbare Gerücht verbreitet — und die Pforte hatte ihm Glauben geschenkt —, daß der von General Steenbock in Pommern mit König August abgeschlossene Waffenstillstand gar keinen andern Zweck habe, als zwischen diesem, dem Zaar und Karl XII., welcher es der Pforte noch immer nicht vergessen könne, daß er im Frieden am Pruth so

1) Theyls, p. 166—168: „Ils sont arrivés dans leur patrie", heißt es da am Ende von diesen Gesandten, „pour y jouir en repos les fruits de leurs travaux et des misères, auxquelles ils ont été exposés, chez cette nation, qui les a si maltraités." Übrigens Journal de Pierre le Grand, p. 464 und 470.

schmählich behandelt worden sei, eine Coalition zu bilden, um dem Großherrn gemeinschaftlich den Krieg zu erklären; er erwarte zu diesem Zwecke nur die Truppen seiner neuen Verbündeten, und wolle vorzüglich deshalb auch Bender nicht verlassen. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß dieses Gerücht wesentlich dazu beitrug, die Pforte zu den Schritten zu treiben, welche den Verzweiflungskampf von Warnitza zur Folge hatten [1]).

Als sich aber jetzt jenes Gerücht als völlig grundlos erwies, beeilte sich die Pforte um so mehr, ihre Truppen von der polnischen Grenze wieder zurückzuziehen, weil sie gar keine Lust hatte, sich mit den Bundesgenossen des Königs August, dem Kaiser und dem Zaar, in einen Krieg zu verwickeln. Sie ließ also Stanislaus lieber wieder fallen und trat mit den Bevollmächtigten des Königs August, Baron Goltz und dem Palatin von Massovien, Commentowsky, in Unterhandlungen, welche den Zweck hatten, den Frieden von Carlowicz in Betreff Polens ungeschmälert aufrecht zu erhalten, und sich bei König August nur auszubedingen, daß er dem Durchzug des Königs von Schweden durch Polen mit einer Escorte von 6000 M., keine Hindernisse in den Weg lege.

Nur über die aufs neue von der Pforte erhobenen Ansprüche auf Abtretung der polnischen Ukräne mit Kameniek konnte man nicht sogleich einig werden. Die polnischen Unterhändler hielten sich auch in dieser Beziehung an den Buchstaben des Friedens von Carlowicz. Die Verhandlungen darüber zogen sich bis ins folgende Jahr hinein, wo sie endlich, auf die Nachricht vom Frieden zu Utrecht, welcher dem Kaiser gegen die Pforte freie Hand ließ, durch einen am
1714 22. April 1714 unterzeichneten Vertrag zum Abschluß kamen, in welchem nochmals festgesetzt wurde, daß russische Truppen in Polen nie mehr geduldet werden sollten, aber weder von der Ukräne noch von den Interessen des Königs Stanislaus und seiner Anhänger weiter die Rede war.

1) Fabrice, p. 265. Theyls, p. 140. Poniatowsky, Remarques, p. 160, 162.

Man gab die letzteren nun gänzlich auf, und ließ demgemäß dem Pascha von Bender sofort den Befehl zugehen, daß er alle daselbst noch weilenden polnischen „Misvergnügten", worunter Stanislaus selbst stillschweigend mit begriffen wurde, veranlassen solle, sich von dort zu entfernen. Stanislaus zog sich daher zuerst nach Kronstadt in Siebenbürgen zurück, und suchte endlich, von aller Welt verlassen, eine Freistatt in Zweibrücken, wohin ihn sein treuer Anhänger, Graf Poniatowsky, sicher durch Ungarn, Österreich und Deutschland geleitete. Zu Anfang September wurden hierauf auch die Gesandten des Königs August mit dem ratificirten Vertrage von der Pforte ehrenvoll entlassen [1]).

Damit schwand so zu sagen die letzte Hoffnung Karl's XII. Man hatte ihm übrigens die wahre Gesinnung der Pforte, sobald man einmal Gewißheit hatte, daß man mit Rußland und Polen zu erwünschtem Ziele gelangen werde, schon im Herbste 1713, auf die unzweideutigste Weise zu erkennen gegeben. Man machte gar kein Hehl mehr daraus, daß man, wenn er sich nun nicht fügen und einen schnellen Entschluß fassen wolle, Willens sei, ihn, wie König Stanislaus, ganz seinem Schicksale zu überlassen. Man ergriff schon Maßregeln, welche darauf bestimmt genug hindeuteten. Bereits im September erhielten alle seine entschiedensten Anhänger, wie namentlich Graf Poniatowsky und Oberst Funk, welche seine Interessen bei der Pforte immer am thätigsten vertreten hatten, plötzlich Befehl, Demir-Tasch zu verlassen; sein Dolmetscher, ein deutscher Renegat, welcher im Sinne seines Herrn eine etwas zu hohe Sprache geführt haben mochte, wurde ohne weiteres ergriffen und nach Kleinasien ins Exil geschickt, und endlich verwies man den König selbst um ihn ferner zu halten, wieder von Demir-Tasch nach Demotika, wo man die Tagegelder für ihn und sein kleines Gefolge bis auf 85 Thlr. herabsetzte [2]).

Unter diesen Umständen kann man es auch füglich dahin-

1) Theyls, S. 144—148, 152—154, 162 u. 166. Fabrice, S. 296, 305, 312. Poniatowsky, S. 183.

2) Fabrice, S. 277. Theyls, S. 150, 157.

gestellt sein lassen, ob er noch mit dem Serai in geheimen Verbindungen gestanden und namentlich mit der Valide fortwährend einen lebendigen Briefwechsel unterhalten habe, wie die Einen behaupten, die Andern leugnen wollen [1]). Gewiß ist, daß er damit ebenso wenig mehr Etwas erreichte, wie es ihm irgend einen Nutzen bringen konnte, daß der Hof von Berlin sich seiner ernstlicher annehmen zu wollen schien. Die nach dieser Seite hin längst eingeleiteten Unterhandlungen führten, da Preußen dabei nur seinen Vortheil im Auge hatte und namentlich Stettin nicht aufgeben wollte, am Ende zu gar keinem Resultate [2]).

Und dabei wurde das Leben in Demotika mit jedem Tage trübseliger und unerträglicher. Eine damals grassirende pestartige Seuche hatte auch dahin ihren Weg gefunden und raffte von dem kleinen kaum noch 150 Personen zählenden Gefolge des Königs täglich eine Menge Leute hinweg [3]). Der König selbst war beständig krankhaft angegriffen und mußte wochenlang das Bette hüten. Auch war die entsetzliche, täglich steigende Geldnoth wohl geeignet, ihn in eine sehr üble Stimmung zu versetzen. Baares Geld war dort kaum mehr zu sehen, die Schulden des Königs beliefen sich schon auf eine halbe Million Thaler, die Pforte wollte in dieser Beziehung nicht das Geringste mehr thun, und ohne die Hülfe des Bankier Cook hätte man nicht einmal die Kosten der königlichen Tafel bestreiten können. Zum Unglück wurde der

1) Fabrice, S. 255, theilt noch im Juli 1713 dem Baron von Görtz als ein Geheimniß „de la dernière importance" mit, „que le Roi a une correspondance par Mr. de Poniatowsky avec la mere du Sultan, qui assure que tout ira à merveille." De La Motraye, Remarques, p. 33, sucht dagegen nachzuweisen, daß daran kein wahres Wort sei.

2) „Quant à l'alliance avec la Prusse", schreibt darüber Fabrice, S. 299, im März 1714 an Baron von Görtz, „il me semble, que jusqu'ici on n'en a pas grande envie; soit qu'on ne veut pas sacrifier Stettin, soit à cause de l'opinion, qu'on ne saurait ôter au ministère d'ici, qui est, qu'on ne fera jamais rien d'essentiel à Berlin, le but de la cour de Prusse étant uniquement de gagner sans rien risquer."

3) Fabrice, S. 279.

König nun auch noch immer launenhafter und unschlüssiger. Er war nie zu einer Entscheidung zu bringen und verschob sie nur immer von Tag zu Tag, bis ihn endlich die Noth zwang, nachgiebiger zu werden [1]).

Bereits im October 1713 hatte er sich auf die kategorische Anfrage der Pforte, was er zu thun gedenke, wenn mit König August ein Vergleich auf Grund des Friedens zu Carlowicz zu Stande käme, und ob er in diesem Falle Willens sei, mit demselben über einen friedlichen Durchzug durch Polen in Unterhandlungen zu treten, ohne jedoch dabei der Pforte lästige Bedingungen zu stellen? — dahin erklärt, daß er keineswegs mehr auf der Wiederherstellung des Königs Stanislaus bestehen wolle, und hinsichtlich seiner Rückkehr in seine Staaten den weiteren Entschließungen der Pforte entgegensehe; indem er zugleich bedaure, es nicht haben verhindern zu können, daß er der Pforte bisher zur Last gefallen sei, verlange er gar nichts mehr, sondern verlasse sich ganz auf die edle Freigebigkeit (générosité) des Großherrn, welcher seine Bedürfnisse kenne, und folglich dafür Sorge tragen werde, daß er das Reich desselben auf ehrenvolle Weise verlassen und sicher in seine Staaten gelangen könne [2]). Nur war ihm nun der Gedanke verhaßt, daß er sich durch einen Durchzug durch Polen gewissermaßen vor König August demüthigen solle. Jeder andere Weg wäre ihm jetzt willkommener gewesen. Der Kaiser half ihm aus der Verlegenheit. Er ließ ihm und der Pforte im December durch seinen Residenten Fleischmann den Durchzug durch seine Staaten in Vorschlag bringen. Allein auch darauf einzugehen, zögerte

1) Fabrice, S. 299: „Ce qui est pis que tout, est, qu'on difère toujours à cras, cras les resolutions qui pressent le plus; outre cela l'argent est une chose si rare ici qu'on en a presque entièrement perdu l'usage, et qu'on ne sait presque plus, si les espèces sont rondes ou quarrées. Sans le Taim (die Tagegelder) des Turcs et Mr. Cooke, qui fournit de quoi entretenir la table de S. Majesté, je ne sais point ce qu'on deviendroit."

2) Propositions de la Porte Ottomanne au Roi de Suède faites le 6 Octobre 1713 à Demirtasch, nebst Antwort des Königs, bei Fabrice, S. 283.

der König noch, angeblich weil er vorerst bestimmtere Nachrichten darüber abwarten wolle, wie die Dinge in Pommern stehen [1]).

Nun drängte aber nicht nur die Pforte und die traurige Lage des Königs zu Demotika, sondern auch die Nothwendigkeit seiner Gegenwart in Schweden zur Abreise. Zu Anfang des Jahres **1714** traf General Liewen im Auftrag der Schwester des Königs, Prinzessin Ulrike Eleonore, und des Senats aus Stockholm in Demotika ein, um ihm im Namen seines ganzen Volkes zu beschwören, daß er seine Rückkehr keinen Augenblick länger anstehen lasse. Die Schilderung, welche Liewen von dem durch seine lange Abwesenheit verursachten Verfall des Heeres und der Verwaltung, dem Wachsthum der Macht der äußern Feinde des Reiches und der allgemeinen Entmuthigung im Innern machte, welche nur durch die Gegenwart des Königs wieder gehoben werden könne — man sprach schon von der Errichtung einer republikanischen Reichsregierung —, war ebenso wahr wie ergreifend. Es seien jetzt, meinte er, überhaupt nur noch drei Auswege möglich: entweder schleunige Rückkehr des Königs, oder Regentschaft der Prinzessin Ulrike, oder endlich ein Vergleich mit denjenigen Feinden des Reiches, welche die Unterwerfung an die mindest harten Bedingungen knüpfen würden. Der König versprach hierauf abzureisen, machte aber die Ausführung seines Entschlusses nun wieder von der fatalen Geldfrage abhängig. Er rechnete dafür bis zum letzten Augenblicke auf den Beistand der Pforte [2]).

In dieser Absicht verlangte er endlich im Juni von derselben seine Pässe mit dem Bedeuten, daß er bereit sei, seinen Weg durch die Staaten des Kaisers zu nehmen. Er hoffte, daß ihm der Großherr dann von selbst noch **1000**, ja **2000** Beutel gewähren werde. Die Pforte bestand aber zunächst darauf, daß er zu weiterer Verständigung einen außerordentlichen Gesandten (Envoyé extraordinaire) nach Con-

1) Theyls, S. 159. Fabrice, S. 290.

2) Über die Sendung des Generals Liewen spricht am genauesten: De La Motraye, Remarques, p. 45.

stantinopel schicke, welcher sein Anliegen förmlich und schriftlich anbringe. Zu dieser Mission wurde der in Geldsachen sehr gewandte Grothusen ausersehen. Sie wurde, bei dem herrschenden Geldmangel sehr zur Unzeit, mit großem Glanze ausgestattet [1]). Grothusen traf mit einem Gefolge von 72 Personen zu Ende Juli in Constantinopel ein, und überreichte am 21. August in feierlicher Audienz dem Sultan das Schreiben des Königs, worin er, unter Bezeigung des Dankes für die ihm zu Theil gewordene gute Aufnahme (bon accueil, Warnitza!), wofür er nicht ermangeln werde, seine Erkenntlichkeit nach seiner Rückkehr in seine Staaten noch besonders an den Tag zu legen, nur im Allgemeinen seinen Wunsch erneuerte, durch Ungarn und Deutschland nach seinem Reiche zurückkehren zu wollen, zu welchem Zwecke er den Sultan bitte, den weiteren Anträgen seines Gesandten, namentlich in Betreff Dessen, was ihm zu seiner Reise nöthig sei, Gehör zu geben [2]).

Die Pässe wurden hierauf ohne Schwierigkeiten gewährt, und auch die Zusage eines angemessenen Geleits bis zur Grenze von Siebenbürgen ertheilt. Wegen des Geldes aber war, obgleich sich Grothusen unendliche Mühe gab und wegen der Rückzahlung von Schweden aus jede Sicherheit versprach, durchaus nichts zu erlangen. Die Pforte fand die Forderung von 2000 Beuteln oder 1 Million Thlr. doch etwas zu übertrieben und schlug Alles rundweg ab, indem sie sich wieder auf den Koran berief, welcher nicht gestatte, Christen Geld zu leihen. Die Reise hätte abermals unterbleiben müssen, wenn nicht am Ende noch Cook mit einem Darlehn von 100,000 Thlrn ausgeholfen hätte [3]).

Um die Mitte Septembers kehrte Grothusen mit den

1) Selbst Fabrice, S. 322, fand diesen Luxus sehr übel angebracht. „Mais si Sa Majesté l'a souhaité ainsi", meint er darüber, „Monsieur l'Envoyé n'a dit jamais non, surtout quand il s'agit de faire de dépenses inutiles; et on peut dire, que le Roi et lui s'intendent là-dessus, sans comparaison, comme larrons en foire."

2) Nach den Auszügen bei Fabrice, S. 322.

3) Derselbe, S. 327, 331. De La Motraye, Remarques, p. 47.

Geleitsbriefen für den König und sein Gefolge nach Demotika zurück. Auch die 700 Schweden, welche unter General Sparre noch in der Walachei standen, erhielten freien Abzug. Am 1. October trat hierauf der König, nachdem er zuvor noch den Tataren-Chan in einem besonderen Schreiben zu dauernder Freundschaft und Waffenbündniß gegen den gemeinsamen Feind, den Zaar der Moskowiter, von welchem er, der Chan, am meisten zu fürchten habe, eingeladen hatte [1]), die Reise wirklich an. Bis an die Grenze von Siebenbürgen brachte ihn ein osmanisches Ehrengeleite, welches, von einem Kapidschi-Baschi und 6 Tschauschen geführt, aus 300 Pferden und 60 Wagen bestand. Den feierlichen Empfang, welchen ihm der Kaiser beim Eintritt in seine Staaten bereiten wollte, lehnte der König ab. Zu Pedesth, an der Grenze der Walachei, trennte er sich von seinem Gefolge, um die Reise incognito, als schwedischer Cornett verkleidet, mit General Dühring und drei andern Begleitern allein fortzusetzen. Sie führte ihn durch Siebenbürgen, Ungarn und Österreich, dann über Nürnberg, Kassel und Braunschweig ohne Aufenthalt in 14 Tagen nach Stralsund, welches er am 22. November erreichte. Wir überlassen ihn hier seinen weiteren Geschicken, welche ihn nach vier Jahren (11. December 1718) durch eine verhängnißvolle Kugel in den Laufgräben von Friedrichshall an das Ziel seines unstäten Lebens führten [2]).

Ein schlimmes Nachspiel in dieser für die Stellung Schwedens zum europäischen Orient so folgereichen Episode war die Nothwendigkeit, die von dem Könige in der Türkei zurückgelassenen Schulden zu bezahlen. Denn er hatte bei

1) Dieses merkwürdige Schreiben, vom 27. September 1714, gibt De La Motraye, Voyages T. II, p. 213. „Quoiqu'il y ait", heißt es darin, „une vaste distance entre cet Empire que nous allons quitter et nos Etats, cependant leur situation à l'égard du Czar, cet ambitieux et turbulent voisin, doit toujours unir nos armes pour notre sureté reciproque." Schließlich empfahl er ihm noch ganz besonders die Interessen des Königs Stanislaus an.

2) Das Nähere über die Reise des Königs: Daselbst, S. 210 und Fabrice, S. 337 fg.

seiner Abreise ausdrücklich erklärt, daß er in dieser Beziehung allen seinen Verpflichtungen gerecht werden wolle. Selbst alle Schuldverschreibungen, welche Janitscharen, griechische und jüdische Wucherer in der Noth seinen Offizieren abgepreßt hatten — sie lauteten nicht selten auf 100 Thaler, wo nur 10 gezahlt worden waren —, sollten, ungeachtet der dagegen bestehenden Wuchergesetze als vollgültig anerkannt werden. Das Liquidationsgeschäft verzog sich bis nach dem Tode des Königs. Die Pforte wurde erst im Jahre 1740 durch Überlassung eines schwedischen Kriegsschiffes und die Lieferung von 30,000 Flinten gänzlich abgefunden. Auch der Bankier Cook, der treue Helfer in der Noth, wurde nicht nur vollständig befriedigt, sondern auch von der Königin Ulrike Eleonore für die ihrem Bruder geleisteten Dienste dem Könige von England, Georg II., noch ganz besonders empfohlen [1]).

Hiermit schließt das bedeutsame Drama des fünfjährigen Aufenthalts Königs Karl XII. im osmanischen Reiche. Wir wenden uns nun wieder den westlichen Verhältnissen zu, welche in das letzte Stadium seiner Entwickelung schon vielfach fördernd und bedingend eingriffen.

Drittes Capitel.

Der venetianische und der ungarische Krieg bis zum Frieden von Passarowicz im Jahre 1718.

1) Venedig und die Pforte bis zum Ausbruche des Krieges mit dem Kaiser im Jahre 1716.

Es war damals eine allgemein herrschende Ansicht, daß die Pforte sich in letzter Zeit vorzüglich deshalb so sehr beeilt

1) Über dieses Schuldenwesen spricht am genauesten De La Motraye, Remarques, p. 49. Die Lieferung des Kriegsschiffes und der

habe, die nordischen Verhältnisse aufs Reine zu bringen, sich mit Rußland abzufinden und ihren lästigen Gast, den König von Schweden, endlich zum Abzug zu bewegen, weil sie freie Hand zu irgend einem, längst im Stillen vorbereiteten großen Unternehmen nach Westen hin haben wolle. Nur war man noch nicht recht im Klaren darüber, auf wen sie es mit ihren Rüstungen eigentlich abgesehen habe, und wohin sie zunächst ihre Waffen zu richten gedenke? Im Diwan selbst waren die Meinungen darüber anfangs, wie es scheint, noch sehr getheilt.

Die Einen stellten Polen als das würdigste und wichtigste Ziel des nächsten Feldzuges hin, um wenigstens Kameniek wieder zu gewinnen, dessen Verlust im Frieden von Carlowicz man noch nicht verschmerzen konnte. Dort, meinte man, werde man das leichteste Spiel und die sichersten Erfolge haben. Denn dieses Land sei nicht nur von innerer Zwietracht, von Hunger und Pest heimgesucht, es fehle ihm augenblicklich auch gänzlich an den nöthigen Vertheidigungsmitteln. Die Festungen seien gar nicht im Stande, und wo solle der König, nach dem Abzuge der Russen, genug Truppen aufbringen, um nur seine Grenzen zu decken? —

Die Andern dagegen hielten es für noch leichter und vortheilhafter, lieber sogleich auf Siebenbürgen und Ungarn loszugehen und dem Kaiser den Krieg zu erklären. Auch er sei ja gegenwärtig gar nicht in der Lage, erfolgreichen Widerstand zu leisten. Seine Streitkräfte seien noch von den jüngsten Kriegen in Deutschland und Italien her überall zerstreut, sein Schatz sei leer, die Festungen, seit dem letzten Kriege noch nicht wieder hergestellt, haben weder haltbare Mauern noch ausreichende Besatzungen, an gefüllten Magazinen fehle es dort ganz und gar, und die Stimmung der Eingebornen sei nichts weniger als günstig für das Regiment des Kaisers. Als aber der Kaiser, auf die Nachricht von den Rüstungen
1714 in Constantinopel, noch im Jahre 1714 ein Beobachtungs-

Flinten, gegen welche Rußland Einsprache thun wollte, erwähnen auch die osmanischen Quellen bei Hammer, O. G., Bd. VII, S. 526 und Bd. VIII, S. 8.

corps von 50,000 M. kriegsgeübter Truppen in Ungarn und Siebenbürgen einrücken ließ, kam man im Diwan von dem Gedanken eines Krieges nach dieser Seite hin schnell wieder zurück.

Nun hieß es abermals, der ganze Kriegslärm sei nur gegen Malta gerichtet. Am Ende gewann aber doch der Verdacht immer mehr Grund, daß es damit auf Venedig und im Besondern auf die Wiedereroberung von Morea abgesehen sei, dessen Verlust man noch schwerer empfunden hatte, als den von Kameniek und Assow. Das letztere hatte man ja schon wiedergewonnen: warum sollte man sich nun auch nicht gegen die, wie man es nannte, von den Venetianern usurpirte Halbinsel versuchen? [1])

Die Friedenspartei im Diwan und im Serai, wozu namentlich der Mufti und die Valide gehörten, erhob indessen dagegen ungefähr dieselben Bedenken, die man schon beim Ausbruch des candiotischen Krieges im Jahre 1645 geltend zu machen versucht hatte: Es liege durchaus kein gerechter und zureichender Grund vor, so ohne weiteres den Frieden mit der Republik zu brechen, und sich, mit Verletzung der gelobten Treue, in einen ebenso schweren als gefahrvollen Krieg hineinzustürzen; das sei der bessern und bewährten osmanischen Staatspraxis ganz und gar zuwider. Ein solcher Angriff auf die Republik werde alle übrigen Fürsten der Christenheit zu ihrer Rettung vereinigen. Wie sollte man aber im Stande sein, solcher Macht siegreich entgegenzutreten? — Sei nicht zu befürchten, daß sich der Kaiser, Italien und Rußland erheben werden, das letztere namentlich um die Provinzen am Schwarzen Meere mit seinen Heerschaaren zu überschwemmen und Assow wieder zu gewinnen? — Am Ende müsse man dann freilich gewärtig sein, sich, nach einem unglücklichen Kriege, im Frieden die härtesten Bedingungen

1) Giacomo Diedo Storia della Repubblica di Venezia della sua fondazione sino all'anno 1747. Venez. 1751, T. IV, p. 73: „Era stata la perdita della Morea una spina pungente al onore de' Turchi, che fremendo egualmente per il danno, che per l'indecoro di dover segnare la pace con scapiti sì rilevanti attendevano con ansietà il punto opportuno per la vendetta."

vorschreiben zu lassen. Deshalb sei es Thorheit, einen solchen Krieg unternehmen zu wollen, den man in keinem Falle glücklich beendigen werde u. s. w.

Dagegen wandte aber die Kriegspartei, der übermüthige Großwesir Damad Alipascha an ihrer Spitze, ein: Nicht wohl begründete Furcht, sondern schmachvolle Selbsterniedrigung sei es, wenn man, im Besitze einer Macht, mit welcher man der halben Welt, allen Fürsten der Christenheit zusammen die Spitze bieten könne, einem vortrefflichen Heere, überfüllten Magazinen und Arsenalen, nicht einmal den Muth habe, es mit dieser kleinen Republik Venedig aufzunehmen, welche im Vergleich mit dem osmanischen Reiche nichts sei, als eine armselige Hand voll Leute (un pugno di gente in paragone dell' impero Ottomano). Der Verlust von Morea habe schon Sultan Mohammed IV. mit dem bittersten Schmerze erfüllt und peinige das besorgte Gemüth des regierenden Großherrn Ahmed fortwährend mit den trübsten Gedanken. Waffengewalt sei aber der einzige Weg, es wiederzuerlangen; und das werde um so leichter sein, da die Griechen, die neuen Unterthanen der Signorie, nichts sehnlicher wünschen, als wieder unter die Botmäßigkeit ihres alten Herrn, des Sultans, zurückzukehren (già che i Greci novelli sudditi desideravano con ansietà ritornare all' ubbidienza del loro antico padrone). Die Republik habe übrigens in ihren frühern Kriegen immer bedeutende Verluste erlitten und sei von Niemandem unterstützt worden. Warum sollte denn das bei der gegenwärtigen Weltlage anders sein? — Rußland sei noch von dem letzten Kriege mit der Pforte her entmuthigt und habe schon genug mit den Schweden zu thun; Polen sei von seinen innern Kriegen zerrissen und erschöpft, von denen sich noch gar kein Ende absehen lasse; der Kaiser müsse vorzüglich darauf bedacht sein, die Grenzen des Reiches nach Norden hin zu decken, damit nicht etwa von dieser Seite das Kriegsfeuer in Deutschland aufs neue angefacht werde; Holland denke nur an Erhaltung des Friedens, und Spanien endlich beunruhige weiter nichts, als der Wunsch, seine verlorenen Besitzungen in Italien wiederzuerlangen. Die einzige Hoff-

nung der Venetianer seien also die wenigen Hülfstruppen, welche schwer zu haben und noch schwerer zusammenzuhalten seien. Nichts sei daher leichter, bei der Verschiedenheit ihrer Bestandtheile, als ihnen jetzt Alles wieder zu entreißen, was sie auf so ungerechte Weise an sich gebracht haben, und sie dann zu einem ruhmvolleren und vortheilhafteren Frieden zu zwingen [1]).

Das waren die Ansichten, welche am Ende im Diwan die Oberhand behielten, und womit man im Wesentlichen, nachdem der Krieg einmal beschlossen war, auch den kaiserlichen Residenten zu Constantinopel, Fleischmann, zu beschwichtigen suchte, als er, im Auftrage seines Hofes, im letzten Augenblicke, noch die undankbare Rolle des Friedensvermittlers zwischen beiden Mächten übernehmen wollte. Um sich nämlich von dieser Seite sicher zu stellen, hatte es die Pforte für gut befunden, gleich zu Anfang des Jahres 1715 1715
einen Aga als außerordentlichen Gesandten nach Wien zu schicken, und zwar mit einem Schreiben des Großwesirs an Prinz Eugen, damals Präsidenten des Hofkriegsrathes, in welchem, unter genauer Auseinandersetzung der Gründe, warum der Großwesir sich bewogen fühle, die Waffen gegen die Republik zu ergreifen, die Versicherung ausgesprochen wurde, daß die Pforte übrigens nichts mehr wünsche, als die ungeschmälerte Aufrechterhaltung des Friedens von Carlowicz, welche gewiß auch nur im Sinne des Kaisers sein werde.

Auf nähere Erklärung wollte sich das Wiener Cabinet mit diesem Aga, welcher erst im Mai eintraf und auf die ausgezeichnetste Weise empfangen wurde, indessen darüber nicht einlassen. Der Resident erhielt nur sofort Befehl, der Pforte die Vermittelung des Kaisers anzubieten [2]). In Folge

1) Am besten sind diese Verhältnisse auseinandergesetzt: Girolamo Ferrari Notizie storiche della lega tra l'imperatore Carlo VI e la repubblica di Venezia e il Gran Sultano Acmet III. Venez. 1723. Mitgetheilt von Giuseppe Cappelletti Storia della Repubblica di Venezia dal suo principio sino al suo fine. Vol. XI, Venez. 1854, S. 151 fg.

2) Über Ankunft und Empfang dieses osmanischen Gesandten zu Wien finden sich die besten Notizen in: Histoire du Prince François

dessen reichte Fleischmann dem Großwesir eine ziemlich geharnischte Note ein, worin er, mit Hinweisung auf die fortgesetzten umfassenden Rüstungen der Pforte, erklärte, daß der Kaiser, gemäß der zwischen ihm und der Signorie von Venedig bestehenden Bündnisse, als Gewährsmann des Friedens von Carlowicz, verpflichtet sei, zur Vertheidigung derselben die Waffen zu ergreifen, sobald der Großherr wirklich auf seinem Entschlusse beharre, die Republik mit Krieg überziehen zu wollen.

„Der Friede von Carlowicz", ließ hierauf der Großwesir dem Residenten durch den Reis Efendi antworten, „sei nach der Meinung des Sultans in nichts verletzt worden; von einem solchen Bündniß zwischen dem Kaiser und der Republik sei darin gar keine Rede, und der Kaiser werde sich doch in keinem Falle herbeilassen wollen, Friedensstörer, wie diese Venetianer, welche die bestehenden Verträge in mehreren Punkten verletzt und dafür gezüchtigt werden müßten, zu beschützen und zu unterstützen; er werde am besten thun, sich in ihre Angelegenheiten gar nicht zu mischen; sollte dies aber, wider Erwarten der Hohen Pforte, doch geschehen, so werde sie sich zu vertheidigen wissen, und ihre Sache der gerechten Entscheidung des Allmächtigen anheimgeben, welcher die Verletzer der Verträge gebührend strafen werde." Eine weitere Vorstellung des Residenten bei dem Großwesir selbst hatte kein anderes Resultat. Alipascha beharrte bei seiner Erklärung, daß der Krieg gerecht und der Großherr fest entschlossen sei, Morea, dessen sich die Venetianer gegen Fug und Recht bemächtigt, wieder mit seinem Reiche zu vereinigen [1]).

Zum Unglück für die Signorie offenbarte es sich nun nur zu bald, daß es dem Kaiser mit seinen Drohungen vorerst noch gar kein rechter Ernst war. Denn während Fleisch-

Eugène de Savoye. Vienne 1741, T. V, p. 3 fg. Vergl. mit Diedo a. a. O., S. 79.

1) Über die Verhandlungen Fleischmann's mit der Pforte ist am besten unterrichtet der in alle diplomatische Intriguen vortrefflich eingeweihete Theyls, Mémoires curieux de la guerre dans la Morée et en Hongrie l'an 1715 ect. entre la Porte, les Venitiens et l'Empereur. Leyde 1722, p. 177 und 182.

mann zu Constantinopel eine so hohe Sprache führte, mühten sich ihre Gesandten zu Wien, Pietro Grimani und Michele Morosini, vergeblich ab, das kaiserliche Cabinet zu einer thätigern und nachdrücklichern Theilnahme an dem Kriege zu bewegen. Der Großwesir hatte dieses Mal ganz richtig gerechnet. Der Kaiser war noch viel zu sehr von den übrigen europäischen Angelegenheiten, in Spanien und Italien, in Holland und im Norden, in Anspruch genommen, als daß er sich so ohne weiteres auf einen Krieg mit der Pforte hätte einlassen mögen. Nicht einmal indirect wollte er den Venetianern seine Hülfe zugestehen.

Die von ihnen nachgesuchte Erlaubniß, 4500 M. sächsischer Miethtruppen den Durchzug durch die Grafschaften Licca und Corbavia nach Dalmatien zu gestatten, wurde unter dem Vorgeben abgeschlagen, daß ein so armes Land eine solche Last gar nicht ertragen könne. Ebenso wies man das Anliegen der Signorie, daß ihr nachgelassen werden möge, aus dem Königreich Neapel eine gewisse Quantität Getreide zur Fabrication von Zwieback beziehen zu dürfen, mit dem Bemerken zurück, daß man befürchten müsse, das ohnehin schon unruhige Volk jenes Landes durch die Besorgniß, daß ihm selbst auf diese Weise der nöthige Unterhalt verkümmert werden möchte, noch mehr aufzuregen; und in Mailand ließ man einige venetianische Werbeoffiziere geradezu aufheben. Das Einzige, wozu sich das kaiserliche Cabinet verstand, war, daß es die Schritte des nach Warschau bestimmten Gesandten der Signorie, Giovanni Delfino, bei seiner Durchreise durch Wien, bei König August nach Kräften zu unterstützen versprach. Daß aber dort nichts zu erlangen war, das wußte man in Wien gewiß ebenso gut, wie in Constantinopel [1]).

Und da nun auch Rußland der Pforte durch den Canzler der holländischen Gesandtschaft, W. Theyls, die ausdrückliche Versicherung geben ließ, daß es den jüngst erneuerten Frieden gewissenhaft aufrecht erhalten und sich mit der Republik Venedig nie auf ein Bündniß einlassen werde, wogegen die Pforte ihrerseits den Gouverneuren von Asow und den

1) Diedo a. a. O., S. 77.

übrigen Festungen am Schwarzen Meere, so wie dem Tataren-Chan, welche sich bereits wieder einige Übergriffe erlaubt hatten, alle weitern Feindseligkeiten nach dieser Seite hin auf das Strengste untersagte, so sah sich die Signorie beim Ausbruch dieses Krieges abermals so gut wie ganz auf sich verwiesen [1]). Denn von den Großmächten des Westens, namentlich von Frankreich, welches, wie wir sogleich weiterhin sehen werden, damals schon im Stillen systematisch am Ruin der Macht Venedigs arbeitete und im Gegentheil die Pforte nur immer zum Kriege gegen dasselbe aufreizte, war vollends nichts zu erwarten. Nur der Papst Clemens XI. versprach, auf die dringenden Vorstellungen des venetianischen Gesandten, Niccolo Duodo, seinen geistlichen Beistand. Er wollte nicht nur den Kaiser und den König von Polen zum Kriege zu bewegen suchen, sondern auch die italienischen Fürsten zu thätiger Theilnahme an demselben durch Bewilligung von Truppen, Schiffen und Geld auffordern. Auch erneuerte er sofort das Breve, welches die Signorie ermächtigte, von den geistlichen Gütern, einschließlich der Klöster, eine außerordentliche Steuer (straordinario sussidio) zu Kriegszwecken zu erheben [2]).

Indessen hatte man in Constantinopel versucht, Venedig, wie zur Zeit des candiotischen Krieges, so lange wie möglich mit falschen Vorspiegelungen hinzuhalten und es einzuschläfern. Während die Rüstungen in den Arsenalen und auf den Werften, denen sich kein Christ mehr nähern durfte, in den ausgedehntesten Maße betrieben wurden, während man in den großen Proviantämtern zu Salonichi, auf Negroponte, zu Volo und Larissa Tag und Nacht arbeitete, die Getreideausfuhr gänzlich untersagt war, und zu diesem Zwecke Wachschiffe unausgesetzt in den Gewässern von Candia, vor Arta, von Joannina bis Vallona, von Lepanto bis nach Volo kreuzten, während man endlich die Festung Negroponte mit neuen Werken bedeutend verstärkte, ganz dem Frieden zuwider eifrig mit der Wiederherstellung des geschleiften Castells

1) Theyls, S. 180 und dann 187 — 189, berichtet selbst darüber.
2) Diedo, S. 84.

von Rumelien beschäftigt war, und der Pascha von Bosnien an den Grenzen von Albanien und Dalmatien täglich mehr Truppen zusammenzog, wollte man der Signorie immer noch glauben machen, daß alles Dies nur gegen Malta und die rebellischen Montenegriner gerichtet sei. Die letztern mußten am Ende auch den wenigstens scheinbaren Grund zum offenen Bruche leihen [1]).

Mit diesen wilden, unbändigen Bergbewohnern war nämlich die Pforte in letzter Zeit in sehr ernste Händel gerathen. Sie hatten, angeblich von Rußland aufgewiegelt, den Versuch gemacht, sich ihrer Oberhoheit zu entziehen und die schuldigen Abgaben zu verweigern. Der Pascha von Bosnien, Nuuman Köprili, erhielt Befehl, sie mit Waffengewalt zum Gehorsam zurückzuführen. Mit überlegener Macht drang er in ihre Felsenthäler ein, brachte ihnen im October 1714 bei Zwor- 1714
nick eine entschiedene Niederlage bei und verfolgte sie auf der Flucht bis auf venetianisches Gebiet, wo sie in einigen Felsenhöhlen bei Cattaro eine Freistatt suchten. Aber auch da wurden sie von den nachsetzenden Osmanen überfallen und noch zum größten Theile niedergemacht. Nur wenige retteten sich mit dem Wladika, ihrem geistlichen und weltlichen Oberhaupt, nach Cattaro, unter venetianischen Schutz. Ihre von dem Pascha verlangte Auslieferung wurde verweigert. Er rächte sich dafür mit Verheerung des Landes der Montenegriner durch Feuer und Schwert [2]).

Eine solche Verletzung des venetianischen Gebietes durch osmanische Truppen hätte nun allerdings wol Grund genug zu gerechten Beschwerden bei der Pforte gegeben. Allein obgleich leicht nachgewiesen werden konnte, daß der General-Proveditore von Dalmatien, Angelo Emo, die Aufnahme solcher Flüchtlinge nicht nur nicht gutgeheißen, sondern, um jede Friedensstörung zu vermeiden, streng untersagt hatte, so wurde nun doch der ganze Vorfall in Constantinopel zum ersten und hauptsächlichsten Anklagepunkt gegen die Signorie gemacht. Einige gewöhnliche Reibungen mit venetianischen

1) Diebo, S. 74 fg.
2) Derselbe, S. 75.

Schiffen und an den Grenzen standen auf zweiter Linie. Ehe es aber noch zur förmlichen Kriegserklärung kam, ertheilte der Kapudanpascha, mit Genehmigung des Sultans, den Dulcignoten, den berüchtigtsten Seeräubern in der Nähe des Golfs, Caperbriefe. Sie ließen sofort eine Anzahl ihrer kleinen leichten Galeoten auslaufen, welche den venetianischen Handel auf sehr empfindliche Weise beunruhigten. Reclamationen des Bailo zu Constantinopel deshalb hatten aber weiter nichts zur Folge, als die verstellte Erklärung des Großwesirs, man wisse davon nichts [1]).

Am Ende ließ sich jedoch dieses falsche Spiel nicht mehr weiter treiben. Am 8. December 1714 ließ der Großwesir den Bailo Andrea Memo durch einen Kapidischi Baschi plötzlich so zu sagen mit Gewalt nach seiner Pforte schleppen, und erklärte ihm, nachdem er ihn, allem diplomatischen Anstand zuwider, mehrere Stunden im Vorzimmer hatte warten lassen, in geharnischter Rede ohne Umschweife: Die Republik habe sich durch die Unterstützung der Montenegriner mit Waffen, Munition und Geld, so wie durch die Aufnahme ihres Wladika in Cattaro eines offenen Friedensbruches schuldig gemacht; überdies habe sich die Signorie wider alles Recht des Königreichs Morea bemächtigt; das sei länger nicht zu ertragen; der Großherr habe daher beschlossen, dasselbe wiederzuerobern; sollte ihm dies nicht im ersten Jahre gelingen, so werde er deren zwei und drei, ja die ganze Zeit seines Lebens daran setzen, und überhaupt nicht eher ruhen, als bis er das letzte Feldzeichen der Venetianer wieder aus jenem Lande vertrieben haben werde.

Einige beschwichtigende Einwendungen des bestürzten Bailo dagegen wurden von dem erzürnten Wesir mit dem sofortigen Befehle erwidert, daß er selbst binnen drei Tagen Constantinopel zu verlassen und dafür zu sorgen habe, daß alle Unterthanen der Signorie das osmanische Gebiet in 21 Tagen räumen. Darauf ließ ihn der Großwesir unter einer Bedeckung von 200 Janitscharen nach seinem Hotel zurückbringen. Kaum hatte er jedoch hier die ersten Anstalten zur Abreise

1) Theyls, S. 172.

getroffen, als unter dem Vorgeben, daß man noch abwarten müsse, wie die Signorie mit den in ihrem Gebiete weilenden Unterthanen der Pforte verfahren werde, ein Gegenbefehl erlassen wurde, welcher den armen Bailo zu enger Haft, erst in einem besondern Gefängniß der Tophana, und dann in einem der Dardanellenschlösser verdammte. Sein ganzes Gefolge wurde nach den Sieben Thürmen gebracht, und seine bereits am Bord zweier venetianischen Galeeren befindlichen Effecten mußten ohne weiteres wieder ausgeschifft werden. Erst im Juli des nächsten Jahres, als die noch auf venetianischem Gebiet zurückgebliebenen Türken unverfehrt die Grenze überschritten hatten, wurden, in Folge eines großherrlichen Befehls, auch die noch in den Sieben Thürmen schmachtenden 42 Venetianer wieder freigegeben und sammt dem Bailo auf einem französischen Kauffahrer nach Venedig eingeschifft. Die in Constantinopel und in Smyrna ansässigen venetianischen Kaufleute hatten, ohne weitere Behelligung, beide Orte mit Hab und Gut schon zu Anfang des Jahres verlassen [1]). Die förmliche Kriegserklärung gegen Venedig war in einem Manifeste von 14 Artikeln, worin die oben berührten Beschwerden alle einzeln aufgezählt wurden, unmittelbar nach der Verhaftung des Bailo erfolgt.

In Venedig hatte man bis zum letzten Augenblicke noch immer auf eine erfolgreiche Vermittelung des Kaisers gerechnet, und daher die Rüstungen zum Kriege auch nur lau und blos mehr zum Schein in sehr ungenügender Weise betrieben [2]). Desto größer war nun dort die Bestürzung, als die Nachrichten von den ungeheuern Rüstungen der Pforte, von den bereits eröffneten Feindseligkeiten an den Grenzen, namentlich

1) Diedo, S. 75. Theyls, S. 176, 183 und 197, wo der großherrliche Befreiungsbefehl wörtlich mitgetheilt wird.

2) Diedo, p. 77 sagt unter Anderm darüber: „Fu proccurato l'ammasso di Milizie e di munizioni, ma non con grande sollecitudine nella radicata fatal lusinga, che i Turchi non fossero per romper la pace, tanto più, che rappresentate a Cesare le nuove emergenze avea rilasciato ordini al Residente Fleisman di far buoni uffizj alla Porta, e di esibire la mediazione dell' Imperadore per comporne le differenze."

zwischen Morlachen und Türken, endlich von der Verhaftung des Bailo und der Kriegserklärung nicht den geringsten Zweifel mehr darüber ließen, was man zu gewärtigen habe. Aber auch jetzt noch stimmte die zaghafte Partei im Rathe der Pregadi dafür, daß man lieber das Äußerste aufbieten müsse, den Frieden zu erhalten, als sich auf einen Krieg einzulassen, welchem man in keinem Falle gewachsen sei. Man glaubte den Sturm vielleicht noch dadurch abwenden zu können, daß man dem General-Proveditore von Dalmatien die gemessensten Befehle zugehen ließ, die Morlachen, Montenegriner und Albanesen streng im Zaume zu halten [1]).

Dazu war es nun aber schon viel zu spät. Denn Tag für Tag trafen jetzt auch Boten über Boten von dem General-Proveditore von Morea, Girolamo Delfino, ein, welche für die von allen Seiten bedrohte Halbinsel schleunige Hülfe an Truppen, Schiffen, Kriegsbedürfnissen und Mundvorrath verlangten. Es sei dort und auf den Inseln, sagten sie aus, Alles im trostlosesten Zustande; nirgends befinden sich ausreichende Besatzungen, die Festungen seien nicht einmal mit Artilleristen versehen, welche mit dem Geschütz umzugehen wissen; der größte Theil der Festungswerke sei noch nicht vollendet oder schon wieder in Verfall gerathen, und an Pulver, Blei und Lebensmitteln überall der drückendste Mangel [2]). Woher kam es nun, daß die Signorie so unvorbereitet in einen Kampf gehen mußte, den sie längst hätte voraussehen können, daß sie ihre glänzendste, mit den schwersten Opfern erkaufte und nicht ohne große Anstrengungen 30 Jahre lang behauptete Erwerbung aus dem letzten Kriege jetzt dem siegenden Feinde auf den ersten Angriff fast ohne Schwertstreich wieder preisgab? — Ein Blick auf diese jüngste venetianische Verwaltung der Halbinsel Morea mag wol mit am besten geeignet sein, das Räthsel zu lösen.

---

1) Diedo, S. 81.

2) Derselbe, S. 82: „Faceva conoscere", heißt es da von den Botschaften Delfino's, „esposto il Regno, l'Isole, il Mare nella debolezza delle pubbliche forze, spogliate le Piazze di Artiglieri capaci a ben maneggiare il Cannone, imperfette per la maggior parte

Wir wollen dabei nicht auf alle Einzelnheiten dieser Verwaltung zurückgehen. Wir haben bei Gelegenheit des candiotischen Krieges schon versucht, ein ausgeführteres, möglich treues Bild der venetianischen Colonialpolitik, ihres Charakters, ihrer Licht- und Schattenseiten zu geben [1]). Sie war, abgesehen von den durch Zeit und Örtlichkeiten nothwendig bedingten Abweichungen, im Wesentlichen dieselbe geblieben. Die Signorie hatte, wie es scheint, seitdem nichts gelernt und manches vergessen.

Was sich über ihre Herrschaft in Morea im Besondern sagen läßt, ist ohnehin schon aus den besten Materialien von Leopold Ranke mit dem ihm eigenthümlichen politischen Blick vortrefflich zusammengestellt worden. Wir könnten leicht nach den uns in reichem Maße zu Gebote stehenden gedruckten und ungedruckten Quellen und eigenen umfassenden Studien noch manchen belehrenden und interessanten Zug hinzufügen, ohne indessen immer zu denselben Resultaten der Ansichten und des Urtheils zu gelangen. Wir müssen uns jedoch hier so viel wie möglich an das Allgemeine halten [2]).

le fortificazioni, scarsi, e quasi esausti i depositi di biscotti, di piombi, di polveri."

1) Vergl. den Abschnitt: „Die Insel Candia unter der Herrschaft der Signorie von Venedig", Bd. IV, S. 582 fg.

2) L. Ranke, Die Venezianer in Morea 1685—1715, in dessen historisch-politischer Zeitschrift, Berlin 1833—1836. Bd. II, S. 405 fg. Die hier von Ranke benutzten handschriftlichen Quellen standen auch mir zum großen Theile in Abschriften zu Gebote, welche sich auf der kaiserlichen Bibliothek und in den Archiven des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris befinden. Außerdem gewährte mir aber noch die in den genannten Archiven aufbewahrte umfassende Consular-Correspondenz aus dieser Zeit eine reiche Ausbeute, namentlich so weit sie sich auf die kleinen Consulate in Dalmatien, Griechenland, Morea und auf den Inseln des Archipel bezieht, wie die von Durazzo, Arta, Napoli di Romania, Preveſa, Athen, Miſſolonghi, Tine, Naxos, Rhodos u. ſ. w., und endlich für die Verhältniſſe von Suda und Spinalonga auf Creta die von Candia und Canea. Ihr Hauptinhalt betrifft freilich den französischen Levantehandel, sie geben aber auch, namentlich während des venetianischen Krieges, sehr schätzbare Notizen und Winke politischer Natur.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß sich die Staatsweisheit der Signorie, auch in ihrer Colonialpolitik, damals schon sehr überlebt hatte. Dieses ganze venetianische Staatswesen, vordem noch die Bewunderung der politischen Welt, schrumpfte jetzt schon, so kommt es uns wenigstens vor, immer mehr auf jenen hohlen Knochenbau, jenes erschreckende Gerippe ohne Fleisch, Muskelkraft, gesunden Blutumlauf und vor Allem ohne belebenden Geist zusammen, welches bei dem ersten rauhen Windstoß von außen in sich selbst in nichts versinken mußte. Diese morsche Staatsmaschine bestand mit ihrem complicirten Räderwerke freilich nach wie vor fort, und man wußte sie auch, obgleich nicht ohne sichtliche Anstrengung und peinliche Ueberwachung, noch leidlich im Gange zu erhalten; aber was wurde am Ende damit erreicht?

Sobald die Venetianer ein Land, wie Morea, erobert hatten, beeilten sie sich, eine Schaar von Beamten hinzuschicken, und dasselbe, so gut es eben gehen wollte, nach altvenetianischer Weise einzurichten, zu verwalten und zu regieren. Wir finden dort sogleich wieder ihre General-, ordentlichen und außerordentlichen Provveditoren, ihre Rettoren, Camerlenghi, Zoll- und Steuerpächter, Sindici, Catasticadoren, Inquisitoren u. s. w., bis herab zu jenen Capitani contra fures, welche als die wahren Blutsauger von Land und Volk so verhaßt waren, ja sogar ihre Priester und Mönche, welche mit ihren Ansprüchen und ihrer geheimen und offenen Proselytenmacherei, namentlich unter den Griechen, viel böses Blut machten. Man gab sich die größte Mühe, diesen an sich schon ziemlich verkommenen, von dem Geiste des gegenseitigen Mistrauens getragenen Beamtenstaat auch da heimisch zu machen, wo gesunde, neubelebende und lebensfähige Elemente dazu gar nicht vorhanden waren. Daher denn die ewige Regiererei, welche, wie Druck und Gegendruck, am Ende nur zu böswilligem Widerstand und zu Aufhetzereien aller Art und unnatürlichen Gewaltthätigkeiten führte, zumal unter einem so unlenksamen Volke, wie diese Moreoten, die Albanesen und Mainoten waren, welche, dem osmanischen Despotismus zum Trotz, das Bewußtsein der Freiheit und Selbständigkeit be-

wahrt hatten und auch noch ferner nach ihrer Art geltend machen wollten.

„Die Venetianer haben den Ruf gehabt", bemerkt Ranke unter Anderm, „daß sie ihre Unterthanen richtig zu behandeln verständen." Ein vielseitiges Studium der hierfür in Betracht zu ziehenden Dinge hat uns jedoch von der Wahrheit dieses Satzes nicht zu überzeugen vermocht. Praktisch, und das ist dabei die Hauptsache, hat er sich wenigstens bei ihrer Herrschaft in der Levante nirgends bewährt. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen": ist hier vor Allem das Maßgebende, das Entscheidende. Warum konnte sich die Signorie schon beinahe vor 300 Jahren, also zu einer Zeit, wo die Macht der Osmanen noch nicht so furchtbar war, kaum acht Jahre in Salonichi halten, welches sie so leichten Kaufs gewonnen hatte und, wie sich der Byzantiner Dukas ausdrückt, zu einem zweiten Venedig machen wollte? [1]) — Warum war der Besitz von Cypern und Candia für sie fast weiter nichts, als eine endlose Reihe von Empörungen und Volksaufständen, welche nur durch ein entsetzliches Gewaltsystem nothdürftig niedergehalten und unterdrückt werden konnten und eigentlich erst mit dem Verluste beider Inseln ihr Ziel erreichten? — Warum ging im letzten Kriege Chios schon nach wenigen Monaten wieder verloren [2]), und warum war jetzt Morea, obgleich man die besten Kräfte daran setzte, nicht mehr zu retten?

Vorzüglich deshalb, weil man es nie verstanden hatte, die Eingebornen auf die rechte Weise zu behandeln, weil man sich, anstatt sie für sich zu gewinnen, zu ihnen in ein feindliches Verhältniß versetzte, und die wirklich vorhandenen Kräfte der unterworfenen Länder nicht zum Heile ihrer Bewohner und für höhere Staatszwecke nutzbar zu machen wußte, welche die Colonien durch die Bande gemeinsamer Interessen enger an die Geschicke der Mutterstadt, ihrer Beherrscherin, der Dominante, wie man sie nannte, geknüpft hätten. Wer wollte indessen leugnen, daß gerade hier, in Morea, vergleichungs-

1) Vergl. Bd. I, S. 546 und dann 554 fg.

2) Vergl. oben S. 173 fg.

weise mehr, ja Vieles geschah, was geeignet gewesen wäre, die einmal gegebenen widerwärtigen Verhältnisse nach und nach auszugleichen, und daß Das, was wirklich durchgesetzt und erreicht wurde, um so mehr Anerkennung verdient, je größer die Schwierigkeiten waren, welche man dabei zu überwinden hatte.

Man wird der Signorie Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man annimmt, daß sie in diesem Falle in der That das Beste wollte, daß ihre Verwaltung vom Geiste der Ordnung, der Milde, des Wohlwollens und weiser Nachgiebigkeit getragen wurde. Und dabei war sie so glücklich, noch immer die rechten Leute zu finden, welche dazu gemacht waren, ihre Ideen mit Geschick und Umsicht zur Ausführung zu bringen. Noch war der alte Stamm ausgezeichneter venetianischer Staatsmänner nicht ausgestorben. Die General- und außerordentlichen Provveditoren von Morea, ein Giacomo Cornaro, Taddeo Gradenigo, Antonio Molino, Antonio Zeno, Francesco Grimani, Angelo Emo, Marco und Antonio Loredano, und endlich Girolamo Delfino, waren fast durchgängig Männer von tiefer Einsicht, vielseitiger Erfahrung, hohem administrativen Verstande, gutem Willen und strenger Rechtlichkeit. In ihren uns vorliegenden Berichten über ihre Thätigkeit haben sie sich selbst das beste Zeugniß ausgestellt. Es stand aber nicht in ihrer Gewalt, alle Verhältnisse zu beherrschen, alle Fäden dieser verwickelten Verwaltung immer in der Hand zu behalten und ihren leitenden Einfluß fortwährend auch auf die niederen Schichten ihrer Träger zu erstrecken.

Man ist versucht worden, dieser venetianischen Verwaltung von Morea — und der Vergleich liegt nahe genug — das gegenwärtige Regiment des heutigen Griechenlands und der Jonischen Inseln an die Seite zu setzen, und wenn man dabei kein Bedenken getragen hat, jener vor diesem noch in vieler Beziehung den Vorzug zu geben, so möchte wol auch darin keine geringe Rechtfertigung dafür liegen, wie die Signorie die ihr dort gestellte Aufgabe zu lösen versucht hat [1]). Gewiß ist, daß ihr dabei von Anfang an mindestens

1) Eine solche vergleichende Zusammenstellung hat ohnlängst noch z. B. Finlay in seinem neuesten Werke: „The History of Greece under othoman and venitian domination", London 1856, gemacht.

ebenso große Schwierigkeiten entgegentraten, wie den deutschen Regenten in unsern Zeiten. Sie hatte es mit einem von Krieg, Hunger und Pest furchtbar heimgesuchten und verwüsteten Lande, mit einer außerordentlich geschwächten und entmuthigten Bevölkerung voll Mistrauen und bösen Willen, mit völlig zerrütteten öffentlichen Verhältnissen zu thun. Da mußte sogleich mit großer Energie und Umsicht eingegriffen werden, um nur vorerst die tiefsten Wunden zu heilen. Und das geschah auch, sobald man dort nur einigermaßen festen Fuß gefaßt hatte.

Bereits im Jahre 1687 wurde Giacomo Cornaro zum ersten General-Proveditore des Reiches Morea ernannt, welcher die oberste Leitung der neueinzurichtenden Verwaltung in die Hand nehmen sollte. Um nur erst einen Überblick zu gewinnen und einigermaßen Ordnung herzustellen, wurden ihm drei Senatoren, Girolamo Renier, Domenico Gritti und Marino Michele, beigegeben, welche als Sindici und Catasticadoren für die ersten Einrichtungen und die dringendsten Bedürfnisse des eroberten Landes zu sorgen hatten. Sie sollten namentlich die wüstliegenden und herrenlosen Ländereien aufnehmen, die Besitztitel prüfen, einen Kataster entwerfen (formar disegni e cataloghi di beni), das Steuerwesen, Zehnten, Zölle und Abgaben regeln, und in den Städten sogleich alle Kirchen und Klöster, welche für den lateinischen Cultus geeignet wären (proprj à convertirsi in Chiese Latine), so wie alle

Er konnte allerdings aus eigener Anschauung sprechen, ist mitunter aber doch wol etwas zu scharf in seinem Urtheile. „To judge the Venetian government fairly", meint er unter Anderm, S. 236, „it must be compared with the British government in the Ionian Islands, and with the Bavarian domination in Greece, and surely it will not suffer by the comparison." Und dann S. 248: „The general proveditors of the republic were far abler and honester administrators than the regents selected by King Louis: The Venetians had studied the wants of the Greeks in the experience of practical life, while the Bavarians were mere chamber statesmen, whose knowledge of the Levant was confined to diplomatic arrangements, state papers, ministerial bureaus and police-offices." Die Resultate der venetianischen Verwaltung dürften diese Ansicht schwerlich ganz gerechtfertigt erscheinen lassen.

Gebäude mit Beschlag belegen, welche zu Zwecken der Verwaltung, Kasernen und Magazinen gebraucht werden könnten, und endlich eine Volkszählung veranstalten. Die Kunst der Statistik, welche Menschen und Vieh nach Viertelsköpfen zu berechnen versteht, und danach den Wohlstand und die Glückseligkeit von Ländern und Völkern bemessen möchte, und die in dem modernen Staatsleben so bedeutende Fortschritte gemacht hat, war damals schon ein sehr wesentliches Element venetianischer Staatsweisheit. Das politische Tabellenwesen war in den Bureaus der Signorie bereits zu hoher Vollkommenheit gediehen.

Auch wurde nun sogleich, auf Anrathen des General-Capitäns Morosini, die Halbinsel, welche noch gar nicht einmal ganz erobert war, zum Zwecke der neuen Verwaltung in die vier Provinzen Romania, Laconia, Messenia und Achaia mit den Hauptstädten Napoli, Malvasia, Navarino und Patrasso eingetheilt. Jede der letzteren wurde der Sitz eines Rettore für die Civilverwaltung, eines Proveditore für das Militärwesen, und einer Finanzkammer [1]).

An Reibungen, selbst Gewaltthätigkeiten konnte es dabei, so sehr sie die Signorie auch vermieden wissen wollte, freilich nicht fehlen. Es sollte gegen die neuen Unterthanen mit der größten Schonung, mit möglichster Berücksichtigung ihrer Ansprüche und Interessen verfahren werden. Ungerechtigkeiten und Bedrückungen waren auf das Strengste verpönt. Bereits im Jahre 1692 wurde der General-Proveditore Zeno wegen schlechter Verwaltung (con colpa di mala administrazione) vor Gericht gestellt, aber, da er sich zu rechtfertigen wußte — es handelte sich dabei um Beutelschneidereien eines untergeordneten Werbeoffiziers, die man ihm zur Last legen wollte — ehrenvoll freigesprochen [2]). Auch geschah Manches,

1) Am besten schildert so die ersten Einrichtungen in Morea Garzoni, Istoria della Repubblica di Venezia in tempo della sacra lega, p. 260. Nach Contarini Istoria della guerra di Leopoldo Primo, T. II, p. 355 wurde die Provinzialeintheilung von Morea erst durch ein Decret vom 29. Juni 1692 definitiv festgesetzt.

2) Garzoni, S. 453, und genauer Contarini a. a. O., S. 346. Zeno konnte aber seinem Geschicke doch nicht entgehen. Es war der-

die Noth der von dem Kriege am meisten heimgesuchten Eingebornen möglichst zu lindern. Die Bewohner der Distrikte von Argos und Korinth, welche von den fortdauernden Einfällen der Osmanen von Norden her immer am härtesten betroffen wurden, erhielten z. B. schon im Jahre 1695 wesentliche Erleichterung durch Steuererlaß und Ertheilung von herrenlosen Ländereien [1]).

Die Grundübel konnten aber durch dergleichen partielle und vorübergehende Heilmittel nicht gehoben werden. Vor Allem galt es jetzt, nur erst wieder Arme zum Anbau des wüste liegenden Landes zu schaffen. Denn die Bevölkerung war, wie gesagt, entsetzlich herabgekommen. Bei der ersten Volkszählung, welche Giacomo Cornaro vornehmen ließ, sollen sich, mit Ausnahme der Distrikte von Maina und Korinth, in der ganzen Halbinsel nur 86,468 Seelen, darunter blos 20,128 waffenfähige Männer, vorgefunden haben. Von 2115 Ortschaften, welche noch unter türkischer Herrschaft vorhanden gewesen waren, lagen 656 in Trümmern [2]).

Das System der Wiederbevölkerung durch Belehnung von Venetianern mit den disponiblen Gütern, welches längst nicht mehr an der Zeit war und in Candia so üble Früchte getragen hatte, konnte natürlich gar nicht mehr in Anwendung kommen. Man half sich zuerst dadurch, daß man Griechen aus den unter osmanischer Botmäßigkeit verbliebenen Landschaften herbeizog. Wir haben bereits gesehen, wie man die bei dem Abzuge von jenen Städten gänzlich verlassene griechische Bevölkerung von Athen, Canea, Chios und Lepanto zum guten Theile nach Morea verpflanzte [3]). Dann suchte man die freiwillige Einwanderung aus den benachbarten Provinzen, namentlich Rumelien, Albanien und aus den Jonischen Inseln, möglichst zu befördern. Man gab den neuen Anzüglern Ländereien und Steuererlaß. Dadurch hob sich die

selbe, welcher später als General-Capitän des Meeres wegen des Verlustes von Chios ins Gefängniß geworfen wurde und dort verstarb. Vergl. oben S. 182.

1) Garzoni, S. 644.

2) Nach Cornaro's eigenem Berichte bei Ranke a. a. O. 435.

3) Vergl. oben S. 135, 166, 180 und 228.

Bevölkerung nach und nach wieder bedeutend. Schon im Jahre 1692 war sie bis auf 116,000 Seelen gestiegen, und am Ende erreichte sie die Höhe von mehr als 200,000 [1]).

Hatte man nun einmal wieder Menschen, so war ein zweites Hauptgeschäft, ihre Besitzverhältnisse zu regeln. Es galt dabei vor Allem, über Grund und Boden zu verfügen. Die Rechte der alten Einwohnen wollten anerkannt, die Ansprüche der neuen Ansiedler bedacht sein. Daß man gerade dabei auf eine Menge der peinlichsten Schwierigkeiten stieß, versteht sich von selbst. Man that alles Mögliche, um den gerechten Anforderungen der Betheiligten zu genügen und einen gesicherten Besitzstand zu erzielen, und machte am Ende doch, bei dem besten Willen, eine Menge Misvergnügter. Es vergingen Jahre darüber, ehe man damit zu einem einigermaßen befriedigenden Resultate kam. Erst durch ein Decret vom 18. Juli 1699, welches die Perpetuität des Grundbesitzes zum Gesetz erhob, wurde den vielfachen aus der bisherigen Ungewißheit entstehenden Conflicten und Übelständen etwas abgeholfen [2]).

Wer die Vortheile der neuen Einrichtungen genoß, der sollte nun aber auch die Lasten tragen, welche die Erhaltung des Ganzen unerläßlich machte. Denn die Signorie war gar nicht in der Lage, dieser ihrer so schon theuer genug erkauften Erwerbung noch große Opfer zu bringen. Man mußte also darauf Bedacht nehmen, die Kosten der Verwaltung und der Vertheidigung des Landes aus seinen eigenen Mitteln aufzubringen, die Hülfsquellen desselben so ergiebig wie möglich zu machen und ein durchgreifendes Steuersystem einzuführen.

Hier traf man aber auf die verwundbarste Stelle, welche am glimpflichsten behandelt sein wollte. Materielle Interessen der einschneidendsten Art waren dabei zu berücksichtigen. In einem so völlig erschöpften und zerrütteten Lande, wo Alles so zu sagen erst neu geschaffen werden mußte, wollte und

1) Ranke a. a. O., S. 439 und die statistische Tabelle am Schlusse, S. 502.

2) Derselbe, S. 443. Gerade über dieses wichtige Capitel der Vertheilung der Ländereien ist Ranke sehr genau.

konnte natürlich, zumal anfangs, Niemand gern zahlen. Es mußte daher außerordentlich schwer fallen, die Einnahmen mit den Bedürfnissen der Verwaltung und des öffentlichen Dienstes einigermaßen in Einklang zu bringen. Wie immer in ähnlichen Verhältnissen, griff man bei den Voranschlägen des Steuerertrags viel zu hoch, versprach sich auf dem Papiere viel mehr, als in der Wirklichkeit zu erreichen war, und bekam dann die bittere Täuschung eines erheblichen Deficits mit in den Kauf. Der General-Provveditore Angelo Emo, von 1705—1708, welcher in diesen Dingen sehr klar sah und für die Herstellung eines geordneten Finanzzustandes der Halbinsel mit am meisten that, hatte gewiß völlig recht, wenn er sagt: „Die Einkünfte sind so groß, als die Summe, welche effectiv in die Kasse kommt; alles Andere ist Chimäre.“ [1])

Unendlich waren die Schwierigkeiten, die man zu überwinden hatte, ehe man nur mit den Hauptzweigen der Einnahmen, den Zehnten, den Zöllen, der Verwerthung der Domänen, den Weidegeldern, den indirecten Abgaben von Wein, Öl, Tabak, Salz u. s. w. zu einem halbweg erklecklichen Resultate gelangte. Erst als man, auf Emo's Vorschlag, die Erhebung der Zehnten den einzelnen Gemeinden pachtweise selbst überließ und den Zeitpacht der Domänen in einen stehenden Erbzins verwandelte, wurde der Ertrag dieser beiden wichtigsten finanziellen Hülfsquellen bedeutender und gesicherter. Durchgängig ließ sich aber auch dieses System nicht einführen.

Die Mainoten z. B., welche sich ebenso wenig dem venetianischen, wie dem osmanischen Regimente fügen wollten [2]), waren nie dazu zu bringen, Zehnten zu bezahlen. Man mußte froh sein, sie dafür endlich zur Entrichtung einer geringen jährlichen Abfindungssumme zu bewegen, die sie Macht nannten, aber auch nicht regelmäßig bezahlten. Gewaltmaßregeln konnte man gegen sie nicht wagen, und im besten Falle wäre damit wenig zu erreichen gewesen. Eher war da noch mit

1) Bei Ranke, S. 449.

2) „Più d'ogn' altra provincia“, sagt Grimani in seinem Berichte bei Ranke, S. 475, „trovai in iscompiglio la Maina, che indomita sin sotto Turchi poteva dirsi emancipata dall' ubbidienza di Vra. Sta.“

Milde und einer mit vorsichtiger Strenge gepaarten klugen Nachgiebigkeit Etwas durchzusetzen. Wir finden hier ganz ähnliche Verhältnisse, wie wir sie schon bei den Sphakioten auf Candia kennen gelernt haben. Wie es zu Ende des 16. Jahrhunderts dem General-Provveditore von Candia Giacomo Foscarini gelang, durch wohlwollende Behandlung nicht nur die Fehden zu schlichten, welche die widerspenstigen Sphakioten seit undenklichen Zeiten unter sich entzweiten, sondern sie auch zum Gehorsam gegen die Signorie zurückzuführen und zur regelmäßigen Entrichtung ihrer Abgaben zu vermögen [1]), so brachte jetzt, zu Anfange des 18. Jahrhunderts, Francesco Grimani in gleicher Eigenschaft mit denselben Mitteln die streitsüchtigen Mainoten zur Ruhe und zur Anerkennung der Oberhoheit der Republik. Einer seiner Nachfolger, Marco Loredano, setzte am Ende sogar noch die regelmäßige Zahlung ihres Jahrgeldes durch [2]).

Sehr gering blieb fortwährend der Ertrag der Zölle, schon deshalb, weil man sich noch immer nicht von dem einseitigen altvenetianischen Handelssystem losmachen konnte, welches die Mutterstadt auf Kosten der Colonien zum ausschließlichen Centralpunkt alles Verkehrs erheben wollte. Nicht nur wurde dadurch jeder freie Aufschwung des activen Handels der an Producten aller Art, Wolle, Baumwolle, Seide, Wein, Öl, Getreide, Rosinen, Färbestoffen, Wachs, Honig, so reichen Halbinsel verhindert, auch die Geschäfte mit fremden Kaufleuten, namentlich Engländern und Franzosen, welche es für vortheilhafter fanden, ihren Bedarf lieber aus den benachbarten osmanischen Provinzen zu beziehen, verkümmerten fast gänzlich. Alle Vorstellungen der einsichtsvollsten General-Provveditoren gegen diese verkehrte Handelspolitik blieben vergeblich. Natürlich konnte sich, unter solchen Umständen, auch die mit dem Handel stets Hand in Hand gehende Industrie nicht sonderlich heben. Es wurden z. B. verschiedene Versuche gemacht, Seidenwebereien einzuführen; sie hatten aber wenig Erfolg, auch weil die Mutterstadt eine solche Concurrenz gar nicht ertragen mochte.

1) Vergl. Bd. IV, S. 644—650.
2) Ranke, S. 473—477.

Bei allen Dem ist es fast zu verwundern, daß die Einnahmen doch nach und nach auf eine ziemliche Höhe gebracht wurden und, wie man wenigstens behauptete, am Ende vollkommen hinreichten, die Bedürfnisse des öffentlichen Dienstes zu decken. Im Jahre 1692 sollen sie bereits 259,564 Realen betragen haben, und später, z. B. in den Jahren 1708—1710, beliefen sie sich durchschnittlich auf eine halbe Million, eine Höhe, auf welcher sie sich auch bis ans Ende der venetianischen Herrschaft erhalten zu haben scheinen. Von dieser Summe wurde ungefähr nur die Hälfte, etwa 250,000 Realen, zu den ordentlichen Ausgaben des laufenden Dienstes gebraucht; 30,000 Realen waren zu außerordentlichen Ausgaben, wie z. B. Festungsbauten, bestimmt; viel war aber damit sicherlich nicht anzufangen. Der Rest wurde zu der Marinekasse geschlagen. Dem Schatze von San Marco kam davon eigentlich nichts zugute [1]).

So wie die öffentlichen Einkünfte im Steigen blieben, wurde auch im Lande allmälich ein gewisser Wohlstand bemerklich. Hie und da schlich sich in den Städten sogar der venetianische Luxus, aber auch die davon unzertrennliche Sittenverderbniß ein. Napoli di Romania, welches, als der Sitz des General-Provveditore und der Centralregierung, bald zu hoher Blüthe gedieh, soll in dieser Beziehung keiner europäischen Hauptstadt nachgestanden haben [2]).

Neben diesen mehr materiellen Interessen wollten aber auch die Angelegenheiten bedacht sein, welche mit den socialen und geistigen Bedürfnissen des Landes in enger Beziehung standen. Gerade hier hatte man mit Schwierigkeiten der eigenthümlichsten Art zu kämpfen. Die Rechtspflege blieb während der ganzen Zeit der venetianischen Herrschaft im Argen, weil man es nie dahin bringen konnte, dafür durch geordnete Rechtszustände eine sichere Grundlage zu gewinnen,

1) Ranke, S. 455 und 461.

2) Diedo a. a. O., S. 83. „Per gl' influssi di quel clima felice, e per la fecondità della terra ne' suoi prodotti, concorrendovi copiose richezze si era introdotto il mortifero veleno del lusso, non avendo tra l'altre la piazza di Romania ad invidiare nella magnificenza e nella pompa le Capitali più colte."

und die Praxis zum größten Theile in den Händen unfähiger und gewissenloser Leute lag, welche sich die Neigung der Griechen zu gerichtlichen Zänkereien und endlosen Prozessen vortrefflich zunutze zu machen verstanden. Käuflichkeit der Justiz war ohnehin ein von osmanischen Zeiten her in diesem Boden tief eingewurzeltes Erbübel, und die venetianischen Cancellieri und Avogadoren fanden sich gar nicht berufen, es auszuroden.

Noch weit schlimmer stand es jedoch um die religiösen Verhältnisse. Daß hier, wie überall in der Levante, der alte eingefleischte Haß zwischen Griechen und Lateinern sogleich wieder in seiner grellsten Gestalt hervortrat, war nur natürlich, so sehr man sich auch von Seiten der Signorie bemühte, durch schonende und rücksichtsvolle Behandlung der Gegner den Zwiespalt auszugleichen und zu mildern. Gelang ihr dies hie und da in den höheren Schichten, bei der gebildetern und wohl dotirten Geistlichkeit, so konnte sie doch niemals in den niederen Sphären, bei dem geringern Klerus und dem durch denselben fanatisirten Volke durchdringen. Während man in den vier Provinzen römisch-katholische Bisthümer einrichtete, lateinische Klöster eröffnete, und ihnen in dem Erzbisthum von Korinth einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt gab, schlossen sich die Griechen nur um so inniger an ihr geistliches Oberhaupt, den Patriarchen von Constantinopel, an, welcher durchaus nicht gesonnen war, seine verjährten Rechte und Ansprüche aufzugeben, zumal da sie zum guten Theile auch sehr materieller Natur waren. Denn er zog von den Bischöfen und Äbten, deren Ernennung ihm zustand, einen ansehnlichen Theil ihrer Einkünfte.

Sowohl jene Ernennung, wie diese Tributpflichtigkeit betrachtete die Signorie, und zwar mit Recht, als unnatürliche Verhältnisse, welche ihrer Souveränetät Eintrag thuen. Man glaubte sie dadurch heben zu können, daß man die Wahl der Bischöfe den Gemeinden zuwies, und Geldsammlungen durch die Exarchen des Patriarchen gänzlich verbot, auch den Bullen desselben alle Gültigkeit entziehen wollte. Allein die Sache wurde dadurch im Wesentlichen nicht besser, und die feindselige Stimmung nur um so gereizter. Bei den Bischofswahlen durch die Gemeinden riß die Simonie in ent-

setzlicher Weise ein; „das heilige Amt", meint Emo, „ward Gegenstand des niedrigsten Handels." [1])

Das Geld wurde dem Patriarchen nach wie vor, nur im Geheimen, vorzüglich durch die Vermittelung des Erzbischofs von Patras zugeschickt, und übrigens behielt er gegen säumige Zahler und Verächter seiner Bullen die immer noch mächtige Waffe der Excommunication in den Händen. Daß er dieselbe aber zum Nachtheil der Signorie gehörig zu führen wußte, beweist am besten der Umstand, daß er beim Ausbruch des Krieges alle Griechen, welche im Dienste der Republik die Waffen ergreifen würden, mit dem Banne bedrohte [2]).

Man ersieht schon hieraus, wie leicht es war, zumal bei der einmal vorhandenen Abneigung gegen das venetianische Regiment, mit dergleichen Mitteln fortwährend im ganzen Lande eine gefährliche Gährung zu unterhalten, und wie schwer es auf der andern Seite der Signorie werden mußte, ein einigermaßen genügendes Vertheidigungssystem der Halbinsel herzustellen und zu unterhalten. Damit stand es nun auch, und das war in dieser Krisis die Hauptsache, in der That sehr schlecht. Auf die eigenen Kräfte des Landes war dafür niemals sonderlich zu rechnen gewesen. Gegen einen regelmäßigen Heerdienst hatten die Eingebornen, die verwilderten albanesischen Hirten wie die verweichlichten griechischen Städtebewohner, von jeher, vorzüglich aber seitdem der hergestellte Friede die Nothwendigkeit der Selbstvertheidigung aufgehoben hatte, einen entschiedenen Widerwillen an den Tag gelegt. Die einzigen Mainoten waren geborne Soldaten, und sie hätten allein noch immer ein stattliches Heer von mehreren Tausend wohlgerüsteten Leuten aufbringen können; man hatte sie aber eben nicht in seiner Gewalt.

Nicht einmal die Einrichtung einer geordneten Landmiliz war gelungen, obgleich die von der Signorie mit besonderer

1) Bei Ranke a. a. O., S. 481, wo alles hier Berührte überhaupt näher erörtert ist.

2) Diedo a. a. O., S. 85: „Era pubblicata dal Patriarca di Costantinopoli la scommunica contro i sudditi Greci, che prendessero servigio al soldo de' Veneziani."

Sorgfalt gepflegte Gemeindeverfassung dazu eine gute Grundlage abgegeben hätte. Im besten Falle wäre aber auch damit nicht viel anzufangen gewesen. Man hatte in dieser Beziehung schon in Candia hinlängliche Erfahrungen gemacht, und fand es ja überhaupt immer bedenklich, Unterthanen, auf deren Treue man sich nie unbedingt verlassen konnte, die Waffen in die Hand zu geben.

Man war daher auch hier wieder genöthigt, bei dem mislichen und kostspieligen System der Vertheidigung des Landes durch venetianische Söldner und fremde Miethtruppen stehen zu bleiben. Als der Krieg ausbrach, betrug ihre Gesammtstärke nur 7000 M., welche durch die ganze Halbinsel in den Hauptplätzen vertheilt waren, nicht sowol um sie gegen auswärtige Feinde zu schützen, als vielmehr um die Unterthanen der Republik im Zaume zu halten [1]). Und auch diese wurden durch Desertion noch immer sehr geschwächt, wozu fremde Aufreizungen nicht wenig beitrugen. Es ist z. B. eine ausgemachte Thatsache, daß Frankreich, um die Kriegsmacht der Signorie in der Levante vollends zu untergraben, diese Desertion systematisch beförderte. Alle französischen Consuln in Griechenland waren zu diesem Zwecke mit ansehnlichen Geldmitteln versehen, womit sie von den venetianischen Besatzungstruppen so viele wie möglich zur Flucht verlockten, und dann ohne weiteres nach Frankreich einschifften. Auch gegen Suda und Spinalonga wurde dieses Geschäft von Candia und Canea aus längst schon in großem Maßstabe und mit dem besten Erfolge betrieben [2]).

1) Diedo, S. 83: „Le soldatesche non in numero maggiore, che di sette mille uomini dispersi per le Piazze, ed a' posti potevano bensì mantenere i sudditi in ubbidienza, non dar apprensione a qualunque debile forza fosse per invader gli Stati."

2) Darüber finden sich in den von mir benutzten Consulardepeschen auf den Archiven des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris die merkwürdigsten Aufklärungen. Sie sind voll von Berechnungen über die für solche Deserteure verausgabten Gelder. In einem Berichte des Consuls von Canea, De Lane, vom 7. Oct. 1707 heißt es z. B. von mehreren auf diese Weise nach Frankreich spedirten Deserteuren aus Spinalonga: „Ce qui fera un bon effet et animera infailliblement les autres à chercher quelque moyen de

Übrigens mußte man mit diesen Miethtruppen auch noch während des Krieges die traurigsten Erfahrungen machen. Mehrere deutsche Regimenter, welche im Jahre 1716 nach Corfu und Dalmatien bestimmt waren, rebellirten schon bei der Überfahrt, zwangen ihre Offiziere und Schiffscapitäne, sie bei Manfredonia wieder ans Land zu setzen, und liefen dann zum größten Theile davon. In Zara kam es im Juli desselben Jahres unter der deutschen Besatzung zu einem förmlichen Aufstande, welcher nur mit Gewalt unterdrückt werden konnte. Auch kümmerten sich die Hauptleute sehr wenig darum, ihre Capitulationen einzuhalten. Sie ließen sich immer das volle Geld für ihre Compagnien auszahlen, dachten aber gar nicht daran, den Abgang an Mannschaften wieder zu ersetzen, unter denen sich überhaupt das nutzloseste Gesindel befand. In einem deutschen Regimente wurden auf einmal sieben feile Dirnen unter dem Waffenrock entdeckt, welche von dem Henker mit dem Staubbesen davongejagt werden mußten [1]).

Ein großer Übelstand war es auch, daß sich in Morea fast alle Festungen in einem höchst mangelhaften Zustande befanden. Vieles war in dieser Beziehung angefangen, aber nichts vollendet worden, theils weil dazu die Mittel fehlten, theils weil jeder General-Proveditore dabei seinen eigenen Weg verfolgen wollte, und Das, was sein Vorgänger begonnen hatte, wieder liegen ließ, um etwas Anderes zu unternehmen.

s'evader." Und dann in einer Depesche desselben vom 23. August 1708: „Je prendrai de nouvelles mesures pour inspirer aux soldats français qui y sont en garnison (in Spinalonga) de changer d'air, et je ne negligerai rien de ce qui pourra favoriser leur désertion." — Die Venetianer ergriffen dagegen Repressalien ganz eigenthümlicher Art, indem sie die Leute durch Verheirathung zurückzuhalten und zu fesseln suchten. „J'ay exité", berichtet darüber derselbe Consul in einer Depesche vom 1. September 1708, „tout autant que j'ay peu les soldats français, qui sont dans les fortresses de la Sude et de Spinalonga d'en sortir: mais outre qu'ils sont gardés à vue, les Venitiens par une politique nouvelle les engagent dans le mariage, afin de les retenir par ce lien, tellement qu'il n'est fui que très-peu de cette garnison; je feray de tentations auprès de la nouvelle qu'on attend en deux mois, et j'informeray votre grandeur de ce que j'auray operé."

1) Diedo a. a. O., S. 117, 123, 136.

Hier fehlte es offenbar an Einheit des Planes, einer durchgreifenden obern Leitung und Geschick der Ausführung. Für die Befestigung des Isthmus, welche man vor Allem hätte ins Auge fassen sollen, war seit der Errichtung der leichten Werke im Jahre 1696, wovon oben die Rede war [1]), so gut wie gar nichts mehr geschehen. Nur der Palamida bei Napoli war mit ungeheuern Kosten (somme immense d'oro profuso a larga mano) mit bedeutenden Werken versehen worden, welche aber auch noch nicht ganz vollendet waren und im besten Falle nicht vertheidigt werden konnten, weil die dazu nöthige Besatzung nicht vorhanden war [2]).

Daß es überall an Munition, Pulver und Mundvorrath fehlte, wissen wir schon aus dem Nothschrei des General-Proveditore Delfino. Eine Seemacht, welche die Halbinsel vom Meere her hätte decken können, fehlte eigentlich gänzlich. Nur einige wenige schlecht bemannte Galeeren, im Ganzen elf, und acht armirte Schiffe, kreuzten in den dortigen Gewässern oder lagen völlig unbrauchbar im Hafen von Napoli [3]).

Rechnet man hierzu nun noch die Muthlosigkeit und üble Stimmung der einheimischen Bevölkerung, welche bei nicht Wenigen schon so weit ging, daß sie sich lieber wieder nach dem türkischen Regiment zurücksehnten, als noch länger unter der ohnmächtigen und verhaßten Botmäßigkeit der Signorie verbleiben wollten [4]), so begreift man leicht, mit welchen Hoff-

1) Vergl. oben S. 183.

2) Diedo a. a. O., S. 83 und 92, wo eine genaue Beschreibung der Festungswerke von Napoli mit dem Palamida gegeben wird.

3) „La squadra delle Navi", sagt Diedo, S. 83, „scarsa di numero e non ben guarnita di marinari, valeva più di decoro alle insegne di quello, che fosse atta a resistere."

4) Neben andern Zeugnissen hierfür sind z. B. die offenen Eingeständnisse von hohem Interesse, welche bereits im Jahre 1710 dem Reisenden De La Motraye die Griechen von Modon machten, „qui faisoient des voeux pour retourner sous la domination des Turcs, et qui temoignoient envier le sort des Grecs qui y vivoient encore." Sie meinten, sie hätten sich mit ihren paar Thalern Karatsch, wofür sie unter osmanischer Herrschaft völlige Sicherheit ihrer Personen und ihres Eigenthums genossen hätten, viel besser befunden, als unter dem drückenden, willkürlichen und theuern

nungen dieser Kampf begonnen werden konnte und welche Erfolge zu erwarten waren. Er war, wie wir nun weiter sehen wollen, nicht langwierig. Schlag auf Schlag führten schnell die Entscheidung herbei, welche gar keine andere sein konnte, als der Verlust der Halbinsel und der letzten schwachen Stützpunkte der einst so mächtigen Herrschaft der Republik in der ferneren Levante.

Sobald die Schreckensbotschaften des Bailo und des General-Proveditore Delfino in Venedig über den wahren Stand der Dinge keine Täuschung mehr zuließen, ermannte man sich freilich, um in der Eile noch Alles zu thun, was die Noth erheischte und die vorhandenen Mittel erlaubten. Alessandro Bono wurde sofort als außerordentlicher Commissär abgeschickt, um sich mit dem General-Proveditore über die dringendsten Bedürfnisse der Vertheidigung zu benehmen. Alles, was an Truppen, Munition und Mundvorrath aufgebracht werden konnte, wurde unverzüglich nach Morea eingeschifft. Auch gelang es noch bei Zeiten, wenigstens die Hauptplätze mit dem Nöthigen zu versehen. Napoli und Korinth z. B. erhielten verstärkte Besatzungen und wurden

Regimente der Venetianer. „Les Venitiens", wir lassen sie hier lieber selbst reden, „vivent à discretion dans nos maisons et dans nos jardins, y prennent sans demander ce qui leur convient et nous maltraitent, si nous nous plaignons. Les soldats sont mis en quartier chez nous; les officiers debauchent ou enlevent nos femmes et nos filles: leurs prêtres nous viennent parler contre notre religion, nous importunent sans cesse et nous sollicitent d'embrasser la leur, ce que jamais les Turcs ne songent à faire. Au contraire ils nous donnent toute la liberté que nous pouvons souhaiter et que nous regretons tous les jours tant à cet égard qu'aux autres." Die verständigen Einwendungen, welche De La Motraye dagegen machte, vermochten nicht ihren Sinn zu ändern. In Zante, erwiderten sie nur, herrsche dieselbe Stimmung. Voyages T. I, p. 462. In den Berichten der General-Proveditoren sind diese Schattenseiten freilich nur leise oder gar nicht berührt, und daher auch vielleicht von Ranke nicht genugsam herausgehoben worden.

ausreichend auf zwei Jahre verproviantirt. Die Flotte wurde in kurzem bis auf 22 Kriegsschiffe (Navi da guerra), 15 Galeeren, 10 Galeoten und 2 Galeazzen verstärkt. Die tüchtigsten Capitäne erhielten das Commando der Schiffe und der am meisten bedrohten Punkte der Halbinsel.

Dann wurde an Ort und Stelle in einem Kriegsrathe sogleich auch ein vollständiger Vertheidigungsplan entworfen. Da die Mittel fehlten, die ganze Halbinsel auf gleiche Weise zu schützen, kam man überein, die Streitkräfte auf gewisse Hauptpunkte zu concentriren, und die übrigen Plätze gänzlich zu räumen. Zu den letzteren gehörten z. B. Mistra, Calamata, Calavrita, Gastuni, Arcadia mit Alt-Patras, von wo die Einwohner, nebst Geschütz und Rüstzeug, wo anderwärts hin in Sicherheit gebracht wurden. Dagegen sollten Napoli di Romania, Malvasia, Modon, das Castell von Morea und die zwei Hauptfestungen der Maina, Chielafa und Zarnata, so lange wie möglich gehalten werden. Über Navarin und Koron wurde, je nach Umständen, ein weiterer Beschluß vorbehalten. Die Besatzung von Argos wurde durch einige Compagnien Miethtruppen verstärkt. Endlich entschloß man sich auch noch Alt- und Neu-Navarin zu schleifen und ihre Besatzungen nach Koron zu ziehen. Für die bessere Vertheidigung des Isthmus geschah unbegreiflicherweise auch jetzt nichts. Die Flotte nahm in dem Hafen von Climino eine beobachtende Stellung ein [1]).

1) Diedo, S. 83 und 86. Es ist nicht ohne Interesse, neben diesem Vertheidigungsplan die Ansichten kennen zu lernen, welche der große Feldherr, der den Venetianern im zweiten Feldzuge Corfu und Dalmatien rettete, der Feldmarschall Graf von der Schulenburg, über die Art hegte, wie Morea vielleicht doch noch zu erhalten gewesen wäre. Er war allerdings auch der Meinung, daß, bei den geringen Streitkräften, über die man verfügen konnte, nur eine theilweise Vertheidigung der Halbinsel möglich wäre, legte aber besonderes Gewicht auf die Verwüstung des flachen Landes am Isthmus, um dadurch dem Feinde den Einbruch in die Halbinsel zu erschweren. Dann wollte er nur Napoli mit 3000, Malvasia, Modon und das Castell von Morea mit je 600 M. vertheidigt, Korinth, Koron und alle kleinern Festungen dagegen geschleift wissen. Die Flotte sollte auf der Rhede von Modon den Gang der Ereignisse abwarten. Nach seinen eigenen Papieren in:

Leider reichten alle diese Vertheidigungsanstalten nirgends aus, dem übermächtigen Feinde, mit dem man es zu thun hatte, mit Erfolg die Spitze zu bieten. Schon während des Winters waren 300 Kameele mit Mundvorrath in Lariſſa, und 6000 Janitſcharen in Theben eingetroffen, welche von da aus in die benachbarten Orte, Vonizza, Xeromero, Lepanto, Livadia, Salona und Negroponte vertheilt wurden. Die Hauptmacht, angeblich 200,000 M. ſtark, hatte, unter der Führung des Großweſirs, Adrianopel im April verlaſſen, und war über Salonichi in kleinen Tagemärſchen zu Anfang Juni bis in die Nähe der Landenge von Korinth gelangt.

Gleichzeitig hatte der Kapudanpaſcha, Dſchanum Chodſcha, mit 35 Sultanen, 20 Galeeren, 15 Barbareskenſchiffen und einer großen Anzahl von Transportfahrzeugen und kleineren bewaffneten Schiffen die Dardanellen paſſirt, und war, nach kurzem Aufenthalte vor Salonichi, im Hafen von Kariſto auf Negroponte erſchienen, von wo er ſich ſogleich über Andros gegen die Inſel Tine wandte, vor welcher er bereits am 5. Juni 1715 Anker warf. Die Landung wurde ohne den geringſten 1715
Widerſtand bewirkt. Die ſtark befeſtigte, ſehr wohl verproviantirte und durch ihre Lage ſowie eine auch noch ziemlich ergebene ganz katholiſche Bevölkerung geſicherte Felſenburg wäre aber ſicherlich längere Zeit zu halten geweſen, wenn nicht der Provveditore Bernardo Balbi, wie es ſcheint, von der allgemeinen Entmuthigung befallen, gänzlich den Kopf verloren hätte. Er capitulirte, auf die erſte Aufforderung des Kapudanpaſcha, gegen freien Abzug mit Waffen und Gepäck nach Morea oder Corfu. Die Feſtung wurde ſofort geſchleift, und von der 15,000 Seelen betragenden Bevölkerung der Inſel mußten die 200 angeſehenſten und den Venetianern am meiſten ergebenen Familien in die Verbannung nach den Barbareskenſtaaten wandern.

Balbi mußte für ſeine Feigheit freilich noch ſchwer genug büßen. Er wurde vor ein Kriegsgericht geſtellt und auf Lebenszeit ins Gefängniß geworfen. Tine konnte aber da-

„Leben und Denkwürdigkeiten Johann Mathias Reichsgrafen von der Schulenburg.“ Leipzig 1834, Bd. II, S. 6.

durch nicht wieder gerettet werden; es war für immer verloren. Und dieser erste Schlag traf die Signorie um so härter, da es sich hier um eine ihrer ältesten und treuesten Besitzungen in der Levante handelte. Er galt für die schlimmste Vorbedeutung für den Fortgang des Krieges und trug wesentlich dazu bei, die allgemeine Entmuthigung nur noch zu vermehren [1]). An ernsten Widerstand war nun auch in der That fast nirgends mehr zu denken. Man hatte nur ein Unglück über das andere zu beklagen.

Während der Kapudanpascha nach dem Falle von Tine mit seiner Flotte zunächst in den Gewässern zwischen Porto-Kolonna und Porto-Poro kreuzte und es zunächst auf die Einnahme der Insel Ägina abgesehen hatte, brach am 20. Juni der Großwesir an der Spitze einer Heeressäule, deren Stärke auf mindestens 100,000 M. geschätzt wurde, und welche durch neuen Zuzug noch immer im Wachsen war, ohne den geringsten Widerstand mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele (bandiere spiegate e tamburro battente) über den Isthmus in die Halbinsel ein. Schrecken und Entsetzen ging vor ihr her. Wer hätte es wagen sollen, es mit einer solchen Macht aufzunehmen! Alles, was noch entkommen konnte, rettete sich mit Familie und beweglicher Habe nach den Gebirgen [2]). Die menschenleeren Dörfer wurden sofort in Asche gelegt, und die zum großen Theile noch mit dem

1) Diedo, S. 86. Hier wird der Verlust von Tine bezeichnet als „il principio della guerra coll' infausto preludio delle successive calamità", welcher um so mehr zu beklagen sei, da dieser wichtige Platz „per si lungo tempo era stata come una spina nell' centro dell' Imperio Ottomano."

2) Diedo, S. 83 und 87: „I Greci vili per natura cercavano di trasportar altrove le famiglie e le sostanze, ed il volgo quasi istupidito si dimostrava più disposto à salvarsi ne' nascondigli de' monti, che inclinato a prender l'armi per propria e per la commune difesa." Über die Stärke des Heeres, welches in die Halbinsel einbrach, sagt der General-Proveditore Delfino selbst in seinem Berichte: „Entro nell' Istmo il primo Visir con cento e più mille soldati, che s'andavano successivamente aumentando sino ad un numero quasi incomprehensibile et incredibile." Bei Ranke a. a. O., S. 493.

Erntesegen versehenen Felder weit und breit in eine Wüste verwandelt.

Dann legte sich der Großwesir mit der Hauptmacht sogleich vor Korinth, dessen hochthronende Felsenburg Akrokorinth so stark befestigt und so wohl verproviantirt war, daß sie jedem Angriff wenigstens längere Zeit Trotz bieten zu können schien. Eitele Hoffnung! Der außerordentliche Proveditore Giacomo Minotto, welcher anfangs entschlossen schien, den Platz bis aufs Äußerste zu vertheidigen, gab Alles verloren, nachdem die Osmanen nur fünf Tage lang aus vier Kanonen und einem einzigen Mörser ein heftiges Feuer gegen das Hauptthor der Festung unterhalten hatten. Er steckte die weiße Fahne aus, und mußte sich eine schimpfliche Capitulation gefallen lassen, der zufolge der Besatzung der Abzug ohne Waffen und nur mit so viel ihrer beweglichen Habe zugestanden wurde, als Jeder auf dem Rücken mit fortbringen könne. Und auch dies wurde nicht eingehalten. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß beim Abzug ein Magazin mit Munition durch eine Pulverexplosion in die Luft flog; die erbitterten Janitscharen schrieben die Schuld davon der abziehenden Besatzung zu, fielen über sie her und machten sie sammt den Einwohnern fast bis auf den letzten Mann nieder. Nur wenige retteten das Leben, aber nicht die Freiheit; unter ihnen der Proveditore Minotto, welcher als Sklave nach Asien gebracht und später erst durch die Mildthätigkeit der Frau des holländischen Consuls zu Smyrna Colyer wieder losgekauft wurde [1]).

Der Schrecken über den Fall von Korinth trug sofort seine Früchte. Der Proveditore von Ägina, Francesco Bembo, capitulirte, sobald sich nur der Kapudanpascha vor der Insel zeigte. Er wurde sammt der Besatzung nach Malvasia eingeschifft, wo er zum Lohne seines Heldenmuthes ohne weiteres ins Gefängniß geworfen wurde [2]).

Auch fingen die bedrängten Einwohner der Halbinsel nun schon an, ihr Heil in der Unterwürfigkeit unter den Willen

1) Diebo, S. 89, 90.
2) Derselbe, S. 91.

des mächtigen Siegers zu suchen. Versprechungen für die Fügsamen, Drohungen für die Widerspenstigen konnten da ihren Zweck kaum mehr verfehlen. Viele eilten aus ihren Schlupfwinkeln herbei, um den Osmanen bei der Anlage der großen Magazine behülflich zu sein, welche namentlich in Vostizza errichtet wurden. Es war sicherlich eine ebenso unzeitige als nutzlose Repressalie, daß der Generalcapitän nun seinerseits dort das Land 30 Miglien im Umkreis durch seine slavonischen Soldaten mit Feuer und Schwert in eine Wüste verwandeln ließ.

Einmal im Besitz von Korinth, mußte der Großwesir natürlich sein Augenmerk vorzüglich auf die Eroberung der Hauptstadt Napoli di Romania richten. Hier war bei den sehr ansehnlichen Festungswerken und einer verhältnißmäßig noch ziemlich starken und entschlossenen Besatzung — sie bestand aus 1700 M. regelmäßigen Fußvolk, 1000 M. italienischen Freiwilligen und einigen Hundert Griechen, mit denen aber nicht viel anzufangen war — allerdings ein bedeutenderer Widerstand zu gewärtigen. Auch war der General-Proveditore Alessandro Bono, welcher dort selbst den Oberbefehl führte — Delfino war zum Generalcapitän und Procurator von San Marco ernannt worden —, fest entschlossen, lieber ehrenvoll unterzugehen, als dieses letzte Bollwerk der Herrschaft der Signorie in der Halbinsel feig und schmachvoll dem Feinde preiszugeben. Alles, von gleichem Geiste beseelt, stand zu heldenmüthiger Vertheidigung bereit, als sich am 9. Juli die ungeheuern Heerschaaren des Großwesirs von Argos her gegen die Mauern heranwälzten. Aber wie wäre es möglich gewesen, solcher Übermacht auf die Dauer zu widerstehen!

Gleich bei dem ersten Angriff auf die Außenwerke des Palamida wurde von beiden Seiten mit wahrem Heldenmuthe und zweifelhaftem Erfolge Mann gegen Mann gekämpft. Nachdem aber in dem noch ziemlich neuen und deshalb nicht sehr widerstandsfähigen Gemäuer durch eine geschickt angelegte Mine einmal eine weite Bresche eröffnet war, und gleichzeitig die Janitscharen an einer unbewachten Stelle die Mauer erklimmt hatten und in die Stadt eingedrungen waren, mußte

man Alles rettungslos verloren geben. Zu spät ließ jetzt Bono die weiße Fahne aufstecken. Sie wurde gar nicht mehr beachtet. Denn schon wälzten sich durch die erbrochenen Thore die zügellosen Schaaren der Belagerer in die Stadt und Festung hinein. Mord und Plünderung war ihre Losung. Ein furchtbares Blutbad bahnte ihnen überallhin den Weg. Fast die ganze Besatzung und der größte Theil der Einwohner wurde niedergemacht. Die ausgezeichnetsten Offiziere der Republik und eine Menge venetianischer Nobili fanden mit den Waffen in der Hand einen nicht unrühmlichen Tod. Nur Frauen und Kinder wurden verschont, um desto besser als Sklaven verwerthet werden zu können. Mit wahrem Ingrimm wütheten die Janitscharen, vielleicht von den Griechen aufgehetzt, gegen die katholischen Geistlichen und Mönche. Der Erzbischof Carlini befand sich unter den Erschlagenen.

Der Befehlshaber des Palamida, Oberst Cardosi, war unglücklicherweise sogleich beim ersten Angriff gefallen, und sein Nachfolger, Oberst La-Sala, verlor so den Kopf, daß er, ohne weiter einen Schuß zu thun, sämmtliche Kanonen vernageln ließ, angeblich damit sie nicht ferner von den Türken gebraucht werden könnten. Man legte ihm dies aber für Verrath aus und warf ihn sofort ins Gefängniß. Der General-Proveditore Alessandro Bono fiel, zugleich mit General Zacco, lebend, aber schwer verwundet, in die Gewalt der Janitscharen. Beide mußten, mit Ketten belastet den triumphirenden Einzug des Großwesirs in die ausgemordete Stadt zieren.

Unermeßlich war die Beute in der, wie gesagt, durch die dort aufgehäuften Reichthümer, einen sehr lebhaften Handel, große Betriebsamkeit und selbst Luxus schon zu hoher Blüthe gediehenen moreotischen Hauptstadt. Ein entsetzliches Nachspiel ihres traurigen Geschickes war es, daß der Großwesir sich alle Gefangenen vorführen und sie vor seinen Augen hinrichten ließ. Er bezahlte den Kopf mit 30 Solota [1]).

1) Diedo, S. 92—95. Hier wird noch ganz besonders herausgehoben, daß für Napoli sowohl von Staatswegen wie von Privaten ungemein viel geschehen sei, um es zu einer der blühendsten Städte in der Levante zu erheben: „Con le quali pubbliche applicazioni gareggiando l'industria de' privati ad accrescerle lo splendore nella

Mit Napoli di Romania war nun aber auch die ganze Halbinsel so gut wie verloren. Die wenigen von den Venetianern noch besetzten Plätze waren in keinem Falle mehr zu halten, zumal da unter den dort noch befindlichen Besatzungen jetzt der Geist der Widerspenstigkeit und des Aufruhrs auf die erschreckendste Weise zum Durchbruch kam. Als der Großwesir sich von Napoli hinweg nach Süden wandte und vor Modon erschien, verweigerten die dortigen Truppen geradezu den Gehorsam, warfen ihre Waffen hinweg, und verlangten, indem ein frecher Corporal dem außerordentlichen Proveditore Vincenzo Pasta eine Pistole auf die Brust setzte, geradezu die Übergabe der Festung. Und ehe es dann zu einer förmlichen Capitulation kam, erbrachen die Meuterer selbst die Thore nach der Wasserseite hin und stürzten sich wie Wahnsinnige auf die Galeoten des Kapudan-Pascha, welche dort vor Anker lagen. Als dann die Janitscharen vom Lande her, ohne daß ein einziger Schuß gefallen wäre, der sie abgehalten hätte, die Mauern erstiegen, fanden sie nur noch 14 Personen in der Stadt. Vincenzo Pasta hatte sich, schwer verwundet, im äußersten Momente, mit den übrigen Offizieren des Platzes, nach der Flotte des Kapudan-Pascha gerettet, welcher ihm, in dankbarer Erinnerung der wohlwollenden Behandlung, welche er selbst in früheren Zeiten einmal als gewesener Galeerensklave von ihm erfahren hatte, mit der größten Milde und Freundlichkeit begegnete [1]).

Während dies im Süden geschah, hatte sich vorher schon, zu Anfang August, im Norden das Castell von Morea unter ähnlichen Umständen an den Seraskier Kara-Mustafa ergeben. Auch hier drang die meuterische Besatzung, nachdem das feindliche Feuer kaum vier Tage gedauert hatte, mit Gewalt an

magnificenza, nella floridezza del traffico e negli ornamenti, poteva dirsi con ragione l'emporio d'immense richezze, fatalmente raccolte per satollar l'ingordigia de' Barbari." Den in Constantinopel bekannt gemachten officiellen Bericht über die Einnahme von Napoli und das Palamida gibt in treuer Übersetzung: Theyls Mémoires curieux, p. 201. Wir ersehen daraus, daß das dort vorgefundene Geschütz in 147 Kanonen und 14 Mörsern bestand.

1) Diedo, S. 99 und 101.

die Übergabe der Festung, und ihr Befehlshaber, General-Lieutenant Castelli, war schwach genug, ihrem ungestümen Verlangen nachzugeben, ungeachtet der dringendsten Einrede des Proveditore Pietro Marcello. Castelli eilte selbst ins Lager des Seraskiers, um eine noch möglichst günstige Capitulation zu erlangen. Er konnte aber nicht einmal den freien Abzug der Besatzung mit Waffen und Gepäck durchsetzen. Nur ihm allein und den übrigen Befehlshabern wurden ihre Degen gelassen; alle übrigen mußten die Waffen niederlegen und nur mit ihrem Gepäck abziehen. Und auch hier wurde wieder mit dem gegebenen Wort ein verrätherisches Spiel getrieben. Kaum war die Hälfte der Besatzung eingeschifft, als die Janitscharen in die Festung eindrangen und Alles, was sich noch dort befand, zusammenhieben oder in Fesseln schlugen. Marcello und Castelli hatten selbst das letztere Schicksal, wurden aber von dem Seraskier, welcher wenigstens die Miene annahm, als ob er diese Treulosigkeit misbillige, sogleich wieder freigegeben. Natürlich wurde es hinterher Castelli noch zum schweren Verbrechen gemacht, daß er einen von etwa 1100 M. bewährter Truppen vertheidigten und mit Munition und Mundvorrath reichlich versehenen Platz so leicht aufgegeben habe. Er mußte dafür mit strenger Haft büßen[1]).

Endlich folgte auch noch das für uneinnehmbar gehaltene Malvasia dem allgemeinen Verhängniß. Der dort commandirende außerordentliche Proveditore, Federico Badoaro machte nicht einmal einen Versuch, die Festung zu retten, sondern lieferte sie, vom Land und vom Wasser her zu gleicher Zeit bedrängt, ohne einen Schuß gethan zu haben, in die Gewalt des Kapudan-Pascha, welcher hinterher selbst erklärte, daß er wegen der bei vorgerückter Jahreszeit zunehmenden Unsicherheit in jenen Gewässern gar nicht im Stande gewesen wäre, dieses Felsennest zu nehmen, wenn die Besatzung nur noch einige Tage ausgehalten hätte. Badoaro theilte das traurige Loos aller übrigen venetianischen Befehlshaber, welche ihr böses Geschick in dieser Krisis an die Gestade dieses unhaltbaren Landes geworfen hatte: er wurde zu lebens-

1) Diedo, S. 99 und 100.

länglichem Gefängniß in finsterm Kerker (in oscuro carcere) verdammt [1]).

Morea war aber nun gänzlich verloren. Alle noch übrigen Plätze unterwarfen sich freiwillig. Selbst die Mainoten hatten, schon als der Großwesir vor Modon lag, geradezu erklärt, sie hätten von ihrer Anhänglichkeit an die Signorie Beweise genug gegeben, nun aber können sie ihr Land unmöglich der Verwüstung durch den übermächtigen Feind preisgeben; sie unterwerfen sich daher wieder der Oberhoheit der Pforte. Auf der andern Seite war nach der Vertreibung der Venetianer der Andrang neuer Anzügler von Norden her, welche sich an dem Raube betheiligen wollten, so stark, daß es der Großwesir für nöthig hielt, am Isthmus ein eigenes starkes Truppencorps aufzustellen, welches dieser Ueberfluthung einen heilsamen Damm entgegensetzen sollte [2]).

Zur See war unterdessen ganz und gar nichts geschehen. Die venetianische Flotte blieb, unter dem Generalcapitän Delfino, die ganze Zeit über ruhig bei der Insel Sapienza liegen. Nur ein einziges Mal, um die Mitte August, machte sie Miene, den Kapudan-Pascha anzugreifen, als er sich in dem Meerbusen von Calamata zeigte. Es war aber Delfino damit gar kein Ernst. Er wolle, erklärte er selbst, dem Unglück zu Lande nicht auch noch ein Unglück zur See hinzufügen; seine erste Pflicht sei jetzt die Erhaltung der Flotte. Und mit dieser leidigen Ausrede ließ er die feindliche Armata, nachdem er sie drei Tage lang zum Schein verfolgt hatte, ungehindert nach den kretischen Gewässern abziehen, wo sie gerade zu rechter Zeit eintraf, um den Fall von Suda und Spinalonga zu beschleunigen [3]).

1) Diedo, S. 102.

2) Derselbe, S. 97 und 99.

3) Derselbe, S. 98. Delfino entschuldigt sich selbst in seinem Berichte an den Senat in angegebener Weise: „Posso ben io con franchezza assicurarlo, che se giammai mi fossi lasciato trasportare da un troppo fervido ardore ad un impegno sregolare, senza riflesso e previdenza dei sinistri incontri che potevano con molto di facilità succedere a questa allora debolissima armata,

Diese beiden Küstenburgen, der letzte Rest der Herrschaft der Signorie auf Candia, waren schon seit dem Beginn des Krieges von dem Pascha der Insel hart, im Ganzen aber nur mit geringem Erfolge berannt worden. Die beiden dort befehligenden Proveditoren, Francesco Giustiniano zu Spinalonga und Luigi Magni zu Suda, waren Männer von seltener Entschlossenheit, und hielten es für eine Ehrensache, ihrer Pflicht bis zu ruhmvollem Untergange treu zu bleiben. Nur bedurften sie, um sich zu halten, einiger Unterstützung, namentlich, da ihnen alle Zufuhr von der Insel her abgeschnitten war, an Lebensmitteln. Sie wandten sich deshalb an den Generalcapitän, konnten aber aus leicht begreiflichen Gründen, von ihm nichts erlangen. Niemand hätte es gewagt, sich durch die feindlichen Schiffe durchzuschlagen, welche die beiden Festungen vom Meere her blokirten.

So zog sich ihre Belagerung, wozu der Pascha vor jeder nur acht kleine schlecht bediente Kanonen verwenden konnte, durch den ganzen Sommer hindurch, ohne merkliche Fortschritte zu machen. Selbst der Versuch, Suda von einer kleinen, nur eine halbe Flintenschußweite entfernten Felseninsel aus anzugreifen, mislang gänzlich. Das Feuer der Festung setzte den dort postirten Janitscharen so arg zu, daß sie sich unverrichteter Sache zurückziehen mußten [1]). Ohne die Ankunft

poteva farmi reo con la patria d'aver accoppiati a sinistri avvenimenti di terra altri non meno sfortunati del mare." Bei Ranke a. a. O., S. 495.

1) Diedo, S. 91. Die genauesten und interessantesten Nachrichten über diese letzte Belagerung und den endlichen Fall von Suda und Spinalonga haben wir in den bereits erwähnten französischen Consular-Correspondenzen in den Archiven des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris gefunden. In einer Depesche des Consuls von Canea, De Lane, vom 27. August 1715 heißt es darüber z. B.: „Les deux forteresses venitiennes de ce Royaume tiennent bon encore, parcequ' elles sont faiblement attaquées, n'y ayant que huit canons en deux batteries contre chacune de ces deux places; elles sont même si mal servies, qu' elles n'ont pas fait de brèche." Dann gibt er eine genaue Schilderung des vergeblichen Versuchs, Suda von der Seeseite her anzugreifen, welche auch in der nächsten Depesche vom 9. September fortgesetzt wird. Zugleich entnehmen wir

des Kapudan-Pascha mit seiner Flotte wäre die Festung daher schwerlich zu nehmen gewesen. Auch hatte der Proveditore, welcher erst am 11. September endlich doch noch eine Zufuhr von einer Compagnie frischer Truppen, Munition und Mundvorrath erhalten hatte, jede Aufforderung zur Uebergabe stolz zurückgewiesen. Nur auf Befehl der Signorie, ließ er dem Pascha antworten, werde er die seiner Treue und Tapferkeit anvertraute Festung ausliefern [1]).

Als aber am 18. September der Kapudan-Pascha mit 43 Segeln auf der Höhe von Suda erschien, und sofort ein äußerst heftiges Feuer in halber Schußweite gegen die Mauern begann, da war freilich an längeren Widerstand nicht zu denken. Nach zwei Tagen capitulirte der Proveditore gegen ehrenvollen Abzug nach Corfu. Er wurde nebst der ganzen Besatzung und allen Einwohnern, die ihm folgen wollten, auf französischen Schiffen dahin eingeschifft. Wer bleiben wollte, sollte gegen Erlegung des Karatsch ungestört auf der Insel seinen Wohnsitz nehmen können. Dieser Punkt der Capitulation wurde aber nicht eingehalten. Denn der Sultan, welcher auf die Eroberung der beiden Festungen in Candia ganz besondern Werth gelegt zu haben scheint, ließ später alle Griechen, welche dort auf Treu und Glauben zurückgeblieben waren, zu Sklaven machen, zum Theil selbst aufknüpfen [2]).

daraus wieder die interessante Thatsache, daß der Consul den Pascha fortwährend mit seinem Rathe unterstützte, um die Festung sobald wie möglich zu Falle zu bringen. Er war zu diesem Zwecke wiederholt im Lager des Paschas, zweifelte aber selbst bis zum letzten Augenblicke an dem Erfolg seiner Bemühungen.

1) Consulardepesche vom 9. September 1715. Sie schließt noch mit den Worten: „Je conclus, que s'ils ne manquent pas de vivres ou autres munitions, ils (les Venitiens) rebuteront tout a fait les Turcs."

2) Consulardepesche vom 28. September 1715 und 15. Februar 1716. In der letzteren heißt es unter Anderm: „On assure que le G. S. a eu quasy autant de plaisir des conquestes de la Sude et de Spinalongue, fortresses dependentes de ce Royaume, que de celles de la Morée. Il a ordonné depuis peu qu'on fit pendre icy plusieurs Grecs qui y étoient dedans, et il a fait tous les autres esclaves contre la foy des capitulations. Cette cruauté pour-

Nach dem Falle von Suda hatte sich natürlich auch Spinalonga nicht mehr lange halten können. Der Kapudan-Pascha hielt es nicht einmal der Mühe werth, seine Schiffe hinzuschicken. Er begnügte sich mit einer einfachen Aufforderung an den Provveditore, welcher indessen mit seiner Antwort doch noch etwas zögerte. Was blieb ihm aber am Ende Anderes übrig, als sich dem unabwendbaren Geschicke zu fügen! Zu Anfang October capitulirte er auf dieselben Bedingungen hin, welche dem Befehlshaber von Suda zugestanden worden waren. Doch blieb die Erfüllung derselben hier um so zweifelhafter, da es der Kapudan-Pascha für gut erachtete, die Schiffe, auf welchen sich die abziehende Besatzung befand, vorerst noch bei seiner Flotte zu behalten [1]).

Zunächst wandte er sich von Candia weg wieder nach dem Archipel zurück, wo sich nun auch noch sogleich die kleine, nur schwach vertheidigte Insel Cerigo ergab. Ihr Befehlshaber Sebastiano Marcello verschwendete vergebens heldenmüthige Worte an seine geringe Besatzung: sie wollte von Widerstand nichts hören, und verdiente sich mit ihrer Fügsamkeit wenigstens eine ehrenvolle Capitulation. Der Ka-

roit être vengée, ainsy que toutes les autres, qui ont esté commises dans la Morée, si les Venitiens avoient le dessus." Sehr interessant sind auch die Nachrichten, welche der Consul bei dieser Gelegenheit von dem Zustande der osmanischen Flotte gibt, die er selbst besuchte. Das Admiralsschiff war ein stattlicher Dreidecker von 120 Kanonen, weiter 6 Viermdsechzigpfünder, wie die Venetianer keinen mehr aufzuweisen hatten. Außerdem befanden sich 30 Linienschiffe in guter Verfassung; der Rest der Flotte war aber in elendem Zustande und kaum seehaltig. Übrigens waren alle Schiffe mit Sklaven jedes Alters und Geschlechts von Morea her überfüllt, darunter namentlich auch viel Franzosen, welche in venetianischen Diensten gestanden hatten. Der Loskauf war sehr schwierig.

1) Consulardepeschen vom 28. September und 15. October 1715, in welcher letzteren gesagt wird, daß der Kapudan-Pascha die eingeschifften Besatzungen bei sich behalten habe, „sous pretexte qu'il veut consulter le Grand Visir avant que de les licentier." Der Consul war an Ort und Stelle über alle diese Verhältnisse viel besser unterrichtet, als z. B. Diebo, welcher a. a. O., S. 163, Manches ganz falsch darstellt.

pudan-Pascha gestand ihr freien Abzug nach der venetianischen Flotte mit Waffen und Gepäck zu [1]).

Endlich wurde in diesem Jahre sogar noch Santa Maura bedroht. Gleich nach der Einnahme des Castells von Morea hatte nämlich der Seraskier Kara Mustafa Befehl erhalten, mit 30,000 Mann einen Angriff auf die Insel zu versuchen, welcher von Norden her durch ein anderes bei Preveſa zusammengezogenes Truppencorps unterstützt werden sollte. Man war anfangs zu einer nachdrücklichen Abwehr entschlossen. Man verstärkte die Besatzung so viel wie möglich, sorgte reichlich für Munition und Proviant, nahm auf eine zweckmäßige Vertheidigung der Küsten Bedacht, und suchte den Muth der Truppen durch eine außerordentliche Löhnung zu heben. Man athmete schon wieder etwas auf, als man erfuhr, daß der Kapudan-Pascha, welcher zugleich von der Seeseite her gegen die Insel operiren sollte, nach Candia hin abgezogen sei.

Desto verzweiflungsvoller wurde aber die Lage, als nach dem Falle von Cerigo Santa Maura das nächste Ziel der osmanischen Waffen zu sein schien. Denn jetzt erst wurde man, bei näherer Untersuchung durch die geschicktesten Ingenieure, inne, daß die Festungswerke an vielen Stellen sehr mangelhaft und namentlich die Außenwerke viel zu weitläufig seien, als daß man sie mit Erfolg halten und vertheidigen könne. So schwer daher auch, bei den ungeheuern Kosten, welche man bereits auf die Vertheidigung der Insel verwendet hatte, der Entschluß war, man mußte doch der Nothwendigkeit nachgeben, lieber die Festung zu schleifen, als sich in ungleichem Kampfe mit noch weit größern Opfern der Gewißheit des gänzlichen Verlustes der Insel auszusetzen. Er wurde sofort zur Ausführung gebracht. Die 56 bronzenen Geschütze, welche noch auf den Wällen lagen, wurden, zugleich mit sämmtlicher noch vorhandener Munition und der ganzen Besatzung, nach Corfu eingeschifft, und ein Paar geschickt angelegte Minen verwandelten, Angesichts des Feindes, die

1) Diedo, S. 106.

kostbaren Festungswerke, unter entsetzlichem Getöse, in wenigen Minuten in einen weiten Trümmerhaufen [1]).

Der Hauptzweck wurde dadurch allerdings erreicht. Denn die Osmanen zeigten nun für jetzt keine Lust mehr, sich dieser Ruinen zu bemächtigen. Der Kapudan-Pascha zog sich, nach einem Streifzug durch den Archipel, auf den Canal von Chios zurück, und der Generalcapitän nahm seine Winterstation bei Corfu, auf welches es die Pforte — darüber war schon jetzt kein Zweifel mehr — im nächsten Jahre abgesehen hatte.

Für die unermeßlichen Opfer, die unwiederbringlichen Verluste, welche dieser unglückselige Feldzug gekostet hatte, war es freilich nur ein geringer Ersatz, ein leidiger Trost für die Signorie, daß die Ehre der venetianischen Waffen wenigstens in Dalmatien noch einigermaßen gerettet worden war. Ein 40,000 M. starker, zum Theil nur aus schlecht bewaffneten, undisciplinirten Tataren bestehender Heerhaufen war bereits im Sommer in Dalmatien eingebrochen, hatte das Land bis in die Gegend von Zara, Verlica, Dernis und Knin verheert und gebrandschatzt, und war endlich zu Anfang August mit zwei Kanonen und einem Mörser vor Sing liegen geblieben, um eine förmliche Belagerung zu beginnen. Die Angriffe waren allerdings wüthend, wurden aber von der kleinen Besatzung, unter der Leitung des heldenmüthigen Provveditore Giorgio Balbi, sämmtlich mit großem Verluste der Belagerer abgeschlagen. Der Kampf dauerte überhaupt, fast ununterbrochen, nur sieben Tage und sieben Nächte, worauf die Osmanen, mit Zurücklassung einer Menge Munition, Rüstzeug und unbegrabener Todten, bei Nacht und in größter Verwirrung den Rückzug antraten. Erst jenseits des Flusses Celina faßten sie wieder festen Fuß, dachten aber für dieses Jahr dann weiter nicht an die Rückkehr [2]).

Wir wollen es übrigens nicht versuchen, die üble Stimmung zu schildern, welche sich nach diesem ersten verhängnißvollen Kriegsjahre in Venedig der bedrängten Gemüther be-

1) Diedo, S. 103—107.

2) Derselbe, S. 95—97.

mächtigte. Man kann leicht denken, von welchen bittern Enttäuschungen und welchen trostlosen Besorgnissen für die Zukunft sie belastet und bewegt wurden. Es war nur natürlich, daß sich die öffentliche Stimme dadurch eine Erleichterung, eine Genugthuung zu verschaffen suchte, daß man die Schuld solches grenzenlosen Misgeschicks vorzüglich auf das Haupt des unglücklichen Generalcapitäns Delfino wälzen wollte. Anklage und Vertheidigung wurden, wie immer in solchen Fällen, auch hier wieder Sache des Parteikampfes. Man rechnete es ihm vor Allem hoch an, daß er während des ganzen Feldzuges mit seiner Flotte so gut wie nichts gethan, daß er, ohne sich zu rühren, einen Platz nach dem andern, eine Landschaft nach der andern, der Gewalt und Willkür des Feindes preisgegeben habe.

Dagegen machten seine Vertheidiger mit Recht die Schwierigkeit der Lage, in welcher er sich von Anfang an befunden, die Hülflosigkeit, in welcher man ihn fortwährend belassen habe, geltend. Sie konnten aber damit nicht mehr durchdringen. Die Signorie mußte, so sehr sie auch seine Verdienste zu würdigen wußte, der Macht der öffentlichen Meinung nachgeben und Delfino abberufen. Doch hielt es schwer, unter so verzweifelten Umständen, seinen Nachfolger zu finden. Niemand hatte den Muth, sich solcher Last zu unterziehen. Endlich entschloß sich der General-Provveditore der Inseln, Andrea Pisani, nach längerm Zögern, dem Vaterlande dieses Opfer zu bringen. Er übernahm aber sein Amt erst im Februar des nächsten Jahres, bis wohin Delfino noch an der Spitze der bewaffneten Macht der Republik blieb [1]).

Die Signorie bedurfte nun sicherlich des in den schwierigsten Zeiten ihrer großen Vergangenheit so oft bewährten Muthes, um den Geschicken der nächsten Zukunft mit Festigkeit, Entschlossenheit und Selbstvertrauen entgegenzugehen, zumal da an den Frieden, am wenigsten an einen ehrenvollen,

1) Dieda, S. 108—112, wo Alles, was sich für und gegen Delfino sagen ließ, zusammengestellt ist. Dann über die Wahl Pisani's, S. 117, 119.

jetzt gar nicht zu denken war. Denn die Stimmung in Constantinopel blieb durchaus kriegerisch und im höchsten Grade gereizt. So wie die Bemühungen der Vertreter Englands und Hollands, den Frieden zu vermitteln, im ersten Jahre des Krieges ohne allen Erfolg gewesen waren, so wurde jetzt ein ähnlicher schwacher Versuch, welchen der holländische Gesandte, Graf Colyer, bei dem Großwesir machte, sehr kurz und kalt mit der Bemerkung abgewiesen, daß die Pforte nur dann auf einen Frieden mit der Signorie eingehen könne, wenn sie sich dazu verstehen wolle, den jüngst von den Osmanen gemachten Eroberungen einige der bedeutendsten Plätze in Dalmatien hinzuzufügen, welche ihr im Frieden von Carlowicz noch verblieben wären [1]).

Und in der That scheint man auch in Constantinopel jetzt nichts mehr für unmöglich gehalten, von den größten Dingen geträumt zu haben. In den öffentlichen Gebeten, welche bereits im verflossenen Jahre wöchentlich zwei Mal verrichtet wurden, um den Segen des Himmels auf die osmanischen Waffen herabzuerflehen, war alles Ernstes schon wieder von der Eroberung von Wien und Rom die Rede! [2]) Auch wurden die glänzenden Erfolge des letzten Feldzuges, nachdem der Großwesir mit seiner siegreichen Armee zu Anfang November in Adrianopel eingetroffen war und am 2. December mit dem Großherrn zugleich seinen triumphirenden Einzug in der Hauptstadt gehalten hatte, durch siebentägige öffentliche Feste verherrlichet.

Natürlich wurde nun gegen Alles, was venetianischen Namen trug, mit der größten Schonungslosigkeit verfahren. Ein venetianischer Dragoman, welcher sich auf der

1) Theyls Mémoires curieux, p. 189, 194 und 219.

2) Von diesem Gebet gibt Theyls, S. 195 eine genaue Übersetzung. Die beiden letzten Strophen desselben lauteten darnach wörtlich: „Faites reluire sur l'Armée des fidèles la splendeur de votre secours et de votre assistance, en sorte qu'ils triomphent de la Morée sans effusion de sang. — Favorisez, O Dieu, nos entreprises presentes, accordez nous la conquête de la Morée, afin que la Croyance Ottomane reduise aussi bientôt Vienne et Rome."

Straße blicken ließ, wurde sofort verhaftet und ohne weitere Form auf der Stelle aufgeknüpft. Gleiches Loos traf einen unglücklichen griechischen Doctor aus Malvasia, blos weil man bei ihm ein Patent vorfand, wodurch er sich zum Conte der Republik Venedig hatte machen lassen. Sogar der genuesische Gesandte mußte, ungeachtet der Einrede seiner Gläubiger, mit allen seinen Landsleuten Constantinopel in 24 Stunden verlassen, weil man erfahren hatte, daß Genua die Venetianer im letzten Feldzuge mit drei Schiffsladungen Munition unterstützt habe. Sehr übel wurde mit den venetianischen Gefangenen umgegangen. Ankauf derselben war den Armeniern, Griechen und Juden bei Todesstrafe untersagt, wahrscheinlich weil man fürchtete, daß sie nur die Mäkler für die Angehörigen jener Unglücklichen machen. Mehr wie 1000 sollen aus Verzweiflung zum Islam übergetreten sein; neun venetianische Nobili, welche bei der Einnahme von Napoli di Romania in Gefangenschaft gerathen waren, wurden in die Sieben Thürme geworfen und dann zu Zwangsarbeiten im Arsenale verdammt, von denen sie sich nur durch schweres Geld wieder loskaufen konnten [1]).

Dagegen erging ein strenger Befehl, daß alle Türken und Griechen, welche während des Krieges Morea verlassen, um sich in Constantinopel anzusiedeln, aufgesucht und dahin zurückgeschickt werden sollten. Denn man wollte das menschenleere Land so schnell wie möglich wenigstens einigermaßen wieder bevölkern [2]). Man fürchtete dabei aber vielleicht selbst bewaffneten Widerstand. Denn gleichzeitig wurde allen Unterthanen der Pforte, namentlich Armeniern und Juden, die Auslieferung aller ihrer Waffen anbefohlen. Bei wem, bei den wiederholt zu diesem Zwecke angestellten Haussuchungen, noch dergleichen gefunden wurden, der war augenblicklich dem Tode verfallen [3]).

Der herbste Schlag, welcher jetzt die Signorie noch

1) Alle diese Züge theilt Thouls, S. 203, 206, 211 fg. und 223 mit.

2) Derselbe, S. 210. „On executa", fügt er ausdrücklich hinzu, „cet ordre avec la dernière severité."

3) Derselbe, S. 221 und 226.

treffen konnte, war aber ohne Zweifel das zu Ende des Jahres plötzlich erlassene Verbot aller venetianischen Waaren im osmanischen Reiche. Der darüber erlassene Ferman, welcher sich noch vollständig erhalten hat, ist eins der merkwürdigsten Documente zur Geschichte mercantiler Feindseligkeit zu politischen Zwecken. Wir finden darin in der That das System der Continentalsperre, wodurch im ersten Jahrzehend unseres Jahrhunderts ein großer Eroberer einer anderen großen Handelsmacht, wodurch Napoleon England die tiefsten Wunden schlagen wollte, schon vollständig entwickelt. Man wußte, wie es scheint, damals bereits im Diwan ebenso gut, wie später in den Tuilerien, daß es sich mit dergleichen Maßregeln um den Lebensnerv solcher Staaten handle. Und sicherlich besaß Venedig schon längst nicht mehr die Kraft des Widerstandes und der Ausdauer, welche England seinem unversöhnlichen Gegner entgegenstellen konnte [1]).

Zum Glück wurden aber damals die übrigen Handelsmächte, namentlich England, Frankreich und Holland, von dieser Maßregel fast noch härter betroffen, wie Venedig selbst. Denn der Handel mit venetianischen Producten war ja längst zum größten Theile in den Händen ihrer Unterthanen, und so gehörten auch jetzt die ungeheuern Massen venetianischer Waaren, welche in Constantinopel, Smyrna und den übrigen bedeutenden Marktplätzen der Levante aufgestapelt lagen, vorzüglich englischen und holländischen Kaufleuten, welche fast allein den Schaden zu tragen gehabt haben würden. Ihre respectiven Gesandten machten daher der Pforte deshalb sehr eindringliche Vorstellungen, und setzten es auch wirklich durch, daß ihnen eine Frist von 6—8 Monaten gewährt wurde, bis wohin ihnen der Vertrieb der vorhandenen Waaren gestattet sein sollte. Über diesen Termin hinaus sollte nur noch der

1) Den betreffenden Ferman gibt vollständig: Theyls, S. 212—219. In der Einleitung sind die Principien der Continentalsperr klar und deutlich dargelegt; und dann ist dieses wichtige Actenstück vorzüglich noch deshalb von hohem Interesse für die Geschichte des Handels, weil darin alle Artikel, welche damals aus Venedig nach der Levante ausgeführt wurden, einzeln aufgeführt und namentlich bezeichnet sind.

Verkauf solcher den venetianischen Fabrikaten anderwärts nachgemachten Waaren erlaubt sein, welche mit einem genauen und anerkannten Ursprungszeugniß versehen sein würden. Daß dabei aber dem Schmuggel und Unterschleif noch ein ziemlich weiter Spielraum blieb, den man sich auch wol in Venedig gehörig zunutze zu machen verstand, leuchtet von selbst ein [1]).

Je größer unter diesen Umständen, die Bedrängniß der Signorie wurde, desto mehr mußte sie zu der Überzeugung gelangen, daß sie nicht mehr im Stande sei, den unabwendbaren schweren Krieg allein fortzuführen. Sie hatte in dieser Beziehung ihre zuversichtlichsten Hoffnungen noch immer vorzüglich auf Polen und den Kaiser gesetzt. Daß jedoch von jenem gar nichts zu erreichen war, hatte man schon durch eine erneuerte, im letzten Sommer nach Warschau abgefertigte Gesandtschaft in Erfahrung gebracht; und daß auch für den nächsten Feldzug von diesem in sich zerrissenen und fortwährend von Schweden und Russen bedrohten Königreiche nicht die geringste Hülfe zu erwarten war, davon mußte sich jetzt der Bevollmächtigte der Republik, Giovanni Delfino, an Ort und Stelle so sehr überzeugen, daß er alle seine Bemühungen in dieser Beziehung gänzlich aufgab und unverrichteter Sache nach Venedig zurückkehrte [2]).

Aber auch der Kaiser hatte noch Bedenken getragen, den dringenden Vorstellungen, welche der Gesandte der Republik zu Wien, Pietro Grimani, schon gleich nach dem Falle von Tine erneuert hatte, ein geneigtes Ohr zu leihen. Noch immer hielten ihn die Verwickelungen im Norden zu sehr nach dieser Seite hin in Spannung, und dann wollten vor Allem auch die Streitigkeiten mit Holland vollends aufs Reine gebracht sein, ehe das kaiserliche Cabinet sich auf einen Krieg mit der Pforte einlassen zu können meinte [3]). Und auch jetzt, nachdem der Verlust von ganz Morea und der letzten Besitzungen der Republik auf Candia die Gefahren, welche der Übermuth der Osmanen abermals der ganzen

1) Theyls, S. 219. Lamberty, Mémoires, T. IX, p. 566.
2) Diedo, S. 90 und 115.
3) Derselbe, S. 87.

europäischen Christenheit zu bringen drohete, in vollem Lichte erscheinen ließ, fand der Kaiser in den mislichen Zuständen Italiens, wo er fortwährend seine Besitzungen von den Feinden des Hauses Österreich bedroht sah, noch immer einen hinlänglichen Grund für seine zögernde und zaghafte orientalische Politik [1]).

Erst nachdem der Tod Ludwig's XIV., am 1. September 1715, welcher aus diesem Grunde auch von der Pforte 1715
sehr ungern gesehen wurde [2]), und der endlich am 14. November erfolgte Abschluß des Barriere-Vertrags mit Holland dem Kaiser freiere Hand ließen, faßte das Wiener Cabinet auch die orientalischen Verhältnisse wieder schärfer ins Auge und ging williger auf die dringenden Vorstellungen des venetianischen Bevollmächtigten ein. Von entscheidendem Gewicht war damals im Rathe des Kaisers bei dieser großen Frage die Stimme des Prinzen Eugen von Savoyen, des Helden, welcher dann abermals berufen war, seine glänzende Rede sogleich auch durch ebenso glänzende Thaten zu bewähren.

Er erklärte sich unbedingt für das Waffenbündniß mit der Republik. Einmal habe sie sich schon zur Zeit des Heiligen Bundes als treuer Bundesgenosse des Kaisers Leopold bewiesen und folglich die gerechtesten Ansprüche auf thätliche Dankbarkeit des Kaiserhauses; und dann erfordere ja auch das eigene Interesse der kaiserlichen Staaten eine sofortige Theilnahme an dem Kriege. Wenn nun z. B. noch Corfu verloren ginge, welches von jeher für das Bollwerk Italiens gegolten habe, wer solle die Türken dann noch abhalten, sich Neapels zu bemächtigen und durch Mailand und Tyrol in Deutschland einzudringen, während sie zu gleicher Zeit mit ihren Heerschaaren Ungarn überschwemmen würden?

1) Diedo, S 112: „Non poter Cesare" lautete damals die vorzüglichste Ausrede, womit die kaiserlichen Minister den venetianischen Gesandten abfanden, „entrar in aperta guerra co' Turchi, quando non vedesse assicurati i suoi Stati in Italia da' disegni delle potenze emule di Casa d'Austria."

2) „La Mort de Louis XIV", sagt Theyls, S. 208, in diesem Sinne, „chagrina extraordinairement les Turcs."

Man solle sich doch mit der Pforte ja nicht auf weitere Unterhandlungen einlassen; sie wolle dadurch nur Zeit gewinnen, um die Venetianer desto besser vollends vernichten zu können. Von andern Mächten habe der Kaiser gegenwärtig in keinem Falle etwas zu fürchten, auch abgesehen davon, daß das Interesse der Religion und der Ehre es ihnen zur Pflicht mache, ihm bei diesem heiligen Werke nicht hinderlich zu sein. Frankreich bedürfe vor Allem der Ruhe, um sich von den schweren Verlusten der letzten Zeiten zu erholen, und der Regent denke an weiter nichts, als sich im Besitze seiner Macht zu erhalten. Spanien dagegen habe genug mit den Cataloniern zu thun, und überdies sei König Philipp auf seinem jungen Throne noch viel zu wenig befestiget, als daß er daran denken sollte, Jemanden anzugreifen u. s. w.[1]).

Diese und ähnliche Gründe bestimmten den Kaiser zum Kriege gegen die Pforte und zur Waffengemeinschaft mit der Signorie von Venedig. Nur wollte man bei der letzteren zugleich auch seinen Vortheil gehörig gewahrt wissen. Sie sollte ein auf Gegenseitigkeit gegründetes Schutz- und Trutzbündniß sein. Die Verhandlungen darüber zogen sich noch
1716 bis in das Frühjahr 1716 hinein. Die den zu diesem Zwecke ernannten kaiserlichen Commissären, Prinz Eugen, Fürst Trautsohn, Graf von Sinzendorf und Graf Gundaker von Starhemberg, ertheilten Vollmachten waren am 10. Februar ausgestellt, und die Unterzeichnung des Bundesvertrags fand zu Wien am 13. April statt[2]).

Im Grunde sollte derselbe, wie sogleich im I. Artikel förmlich ausgesprochen war, nur eine Erneuerung und Bestätigung des Heiligen Bundes vom 20. März 1684 sein; und die Verletzung des Friedens von Carlowicz durch den Angriff der Pforte auf die Besitzungen der Republik Venedig wurde daher auch consequenterweise als die eigentliche Veranlassung zum Kriege besonders herausgehoben. Im II. Artikel

1) Der Inhalt der Rede des Prinzen Eugen wird gegeben: Hist. du Prince Eugène. Vienne 1741, T. V, p. 13.

2) Sowol die Vollmachten wie den Bundesvertrag selbst gibt Katona, Hist. crit. regum Hungar. T. XXXVIII, S. 256 fg. und S. 261 und 269.

wurde dann aber jener frühere Bund, welcher ausschließlich den Krieg gegen die Pforte zum Zwecke gehabt habe, dahin erweitert, daß er nun auch gegen andere Feinde der contrahirenden Mächte gerichtet sein sollte. Es wurde also ausdrücklich festgesetzt, daß die Republik, im Falle während der Dauer dieses Türkenkrieges etwa Neapel angegriffen werden sollte, den Kaiser mit 6000 M. Fußvolk und acht Kriegsschiffen zu unterstützen verpflichtet sei, wogegen der Kaiser ihr ein Hülfscorps von 12,000 M. zu stellen habe, sobald eine ihrer italienischen Provinzen von irgend einem Feinde angegriffen werden würde. Diese venetianische Hülfsmacht sollte aber, dem III. Artikel zufolge, so verwendet werden, daß, wenn Mailand und Neapel zugleich angegriffen werden würden, die Landtruppen nur in Oberitalien, das Geschwader dagegen nur für Neapel zu operiren haben. Wäre Mailand allein bedroht, so sollten blos die 6000 M. Fußvolk gestellt werden; würde dagegen blos Neapel mit Krieg überzogen, so wollte man sich mit den Schiffen und 3000 M. Fußvolk begnügen, wogegen der Kaiser eine gleiche Zahl Truppen nach Dalmatien zu schicken hätte. Beide Theile übernahmen Unterhalt und Verpflegung dieser Hülfsvölker, so lange sie sich in ihren Diensten befinden würden. Durch Artikel IV verpflichtete sich der Kaiser, der Pforte den Krieg noch in diesem Frühjahre zu erklären und ihn dann auch sogleich mit aller Kraft zu führen. Der V. Artikel gewährleistete beiden Theilen gegenseitig den freien Durchzug ihrer Truppen durch die respectiven Staaten. Nach Artikel VI und VII sollte man sich bemühen, auch den König von Polen und den Zaar der Moskowiter, so wie überhaupt alle Fürsten der Christenheit zum Beitritt zu dieser Bundesgemeinschaft zu veranlassen.

Es war dieses Mal nicht zu befürchten, daß die Ausführung dieses Vertrags hinter den Erwartungen zurückbleiben werde, die er allerdings zu erregen geeignet war. Denn Prinz Eugen, welchen der Kaiser abermals zum Oberbefehlshaber seiner Armee in Ungarn ernannt hatte, ergriff die Sache sogleich wieder mit dem ihm eigenthümlichen Feuer und mit der ganzen Überlegenheit seines eminenten Feldherrntalentes. Schon im März war der Feldzugsplan im Wesent-

lichen festgesetzt. Es sollten zu gleicher Zeit drei Armeecorps in Ungarn vorrücken. Das erste, 70,000 M. stark, unter den Befehlen des Prinzen Eugen selbst, das zweite, 30,000 M., unter dem Grafen Guido von Starhemberg, und das dritte, 25,000 M., unter General Heister. Mit der gewöhnlichen Schnellkraft und Umsicht hatte Eugen nun auch schon für Completirung der nach Ungarn bestimmten Regimenter, Verstärkung der Festungen durch Geschütz und Besatzungstruppen und eine zweckmäßige und nachhaltige Verproviantirung der Operationsarmee gesorgt. Auch auf Vermehrung der Donauflotte war Bedacht genommen worden. Im April sollte Alles zum Aufbruch bereit sein [1]).

Ohne Zweifel war man in Constantinopel über das, was in dieser Weise in Wien unterhandelt wurde und in Ungarn vorging, sehr wohl unterrichtet. Bereits im Februar hatte sich der Großwesir von dem kaiserlichen Residenten Fleischmann Erklärungen darüber ausgebeten, in welcher Absicht der Kaiser in Ungarn, Siebenbürgen und Croatien so viel Truppen zusammenziehe, die alten Festungen wiederherstelle und neue errichte, indem er zugleich die Versicherung hinzufügte, daß dem Großherrn nichts mehr am Herzen liege, als die strenge Beobachtung des Friedens von Carlowicz, so weit sie den Kaiser angehe; gegen Dalmatien sei aber schon ein neuer Feldzug beschlossen, um die Venetianer vollends zu züchtigen, wie sie es verdienen. Der Resident gab darauf auch seinerseits die Versicherung, daß er Alles thun werde, um den Frieden und das gute Einvernehmen zwischen beiden Reichen zu erhalten, deckte sich aber übrigens wegen der kriegerischen Bewegungen in Ungarn mit der unglaublichen Ausrede, daß er seit zwei Jahren gar keine Nachrichten aus Wien erhalten habe und folglich auch nicht wisse, was dort und in Ungarn vorgehe. So solle er nun sogleich, ließ ihn da der Großwesir an, seine Frage nach Wien berichten und sich dort eine kategorische Antwort darauf einholen [2]).

Diese ließ nicht lange auf sich warten. Sie erfolgte in

1) Hist. du Prince Eugène, T. V, p. 15 fg.

2) Theyls, S. 224 fg.

einem Schreiben des Prinzen Eugen, als Präsidenten des Hofkriegsrathes, an den Großwesir vom 2. April, welches bereits am 22. desselben Monats in Constantinopel eintraf. Nachdem sich der Prinz darin beklagt hat, daß ein von ihm in dieser Angelegenheit schon im September des vorigen Jahres an die Pforte gerichtetes Schreiben gar keiner Antwort gewürdigt worden sei, besteht er mit um so entschiedenerem Nachdruck auf der genauen Beobachtung des Friedens von Carlowicz, je mehr der Kaiser, gemäß demselben, verpflichtet sei, sich der Republik Venedig, als ihr Bundesgenosse, anzunehmen, zumal da jetzt die Pforte durch ihre im ausgedehntesten Maße fortgesetzten Rüstungen die Absicht an den Tag lege, den Krieg zu erneuern und ihre Truppen sich selbst überall schon den kaiserlichen Staaten in feindseliger Weise zu nähern scheinen (caesareis plane ditionibus se quasi undique admoveant). Jetzt sei daher nur noch ein einziges Mittel vorhanden, den Forderungen des Vertrags von Carlowicz gerecht zu werden und den Frieden wiederherzustellen: die Pforte stelle sofort alle und jede Feindseligkeit gegen die Signorie von Venedig ein und leiste ihr für den ihr bisher schon zugefügten Schaden vollständigen Ersatz, d. h. gebe ihr alle in jüngster Zeit gemachten Eroberungen ohne weiteres zurück. Der kaiserliche Resident sei beauftragt, die Sache, bei welcher die Ruhe so vieler Völker auf dem Spiele stehe (quae plurimarum gentium quietem proxime attingit), zu betreiben. Da aber leider, nach Lage der Dinge, kaum zu gewärtigen sei, daß die Pforte ihre friedliche Gesinnung auf die gewünschte Weise bethätigen werde, so erscheine auch der längere Aufenthalt des genannten Residenten in Constantinopel weder nöthig noch nützlich. Der Kaiser halte es daher für angemessen, ihn hiermit abzuberufen, und erwarte, daß er mit seinem ganzen Gefolge und einer gebührenden Antwort auf gegenwärtiges Schreiben unversehrt und in allen den Ehren, welche die durch das Völkerrecht geheiligte Unverletzlichkeit öffentlicher Vertreter fremder Mächte und das von jeher von dem kaiserlichen Hofe beobachtete Verfahren unbedingt erheischen, entlassen werde [1]).

1) Das Schreiben befindet sich vollständig bei Katona a. a. O.,

Der Eifer und der Ernst, womit dieses Schreiben, gleich am folgenden Tage in einem großen Diwan unter Vorsitz des Sultans zum Gegenstande der umfassendsten Berathungen und Erörterungen gemacht wurde, kann nur beweisen, welche Wichtigkeit man ihm beilegte und wie gern man selbst jetzt noch einen Bruch nach dieser Seite hin vermieden hätte, um desto freiere Hand gegen Venedig zu behalten. Die Friedenspartei, für welche der Kadiasker von Anatoli das Wort führte, hob abermals ganz besonders heraus, daß in dem Friedensvertrage von Carlowicz von einer Bundesgemeinschaft, welche dem Kaiser die Verpflichtung auferlege, der Republik Venedig thätliche Hülfe zu leisten, gar keine Rede sei, und daß daher, wenn überhaupt ein Friedensbruch vorliege, derselbe dem Kaiser, nicht aber der Pforte zur Last falle, welche durch dieses einfache Schreiben noch keineswegs in die Nothwendigkeit versetzt sei, den Krieg zu beginnen, sondern nur dafür zu sorgen habe, daß ihre Grenzländer in gehörigem Vertheidigungszustande erhalten würden. Der Großwesir beharrte aber auf seiner Meinung, daß allerdings ein Grund zum Kriege vorliege, erklärte sich jedoch am Ende damit einverstanden, daß man zunächst nur defensiv zu Werke gehe, und erst dann zum Angriff schreite, wenn der Kaiser die Feindseligkeiten wirklich begonnen haben werde. Dahin wurden nun auch sogleich die Befehlshaber an den Grenzen instruirt, welche sich nicht einmal mehr die gewöhnlichen Streifereien nach dem kaiserlichen Gebiete erlauben sollten. Denn man mußte dabei auch etwas auf die öffentliche Stimme geben, welche diesem Kriege durchaus nicht günstig zu sein schien. Die sogleich noch aufgeworfene Frage, wer den Oberbefehl gegen den Kaiser, wer gegen Venedig führen solle, wurde dahin entschieden, daß der Großwesir selbst nach Ungarn, der Beglerbeg von Diarbekr, Kara Mustafa, aber als Seraskier gegen Corfu zu ziehen habe [1]).

S. 259 und ist auch dem gleich darauf erlassenen Manifeste der Pforte gegen den Kaiser einverleibt, bei Lamberty, Memoires, T. IX, p. 591.

1) Theyls, S. 284 fg. „Le peuple murmura fort contre cette nouvelle guerre", heißt es da, „d'autant plus, que tout devenoit

Nach diesen Beschlüssen wurden dann auch sogleich die weitern Schritte bemessen. In einem ausführlichen an die Grenzbefehlshaber gerichteten Manifeste, welches zugleich Rechtfertigung, Widerlegung der in dem Schreiben des Prinzen Eugen aufgestellten Behauptungen und Anklage gegen das Verfahren des Kaisers sein sollte, wurde die von der Pforte seit Ausbruch des venetianischen Krieges befolgte Politik genau dargelegt, alle Schuld des Bruches mit dem Kaiser lediglich auf ihn zurückgewälzt und jenen Befehlshabern die Vermeidung aller Feindseligkeiten nochmals eingeschärft [1]). Mit diesem Manifeste und einer besondern sehr geharnischten Antwort auf das Schreiben des Prinzen Eugen, welche im Wesentlichen aber nur dasselbe besagte [2]), wurde hierauf der kaiserliche Resident Fleischmann, bereits am 27. April, wirklich entlassen. Er hatte aber nur erst Semendra erreicht, als ihm der Befehl nachgeschickt wurde, daß er dort so lange zu verweilen habe, bis die Armee des Großwesirs in die Nähe von Belgrad gelangt sein würde [3]).

Obgleich nun die Rüstungen nach allen Seiten hin mit großem Eifer betrieben worden waren, so konnte der Großwesir doch erst zu Ende Mai an der Spitze seiner mehr wie **100,000** M. starken Armee von Adrianopel nach Belgrad hin aufbrechen, welches über Nissa zu Ende Juli erreicht wurde. Daß es nun der Pforte aber nicht mehr um einen bloßen Defensivkrieg zu thun war, bewies sie namentlich auch dadurch, daß sie sich jetzt mit der Partei der Rebellen in Ungarn in nähere Verbindung setzte, und Franz Rakoczy dem Jüngeren, welcher an der Spitze derselben ungefähr die näm-

tous les jours plus cher à Constantinople." Ausführlicher werden die damaligen Verhandlungen des Diwans nach den osmanischen Quellen mitgetheilt von Hammer, O. G., Bd. VII, S. 194 fg.

1) Vollständig bei Theyls, S. 244—261; jedoch besser bei Lamberty a. a. O., S. 587—595.

2) Gegeben von Theyls, S. 262—266. Vorzüglich der Schluß war stark, indem er den Fluch des Allmächtigen nicht nur auf die Urheber dieses Krieges, in welchem so viel unschuldiges Blut vergossen werden würde, sondern auch auf ihre Kinder und Enkel herabbeschwor.

3) Theyls, S. 166.

liche Rolle spielen wollte, wie vordem Emerik Tököly, das Fürstenthum von Siebenbürgen und den Titel des Königs von Ungarn versprach.

Bis dahin hatte sie sich nämlich im Gegentheil, um eben dem Kaiser von dieser Seite keinen Anstoß zu geben, gegen ihn so zurückhaltend wie möglich benommen, und weder seinen zu verschiedenen Malen nach Constantinopel geschickten Gesandten, welche ihr Geld dort nutzlos verschwendeten, noch den französischen Agenten, welche nicht müde wurden, sie in seinem Interesse gegen den Kaiser aufzureizen, sonderlich Gehör gegeben. Wir wollen die hiermit in Verbindung stehenden, unserm Gegenstande ferner liegenden Ereignisse und Machinationen nicht weiter ins Einzelne verfolgen. Wir erinnern blos daran, daß Rakoczy schon zu Anfang des Jahrhunderts aus seiner Haft nach Polen entkommen und, nachdem er sich, zum großen Ärgerniß des nach Nikomedien verbannten Tököly, an die Spitze der misvergnügten protestantischen Partei in Ungarn gestellt und gleiche Ansprüche, wie jener, an den Besitz des Fürstenstuhles von Siebenbürgen erhoben hatte, vorzüglich von Frankreich zum bequemen Werkzeug ausersehen worden war, dem Kaiserhause von dieser Seite so zu sagen einen Pfahl ins Fleisch zu setzen.

Durch Vermittelung der Herren Desalleurs und von Fériol, welche dann auch die Interessen Rakoczy's bei der Pforte auf jede Weise zu fördern suchten, hatte sich der französische Hof dazu verstanden, die Rebellen mit einer jährlichen Subsidienzahlung von 200,000 Thalern zu unterstützen, ohne sich indessen klugerweise mit Rakoczy selbst sogleich auf weitere bestimmte Zusagen einzulassen. Man suchte ihn und seinen Minister, den Grafen Bercsenyi, vorläufig durch ansehnliche Geschenke — unter Anderm erhielt Rakoczy die von Ludwig XIV. für 700,000 Livres von der verwitweten Königin von Polen, der Gemahlin Sobiesky's, angekaufte Herrschaft Jaratzlow, und Bercsenyi, außer einem kostbaren Silberservice, noch 100,000 Livres in baarem Gelde — bei guter Stimmung zu erhalten, und wollte übrigens das Weitere von der Wendung und dem Ausgange des Kampfes abhängig

machen, in welchen Rakoczy nothwendig mit dem Kaiser verwickelt werden mußte [1]).

Die Wechselfälle dieses Kampfes, welcher sich mit verschiedenen hin und her schwankenden Resultaten durch die Regierungszeit dreier Kaiser, Leopold's I., Joseph's I. und Karl's VI., hindurchzog, waren indessen nicht gerade geeignet, den fremden Mächten besonderes Vertrauen zur Sache Rakoczy's einzuflößen. Nach mehreren empfindlichen Niederlagen mußte er sich endlich in einem am 29. April 1711 zu Zathmar unterzeichneten Vergleiche dazu bequemen, dem Kaiser als Vasall den Eid der Treue zu leisten, und sich mit dem ausschließlichen Besitz seiner Güter in Ungarn und Siebenbürgen zu begnügen [2]).

Seitdem wollte man es in Constantinopel dem Kaiser ganz besonders zum Vorwurf machen, daß er Rakoczy und seine Anhänger, welche das ihnen mit Gewalt auferlegte Joch nur ungern tragen, durch falsche Vorspiegelungen der Pforte

1) Völlig neues Licht erhalten diese Verhältnisse, auf welche wir hier nicht näher eingehen können, durch die erst ohnlängst bekannt gewordenen: „Actenstücke zur Geschichte Franz Rakoczy's und seiner Verbindungen mit dem Auslande. Aus den Papieren Ladislaus Kökenyesdi's von Vetes, seines Agenten in Baiern, Frankreich, Preußen und Rußland, 1705—1715. Herausgegeben von Joseph Fiedler." Wien 1855. (Zugleich als Bd. IX der zweiten Abtheilung, Diplomataria et Acta, der Sammlung: Fontes Rerum Austriacarum, herausgegeben von der historischen Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien.) Vetes war ein politischer Abenteurer, welcher, wie er hier, S. 22, selbst erzählt, früher in kaiserlichen Diensten gestanden, dieselben aber wegen gewisser Unannehmlichkeiten verlassen hatte, und sich dann als Agenten Rakoczy's bei dem Churfürsten von Baiern, den Königen von Frankreich und Preußen und Zaar Peter gebrauchen ließ. Die vorliegende Sammlung gibt in zwei an Kaiser Karl VI. gerichteten Denkschriften und den sehr ausführlichen geheimen Correspondenzen, von denen die die Verhandlungen mit Frankreich betreffenden die umfassendsten sind, die Resultate seiner verschiedenen, nicht eben sehr erfolgreichen Missionen.

2) Das Nähere über diese Kämpfe zwischen dem Kaiserhause und Rakoczy findet sich unter den betreffenden Jahren im XXXVI. und XXXVII. Band von Katona, Hist. crit. reg. Hung.; der Vertrag von Zathmar in dem letzteren, S. 644 fg.

zu entfremden suche, für welche sie gleichwol von jeher eine entschiedene Hinneigung und eine hohe Achtung an den Tag gelegt hätten. Noch in dem oben angeführten Manifeste wurde dieser Punkt stark betont, indem dem Kaiser darin geradezu Schuld gegeben wurde, er habe in ganz Ungarn das Gerücht verbreitet, die Pforte werde dort alle Christen vom siebenten Jahre an über die Klinge springen lassen. Durch solche Lügen hoffe er selbst diese Rebellen auf seine Seite zu ziehen, ihnen Mistrauen gegen die Hohe Pforte einzuflößen, und sie zu verhindern, die Wohlthaten anzunehmen, welche sie von ihr zu gewärtigen haben, wenn sie sich an dieselbe wenden wollten. Die aufgeklärten ungarischen Generale von der Partei Rakoczy's wüßten freilich, was sie von dergleichen Betrügereien zu halten hätten; aber die ungebildete Masse glaube doch an solche Dinge, obgleich die Pforte auch nicht im Entferntesten daran gedacht habe [1]).

Wahrscheinlich sollte es, unter den gegenwärtigen Umständen, eine der ersten Wohlthaten sein, welche die Pforte den Rebellen ertheilen zu können glaubte, wenn sie Rakoczy nun endlich Das versprach, worum er selbst so lange vergeblich gebeten hatte: das Fürstenthum von Siebenbürgen und den Königstitel von Ungarn. Nur war er leider gar nicht in der Lage, sich dafür durch eine ersprießlichere Unterstützung der nächsten Zwecke der Pforte sogleich dankbar zu beweisen. Und auf der andern Seite waren diese Aufhetzereien freilich auch nicht dazu gemacht, den kaiserlichen Hof sonderlich zu beunruhigen. Am wenigsten konnten sie Prinz Eugen einschüchtern, welcher sein Ziel fest im Auge behielt. Dies war aber zunächst kein anderes, als die Eroberung von Temes-

1) Manifest der Pforte bei Lamberty a. a. O., S. 594: „Ce Pacha (von Temeswar) ajoute, que les adherens du Prince Ragotski supportent impatiemment le joug qui leur a été imposé ... On doit presumer que l'Empereur ne s'est servi de ce mensonge, pour arracher de leur coeur cette estime, qu'ils ont pour la Porte et pour se les attacher, ... Il a voulu par ce mensonge les jetter dans le soupçon, et empêcher qu'ils ne reçoivent de la Haute Porte les graces et les bienfaits qu'ils doivent en esperer, s'ils ont recours à Elle."

war und des Banats, dessen Besitz er bereits in seiner im Jahre 1698 verfaßten Denkschrift über den Frieden von Carlowicz für eine zweckmäßige und haltbare Abgrenzung der kaiserlichen Staaten nach dieser Seite hin als unerläßlich bezeichnet hatte [1]).

2) Venedig und der Kaiser im Bunde gegen die Pforte bis zum Abschluß des Friedens von Passarowicz im Jahre 1718.

Zu Venedig, und auch überall in der Levante, wo sich an den venetianischen Namen noch einige Hoffnung knüpfte, vorzüglich aber in Dalmatien, wurde die Nachricht von dem glücklichen Abschluß des Bündnisses mit dem Kaiser mit lautem Jubel, mit den größten Erwartungen für eine bessere Zukunft begrüßt. In der Zuversicht auf günstigere Erfolge schien man selbst die schweren Verluste des vergangenen Jahres einen Augenblick verschmerzen zu können. Sie wurden jetzt sogar für die Friedenspartei nur eine Aufforderung mehr, den Krieg, bei welchem die Wiedereroberung der verlorenen Länder, Städte und Inseln gar nicht mehr außer dem Bereich der Möglichkeit lag, für Viele schon eine Sache völliger Gewißheit geworden war, mit aller Kraft und Entschlossenheit fortzuführen [2]).

Und um in dieser Beziehung die allerdings wieder am Kaiserhofe auftauchenden Besorgnisse, daß sich die Signorie

1) Vergl. oben S. 159, Anm. 2. Wir meinen das interessante Gutachten, welches damals Prinz Eugen dem Kaiser abstattete und Heller, Militärische Correspondenz, Bd. I, S. 175 fg. vollständig mitgetheilt hat. Leider erstreckt sich dieses schätzbare Werk in den zwei uns vorliegenden Bänden noch nicht bis zu dem Türkenkriege vom Jahre 1716.

2) Diedo a. a. O., S. 123: „Publicata la Lega nel Levante, e nella Dalmazia, non è credibile con qual giubilo fosse in ogni luogo applaudita, di modo che quasi scordatisi gli uomini delle passate calamità presagivano fortunatissim eventi, consolandosi scambievolmente nella confidenza de' venturi successi."

in ihrer Bedrängniß am Ende doch noch zu einem Separatfrieden mit der Pforte bewegen lassen möchte, welcher die Last des Krieges allein auf Ungarn und Deutschland gewälzt haben würde, gänzlich niederzuschlagen, wurde der venetianische Gesandte zu Wien ausdrücklich beauftragt, dem kaiserlichen Cabinet die Versicherung zu erneuern, daß man fest entschlossen sei, den Krieg mit Ernst und Ausdauer durchzuführen und bis zum erwünschten Ziele bei dem Bündnisse zu beharren. Auch konnte die thatsächliche Haltung der Signorie darüber gar keinen Zweifel mehr lassen, daß sie es damit wirklich redlich meine, und kein Opfer scheue, ihren Verpflichtungen gerecht zu werden und unter allen Umständen die Ehre der venetianischen Waffen zu rächen [1]).

Die Rüstungen waren während des ganzen Winters in ausgedehntem Umfange fortgesetzt worden. Man hatte die Flotte ansehnlich verstärkt, endlich die Wahl des neuen Generalcapitäns durchgesetzt, vorzüglich für die Befestigung und Verproviantirung von Corfu Sorge getragen, und auf die Vermehrung und die bessere Organisation der Landmacht durch fremde, namentlich deutsche, Miethtruppen und die Gewinnung eines tüchtigen Oberfeldherrn Bedacht genommen. In letzterer Beziehung hatte die Signorie längst schon ihr Auge auf einen der ausgezeichnetsten Feldherren damaliger Zeit, den Baron Johann Mathias von der Schulenburg, geworfen, welcher sich in sächsischen Diensten in den Feldzügen in Polen, Ungarn, Deutschland und Flandern vielfach hervorgethan und bewährt hatte, und von den zwei größten Capitänen ihrer Zeit, Prinz Eugen und Marlborough, ganz besonders hoch gehalten wurde.

Verhandlungen wegen seines Eintrittes in venetianische Dienste waren mit ihm bereits lange vor dem Ausbruche des Krieges vom J. 1715 durch die Vermittelung des Gesandten zu Wien, Pietro Grimani, und des Vertreters der Republik auf dem Congreß zu Utrecht, Carlo Ruzzini, welchen

1) Diedo, S. 132. „Fu incaricato l'Ambasciadore ad assicurar a nome del Senato l'Imperadore della costanza e fermezza sua nel continuare la guerra."

wir schon zu Carlowicz kennen gelernt haben, eingeleitet worden. Sie hatten sich aber im März des genannten Jahres, wie es scheint, an dem leidigen Geldpunkte zerschlagen, indem die Signorie gegen die von dem General gestellten, gleichwol ziemlich mäßigen, Forderungen Bedenken erhob, die ihn so verdrossen, daß er mit ihr nichts mehr zu schaffen haben wollte. Jetzt aber, nach dem Verlust von Morea, machte die Nothwendigkeit die Signorie fügsamer und freigebiger. Die Unterhandlungen wurden zu Wien, wo Schulenburg damals verweilte, wieder aufgenommen, und führten, vorzüglich auch unter Vermittelung des Prinzen Eugen, welchem ganz besonders daran lag, das Commando der venetianischen Truppen in guten Händen zu wissen, bereits zu Anfang October zu erwünschtem Ziele.

Zufolge eines am fünften des genannten Monates von ihm und Pietro Grimani zu Wien unterzeichneten Vertrages übernahm Schulenburg als „Feldmarschall und General in capite" den Oberbefehl der gesammten Landmacht der Republik Venedig, gegen ein Jahrgehalt von 10,000 Zechinen und 2000 Zechinen Reise- und Einrichtungskosten, vorläufig auf drei Jahre. Sollte er das Unglück haben, in die Gefangenschaft der Ungläubigen zu verfallen, so ist die Signorie verpflichtet, ihn loszukaufen. Im Fall einer Verwundung bleibt er im Genuß seines Gehaltes bis zu abgelaufener Dienstzeit, im Fall des Todes wird derselbe noch für das laufende Jahr ausgezahlt. Gleich darauf, durch Patent vom 15. October, erhob der Kaiser, zum Beweis seines besondern Wohlwollens und Vertrauens, den Baron von der Schulenburg in den Reichsgrafenstand [1]).

Schulenburg verließ Wien bereits zu Ende October,

1) Leben und Denkwürdigkeiten Johann Mathias Reichsgrafen von der Schulenburg, Leipzig 1834, Bd. I, S. 539 und 546 fg., wo sowol der Vertrag mit der Republik Venedig als auch das sehr lange kaiserliche Patent gegeben werden. Dieses ganz aus urkundlichen Nachrichten geschöpfte Werk wird hier Hauptquelle. In einem Schreiben an den König von Preußen sagt Schulenburg selbst, „qu'il avait été animé a accepter le commandement de l'armée vénitienne par la cour Impériale et surtout par le Prince Eugène."

traf aber, unterwegs durch eine lange Quarantäne zu Verona aufgehalten, welche die damals in Deutschland herrschende Pest unerläßlich machte, erst im December in Venedig ein, wo er zwar auf die ausgezeichnetste Weise empfangen wurde, aber die Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Feldzuge noch keineswegs in einem befriedigenden Zustande fand. Die gesammte Landmacht der Republik bestand damals nur aus 18,000 M., von denen 10,000 M. zur Vertheidigung von Corfu, je 1200 M. für die zwei Inseln Zante und Cephalonia, und der Rest für Dalmatien und die Flotte bestimmt sein sollten. Schulenburg rechnete aber wenigstens auf 35—40,000 M., um den Feldzug mit Erfolg beginnen zu können. Das Fehlende herbeizuschaffen, mußte daher seine erste Sorge sein. Dies hielt aber jetzt gerade um so schwerer, weil Werbungen, bei dem bevorstehenden Kriege in Ungarn, wozu der Kaiser selbst seine Leute brauchte, in Deutschland nur geringen Erfolg haben konnten, und die Zeit zu kurz war, Miethtruppen aus ferneren Ländern herbeizuziehen. Dachte doch Schulenburg schon daran, sogar Russen in venetianische Dienste zu ziehen! Mit Noth brachte er jedoch während des Winters nur noch 3 schwache deutsche Regimenter auf. Nach seinem Plan sollten nun 4—6000 M. in Corfu, ebenso viel in Dalmatien, 12—14,000 M. als disponible Armee, und eine gleiche Anzahl auf der Flotte verwendet werden [1]).

Die letztere war vergleichungsweise weit besser bestellt, als die Landmacht. Sie konnte im Frühjahre, mit Einschluß des päpstlichen und des maltesischen Hülfsgeschwaders, auf 48 Linienschiffe, 40 armirte Schiffe, 40 Galeeren und 50 Galeoten und kleinere Fahrzeuge gebracht werden, welche beinahe 2000 Stück Geschütz am Bord hatten. Nur mit der Bemannung sah es auch da ziemlich übel aus. Um den Schiffsdienst im Gange zu erhalten, war man genöthiget gewesen, sogar einen Theil der Besatzung von Corfu nach der Flotte

1) Schulenburg's Leben, Bd. II, S. 8 fg. und S. 58 fg., nach den eigenen Denkschriften des Marschalls.

zu ziehen, welche namentlich auch von bösen Krankheiten ungemein viel zu leiden hatte [1]).

Daher kam es wol auch vorzüglich, daß Schulenburg, als er im Februar 1716 in Corfu eintraf, dort noch Alles 1716
in einem trostlosen Zustande fand. Die ganze Besatzung zählte nur 1600 M., von denen wenig über die Hälfte dienstfähig waren. Er brachte sie nicht ohne Mühe erst nach und nach auf etwa 3000 M., von denen fast beständig 800 nicht zum Dienste zu gebrauchen waren. Auch die Festungswerke lagen noch sehr im Argen und waren nur zum Theil vollendet. Es fehlte an dem dazu nöthigen Material, an Geräthschaften zum Festungsbau, vor Allem an Arbeitern. Schulenburg verlangte deren 4000, welche auch versprochen, aber niemals ganz gestellt wurden.

Gleichwol that er Alles, was seine schwachen Mittel erlaubten, um die Insel vor einem plötzlichen Überfalle zu schützen, versetzte die Festung in wenigen Monaten in einen erträglichen Vertheidigungszustand, und erstreckte seine Recognoscirungen auch auf das gegenüberliegende Küstenland und bis nach der Insel Zante hin.

Noch weilte er um die Mitte Juni auf dieser Insel, als plötzlich die Nachricht eintraf, daß der Kapudan-Pascha mit seiner ganzen Flotte bereits bei der Insel Sapienza liege und unverzüglich auf Corfu loszugehen beabsichtige. Unbegreiflicherweise hatte er mit seinen 135 Segeln, 62 Linienschiffen verschiedener Größe, 13 Galeeren und 60 Galeoten und kleineren Fahrzeugen, welche mehr wie 2000 Kanonen und eine Bemannung von etwa 21,000 M. trugen, die Dardanellen

1) Darüber spricht namentlich wieder eine französische Consulardepesche aus Canea vom 1. Juli 1716 (Archiv der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris), worin gesagt wird, daß es die Venetianer nicht mit der osmanischen Flotte aufzunehmen wagen werden, „scachant positivement qu'ils sont très-mal en matelots, et pour armer leurs vaisseaux, ils sont obligés de degarnir Corfu, ayant embarqué quantité de soldats, qui ne peuvent jamais faire ce que feront de bons matelots, tant pour le manoeuvre que pour le Canon." Und dann wird noch hinzugefügt, daß die Flotte allein in den letzten 4—5 Monaten 6—7000 M. an bösen Krankheiten verloren habe, vorzüglich auch weil es auf ihr an Medicamenten und Hospitälern fehle.

verlassen und bis dahin gelangen können, ohne daß die Venetianer eine Ahnung davon gehabt zu haben scheinen[1]).

Ein entschlossener Angriff der venetianischen Flotte, welche bei Zante lag, auf die osmanische hätte ihr wahrscheinlich den Sieg verschafft; allein der General-Capitän Pisani wagte ihn nicht, sondern zog sich mit den leichteren Schiffen nach Corfu zurück, wohin ihm auch Schulenburg vorausgeeilt war, um selbst die Festungswerke vollends in Stand zu setzen. Denn damit war es auch jetzt noch nicht zum Besten bestellt. Die Anordnungen des Marschalls waren nur sehr unvollkommen zur Ausführung gekommen. Das Geschütz lag z. B. nur erst zum kleinsten Theile auf den Wällen, und an geschickter Mannschaft zu dessen Bedienung war noch immer der empfindlichste Mangel. Man zählte kaum 50 dienstfähige Artilleristen. Auch sonst fehlte es gar sehr an brauchbaren Leuten zu den Befestigungsarbeiten und an den nöthigen Kriegsbedürfnissen, um eine längere Belagerung aushalten zu können. Nur Munition war in ausreichender Menge vorhanden. Die wirklich kriegstüchtigen Besatzungstruppen beliefen sich nur

1) Über diese Unachtsamkeit der Venetianer spricht auch die eben angeführte Consulardepesche: „Messieurs de St. Marc ont le coeur fort abattu, manquant de conduite et denués de cette politique qu'on leur a toujours donné en partage; car il est vray, que l'armée navale Ottomane estoit aux Isles de Sapience, qui ne sont pas éloignées de Zante de plus de cent milles, qu'ils la croyoient encore aux Dardanelles, faut d'avoir de bons espions." Auch ist der Consul der Meinung, daß die Osmanen mit leichter Mühe Zante, Cephalonia und selbst Corfu hinwegnehmen würden, wenn sich die Venetianer nicht zu einer offenen Seeschlacht entschließen, bei welcher sie wahrscheinlich im Vortheil bleiben würden. Denn wenn ihnen auch die osmanische Flotte an Zahl der Schiffe überlegen sei, so stehe sie ihnen doch an Ausdauer und Seehaltigkeit derselben weit nach. Nur 35 Linienschiffe des Kapudan-Pascha seien in erträglichem Zustande; jedoch würden auch diese ein tüchtiges Feuer von zwei bis drei Stunden kaum auszuhalten im Stande sein. Übrigens Schulenburg's Leben, Bd. II, S. 16 fg. und S. 63 fg., wo aus seinen Papieren das Nähere über die Vertheidigungsanstalten von Corfu, Stärke der Besatzung, Zahl und Vertheilung der Geschütze (140 Kanonen und 4 Mörser), sowie eine genaue Übersicht der venetianischen und der osmanischen Flotte gegeben wird.

noch auf 1500 M. Dagegen vermehrten die aus der Insel und auch von Zante her nach der Festung gezogenen undisciplinirten Milizen und der Zudrang des Landvolkes dahin nur die allgemeine Verwirrung und die Bestürzung, welche den höchsten Grad erreichte, als die osmanische Armata nun wirklich auf den Höhen von Corfu sichtbar wurde.

Sie war nämlich dem General-Capitän fast auf dem Fuße gefolgt, hatte, ohne daß ihr irgend ein Hinderniß in den Weg gelegt worden war, Corfu umschifft, und war am 5. Juli von Norden her in den Canal eingelaufen, um sich Angesichts der Festung an der Küste von Albanien bei Butrinto vor Anker zu legen, wo schon ein Corps Landtruppen ihrer harrte. Jetzt erst unternahm es die venetianische Flotte, deren schwerere Abtheilung, unter dem Admiral Andrea Cornaro, bei Zante zurückgeblieben war und die feindliche Armata vergeblich aufgesucht hatte, dieselbe im Canal von Corfu anzugreifen. Hier kam es nun auch am 8. Juli bei der kleinen Insel Vido zu einem heftigen Gefecht, welches aber, bei gleich unbedeutenden Verlusten auf beiden Seiten, kein wesentliches Resultat lieferte. Die Osmanen nahmen wieder ihre Stellung bei Butrinto ein, und die Venetianer erreichten glücklich den Hafen von Corfu[1]).

Die Hauptsache war aber, daß sie von da aus nicht einmal die Landung der Osmanen auf der Insel hindern konnten. Schon während des Gefechtes hatte der Kapudan-Pascha bei Ipso, nur 6 Miglien von der Festung, 10,000 M. ans Land geworfen, und in den nächsten Tagen wurde dort die Ausschiffung von Truppen, Geschütz, Munition und Mundvorrath ungehindert fortgesetzt, so daß in kurzem 30,000 M. in dem nur 2 Miglien von der Festung entfernten Lager bei den Salinen von Potamo vereinigt waren, von wo aus am 25. Juli die Laufgräben auf den Höhen von Chiefalo Manduco eröffnet und somit die regelmäßigen Belagerungsarbeiten begonnen wurden.

Unglaublich war es, was Schulenburg in der kurzen

1) Schulenburg's Leben a. a. O., S. 20—29. Diedo a. a. O., S. 127 fg.

Zeit seit seiner Rückkehr von Zante mit den geringen ihm zu Gebote stehenden Mitteln geleistet hatte, um die Festung, welche er bis aufs Äußerste zu halten entschlossen war, noch einigermaßen in guten Vertheidigungszustand zu versetzen. Wenigstens die Hauptwerke waren vollständig armirt, das Geschütz war, wenn auch immer noch spärlich, doch mit Geschick und Umsicht so vertheilt, daß es, gut bedient, seine Wirkung nicht verfehlen konnte, und überhaupt Alles gethan, mit den vorhandenen schwachen Kräften den ersten Angriffen des so sehr überlegenen Feindes Trotz bieten zu können[1]).

Und dies gelang nun auch wider Erwarten. Bereits am 1. August wurde ein dreifacher Sturm auf die die Außenwerke beherrschenden Anhöhen Abraham und St. Salvator glücklich abgeschlagen; sie konnten aber nicht auf die Dauer gegen die Übermacht des Feindes gehalten werden; man mußte sie preisgeben, als die Osmanen am 3. den Sturm mit 12,000 M. erneuerten. So empfindlich aber auch dieser Verlust war, so ließ sich doch am wenigsten Schulenburg dadurch so weit entmuthigen, daß er einer am 5. an ihn gerichteten Aufforderung des Seraskiers zur Übergabe hätte Gehör geben sollen[2]). Er wies sie mit Stolz zurück, und verdoppelte nun seine Anstrengungen, um die wichtigsten Außenwerke zu halten, unter denen der sogenannte Scarpon (lo scarpone) den ersten Platz einnahm.

Hierhin war jetzt der Hauptangriff, das unaufhörliche Feuer des Feindes gerichtet. Mehrere seiner Versuche, sich desselben zu bemächtigen, waren schon durch die unglaubliche Tapferkeit der Vertheidiger, deren Muth durch die Ankunft einer Verstärkung von 1500 M. nicht wenig gehoben wurde, vereitelt worden, als ein auf den 19. August festgesetzter Hauptsturm den Ausschlag geben und somit das Schicksal der Festung entscheiden sollte. Aber auch diesem begegnete die

1) Noch in einem Schreiben vom 7. August schrieb Schulenburg selbst an seinen Bruder: „Je n'ai pas deux mille hommes en état d'opposer aux ennemis, outre qu'on manque de tout; on ne saurait guères se trouver en plus grande disette de toute chose et par conséquent plus embarrassé." Leben, Bd. II, S. 53.

2) Schreiben des Seraskiers: Daselbst, S. 69.

Besatzung, unter der persönlichen Leitung ihres heldenmüthigen Führers, mit gleicher Entschlossenheit und gleich glücklichem Erfolge. Es war eine der heißesten, aber auch eine der glänzendsten Waffenthaten Schulenburg's.

Dem ersten ungestümen Andrang der Feinde hatte die nur 400 M. starke Besatzung des Scarpon allerdings nicht zu widerstehen vermocht. Sie war auf den Hauptgraben zurückgeworfen worden, und die Janitscharen setzten sich sofort im Scarpon fest, von wo aus sie dann ein nachdrückliches Feuer gegen die inneren Werke eröffneten. Schulenburg erkannte sogleich, daß hier Alles auf dem Spiele stehe, und die Festung nur durch die Wiedereroberung dieses wichtigen Postens gerettet werden könne. In diesem entscheidenden Augenblicke stellte er sich also selbst an die Spitze einer Sturmcolonne, warf die Osmanen nach einem sechsfachen Angriffe aus dem Bollwerke, welches sie schon mehrere Stunden behauptet hatten, wieder heraus, und brachte sie auch an allen übrigen Punkten, die sie bereits besetzt hatten, zum Weichen. Dieser einzige Tag soll ihnen allein 5000 M. an Todten und Verwundeten gekostet haben, während der Verlust der Besatzung, immer noch schwer genug, auf 500 M. berechnet wurde[1]).

Schon zwei Tage später schien der Seraskier diese empfindliche Niederlage durch einen abermaligen, noch heftigeren Sturm rächen zu wollen. Die Bewegungen im feindlichen Lager während des 21. schienen unzweifelhaft darauf hinzudeuten. Schulenburg rüstete demgemäß Alles zu gleich kräftiger Abwehr. Wie groß war aber sein Erstaunen, seine Freude, als er am Morgen des 22., wo Alles still blieb, durch seine Kundschafter erfuhr, daß der Seraskier bereits in der Nacht, mit Zurücklassung seines sämmtlichen aus 64 Stücken bestehenden Geschützes und eines großen Vorrathes an Rüstzeug, Munition und Mundvorrath, die Belagerung aufgehoben

1) In einem Schreiben an Prinz Eugen sagt Schulenburg selbst über diesen Kampf: „La journée du 19me Août m'a donné une rude besogne, et quoique je me sois trouvé dans bien des actions périlleuses pendant ma vie, je n'ai pourtant jamais vu de pareille à celle là." Leben, Bd. II, S. 71.

habe und sich nur noch einige wenige verlassene Nachzügler in den Laufgräben vorfänden. Die ganze Armee hatte sich in fast aufgelöster Flucht nach Norden hin zurückgezogen und sich dort in dem Hafen von Goin mit solcher Eile und Verwirrung eingeschifft, daß dabei noch 900 M. ertrunken sein sollen. Die Paar Hundert Mann, welche Schulenburg sogleich den Fliehenden nachgeschickt hatte, fanden Niemanden mehr vor, brachten aber dagegen eine sehr reiche Beute an zurückgelassenen Pferden, Zug- und Schlachtvieh ein. Der Gesammtverlust der Osmanen an Todten und Verwundeten während der 45tägigen Belagerung wird von Schulenburg selbst auf 8000 M. geschätzt; Andere wollen ihn, mit Einschluß dessen, was auf der Flucht zu Grunde ging, bis auf 15,000 M. bringen. Die Besatzung hatte, gleichfalls nach Schulenburg's Angabe, 1500 M. verloren, ein Verlust, welcher, bei der Schwäche derselben, schwer genug empfunden wurde und nicht leicht zu ersetzen war[1]).

Unverzeihlicherweise machte die venetianische Flotte auch nicht einmal einen Versuch, dem abziehenden Feinde nachzusetzen. Der General-Capitän entschuldigte hinterher seine Trägheit theils mit widrigen Winden, theils mit der eiteln Nothwendigkeit, das spanische und portugiesische Hülfsgeschwader abwarten zu müssen, welches gerade an diesem Tage im Canal von Corfu eintraf. Gleichwol wurde die Furcht des Kapudan-Pascha und des Seraskiers vor einem erneuerten Angriffe der verstärkten venetianischen Flotte, welcher, wenn er gelungen wäre, sie leicht hätte in die Lage bringen können, das Belagerungscorps auf der Insel seinem Schicksal überlassen zu müssen, mit als Hauptgrund des ebenso überraschenden als übereilten Rückzugs bezeichnet. Außerdem soll der widerspenstige Geist der Janitscharen, welche nach dem Sturme vom 19. geradezu den Dienst versagten und am 21. in eine offene Meuterei auszubrechen droheten, und dann die Nachricht von dem Stand der Dinge in Ungarn, namentlich

1) Nach Schulenburg's eigenem Berichte, welchen er unter dem 12. September über den Verlauf und Ausgang der Belagerung an Prinz Eugen schickte. Leben, Bd. II, S. 72—83. Übrigens Diedo, S. 127 fg.

von dem Siege Eugen's bei Peterwardein, wesentlich dazu beigetragen haben, die Aufhebung der Belagerung zu beschleunigen [1]).

Aber selbst nachdem die venetianische Flotte die eben berührten Verstärkungen erhalten hatte und wol im Stande gewesen wäre, die feindliche Armata noch vor Butrinto mit Erfolg anzugreifen, waren die Bewegungen des General-Capitäns so zaghaft und ungeschickt, daß er nicht einmal das Auslaufen derselben aus dem Canal von Corfu verhindern konnte. Bereits in der Nacht vom 27. zum 28. August passirte der Kapudan-Pascha, noch ehe die Venetianer ihn erreicht hatten, mit seiner ganzen Flotte das nördlichste Vorgebirge der Insel und gelangte glücklich ins Weite. Er hatte schon eine große Strecke auf dem Wege nach Chios zurückgelegt, als Pisani am 30. August die südliche Mündung des Canals verließ und bis nach Zante vorging. Aber den Feind von hieraus sogleich weiter zu verfolgen, hielt er abermals für zu gewagt oder nicht der Mühe werth. Darüber ungehalten, verließen die verschiedenen Hülfsgeschwader die venetianische Flotte schon in den ersten Tagen des September wieder [2]).

Um nun wenigstens nicht ganz unthätig zu bleiben, beschloß der General-Capitän einen Angriff auf das angeblich nur schwach vertheidigte Modon, wozu auch Schulenburg, obgleich nur ungern, mit 2000 M. seiner Besatzung behülflich sein sollte. Man hatte sich aber in der Stärke der Vertheidigungsmittel des Platzes getäuscht, und mußte unverrichteter Sache wieder abziehen, ehe man nur einen ernsten Versuch gemacht hatte, sich seiner zu bemächtigen.

Ebenso nutzlos und unglücklich war eine Expedition gegen die beiden im Meerbusen von Arta gelegenen Küstenfestungen Prevesa und Vonizza, welche, von Schulenburg ebenfalls widerrathen, auf Betrieb des General-Capitäns noch zu Ende October unternommen wurde. Man warf einige Bomben nach Vonizza hinein, welche nicht den geringsten Schaden anrichteten, und gab dann die ganze Sache wieder auf, um noch bei guter Zeit nach Corfu zurückkehren zu können [3]).

1) Schulenburg's Leben, Bd. II, S. 51 und 82.
2) Daselbst, S. 84 fg.
3) Daselbst, S. 89—94.

Die Einnahme von Butrinto, welches Schulenburg schon in den ersten Tagen des September von Corfu aus überrumpelt hatte, und auf dessen Besitz er einigen Werth legte, weil man dort reiche Magazine vorfand und auch für die Zukunft einen bequemen Stützpunkt zu weiteren Unternehmungen auf dem Festlande erlangte[1]), und dann die Wiederbesetzung der Insel Santa Maura, wo Schulenburg im November selbst noch für die Herstellung der alten zerstörten Festungswerke sorgte, waren somit, neben der Rettung von Corfu, der einzige Gewinn dieses Feldzuges, welcher freilich sehr hoch angeschlagen wurde, weil man eben allgemein den Verlust von Corfu als ein europäisches Unglück von unberechenbaren Folgen betrachtet hatte. Wer hätte Venedig, wer ganz Italien retten sollen, wenn diese Insel, die letzte Vorhut der christlichen Welt gegen die Macht der Osmanen, gefallen wäre? — So dachte man damals, und danach wurden nun auch die Auszeichnungen bemessen, welche man Dem schuldig zu sein glaubte, dessen Umsicht und Tapferkeit die Verhütung dieses Unglücks vor Allem zu danken war.

Als Schulenburg im December nach Venedig zurückkehrte, wurde er mit den größten Ehren der Signorie und von dem endlosen Jubel des Volkes empfangen. Jene hatte ihm als Anerkennung seiner Verdienste vorher schon eine lebenslängliche Pension von 5000 Dukaten, einen reich mit Brillanten besetzten Degen, im Werthe von 8000 Dukaten, und, eine Auszeichnung, welche in ähnlicher Weise vor ihm nur Francesco Morosini, dem Peloponnesier, zu Theil geworden war, noch bei Lebzeiten die Errichtung eines Standbildes zu Pferde am Schauplatz seiner Thaten, in der Festung Corfu, decretirt. Ein Werk Imbianchi's, eines der ausgezeichnetsten Bildhauer seiner Zeit, prangt es, bereits im Jahre 1718 aufgestellt, noch heute mit seiner glänzenden Inschrift: Mathiae Johanni Comiti a Schulenburgio Summo terrestrium

1) „Wenn wir diesen Ort souteniren können", schrieb er darüber in seinem Berichte an Prinz Eugen, „so ist es von großer Wichtigkeit für uns; denn er kann wohl befestiget werden, und man kann daselbst ein Lager schlagen, woraus man im türkischen Gebiet weit und breit Contribution eintreiben könnte." Leben, Bd. II, S. 83.

COPIARUM PRAEFECTO CHRISTIANAE REIPUBLICAE IN CORCYRAE OBSIDIONE LABORANTIS FORTISSIMO ASSERTORI ADHUC VIVENTI SENATUS ANNO MDCCXVI, DIE XII. M. SEPT. als eine Zierde auf dem großen Waffenplatz (La Spianata) zu Corfu. Auch anderwärts fand diese Anerkennung lebhaften Widerhall. Mehrere Fürsten, die Könige von Preußen und Polen, der Großherzog von Toscana, und vor Allem sein großes Vorbild, Prinz Eugen, brachten Schulenburg selbst ihre Glückwünsche schriftlich dar, und nicht weniger als vier in Deutschland erschienene Denkmünzen haben versucht, das Andenken an das große Ereigniß und seinen Helden bei der Nachwelt lebendig zu erhalten[1]).

In Dalmatien war in diesem Jahre der Krieg auf die nothwendige Vertheidigung der Grenzdistrikte und das Bandenunwesen der Morlachen beschränkt geblieben, welches den Venetianern selbst mitunter nicht weniger zu schaffen machte, als ihren Feinden, den Türken. Denn diese nur auf Raub und Plünderung ausgehenden Freibeuter waren schwer im Zaume zu halten und zu größeren planmäßigen Unternehmungen gar nicht zu gebrauchen. Am liebsten trieben sie das Kriegshandwerk auf eigene Faust, verschonten dabei weder Freund noch Feind, und brandschatzten auf gleiche Weise die christlichen wie die osmanischen Nachbarländer, ein Übelstand, welcher die Signorie zu verschiedenen Malen namentlich mit Ragusa in fatale Conflicte verwickelte.

Auch mit den deutschen Miethtruppen, welche man zum größten Theile dorthin geschickt hatte, war wegen ihres undisciplinirten Wesens, worüber selbst Schulenburg bei der Signorie laute Klagen führte, sehr wenig anzufangen. Der General-Provveditore Giorgio Balbi richtete daher im Verein mit General von Nostiz, welcher gleichzeitig mit Schulenburg in venetianische Dienste getreten war, sein Augenmerk vorzugsweise auf die bessere Einrichtung der Grenzfestungen. Ciclut wurde wegen seiner ungesunden Lage, welche immer

1) Die betreffenden fürstlichen Briefe und die genaue Beschreibung des Denkmals und der Medaillen finden sich in Schulenb. Leben, Bd. II, S. 95—97 und S. 302 fg.

einen ansehnlichen Theil der Besatzung zum Opfer verlangte, gänzlich verlassen und geschleift, Norino und Opus dagegen erhielten neue Werke, und die Einnahme der kleinen, nur von einer schwachen türkischen Besatzung vertheidigten Burg Zarine vervollständigte den Schutz der Grenzen nach dieser Seite hin. Zum Glück wurde der Pascha von Bosnien durch die Ereignisse in Ungarn, von woher er sich nun beständig mit feindlichen Einfällen bedroht sah, verhindert, für jetzt etwas gegen Dalmatien zu unternehmen[1]). Wir haben bereits erwähnt, daß die Wendung, welche die Dinge an der Donau und an der Save genommen hatten, nicht unwesentlich dazu beigetragen haben mochte, auch die Aufhebung der Belagerung von Corfu zu beschleunigen. Wir müssen daher jetzt dahin unsern Blick richten.

Der Feldzug in Ungarn war wegen des harten Nachwinters, welcher das Vorrücken der Truppen, namentlich der Reiterei, sehr erschwerte, ziemlich spät eröffnet worden. Über die Bewilligung der Reichshülfe hatte der Kaiser erst zu Ende Juni Gewißheit erhalten, und am 1. Juli verließ Prinz Eugen, nachdem seine Abreise schon mehrere Male verschoben worden war, endlich Wien, um sich an die Spitze der Armee in Ungarn zu stellen, welche er am 9. bei Futak, unweit Peterwardein, erreichte.

Die Feindseligkeiten hatten um diese Zeit dort bereits ihren Anfang genommen. Im Frühjahr hatte sich der Gouverneur von Peterwardein, Baron von Löffelholz, durch einen kühnen Überfall des auf türkischem Gebiet belegenen Ortes Mitrowitza bemächtiget, und auf der andern Seite hatten die Türken von ihren auf der Save liegenden Kanonenbooten aus die kaiserlichen Truppen mit ihrem Feuer schon wiederholt auf sehr empfindliche Weise beunruhiget. Sobald nun jetzt der Großwesir, welcher, wie gesagt, erst zu Ende des Monats bei Belgrad eintraf, Miene machte, mit seiner Armee über die Save zu setzen, traf auch Prinz Eugen sogleich seine Anstalten, ihn gehörig gerüstet zu empfangen.

Der erste Zusammenstoß war indessen nicht glücklich für

1) Diedo a. a. O., S. 120 und 135 fg.

die Kaiserlichen. Ein 1600 M. starkes Reitercorps, welches Eugen, unter Graf Palfy, über die Donau auf Recognoscirung ausgeschickt hatte, war nur erst bis in die Nähe von Carlowicz gelangt, als es von einer angeblich 70,000 Pferde starken Reiterschaar der Feinde umzingelt und in einem vierstündigen Gefechte fast ganz zusammengehauen oder zu Gefangenen gemacht wurde. Graf Palfy rettete sich nur mit Noth aus dem Schlachtgetümmel. Durch diesen ersten glücklichen Schlag kühn gemacht, führte der Großwesir sofort seine ganze, jetzt 150,000 M. starke Armee über die Save und ging gerade auf Peterwardein los, in dessen Nähe ihn Prinz Eugen in einem verschanzten Lager erwartete[1]).

Am 3. August eröffnete der Großwesir vor demselben die Laufgräben, um eine förmliche Belagerung zu beginnen. Eugen ließ es aber dazu nicht kommen, sondern bot zwei Tage später, am Morgen des 5. August, dem weit überlegenen Feinde die offene Feldschlacht. Er hatte ihm 187 Escadrons Reiterei und 62 Bataillone Fußvolk, im Ganzen etwa 64,000 M., entgegenzustellen, welche eine etwa eine Stunde weit ausgedehnte, zum Theil durch Verschanzungen, zum Theil durch Sümpfe und Anhöhen gedeckte Schlachtlinie bildeten. Seine Stärke bestand dieses Mal in der schweren Cavalerie, einer Waffengattung, welche den Osmanen noch völlig unbekannt war. Er zählte allein 106 vortrefflich berittene Escadrons Küraſſiere, und nur 56 Schwadronen Dragoner und 25 Schwadronen Husaren. Der Großwesir hatte dagegen unter seinen 150,000 M. 30,000 Sipahis und 40,000 Janitscharen; der Rest waren asiatische und ägyptische Lehenstruppen, Tataren und Arnauten, welche im geordneten Kampfe weniger zu brauchen waren. Seine Artillerie, welche wegen ihrer Schwere zum größten Theile nicht in die Linie gebracht werden konnte, bestand nur aus 3 leichten Feldbatterien.

Der Kampf begann in der siebenten Stunde mit einem kühnen und glücklichen Angriff, unter der Führung des Prinzen Alexander von Würtemberg, auf die feindlichen Linien des rechten Flügels, welche durchbrochen wurden. Aber die

1) Hist. du Prince Eugène, T. V, p. 24—35.

hier errungenen Vortheile wurden auf der andern Seite weit durch die Niederlage aufgewogen, welche gleichzeitig die kaiserliche Infanterie, von der Übermacht der Janitscharen erdrückt, zu erleiden hatte. Die Tapferkeit, womit in diesem kritischen Momente der später noch viel genannte Abenteurer Graf von Bonneval die Ehre der kaiserlichen Waffen bis zum letzten Augenblicke zu retten suchte, wird hier namentlich gerühmt. Aber die Schlacht wäre nach diesem Unglück wahrscheinlich schon verloren gewesen, wenn nicht Prinz Eugen den Sieg durch den geschickten Gebrauch seiner schweren Reiterei gesichert hätte. Unerschütterlich gegen die leichten Angriffe der Sipahis, durchbrach sie, unter der Führung des besten Reitergenerals, des Grafen Palfy, die dichten Reihen der Janitscharen. Die Infanterie, welche sich wieder gesammelt hatte, folgte ihr auf dem Fuße und vollendete in einem mörderischen Kampfe die Niederlage der Feinde, welche ihr Heil nur noch in aufgelöster Flucht suchten.

Die Schlacht, welche kaum 5 Stunden gedauert hatte, endete um die Mittagszeit mit diesem glänzenden Siege. Das Geschütz, 164 Stück von schwerem und leichtem Kaliber, 150 Fahnen und Feldzeichen, ein ungeheurer Vorrath an Munition, das ganze Lager mit unermeßlicher Beute und dem prächtigen Zelte des Großwesirs, welches Prinz Eugen sogleich in Besitz nahm, um darin sein Dankgebet zu verrichten, waren die Trophäen des Tages. Er kam den Siegern gleichwol noch theuer genug zu stehen. Denn sie verloren 3000 M. an Todten und 2000 M. an Verwundeten. Der Verlust der Osmanen wurde dagegen allein an Todten auf 6000 M. geschätzt. Der Großwesir, welcher den eiteln Versuch gemacht hatte, die Fliehenden aufzuhalten und nochmals zu sammeln, erhielt selbst zwei tödtliche Wunden, an denen er kurz darauf zu Carlowicz verschied [1]).

Temeswar und das Banat mußten nach der Schlacht bei Peterwardein für Eugen das nächste Ziel seiner siegreichen Waffen sein. Er ließ sogleich ein Belagerungscorps von

1) Genaue Beschreibung der Schlacht nebst Plan: Hist. du Pr. Eug. T. V p. 78—129. Vergl. mit Katona a. a. O., S. 269 fg.

16 Regimentern Cavalerie und 10 Bataillonen Infanterie, unter den Befehlen des Grafen Palfy und des Prinzen Alexander von Würtemberg, dahin aufbrechen. Er selbst folgte ihnen mit dem Rest der Armee am 25. August. Temeswar gehörte aber damals sowol wegen seiner durch Sümpfe gedeckten Lage, als auch wegen der umfassenden Festungswerke, welche dort seit dem Frieden von Carlowicz, vorzüglich aber in letzter Zeit, ausgeführt worden waren, zu den stärksten und unzugänglichsten Grenzplätzen des europäisch-osmanischen Reiches. Ganz besondere Sorgfalt hatte man namentlich auf die Befestigung der weiten Vorstadt, der Palanka, verwendet, welche zuerst genommen werden mußte. Die Belagerung war daher jedenfalls schwierig und konnte langwierig werden, bei der schon ziemlich vorgerückten Jahreszeit ein sehr wesentlicher Übelstand.

Die Laufgräben wurden am 2. September eröffnet. Allein obgleich seitdem die Belagerungsarbeiten mit großer Energie betrieben wurden, so waren die Erfolge im Ganzen doch nur gering. Denn auch der Widerstand der 18,000 M. starken Besatzung war heldenmüthig und entschlossen, zumal da sie mit Gewißheit auf baldigen Entsatz rechnete. Auch näherte sich wirklich in der Nacht vom 23. zum 24. September von Belgrad her ein Entsatzungscorps von 20,000 Türken und 8000 Tataren, dessen nächster Zweck zu sein schien, eine Verstärkung an frischen Truppen und einen Vorrath von Pulver, Munition und Lebensmitteln, welche dort schon etwas spärlich zu werden anfingen, in die Festung hineinzuwerfen. Es wurde aber von den Kaiserlichen mit großer Entschlossenheit empfangen und nach einem mörderischen Gefechte, welches ihm 4000 Todte kostete, zurückgeschlagen. Ein Ausfall der Besatzung kam zu spät und verfehlte daher seine Wirkung.

Noch immer wollte es aber den Kaiserlichen nicht gelingen, sich der Palanke zu bemächtigen. Wiederholte Angriffe blieben ohne Erfolg. Aber die Zeit drängte und eine Entscheidung mußte herbeigeführt werden. Deshalb befahl Prinz Eugen am 1. October einen Hauptsturm, welcher von 30 Bataillonen, 3000 Grenadieren und 2700 Pionieren ausgeführt wurde. Er gelang, auf drei Seiten zugleich unternommen, vollkommen,

aber nicht ohne schwere Opfer. Nach vierstündigem Kampfe war man Meister der Palanke, welche zum größten Theil in Asche gelegt wurde, hatte jedoch den Verlust von beinahe 1500 M. an Todten und Verwundeten zu beklagen, darunter namentlich eine ziemliche Anzahl ausgezeichneter Offiziere.

Hierauf wurden die Belagerungsarbeiten gegen die Stadt selbst so gefördert, daß das Bombardement bereits am 6. October aus 14 Mörsern und 50 Kanonen begonnen werden konnte, welche in kurzem im Innern derselben und an den Mauern eine furchtbare Verheerung anrichteten. Aber auch die Belagerten erwiderten das Feuer, namentlich noch am 12. October, mit solcher Heftigkeit, daß Eugen selbst, bei der vorgerückten Jahreszeit und den sich einstellenden unaufhörlichen Regengüssen, welche Batterien und Laufgräben überschwemmten und die Fortsetzung der Belagerung beinahe unmöglich machten, schon an den Rückzug dachte. Sein gutes Glück belohnte aber auch hier seine Ausdauer. Was man kaum noch erwarten konnte, geschah. Am Morgen des 13. zeigte sich plötzlich auf den Wällen der bedrängten Festung die weiße Fahne. Die Capitulation kam in wenigen Stunden zustande.

Die Besatzung, etwa noch 12,000 M. stark, und alle türkische Einwohner erhielten freien und ehrenvollen Abzug nach Belgrad mit Waffen, fliegenden Fahnen und klingendem Spiele, Familien und beweglicher Habe. Nur Deserteure sind von dieser Wohlthat ausgeschlossen und werden ausgeliefert. Den Abziehenden werden 1000 Wagen und eine angemessene Schutzwache bewilliget. Griechen, Armenier, Juden und Christen aller Art können entweder bleiben oder mit abziehen. Selbst das Raubgesindel, welches sich unter dem Namen der Koruzzen in der Stadt eingenistet hatte, wurde ungehindert nach Belgrad entlassen[1]).

So kam Temeswar, nachdem es 165 Jahre im Besitz der Osmanen gewesen war, nach 44tägiger Belagerung, in die Gewalt der Kaiserlichen, welche dabei 4000 M. verloren

1) Verlauf und Ausgang der Belagerung von Temeswar nebst vollständigem Text der Capitulation: Hist. du Prince Eugène, T. V, p. 59—83. Katona a. a. O., S. 279 fg.

hatten, während die osmanische Besatzung nur 3000 M. eingebüßt haben soll. Graf Wallis war der erste kaiserliche Befehlshaber des wichtigen Platzes, welcher sofort eine starke Besatzung erhielt. Man fand unter Anderm auf den Wällen noch 120 Kanonen mit dem kaiserlichen Wappen, welche zum Theil seit der ersten Eroberung durch Suleiman I. dort verblieben waren. Die kleineren umliegenden Burgen ergaben sich freiwillig und erhielten gleichfalls kaiserliche Besatzungen, wie namentlich Pancsowa, Mehadia und Uipalanka. Die Eroberung des Banats bis zur Donau hin konnte als vollendet betrachtet werden[1]).

Und auch noch weiter erstreckten sich sogleich die Folgen dieser glücklichen Ereignisse. Es ging schon damals, wie es scheint, eine hoffnungsreiche, vielversprechende Bewegung durch diese südlichen Länder, welche sich jetzt vorzüglich an den Namen und den Waffenruhm des Prinzen Eugen knüpfte. Der Erzbischof von Ochrida z. B. hatte sich, im Verein mit mehreren andern Bischöfen und Primaten von Albanien (aliisque Episcopis et Districtuum officialibus primariis), schon wiederholt an ihn gewandt und ihm durch förmliche Gesandtschaften die Hülfe seines Volkes bei dem großen gemeinschaftlichen Befreiungswerke von dem Joche der Osmanen angeboten. Eugen ermunterte sie durch freundliche Zuschrift zur Ausdauer in ihrer lobenswerthen Gesinnung und den von ihr getragenen guten Vorsätzen, und versprach ihnen, unter allen Umständen, das Wohlwollen und den Schutz des Kaisers für ihre Religion und ihre bürgerlichen Freiheiten. Zu weiteren thatsächlichen Resultaten führte aber dieser schriftliche Verkehr mit den Albanesern für jetzt nicht[2]).

Ebenso hatte sich auch in der Walachei und der Moldau, unter der dort beständig herrschenden Gährung, welche der ewige von dem Gewaltsystem der Pforte unzertrennliche Fürstenwechsel mit sich brachte, schon eine ziemlich starke kaiserliche Partei gebildet. In der Walachei waren sich

1) Hist. du Prince Eugène a. a. O., S. 85.

2) Wir erfahren diese Dinge vorzüglich aus dem Schreiben, welches Prinz Eugen an die Bischöfe und Primaten von Albanien richtete: bei Hammer, O. G., Bd. VII, S. 560.

binnen wenigen Jahren Constantin Brancovan, welcher nach 26jähriger Regierung im August 1714 sammt seinen vier Söhnen zu Constantinopel hingerichtet worden war, dann Stephan Cantacuzeno, welcher zwei Jahre später gleiches Schicksal hatte, und endlich, seit dem Februar 1716, Niccolo Maurocordato auf dem wankenden Fürstenstuhle gefolgt [1]).

Der Letztere, vordem Pfortendolmetsch, stand mit dem Diwan auf ziemlich gutem Fuße und war eben deshalb der kaiserlichen Partei um so verhaßter. Im Vertrauen auf ihren Beistand, hatte sich ein kleines deutsches Streifcorps schon im September von Siebenbürgen aus einiger walachischen Grenzdörfer bemächtiget, ein Überfall, welcher Maurocordato so mit Schrecken erfüllte, daß er Bucharest bei Nacht und Nebel verließ und zuerst in Dschurdschewo, dann in Rustdschuk, unter dem Schutze der dortigen osmanischen Besatzungen, eine Zuflucht suchte. Da indessen die Kaiserlichen jetzt nicht weiter in das Land eindrangen, verzieh die Pforte ihrem Günstling, dem Maurocordato, seine Feigheit, ließ ihn, unter einer ansehnlichen Bedeckung von Türken und Tataren, nach Bucharest zurückbringen und ernannte ihn überdies noch zum Seraskier für die benachbarten Provinzen [2]).

Desto schwerer belastete nun aber das arme Land der Druck der Tyrannei der Pforte und ihres Fürsten. Hinrichtungen seiner Gegner waren an der Tagesordnung. Selbst der ehrwürdige und gelehrte Metropolitan der Walachei, Antimos, welcher sich gegen ihn ein freieres Wort erlaubt hatte, konnte seiner Rache nicht entgehen. Er wurde entsetzt und nach den Klöstern des Berges Sinai verbannt, dann aber

1) Diese trübseligen Verhältnisse, welche im Einzelnen wenig Interesse darbieten, sind genau und ausführlich besprochen in: Istoria delle moderne Rivoluzioni della Valachia. Composta da Antonmaria Del Chiaro Fiorentino. Venez. 1718, vorzüglich von S. 146 an. Del Chiaro befand sich damals in der Walachei und spricht über die hier berührten Ereignisse als Augenzeuge, zum Theil selbst als Mithandelnder.

2) Del Chiaro, p. 213: „Avea il Principe un Decreto osia Ferman, che lo dichiarava Seraschiere di quei Paesi che sono circonvicini alla Valachia."

schon unterwegs bei Gallipoli, wahrscheinlich auf Geheiß des Fürsten, von den ihn geleitenden Türken jämmerlich erschlagen. Unerschwinglich war namentlich die täglich wachsende Höhe der Steuern und Abgaben, welche das arme Volk vollends zu Grunde richteten.

Um so mehr gewann aber nun die kaiserliche Partei an Kraft und Ausdehnung. „Gebe Gott, daß nur einmal die Deutschen kommen, damit unser armes Land von diesem schweren Joche befreit werde!" war damals die weit verbreitete Losung[1]). Nach dem Siege Eugen's bei Peterwardein und dem Falle von Temeswar erreichte diese gereizte Stimmung und das Verlangen nach Befreiung durch deutsche Hülfe den höchsten Gipfel. Darauf gestützt, glaubte der kaiserliche Oberbefehlshaber von Siebenbürgen, Graf Stainville, welcher wahrscheinlich dort mit der Partei der Misvergnügten beständig Verbindungen unterhielt, jetzt nach dieser Seite hin einen kühnen Schlag ausführen zu können.

Um die Mitte Novembers ließ er also, jedenfalls mit Genehmigung des Prinzen Eugen, unter den Befehlen des Obersten Dettin, eines Baiern von Geburt, ein Streifcorps von 1200 M., meistens Servier, in die Walachei einrücken, welches fast unbemerkt bis vor die Thore von Bucharest gelangte. Überall erklärte sich das Landvolk für diese neuen Ankömmlinge, und auch fast die ganze berittene Landmiliz schlug sich zu den Kaiserlichen[2]). Eine kleine Abtheilung von 400 Tataren, welche nicht weit von der Hauptstadt Wache halten sollte, wurde während der Nacht überfallen und theils

1) Del Chiaro, p. 216: „Tutto il Paese trovavasi involto in una terribil e affannosa costernazione. Non v'era chi non temesse della propria vita. Eransi le cose innoltrate sino all'eccesso." Ein gewöhnliches Gebet der Unglücklichen lautete: „Prego Dio che venghino una volta i Tedeschi, acciò il miserabil nostro Paese resti libero da un giogo sì grave."

2) Derselbe, S. 223: „La loro marchia seguì con tutta la maggior segretezza. I Paesani prestavan loro ogni assistenza, anzi univansi con esso loro, siccome fece ancora quasi tutta la cavalleria Valaca, rassegnandosi con le proprie bandiere sotto la divozione di Cesare."

im Schlafe zusammengehauen, theils in die Flucht gejagt. In früher Morgenstunde des 25. Novembers drang dann Oberst Dettin ungehindert in die Stadt ein, besetzte sofort die Hauptpunkte derselben, überfiel die Türken in ihren Häusern und Kaufläden und machte sie zum größten Theile nieder, und bemächtigte sich endlich im Schlosse der Person des Fürsten und seiner vorzüglichsten Räthe, soweit sie sich nicht schon durch die Flucht nach der Donau hin gerettet hatten.

Kaum war aber dies geschehen, als die ganze Bevölkerung von einer panischen Furcht vor der Ankunft der Tataren befallen wurde, und unter Jammern und Wehklagen in größter Verwirrung die Flucht nach Siebenbürgen hin ergriff. Oberst Dettin konnte sich, unter diesen Umständen, in der menschenleeren Stadt nicht halten. Er mußte dem allgemeinen Strome folgen, indem er den Fürsten mit seinen vier Söhnen und seinem ganzen Hofstaate als Gefangene mit sich hinwegnahm. Am 7. December traf er mit ihnen in Herrmannstadt ein, wo sie, von General Stainville auf ehrenvolle Weise empfangen, fortan in leichter Haft verblieben[1]).

Weitere Folgen hatte mithin der ganze Streich freilich nicht. Denn die Pforte, welche sich für jetzt nicht darauf einlassen konnte, den Fürsten aus seiner Gefangenschaft zu befreien, beeilte sich, seinen Bruder, Johann Maurocordato, an seiner Stelle zum Hospodar zu ernennen, und die flüchtigen Einwohner durch ein Amnestiedekret, worin ihnen sogar auf ein Jahr Steuerfreiheit zugesichert wurde, zu schleuniger Rückkehr zu vermögen[2]). Viele folgten auch wirklich diesem Rufe und kehrten aus Siebenbürgen zurück. Ruhe und Wohlstand wurden jedoch dadurch dem unglücklichen Lande nicht zu Theil. Denn während im Norden die Streifzüge der Deutschen und der Servier fortdauerten, machten im Süden die Räubereien der Tataren, welche doch das Land schützen sollten, dem neuen Fürsten, welcher sie mit Gewalt zu Paaren treiben mußte, unendlich viel zu schaffen. Auch standen sich die Parteien noch immer so schroff und feindlich

1) Del Chiaro, S. 224—227.

2) Das Amnestiedekret gibt Derselbe, S. 232.

einander gegenüber, daß man, wie sich Del Chiaro ausdrückt, eigentlich nicht wußte, wer der Schutzherr des unglücklichen Landes sein solle, ob der Großherr oder der Kaiser?[1]).

Weit ungünstiger für die Sache des Kaisers verlief freilich der Handstreich, welchen General Stainville etwas später, zu Anfang des Jahres 1717, gegen die Moldau versuchte. 1717
Auch dort rechnete er vorzüglich auf den Beistand der mißvergnügten kaiserlichen Partei, mit deren Hülfe er bereits einige Grenzplätze, wie namentlich Niamts, besetzt hatte, von wo aus er sogleich auch andere Städte, wie Roman, Fokschan und Berlad, brandschatzte. Jetzt war es nun, wie in der Walachei, offenbar auf einen Überfall der Hauptstadt Jassy und die gewaltsame Aufhebung des Fürsten Michael Rakovitza abgesehen. Dieser aber war auf seiner Hut gewesen und hatte bei Zeiten ein Corps von 2000 Tataren zu seinem Schutze herbeigezogen. Er selbst hatte mit seinen Leibwachen in dem Kloster von Tschatatzuja eine feste Stellung eingenommen.

Das kleine kaiserliche Streifcorps, welches zu Anfang Januar, unter den Befehlen des Obersten François de Lorraine und des Rittmeisters Ernau, geradezu auf Jassy losging, stieß daher auf entschlossenen Widerstand. Jassy wurde allerdings überrumpelt und auch das Schloß in Besitz genommen. Kaum hatten sich aber die Deutschen bei der scharfen Kälte an dem vorgefundenen Weine etwas erwärmt, als die Tataren über sie herfielen und sie wieder aus der Stadt hinauswarfen. Der Rückzug, nach einem heftigen Kampfe bei dem Kloster Tschatatzuja, war höchst beschwerlich und endigte mit der gänzlichen Niederlage der Kaiserlichen. Sie wurden fast bis auf den letzten Mann von den Tataren niedergemacht. Ernau befand sich selbst unter den Todten; François fiel lebend in die Gewalt derselben und wurde sofort hingerichtet; und furchtbar war das Strafgericht, welches der erzürnte Fürst hinterher noch über Alle ergehen ließ, welche sich eines Einver-

1) „Quella infelice Provincia sin ora", schließt Del Chiaro, S. 234, zu Ende des Jahres 1717, sein interessantes Werkchen, „non sà, qual debba essere il suo Padrone; se il Turco, oppure l'Augustissimo Imperadore."

ständnisses mit den Kaiserlichen wirklich schuldig gemacht hatten, oder auch nur in dem Verdachte standen, ein solches unterhalten zu haben. Eine große Menge Bojaren und namentlich Geistliche mußten als Hochverräther unter den fürchterlichsten Martern ihren Geist aufgeben [1]).

Nach so traurigen Erfahrungen konnte es freilich nicht wohl in der Absicht des Kaiserhofes und des Prinzen Eugen liegen, die Ausbreitung seiner Herrschaft nach dieser Seite hin jetzt noch weiter zu betreiben. Der Letztere hatte, nachdem er für die Sicherung der Grenzen gesorgt und seine Truppen in die Winterquartiere nach Siebenbürgen und Oberungarn zurückgezogen hatte, das Banat ohnehin schon zu Anfang November verlassen und war über Raab, wo ihm unter großen Feierlichkeiten durch den päpstlichen Legaten Rasponi der geweihete Hut und das geweihete Schwert überreicht wurden, welche ihm Clemens XI. sogleich nach dem Siege bei Peterwardein zuerkannt hatte [2]), nach Wien geeilt, um sich wegen des künftigen Feldzuges mit dem Kaiser und seinen Räthen zu benehmen und selbst die weiteren Vorbereitungen dazu zu treffen. Denn an die Wiederherstellung des Friedens wurde jetzt von Niemanden ernstlich gedacht, obgleich es, namentlich von Seiten der vermittelnden Mächte, nicht an Versuchen fehlte, den Weg dazu anzubahnen, und in Constantinopel wenigstens eine gewisse Neigung dafür nicht ganz fehlte.

In diesem Sinne sprachen sich schon der neu ernannte Großwesir Chalil-Pascha und der Kaimakam Ibrahim-Pascha aus, als im December der Dragoman der holländischen Gesandtschaft, W. Theyls, bei Gelegenheit der officiellen Begrüßung, zu diesem Zwecke die guten Dienste seiner

1) Die besten Aufschlüsse über diese verunglückte Expedition gibt der Abschnitt aus der noch ungedruckten Geschichte der Moldau des jüngern Costin, welchen Hase, nach der neugriechischen Übersetzung in den Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque du Roi, T. XI, Paris 1827, II. Partie, p. 378—388 mitgetheilt und mit seiner bekannten Gelehrsamkeit vortrefflich erläutert hat.

2) Das betreffende päpstliche Breve, vom 7. September 1716, und Eugen's Antwort darauf werden gegeben: Hist. du Prince Eugène, T. V, p. 53 und 39.

Regierung anbot. Sie warfen alle Schuld des Krieges und seines unglücklichen Verlaufes auf den verhaßten Großwesir Ali-Pascha und erklärten, daß die Pforte, obgleich sie Mittel genug besitze, den Krieg mit Vortheil durchzuführen, bereit sei, die Hand zum Frieden zu bieten, sobald dies unbeschadet ihres Ruhmes und ihrer Ehre geschehen könne. Die erste Bedingung dazu sei aber die Zurückgabe von Temeswar, welches man niemals aufgeben könne und, im Verweigerungsfalle, mit den Waffen in der Hand wiederzunehmen fest entschlossen sei. Dieselbe Versicherung erneuerte dem Dragoman auch der Kadiasker von Rumelien, mit dem ausdrücklichen Hinzufügen, daß der Großherr selbst um so mehr dem Frieden geneigt sei, je lebhafter sein Wunsch wäre, seinem erschöpften Reiche zur Wiederherstellung seiner Kräfte die nöthige Ruhe zu verschaffen, jedoch immer nur, wenn man sich zur Zurückgabe von Temeswar oder eines Äquivalents verstehen wolle[1]). Auch glaubte man einen Beweis der friedlichen Gesinnung der Pforte darin zu finden, daß der kaiserliche Resident Fleischmann, welcher bis dahin noch immer in Belgrad zurückgehalten worden war, zu Ende November nach Wien entlassen wurde, wo er am 3. December eintraf, um Prinz Eugen persönlich von seinen Erfahrungen Rechenschaft zu geben[2]).

Auf diese friedliche Stimmung der Pforte gründeten nun auch die beiden Vertreter der vermittelnden Mächte, Holland und Großbritanien, Graf Colyer und Sir Worthley Montague, welcher im März 1717 über Wien in Adrianopel, 1717
dem damaligen osmanischen Hoflager, eintraf und am 19. April seine feierliche Audienz bei dem Sultan hatte, ihre weiteren gemeinschaftlichen Schritte. In Wien sollte vorzüglich der außerordentliche Gesandte der Generalstaaten, Herr von Hamel-Bruininx, die Sache in die Hand nehmen. Er fand aber

1) Theyls, Mémoires curieux, S. 279 fg. und S. 286: „Le Cadilesquer de la Romelie me dit, que le Grand Seigneur, étoit aussi bien que ses Ministres beaucoup plus disposé à la paix qu' à la guerre, afin de pouvoir plus facilement rétablir les affaires ruinées de l'Empire."

2) Hist. du Prince Eugène a. a. O., S. 93.

dort durchaus keine seinen Bemühungen günstige Stimmung. Prinz Eugen erklärte ihm, als er nur einen Waffenstillstand in Vorschlag brachte, rund heraus, „der Kaiser könne unter den gegenwärtigen Verhältnissen darauf gar nicht eingehen; denn es würde unverzeihlich sein, wenn man die mit so viel Blut erkauften Vortheile aufgeben und den Türken nur Zeit lassen wolle, sich zu erholen, damit sie den Kaiser dann wieder mit desto größerer Kraft angreifen könnten[1]." Weit entfernt, Temeswar aufgeben zu wollen, verlangte ja Prinz Eugen nun auch noch Belgrad dazu!

Unter diesen Umständen konnte auch ein letzter Schritt, welchen der britische Botschafter, auf Betrieb des Kaimakam, im Mai noch insofern that, als er dem Prinzen Eugen nochmals die friedliche Gesinnung der Pforte in einem vertraulichen Schreiben darlegte, gar keinen Erfolg haben. Denn es war im Grunde nur eine Wiederholung der früher schon gestellten Forderung, daß eben ohne die Zurückgabe von Temeswar der Friede nicht stattfinden könne[2]). Prinz Eugen ertheilte darauf gar keine Antwort.

Auch ließ es auf der andern Seite, während sich die Vermittler in dieser Richtung vergeblich abmüheten, Frankreich bei der Pforte nicht an den gewöhnlichen Aufhetzereien im entgegengesetzten Sinne fehlen. Der neue französische Gesandte, Marquis de Bonnac, welcher bereits im October 1716 in Constantinopel eingetroffen war, aber wegen des her-

1) Theyls, p. 297: „Son Altesse (Eugen) avoit repondu à Mr. Hamel-Bruininck, que Sa Maj. Imperiale ne pouvoit prêter l'oreille à une telle proposition dans la situation présente des affaires, puisqu'on seroit inexcusable de perdre des avantages, qui avoient couté tant de sang, et de donner aux Turcs le temps de se remêtre, pour attaquer ensuite l'Empereur avec d'autant plus de viguer."

2) Auch dieses Schreiben, in italienischer Sprache, vom 21. Mai 1717, wird von Theyls, S. 300 gegeben. Nachdem darin die friedliche Gesinnung des Sultans ganz besonders betont worden ist, heißt es weiter: „Ma il Gran Signore dichiaro nell' istesso tempo, che non è consistente col suo honore, ne alla sicurezza de i suoi Territorii, di conchiudere alcun trattato, senza che Temiswar sia restituito."

kömmlichen Haders um das Sopha und den Degen seine feierliche Audienz bei dem Großherrn erst im April des nächsten Jahres erlangen konnte, trat in dieser Beziehung ganz in die Fußtapfen seines Vorgängers, des Grafen Desalleurs, und ließ es sich namentlich sehr angelegen sein, den Diwan zu einer nachdrücklicheren Unterstützung Rakoczy's mit ansehnlichen Geldmitteln zu bewegen. Auch rühmte er sich, er habe es wirklich dahin gebracht, daß die Pforte Rakoczy, welcher sich um diese Zeit selbst nach Frankreich begeben hatte, so viel Geld geben werde, daß es ihm ein Leichtes sein würde, ganz Ungarn gegen den Kaiser in Aufruhr zu bringen. Wenigstens gab man seinem Minister und Bevollmächtigten, Grafen Bercsenyi, welcher sich um diese Zeit gleichfalls in Adrianopel einfand, so viel, daß er ein paar Regimenter ungarische Rebellen und polnische Misvergnügte anwerben konnte. Aber auch damit wollte es ihm nicht recht gelingen. Er brachte fast nur verlaufene Türken und nutzloses Gesindel an den Grenzen unter seine Fahnen[1]). Die Sache der Rebellen war, in Folge der Siege Eugen's, schon zu Boden geschlagen und genoß kein Vertrauen mehr.

Dem einmal gefaßten Entschlusse, den Krieg mit aller Kraft fortzusetzen, entsprachen nun aber auch auf beiden Seiten die Rüstungen zum bevorstehenden Feldzuge. Die osmanische Hauptarmee, welche Belgrad decken und womöglich Temeswar wiedererobern sollte, wurde mit schweren finanziellen Opfern — man mußte einen großen Theil des Silbers und der Kleinodien des innern Schatzes nach der Münze schicken — nach und nach auf 200,000 M. gebracht. Bereits am 10. April hielt der Sultan, welcher selbst an dem Feldzuge theilnehmen wollte, von Adrianopel aus mit dem gewöhnlichen Pompe seinen feierlichen Auszug ins Lager. Noch war aber damals dort erst der kleinste Theil der Truppen beisammen. Namentlich ließen die asiatischen Contingente noch

1) Über Bonnac und Rakoczy: Theyls, S. 276, 287 fg., 291, 299 und 304. Der Erstere behauptete in Bezug auf die dem Letzteren zugesagte Hülfe geradezu: „que la Porte fourniroit tant d'argent à ce Prince, qu'il pourroit aisement faire revolter toute la Hongrie contre l'Empereur."

ziemlich lange auf sich warten. Man konnte vorerst nur den aus 32 Odas Janitscharen gebildeten Vortrab nach Nissa hin aufbrechen lassen. Erst als man erfuhr, daß Prinz Eugen mit seiner Armee schon vor Belgrad liege, setzte sich am 22. Juni der Großwesir mit dem ganzen Lager dahin in Bewegung. Der Sultan folgte ihm am 10. Juli mit seinem Hofstaat und seinem Harem, kam aber nur bis nach Sophia, wo er, des weiteren Verlaufes der Dinge gewärtig, Halt machte[1]).

Prinz Eugen hatte dieses Mal den Aufbruch des Heeres allerdings so viel wie möglich beschleunigt, um jedenfalls dem Übergange des Feindes über die Donau zuvorzukommen. Den ganzen Winter hindurch war er eifrig bemüht gewesen, nicht nur die Armee in Ungarn ansehnlich zu verstärken, sondern auch die finanziellen Mittel aufzubringen, welche zu einer erfolgreichen Kriegführung unerläßlich waren. Die Erbstaaten kamen in dieser Beziehung den Erwartungen des Kaisers bereitwillig entgegen. Böhmen z. B. ließ sich 3,143,333 Gulden, Mähren 664,000 Gulden und Schlesien 1,218,888 Gulden als außerordentliche Kriegssteuer gefallen. Und auch unter dem Volke zeigte sich der beste Geist. Man zog dieses Mal, unter den siegreichen Panieren Eugen's, gern nach Ungarn, welches man bis dahin nur immer als den „Friedhof der Deutschen" gefürchtet hatte. Die Rekrutirung ging daher auch vortrefflich von statten. Die jungen Leute eilten mit wahrer Begeisterung zu ihren Fahnen.

Eugen rechnete darauf, seine Armee auf mindestens 140,000 M. zu bringen, d. h. mit Einschluß der Hülfsvölker, welche sich gleichfalls so zeitig einstellten, daß sie an dem Feldzuge theilnehmen konnten. Die Hessen, unter der Führung des Prinzen Maximilian von Hessen, waren die ersten, welche in Wien eintrafen. Dann folgten 6000 Baiern, unter der Führung des General-Lieutenants Marquis von Maffei, welchem sich dann auch die beiden Churprinzen als Freiwillige anschlossen. Überhaupt war der Zudrang fremder Fürsten und Herren, welche den Ruhm Eugen's theilen wollten, zu

1) Theyls, S. 299 und 305.

seiner Armee ungemein groß. Unter diesen fürstlichen Freiwilligen werden Prinzen von Würtemberg, Bevern, Culmbach, Liechtenstein, Anhalt-Dessau namentlich genannt. Sehr zahlreich war im Heere Eugen's auch die französische Ritterschaft vertreten. Außer einigen Prinzen von Geblüt, hatten sich unter Andern die Prinzen von Dombes, Marsillac und Pons, der Marquis d'Arlincourt, Sohn des Marschalls von Villeroi, die Grafen von Charolais und D'Estrade und viele gleich wohl klingende Namen eingefunden. Man wurde lebhaft an die Tage von Nikopolis und St. Gotthard, an die Heldenthaten vor Candia und Ofen erinnert[1]).

Ganz besonderes Gewicht legte Prinz Eugen auf die Vermehrung und die bessere Organisation der Donauflotte, wobei ihm namentlich ein geschickter Schiffsbaumeister aus Hamburg, Fockgersen, sehr wesentliche Dienste leistete. Man bauete die Schiffe, nach dänischen Mustern, so leicht, daß sie, bei sieben Fuß Tiefgang, doch 42 Achtpfünder tragen konnten[2]).

Prinz Eugen, welchen der Kaiser am 28. April im Obercommando der Armee in Ungarn bestätiget hatte, verließ Wien am 16. Mai und traf am 21. im Lager bei Futak ein, wo um diese Zeit auch schon der größte Theil der Truppen aus ihren Standquartieren eingerückt waren. Die Feindseligkeiten hatten dort, an der Donau und an der Save, während des Winters nie ganz geruht. Am 25. Mai setzte General Petrasch, welcher die Grenztruppen befehligte, mit einem nur 1200 M. starken Streifcorps über die Save und zerstörte die an der Drina, zwischen Zwornik und Sabacz gelegene feste Palanke Lischnitza[3]). Belgrad, welches der kai-

1) Hist. du Prince Eugène a. a. O., S. 94—100: „On voyoit partout un désir extrême de servir sous ce grand Capitaine, plus peut-être pour le plaisir de pouvoir s'en vanter un jour, que par l'intérêt de la Religion et de l'Empereur." Der Zauber des Namens Eugen's war damals in der That das Entscheidende!

2) Nähere Auskunft darüber findet sich bei Katona a. a. O., S. 302.

3) Katona a. a. O., S. 303. Das rein Militärische dieses Feldzuges findet sich gut zusammengestellt in der Abhandlung: „Geschichte der Feldzüge der k. k. Armeen gegen die Türken unter dem Commando des Prinzen Eugen von Savoyen in den Jahren 1716,

förliche Kriegsrath als Ziel des Feldzuges bezeichnet hatte, blieb natürlich der Mittelpunkt aller weiteren Operationen.

Der Übergang über die Donau mußte dabei zunächst ins Auge gefaßt werden. Er fand, da die osmanische Hauptarmee noch fern war, am **15.** und **16.** Juni bei Pancsowa ohne große Störung von Seiten der Feinde statt. Prinz Eugen bezog hierauf sogleich mit der ganzen Armee ein festes Lager auf den Höhen bei Wisnitza, nur $1\frac{1}{2}$ Stunden von Belgrad. Er hatte damals über **100,000** M. unter den Waffen, abgesehen von den detachirten Corps, welche die Donauübergänge und Siebenbürgen deckten. Doch hielt es sehr schwer, selbst mit dieser Macht Belgrad beizukommen. Denn außerdem, daß es von einer Besatzung von **20—30,000** M. vertheidiget wurde und gut verproviantirt war, erschwerte auch noch eine dreifache Linie von Verschanzungen zwischen der Donau und der Save jede Annäherung an den Platz, zumal da auch darauf Bedacht genommen werden mußte, sich den Rücken gegen die von Süden her zum Entsatze erwartete osmanische Hauptarmee zu decken.

Gleichwol ließ Eugen bereits am **19.** Juni sein Heer in vier Colonnen aus dem Lager bei Wisnitza weiter nach Belgrad hin aufbrechen, um die förmliche Belagerung von dieser Seite noch vor dem Eintreffen der feindlichen Hauptarmee zu beginnen, während er gleichzeitig den Platz jenseits durch ein abgesondertes Corps, unter den Befehlen des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Hauben, von Peterwardein her bei Semlin einschließen ließ. Die schwache türkische Besatzung von Semlin konnte sich dagegen nicht halten und räumte den **1.** Juli freiwillig diese Festung, welche sofort von den Kaiserlichen besetzt wurde.

Seitdem hatte die mit großer Energie betriebene Belagerung ihren regelmäßigen Fortgang, ohne indessen entscheidende Resultate zu liefern. Ein Angriff auf Sabacz mislang. Dagegen wurden alle Ausfälle der Besatzung muthvoll

1717 und 1718. Von J. B. Schels." In der „Östreichischen militärischen Zeitschrift." Jahrgänge 1814—1813. Neue Auflage. Erster Band. Wien 1831. S. 92—132. Sonst ist darüber auch die „Histoire du Prince Eugene". T. V. p. 101—188, sehr ausführlich.

und mit ansehnlichen Verlusten auf ihrer Seite zurückgeschlagen. Auch war das Bombardement so wirkungsvoll, daß zu Ende des Monats Juli schon ein großer Theil der untern, der sogenannten Wasserstadt zerstört war. Um diese Zeit zeigte sich aber auch schon der Vortrab der großen Entsatzarmee in der Nähe des kaiserlichen Lagers, und nun galt es vor Allem, ihr die Spitze zu bieten, um nicht der vernichtenden Gewalt eines doppelten Feuers von zwei Seiten ausgesetzt zu bleiben.

Der Großwesir hatte die Morawa endlich bei Hassan-Pascha-Palanka überschritten und von da aus sogleich eine 30,000 M. starke Abtheilung seines Heeres bei Orsowa über die Donau nach dem Banat entsendet. Leider waren dort die kaiserlichen Streitkräfte zu schwach, um erfolgreichen Widerstand leisten zu können. Mehadia mußte nach einer heldenmüthigen Vertheidigung, bei welcher die Osmanen 3000 M. verloren, preisgegeben werden. Es capitulirte am 28. Juli auf freien und ehrenvollen Abzug der nur noch 750 M. starken Besatzung. Auch Temeswar wäre nun wahrscheinlich ernstlich bedroht gewesen, wenn es der Großwesir nicht für nothwendig erachtet hätte, seine Streitkräfte zu dem Angriff auf das feindliche Lager vor Belgrad zusammenzuhalten. Denn der Versuch, Prinz Eugen aus seiner festen Stellung dort herauszulocken, wollte ihm nicht gelingen.

Sobald er daher am 1. August bis auf die Höhen von Krozka vorgedrungen war, begann er ein mörderisches Feuer aus 140 Kanonen und 35 Mörsern gegen die kaiserlichen Verschanzungen, welches zwar muthvoll ausgehalten und kräftig erwidert wurde, aber auf die Dauer die Lage der kaiserlichen Armee doch um so kritischer machen mußte, da gleichzeitig auch das Feuer von der Festung her fortdauerte, und ihre Verluste theils dadurch, theils durch Krankheiten und übermäßige Anstrengungen schon so bedeutend waren, daß sie kaum noch 70,000 M. zählte. Nur ein schneller Entschluß konnte und mußte da den Ausschlag geben. Prinz Eugen zog daher in der Eile alle noch disponiblen Truppen aus den benachbarten Provinzen in sein Lager und entschied sich, im Vertrauen auf sein Waffenglück und die Tapferkeit seiner Truppen, den weiteren Fortschritten des Feindes durch eine offene Schlacht

zuvorzukommen. Am 15. Auguſt entwarf er mit der ganzen Überlegenheit ſeines eminenten Feldherrntalentes den Plan dazu, und ſchon in der nächſten Nacht ſetzten ſich die Truppen aus dem Lager in aller Stille in Bewegung, um in der im voraus genau feſtgeſetzten Schlachtordnung ihre Stellungen einzunehmen[1]).

Der Feind war darauf um ſo weniger vorbereitet, da ein dichter Nebel die Bewegungen der Kaiſerlichen verhüllte. Noch hatte ſich derſelbe nicht zerſtreut, als das Gefecht in früher Morgenſtunde des 16. Auguſts auf der ganzen Linie begann. Obgleich unverſehens überfallen, ſammelten ſich die Osmanen doch ſchnell zu entſchloſſener Abwehr. Allein den ungeſtümen Angriffen der Kaiſerlichen waren ihre erſten Linien nicht gewachſen. Sie wurden durchbrochen und mit Verluſt ihres ſämmtlichen Geſchützes auf das verſchanzte Hauptlager des Großweſirs zurückgeworfen.

Jetzt erſt, um 8 Uhr des Morgens, begann, nachdem der Nebel gefallen war, die eigentliche Schlacht. Sie war kurz, aber außerordentlich hartnäckig und bis zum endlichen Siege der Kaiſerlichen von zweifelhaftem Erfolge. An mehreren Punkten blieben die Osmanen entſchieden im Vortheil. Es wäre vielleicht um das Geſchick des Tages für die chriſtliche Sache geſchehen geweſen, wenn ſich nicht Prinz Eugen im Momente der äußerſten Gefahr ſelbſt an die Spitze ſeiner ſieggewohnten Truppen geſtellt und den Feind nach und nach aus allen ſeinen Stellungen verdrängt hätte. Der Verluſt einer von 20,000 Janitſcharen und 10,000 Sipahis bis zum letzten Augenblicke mit wahrem Heldenmuthe vertheidigten ſchweren Batterie von 18 Kanonen im Centrum, welche von den kaiſerlichen Grenadieren und einigen Bataillonen Infanterie mit dem Bajonnette genommen wurde, vollendete die Niederlage der Osmanen.

Wie gewöhnlich, folgte ihr auch hier wieder allgemeine Flucht nach Niſſa hin. Das ganze Lager mit allen ſeinen Vorräthen an Munition, Kriegsmaterial und Proviant, 186

1) Der Schlachtplan, für Militärs von hohem Intereſſe, wird vollſtändig gegeben von Schels a. a. O., S. 115—117.

Geschützen, 57 Fahnen und 9 Roßschweifen, fiel in die Hände der Sieger. Die Osmanen hatten 13,000 Todte und 5000 Gefangene verloren; der Verlust der Kaiserlichen belief sich auf nicht ganz 2000 M. Todte und etwa 4000 Verwundete, darunter jedoch einige ausgezeichnete Offiziere.

Belgrad war nun nicht mehr zu halten. Die gleich am nächsten Tage, den 17. August, von Prinz Eugen erlassene Aufforderung zur Übergabe ließ keinen Widerspruch zu. Die Capitulation, am 18. unterzeichnet, gewährte der noch immer 30,000 M. starken Besatzung und den Einwohnern freien Abzug mit Waffen und Gepäck. Sie wurden, unter sicherm Geleit, theils nach Nissa, theils nach Fetischan gebracht. Am 22. August besetzten die Kaiserlichen die Festung. Man fand darin über 600 Geschütze und einen unermeßlichen Vorrath an Munition. Auch die Donauflotille, 15 Galeeren und 60 armirte Tschaiken, konnte nicht gerettet werden, und blieb in den Händen der Sieger[1]).

Fast ohne Schwertstreich wurden dann auch noch schnell nach einander die kleinen umliegenden Festungen, Ram, Semendra, Mehadia, Sabacz und Orsowa, genommen. Zwornik in Bosnien und Nori in Croatien leisteten dagegen erfolgreichen Widerstand. Einige Streifcorps, meistens Tataren, welche durch die Moldau und Walachei in Siebenbürgen und Oberungarn eingebrochen waren, wurden mit leichter Mühe zurückgedrängt. Dagegen unternahm General Stainville von Siebenbürgen aus noch einen glücklichen Nachezug für die zu Anfang des Jahres von dem Fürsten verübten Unbilden, wovon oben die Rede war, nach der Moldau. Er brandschatzte das Land bis vor die Thore von Jassy, und zwang den Hospodar zur Entrichtung eines monatlichen Tributs von 50 Beuteln. Ebenso mußte sich der Fürst der Walachei zu einer Contribution von 120 Beuteln verstehen.

Schon zu Anfang October war mithin, da sich der Feind nirgends mehr blicken ließ, der Feldzug so gut wie beendet.

1) Hist. du Prince Eugène a. a. O., S. 184. Hier wird die Zahl der Geschütze, welche theils im Lager, theils in der Festung und auf der Donauflotte gefunden wurden, nach einer genauen Schätzung, im Ganzen auf 665 Kanonen und 104 Mörser angegeben.

Denn der Großwesir hatte bei Nissa kaum noch 30,000 M. beisammen, und konnte folglich nichts mehr unternehmen. Die asiatischen Truppen hatten, wie vor Zeiten nach der Niederlage auf den Ebenen von Keresztes (1596), gleich vom Schlachtfelde hinweg die Flucht ergriffen, um nach Asien zurückzukehren. Ein Versuch, welchen der Sultan machen ließ, sie bei Kisderbent, dem Trajanspaß, durch ein Corps Bostandschis aufzuhalten, schlug gänzlich fehl. Sie bahnten sich den Weg mit dem Schwert in der Faust[1]).

Am 4. October ließ Prinz Eugen bereits seine Truppen aus dem Lager bei Belgrad und Semlin die Winterquartiere beziehen. Er selbst eilte, nachdem er noch für die Wiederherstellung der Festungswerke von Belgrad gesorgt hatte, nach Wien, wo er mit dem größten Jubel empfangen wurde. Denn er kam dieses Mal nicht nur als Sieger, sondern auch als Überbringer der erneuerten Friedensvorschläge der Pforte. Sie waren ihm, jedoch noch ohne bestimmtere Eröffnungen, noch während seines Verweilens in Ungarn, schon zu Anfang September, durch Vermittelung des ehemaligen Befehlshabers von Belgrad, Mustafa-Pascha, gemacht worden. Der Prinz war auch schon insoweit darauf eingegangen, als er für alle Fälle das „uti possidetis" als unerläßliche Grundlage des Friedens bezeichnet hatte. Der Kaiser hatte ihn darauf hin, unter dem 23. September, im Allgemeinen ermächtiget, den weitern Vorschlägen der Pforte Gehör zu geben.

Obgleich nun aber der neue Großwesir Nisandschi-pascha — Mohammed-Chalil-Pascha war sofort entsetzt worden — noch vor Ausgang des Monats die Friedensanträge erneuert und zunächst einen Waffenstillstand und Belgrad als Versammlungsort des Friedenscongresses in Vorschlag gebracht hatte, worauf indessen Prinz Eugen einzugehen nicht für gut fand, so wurde die Sache doch erst nach der Ankunft desselben in Wien von dem kaiserlichen Cabinet in ernste Erwägung gezogen. Dabei wurde sogleich als Grundsatz festgehalten, daß der Friede überhaupt nur im Verein mit der

1) Theyls. Mémoires curieux. p. 307. Über die Flucht der Firari von dem Schlachtfelde von Keresztes, vergl. Bd. III, S. 604.

Signorie von Venedig abgeschlossen werden könne, wozu sich auch die Pforte bereit erklärte, obgleich sie wol einen Separatfrieden mit der Republik um so mehr gewünscht hätte, da sie im Feldzuge von diesem Jahre im Ganzen genommen gegen dieselbe im Vortheil geblieben war.

Ungeachtet der unausgesetzten Bemühungen des Feldmarschalls von der Schulenburg war es nicht gelungen, die Landmacht der Signorie auf einen Fuß zu bringen, welcher größere Unternehmungen möglich gemacht hätte. Er brachte sie im Ganzen nur wieder auf 30,000 M., welche in Bezug auf Zusammensetzung und Ausrüstung viel zu wünschen übrig ließen. Und davon mußten allein 14,000 M. auf die Flotte gerechnet werden, während 10,000 M. als Besatzungstruppen für die festen Plätze in Dalmatien und Albanien und auf den Inseln gebraucht wurden, sodaß nur 6000 M. disponibel blieben. Unter diesen Umständen erwartete selbst Prinz Eugen nur noch wenig von dem Beistande der Republik für diesen Krieg [1]).

Der Schwerpunkt ihrer Macht beruhete wieder ganz und gar auf der Flotte. Die größere schwerere Abtheilung derselben zählte 26 Linienschiffe, 3 Corvetten, 4 Galeoten und 8 Transportschiffe; die leichtere 15 Galeeren, 2 Galeassen, 3 Corvetten, 4 Galeoten und eine Anzahl kleinerer Schiffe. Dazu kamen dann noch die Hülfsgeschwader, 4 päpstliche, 5 maltesische, 2 florentinische Galeeren und 7 portugiesische Kriegsschiffe, über welche der Papst dem Malteser de Belle-Fontaine, einem hochbejahrten und vielfach bewährten Seehelden, den Oberbefehl übertragen hatte. Im Mai war diese ganze Seemacht bei Corfu vereiniget, und im Juni ging die schwere Abtheilung derselben, auf Betrieb des General-Capitäns Pisani, aber gegen Schulenburg's Rath, nach dem

1) Schulenburg's Leben, Bd. II, S. 98 und die Briefe Eugen's an den Feldmarschall: daselbst, S. 113. In einem derselben vom 20. März 1717 schrieb er: „Le détail des dispositions faites par la république me confirme toujours, qu'il n'y a pas beaucoup de diversion à esperer de sa part et que les armes de S. Maj. Impériale porteront tout le fardeau." Ebenso noch unter dem 23. Juni aus dem Lager vor Belgrad.

Archipel in See, um die osmanische Flotte aufzusuchen und wo möglich selbst in die Dardanellen einzulaufen und Constantinopel zu bedrohen. Bis dahin gingen wenigstens die sanguinischen Hoffnungen der kühnsten Capitäne, wie namentlich des Contreadmirals Lodovico Flangini. Sie wurden aber arg getäuscht.

Die feindliche Armata hatte, 46 Linienschiffe stark, unter den Befehlen des neuernannten Kapudan-Pascha, Ibrahim von Aleppo, die Dardanellen schon verlassen, als die Venetianer zwischen Lemnos und Imbros eintrafen. Muthvoll warfen sie sich dem überlegenen Feinde entgegen und errangen auch in einem dreimaligen Gefecht, am 12., 13. und 16. Juni, einige nicht unwesentliche Vortheile; allein ein bleibender Gewinn wurde dadurch nicht erzielt. Die Venetianer mußten sich mit empfindlichen Verlusten — Flangini befand sich selbst unter den Todten — am Ende doch nach Morea hin zurückziehen, während die Osmanen in dem Hafen von Salonichi eine sichere Stellung gewannen.

Zwischen Cap Matapan und der Insel Cerigo nahm dann der General-Capitän, welcher mit der leichteren Flotte gefolgt war, den Kampf mit dem Kapudan-Pascha, welcher Salonichi mit verstärkten Kräften verlassen hatte, nochmals auf; allein der Erfolg war noch ungünstiger. Nur mit Mühe entging die christliche Flotte einer gänzlichen Niederlage. Nach einem mehrstündigen unglücklichen Gefecht wurden die Schiffe durch heftige Stürme nach allen Weltgegenden hin verschlagen und fanden sich erst nach und nach wieder in Corfu zusammen. Zum Glück blieb der Kapudan-Pascha mit seinen Schiffen ruhig im Hafen von Koron liegen, bis ihn die Nachrichten aus Ungarn zur schleunigen Rückkehr nach den Dardanellen bewogen. Denn schon fürchtete man, daß er es auf eine Landung auf Zante, Cephalonia und Santa Maura abgesehen habe, wo die größte Bestürzung herrschte. Nur dem entschlossenen Widerspruche Schulenburg's war es zu danken, daß man nicht die eben erst neu errichteten Festungswerke von Santa Maura sogleich wieder in die Luft sprengte[1]).

1) Über diese Unternehmungen zur See ist am genauesten Diedo

Um nur das Jahr nicht ganz nutzlos verstreichen zu lassen, unternahm Schulenburg, welcher bereits seit dem April in Corfu verweilte, noch im Herbst mit 5000 M. von St. Maura aus einen Angriff auf Prevesa und Bonizza, welcher im vorigen Jahre mislungen war. Dieses Mal gelang er schnell und ohne große Schwierigkeiten. Prevesa capitulirte nach einer dreitägigen Beschießung am 22. October, Bonizza einige Tage nachher, zu Anfang November. Beide Plätze, in welchen sich ein reicher Vorrath von Munition und Proviant vorfand, erhielten sofort venetianische Besatzungen[1]).

In Dalmatien dagegen blieb der Feldzug auch in diesem Jahre auf die planlosen und wenig Gewinn bringenden Streifzüge der Morlachen beschränkt. Die einzige Erwerbung war dort die kleine Festung Imoschi an der Grenze der Herzegowina, welche nach hartnäckigem Widerstande capitulirte. Sogleich weiter in diese Provinz vorzudringen und die Hauptstadt Mostar anzugreifen, dazu fehlten die Mittel. Auch nach Albanien hin, wo man Scutari und das Seeräubernest Dulcigno im Auge hatte, wagte man, obgleich dort auf den Beistand einer kriegerischen und zum Abfall geneigten Bevölkerung zu rechnen war, aus gleichen Gründen nichts zu unternehmen. Endlich entschloß man sich noch zu einer Expedition gegen Antivari, wobei man vorzüglich auch auf die Hülfe der Montenegriner rechnete.

Zu diesem Zwecke waren schon Unterhandlungen mit dem Bischofe von Cettigne, einem unternehmenden und einflußreichen Manne (di spiriti inquieti, atto ad intraprendere ed a far eseguire qualunque azione da quelle popolazioni) angeknüpft worden. Es fand sich aber, daß ihm nicht recht zu trauen war. Denn er stand gleichzeitig auch im Solde des Zaar Peter, welcher ihm bei seiner Anwesenheit in Moskau ansehnliche Gelder und eine Menge goldener Denkmünzen

a. a. O., S. 140—147. Vergl. mit Schulenburg a. a. O., S. 108 fg.

1) Schulenburg's Leben, Bd. II, S. 103—107. Diebo, S. 147.

zur Vertheilung unter sein Volk gegeben hatte. Auch mit Prinz Eugen und dem Kaiserhofe hatte er sich bei seiner Durchreise durch Wien in Verbindungen eingelassen, die aber, wie der Verkehr mit Rußland, weiter nicht von Folgen gewesen waren[1]).

Der Anfang des Unternehmens, an welchem sich jener Bischof selbst betheiligte, war gleichwol glücklich. Die christliche Bevölkerung in der Umgegend von Antivari erhob sich, um für die Republik zu den Waffen zu greifen. Allein widrige Winde verzögerten die Landung des eigentlichen Belagerungscorps; und als sie endlich gelungen war, wurde die Belagerung, unter dem Befehle des Generals von Nostiz, so langsam und so ungeschickt betrieben, daß nicht nur das Feuer aus den wenigen Geschützen, welche man endlich in die Batterien gebracht hatte, völlig wirkungslos blieb, sondern auch der Pascha von Scutari Zeit behielt, mit einem Entsatzungscorps von 3000 M. herbeizueilen. Bei seinem Anblick ergriffen alle Eingeborenen, die sich noch im Lager befanden, aus Furcht vor der Rache der Türken, sofort die Flucht, und der General-Proveditore Mocenigo mußte froh sein, seine Truppen und sein Geschütz wenigstens noch glücklich wieder nach den Schiffen zu retten, welche am 27. October die Anker lichteten. General Nostiz mußte dafür am schwersten büßen. Denn ihm gab der General-Proveditore, um sich wahrscheinlich selbst zu decken, geradezu das Mislingen des Unternehmens Schuld. Er wurde also als Staatsgefangener nach Venedig

1) Die ersten Verbindungen zwischen Rußland und den Montenegrinern sind zu interessant, als daß wir nicht die Andeutungen, welche bei dieser Gelegenheit Diedo, S. 151 darüber gibt, hier wiederholen sollten. „Era creduto poco ben affetto alla Repubblica", sagt er von dem Bischof, „bensi propenso al Czaro di Moscovia, dal quale aveva ottenuto ne' primi movimenti denaro e medaglie d'oro per distribuire alle genti del Montenero. Ricercato da' popoli a dispensare i doni del Czar rispondeva: Essere pronto allorchè fosse da loro acclamato per Sovrano quel Principe ch'era deliberato di proporre a difesa della Religione e delle loro sostanze." Die Sache führte aber damals zu weiter nichts.

abgeführt, wo er zwar seine Freiheit, zugleich aber auch seine Entlassung aus venetianischen Diensten erhielt[1]).

Unter diesen Umständen mußte sich wol auch die Signorie dem Frieden geneigt zeigen, als der kaiserliche Hof ihren Gesandten zu Wien, Pietro Grimani, durch den Grafen von Sinzendorf von den Eröffnungen der Pforte in Kenntniß setzen ließ und die Vermittelung Englands und Hollands, jedoch nur in bedingter Weise, in Vorschlag brachte. Überhaupt waren die Forderungen des Kaisers im Anfang noch sehr hoch gestellt. Nicht nur, daß er unbedingt an dem „uti possidetis" festhielt, und folglich von einer Zurückgabe von Temeswar mit dem Banat und Belgrad mit Gebiet gar keine Rede sein konnte, verlangte er nun auch noch in einem Schreiben, welches Prinz Eugen am 15. Februar 1718 an den 1718
Großwesir richtete, „als Entschädigung für einen kostspieligen Krieg, den er nur zur Unterstützung seiner Bundesgenossen zu unternehmen gezwungen gewesen sei, und um die Grenzen der christlichen Welt gehörig sicher zu stellen" (pour garantir les frontières de la Chrétienté), ganz Bosnien, Servien auf dem rechten und die Walachei auf dem linken Ufer der Donau, und endlich alles Land zwischen der Moldawa und dem Dniester[2]).

Solche enorme Ansprüche erregten natürlich in Constantinopel und in Adrianopel, wo damals der Sitz der diplomatischen Intriguen war und die Vermittler, Graf Colyer und Sir Worthley Montague, von seiner geistreichen Gemahlin unterstützt, eine vielseitige Thätigkeit entwickelten[3]), den

1) Diedo a. a. O., S. 151 fg. Schulenburg's Leben, Bd. II, S. 110.

2) Text dieses Schreibens in der Hist. du Prince Eugène, T. V, p. 187.

3) Darüber gibt die besten, sehr ins Einzelne eingehenden, für das Allgemeinere aber weniger interessanten Aufschlüsse: Theyls, Mémoires curieux, von S. 310 an. Auch gehören die bekannten und oft gedruckten „Letters of Lady Mary Worthley Montague written during her travels in Europe, Asia and Africa", dieser Zeit an. Obgleich mehr der Schilderung der Sitten und des gesellschaftlichen Lebens gewidmet, lassen sie doch auch manchen tiefern Blick in das damalige politische Treiben an dem osmanischen Hoflager thun.

höchſten Unwillen. Der Sultan ſelbſt gerieth darüber in den äußerſten Zorn, und erklärte in der erſten Aufwallung, lieber wolle er Krone und Reich auf das Spiel ſetzen, als ſich zu einem Frieden verſtehen, welcher bis ans Ende der Tage ein Schandfleck ſeiner Regierung bleiben würde; er ſei entſchloſſen, mit ſeiner ganzen bewaffneten Macht ſelbſt ſofort wieder nach Ungarn aufzubrechen[1]). Und allerdings war es ſchon bezeichnend genug, daß Rakoczy, welcher um dieſe Zeit aus Frankreich in Gallipoli eingetroffen war, von der Pforte auf die ausgezeichnetſte Weiſe als Fürſt von Siebenbürgen empfangen wurde, und vom Sultan ſelbſt in feierlicher Audienz zu Adrianopel die erneuerte Verſicherung erhielt, daß er mit der höchſten Achtung der Pforte auch ihre unausgeſetzte Unterſtützung zu gewärtigen habe. Zugleich wurde ihm und ſeinem Bevollmächtigten Bercſenyi abermals erlaubt, Truppen anzuwerben. Und daß ſeine Freunde, die Franzoſen, nicht müde wurden, die Pforte zur Fortſetzung des Krieges aufzureizen, verſteht ſich von ſelbſt[2]).

Bis zu dieſem Äußerſten wollte man es nun aber doch von keiner Seite mehr kommen laſſen. Die Pforte war gar nicht in der Lage, den Krieg mit Nachdruck und Erfolg fortzuführen und die Drohungen des Sultans einigermaßen zur Wahrheit zu machen; und das Cabinet von Wien ſah ſich durch die jetzt eingetretenen Verwickelungen mit Spanien, welche den Wiederausbruch des Krieges in Italien unvermeidlich machten, veranlaßt und genöthiget, ſich nach dem Oriente hin etwas nachgiebiger zu beweiſen und ſeine urſprünglichen Anſprüche in Bezug auf die Bedingungen des Friedens mit der Pforte bedeutend herabzuſtimmen.

Es iſt bekannt, wie der damals allmächtige Miniſter König Philipp's V., Cardinal Giulio Alberoni, der unverſöhnlichſte und thätigſte Gegner des Kaiſerhauſes, das Feuer ſchürte, um der Krone Spanien zu ihrem alten Glanze

1) Hist. du Prince Eugène a. a. O., S. 187.

2) Theyls, S. 316, 318, 322 und 327. „On tachoit par les conseils du Prince Ragotsky et par les instigations de ses partisans François d'engager la Porte à continuer la guerre contre l'Empereur et contre les Venitiens.“

und zunächst wieder zu ihren verlorenen Besitzungen in Italien zu verhelfen. Die Nothwendigkeit, in welche sich der Kaiser durch den Türkenkrieg versetzt sah, seine besten Streitkräfte nach dieser Seite hin zu kehren, und mithin die Besatzungen zur Sicherung seiner italienischen Staaten auf das geringste Maß zurückzuführen, schien ihm nur eine Aufforderung mehr, in diesem Sinne einen kühnen Schlag zu wagen. Unter dem Vorwand, die Venetianer gegen die Türken zu unterstützen, gelang es ihm, mit besonderer Bewilligung des Papstes, welcher ihm ausdrücklich blos zu diesem Zwecke die Erhebung der geistlichen Zehnten zugestanden hatte, schon im Jahre 1717 eine ansehnliche Flotte aufzubringen, welche, weit entfernt, im Bunde mit den Venetianern die Sache der Christenheit gegen die Ungläubigen verfechten zu wollen, zum Erstaunen der ganzen Welt und zur bittersten Enttäuschung des päpstlichen Stuhles, geradezu auf Sardinien losging, angeblich um die Anerkennung des Herzogs von Savoyen als Königs von Sicilien durchzusetzen, welche der Wiener Hof verweigerte.

Als sie am 22. August vor Cagliari erschien, hatte der Vicekönig, Marquis von Rubbi, keine 3000 M. zur Vertheidigung der ganzen Insel unter den Waffen. Cagliari fiel daher ohne Widerstand, und noch vor Ausgang Octobers waren die Spanier Meister von ganz Sardinien. Unglücklicherweise war nun auch der Kaiser augenblicklich gar nicht einmal im Stande, seine Rechte und Ansprüche dort sogleich mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Denn aus den Erbstaaten und aus Ungarn konnten vorerst gar keine Truppen nach Italien geschickt werden, und diejenigen, welche dort vorhanden waren, reichten kaum hin, nothdürftig Neapel, Sicilien und Mailand zu decken, welche man nun ernstlich bedroht sah und in keinem Falle gänzlich entblößen durfte.

Die bittersten Vorwürfe an den päpstlichen Stuhl, welcher sich auf diese Weise, zum Ärgerniß der ganzen Christenheit und zum Nachtheil des Kaiserhauses, das dem Kriege gegen die Ungläubigen die schwersten Opfer bringe, habe hintergehen lassen, und dann der Versuch, die Vermittelung und eventuel die Hülfe Englands zu gewinnen, waren die ersten

Schritte, womit der Kaiserhof den weitern nachtheiligen Folgen dieses Gewaltstreichs entgegenwirken zu können meinte. Der Papst rechtfertigte sich so gut er konnte, beklagte selbst schmerzlich, daß sein Eifer für das Heil der Christenheit so schlecht belohnt werde (che le sue applicazioni per il bene della Christianità avessero mercede così infelice) und versprach, allen seinen Einfluß und seine geistliche Macht daranzusetzen, um den Hof von Madrid zur Umkehr zu bewegen. Und auch England erklärte sich nicht nur bereit, eine friedliche Ausgleichung des fatalen Streites zu vermitteln, sondern bot auch, als seine Bemühungen in dieser Richtung, bei den ungemessenen Anforderungen, auf welchen das spanische Cabinet beharrte, wenig Erfolg hatten, seine bewaffnete Intervention an. Die darüber schwebenden Verhandlungen hatten wenigstens den Vortheil, daß man Zeit gewann. Spanien ging vorerst nicht weiter vor, und der Kaiser konnte auf die unvermeidlichen Rüstungen zum Kriege in Italien und die definitive Anordnung seiner orientalischen Angelegenheiten desto besser Bedacht nehmen.

In Adrianopel kannte man diesen Stand der Dinge sehr wohl und wußte sich ihn bis zum letzten Stadium der Friedensverhandlungen zunutze zu machen. Es hieß dort schon — und spanische und französische Agenten mögen nichts versäumt haben, solchen Gerüchten bis in den Diwan und bis zu den Ohren des Großherrn Eingang zu verschaffen —, es werde demnächst ein spanischer Bevollmächtigter bei der Pforte erscheinen, um sich mit ihr über weitere gemeinschaftliche Schritte gegen den Kaiser zu benehmen; französische Handelshäuser zu Constantinopel seien bereits von Marseille aus angewiesen, ihn mit sehr bedeutenden Geldmitteln zu versehen[1]).

Während man also von beiden Seiten noch immer eine ziemlich kriegerische Haltung annahm, wurde das Friedenswerk unter der Hand, vorzüglich auch durch die fortgesetzten Bemühungen der Vermittler, nichtsdestoweniger mit Eifer betrieben. Von Seiten des Kaisers hatten die Anstalten zu einem dritten Feldzug ohnehin den Hauptzweck, den Frieden

1) Theyls, S. 327.

zu beschleunigen. Schon um die Mitte Mai rückten die kaiserlichen Truppen aus ihren Winterquartieren wieder nach dem Hauptlager bei Semlin, wo Prinz Eugen selbst am 8. Juni eintraf. Wäre es wirklich zur Fortsetzung des Krieges gekommen, so sollten Nissa, Widdin und Bosnien das nächste Ziel der kaiserlichen Waffen sein. Dagegen brachen der Großwesir und der Janitscharenaga erst zu Ende Juni mit etwa 100,000 M. von Adrianopel auf und rückten langsam gegen Nissa und Widdin vor. Der ganze Feldzug blieb aber hier auf einige Scheinbewegungen an der Donau, Save und Drina beschränkt, die den Abschluß des Friedens fördern sollten[1]).

Merkwürdigerweise nahm dieses Mal Venedig den Krieg noch wirklich ernstlich und hielt auch, ungeachtet seiner schwachen Mittel, aber nicht gerade zu seinem Vortheile, am längsten dabei aus. Die eigentliche Triebfeder dieser kriegerischen Anstrengungen der Republik, während bereits nicht ohne Aussicht auf Erfolg über den Frieden unterhandelt wurde, war Feldmarschall von der Schulenburg. Er wollte mit Ehren aus diesem Kampfe hervorgehen, und wenigstens noch einen seiner Lieblingsgedanken, die Eroberung des albanesischen Küstenlandes, verwirklicht wissen. Wie vor Zeiten Francesco Morosini seinen sterbenden Blick auf Negroponte gerichtet hatte, so hing sein klares Auge unverwandt an diesen Felsenufern von Albanien. Ihr Besitz erschien ihm zur Erhaltung dessen, was die Republik in der Levante noch gerettet hatte, namentlich der Inseln Corfu, Cephalonia, St. Maura und Zante, sowie der Festungen Butrinto, Parga, Prevesa und Bonizza, um so unerläßlicher, da auf eine Wiedererlangung, geschweige denn eine Erhaltung, ihrer ferner liegenden verlorenen Besitzungen, wie Candia und Morea, gar nicht mehr zu rechnen sei. Die Signorie, welcher Schulenburg in einer besondern Denkschrift das Nähere darüber mittheilte, billigte den Gedanken und übertrug ihm die Ausführung. Prinz Eugen dagegen schien ihn zu misbilligen[2]). Die Hauptsache blieb immer, ihn schnell ins Werk zu setzen.

1) Schels a. a. O., S. 130 fg.

2) Noch in einem Schreiben an den Feldmarschall aus Belgrad vom 11. Juli 1718, in Schulenburg's Leben, Bd. II, S. 134.

Da zeigten sich aber sogleich sehr erhebliche Schwierigkeiten. Wie immer, wurden die dazu erforderlichen Streitkräfte nicht ohne Mühe aufgebracht. Auf die Unterstützung der Flotte war dabei vorerst nur wenig zu rechnen. Denn sie hatte sich, unter den Befehlen des Contreadmirals Marc Antonio Diedo, bei Zeiten wieder nach dem Archipel begeben, wo sie in den Tagen vom 19. bis zum 22. Juli in mehreren heftigen, aber nutzlosen Gefechten mit der osmanischen Seemacht zwischen Cap St. Angelo und der Insel Cerigo sehr empfindliche Verluste erlitt, welche sie nöthigten, sich auf Zante zurückzuziehen, während der Kapudan-Pascha auf der Rhede von Modon vor Anker ging[1]). Nur das leichtere Geschwader, unter dem General-Capitän Pisani, leistete vom Anfang an einige Hülfe bei dem Feldzuge gegen Albanien. Die Landmacht, welche zu demselben nach und nach in Castel Nuovo zusammengezogen wurde, belief sich im Ganzen auf 8500 M. — Schulenburg hatte 10,000 M. verlangt —, 2000 Morlachen und eine Schaar Montenegriner, unter der Führung des oben bereits erwähnten Bischofs von Cettigne.

Noch war man aber gar nicht einmal über den Operationsplan einig, als sich endlich um die Mitte Juli diese Truppen zusammengefunden hatten. Schulenburg wollte zuerst Durazzo angreifen, von da aus auf Alessio, Skutari und Antivari losgehen, und endlich den Feldzug mit der Einnahme von Dulcigno beschließen. Er wurde aber von der Majorität der venetianischen Befehlshaber überstimmt. Sowol der General-Capitän Pisani, wie der General-Proveditore von Dalmatien Mocenigo und der außerordentliche Commissär der Regierung Vendramino, beharrten, ungeachtet aller gewichtigen Einwendungen Schulenburg's dagegen, bei ihrer Meinung, daß man vor Allem Dulcigno angreifen müsse. Nachdem daher endlich auch noch die Flotte im Hafen von Castel Nuovo eingetroffen war, erreichte man erst in der Nacht vom 23. Juli die Rhede von Dulcigno.

Seitdem verlief die ganze Unternehmung höchst unglück-

1) Diedo a. a. O., S. 162—164.

lich. Die Landung gelang zwar ohne besondere Schwierigkeiten und auch der untere Flecken wurde sogleich besetzt, aber gegen die auf einer hohen felsigen Halbinsel gelegene außerordentlich schwer zugängliche Burg richtete man so gut wie gar nichts aus. Man hatte noch keinen Schritt Terrain gewonnen, als am 1. August von Venedig der Befehl einlief, alle weitere Operationen in Folge des unterzeichneten Friedens sofort einzustellen. Der Seraskier, welcher in der Nähe den Oberbefehl führte, wollte aber von dem Abschluß des Friedens nichts wissen, und setzte, während über einen Waffenstillstand unterhandelt wurde, die Feindseligkeiten nach wie vor fort. Der Rückzug und die Einschiffung der Venetianer, überdies noch durch einen heftigen Sturm sehr erschwert, konnte daher nur unter unsäglichen Schwierigkeiten bewirkt werden. Unter beständigen Gefechten mit den nachsetzenden Feinden war es endlich am 11. August gelungen, noch Alles, Truppen, Geschütz und Rüstzeug, glücklich an Bord zu bringen. Zehn Tage später trafen die sämmtlichen Truppen über Castel Nuovo, wo die Walachen entlassen wurden, wieder in Corfu ein. Der Verlust, welchen man bei dieser nutzlosen Unternehmung zu beklagen hatte, belief sich auf etwa 1000 M., und trug daher nicht wenig dazu bei, die ohnehin nicht gerade sehr übertriebene Freude über den Abschluß des Friedens noch wesentlich zu verbittern [1]). Er war bereits am 21. Juli erfolgt, und es bleibt uns daher nun noch übrig, auf die nähern Umstände zurückzugehen, welche ihn herbeiführten und begleiteten.

Anfangs hatte die Pforte noch immer eine ziemlich hohe Sprache geführt. Sie glaubte, mit Rücksicht auf die oben berichteten Schwierigkeiten, in welche sie den Kaiser in Italien verwickelt sah, ihre Ansprüche so hoch wie möglich stellen zu müssen.

1) Am besten und ausführlichsten spricht über die verunglückte Unternehmung gegen Dulcigno Schulenburg selbst in seinem: „Journal du siège de Dulcigno et la Relation de la retraite faite par le Feld-Maréchal Comte de Schulenburg", in seinem „Leben", Bd. II, S. 138—150 vollständig gegeben, als Hauptbeleg zu der S. 117—132 vorhergehenden Erzählung. Übrigens Diedo a. a. O., S. 164—166.

Der Großwesir trug gar kein Bedenken, die Zugeständnisse, welche Mustafa-Pascha, der Statthalter von Belgrad, vorläufig in Bezug auf das „Uti possidetis" im Allgemeinen und die Abtretung von Belgrad mit einem umfassenden Gebiet im Besondern gemacht hatte, gänzlich zu desavouiren. Mustafa, erklärte er den Vermittlern, sei überhaupt niemals ermächtigt gewesen, dergleichen Friedensvorschläge zu machen; Belgrad müsse unter allen Umständen zurückgegeben werden; die Pforte habe auch nicht einmal eine andere Festung, welche sie dafür als Ersatz anbieten könne; lieber wolle sie daher nochmals Alles dem Geschick der Waffen überlassen, als diesen wichtigen Platz aufgeben. Auch wollte sie sich gar nicht auf einen längern Frieden, sondern nur auf einen Waffenstillstand von vier bis fünf Jahren mit dem Kaiser einlassen [1]).

Nur den energischen Vorstellungen der Vermittler, welche die Verhandlungen mit den osmanischen Bevollmächtigten erst zu Adrianopel und dann zu Tatar-Basardschik und Sophia fortsetzten, nach beiden Seiten hin war es zu danken, daß zu Ende März die Präliminarien wenigstens so weit als gesichert gelten konnten, daß das „Uti possidetis" von beiden Theilen unbedingt zur Grundlage des Friedens angenommen wurde, und der Kaiser die auf Servien, die Walachei, die Moldau und Bessarabien erhobenen Ansprüche unter der Hand wieder aufgab, während die Pforte sich geneigt zeigte, Belgrad abzutreten, und überdies versprach, Rakoczy fallen zu lassen und ihn und seine Anhänger fernerhin nicht mehr zu unterstützen. Er erhielt Befehl, sich bis zum Abschluß des Friedens ruhig in Adrianopel zu verhalten [2]).

Damit waren freilich noch beiweitem nicht alle Schwierigkeiten gehoben. Wie gewöhnlich stritt man noch lange über die Wahl des Ortes, wo der Friedenscongreß abgehalten werden solle, die Neutralität des dazu bestimmten Terrains, die von beiden Theilen in der Nähe und an den Grenzen

1) Theyls, S. 319—324. Verhandlungen des Grafen Colyer mit dem Großwesir.

2) Derselbe, S. 325—335: „La Porte était resolue de ne plus écouter les belles promesses du Prince Ragotzki et de ses partisans."

aufzustellenden Truppen, die Rangordnung der Bevollmächtigten und das zu beobachtende Ceremoniel hin und her. Endlich kam man überein, ein zu diesem Zwecke besonders abgestecktes neutrales Terrain zwischen Passarowicz und Nam, in der Nähe des Dorfes Luziza, zu wählen. Die Bevollmächtigten waren schon vorher ernannt. Von Seiten des Kaisers, welcher die oberste Leitung des Friedensgeschäfts dem Prinzen Eugen anvertraut hatte, der Feldzeugmeister und Hofkriegsrath Hugo Graf von Virmont und der Hofrath Michael von Talman; von Seiten Venedigs derselbe Cavaliere Carlo Ruzzini, welcher die Signorie schon in Carlowicz und Utrecht vertreten hatte, und für einen der gewandtesten und erfahrensten Diplomaten seiner Zeit galt; von Seiten der Pforte endlich der Silihdar Ibrahim, und der Aufseher der Artillerie, Mohammed Efendi, welchen dann noch der Hospodar der Walachei, Johann Maurokordato, jedoch mehr blos als Dolmetsch, beigegeben ward. Der in diplomatischen Geschäften bei der Pforte ergraute Graf Jakob Colyer vertrat Holland als Vermittler; der König von England hatte dieselbe außerordentliche Mission dem Sir Robert Sutton übertragen. Denn Sir Worthley Montague, welcher mannichfachen Anstoß gegeben hatte, war gleichzeitig schon wieder abberufen und in seiner Eigenschaft als Botschafter bei der Pforte von Sir W. Stanyan ersetzt worden. Ruzzini wurde von Vendramino Bianchi als Sekretär begleitet, welcher sich dann das Verdienst der genauesten Beschreibung dieses Friedenscongresses erworben hat [1]).

Die kleinlichen Äußerlichkeiten, welche, wie namentlich der Streit um die Gültigkeit der Vollmachten, nach dem Eintreffen der Gesandten die Eröffnung des Congresses beinahe noch einen Monat verzögerten, können wir füglich mit Stillschweigen übergehen. Sie fand endlich am Pfingstfeste, den 5. Juni, mit ungewöhnlichem Pompe statt. Sir Robert Sutton hielt die Eröffnungsrede. Das „Uti possidetis ita porro possi-

1) Vendramino Bianchi Istorica Relazione della Pace di Passarowiz, Padova 1719, womit jedoch immer noch Theyls, Mémoires curieux, p. 341 fg., als werthvolle Quelle zu vergleichen sind.

dealis" wurde hierauf sogleich nochmals als unabänderliche Grundlage des Friedensvertrages festgestellt und allseitig anerkannt, sowie sich auch die Pforte bereit erklärte, den Ansprüchen der Signorie von Venedig auf theilweise Zurückgabe der gemachten Eroberungen oder entsprechenden Ersatz gerecht zu werden.

Um so auffallender mußte es da freilich sein, daß die kaiserlichen Bevollmächtigten gleich in einer der ersten Conferenzen nochmals mit ihrem Verlangen der Abtretung von ganz Servien, der Walachei und der Moldau hervortraten, indem sie dem „Uti possidetis" eine allerdings sehr weite Anwendung und Geltung geben wollten. Sie behaupteten nämlich, daß ganz Servien, mit den Städten Nissa, Widdin, Nova-Basar und Skopia, zu Belgrad und Semendria, die Walachei und die Moldau dagegen zu Ungarn, Siebenbürgen und dem Banat von Temeswar gehören [1]). Diese sonderbare Auslegung des „Uti possidetis" brachte sowol die osmanischen Bevollmächtigten, wie auch die Vermittler in die äußerste Verlegenheit. Die letzteren, welche dadurch das ganze Friedenswerk auf die bedenklichste Weise gefährdet sahen, boten sogleich Alles auf, eine beiden Theilen genügende Ausgleichung herbeizuführen. Es wurde darüber lange zwischen Passarowicz, Wien und Adrianopel, mit Prinz Eugen und dem neuernannten Großwesir Ibrahim, welcher nichts sehnlicher wünschte, als den Frieden, aber auch im äußersten Falle nicht vor der Nothwendigkeit zurückschreckte, die Ehre und die Interessen der Pforte nochmals mit den Waffen zu vertreten [2]), hin und her verhandelt.

1) Theyls, S. 351 fg. und 358 fg.

2) Diese Gesinnung des Großwesirs spricht sich am deutlichsten in einem sehr bestimmt und würdig gehaltenen Schreiben desselben an den Grafen Colyer vom 15. Juni aus, bei Theyls, S. 361—364. Weitere ungemessene Übergriffe der Kaiserlichen wollte er in keinem Falle mehr zugeben; im Übrigen stellte er Alles der Gnade des Himmels anheim. Sehr schön sagt er in dieser Beziehung unter Anderm: „Ce puissant Empire trouvera en Dieu un secours dont nos vices nous avoient rendus indignes. Si l'Empire Romain a remporté sur nous quelqu' avantage, Dieu est misericordieux, il n'y a plus d'orgueil

Vorzüglich auch den umsichtigen Bemühungen des holländischen Gesandten zu Wien, Herrn Hamel-Bruininx, war es zu danken, daß er nach mehreren Conferenzen mit dem Canzler Grafen von Sinzendorf das kaiserliche Cabinet zu gemäßigteren Ansprüchen herabstimmte. Man wollte sich, um wenigstens das Princip seiner ursprünglichen Forderungen nicht ganz aufzugeben, mit einem einzigen Ort in Servien, der Festung Sitnitza, über den wirklichen Bestand des „Uti possidetis" hinaus begnügen. Aber auch darauf glaubte die Pforte nicht eingehen zu dürfen. Die Besorgnisse wegen des Krieges in Italien auf der einen Seite, und die entschlossene Haltung des Großwesirs auf der andern thaten das Übrige [1]). Der Kaiser ließ endlich Servien, die Walachei und die Moldau ganz fahren, sodaß man zu Ende des Monats Juni nur noch die Grenzen näher zu bestimmen und die übrigen Nebenpunkte genauer zu reguliren hatte.

Unter diesen letzteren betraf einer der wichtigeren das gleich zu Anfang des Congresses von den kaiserlichen Bevollmächtigten gestellte Verlangen, daß die Pforte Rakoczy und seine Anhänger, namentlich Bercsenyi, Anton Esterhazy, Forgatsch, Czaki u. s. w., welchen sie, dem Vertrage von Carlowicz zuwider, ihren Schutz angedeihen lasse, gefesselt in die Gewalt des Kaisers liefere, damit ihnen die gebührende exemplarische Bestrafung zu Theil werde (pour être punis exemplairement). Die osmanischen Bevollmächtigten hielten sich damals nicht für berufen, darüber eine Entscheidung zu treffen, und hatten die Sache an die Pforte selbst verwiesen. Jetzt nun erklärte sich der Großwesir auf das Bestimmteste gegen die Auslieferung, als eine der Ehre des osmanischen Reiches zuwiderlaufende Zumuthung. „Weil die Pforte Rakoczy unter ihren Schutz genommen hat", schrieb er an die Vermittler, „so ist es für sie eine Ehrensache, nicht zu dulden,

en nous, et fondez sur notre repentir et sur nos prières nous esperons en lui."

1) Entscheidend war hierfür ein zweites sehr ausführliches Schreiben des Großwesirs an die Vermittler vom 18. Juni, worin er die Unhaltbarkeit der übertriebenen Forderungen der kaiserlichen Bevollmächtigten mit schlagenden Gründen nachwies, bei Theyls, S. 367—373.

daß man ihm ein einziges Haar krümme“ [1]). Der Kaiser beharrte hierauf auch auf diesem Punkte nicht länger.

Der Antrag seiner Bevollmächtigten, auch Polen mit in den Frieden einzuschließen, war, auf einige Einwendungen der Pforte, schon vorher wieder aufgegeben worden. Dagegen setzten die kaiserlichen Unterhändler die Verlängerung der Dauer des Friedens bis auf 24 Jahre durch, während die Pforte dieselbe auf 15 Jahre beschränkt wissen wollte. Auch bot sie bereitwillig die Hand zur Vereinbarung eines besondern Handelsvertrages, welcher gleichfalls zu Passarowicz von den damit beauftragten Commissären, Feisullah Efendi und dem vormaligen kaiserlichen Residenten Fleischmann, zustande gebracht wurde [2]).

Endlich wurde auch noch, vorzüglich auf Betrieb der kaiserlichen Bevollmächtigten, dem Streite um die den Venetianern zu bewilligende Entschädigung ein Ziel gesetzt, aber nicht gerade zum Vortheil der Signorie. Man machte sich, wie es scheint, wenig Gewissen daraus, sie nicht sehr glimpflich zu behandeln und gleichsam dem hergestellten Frieden zum Opfer zu bringen. Ihre Ansprüche auf Entschädigung gründete sie auf die Behauptung, daß der Krieg gegen sie von der Pforte gegen Fug und Recht begonnen worden sei; und sie waren insofern, wie gesagt, auch selbst von der Pforte im Allgemeinen als richtig und zulässig anerkannt worden. Jetzt verlangte nun Ruzzini nicht nur die Zurückgabe von Suda, Spinalonga, Tine und Cerigo, sondern auch als Ersatz für Morea, wenn man sich zu dessen Räumung einmal nicht mehr verstehen wolle, zu den bereits eroberten Orten, Butrinto, Prevesa und Vonitza, noch Skutari, Dulcigno und Antivari in Albanien [3]).

Damit konnte er aber durchaus nicht durchdringen. Die Pforte wollte sich zu weiter nichts verstehen, als zu der Abtretung der beiden kleinen Inseln Cerigo und Cerigotto, und zwar auch nur als Ersatz für den ihr zu überlassenden freien

1) Theyls, S. 350 und das Schreiben des Großwesirs vom 18. Juni, daselbst, S. 368 und 370.

2) Derselbe, S. 359, 374, 375.

3) Diedo, S. 161. Theyls, S. 356.

Weg aus Bosnien nach Ragusa, mit den an demselben gelegenen drei Palanken, welche noch im Besitz der Venetianer waren. Im Übrigen bot sie als Entschädigung die Herabsetzung der Einfuhr- und Ausfuhrzölle von fünf auf drei Procent, wodurch der Republik ein jährlicher Gewinn von 3 bis 400,000 Gulden erwachsen werde. Die Signorie war nicht in der Lage, dagegen weitere Einwendungen zu machen, und mußte sich zur Unterzeichnung des Friedensvertrags unter diesen Bedingungen bequemen [1]). Sie fand endlich, nach Erledigung der gewöhnlichen Förmlichkeiten, zugleich mit der des kaiserlichen Friedensinstruments, unter großen Feierlichkeiten am 21. Juli 1718 statt. Die Gesandten besiegelten das glücklich vollbrachte Werk durch den üblichen diplomatischen Friedenskuß, und eine dreimalige Salve von 3000 M. kaiserlicher Truppen und 200 Janitscharen, welche vor dem Conferenzzelte aufgestellt waren, trug die frohe Kunde des großen Ereignisses sofort in weite Ferne [2]).

Die Festsetzung der Grenzen und des ferneren Besitzstandes bildete natürlich den Hauptinhalt beider Friedensurkunden. Von den 20 Artikeln, aus denen der mit dem Kaiser vereinbarte Vertrag bestand, waren die sieben ersten blos diesem Gegenstande gewidmet [3]). Ihnen zufolge sollte fernerhin die Aluta nach der Walachei hin die Grenzscheide zwischen dem kaiserlichen und osmanischen Gebiet bilden. Vom Einfluß der Aluta in die Donau lief die Grenze dann weiter längs des letztgenannten Stromes bis 10 Stunden hinter der Mündung des Timok gegen Orsowa hin, und wandte sich von da ab am Gebirge in südlicher Richtung nach Parakin und der kleinen Morawa und der Drina. Mithin verblieben Belgrad, Parakin, Istolaz, Csacsak, Bedka und Belina mit Gebiet dem Kaiser, Zokol und Rasna dagegen dem Sultan. Weiterhin wurden alle an der Save gelegenen offene und befestigte Orte, und endlich am rechten Ufer der

1) Theyls, S. 373—377.

2) Derselbe, S. 378.

3) Er findet sich vollständig bei Katona, T. XXXVIII, p. 371—390; auch in Rousset, Les Intérêts présens et les pretentions des puissances de l'Europe, à la Haye 1736, T. III, p. 187 fg.

Unna noch Jessenowiz, Dubiza, Alt- und Neu-Novi dem Kaiser zugesprochen. Die nähere Abgrenzung wurde besonderen Commissionen vorbehalten, und die Unterhaltung der Grenzfestungen und die Anlage offener Orte in ihrer Nähe beiden Theilen gleichmäßig gestattet.

Die übrigen Artikel des Vertrags stimmten im Wesentlichen mit den Bestimmungen des Friedens von Carlowicz überein, namentlich in Betreff der Sicherheit und der etwaigen Ruhestörungen durch gegenseitige Übergriffe an den Grenzen, des den katholischen Geistlichen im Allgemeinen und den Wächtern des Heiligen Grabes zu Jerusalem im Besondern zu gewährenden Schutzes, und der Freilassung oder Auswechselung der Gefangenen. In letzterer Beziehung wurde ausdrücklich festgesetzt, daß der noch in der Gefangenschaft in Siebenbürgen befindliche Woiwode der Walachei Nikolaus Maurokordato mit seinen Söhnen und seinem Gefolge gegen die beiden in den Sieben Thürmen zu Constantinopel schmachtenden kaiserlichen Generale Baron von Petrasch und Baron von Stein ausgewechselt werden solle (Art. 12). Die unter ihrem Schutze stehenden ungarischen Flüchtlinge, wie namentlich Rakoczy, Bercsenyi, Anton Esterhazy, Forgatsch, Adam Wai, Michael Czaki u. s. w., verpflichtete sich die Pforte von den Grenzen fern zu halten und nach entlegeneren Orten zu verweisen, wohin aber ihren Gemahlinnen ihnen zu folgen gestattet sein sollte (Art. 15).

Polen wurde zwar nicht mit in den Frieden eingeschlossen; es sollte ihm aber unbenommen sein, seine etwaigen Beschwerden wegen Choczim und anderer Streitpunkte schriftlich oder durch Gesandte bei der Pforte anzubringen (Art. 16). Die Freiheit und Sicherheit des Handelsverkehrs wurde hier nur im Allgemeinen festgestellt und gewährleistet, dabei aber ausdrücklich zugesagt, daß den Seeräubereien sowohl der Barbaresken von Algier, Tunis und Tripolis, als auch der Dulciginoten ernstlich Einhalt gethan werden solle (Art. 13). Weitere Bestimmungen hierüber blieben dem besondern Handelsvertrage vorbehalten.

Die Ratification des Friedensvertrags sollte binnen Monatsfrist, und seine Bestätigung durch die üblichen Großbot-

schaften im nächsten Frühjahre stattfinden. Die Gültigkeit desselben wurde schließlich auf 24 Mondjahre (annos lunares) festgesetzt, vor deren Ablauf beiden Theilen der Antrag auf Verlängerung frei stehen sollte. Die Tataren sollten streng an die Bestimmungen dieses Friedens gebunden sein und sich aller weitern Feindseligkeiten und Übergriffe zu enthalten haben (Art. 20).

Sechs Tage später, am 27. Juli, wurde dann auch sogleich der erwähnte Handelsvertrag, ebenfalls in 20 Artikeln, unterzeichnet [1]). Gegen einen Ein- und Ausfuhrzoll von drei Procent wurde dadurch den Unterthanen des Kaisers der freie Handel nach allen Theilen des osmanischen Reiches, auch auf der Donau und nach den Häfen des Schwarzen Meeres hin, der Krim, Trapezunt und Sinope, gestattet. Das Hafengeld beim Einlaufen der Schiffe (Selamet) wurde ein für

1) Nur im Auszug bei Katona a. a. O., S. 392; vollständig bei Rousset a. a. O., S. 525—531. Übrigens hatte bereits vor 50 Jahren Graf Leslie, bei Gelegenheit seiner Großbotschaft vom Jahre 1665, den Versuch gemacht, eine Gesellschaft für den Handel auf der Donau nach dem osmanischen Reiche ins Leben zu rufen. Die Pforte scheint damals dem Plane keine Hindernisse in den Weg gelegt zu haben. Allein die Ausführung scheiterte an der Schwierigkeit des Unternehmens selbst. Valiero, Guerra di Candia, p. 623 bemerkt darüber Folgendes: „Offerse il Conte di formare una Compagnia, che per il Danubio incaminasse un florido negotio nell 'Imperio Turchesco, e particolarmente ogni sorte di Minerali de' quali i Turchi tengono bisogno. Ma ciò non hebbe effetto, si perche molti di questi sono condotti per via del mare dagl' Inglesi con maggior utilità, si perche il viaggio, che à seconda del fiume riesce facilissimo, per il ritorno è quasi inpraticabile, onde le merci, che s'havessero da ritrarre, essendo tutte e di peso e d'imboglio, la spesa della condotta per terra distruggeva tutto l'avvantaggio, e per questo bisognava che cadesse il progetto, non applicandosi i Mercanti si non quando vedono la facilità e l'interesse." Dagegen hatte sich wahrscheinlich um dieselbe Zeit schon eine „Wienerische Orientalische Compagnie" für den Landhandel mit dem osmanischen Reiche gebildet, welche namentlich zu Belgrad, damals einem Hauptstapelplatze des deutschen und italienischen Handels nach dem Orient, wo auch ein kaiserlicher Consul residirte, ansehnliche Geschäfte machte. Vergl. Benaglia, Ausführliche Reißbeschreibung. Frankf. 1687, S. 28.

alle Male auf 300 Aspern festgesetzt. Alle übrigen Belästigungen mit Steuern und Abgaben sollten dagegen für immer ein Ende haben (Art. 1—3).

Zur Sicherheit der Kaufleute aus den kaiserlichen Staaten und ihrer Handelsgeschäfte wurde dem Kaiser ferner gestattet, in allen Hafen- und Handelsplätzen des osmanischen Reiches Consuln, Viceconsuln, Agenten, Factoren und Dolmetscher anzustellen, welche ihre Interessen wahrnehmen und zugleich ihren localen Gerichtsstand bilden sollten. Zu diesem Zwecke wurden diesen Consuln und Handels-Agenten dieselben Rechte und Privilegien zugestanden, deren sich bereits die Beamten dieser Klasse von andern befreundeten Nationen zu erfreuen hatten, namentlich auch die freie Religionsübung innerhalb ihrer Behausung (Art. 5). Dagegen sollte es aber auch der Pforte zustehen, zur Sicherheit und zur Wahrung der Interessen ihrer Unterthanen und Kaufleute in den Staaten des Kaisers Consuln oder Sachwalter, Schabender genannt (Procuratores vulgo Schahbender dictos) zu ernennen, namentlich für Wien, ein Zugeständniß, auf welches der kaiserliche Hof nur ungern einging, und das auch später, wie wir sehen werden, allerhand Mißhelligkeiten veranlaßte (Art. 6).

Kaiserliche Kauffahrer können wegen der Seeräubereien der Malteser und anderer christlichen Piraten nicht belangt oder zu Schadenersatz gezwungen werden; auch dürfen sie nicht wider Willen zum Transport osmanischer Truppen und anderer zum öffentlichen Dienste gehöriger Gegenstände gebraucht werden (Art. 9 und 11). Der unbefugten Einmischung jüdischer Mäkler, Sensalen oder Unterhändler, welche, wie wir seiner Zeit gesehen haben, schon seit dem 16. Jahrhundert den venetianischen Levantehandel so sehr benachtheiligt hatte [1]), sollte durch strenge Bestrafung der Schuldigen vorgebeugt werden (in aliorum exemplum severissime puniantur, Art. 14). Persischen Kaufleuten sollte der Durchzug durch das osmanische Reich nach den kaiserlichen Staaten hin und zurück gegen einen Durchgangszoll von fünf Procent freistehen (Art. 19). Das waren die wesentlichen Bestimmungen dieses Handels-

1) Vergl. Band III, S. 454 und Bd. IV, S. 287 fg.

vertrags, welche sich zum Theil auch in dem Friedensvertrage der Venetianer wiederfinden.

Die ersten und wichtigsten Artikel des letztern [1]) betrafen gleichfalls die Abgrenzung und den zukünftigen Besitzstand. Der Verlust von Morea, Tine, Suda und Spinalonga wurde, wie es scheint, stillschweigend als eine vollendete Thatsache angenommen. Wenigstens wird in dem Vertrage davon gar nichts erwähnt. Dagegen sollten der Signorie verbleiben: Imoschi an der Grenze der Herzegowina, in Albanien und Dalmatien Iscovaz, Sternizza, Unista, Rolek, Erkano und mehrere kleinere Palanken und Hochwachten, dann ferner weiter nach Süden hin die Festungen Butrinto, Prevesa und Bonizza, und endlich die beiden Inseln Cerigo und Cerigotto, wogegen sie sich noch zur Abtretung von Popovo mit den drei Palanken Zarine, Ottovo und Zubzi, auf dem Wege von Bosnien nach Ragusa, verstehen mußte. Zu den ihr überlassenen Orten erhielt die Signorie überall ein Gebiet von einer Stunde im Umkreis, nach noch näher zu bestimmender Abgrenzung (Art. 1—5).

Sonst enthielt der Vertrag sehr wenig, was nicht schon in allen früheren Capitulationen zwischen der Signorie und der Pforte, namentlich in dem Frieden von Carlowicz, enthalten gewesen wäre. Neu war eigentlich nur noch die Herabsetzung der Zölle von fünf auf drei Procent (Art. 25). Im Übrigen scheint die Ängstlichkeit, mit welcher man auf der Wiederholung aller frühern Bestimmungen hinsichtlich der Sicherheit an den Grenzen, der Freiheiten und Privilegien für den Handelsverkehr und die Religionsverhältnisse venetianischer Unterthanen, der Maßregeln gegen die Seeräuberei der Barbaresken und der Uscignioten, endlich der Stellung und der Vorrechte des Bailo zu Constantinopel (Art. 14), bestehen zu müssen glaubte, nur zu beweisen, wie sehr die Signorie jetzt schon ihren Einfluß bei der Pforte gefährdet sah, und wie angelegentlich sie darauf Bedacht nahm, aus

1) Den venetianischen Friedensvertrag gibt im lateinischen Original Rousset a. a. O., S. 196—205, in italienischer Übersetzung mit den Ratificationsurkunden der Signorie und der Pforte: Cappelletti Storia della Repubblica di Venezia. Vol. XI, p. 188—213.

diesem Schiffbruche zu retten, was überhaupt noch zu retten war, und sich wenigstens formell wieder in den Besitz der alten, fast schon gänzlich verscherzten Vorrechte zu setzen, auf welchen vor Zeiten ihre bedeutende Stellung bei der Pforte beruhte.

In einer ausdrücklichen Separaterklärung wurde schließlich noch zu erkennen gegeben, daß das Bündniß zwischen dem Kaiser, der Signorie und Polen, zum Zwecke gemeinschaftlicher Vertheidigung gegen etwaige Angriffe der Pforte auf einen oder den andern der Bundesgenossen, auch noch fernerhin fortbestehen und für alle Zeiten bei Kraft bleiben solle [1]).

Die Ratification sämmtlicher Verträge erfolgte ohne weitere Schwierigkeiten zur festgesetzten Frist. Zu Ende August verließen sämmtliche Bevollmächtigte, nach vollzogener Auswechselung der Friedensurkunden, den Ort des Congresses, worauf auch die beiderseitigen Truppen zurückgezogen wurden. Prinz Eugen verweilte noch bis gegen Ende des Jahres in Ungarn, um selbst für die Vertheilung der Besatzungstruppen, die zweckmäßige Vertheidigung des Landes, und vor Allem die Wiederherstellung der Festungswerke der wichtigsten Grenzplätze zu sorgen. Belgrad und Orsowa erhoben sich bald aus ihren Trümmern als zwei der bedeutendsten Hochwachten des erweiterten Kaiserreichs gegen die Macht der Osmanen, welche für uneinnehmbar galten [2]).

1) Im lateinischen Original bei Katona a. a. O., S. 391; italienisch mit der Bestätigung der Vermittler bei Cappelletti a. a. O., S. 208. Als Zweck dieses „foedus perpetuum" wurde hier wörtlich festgesetzt: „ut, si unus vel alter separatim aut omnes horum confoederatorum simul ab imperio Ottomanico, quocumque modo et tempore, bello petiti et lacessiti forent, omnibus et singulis pro communi defensione, terra marique, in arma concurrere, et mutua sibi auxilia ferre fas sit."

2) Hist. du Prince Eugène, T. V, p. 202: „Orsowa devint par ses soins une Place presq' imprenable; et Belgrade, graces à la connoissance profonde que ce Prince avoit de l'art de fortifier les Places, a été regardée jusqu'à présent comme une Forteresse inexpugnable."

Das Abgrenzungsgeschäft verzog sich zwar noch bis in das nächste Jahr hinein, kam aber am Ende doch ohne besondere Schwierigkeiten zu Stande. Auch verlief dieses Mal der Wechsel der Großbotschafter in herkömmlicher Weise. Von Seiten der Pforte wurde der erste Bevollmächtigte beim Friedenscongreß, der zum Beglerbeg von Rumili erhobene Ibrahimpascha, von Seiten des Kaisers Graf von Virmont mit dieser außerordentlichen Mission betraut. Beide Gesandtschaften wurden mit ungewöhnlichem Glanze ausgestattet und hatten sich in Wien und Constantinopel, wo sie im August 1719 eintrafen, gleich ausgezeichneten Empfanges 1719
zu erfreuen. Sowohl die Zahl ihres Gefolges als auch der Reichthum ihrer Geschenke übertraf Alles, was man in dieser Art bis dahin gesehen und erlebt hatte. Bei dem Einzuge des osmanischen Botschafters in Wien zählte man nicht weniger als 763 Personen, 645 Pferde, 100 Maulthiere und 180 Kameele. Dagegen nahm man dieses Mal auch gar keinen Anstand, dem Grafen von Virmont den Einzug in Constantinopel mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen zu gestatten [1]).

Auch sonst zeigte sich die Pforte jetzt ziemlich willfährig gegen den kaiserlichen Botschafter. Zeiten und Verhältnisse hatten sich schon gewaltig geändert. Unter Anderm setzte es Graf Virmont, welcher namentlich für die katholischen Christen in Jerusalem und auf Chios wieder mehrere wesentliche Begünstigungen erhielt, nun auch durch, daß Rakoczy nach Rodosto, und seine Anhänger theils in entferntere europäische

1) Historische Beschreibung der letzten Gesandtschaft an den türkischen Sultan, so Ihro R. K. und Königl. Katholische Majestät durch Herrn Dammian Hugo Grafen von Wirmondt verrichten lassen. Aus den Nachrichten Herrn Gerhardt Cornel von der Driesch, Sekretarii Domestici und Historici bei gedachter Gesandtschaft gezogen. Augsburg 1722. S. 148 fg. In diesem weitschweifigen Werke findet man abermals Alles mit der beliebten Langweiligkeit hererzählt, was bei dergleichen Botschaften vorzukommen pflegte. Auch über den Einzug des osmanischen Großbotschafters zu Wien gibt es mehrere dergleichen Specialschriften, zum belehrenden Studium für Ceremonienmeister ganz besonders zu empfehlen. Vollständige Verzeichnisse der beiderseitigen Geschenke gibt Hammer, O. G., Bd. VII, S. 567—572.

Statthalterschaften, theils nach Kleinasien verwiesen wurden. Rakoczy traf also im Wesentlichen dasselbe traurige Geschick, welchem nach dem Frieden von Carlowicz Emerik Tököly erlegen war [1]).

Da sich Niemand mehr seiner annahm, war auch in Passarowicz von seinen Ansprüchen weiter gar keine Rede gewesen. Ebenso wenig wollte es ihm gelingen, sie später noch auf irgend ersprießliche Weise geltend zu machen, obgleich er es an fortgesetzten Machinationen in diesem Sinne nicht fehlen ließ. Er unterhielt beständig seine Agenten in Ungarn und bei der Pforte. Allein während sich diese mit ihm auf nichts mehr einlassen wollte, wurden auch alle seine Schritte von den kaiserlichen Kundschaftern belauert. Sein Beichtvater, ein Jesuit, stand im Solde des kaiserlichen Residenten, und man war daher von Allem, was er im Schilde führen mochte, immer sehr wohl unterrichtet. Mit einem mäßigen Tagegelde der Pforte, welches nach und nach bis auf 74 Piaster erhöht wurde, schleppte er also sein trostloses Dasein zu Rodosto noch 17 Jahre hin, bis er dort endlich im April 1735 plötzlich starb. Die meisten seiner Anhänger waren schon vorher im Elend verkommen und zu Grunde gegangen, wie namentlich Bercsenyi, welcher in der Jesuitenkirche zu Galata seine letzte Ruhestätte gefunden hatte.

Viel that und erreichte Graf Virmont auch in Bezug auf die Freilassung und die Auswechselung der Gefangenen, sowie überhaupt sein fast einjähriger Aufenthalt in Constantinopel, während welches er sich wiederholter Beweise des besondern Wohlwollens der Pforte zu erfreuen hatte, auch insofern kein unfruchtbarer war, als er die Überzeugung mit hinwegnahm, daß es dem Sultan mit der Beobachtung und Erhaltung des Friedens wirklich Ernst sei. In diesem Sinne hatte derselbe auch den Generalstaaten für ihre erfolgreiche Vermittelung in einem besondern Schreiben seinen aufrichtigen Dank ausgesprochen [2]). Graf Virmont traf, mit

1) Vergl. oben S. 217 fg.

2) Gegeben von Theyls, S. 389.

Ehren und Geschenken überhäuft, erst im Juli 1720 wieder in Wien ein [1]). 1720

Nicht ganz so leicht wurden die nachträglichen Geschäfte mit der Signorie von Venedig aufs Reine gebracht, zu deren Erledigung sich der Unterzeichner des Friedens, Carlo Ruzzini, selbst als außerordentlicher Gesandter nach Constantinopel begab. Sowol wegen der Abgrenzung, als auch wegen der Auswechselung der Gefangenen erhob die Pforte neue und unerwartete Schwierigkeiten. Sie konnten nur dadurch gehoben werden, daß, was den ersten Punkt betrifft, die Signorie noch nachträglich auf die Hochwacht von Rolock mit Gebiet an der Grenze von Albanien, und eine Landspitze bei Prevesa Verzicht leistete, und sich vorläufig mit der Freilassung der vornehmeren venetianischen Gefangenen begnügte, welche ohne die Vermittelung des britischen und des holländischen Gesandten auch noch nicht einmal zu erlangen gewesen wäre [2]).

Dann richtete Ruzzini seine Aufmerksamkeit und seine Thätigkeit vorzüglich auf die Sicherung der Handelsinteressen der Republik, welche fortwährend nur zu sehr durch die Räubereien der Barbaresken gefährdet waren. Separatverträge mit Algier, Tunis und Tripolis hatte die Signorie bis dahin noch nicht erlangen können, und auch jetzt blieben die leidigen Befehle der Pforte an die respectiven Regierungen jener Staaten fast die einzige schwache Schutzwehr des venetianischen Levantehandels. Auch war es fast nur ein Nothbehelf, daß eine eingebildete Grenzlinie festgesetzt wurde, welche sich von den Jonischen Inseln über Modon durch den Archipel nach Candia, Cypern und der syrischen Küste hinzog, innerhalb welcher Behelligungen venetianischer Kauffahrer in keiner Weise geduldet werden sollten. Noch während darüber in Constantinopel mit Ruzzini unterhandelt wurde, kam es aber im Golf und an der Küste von Albanien schon wieder zu bitteren Händeln mit den Corsaren [3]).

1) Alles sehr ausführlich bei Driesch, welcher auch die Rückreise Tag für Tag beschrieben hat.

2) Diedo a. a. O., S. 171 fg.

3) Derselbe, S. 173—175.

Indeſſen erhielt am Ende auch Ruzzini von dem Großweſir die tröſtliche Verſicherung, daß es die Pforte mit dem hergeſtellten Frieden redlich meine, und daß ſie die Dauer deſſelben für alle Zeiten ſehnlich wünſche (che voleva pace perpetua et intelligenza sincera con la Repubblica). Er wurde, nachdem er noch bei den Feſtlichkeiten, welche damals auf Veranlaſſung der Beſchneidung der vier Söhne des Großherrn Conſtantinopel 14 Tage lang in Jubel verſetzten (September 1720), mit beſonderer Auszeichnung behandelt worden war, und kurz vor ſeiner Abreiſe auch noch die theilweiſe Befreiung der venetianiſchen Gefangenen durchgeſetzt hatte, in allen Ehren entlaſſen, indem er dem in alle Rechte und Würden der früheren Zeiten wiedereingeſetzten Bailo Giovanni Emo die weitere Sorge für die noch nicht ganz erledigten Geſchäfte und die Wahrung der Intereſſen der Republik in der Zukunft überließ [1]).

Wie ſehr hatten ſich nun aber die Verhältniſſe geändert, und wie mußte in Folge deſſen auch die Stellung dieſes Bailo eine ganz andere werden! Der letzte Krieg und der Friede von Paſſarowicz hatten in der That der Macht Venedigs im europäiſchen Oriente vollends den Todesſtoß verſetzt. Alle ſeine ſchönen und reichen Beſitzungen jenſeits der ioniſchen Gewäſſer waren unwiederbringlich verloren. Die unbedeutende Inſel Cerigo bildete jetzt den äußerſten kaum haltbaren Vorpoſten des venetianiſchen Gebiets nach der Levante hin. Dagegen hatte die Signorie in Dalmatien und Albanien allerdings einige neue Erwerbungen gemacht, welche für eine beſſere Abgrenzung und eine zweckmäßigere Vertheidigung dieſer Landſchaften und der benachbarten großen Inſeln von entſchiedener Wichtigkeit waren. Aber was half das am Ende der Republik, welche gar nicht einmal mehr die Mittel hatte, den Beſitz dieſer Eroberungen für eine fernere Zukunft zu ſichern!

1) Diedo, S. 176—178: „L'Ambasciador Ruzini prese le mosse verso la Patria, lasciando al Bailo Emo la cura di perfezionare gli affari, che già incamminati non erano per anco giunti all' intiero lor fine."

Selbst das militärische Genie eines Schulenburg, welcher der Signorie nach dem Frieden noch 29 Jahre, bis zu seinem im Jahre 1747 erfolgten Tode, seine Dienste widmete [1]), war nicht im Stande, den Anforderungen zu genügen, welche in dieser Beziehung durch die Macht der Verhältnisse an die Signorie gestellt wurden. Die vortrefflichen Pläne, welche er über ein vollständiges und nachhaltiges Vertheidigungssystem der Inseln und des benachbarten Küstenlandes dem Senate in mehreren tief eingehenden Denkschriften entwickelte, konnten nur unvollständig und zum kleinsten Theile zur Ausführung gebracht werden.

Corfu, welches durch die am 28. October 1718 durch 1718
einen Blitzstrahl verursachte Explosion des großen Pulvermagazins zum guten Theile in einen Trümmerhaufen verwandelt worden war, unter dem der Generalcapitän Pisani mit 1500 Menschen seinen Tod gefunden hatte, wurde allerdings, unter Schulenburg's Leitung, gleich in den ersten Jahren mit einem Aufwand von 94,000 Zechinen wieder mit den großen Werken versehen, welche zum Theil jetzt noch die Bewunderung der Kenner ausmachen; und auch auf die Verstärkung der Festungen in Albanien und Dalmatien, namentlich Butrinto, Parga, Prevesa und Vonizza, sowie der Inseln St. Maura und Zante, wurden nach und nach so bedeutende Summen verwendet, daß sie bereits im Jahr 1732 die Höhe von 500,000 Thalern erreicht hatten [2]). Allein der-

1) Anfangs und bis zum Jahre 1736 wurde die Capitulation mit Schulenburg immer von 3 zu 3 Jahren wieder erneuert; von da ab aber erfolgte seine Anstellung auf Lebenszeit, unter denselben ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen: 8000 Zechinen Gehalt, und 5000 Dukaten lebenslänglichen Zuschuß seit der Vertheidigung von Corfu. Schulenburg hielt es für eine Pflicht der Dankbarkeit, in venetianischen Diensten zu verbleiben, obgleich ihm auch von Seiten des Kaisers noch im Jahre 1734 glänzende Anerbietungen gemacht wurden. Schulenburg's Leben, Bd. II, S. 158, 195 und 219 fg.

2) Alles, was Schulenburg zur Vertheidigung der Besitzungen der Republik in der Levante nach dem Frieden vom Jahre 1718 in Vorschlag gebracht und gethan hat, findet sich nach seinen eigenen Denkschriften zusammengestellt in Schulenburg's Leben, Bd. II, S. 155—184.

gleichen außerordentliche Ausgaben überstiegen und erschöpften die finanziellen Kräfte der Signorie, zumal da, bei dem beständigen Sinken des Levantehandels, welcher während des Krieges größtentheils in andere Hände übergegangen war, ihre Hülfsquellen immer mehr versiechten. An die Unterhaltung der neuerrichteten Werke war daher kaum zu denken.

Und dazu kamen dann noch die bedeutenden Kosten für die stehenden Besatzungstruppen. Schulenburg hatte gleich nach dem Frieden der Signorie nachgewiesen, daß sie auf dem Friedensfuße wenigstens ein Heer von 20,000 M. Fußvolk und 2000 M. Reiterei unterhalten müsse, „um ihrer Neutralität Achtung zu verschaffen." Davon wären allein 10,000 M. nöthig gewesen, um die Inseln und die Festungen in Dalmatien und Albanien nothdürftig zu decken. Allein obgleich er sich die Mühe gab, den Militäretat der Signorie, namentlich auch durch ein zweckmäßigeres Rekrutirungssystem mittelst einheimischer Kräfte, der Landmilizen (Cernide), auf einen genügenden Fuß zu bringen, so ging der Bestand des stehenden Heeres doch nie über 15—16,000 M. hinaus, welche nirgends ausreichten, und auch in Bezug auf Ausrüstung und Unterhalt, eben weil es dazu an den erforderlichen Geldmitteln fehlte, sehr viel zu wünschen übrig ließen. Wenigstens führt Schulenburg wiederholt die bittersten Klagen darüber, daß seine wohlgemeinten Anträge so wenig Beachtung gefunden und so schlecht zur Ausführung gekommen seien. Mit eigenen Augen mußte er Manches, was er mit Mühe geschaffen hatte, noch wieder in Verfall gerathen sehen [1]).

Freilich darf man dabei, um gerecht zu sein, nicht vergessen, daß das Misverhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben diese levantinischen Besitzungen der Signorie fortwährend zu einer unendlich schweren Last machte. Zahlen sprechen dafür am deutlichsten. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts, im Jahre 1753, betrug z. B. die Einnahme aus den Colonien in der Levante 206,000 Dukaten, die Ausgabe dafür hingegen 300,000 Dukaten, und für Dalmatien im Besondern

[1]) Über diese Misstände des venetianischen Militärwesens damaliger Zeit: Schulenburg's Leben, Bd. II, S. 187, 226, 233.

jene 210,000, diese 255,000 Dukaten. Noch weit schlimmer stellte sich das Verhältniß aber einige Jahre später, indem im Jahre 1768 das Deficit in der Verwaltung von Dalmatien, Albanien und den levantinischen Inseln im Ganzen auf 1,082,625 Dukaten gestiegen war, eine unerschwingliche Summe, welche leider nur wieder durch ein höchst onerőses und ruinőses Besteuerungssystem dieser Colonien selbst gedeckt werden konnte, welches ihre productiven Kräfte, Handel, Grundertrag und Industrie, vollends nach und nach erschöpfte und zu Grunde richtete [1]).

In keinem Falle war daher die Signorie in der Lage, der Erhaltung ihrer orientalischen Besitzungen noch größere Opfer bringen zu können, und noch weniger hätte sie es wagen dürfen, sich um ihrer willen je wieder mit der Pforte in einen Krieg einzulassen. Ihr ganzes System orientalischer Politik, vor Zeiten die Hauptstütze ihres weltgeschichtlichen Einflusses, sank daher immer mehr auf die Nichtigkeit jener ohnmächtigen und trostlosen Neutralität herab, welche sie in den Augen der Pforte am Ende um alle Achtung bringen mußte, und die Erhaltung des Friedens um jeden Preis zur ausschließlichen Bedingung ihres politischen Daseins, aber auch zum Hauptgrund ihres gänzlichen Ruins machte.

Nachdem sie sich bei den von Zeit zu Zeit immer wieder vorkommenden Reibungen, wozu namentlich die fortwährenden Händel mit den Corsaren von Dulcigno häufig Gelegenheit gaben, manche Demüthigung hatte gefallen lassen müssen [2]),

1) Die Zahlenangaben entnehmen wir den von Daru, Hist. de la République de Venise, T. VI, p. 280 und 288 nach handschriftlichen Materialien gegebenen Notizen. Weiterer Ausführungen darüber müssen wir uns hier enthalten. Wir verweisen daher nur noch im Allgemeinen auf die schätzbaren Bemerkungen, welche sich namentlich über das ruinőse Besteuerungssystem der Signorie finden in: Grasset Saint-Sauveur, Voyage historique, littéraire ect. dans les Isles et possessions ci-devant vénitiennes du Levant. Paris. An VIII, T. II, p. 167 fg. und an einigen andern Stellen.

2) Bereits im Jahre 1721 kam es wieder zu sehr ernsten Händeln mit den Dulcignioten, welche in Constantinopel nur durch die Vermittelung des französischen Gesandten und des kaiserlichen Residenten ausgeglichen werden konnten. Diedo a. a. O., S. 181—186.

mochte sie es fast für ein Glück halten, daß ihr Bailo
1733 Simon Contarini im Jahre 1733, nach dem Regierungsantritt Mahmud's I., die Erneuerung und die Verewigung des Friedens von Passarowicz auf alle Zeiten durchsetzte[1]). Es war dies gewissermaßen der letzte namhafte Act, womit Venedig von dem Schauplatz seiner dereinst so großartigen Wirksamkeit in den orientalischen Angelegenheiten abtrat. Es wollte ihm seitdem nie mehr gelingen, sich nochmals aus der politischen Lethargie herauszuarbeiten, welche es seinem endlichen unvermeidlichen Verhängniß entgegenführte.

Zum Glück sicherte ihm, wenigstens in den ersten Jahren nach dem Frieden von Passarowicz, auch die Nothwendigkeit, in welche sich die Pforte versetzt sah, ihre Aufmerksamkeit und ihre Waffen wieder mehr den persischen und den nordeuropäischen Verhältnissen zuzuwenden, noch einigermaßen den ruhigen Besitz seiner kostbaren Colonien in der Levante. Jene Verhältnisse werden daher auch für unsern Zweck zunächst wieder von tief eingreifender Wichtigkeit.

1) Die Pforte wollte nämlich behaupten, daß, da im 25. Artikel des Friedensvertrages von Passarowicz nur die Regierungszeit Sultan Ahmed's III. als die Dauer der Gültigkeit desselben angenommen worden sei (per ejus universum imperium), derselbe auch mit der Entthronung des genannten Sultans als erloschen gelten müsse. Der Bailo wandte dagegen ein, daß die Signorie den Frieden immer nur als einen ewigen (pace perpetua) betrachtet habe. Die damals noch schwebenden Streitigkeiten mit Persien und die schon wieder etwas gespannteren Verhältnisse zum Kaiser machten die Pforte fügsamer: „Dopo molti dibattimenti", sagt Diedo, S. 250, „fu finalmente conchiuso, che la pace sarebbe ratificata dal Regnante Sultano sopra i medesimi capitoli di Passarowitz."

Viertes Capitel.

Asiatische und europäische Verhältnisse vom Frieden zu Passarowicz bis zum Frieden zu Belgrad im Jahre 1739.

1) Rußland, Persien und die Pforte bis zum Ausbruch des Krieges mit Rußland und dem Abschlusse des Friedens mit Persien im Jahre 1736.

Es war im Diwan immer mit besonderem Wohlgefallen vermerkt worden, daß sich die nordischen Mächte, namentlich Rußland — denn von Polen war bei der inneren Zerrüttung dieses Reiches überhaupt weniger zu fürchten —, sich jeder Theilnahme an dem jüngsten Kriege der Pforte mit dem Kaiser und Venedig sorgfältig enthalten hatten. An Aufforderungen dazu hatte es vor Allen Zaar Peter freilich nicht gefehlt. Nicht nur daß in dem am 13. April 1716 zu Wien abgeschlossenen Bundesvertrage zwischen dem Kaiser und der Signorie von Venedig die ausdrückliche Bestimmung enthalten war, daß man den Zaar der Moscowiter, zur Waffengemeinschaft in diesem Kriege veranlassen wolle [1]), hatte sich auch besonders die Signorie von Venedig schon vorher durch ihre Bevollmächtigten zu Warschau und Moskau vielfach bemüht, denselben zu einer thätigen Theilahme am Kriege zu bewegen. Sie hatte damit aber weiter nichts erlangt, als die wiederholte Versicherung Peter's des Großen, daß ihm das Wohl der Republik aufrichtig am Herzen liege, welche die Signorie nicht besser erwidern zu können glaubte, als dadurch, daß sie, auf Bitten des Zaaren, 12 jungen Russen gestattete, auf ihren Galeeren den Schiffsdienst zu erlernen [2]).

1) Der VII. Art. dieses Bundesvertrages lautete wörtlich: „Utile pariter proficuumque visum est, Moscorum czarum eo, quo ulterius dijudicabitur, modo ad praesens hoc foedus, si desideraverit, admittere." Katona a. a. O., S. 268.

2) Diebo a. a. O., S. 116: „Non prestavano argomento di

So lange Peter noch vorzüglich im Norden beschäftigt war und sein Augenmerk fortwährend auf die festere Begründung seiner Herrschaft im baltischen Meere, auf Schweden und Polen, gerichtet hatte, war es nur natürlich, daß er vorerst noch jede ernstere Differenz mit der Pforte zu vermeiden suchte. Und auf der anderen Seite ging jetzt die Nachgiebigkeit des Diwans selbst so weit, daß er über das vertragswidrige längere Verweilen russischer Truppen in Polen so lange hinwegsah, als er den Krieg mit dem Kaiser zu fürchten hatte. Wenigstens ließ man die wiederholten Mahnungen des Fürsten der Moldau darüber für jetzt völlig unberücksichtigt [1]). Die einzige unbedeutende Repressalie, welche man zu ergreifen wagte, war, daß man den Vertrieb russischer Pelzwaaren im osmanischen Reiche gänzlich untersagte [2]).

Jedoch war Zaar Peter keineswegs gesonnen oder dazu gemacht, die wichtigen Interessen im Süden seines Reiches gänzlich aus den Augen zu verlieren. Er hatte die Demüthigung, welche er im Frieden am Pruth, und durch dessen Erneuerung zu Adrianopel erfahren hatte, noch nicht vergessen und verschmerzt. Er glaubte im Gegentheil die gegenwärtige Bedrängniß und die dadurch bedingte Fügsamkeit der Pforte dazu benutzen zu müssen, auch ohne Waffengewalt sich in Constantinopel eine würdigere Stellung zu erringen und somit

diversioni, o di ajuti le dimostrazioni di vera amicizia del Czaro, benchè l'Inviato Doroluki (Dolgoruki) si fosse dichiarato col Veneto Ambasciadore in Varsavia, che il suo Sovrano amava di vero cuore la Repubblica ..... istando perchè fossero ricevuti sopra le pubbliche Galee dodici giovani ad apprender l'uso delle navigazioni, e della Milizia."

1) Über die der Pforte deshalb von Seiten des Fürsten der Moldau gemachte Anzeige bemerkt Theyls, Mémoires curieux ect., p. 210: „La Porte en parut mécontante, mais la crainte d'être attaqué par l'Empereur, fit, qu'on dissimula ce ressentiment." Und dann S. 229: „Tous les Ministres avouoient, qu'il étoit nécessaire de menager l'amitié de sa Majesté Czarienne dans ces conjonctures delicates, jusque là même, qu'on devoit fermer les yeux sur le sejour des Moscovites en Pologne."

2) Daselbst, S. 212.

nach dieser Seite hin seinem Ziele immer näher zu rücken. Zu diesem Zwecke hatte er bereits im Februar 1716 wieder 1716
einen eigenen Bevollmächtigten, den Generalmajor Natalie, nach Constantinopel geschickt, welcher zwar mit besonderen Schreiben an den Sultan und den Großwesir versehen war, sich aber, da er nicht in officieller Eigenschaft auftreten sollte, vorzüglich der Hülfe des Kanzlers der holländischen Gesandtschaft, W. Theyls, zur Förderuug seiner Geschäfte bediente. Dieselben betrafen vorzüglich drei Punkte:

1) Die Versicherung, daß der Zaar die aufrichtige Absicht hege, den zuletzt zu Adrianopel bestätigten Frieden streng zu beobachten, wogegen er eine gleiche Willfährigkeit auch von der Pforte erwarte, namentlich im Betreff der Verhinderung der immer noch fortdauernden vertragswidrigen Einfälle der Tataren auf russisches Gebiet; 2) das Anliegen, daß es der Zaar zur Unterhaltung des guten Einvernehmens zwischen beiden Mächten für nothwendig erachte, bei der Pforte einen stehenden Residenten, oder wenigstens einen den Geschäften gewachsenen Sekretär (un Résident ou du moins une Personne capable avec le caractère de Secretaire) zu unterhalten; denn nur so sei es möglich, den übeln Gerüchten entgegenzutreten, welche von Zeit zu Zeit von den Feinden des Zaars gegen seine aufrichtigen Absichten, den Frieden und die Freundschaft mit der Pforte aufrechtzuerhalten, in Umlauf gesetzt würden; und 3) eine bestimmte Erklärung über die Gründe, welche den Zaar nöthigen, seine Truppen so lange in Polen zurückzulassen.

Der Großwesir empfing diesen Bevollmächtigten zwar mit gebührender Höflichkeit, aber doch mit sichtlicher Kälte, und hielt es für angemessen, ihn in seiner Behausung durch eine Abtheilung Janitscharen streng bewachen zu lassen und ihm allen Verkehr nach außenhin zu untersagen. Nach mehrmonatlichen Verhandlungen hin und her, bei welchen Theyls, der uns darüber selbst am besten unterrichtet, den Vermittler machte, wurde er endlich am 22. April mit dem Bescheide entlassen, daß die Pforte dem Chan der Tataren befohlen habe, genau zu untersuchen, in wiefern die Klagen des Zaaren im Betreff der Einfälle seiner Leute und der dem Sultan

unterworfenen Kosaken gegründet seien, und ihm dafür jede Genugthuung zu gewähren; daß ferner die Aufnahme eines russischen Residenten in Constantinopel nicht zulässig erscheine, weil es überhaupt nur dem Kaiser und den mit der Pforte verbündeten Fürsten (Princes et Potentats alliés de la Porte) gestattet sei, daselbst stehende Gesandte zu unterhalten; daß der Zaar darauf bedacht sein solle fernerhin keine Truppen mehr nach Polen zu schicken oder dort zurückzulassen; denn dies werde die Pforte genöthigt sein als einen Friedensbruch zu betrachten; und daß endlich der Zaar Befehl ertheile, die Russen und Kosaken, welche ohnlängst einen dem Sultan gehörigen Ort in der Nähe von Assow überfallen und von dort 40 Türken hinweggeschlept hätten, streng zu bestrafen und zu Schadenersatz anzuhalten. Im Übrigen werde sich der Großherr ganz nach dem Benehmen richten, welches der Zaar im Betreff der Beobachtung des zuletzt abgeschlossenen Friedens einzuhalten gedenke [1]).

Die Pforte trieb jetzt, offenbar um nur Zeit zu gewinnen, ein ziemlich zweideutiges Spiel. Auf der einen Seite reizte sie den Khan der Usbeken, welcher damals seinen Gesandten nach Constantinopel geschickt hatte, gegen Rußland auf, indem sie ihm zu verstehen gab, er möge sich, im Verein mit den Kalmücken, der Stadt Astrachan zu bemächtigen suchen, um die Moscowiter so lange zu beschäftigen, bis sie im Stande sei, dem Zaar förmlich den Krieg zu erklären [2]); auf der anderen entsetzte sie den Khan der Tataren, den alten Dewlet-Girai, vorzüglich aus dem Grunde, weil er es nicht verstanden, seine Horden gegen Rußland hin gehörig im Zaume zu halten, und schärfte seinem Nachfolger, Seadet-Girai, auf das strengste ein, mit den russischen Befehlshabern in den Grenzprovinzen Frieden und gute Nachbarschaft zu unterhalten [3]).

1) Theyls a. a. O., S. 222—224 und S. 230—232.

2) Daselbst, S. 232, wo es heißt: Die Usbeken sollen sich Astrachans bemächtigen, „afin d'occuper les Moscovites de ce côté là, pendant que la Porte chercheroit une occasion de rompre avec le Czar et de porter la guerre jusqu'au coeur de ses Etats."

3) Daselbst, S. 289: „Le Grand Seigneur lui recommanda

Auch wurde um diese Zeit wieder ganz besondere Sorgfalt auf die Befestigung von Assow verwendet, auf dessen Wiedereroberung es, wie man fürchtete, der Zaar besonders abgesehen zu haben schien. Dagegen wurde der Abgeordnete der polnischen Conföderirten, Oberst Bekerski, welcher die Hülfe der Pforte gegen König August und mittelbar gegen den Zaar der Moskowiter in Anspruch nehmen wollte, nur mit allgemeinen Versicherungen von Wohlwollen und fortdauernder freundlicher Gesinnung, aber ohne bestimmte Zusagen wegen des verlangten Schutzes entlassen [1]).

Indessen beruhigte sich Zaar Peter bei dem von seinem Bevollmächtigten aus Constantinopel zurückgebrachten Bescheide keineswegs. Bereits im März des folgenden Jahres, 1717, 1717
ließ er der Pforte abermals durch seinen Vicekanzler, Baron von Schaffirow, für welchen der Holländer Theyls im Diwan gleichfalls das Wort führte, die Gründe auseinandersetzen, warum er überhaupt Truppen in Polen habe einrücken lassen. Es sei dies nur auf ausdrückliches Verlangen des Königs und der Republik geschehen, und zwar in keiner andern Absicht, als um dort endlich die Ruhe wiederherzustellen, welche vorzüglich durch die ewigen Aufreizungen des Königs von Schweden, dem die Häupter der Conföderirten ergeben seien, gestört worden wäre; deshalb könne der Aufenthalt dieser Truppen in Polen auch nicht als ein Friedensbruch betrachtet werden, zumal da sie Befehl erhalten hätten, sich sofort zurückzuziehen, sobald dieser Zweck erreicht sein würde. Übrigens habe der Zaar seine friedliche Gesinnung schon dadurch genugsam an den Tag gelegt, daß er sich, ungeachtet der dringenden Vorstellungen des Kaisers und der Republik Venedig, jeder Theilnahme an ihrem Kriege gegen die Pforte ent-

sur tout, de vivre en bonne intelligence avec les officiers et sujets de Sa Maj. Cz. qui confinoient à ses Etats, et de ne leur donner aucun sujet de mécontentement ou de plaintes."

1) Theyls, S. 268 und S. 269—274, wo sowol das Schreiben des Marschalls der polnischen Conföderirten Stanislaus Kocbockowski an den Großwesir, vom 7. März 1716, als auch die darauf ertheilte Antwort, welche aus dem Lager bei Nissa am 2. Juli 1716 datirt ist, gegeben werden.

halten habe. Auch werde er Alles aufbieten, Polen bei gleicher Neutralität zu erhalten. Dagegen hoffe er aber auch, daß die Pforte ihrerſeits bei derſelben Geſinnung beharre, und namentlich den noch immer fortdauernden Räubereien der Tataren durch ernſtliche Beſtrafung der Schuldigen ein Ziel ſetze.

Die Pforte erwies ſich dieſes Mal, da ſie noch in vollem Kriege mit dem Kaiſer begriffen war, nachgiebiger. Sie ließ dem Zaar durch den Reis Efendi erklären, daß ſie den Aufenthalt der ruſſiſchen Truppen in Polen, welche überdies nun bereits zurückgezogen ſeien, keineswegs als einen Friedensbruch betrachten wolle, und auch alle Anſtalten treffen werde, den fernern Unbilden der Tataren Einhalt zu thun. Der alte Chan derſelben ſei bereits entſetzt und ſein Nachfolger in dieſer Beziehung mit den ſtrengſten Befehlen verſehen worden. Auch habe man alle ruſſiſche Gefangene, die man in Aſſow noch habe entdecken können, ſchon wieder in Freiheit geſetzt. Theyls wurde beauftragt, dies Alles in einem beſonderen Schreiben dem Vicekanzler Baron von Schaffirow mit dem Bemerken zu wiſſen zu thun, daß er, wenn ähnliche Unordnungen noch ferner an den Grenzen vorkommen ſollten, ſich deshalb nur ſchriftlich unmittelbar an den Großweſir wenden möge, welcher nicht ermangeln werde, ihm darauf ſofort genügenden Beſcheid zu ertheilen [1]).

Einen beſonderen Beweis der Fortdauer dieſer friedlichen und freundſchaftlichen Geſinnung glaubte die Pforte dem Zaar gleich nach dem Abſchluſſe des Friedens von Paſſarowicz dadurch geben zu müſſen, daß ſie ihm, ſo wie auch dem König von Polen, durch ein an den Vicekanzler von Schaffirow gerichtetes Schreiben nachmals ihren Dank dafür ausſprechen ließ, daß er ſich der Theilnahme am Kriege gegen den Kaiſer enthalten habe. Peter dagegen beeilte ſich, dieſe günſtige Stimmung des Diwans zur weiteren Verfolgung ſeiner Zwecke zu benutzen. Er ſchickte abermals einen Bevollmächtigten, Alexei Daskow, nach Conſtantinopel, deſſen Miſſion zwar nur den oſtenſibeln Zweck hatte, ſich über die abermaligen

1) Theyls a. a. O., 292—296.

Einfälle der Tataren zu beklagen, in Wahrheit aber darin bestand, die Erneuerung des Friedens unter günstigeren Bedingungen, wie bisher, zu erlangen.

Merkwürdigerweise fand dieser Bevollmächtigte jetzt wieder an dem britischen Botschafter Stanyan seinen eifrigsten und gefährlichsten Gegner im Diwan. Es scheint, daß England eine solche Festsetzung Rußlands in Constantinopel damals schon auf jede Weise zu hintertreiben wünschte. Stanyan bemühte sich namentlich, die Absichten des Zaaren auf Polen, dessen Thron er selbst Rakoczy habe verschaffen wollen, zu verdächtigen, verlangte die Entfernung Daskow's, und wies beiläufig auch schon auf die Gefahren hin, welche der Pforte dereinst aus dem angeblichen Einverständniß des Zaaren mit den ihrer Botmäßigkeit unterworfenen Griechen erwachsen könnten[1]). Daskow, welcher auch mit ansehnlichen Geldmitteln versehen gewesen sein soll — den Reis Efendi wußte er durch ein Geschenk von zehn Beuteln auf seine Seite zu ziehen — behauptete indessen dieses Mal gegen seinen Gegner das Feld. Wir sind leider über den Gang der betreffenden Verhandlungen — Theyls schließt seine schätzbaren Denkwürdigkeiten bereits mit dem Frieden von Passarowicz — nicht genau unterrichtet. Gewiß aber ist, daß Daskow nach fast zweijährigen Bemühungen die Erneuerung des Friedens auf ewige Zeiten, und zwar mit sehr wesentlichen Modificationen zu Gunsten Rußlands, durchsetzte. In dieser Beziehung enthielt der am 16. November 1720 unterzeichnete 1720
Friedensvertrag, welcher im Wesentlichen den durch die Friedensschlüsse am Pruth und zu Adrianopel festgesetzten Besitzstand sicherte, drei neue Bestimmungen von entschiedener Wichtigkeit[2]): 1) daß es dem Zaaren erlaubt sein solle, ferner-

1) „A l'égard des bonnes dispositions que le Czar croit trouver parmi les Grecs", sagt Stanyan selbst in seinem Berichte, bei Hammer, O. G., Bd. VII, S. 256, „j'ai passé la dessus assez légèrement, parceque j'ai cru qu'il suffisoit d'en toucher un mot pour lui donner l'alarme au lieu qu'en insistant la dessus je pouvois sans nécessité faire naitre des soupçons sur le compte des Grecs qui les pourraient exposer à des recherches."

2) Bacmeister, Beiträge zur Geschichte Peter's des Großen,

hin einen Gesandten oder Residenten bei der Pforte zu unterhalten, und zwar mit allen den Privilegien und Freiheiten für sich und sein Gefolge, welche den Vertretern anderer mit der Pforte in Friede und Freundschaft lebender gekrönter Häupter zustehen [1]). 2) Daß das bisher von Rußland an den Tataren-Chan der Krim entrichtete jährliche Geschenk für alle Zeiten abgeschafft sein solle und unter keinem Vorwand je wieder verlangt werden könne (Art. 10); und endlich 3) daß die Aufrechterhaltung der bisherigen Rechte und Freiheiten Polens, namentlich auch seines Wahlkönigthums ohne Erblichkeit der Thronfolge, unter die Garantie beider contrahirenden Mächte gestellt werde (Art. 12) [2]). Im Übrigen enthielt der Vertrag nur die Wiederholung der Bestimmungen wegen gesicherten Handelsverkehrs der beiderseitigen Unter-

Riga 1784, Bd. II, S. 415, theilt diesen Friedensvertrag nach dem bereits am 21. März 1720 von dem Petersburger Cabinet vollzogenen Entwurf in 12 Artikeln mit. Er wurde dann von der Pforte ohne wesentliche Veränderungen angenommen, wovon die Nachricht, wie wir aus dem Tagebuche Peter's des Großen bei Bacmeister a. a. O., Bd. II, S. 189 ersehen, bereits am 27. December 1720 in Petersburg eintraf. Auszugsweise findet sich der Vertrag auch bei Schöll, Histoire abrégée des traités de paix. T. XIV, p. 298.

1) Art. 9. Darauf scheint Peter der Große ganz besonderen Werth gelegt zu haben, da es ihm vor Allem darauf ankam, auf diese Weise festeren Fuß in Constantinopel zu fassen und sich in dieser Beziehung den übrigen Großmächten gleichzustellen. Desto begreiflicher wird aber auch der Widerspruch, den namentlich der britische Botschafter bis zum letzten Augenblicke dagegen erhob. Auch hatte Stanyan wirklich, wie er selbst in seinem Berichte, bei Hammer, O. G., Bd. VII, S. 255, versichert, vom Großwesir noch kurz vor dem Abschluß die Zusage erhalten, daß die Pforte niemals den Aufenthalt eines stehenden Residenten Rußlands in Constantinopel dulden werde: „qu'il ne souffrira jamais qu'ils ayent un ministre resident ici."

2) Merkwürdigerweise wurde dabei zugleich auch eine etwaige Theilung Polens für unzulässig erklärt, indem sich beide contrahirende Mächte, wie es hier Art. 12 wörtlich heißt, ausdrücklich verpflichteten, „durch alle mögliche und schickliche Mittel zu verhindern, daß diese Krone nicht die unumschränkte Macht und die Erbfolge erhalte, und daß weder die vorigen Rechte und Constitutionen der erwähnten Republik abgeschafft, noch von ihrem Gebiete Länder oder Örter abgerissen werden." Bacmeister a. a. O., Bd. III, S. 428.

thanen, der den Russen zustehenden Freiheit des Besuchs der heiligen Stätten zu Jerusalem, ohne irgend eine dafür zu erlegende Geldabgabe, und endlich wegen Einstellung aller Räubereien und sonstige Belästigungen von Seiten der Tataren, Kosaken und Kalmücken.

Schwerlich würde sich die Pforte zur Unterzeichnung dieses Friedensvertrags, welcher den Absichten und Interessen Peter's des Großen so bedeutenden Vorschub leistete, so leicht verstanden haben, wenn nicht die gleichzeitigen Misverhältnisse des persischen Reiches sie dringend daran gemahnt hätten, sich nach dieser Seite hin freie Hand zu verschaffen und für alle Fälle auf ihrer Hut zu sein. Noch scheint sie aber kaum geahnt zu haben, daß sie gerade hier mit Rußland auf eine Weise zusammentreffen würde, welche den eben erst abgeschlossenen ewigen Frieden sogleich wieder sehr ernstlich zu gefährden drohte. Denn auch Zaar Peter, welcher längst schon, zunächst im Interesse des nicht unansehnlichen Handelsverkehrs seiner Unterthanen mit Persien, der Ausbreitung und Befestigung seiner Herrschaft in den westlichen Uferländern des kaspischen Meeres besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte, hielt den Zeitpunkt für geeignet, sich die Zerrüttung des persischen Reiches für seine Zwecke soviel wie möglich zunutze zu machen. Er kam dieses Mal darin selbst der Pforte zuvor.

Es ist bekannt, daß ein beinahe achtzigjähriger Friede (seit 1639) die einst so mächtige und kräftige Dynastie der Sfaffi, welche unter Schah Abbas dem Großen den Höhepunkt ihres Glanzes erreicht hatte, unter der zunehmenden Ohnmacht und Verweichlichung seiner Nachfolger, nach und nach ihrem gänzlichen Verfalle, ihrem unvermeidlichen Untergange zugeführt hatte. Der schwache Husain, der letzte Beherrscher Persiens aus diesem Stamme (seit 1694), ein fast willenloses Werkzeug seiner Weiber und seiner Verschnittenen, war nicht mehr im Stande, dem hereinbrechenden Verhängniß zu entgehen und den sich von allen Seiten, im Osten und Westen des Reiches, gegen ihn erhebenden Empörern siegreich Trotz zu bieten [1]).

1) Die beste Schilderung von den damaligen Zuständen des per-

Die mächtigſten und gefährlichſten dieſer Empörer waren die Afghanen, unter denen ſich um dieſe Zeit wieder der Stamm der Gildſchi durch ausgedehnten Beſitz und Kriegsrüſtigkeit am meiſten hervorthat. Kandahar und die beiden Hauptſtädte Ghasna und Kabul gehörten zu ihrem Gebiet, und ihr Heerbann ſoll 30,000 waffenfähige Leute ins Feld zu ſtellen vermocht haben. Erſt ſeit der Mitte des 17. Jahrhunderts, zur Zeit der Regierung Schah Abbas II., hatten ſich dieſe Afghanen, von den Mongolen bedrängt, der Oberherrſchaft Perſiens unterworfen; ſie hatten aber auch ſeit dieſer Zeit mit dem unauslöſchbaren Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit ihre eigenen Stammhäupter behalten, welchen namentlich die Führung des Heeres oblag. Längſt ſchon war ihnen der Druck der ohnmächtigen perſiſchen Gewaltherrſchaft unerträglich geworden, vorzüglich aber ſeit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, wo es der ſchwache Huſain unternehmen wollte, ihre Kraft durch die Tyrannei
1705 des im Jahre 1705 mit bedeutender Heeresmacht nach Kandahar geſchickten Statthalters Dſcheordſchi-Chan zu brechen.

Mir Wais, damals Haupt- und Heerführer der Gildſchi, ſtand an der Spitze der Misvergnügten. Dſcheordſchi glaubte nun den bedeutenden Einfluß, den dieſer auf ſein ganzes Volk ausübte, nicht beſſer unſchädlich machen zu können, als dadurch, daß er ihn des Verraths beſchuldigte und gefangen an den Hof nach Ispahan ſchickte, wo er für immer in ehrenvoller Haft zurückgehalten werden ſollte. Hier aber lernte er die Schwäche der Regierung nur um ſo mehr kennen, und nachdem er ſich durch Geld und kluges Benehmen einmal im
1707 Jahr 1707 die Erlaubniß verſchafft hatte, die Wallfahrt nach Mekka zu unternehmen, reifte ſein längſt gehegter Plan, ſein Volk gänzlich der läſtigen Oberherrſchaft Perſiens zu entziehen, ſchnell vollends zu thatſächlichem Entſchluſſe.

ſiſchen Reiches und dem Charakter Schah Huſain's gibt Hanway, The Revolutions of Persia, im 2. Theile ſeiner Travels, London 1762, p. 103: „It is easy to conceive", heißt es da unter Anderm von Huſain, „that the guardians of his pleasures were his favourites, and a council composed of the principal eunuchs of the seraglio were indeed the depositaries of the supreme power."

Nach Ispahan zurückgekehrt, wußte er es durch schlaue Verdächtigung des Waltens des persischen Statthalters durchzusetzen, daß ihm die Rückkehr nach seinem Vaterlande gestattet und zugleich die Führung des Heerbannes seines Volkes abermals anvertraut wurde. Kaum dort angelangt, wußte er sich der Person des verhaßten Statthalters zu bemächtigen, machte ihn mit seinem Gefolge bei einem Mahle nieder, besetzte sofort Stadt und Festung von Kandahar und ließ sich im Jahre **1709** von dem versammelten Landtag zum unab- **1709**
hängigen Herrn seines Volkes ernennen. Neben dem Freiheitsdrange war vorzüglich auch Religionshaß der mächtige Hebel dieses Abfalls der Afghanen. Denn sie gehörten, wie die Osmanen und die Tataren, zu dem Bekenntnisse der Sunniten, und verfolgten daher die Perser als ketzerische Schiiten von jeher mit tödtlicher Verachtung.

Schah Husain war zu schwach, als daß er im Stande gewesen wäre, die Abgefallenen sogleich mit Waffengewalt wieder zum Gehorsam zurückzuführen; und auch die späteren Versuche, welche er seit dem Jahre **1711** machte, seine Oberherrschaft im Lande der Afghanen aufs neue zu befestigen, waren unglücklich. Seine Truppen wurden von den Heerschaaren des Mir Wais überall zurückgeschlagen, und dieser behauptete sich daher bis zu seinem im Jahre **1715** **1715**
erfolgten Tode als unabhängiger Beherrscher seines Stammlandes [1]).

Mir Wais war schon im Begriff gewesen, gegen die Regierung zu Ispahan die Waffen zu erheben, als er die Herrschaft seines Landes, bei der Minderjährigkeit seiner Söhne, seinem schwachen Bruder Abdallah hinterließ. Dieser war nicht dazu gemacht, auf der ihm vorgezeichneten Bahn fortzuschreiten; er zeigte sich im Gegentheil geneigt, sich mit dem Hofe zu Ispahan in Unterhandlungen einzulassen, und sein Land unter gewissen Bedingungen abermals der Oberherrschaft Persiens zu unterwerfen. Dies empörte jedoch die

1) Hanway a. a. O., S. 104—120 und „Persien seit dem Niedergang der Sefi von K. F. Neumann" in Raumer's Hist. Taschenbuche vom Jahre 1855, S. 356 fg.

nationale, kriegerisch gesinnte Partei aufs Äußerste. Mir Mahmud, der 18jährige Sohn des Mir Wais, trat an die Spitze derselben, ermordete seinen Oheim Abdallah mit eigener Hand im Schlafe, und wurde hierauf, da er das Heer für sich hatte, ohne weiteres als unabhängiger Herrscher von Kandahar anerkannt. Dieser junge, aufstrebende, aber bis zum Wahnsinn zu Grausamkeit geneigte Fürst war ausersehen, die Pläne, welche sein Vater bereits zum Umsturz des Thrones der Ssaffi im Schilde geführt hatte, vollends zur Ausführung zu bringen. Die Bedrängniß, in welche sich Schah Husain durch die gleichzeitig fast an allen Enden seines Reiches ausbrechenden Empörungen versetzt sah, kam ihm dabei ganz besonders zu Statten.

Denn während die Gildschi auf diese Weise ihre Herrschaft in Kandahar befestigten, hatte sich ein anderer Afghanenstamm, die Abdolli, Herats bemächtigt (1717); zwei Jahre später, 1719, erstreckten die Kurden von Westen her ihre verheerenden Streifzüge bis unter die Mauern von Hamadan und Ispahan; die Lesghier waren schon vorher in die Provinz Dageſtan eingebrochen, und bemächtigten sich, indem sie im Jahr 1721 bis in die Provinz Schirwan vordrangen, sogar der Hauptstadt derselben, Schamachi, und endlich verheerten auch noch die usbekischen Tataren im Osten des kaspischen Meeres die Provinz Chorasan. Zu diesen politischen Erschütterungen, welche den wankenden Thron des Schahs vollends seinem Ruine zuzuführen drohten, gesellten sich nun auch noch ebenso erschreckende Naturereignisse. Am 26. April 1721 wurde Tebris, die Hauptstadt der Provinz Aserbeidschan, durch ein furchtbares Erdbeben heimgesucht, welches 100,000 Menschen den Untergang gebracht haben soll, und gleich darauf erregte eine 10 Tage lang währende Verfinsterung der Sonne so allgemeine Bestürzung, daß Niemand mehr am Untergange des Reiches zweifelte.

Auch war um diese Zeit Mir Mahmud seinem Ziele, sich des Thrones der Ssaffi zu bemächtigen, schon ziemlich
1720 nahe gerückt. Im Jahre 1720 war er zwar noch aus der Provinz Kerman wieder nach Kandahar zurückgeworfen worden; schon im nächsten Jahre aber zog er an der Spitze eines

80,000 Mann starken Heeres geradewegs auf Ispahan los, schlug die Perser nur zwei Tagereisen von dieser Stadt entfernt in einer mörderischen Schlacht, und rückte dann ohne Aufenthalt bis vor die Thore derselben. Von allen Seiten verlassen, entsagte in dieser Noth Schah Husain der Herrschaft zu Gunsten seines dritten Sohnes Tahmasp, welcher sich nach Kasbin zurückzog, und warf sich hülflos, wie er war, in die Arme des Siegers Mir Mahmud, welcher am 22. October 1722 in Ispahan seinen Einzug hielt und sich ohne weiteres des Thrones der Sfaffi bemächtigte, nachdem diese denselben 223 Jahre inne gehabt hatten. [1])

Dies waren die Hauptmomente einer Thronumwälzung, welche Rußland sowol wie die Pforte schon seit längerer Zeit mit lebendiger Spannung verfolgt hatten, und welche jetzt einen Zusammenstoß beider Mächte an den Gestaden des kaspischen Meeres unvermeidlich machte. Der scharfe Blick Peter's des Großen hatte die Dinge, welche da kommen würden, längst vorhergesehen. Einmal im Besitz von Astrachan, hatte er bereits seit dem Jahre 1715 die Ufer und die Häfen des kaspischen Meeres von da bis in die Gegend von Derbent, der Hauptstadt von Dageſtan, und bis herab nach Astrabat durch seine Kundschafter genau untersuchen lassen, und war auch schon zu Ende des Jahres 1718 mit Schah Husain wegen Abschluß eines Handelsvertrags in Verbindung getreten. Dieser Handelsvertrag kam wirklich zu Stande, wogegen der Schah die ihm von dem Zaar gebotene bewaffnete Hülfe gegen die Afghanen damals noch ablehnte.

Jetzt nun gab der erwähnte Einfall der Lesghier in die Provinz Schirwan, wo sie bei der Einnahme von Schamachi 300 dort ansässige russische Kaufleute ermordet und eine Menge ihnen zugehöriger Waaren, im Werthe von mehreren Millionen Rubel, hinweggeschleppt hatten, dem Zaar einen erwünschten Vorwand, sich in die inneren Angelegenheiten des persischen Reiches zu mischen. Er verlangte zuerst durch eine Gesandtschaft von Schah Husain und dann, da dieser schon

1) Hanway a. a. O., S. 147—180.

nicht mehr die Regierung führte, von dem Usurpator Mir Mahmud Genugthuung für die seinen Unterthanen zugefügten Unbilden. Da ihm aber Mir Mahmud dieselbe nicht gewähren konnte, so hielt er sich für berechtigt, sich dieselbe selbst mit Gewalt der Waffen zu verschaffen. Die Besitznahme der Provinz Dagestan war indessen der eigentliche Zweck dieses Feldzuges.

Die Vorbereitungen dazu waren schon während des
1720 Jahres 1720 mit großer Umsicht betrieben worden. Nach und nach hatte sich bei Astrachan ein Heer von etwa 30,000 M. auserlesener und kriegsgeübter Truppen, welche zum großen Theile schon in den Kriegen gegen Schweden Dienste gethan hatten, gesammelt, und auch die Flotte war, mit Einschluß der Transportfahrzeuge, im Ganzen bis auf 442 Segel verstärkt worden. Der Admiral Apraxin führte den Oberbefehl über das ganze Expeditionsgeschwader, und Zaar Peter selbst nahm an dem Feldzuge Theil. Am 29. Juli verließ die ganze Flotte den Hafen von Astrachan und erreichte am 4. August die Mündung des Flusses Terek, wo sofort die Truppen auf der Landzunge von Agrachan ausgeschifft wurden.

Von hier aus erließ der Zaar ein Manifest an die Eingeborenen, namentlich die Bewohner von Derbent, Schamachi und Baku, worin er erklärte, er komme keineswegs in der Absicht, Eroberungen zu machen, sondern nur um den Schah gegen die Tyrannei der Afghanen zu schützen und sich selbst für den seinen Unterthanen zugefügten Schaden Genugthuung zu verschaffen. Diesem Manifeste folgte der Zaar an der Spitze seines Heeres auf dem Fuße. An ernsten Widerstand war nirgends zu denken. Schon auf der Hälfte des Weges nach Derbent, bei Tarku, kamen dem Zaar die Abgeordneten der Statthalter dieser Hauptstadt von Dagestan entgegen, um dieselbe seinem Schutze zu empfehlen, sodaß er, nachdem unterwegs der Sultan Mahmud von Utaemisch, welcher sich seinem Vordringen entgegensetzen wollte, in einem mörderischen Gefechte mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen worden war, bereits im September dort ohne Schwertstreich seinen Einzug halten konnte.

Weitere Unternehmungen nach Süden hin, namentlich gegen Baku, welche Peter allerdings beabsichtigt hatte, mußten bei der vorgerückten Jahreszeit und der etwas zweifelhaften Stimmung der Einwohner für jetzt unterbleiben. Nachdem daher in Derbent eine angemessene Besatzung zurückgelassen worden war, und Peter durch die Anlage eines Forts und einiger Verschanzungen an den Ufern des Sulak und des Agrachan für die Sicherung seiner Grenzlinie gesorgt hatte, wurde der Rückzug nach Astrachan angetreten, wo die Flotte und die Landarmee, welche beide theils durch Stürme, theils durch die Beschwerden des langen Marsches und böse Krankheiten ansehnliche Verluste erlitten hatten, bereits am 4. October wieder eintrafen [1]).

Die Nachricht von dem plötzlichen Erscheinen Peter's des Großen in Dageſtan und der Einnahme der Hauptstadt Derbent durch russische Truppen, konnte nicht verfehlen, in Constantinopel den peinlichsten Eindruck zu machen. Denn auch die Pforte hatte kurz nach der Unterzeichnung des ewigen Friedens ihren Gesandten nach Persien geschickt, um sich an Ort und Stelle über die dortigen Zustände genauere Kenntniß zu verschaffen und darnach ihre weiteren Schritte zu bemessen. Dourry Efendi — so hieß dieser Gesandte — hatte Constantinopel noch vor Ausgang des Jahres 1720 verlassen und war bereits im Januar 1721 in Persien eingetroffen. Einer der kenntnißreichsten und gewandtesten diplomatischen Agenten der Pforte, hat er uns selbst einen lehrreichen und interessanten Bericht über diese seine Mission hinterlassen [2]).

Sein Erscheinen zu Teheran, wo damals Schah Husain Hof hielt, erregte einige Besorgnisse. Man fürchtete alles Ernstes, er käme nur in der Absicht, um, bei der herrschenden Zerrüttung des Reiches, im Namen der Pforte die Abtretung einiger Grenzprovinzen zu verlangen und, im Verweigerungsfalle, dem Schah ohne weiteres den Krieg zu erklären [3]).

1) Hanway a. a. O., S. 186 fg.

2) Relation de Dourry Efendy, Ambassadeur de la Porte othomane auprès du roi de Perse, traduite du turk. Paris 1810.

3) „Mon ambassade", sagt Dourry Efendi selbst darüber a. a. O., S. 5, „avoit jeté les Persans dans de grandes inquié-

Denn schon zur Zeit des Großwesirs Ali Pascha, welcher auf dem Schlachtfelde von Peterwardein seinen Tod gefunden hatte, war das Gerücht verbreitet worden, daß die Pforte damit umgehe, Persien mit Krieg zu überziehen, ein Gerücht, welches jetzt, vorzüglich seit dem Abschlusse des Friedens von Passarowicz, nur um so mehr an Gewicht und Wahrscheinlichkeit gewonnen hatte. Auch hatte sich der schwache Husain schon bereit erklärt, dem Sultan einige Gebietstheile in der Gegend von Eriwan und Kerkuk abzutreten. Um so freudiger war man jetzt am Hofe zu Teheran überrascht, als Dourry Efendi erklärte, daß der Zweck seiner Sendung ein durchaus friedlicher sei, und sein Gebieter, der Sultan, den nun bereits seit 80 Jahren zwischen beiden Reichen bestehenden Frieden auch noch fernerhin aufrechterhalten wissen wolle. Nur wegen der in letzter Zeit an den Grenzen vorgekommenen Unordnungen verlangte er nähere Erklärung und respective Genugthuung. Der Großwesir des Schahs entschuldigte sie aber, so gut er konnte, mit den in jüngster Zeit in allen Theilen des Reiches ausgebrochenen Unruhen, deren Schuld er vorzüglich auf die Schwäche und die Nachlässigkeit seiner Vorgänger zu werfen suchte. Mit der Versicherung des Schahs, daß auch ihm die Erhaltung des Friedens sehr am Herzen liege, verließ Dourry Efendi, mit Ehren und Ge-
1721 schenken überhäuft, Teheran im April 1721 [1]).

Und um nun dieser Versicherung noch mehr Gewicht zu geben, beeilte sich Husain, diese Gesandtschaft durch eine Gegengesandtschaft zu erwidern, welche dem Murtesa Kulichan übertragen wurde. Derselbe traf im December 1721 im Hoflager des Sultans ein, wo er auf die ausgezeichnetste Weise empfangen wurde. Nach viermonatlichem Verweilen daselbst wurde auch er
1722 im April 1722 mit der erneuten Versicherung der friedlichen und freundschaftlichen Gesinnungen des Großherrn wieder entlassen,

tudes. Ils appréhendoient que, cherchant à profiter des troubles qui agitoient leur royaume, et du désordre où l'irruption de plusieurs ennemis mettoit leurs affaires, je ne vinsse pour leur demander quelques provinces voisines de nos frontières, ou quelqu'autre chose semblable."

1) Dourry Efendi a. a. O., S. 7 fg. und vorzüglich S. 38 fg.

indem ihm der Großwesir zugleich in einem längern Schreiben an den ersten Minister des Schahs das Versprechen ertheilte, daß es sich die Pforte angelegen sein lassen werde, den Wünschen seines Herrn möglichst zu genügen, namentlich im Betreff der gesicherten Pilgerfahrt seiner Unterthanen nach Mekka und Medina, des ungehinderten Handelsverkehrs zwischen Persien und den Ländern des Abendlandes durch die Staaten des Großherrn, und der in jüngster Zeit häufig vorgekommenen Räubereien der Kurden auf persischem Gebiete [1]).

Jedenfalls war man nun durch diese gegenseitigen Gesandtschaften im Diwan über die kläglichen Zustände des Perserreiches, welche jede Unternehmung nach dieser Seite hin begünstigen zu müssen schienen, sattsam unterrichtet, um für alle Fälle seine Maßregeln ergreifen zu können. Eine feindliche Haltung gegen den bedrängten Schah hatte man indessen noch keineswegs angenommen, als die fast gleichzeitig mit der Nachricht von seiner Entthronung in Constantinopel eintreffende Kunde von dem Einfalle der Russen in Dagestan entschiedenere Schritte und Entschlüsse unvermeidlich machte. Der Großwesir setzte daher zunächst den russischen Residenten zu Constantinopel, Iwan Neplueff, darüber zur Rede, was der Zaar mit seinem Einfalle in Persien eigentlich beabsichtige?

Die Erklärung des Residenten lautete nun freilich insofern befriedigend, als er zu erkennen gab, daß es sein Herr damit keineswegs auf einen Friedensbruch mit der Pforte abgesehen habe, sondern nur darauf bedacht gewesen sei, für die von den Lesghiern gegen seine Unterthanen verübten Grausamkeiten und Räubereien gerechte Rache zu nehmen. Allein die Pforte wollte sich dabei doch nicht beruhigen, sondern fertigte bereits im October 1722 in der Person des Nischli Mohammedaga einen Bevollmächtigten nach Moskau ab, welcher sich über die weitern Pläne des Zaaren noch nähere Erläuterung erbitten sollte. Zugleich war derselbe mit einem

1) Dieses in sehr blumenreichem orientalischen Style gehaltene Schreiben bei Dourry Efendi, S. 57—72. Übrigens Hanway a. a. O., S. 142—144.

zwar höflichen, aber doch sehr gemessenen Schreiben des Sultans an Peter den Großen versehen, in welchem erklärt wurde, daß, da die Lesghier nun bereits genugsam gezüchtigt seien, die Pforte unmöglich dulden könne, daß diese ihre Glaubensgenossen — sie waren, wie die Osmanen, Sunniten — unter der Herrschaft eines christlichen Fürsten verbleiben sollten [1]).

Noch weilte dieser Gesandte, welcher, von den russischen Grenzbehörden, wie es scheint, absichtlich aufgehalten, erst im
1723 Februar 1723 in Moskau eingetroffen war, am Hoflager des Zaaren, als das Haupt der Lesghier, welche sich in Schamachi, der Hauptstadt der Provinz Schirwan, festgesetzt hatten, Hadschi Daudchan, den Schutz der Pforte gegen die von Norden her hereinbrechenden christlichen Feinde des Reiches, d. h. die Russen, in Anspruch nahm. Nichts konnte unter diesen Umständen dem Diwan, welcher nun bereits sein Augenmerk auf die Besitznahme von Georgien gerichtet hatte, willkommener sein. Daudchan wurde sofort in herkömmlicher Weise mit Schwert und Keule als Chan von Derbent belehnt und in einem Manifeste offen erklärt, daß der Großherr den Frieden mit Rußland nur unter der Bedingung noch als bestehend betrachten könne, daß der Zaar sofort seine Truppen aus Dagestan und namentlich aus Derbent zurückziehe. Denn diese Hauptstadt sei ehedem schon einmal Besitzthum der Pforte gewesen, welche um so mehr verpflichtet sei, dort die Herrschaft eines christlichen Fürsten nicht zu dulden, da sie daselbst schon vor Zeiten Moscheen errichtet habe. Auch der Fürst von Georgien, Wachtang, begab sich kurz darauf unter den Schutz der Pforte, welche nun, unter dem Vorwande, die Waffen gegen Rußland zu ergreifen, ihre zunächst gegen Georgien gerichteten Eroberungspläne nur um so leichter zur Ausführung bringen konnte. Der Pascha von Erzerum erhielt Befehl, die asiatischen Truppen an sich zu ziehen und gegen Georgien hin aufzubrechen, während Zaar Peter seine Truppen an den Grenzen von Dagestan zu neuen Unter-

1) Hanway, The Revolutions of Persia, S. 198.

nehmungen nach Süden hin bedeutend verstärkte und Derbent in guten Vertheidigungszustand versetzte [1]).

Unter den auf diese Weise schon ziemlich gespannten Verhältnissen trat zuerst Zaar Peter gegen die osmanischen Bevollmächtigten mit dem Vorschlag auf, daß eine Theilung der in Persien theils schon gemachten, theils noch zu machenden Eroberungen zwischen beiden Mächten das geeignetste Mittel sein werde, die streitigen Verhältnisse auszugleichen und den beiderseitigen Interessen Genüge zu thun. Es sei niemals seine Absicht gewesen, fügte er ausdrücklich hinzu, den Frieden mit der Pforte zu brechen; jedoch werde er, wenn der Großherr seinen Plänen feindlich entgegenzutreten gedenke, auch keinen Anstand nehmen, dieselben mit den Waffen durchzuführen. Zaar Peter konnte diese allerdings etwas drohende Sprache um so eher wagen, da er durch die Berichte seines Residenten zu Constantinopel sehr wohl davon unterrichtet war, daß es der Pforte mit dem Friedensbruche doch kein Ernst sei, und daß sie nur zu gern auf den Theilungsvorschlag eingehen werde. Sie hatte ja selbst das ihr von dem Tataren-Chan der Krim gemachte Anerbieten, Astrachan anzugreifen und dadurch den weitern Fortschritten der Russen Einhalt zu thun, zurückgewiesen, und ihn bedeutet, sich aller Feindseligkeiten nach dieser Seite hin zu enthalten. Zaar Peter hielt daher den osmanischen Bevollmächtigten nur so lange wie möglich an seinem Hofe zurück, und suchte unterdessen mit den Waffen in der Hand immer mehr Terrain zu gewinnen. Ghilan wurde schon im März 1723 von den 1723
Russen besetzt und im Laufe des Sommers drangen sie bis Baku vor, welches nach kurzem Widerstande am 7. August capitulirte, während auf der andern Seite der Pascha von Erzerum im Juni mit 40,000 M. in Georgien eingedrungen war und sich der Hauptstadt Tiflis bemächtigt hatte.

Unter diesen Umständen wurde der Theilungsvorschlag, welchen Rischli Mohammed zu Ende Mai nach Constantinopel zurückgebracht hatte, im Diwan zwar mit einigem Zögern, aber doch keineswegs mit Widerwillen aufgenommen.

1) Hanway, S. 199.

Die fortdauernde innere Zerrüttung des persischen Reiches kam ja dem Plane einer solchen Theilung ganz besonders zu Hülfe. Wer wäre denn jetzt im Stande gewesen, sich demselben zu widersetzen? Schah Tahmasp, welcher, von den Afghanen bedrängt, sich von Kasbin nach Tebris zurückgezogen hatte, wandte sich in seiner Noth zu gleicher Zeit nach St. Petersburg und Constantinopel um Hülfe. Wie gerne hätte er den Besitz des Thrones mit dem Verluste eines Theiles des väterlichen Reiches erkauft! Ein förmlicher Vertrag in diesem Sinne kam auch wirklich bereits am 23. September 1723 zwischen seinem Bevollmächtigten zu St. Petersburg, Ismael Beg, und dem Zaar zu Stande. Diesem zufolge, verpflichtete sich der Letztere, die Ruhe in Persien wiederherzustellen und die Afghanen zu vertreiben, wogegen ihm Tahmasp, als rechtmäßiger Schah, die Städte Derbent und Baku mit Gebiet, sowie die Provinzen Ghilan, Mazandaran und Astarabat für alle Zeiten abzutreten versprach [1]).

Aber auch der Usurpator Mir Mahmud wäre gar nicht in der Lage gewesen, sich den Theilungsplänen Rußlands und der Pforte zu widersetzen. Sein bis zum Wahnsinn getriebenes tyrannisches Walten gab seiner Gewaltherrschaft sogleich von Anfang an den Todesstoß. Zu Kasbin, welches von seinen Truppen bereits im December 1722 besetzt worden war, kam es im Januar 1723 zu einem furchtbaren Aufstande, in Folge dessen die Afghanen mit einem Verlust von 1600 M. zum Rückzuge gezwungen wurden. Unter beständigen Hinrichtungen aller Verdächtigen, wurde es Mir Mahmud selbst schwer, sich zu Ispahan zu halten, und auch die Versuche, seine Herrschaft von da aus mit Gewalt der Waffen weiterhin auszudehnen, waren nur von geringem Erfolge. Sie blieben in diesem Jahre auf die Besitznahme von Ghiez, Ben Ispahan und einiger anderen kleineren Orte beschränkt.

Mithin behielten Rußland und die Pforte für ihren Theilungsplan völlig freie Hand. Die Ausführung desselben wurde jetzt nur noch dadurch verzögert, daß die Pforte den zwischen Zaar Peter und Schah Tahmasp abgeschlossenen

1) Die weiteren Bedingungen des Vertrags Hanway a. a. O., S. 203.

Vertrag nicht anerkennen wollte, und seine sofortige Auflösung als die unerläßliche Bedingung der Erhaltung des Friedens verlangte. Die bereits eingeleiteten Verhandlungen wurden plötzlich wieder abgebrochen, und schon hieß es, die Pforte werde Rußland den Krieg erklären und den russischen Residenten in die Sieben Thürme werfen lassen, als sich der französische Gesandte, Marquis von Bonnac, ins Mittel schlug und im Verein mit dem friedlich gesinnten Großwesir Ibrahim Pascha das schwierige Geschäft vollends zum Abschluß brachte. Er erklärte dem Diwan geradezu, daß überhaupt nur zwei Wege offen stehen, in dieser kritischen Lage zum Ziele zu gelangen: entweder müsse die Pforte den vorgeschlagenen Theilungsvertrag annehmen, oder Rußland sofort den Krieg erklären.

Eine starke Partei im Diwan, welche es für völlig unzulässig hielt, daß sich die Pforte mit einer christlichen Macht zur Theilung der Besitzungen eines muhamedanischen Fürsten vereinigen solle, schien sich durchaus für das Letztere entscheiden zu wollen. Allein der Großwesir wußte es durch seine eindringlichen Vorstellungen am Ende doch dahin zu bringen, daß die Friedenspartei die Oberhand behielt und der Theilungsvertrag im Wesentlichen gutgeheißen wurde. Nur verlangte man, daß Schah Tahmasp selbst eine Gesandtschaft nach Constantinopel schicken solle, um von der Pforte die Zustimmung zu dem zwischen ihm und Zaar Peter im vorigen Jahre abgeschlossenen Vertrage zu erbitten. Auch machte es noch immer einige Schwierigkeiten, daß Dagestan und ein Theil von Schirwan, welche beide von Sunniten bewohnt waren, unter der Herrschaft Rußlands verbleiben sollten, während Zaar Peter ausdrücklich verlangte, daß die Pforte sich mit ihm zur Wiedereinsetzung des ketzerischen Schah Tahmasp in seine alten Rechte vereinige. Allein auch diese Schwierigkeiten wurden vorzüglich durch Vermittelung des französischen Gesandten am Ende noch gehoben [1]). Die Pforte bequemte sich um so leichter zur Nachgiebigkeit, da sie in diesem Jahre auch mit den Waffen einige wesentliche Vor-

1) Hanway, S. 216.

theile errungen hatte, wodurch ſie Rußland gewiſſermaßen die Wage halten zu können glaubte.

1724 Bereits im Februar 1724 war Abdallah, der Paſcha von Wan, mit 35,000 M. in Aſerbeidſchan eingedrungen und hatte nach zweimonatlicher Belagerung die Feſtung Choi mit Sturm genommen. Etwas ſpäter, zu Ende Juni, brach hierauf der Paſcha von Diarbekr mit 30,000 M. in die Provinz Eriwan ein, verheerte das Land weit und breit, ſchleppte 20,000 Menſchen als Sklaven hinweg und belagerte ſofort die Hauptſtadt. Sie leiſtete aber ſo entſchloſſenen Widerſtand, daß ſie erſt nach einer mehrmonatlichen Belagerung, welche den Osmanen 20,000 Menſchen gekoſtet haben ſoll, zur Übergabe gezwungen werden konnte. Dagegen war ein Angriff, den der Paſcha von Wan nach der Einnahme von Choi auf Tebris machte, völlig fruchtlos; er mußte ſich im September mit anſehnlichem Verluſte auf Choi zurückziehn. Die Einnahme von Hamadan durch Haſſan, Paſcha von Bagdad, welcher die freiwillige Übergabe von einigen kleineren benachbarten Feſtungen folgte, beſchloß den Feldzug dieſes Jahres [1]). Indeſſen war der Theilungsvertrag, unter Vermittelung des franzöſiſchen Geſandten, bereits am 24. Juni zu Conſtantinopel wirklich unterzeichnet worden. Er enthielt in ſechs Artikeln folgende weſentliche Beſtimmungen [2]):

Nach im Einzelnen näher beſtimmter Abgrenzung, welche von den zu dieſem Zwecke beiderſeitig ernannten, redlichen, friedlich geſinnten und in ſolchen Geſchäften bereits geübten Commiſſären (des commissaires entendus, probes et aimant la paix, qui aient été précédemment employés à de pareilles occupations), mittelſt einer im voraus feſtgeſetzten, mit genau regulirten Uhren in den verſchiedenen Richtungen

1) Hanway a. a. O., S. 211—214.

2) Vollſtändig befindet ſich dieſer Vertrag in einer deutſchen nach dem türkiſchen Originale gemachten Überſetzung in dem handſchriftlichen „Journal von der Commiſſion wegen der Grenzſcheidung in Perſien" von Major Garber auf der Königl. Bibl. zu Berlin, woraus ihn Schoell, Hist. abrégée des traités de paix, T. XIV, p. 302 fg., in franzöſiſcher Übertragung wiedergegeben hat. Seinem Hauptinhalte nach wird er auch von Hanway, S. 216 fg. mitgetheilt.

zu Pferde, und zwar im Trabe, an Ort und Stelle zurückzulegenden Anzahl von Wegstunden vorgenommen werden soll, verbleibt Rußland die Provinz Dagestan und ein Theil von Schirwan, mit den Städten Derbent und Baku, bis zum Einfluß des Kur in den Araxes, wogegen eine von da über Ardebil, bei Tebris vorbei und über Hamadan bis nach Kermanschahan sich hinziehende Linie fortan die Grenze zwischen dem persischen und osmanischen Reiche bilden soll. Mithin werden alle Theile der Provinzen Schirwan, Gendsche, Eriwan, Mochhan, Karabagh, Aserbeidschan und persisch Irak, welche sich nach der Landseite hin jenseits dieser Linie befinden, mit Einschluß der Städte Tebris, Selmas, Gendsche, Karabagh, Naschluan, Eriwan, Hamadan u. s. w. mit Gebiet, welche zum Theil schon von früher her im Besitze der Pforte waren, zu dem osmanischen Reiche geschlagen, während die diesseits dieser Linie nach dem kaspischen Meere zu gelegenen Uferländer bis zur Vereinigung des Kur mit dem Araxes Rußland zugesprochen werden, und von da ab bis herab nach Kermanschahan, als Grenzscheide zwischen dem Gebiete der Pforte und des Zaaren (comme barrière entre la Sublime-Porte et Sadite M. Tzarienne), Persien verbleiben sollen. Beiden contrahirenden Theilen steht es frei, auf dem ihnen zugesprochenen Gebiete Festungen anzulegen, jedoch nur in einer Entfernung von drei Meilen von den Grenzen (Art. 1 und 3).

Die Hauptstadt der Provinz Schirwan, Schamachi, verbleibt, unter der Oberhoheit der Pforte, dem von ihr belehnten Chan Daud; doch dürfen daselbst weder Festungswerke angelegt werden, noch ist die Pforte befugt, dort eine Besatzung zu unterhalten. Nur in dem Falle, daß dort Unruhen entstehen sollten, ist es ihr gestattet, nach vorhergängiger den russischen Grenzbefehlshabern gemachter Anzeige, daselbst Truppen einrücken zu lassen. Auch hat sie die genannten Befehlshaber rechtzeitig davon in Kenntniß zu setzen, wenn sie für nöthig findet, bedeutendere Truppensendungen nach Georgien vorzunehmen (Art. 2).

Sollte sich Schah Tahmasp diesem Theilungsvertrage widersetzen wollen, so werden sich beide contrahirenden Mächte

vereinigen, um ihn mit Waffengewalt zur Anerkennung desſelben zu zwingen, oder an ſeiner Stelle einen anderen von perſiſcher Abkunft, welcher ihnen dieſer Erhebung würdig ſcheint (un individu né Persan qu'elles en jugeront digne), auf den erledigten Thron zu ſetzen (Art. 4 und 6). Nimmt dagegen Schah Tahmasp den Vertrag ohne Weigerung an, ſo verpflichten ſich beide Theile, ihn als rechtmäßigen Beherrſcher des perſiſchen Reiches anzuerkennen, und ihm namentlich zur Wiedereroberung ſeiner Hauptſtadt Ispahan und zur Vertreibung des Uſurpators Mir Mahmud auf jede Weiſe behülflich zu ſein (Art. 5)

Die Ratification dieſes Theilungsvertrages, welche innerhalb zwei Monaten erfolgte, war einer der letzten, der bedeutendſten Schritte, wodurch Peter der Große ſeine weitgreifenden Pläne im Betreff der Erweiterung ſeiner Herrſchaft im Oſten und Weſten der Verwirklichung näher zu bringen ſuchte. Es drängte ihn, jenen Vertrag nun auch ſo ſchnell wie möglich in Vollzug zu ſetzen. Bereits am 31. Auguſt
1724 1724 unterzeichnete er ſelbſt noch die Vollmacht, wodurch der Brigadier und Major ſeiner Garde, Alexander Rumänzoff, der Oberſtlieutnant der Infanterie von Luke und der Artilleriemajor Garber, dem Vertrage vom 24. Juni zufolge, mit dem Geſchäfte der Grenzſcheidung in Perſien betraut wurden [1]). Es war ihm indeſſen nicht mehr beſchieden, in

1) Sie befindet ſich am Anfange des bereits erwähnten handſchriftlichen „Journals von der Commiſſion wegen der Grenzſcheidung in Perſien" von Major Garber, welcher als einer der ruſſiſchen Commiſſäre ſelbſt dabei thätig war. Dieſes ſein Tagebuch, ein ſchöngeſchriebener Folioband von 275 Seiten, iſt daher nicht nur für Alles, was das Abgrenzungsgeſchäft im Beſondern betrifft, die Hauptquelle, ſondern es enthält auch über die damaligen Zuſtände Perſiens und den Verlauf des Türkenkrieges daſelbſt in den Jahren 1726 und 1727 die ſchätzbarſten Notizen. Es beginnt mit der Abreiſe der ruſſiſchen Commiſſäre von Derbent am 17. Auguſt 1726 nach dem türkiſchen Lager bei Schamachi und ſchließt mit der Unterzeichnung des Inſtruments über die endlich glücklich vollbrachte Abgrenzung am 12. December 1727. Vorzüglich reich iſt es auch an geographiſchen Nachweiſungen, welche durch eine beigegebene Specialcharte des Grenzgebiets noch beſonders anſchaulich gemacht werden.

dieser Beziehung seine Wünsche erfüllt zu sehen. Er erlag bekanntlich bereits am 8. Februar 1725 einer unheilbaren 1725
Krankheit.

Man kann den oft erhobenen Streit über die Echtheit oder Unechtheit des sogenannten politischen Testaments Peter's des Großen, wo er den Kern seiner orientalischen Politik zu weiterer Entwickelung in den kommenden Jahrhunderten niedergelegt haben soll, füglich auf sich beruhen lassen. Für die höhere Auffassung und Beurtheilung dieser Verhältnisse ist es ziemlich gleichgültig, ob er selbst, oder ein Anderer seinen Gedanken den bestimmten formellen Ausdruck gegeben hat, wie wir ihn in diesem immerhin merkwürdigen Actenstücke wiederfinden. Gewiß ist, daß dieser scharfsichtige, weit in die Zukunft hineinblickende Fürst, welcher auch in seiner orientalischen Politik wahrhaftig kein Phantast war, wie weiland König Franz I. von Frankreich, noch in der Ausführung seiner einmal gefaßten Entschlüsse durch übel berechnete Zaghaftigkeit gehemmt wurde, wie Kaiser Karl V., sondern vor Allem sehr wohl wußte, was er wollte, und durch welche Mittel seine Zwecke zu erreichen seien, seinen Nachfolgern mehr durch seine Thaten, als durch seine Worte die Bahn vorgezeichnet hat, welche sie zu verfolgen haben würden, um nach dieser Seite hin dem großen Ziele näher zu rücken, welches seinem Geiste unablässig vorgeschwebt hatte.

Er hatte dabei sicherlich Persien ebenso wie Constantinopel, das kaspische so gut wie das Schwarze Meer im Auge; er hatte die Wichtigkeit der Herrschaft auf beiden für die Interessen seines Reiches und seiner wachsenden Macht vollkommen erkannt [1]). Eben deshalb legte er jetzt auf den

1) Das sogenannte politische Testament Peter's d. Gr. ist namentlich bei Gelegenheit der jüngsten orientalischen Verwickelungen wieder vielfach genannt und hervorgezogen worden. Es findet sich wiederabgedruckt z. B. in: „Der russisch-türkische Streit und der Widerstand Europas gegen die russische Politik." Leipzig 1854, S. 2, und Paalzow, „Actenstücke der russischen Diplomatie." Berlin 1854, S. 72. Die Angel, worum sich die orientalische Politik Peter's d. Gr. drehete, liegt im IX. Artikel: „Constantinopel und Indien muß man sich so viel wie möglich nähern; denn wer dort herrscht,

Besitz der westlichen Uferländer des kaspischen Meeres so hohen Werth. Er betrachtete ihn als eine unerläßliche Bedingung, eine nothwendige und natürliche Folge jener von ihm erstrebten Herrschaft, und wollte ihn daher auch durch möglichst beschleunigte Ausführung des Theilungsvertrages gesichert wissen [1]). Allein es walteten eben Verhältnisse ob, welche sich der Erfüllung dieser seiner Wünsche gebieterisch entgegenstellten.

Zuerst war die Pforte noch nicht einmal im völligen Besitze der Landschaften und Städte, welche ihr durch den Vertrag vom 24. Juni zugesprochen worden waren; und dann war es ihr, vielleicht in der Hoffnung, daß sie sich mit den Waffen doch noch günstigere Bedingungen erringen könne, und am Ende selbst im Stande sein möchte, Rußland wieder von den Ufern des kaspischen Meeres zu verdrängen, mit dem Vollzug des Theilungsvertrages doch noch kein rechter Ernst. Der plötzliche Tod Peter's des Großen, und die Ungewißheit, ob seine Nachfolger dazu gemacht sein würden, seine Pläne mit derselben Kraft und Consequenz durchzuführen, schienen diese zweideutige Politik der Pforte nur zu begünstigen. Sie verzögerte daher, unter allerhand Vorwänden, absichtlich die Ernennung ihrer Grenzcommissäre so lange wie möglich, und
1725 nahm den Krieg in Persien sogleich im Jahre 1725 mit sehr ansehnlichen Kampfmitteln wieder auf.

Man hatte es da jetzt mit einem zweifachen Feinde zu thun. Auf der einen Seite wollte, wo nicht Schah Tahmasp selbst, doch die ihm ergebene altpersische Partei dem auf Kosten des Reiches zwischen Rußland und der Pforte abgeschlossenen Vertrage ihre Zustimmung nicht ertheilen, und erhob das Schwert gegen die Osmanen mit der ganzen Kraft des

ist der wahre Herrscher der Welt. Also sind der Türkei fortwährend Kriege zu schaffen, wie auch Persien; am Schwarzen Meere große Depots zu errichten, um sich allmälig dieses Meeres ganz zu bemächtigen, sowie des baltischen, der beiden zum Gelingen des Vorhabens unentbehrlichen Punkte u. s. w."

1) In diesem Sinne sagt schon der venetianische Bailo Emmo in einem Berichte vom 6. August 1723: „Il Residente moscovita sostiene il litorale del caspio come una conseguenza del dominio delle acque." Bei Hammer, O. G., Bd. VII, S. 293.

Nationalhasses und des religiösen Fanatismus. Auf der andern schienen die Afghanen entschlossen zu sein, die einmal usurpirte Herrschaft bis aufs Äußerste behaupten zu wollen.

Mir Mahmud ging freilich in der Ohnmacht seines Tyrannenwahnwitzes und dem Übermaße seiner Ausschweifungen sehr bald vollends seinem Untergange entgegen. Nachdem er noch Alles, was er an Truppen zusammenraffen konnte, aufgeboten, und zu Ende December 1724 mit 80,000 M. vergeblich Jesd, auf dem Wege von Ispahan nach Kandahar, belagert hatte, war er, von Gewissensbissen, Furcht vor seinen eigenen Truppen und Ekel an seinem jammervollen Dasein gepeiniget, in die Einsamkeit getrieben worden, um in einer Höhle seinem schuldbeladenen Geiste durch Kasteiung seines Fleisches Erleichterung zu verschaffen. Er konnte aber auch da die verlorene Ruhe nicht wiederfinden. Kaum hatte er den Ort seiner Buße verlassen, als sein Blutdurst aufs neue erwachte. In einem Paroxismus tyrannischer Laune ließ er mit einem Male alle noch lebenden Verwandten des unglücklichen Schah Husain, seine Oheime, Neffen und Kinder, im Ganzen mehr denn hundert Personen, vor seinen Augen hinmorden. Gleich darauf verfiel er dem gräßlichsten Wahnsinn, von dem er nicht wieder genas.

An seiner Stelle war schon vorher einer seiner Verwandten und besten Feldherren, Eschreff, welcher sich gleich nach dem ersten verunglückten Versuch gegen Kasbin nach Kandahar in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, von der herrschenden Partei der Afghanen zu seinem Nachfolger auf dem persischen Throne erkoren worden. Er wurde herbeigeholt und am 2. April 1723 zu Ispahan förmlich als Schah von 1723
Persien proklamirt. Als erste Bedingung seiner Erhebung, verlangte er den Kopf des wahnsinnigen Mir Mahmud, des Mörders seines Vaters Mir Abdallah. Er wurde ihm ohne weiteres zum Opfer gebracht. Mir Mahmud hatte nur erst das 27. Jahr seines Alters erreicht und, ein vollendeter Wütherich, den persischen Thron 2½ Jahr durch sein blutiges Regiment befleckt und geschändet [1]).

1) Hanway a. a. O., S. 219—226.

Eschreff, ein Mann von strengen Sitten, entschlossenem Charakter, tapfer und verschlagen, gleich ausgezeichnet als Feldherr und Staatsmann, war nun freilich ein weit gefährlicherer Feind der Osmanen. Auch er wußte sehr wohl, daß er unter den obwaltenden Umständen seine Herrschaft nicht ohne Gewaltmaßregeln behaupten könne, welche ihn selbst zu Grausamkeiten verleiteten. Er ließ nicht nur seine Gegner von der Partei Mir Mahmud's, sondern auch alle diejenigen, welche ihm zum Throne verholfen hatten, nun aber durch ihren Ehrgeiz, ihre Macht und ihren Einfluß ihm gefährlich werden konnten, gewaltsam aus dem Wege räumen. Zugleich füllte er auf diese Weise seine Kassen mit ihren eingezogenen Schätzen, welche ihn der Nothwendigkeit überhoben, das Land mit neuen Steuern zu belasten. Dann machte er einen vergeblichen Versuch, sich durch Verrath der Person des Schah Tahmasp zu bemächtigen, belagerte, jedoch ohne Erfolg, Teheran, wohin sich jener zurückgezogen hatte, drängte ihn aber am Ende doch bis in die Provinz Mazandaran zurück, wo er sich der Städte Sava und Kum bemächtigte[1]).

Nachdem er auf diese Weise seinen Thron sattsam befestigt glaubte, war das Erste, was er that, daß er eine Botschaft nach Constantinopel schickte, welche den Zweck hatte, die Anerkennung seiner Herrschaft über Persien von Seiten der Pforte, welche er noch nicht mit den Waffen zu erkämpfen wagte, wo möglich mittelst eines Vertrages zu erlangen. Denn die Eroberungen, welche die Osmanen in diesem Jahre in Persien gemacht hatten, waren allerdings geeignet, ihn nach dieser Seite hin mit lebhaften Besorgnissen zu erfüllen. Ungeachtet der Großwesir dem General Rumänzoff, dem russischen Bevollmächtigten zu Constantinopel, auf die Anzeige, daß die Kaiserin Katharina durchaus gesonnen sei, den von Zaar Peter im Betreff der Theilung eingegangenen Verpflichtungen streng nachzukommen, die Versicherung ertheilte, daß auch die Pforte gleiche Gesinnungen hege, und demnächst ihre Grenzcommissäre abschicken werde[2]), hielt sie

1) Hanway, S. 227—234.

2) Derselbe, S. 235: „The grand vizir", heißt es da in Bezug

dieselben nun doch noch absichtlich zurück, um vorerst wieder ihr Glück mit den Waffen zu versuchen. Es war ihr nicht ungünstig.

Bereits im Mai 1725 nahm Abdallah Köprili, Pascha 1725
von Wan, die Städte Merend und Sonos weg, worauf er sofort mit 70,000 M. vor Tebris rückte. Ein Versuch der Perser, die Osmanen noch vor der Mauer zurückzuschlagen, mislang. Sie wurden mit ansehnlichem Verluste auf die Stadt zurückgeworfen, welche sich, nach einem viertägigen, heldenmüthigen Kampfe, gegen freien Abzug der Besatzung nach Ardebil, ergab. Die Perser sollen dabei nicht weniger als 30,000, die Osmanen etwa 20,000 M. verloren haben. Kurz darauf erschien der Pascha von Erzerum, Savi Mustafa mit 40,000 M. vor der georgischen Festung Lori, und bemächtigte sich derselben nach kurzem Widerstande, während Ahmed, Pascha von Bagdad, von Süden her in Loristan einbrach und die Hauptstadt dieser Provinz, Churremabad ohne Schwertstreich besetzte, worauf sich die ganze Provinz für die Osmanen erklärte. Der Statthalter von Karatagh, der Befehlshaber von Ardebil und die Chane von Urmia, Moghan und Maragha brachten freiwillig ihre Huldigung dar.

Die Pforte war mithin am Ende dieses Feldzuges im Besitze des ganzen ihr in dem Theilungsvertrage zugesprochenen Landstriches, welcher sich der Länge nach in einer Ausdehnung von 120 geogr. Meilen und in einer Breite von 30—50 Meilen, im Süden von den Gebirgen Loristans und der Hauptstadt Churremabad in nördlicher Richtung bis nach Eriwan und zu den Steppen Moghans erstreckte. Nur ein Angriff auf Ispahan, welchen der Pascha von Mossul noch im Herbste beabsichtigte, mußte aufgegeben werden, weil man es doch bedenklich fand, die sunnitischen Afghanen ohne vorhergegangene

auf die von Rumänzoff abgegebene Erklärung, „pretended to be convinced of the truth of what he said and declared that the intention of the Grand Signior was to conform exactly to the engagements, which he had entered into with the deceased monarch, and therefore he would immediately dispatch the commissaries, who were to regulate the limits upon the spot."

Kriegserklärung zu bekämpfen, und auch ein unerwarteter Einfall des Wali von Loristan mit 20,000 M. in die Provinz von Bagdad Ahmed Pascha nöthigte, alle seine Truppen zur Vertheidigung seiner bedrohten Hauptstadt dahin zurückzuziehen [1]).

Obgleich nun diese kriegerische Haltung der Pforte dem Hofe zu St. Petersburg um so weniger genehm sein konnte, weil sie, in Folge ihrer Siege, auch schon wieder eine höhere Sprache führen zu wollen schien und ihrem Versprechen im Betreff der Grenzscheidung keineswegs gerecht wurde, so hatten sich die Russen in Persien doch während dieser ganzen Zeit ziemlich ruhig verhalten. Außer einigen unbedeutenden Reibungen mit den persischen Statthaltern an den Grenzen der Provinz Ghilan und bei Tarku, fiel hier nichts Erhebliches vor. Die Pforte wollte sogar dem General Rumänzoff einen Vorwurf daraus machen, daß sich Rußland bis jetzt nicht thätiger an dem Kriege betheiligt habe, obgleich es durch eine ausdrückliche Bestimmung des Theilungsvertrages verpflichtet sei, zur Vertreibung der Afghanen aus Persien mitzuwirken. Und als darauf Rumänzoff erwiederte, daß vor Allem die Grenzscheidung vorgenommen werden müsse, schützte der Großwesir theils die nun schon zu weit vorgerückte Jahreszeit, theils den Umstand vor, daß, da die Theilung vorzüglich in der Provinz Schirwan bewirkt werden müsse, vorerst die dort noch immer nicht ganz unterworfenen Lesghier, welche ohnlängst erst wieder Schamachi berannt, zum Gehorsam zurückzuführen seien. Dagegen machte aber Rumänzoff, und zwar mit Recht, geltend, daß es nur als eine noch weit größere Verletzung des Theilungsvertrages betrachtet werden könne, wenn die Pforte einem Botschafter der Afghanen Zutritt gestatten und sich mit ihm in Unterhandlungen einlassen wolle.

So standen also die Dinge, als Abdul Afischan, der
1726 Gesandte Schah Eschreff's, im Januar 1726 in Constantinopel eintraf. Obgleich man ihm, als dem Abgesandten eines noch nicht anerkannten Fürsten, nicht die gewöhnlichen officiellen

1) Hanway a. a. O., S. 235—239.

Ehren erweisen zu dürfen glaubte, so wurde er doch von dem Großwesir mit ungewöhnlicher Entfaltung von osmanischer Staatspracht empfangen. Vielleicht glaubte er sich dadurch um so mehr berechtiget, eine ziemlich hohe und drohende Sprache zu führen. Er erklärte, dem ihm von Eschreff schriftlich ertheilten Auftrage zufolge, nicht nur den Krieg der Osmanen gegen die Afghanen, welche mit ihnen als Sunniten gleiches Glaubens seien, für ungerecht, sondern verlangte auch geradezu die Rückgabe aller von der Pforte in jüngster Zeit gemachten Eroberungen, namentlich der Provinzen und Städte Hamadan, Kermanschahan, Ardelan, Tiflis, Tebris, Gendsche und Eriwan. Er wollte der Pforte selbst ein Verbrechen daraus machen, daß der Großherr, als oberster Imam und Beschützer des rechten Glaubens, noch nicht mehr gethan habe, um die Herrschaft der ketzerischen Schiiten in Persien vollends zu vernichten. Deshalb habe sich Eschreff, als anerkannter Schah von Persien, zum zweiten Imam erhoben, um an der Stelle des Sultans die Vernichtung jener Ketzer zu vollenden.

Eine solche Anmaßung wurde indessen sofort durch das Fetwa des Mufti entkräftet, welches die Anerkennung eines zweiten Imams für unzulässig erklärte, und mithin auch die geistliche Oberhoheit in Persien unbedingt für den Sultan allein in Anspruch nahm. Die übrigen Forderungen Eschreff's fielen damit von selbst. Die Kriegserklärung gegen ihn, als Rebellen gegen seinen geistlichen Oberherrn, folgte dem Fetwa des Mufti auf dem Fuße. Mit derselben verließ Abdul Asis, zwar ansehnlich beschenkt, aber ohne das herkömmliche Ceremoniel, Constantinopel zu Anfang April 1726[1]).

So mußte die Pforte den Krieg gegen den zweifachen Feind in Persien auch im Jahre 1726 mit aller Kraft wieder aufnehmen. Schah Tahmasp, welcher noch in der Provinz Mazanderan weilte, und sich, von aller Welt verlassen, jetzt bereit erklärte, den Theilungsvertrag anzuerkennen, hatte zwar der Pforte einen dreijährigen Waffenstillstand unter der Bedingung angeboten, daß sie im ewigen Besitze der von ihr

1) Hanway, S. 240—244.

gemachten Eroberungen verbleiben solle. Sie fand sich aber ebenso wenig veranlaßt, darauf einzugehn, wie sich Rußland dazu verstehen wollte, dem vertriebenen Schah noch ferner seinen Beistand zu leisten [1]).

Während also der kleine Krieg gegen die Schiiten in den verschiedenen Theilen des Reiches, meistens zum Vortheil der Pforte, seinen Fortgang hatte, entwickelte Eschreff eine ungemeine Thätigkeit, um dem über ihn hereinbrechenden Sturme Trotz bieten zu können. Er versah Ispahan mit neuen umfassenden Festungswerken, wußte sich halb mit List, halb mit Gewalt in den Besitz von Kasbin und mehrerer anderer Städte zu setzen, und hatte Muth genug, mit seinem schwachen Truppencorps, welches nur aus 17,000 M. Fußvolk, 16,000 M. Reiterei und 40 von Kameelen getragenen leichten Feldstücken bestand, dem Seraskier Ahmed von Hamadan, welcher ihm 70—80,000 M. mit 70 Kanonen entgegenführte, auf der Ebene von Andschedan, 20 Stunden von Hamadan entfernt, am 20. November 1726 die Schlacht zu bieten. Sie entschied sich zu seinen Gunsten, offenbar weil die osmanische Armee zum guten Theile nur mit Widerwillen gegen diese ihre Glaubensgenossen focht und im voraus durch Eschreff gewonnen war. Ahmed mußte mit einem Verluste von 12,000 M. das Feld räumen und zog sich erst auf Kermanschahan und dann auf Bagdad zurück [2]).

Diese Niederlage der Osmanen war entscheidend für die Stellung Eschreff's zur Pforte und zu Persien. Der Diwan konnte sich nur ungern dazu entschließen, den Krieg gegen ihn im nächsten Jahre fortzusetzen. Denn gleichzeitig zeigten sich auch in den übrigen Theilen des Reiches drohende Bewegungen. Arabien und Ägypten schienen sich zu Gunsten Eschreff's zu regen, und schon fürchtete man in Constantinopel alles Ernstes, er könne sich mit Hülfe seiner Partei in diesen Ländern der heiligen Städte Mekka und Medina

1) Hanway a. a. O., S. 246. Als Grund der Weigerung wird hier angegeben: „If she granted the truce, Thaemas might be enabled to recover his dominions, which he now yielded by necessity."

2) Daselbst, S. 247—250.

bemächtigen und sich aus eigener Machtvollkommenheit wirklich zum geistlichen Oberhaupt der Rechtgläubigen, zum Imam erklären. Populär war dieser Krieg ohnehin nicht; Heer und Volk murrten dagegen, und nicht wenige Stimmen wurden laut, welche die jüngste Niederlage als eine gerechte Strafe des Himmels dafür erklärten, daß man es gewagt habe, den Vertheidigern des wahren Glaubens, welche durch die Vernichtung der Herrschaft der Schüten in Persien den Dank aller Gläubigen verdienen würden, mit den Waffen entgegenzutreten [1]).

Überdies war dieser Krieg, wie alle Perserkriege der Pforte, in finanzieller Hinsicht im höchsten Grade lästig und erschöpfend für den Schatz des Großherrn. Er sollte ihm bereits mehr als 50 Millionen Piaster gekostet haben, und über 10 Millionen wurden gebraucht, um die Rüstungen zu dem neuen Feldzuge zu vervollständigen. Auch war man schon mehr wie einmal genöthigt gewesen, die innere Kasna des Sultans anzugreifen, um nur den dringendsten Bedürfnissen der Kriegskasse zu Hülfe zu kommen [2]). Es wurde also zwar während des Winters Alles aufgeboten, um die Armee in Persien im Frühjahre möglichst zu verstärken; allein unter den neu geworbenen Truppen zeigte sich der entschiedenste Widerwille gegen die Fortsetzung des Krieges. Die nament-

1) Hanway, p. 251. „A war, undertaken against a nation of the same faith, was considered as odious and unlawful; and the most zealous attributed the loss of the battle to the divine justice, which had confounded the temerity of those who opposed the propagation of the faith, by declaring against the destroyers of the monarchy of the Schias." Und dann S. 253: „The people and the soldiers murmured alike against a war, which their honest, tho' superstitious prejudices, taught them to look upon as unjust and impious."

2) Garber's handschriftliches Journal, S. 153, wo es in dieser Beziehung wörtlich heißt: „Die Türken verlangten und wünschten sehr, daß diese persianischen Affairen zu Ende kommen möchten, indem ihnen der persianische Krieg schon über 50 Mill., und die Campagne dieses Jahres (1727) allein 10 Mill. koste, wodurch die Kriegscassa nicht nur ganz ledig, sondern auch des Sultans Cabinet schon habe müssen angegriffen werden, ohne was das Land durch die vielen Durchmärsche und dazu erforderte Vorspann habe leiden und ertragen müssen."

lich in den europäischen Provinzen, in Bosnien, Albanien, Morea und Rumelien, mit vieler Noth zusammengebrachten Contingente weigerten sich geradezu, die Grenzen von Persien zu überschreiten, als sie hörten, daß sie gegen ihre Glaubensgenossen, die Afghanen, fechten sollten [1]).

Es blieb also der Pforte nichts Anderes übrig, als mit Eschreff wegen des Friedens in Unterhandlungen zu treten. Nur wollte der Seraskier Ahmed an der Spitze seiner Armee wenigstens noch möglichst günstige Bedingungen erlangen. Er rückte daher mit 60,000 M. wieder bis auf die Ebene von Hamadan vor, wo endlich nach kurzen Verhandlungen, am
1727 3. October 1727, der Friede unterzeichnet wurde. In neun Artikeln enthielt er folgende Hauptbestimmungen.

Der Sultan wird in ganz Persien als Haupt der Gläubigen und Nachfolger der Chalifen anerkannt und verehrt (Art. 1 und 2). Er bleibt im Besitze aller seiner Eroberungen, wie namentlich von Kermanschahan, Hamadan, Ardelan, Nuhawend, Churremabad, Loristan, Meragha, Tebris, der Bezirke von Aserbeidschan, Gendsche, Karabagh und Eriwan, ferner Tiflis, Nachdschiwan, Gurdschistan, Schamachi und Schirwan, so wie endlich der im vorigen Jahre von den Persern besetzten Städte, Sultania, Ebher, Tarim und Sendschan. Auch verpflichtet sich Eschreff, die den Osmanen in der Schlacht auf der Ebene von Andschedan abgenommenen Waffen, Geschütze und Feldzeichen wieder zurückzustellen (Art. 3—6). Dagegen wird Eschreff als rechtmäßiger Beherrscher von Persien anerkannt, und soll das Recht haben, als solcher neben dem Sultan in den öffentlichen Gebeten genannt zu werden, Münzen auf seinen Namen zu schlagen und alljährlich eine eigene Pilgerkarawane nach Mekka zu schicken (Art. 7—9) [2]).

Diese Wendung der Dinge brachte endlich auch das Abgrenzungsgeschäft zwischen Rußland und der Pforte vollends zum Abschluß. Die russischen Bevollmächtigten hatten es durch

1) Garber, Journal, S. 124.

2) Die Bedingungen dieses Friedens finden sich so bei Hanway, S. 253.

ihre eindringlichen Vorstellungen beim Diwan am Ende doch noch dahin gebracht, daß die Pforte im Sommer 1726 den Mohamed Derwischaga zu ihrem Grenzcommissär ernannt hatte. Zu Ende August trafen die beiderseitigen Bevollmächtigten im Lager bei Schamachi zum ersten Male zusammen, und am 2. September wurden dann die Geschäfte wirklich begonnen. Eine Hauptschwierigkeit dabei war freilich noch immer, daß sich die Lesghier der Provinz Schirwan, namentlich Hadschi Daudchan, der Ausführung des Theilungsvertrages selbst mit Waffengewalt widersetzen wollten. Der Verdacht, daß sie dazu unter der Hand von der Pforte aufgewiegelt würden, lag wenigstens ziemlich nahe. Denn sie suchte überhaupt dem Fortgange des Abgrenzungsgeschäftes alle nur ersinnliche Hindernisse in den Weg zu legen. Waren ihre Waffen vom Glücke begünstigt, so wurden ihre Commissäre jedes Mal schwieriger und widerspenstiger; befand sie sich dagegen im Felde im Nachtheil, so zeigten sie sich auch sogleich bei den Grenzverhandlungen nachgiebiger und freundlicher. Kein Wunder also, daß man es im ersten Jahre mit Mühe und Noth nur dahin brachte, daß die Absteckung der Grenzlinie bis zum Einfluß des Araxes in den Kur zu Stande kam, worüber zu Ende October ein eigenes Instrument unterzeichnet wurde [1]).

Darauf stockte das ganze Geschäft wieder bis zum nächsten Frühjahre. Die Pforte erhob abermals Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, und die Lesghier fuhren fort, durch beständige Häkeleien den Fortgang der Grenzscheidung mit Gewalt zu verzögern und zu hintertreiben. Der russische Resident zu Constantinopel, Iwan Neplueff, sah sich daher veranlaßt, im Auftrage seines Hofes zu wiederholten Malen von der Pforte eine kategorische Erklärung darüber zu verlangen, ob sie es überhaupt mit dieser Grenzscheidung wirklich ernstlich meine, und ob sie Willens sei, mit Rußland im Frieden zu bleiben und die auf ewige Zeiten zwischen beiden

1) Über alle diese Misverhältnisse spricht Garber in seinem handschriftlichen Journal sehr ausführlich; das hier erwähnte Instrument vom 27. October 1726 theilt er S. 97 vollständig mit.

Mächten geschlossene Freundschaft zur Wahrheit zu machen oder nicht? — Er sollte sich, so lange das Abgrenzungsgeschäft nicht gänzlich und zu völliger Zufriedenheit beendet sein würde, überhaupt mit der Pforte auf nichts mehr einlassen. Der Reis Efendi ertheilte ihm aber immer den Bescheid, daß die Pforte fest entschlossen sei, den ewigen Frieden unverbrüchlich zu halten und das Abgrenzungsgeschäft so schnell wie möglich zu Ende zu führen [1]).

Der Diwan ermächtigte jetzt Rußland sogar, Daudchan, welcher sich in Tängäh festgesetzt hatte, wenn er die Grenzscheidung noch ferner verhindern werde, mit Gewalt zu vertreiben. Rußland verstärkte daher auch seine Truppen in Derbent und Baku, und ließ einen Theil derselben zu Ende Juli gegen Tängäh hin aufbrechen, während gleichzeitig die oben berührten Verhältnisse zu Eschreff die Pforte immer fügsamer und willfähriger machten. Sie ertheilte im August ihren Grenzcommissären die gemessensten Befehle, das Geschäft so schnell wie möglich vollends zu Stande zu bringen und überhaupt Feindseligkeiten gegen Rußland in keiner Weise mehr zu gestatten [2]).

Ungeachtet dieser günstigen Stimmung der Pforte zogen sich die Verhandlungen über die Grenzscheidung an Ort und Stelle doch noch das ganze Jahr hindurch. So oft die Bevollmächtigten sich zusammenfanden, kam es, wie bei allen dergleichen Grenzregulirungen, zu den kleinlichsten Differenzen über jede Scholle, jeden Bach und jeden Baum, während Daudchan und die übrigen Häupter der Lesghier nicht müde wurden, die Provinzen Dagestan und Schirwan gegen die Festsetzung der Russen daselbst in beständiger Aufregung zu erhalten. Endlich ließ aber der Abschluß des Friedens zwischen Eschreff und der Pforte weitere Ausflüchte nicht mehr zu. Zu Ende November war man im Wesentlichen mit der Festsetzung der Grenzlinie, nach den Bestimmungen des Theilungsvertrages, so weit aufs Reine, daß es sich nur noch um

1) Garber in seinem handschriftlichen Journale nach den eigenen Depeschen des russischen Residenten Iwan Neplueff, S. 116, 123, 150 und 153.

2) Garber a. a. O., S. 149.

die Ausfertigung der betreffenden Urkunde handelte. Auch dabei wurden indessen von Seiten der osmanischen Bevollmächtigten noch allerhand Bedenklichkeiten erhoben, bis endlich die Überrumpelung und Einnahme von Tängäh durch die Russen zu Anfang December die Sache so beschleunigte, daß die Unterzeichnung des Abgrenzungsvertrages wenige Tage nachher, am 12. December 1727, bei dem Dorfe Maabur 1727
wirklich stattfand. Neues enthielt er nicht. Er beschränkte sich blos darauf, die einzelnen Punkte der Grenzlinie, wie sie bereits in dem Theilungsvertrage vom Jahre 1724 im Allgemeinen festgesetzt worden war, näher zu bezeichnen. Tängäh sollte, um alle ferneren Streitigkeiten darüber zu vermeiden, demolirt werden [1]).

Weder diese endliche Ausgleichung des russisch-türkischen Grenzstreites, noch der Abschluß des Friedens zwischen Schah Eschreff und der Pforte konnte indessen dem unglücklichen Perserreiche die Ruhe wiedergeben und eine bessere Zukunft verbürgen. Diese schönen, von politischer Zwietracht und religiösem Parteikampf zerrissenen Länder sollten auch noch fernerhin der Schauplatz blutiger Fehden und gewaltiger Erschütterungen bleiben. Es war jetzt dort fast keine einzige Provinz, wo nicht, unter der allgemeinen Verwirrung und bei dem gänzlichen Mangel einer starken, das Ganze beherrschenden Staatsgewalt, ein kühner Bandenführer auf eigene Faust sein Glück versucht hätte. Unter dem Vorwande, die verhaßten Osmanen wieder aus Persien zu vertreiben, war es dabei freilich meistens nur auf Raub und Plünderung ab-

1) Garber gibt in seinem Journal, S. 230, sowol ein „Register derer Linien, wieselbe insgesammt von Derbent aus nach Süden und Westen genommen und nach der Uhr gemessen worden", nebst einer Karte, als auch S. 274 den Abgrenzungsvertrag vom 12. December 1727. Der letztere befindet sich danach in einer französischen Übersetzung auch bei Schöll, Hist. abrégée des traités de paix, T. XIV, p. 312, und bei Hammer, O. G., Bd. VII, S. 578 in einer nach dem etwas abweichenden türkischen Originale gemachten deutschen Übersetzung.

gesehen; und wenn daher auch hie und da, wie namentlich in der Nähe von Tebris und Ardebil, der kleine Krieg mit diesen Rebellen einen gefährlicheren Charakter anzunehmen drohte, so war er doch im Ganzen genommen zu planlos und vereinzelt, als daß die osmanischen Statthalter nicht stark genug gewesen wären, ihnen überall mit Erfolg die Spitze zu bieten.

Auch mit Rußland kam es wegen der noch keineswegs völlig gesicherten Grenzverhältnisse schon in den zwei nächsten Jahren wieder zu sehr unangenehmen Reibungen an Ort und Stelle und ziemlich ernsten Erörterungen in Constantinopel. Namentlich wollte sich der Chan von Schirwan, Surchai, noch immer nicht darüber beruhigen, daß die russische Grenze seinem Gebiete so nahe gerückt sei. Er erlaubte sich daher allerhand Räubereien nach dieser Seite hin, welche die Russen zu Repressalien nöthigten, und die Vertreter des Hofes zu St. Petersburg wiederholt veranlaßten, beim Diwan bittere Beschwerden zu führen, denen indessen der Großwesir in der Regel gleich gewichtige Klagen über Grenzverletzungen von Seiten Rußlands entgegenzusetzen wußte.

Weit bedeutender und folgereicher wie diese kleinlichen Händel war freilich für die Stellung der Pforte zu Persien die weitere Entwickelung des Kampfes zwischen den Persern von der Partei des vertriebenen Schah Tahmasp und den Afghanen, welche Eschreff als ihr Oberhaupt anerkannten. Es offenbarte sich nur zu bald, daß der Letztere nicht dazu gemacht war, die schwere Rolle, welche ihm das Geschick beschieden zu haben schien, mit Glück und Erfolg auf die Dauer durchzuführen. Einmal im Besitze der Herrschaft, zeigte er nicht mehr die Umsicht und Energie, welche ihm zum Throne verholfen hatten. Wenig geneigt, sein Glück noch ferner mit den Waffen zu befestigen, wollte er die Ruhe des schwer erkämpften Friedens genießen, lebte den Freuden der Jagd und des Harems, suchte seinen Namen durch ansehnliche Bauwerke zu verewigen und kümmerte sich noch wenig um das Ungewitter, welches von Süden her über ihn hereinzubrechen drohte. Er glaubte schon genug gethan zu haben, wenn er sich nur mit seinen gefährlichsten und mächtigsten Gegnern, Rußland und der Pforte, auf einem freundlichen Fuße zu

erhalten wisse; mit jenem durch den Abschluß eines Friedens- und Freundschaftsvertrages, mit dieser durch eine abermalige glänzende Gesandtschaft, welche im Juni 1728 in Constanti- 1728
nopel eintraf, wo sie mit ungewöhnlichem Aufwand von Pracht und Machtentwickelung empfangen wurde. Beide überließen ihn nun aber in der Stunde der Gefahr doch seinem eigenen Geschicke [1]).

Anfangs scheint Eschreff die feindliche Macht, welche sich im Süden unter dem Panier des Schah Tahmasp gegen ihn zu erheben drohte, nur wenig gefürchtet zu haben. Sie mochte ihn in der That mehr mit Verachtung, als wie mit ernstlichen Besorgnissen erfüllen [2]). Auch hätte es Schah Tahmasp wol schwerlich gewagt, mit ihm den Kampf um die Herrschaft zu versuchen, wenn nicht ein glücklicher Zufall ihn in den Besitz von Mitteln gesetzt hätte, mit denen er selbst die Wiedererlangung des väterlichen Thrones und die abermalige Vereinigung von ganz Persien unter seinen Scepter für möglich halten mochte. Denn er konnte, nach der Provinz Mazanderan zurückgedrängt, kaum noch über 1500 M. verfügen, als ihm jener schlaue und verwegene, mit seltenen Feldherrntalenten ausgestattete Bandenführer aus Chorasan, welcher unter dem Namen Nadirkouli längst schon der Schrecken der benachbarten Provinzen geworden war, seine Unterwerfung und seine Dienste anbot.

Nadir gehörte einer Hirtenfamilie von dem Tatarenstamme der Efscharen an, welche in der Nähe von Kelat heimisch war. Im Jahre 1689 geboren, hatte er von Jugend

1) Hanway, S. 272. „Having thus made a puissant protector of a formidable enemy", wird hier sein Verhältniß zur Pforte charakterisirt, „he lulled himself into a security as if his dominion was built on the most solid basis." Und über die zu Ehren seines Gesandten zu Constantinopel gegebenen Feste heißt es weiter: „Greater rejoicings could not have been made for the reception of a sovereign prince returning in triumph." Eine genauere Beschreibung derselben gibt Hammer, O. G., Bd. VII, S. 370 fg.

2) Daselbst, S. 271: „He dreaded no evil from the fugitive Thaemas. He often mentioned him in terms so contemptuous, that to appearance he had persuaded himself of the impossibility of being molested by him."

auf dem Waffenhandwerke gelebt. Als glücklicher Freibeuter war er einmal in die Gefangenschaft der Usbeken gefallen, und that sich dann zuerst im Dienste eines Begs hervor, welcher ihn unter Anderm im Jahre 1712 mit einer Mission an den Hof von Ispahan betraute, wo damals noch der schwache Schah Husain herrschte. Nach seiner Rückkehr erhob er sich schnell von Stufe zu Stufe. Nachdem er seinen Herrn, den Beg, gewaltsam aus dem Wege geräumt, trat er in die Dienste des persischen Statthalters von Chorasan und kämpfte mit Glück gegen die Kurden und Tataren von Khiwa und Bochara, welche die Provinz häufig mit ihren Streifzügen heimsuchten. Im Jahre 1727 bemächtigte er sich nach Ermordung seines eigenen Oheims, welcher den Oberbefehl führte, der Feste Kelat, schlug die Afghanen bei Nischabur und besetzte auch diese Stadt ohne Schwertstreich, Alles, wie er meinte, im Namen des Schah Tahmasp, seines rechtmäßigen Oberherrn.

Nach solchen Erfolgen war ihm nichts leichter, als von diesem für die von ihm früher verübten Gewaltthaten Verzeihung zu erhalten. Er wurde von ihm zu Gnaden angenommen und erhielt den Oberbefehl über einen Theil seines Heeres. Jetzt eröffnete sich seinem Ehrgeiz und seiner Thatenlust ein neues weites Feld. Den bisherigen Feldherrn des Schahs, Fatey Alichan, welcher ihm unbequem wurde, wußte er gleichfalls durch List und Gewalt aus dem Wege zu räumen, und so mußte Tahmasp, welcher nun schon ganz in seinen Händen war, nothgedrungen ihm allein seine bewaffnete Macht anvertrauen. Im Triumphe führte er Schah Tahmasp aus seinem Verstecke zu Ferabad, in der Provinz Mazanderan, nach Nischabur und Mesched, verstärkte hier seine Armee bis auf 18,000 M. und war noch vor Ausgang des Jahres 1728 Meister von ganz Chorasan samt der wichtigen Grenzfestung Herat, welche von den Afghanen freiwillig geräumt wurde. Die Verleihung seines eigenen Namens, in Verbindung mit dem Chanstitel, war für jetzt der höchste Lohn, die größte Auszeichnung, welche ihm Schah Tahmasp für die ihm geleisteten Dienste gewähren zu können glaubte. Er sollte sich ferner Tahmas Koulichan nennen.

So weit waren also die Dinge schon gediehen, als diese unerwartete Erhebung des Schah Tahmasp Eschreff mit den lebhaften Besorgnissen erfüllte und zu entschiedeneren Schritten trieb. In größter Eile zog er jetzt alle seine Streitkräfte, welche er in letzter Zeit nur noch zur Einnahme der Festung Jesd und der Unterwerfung der Provinz Karamania verwendet hatte, in Ispahan zusammen, vertrieb, aus Furcht vor einer allgemeinen Erhebung zu Gunsten des Schah Tahmasp, von da, sowie aus den übrigen bedeutenderen Städten, Kaschan, Kum, Kasbin, Teheran u. s. w., alle waffenfähige Perser, und brach an der Spitze von 30,000 M. sofort nach Chorasan hin auf, um dort Tahmas Koulichan, welchen er jetzt als seinen mächtigsten Feind und gefährlichsten Nebenbuhler betrachtete, im Sitze seiner aufsteigenden Herrschaft selbst anzugreifen und wo möglich zu vernichten.

Über Kaschan und Kum war er aber nur erst bis auf die Ebenen von Dangun gelangt, als ihm hier Tahmas Koulichan an der Spitze von 25,000 M. am 2. October 1729 in einer sehr vortheilhaften Stellung die Schlacht bot. 1729
Der erste ungestüme Angriff der Afghanen schien Eschreff den Sieg sichern zu müssen. Sobald aber dieser von den feindlichen Linien einmal glücklich ausgehalten worden war, wandte sich das Geschick des Tages den Persern zu. Die Afghanen wurden auf allen Seiten geworfen. Ihr Verlust an Verwundeten und Todten war bedeutend. Geschütz, Zelte und Gepäck mußten im Stich gelassen werden. Die Trümmer des Heeres eilten in aufgelöster Flucht über Teheran nach Ispahan zurück.

Hier empfing sie die größte Bestürzung. Alles drängte nach der Citadelle, während Eschreff mit dem Reste seiner Truppen bei Murtchakor, acht Stunden östlich von Ispahan, eine feste Stellung einnahm. Tahmas Koulichan folgte ihm dahin, nachdem er den Schah mit 8000 M. in Teheran zurückgelassen hatte, mit seinem siegreichen Heere fast auf dem Fuße. Am 13. November kam es hier zu einer zweiten Entscheidungsschlacht, welche der Herrschaft der Afghanen in Persien den Todesstoß versetzte. Mit einem Verluste von 4000 M. rettete sich Eschreff abermals nach Ispahan.

Aber auch hier war nun seines Bleibens nicht mehr. Im Unmuthe über solches Misgeschick stieß er den dort noch in der Gefangenschaft schmachtenden Schah Husain nieder und ergriff dann mit allen Afghanen, etwa 12,000 an der Zahl, und 300 mit dem Raube der Schatzkammer der Perserkönige beladenen Kameelen in größter Verwirrung die Flucht nach Schiras hin, um sich von da aus nach Afghanistan zurückzuziehen. Bereits am 16. November nahmen hierauf 1500 Perser von Ispahan Besitz. Die wenigen Afghanen, welche man dort noch vorfand, wurden unbarmherzig niedergemacht. Kasbin und das ganze offene Land erklärten sich freiwillig für die Sieger und brachten Schah Tahmasp ihre Huldigung dar. Am 9. December hielt derselbe an der Seite seines sieggekrönten Feldherrn seinen feierlichen Einzug in Ispahan, wo er mit dem größten Jubel empfangen wurde.

Noch vor Ausgang desselben Monats brach hierauf Tahmas Koulichan an der Spitze seines Heeres von dort wieder auf, um Eschreff nachzusetzen. Er traf ihn noch in der Nähe von Schiras. In einem mörderischen Gefechte wurden
1730 hier die Afghanen am 15. Januar 1730 zum dritten Male geschlagen. In der äußersten Verzweiflung bot nun Eschreff dem Sieger die Auslieferung aller hinweggeschleppten Schätze unter der Bedingung an, daß ihm mit dem Reste seines Heeres der freie Abzug mit Waffen und Gepäck nach Afghanistan bewilligt würde. Tahmas Koulichan ging darauf aber nicht ein, sondern verlangte von den Unterhändlern die sofortige Auslieferung des Eschreff selbst. Es blieb diesem also nichts weiter übrig, als sein Heil in der Flucht zu suchen. Unter unsäglichen Mühseligkeiten machte er den Versuch, sich nach Afghanistan durchzuschlagen, hatte aber die Grenze noch nicht erreicht, als er in Beludschistan von einer Tatarenhorde überfallen und mit seinem kleinen, nur noch aus 200 Mann bestehenden Gefolge zusammengehauen wurde [1]).

Auf den Ruinen der Tyrannei der Afghanen vollendete Tahmas Koulichan mit der ihm eigenthümlichen Schlauheit und Energie den Ausbau des stolzen Gebäudes seiner

1) Hanway a. a. O., S. 273—282.

eigenen Gewaltherrschaft über Persien, wonach er vom Anfang an gestrebt hatte. Zwei Monate verweilte er in den Winterquartieren zu Schiras, worauf er sich im Frühjahre 1730 1730
sofort gegen Hamadan wandte. Vergeblich suchte ihm der türkische Statthalter Abdallah Pascha den Weg dahin zu versperren. Er schlug ihn zurück und bemächtigte sich nicht nur dieser Festung, sondern kurz darauf auch noch der Hauptstädte Kermanschahan, Tebris und Ardebil. Ohne Zweifel würde er seine Eroberungen auf osmanischem Gebiete sogleich noch weiter ausgedehnt haben, wenn ihn nicht der Abfall der Abdollis zu Herat genöthigt hätte, den ihm von den türkischen Befehlshabern gebotenen Waffenstillstand anzunehmen, und mit dem besten Theile seiner Truppen zunächst wieder dorthin zu eilen [1]).

In Constantinopel brachte die Nachricht von diesen gewaltsamen Übergriffen der Perser auf osmanisches Gebiet den Unwillen des Volkes und der Regierung aufs höchste. Sie traf ein, als der Gesandte noch dort verweilte, welchen Schah Tahmasp dahin geschickt hatte, um seine Thronbesteigung anzukündigen, zugleich aber auch das Verlangen zu stellen, daß ihm alle von der Pforte während der Afghanenherrschaft gemachten Eroberungen zurückgestellt werden sollten. War ein solches Ansinnen im Diwan schon an sich mit Widerwillen aufgenommen worden, so steigerte nun die Kunde von den ohne Kriegserklärung eröffneten Feindseligkeiten der Perser und dem Verluste einiger der bedeutendsten Städte den allgemeinen Unmuth aufs Äußerste. Heer und Volk schrien laut nach Rache an diesen Ketzern und verlangten mit Ungestüm die sofortige Kriegserklärung gegen Schah Tahmasp. Sie erfolgte, während man den persischen Gesandten nach Lemnos verwies, bereits zu Ende Juli, und im September sollte der Aufbruch des Heeres nach Persien stattfinden.

Unglücklicherweise brachte in diesem entscheidenden Augenblicke die wirkliche oder scheinbare Unentschlossenheit des Sultans und des Großwesirs die bereits vorhandene Gährung zum verhängnißvollsten Ausbruche. Die herrschende Theurung

1) Hanway, S. 282, 283.

aller Lebensmittel und die unerschwingliche Last der Steuern waren, im Verein mit den allgemeineren Misstimmungen gegen die Regierung, längst schon die tiefer liegenden Ursachen derselben. Es bedurfte nur eines solchen Anlasses, um sie vollends zu Thätlichkeiten der gefährlichsten Art zu treiben. Die Zögerung, womit der Sultan sich zum Auszug der heiligen Fahne nach Skutari bequemte, und die schlecht verhüllte Absicht, den Feldzug wo möglich bis zum nächsten Jahre zu verschieben, galten als ein sicheres Zeichen, daß es ihm mit diesem Kriege überhaupt kein Ernst sei. Dies empörte aber die schon zum Aufbruche bereitstehenden Truppen um so mehr, da sie nur ungern Haus und Herd verlassen hatten, und die bedeutenden Kosten der Ausrüstung zum Kriege wenigstens nicht vergebens aufgewendet haben wollten [1]).

Ein gemeiner Janitschar, Albaneser von Geburt, Patrona Chalil mit Namen, welcher früher auf der Flotte Dienste gethan hatte und nebenbei einen Handel mit alten Kleidern trieb, trat dieses Mal als Haupt und Leiter an die Spitze des Aufruhrs, der dem Sultan den Thron kostete. Auch ihn verdroß es, daß er seine letzten 200 Piaster daran gesetzt hatte, um sich zum Kriege gegen Persien zu rüsten. Zwei Spießgesellen gleichen Gelichters, Musluh, ein Obsthändler, und Emir Hali, welcher kurz zuvor bei einem Volksaufstande in Smyrna die Hauptrolle gespielt hatte, standen ihm zur Seite. Nur 12 Gleichgesinnte wurden anfangs in das Geheimniß der Verschwörung eingeweiht. Ein kleiner Haufen von Misvergnügten war dann leicht gefunden.

Unter dem gewöhnlichen wilden Geschrei, daß jeder gute Muselman ihrem Paniere folgen müsse, stürzten sich diese
1730 am Morgen des 28. Septembers 1730 nach dem Atmeidan, dem herkömmlichen Sammelplatz der Rebellen. Hier wuchs

1) Die besten und ausführlichsten Nachrichten über diese Thronumwälzung gibt die: Relation des deux Rebellions arrivées à Constantinople en 1730 et 1731, dans la déposition d'Achmet III et l'élévation au trône de Mahomet V, composée sur des Mémoires originaux reçus de Constantinople. À La Haye 1737. Wir folgen ihr hier in der Hauptsache. Auch Hanway hat sie seiner Erzählung dieser Ereignisse, a. a. O., S. 285—297 zu Grunde gelegt.

ihre Schaar durch zusammengelaufenes Gesindel und mit Gewalt befreite Gefangene schnell bis auf 2000 Köpfe an. Waffen wußte man sich durch die Plünderung der Kasernen der Sipahis zu verschaffen. Im Übrigen wollten die Leiter des Aufstandes strenge Mannszucht gehandhabt und Gewaltthätigkeiten sorgfältig vermieden wissen. Auch war der Aufruhr, wie immer, ursprünglich nicht gegen den Sultan unmittelbar, sondern nur gegen seine schlechten Rathgeber, die Minister, gerichtet, und um sich ihrer um so besser zu versichern, wurde verlangt, daß der Großherr samt seinem Hofstaate sofort wieder aus dem Lager bei Skutari nach Constantinopel zurückkehre.

Sultan Ahmed, welcher, ein Herr von angenehmem Äußern und feinen Sitten, eine weichliche und gutmüthige Natur, die meiste Zeit in den Gemächern seiner Frauen in eitler Lust an Blumen, Vögeln, Stickereien und Spielwerk jeder Art hinzubringen pflegte, war freilich nicht dazu gemacht, sich in diesem entscheidenden Momente zu entschlossener Thatkraft zu ermannen. Er kehrte schon in der nächsten Nacht nach Constantinopel zurück, und war, anstatt den Sturm sofort mit Gewalt der Waffen zu beschwören, schwach genug, mit den Rebellen in Unterhandlungen zu treten. Diese erklärten aber, daß sie die von ihnen zum Heile des Staates ergriffenen Waffen nicht eher wieder niederlegen würden, als bis ihren gerechten Forderungen Genüge geschehen sein würde. Sie verlangten, daß ihnen die Schuldigen, der Mufti, der Großwesir Ibrahim, der Kaimakam Mustafa Pascha und der Kiaja Mohammed, die Schwiegersöhne des Sultans, lebendig ausgeliefert werden müßten. Mit dem Sultan selbst seien sie vollkommen zufrieden; sie wünschen ihm alles Glück und Heil [1]).

Nur zu spät machte nun der Sultan den eiteln Versuch, den Aufruhr mit Gewalt zu dämpfen. Ein Aufruf an alle Gläubigen, sich zum Kampfe gegen die Rebellen unter die

1) Relation, p. 24: Der Schluß ihrer Erklärung lautete: „que du reste ils étoient contens de Sa Hautesse et qu'ils lui souhaitoient toutes sortes de prospéritez."

an den Pforten des Serai entfaltete heilige Fahne des Propheten zu schaaren, verfehlte seine Wirkung fast gänzlich. Nicht einmal das Versprechen, daß jeder treue Krieger sofort ein Handgeld von 30 Piastern und eine Zulage von täglich zwei Aspern erhalten sollte, vermochte die Widerspenstigen zum Gehorsam zurückzuführen. Die meisten Truppen, die Janitscharen, die Sipahis, die Topdschis, die Dschebedschis, welche sich anfangs noch neutral und ruhig verhalten hatten, schlugen sich nach und nach sämmtlich auf die Seite der Rebellen. In der äußersten Noth wollte man nun wenigstens noch die Bostandschis und die Lewenten, die Marinetruppen, zur Vertheidigung des Serai bewaffnen. Allein auch sie, an sich zu schwach, verweigerten den Dienst. Namentlich die Letzteren wußte der Rebellenführer Patrona durch seine Drohungen so einzuschüchtern, daß sie die bereits ergriffenen Waffen wieder niederlegten.

An Widerstand war da nicht mehr zu denken. Nach kurzen Verhandlungen gab der Sultan seine Minister den Rebellen preis. Nur hoffte er ihnen das Leben wenigstens noch dadurch retten zu können, daß er den Kaimakam, den Kiaja und den Großwesir in die Gefängnisse des Serai einschließen ließ und den Mufti nach Tenedos in die Verbannung zu schicken versprach. Wollten sich die Empörer das Letztere aus Rücksichten auf den geheiligten Charakter des Mufti gefallen lassen, so bestanden sie nun desto hartnäckiger auf der Auslieferung der Andern. Vor Allem des verhaßten Großwesirs. Unglücklicherweise trieben Rathlosigkeit und Ohnmacht den Sultan jetzt selbst zu einem Gewaltstreiche äußerster Verzweiflung. Um jene Unglücklichen nur nicht der Wuth der Rebellen preisgeben zu müssen, ließ er sie durch den Kadiasker von Anatolien zum Tode verurtheilen und auf der Stelle in ihren Gefängnissen erdrosseln.

Ihre entseelten Leiber wurden Tags darauf nach dem Atmeidan und dem Lager der Rebellen geschickt, wo indessen ihr Anblick keineswegs die erwartete besänftigende Wirkung hervorbrachte. Sie erklärten es im Gegentheil geradezu für Verrath, daß man ihnen die Schuldigen nicht, wie sie verlangt, lebendig ausgeliefert habe, zumal da sie behaupten

wollten, der angebliche Leichnam des Großwesirs sei nur der eines griechischen Galeerensklaven, den man, um sie zu hintergehen, an seiner Stelle erdrosselt habe.

Mit doppelter Wuth richtete sich nun erst der Aufruhr gegen den Sultan selbst. Die Rädelsführer verlangten seine sofortige Entthronung und die Erhebung seines Neffen Mahmud, des Sohnes Mustafa's II., welcher seit 27 Jahren in dem Prinzenkäfig geschmachtet hatte. Alle Versprechungen, wodurch der unglückliche Ahmed in diesem äußersten Momente dem Verhängniß noch entgehen zu können hoffte, blieben ohne Wirkung. Ein treuloser Hofprediger an der Sophienmoschee, Isperisade mit Namen, bot die Hand zur Vollstreckung dieser Thronveränderung. In dem versammelten Diwan wußte er dem armen verlassenen Ahmed die Nothwendigkeit seiner Abdankung in so eindringender und erschreckender Weise einzureden, daß dieser in der Nacht vom 1. zum 2. October selbst nach dem Prinzengemach eilte, um Mahmud herbeizuholen und ihn mit einigen wohlgemeinten warnenden Lehren auf den erledigten Thron seiner Väter zu setzen. Gleich am folgenden Morgen empfing Mahmud die Huldigung der Reichswürdenträger, während Ahmed an seiner Stelle in die Prinzengemächer verwiesen wurde, wo er erst sechs Jahre später, im Jahre 1736, angeblich durch das ihm 1736
beigebrachte Gift sein trostloses Dasein endete [1]).

Selbst ein weit mächtigerer und muthvollerer Charakter, als der an Geist und Körper verwahrloste, in der Abgeschiedenheit und Thatlosigkeit des Harems aufgezogene Sultan Mahmud war und sein konnte, wäre schwerlich im Stande gewesen, dem Aufruhr sofort ein Ziel zu setzen und der Staatsgewalt frische Kraft zu verleihen. Er begab sich ja im Gegentheil dadurch gleichsam von selbst in die Gewalt und die Willkür der Rebellen, daß er am Tage nach seiner Erhebung das Haupt derselben, Patrona, nach dem Serai beschied, und ihn bei der Asche seiner Vorfahren beschwor, er werde ihm nie ein Leids zufügen; es stehe ihm im Gegentheil frei, Alles zu erbitten, was er zum Lohne der geleisteten

1) Relation, p. 36—40.

Dienste nur immer wünschen möge. Der schlaue Albaneser, welcher vorerst noch die Rolle des Edelmüthigen und des Uneigennützigen spielen wollte, lehnte jedoch für sich jede Gunst ab und verlangte nur die Aufhebung aller unlängst neu eingeführten Steuern, unter deren Last das arme Volk seufze. Sie wurde ihm ohne weiteres gewährt [1]).

In der That blieb nun auch Patrona mit seinem Anhange von seinem Lager auf dem Atmeidan aus mehrere Wochen lang der eigentliche Beherrscher des osmanischen Reiches. Er nahm den Sultan gewissermaßen unter seinen Schutz, begleitete ihn am 7. October in feierlichem Aufzuge zur Säbelumgürtung nach der Moschee von Ejub, verfügte nach Wohlgefallen zu Gunsten seiner Creaturen über Stellen und Ämter, und wollte selbst dem Diwan Gesetze vorschreiben. Nur stand es leider auch nicht in seiner Macht, dem Aufruhr Stillstand zu gebieten und die gesetzliche Ordnung wiederherzustellen. Excesse aller Art, Raub, Mord und Todtschlag, hatten nach wie vor ihren ungehinderten Fortgang.

Mit Ungestüm wurden von den Truppen namentlich das Thronbesteigungsgeschenk und die Solderhöhung verlangt. Die eingezogenen Schätze der ermordeten Minister, des Großwesirs, des Kiaja und des Kaimakam, boten glücklicherweise die Mittel dazu dar, ohne daß man genöthigt gewesen wäre, die Kasna des Serai dafür in Anspruch zu nehmen. In der verborgenen Schatzkammer des Großwesirs fand man allein 3,240,000 Zechinen an baarem Gelde und eine unendliche Menge von Kleinodien, Gold- und Silbergeschirr, reichen Stoffen und Kostbarkeiten aller Art und aller Länder; und ebenso soll sich der aufgehobene Schatz des Kiaja auf nicht weniger als 3000 Beutel belaufen haben [2]). Diese bedeu-

1) Relation, p. 41.

2) Daselbst, S. 46. Man fand bei dem Großwesir drei Kisten, von denen jede 18 Säcke mit je 60,000 Zechinen enthielt, was im Ganzen die oben angegebene Summe, oder, die Zechine zu 10 Livres gerechnet, 32,400,000 Livres ergab. In gleichem Verhältniß betrugen die 3000 Beutel, zu je 1500 Livres, welche bei dem Kiaja gefunden wurden, 4,500,000 Livres, nicht aber 45 Mill., wie hier falsch berechnet wird.

tenden Summen reichten hin, nicht nur die wirklich im Dienste befindlichen Truppen, sondern auch alles das Gesindel abzufinden, welches sich bei dieser Gelegenheit in ihre Reihen eingedrängt hatte, Rekruten, Invaliden, Soldatenkinder, genug, Leute aller Art, welche nie die Waffen getragen hatten. Drei volle Tage dauerte die Vertheilung des Geldes, welches auf 150 Wagen zu je 50 Beuteln herbeigeschafft werden mußte. Mehr wie 100,000 M. wurden dabei bedacht; nämlich 40,000 Janitscharen, 20,000 Sipahis, 18,000 Topdschis und 22,000 Dschebedschis. Und dennoch gab es noch viele Misvergnügte, vorzüglich weil sich ihre Offiziere bei der Vertheilung arge Unterschleife erlaubten [1]).

Indessen wurde dieser Zustand der Anarchie und der Gesetzlosigkeit mit jedem Tage unerträglicher. Selbst Patrona, welcher sich am Ende doch nicht mehr blos mit der eiteln Ehre, der Retter des Vaterlandes zu sein, begnügen wollte, steigerte mit dem Wachsthum seiner Macht seine Ansprüche. Er verlangte für sich zum Lohne seiner Dienste die Stelle des Kapudan-Pascha. Auch wurde seine erheuchelte Uneigennützigkeit sehr bald auf eine harte Probe gestellt. Seine eigene Partei beschuldigte ihn, daß er sich unter der Hand von Verbannten, welche durch seine Gunst ihre Rückkehr erlangen zu können hofften, mit Geschenken von 20 bis 30 Beuteln bestechen lasse. Das dadurch gegen ihn angeregte Mistrauen war der Grund und Anfang des heilsamen Zwiespaltes unter den Rebellen, welcher ihre Kräfte schwächte und am Ende auch die Regierung zu entschiedeneren Schritten gegen sie ermuthigte.

Um sie zunächst nur von der Hauptstadt zu entfernen, ließ man ihnen bereits am 24. October den Vorschlag machen, daß sie sich unbelästigt nach einer der Grenzprovinzen zurückziehen möchten. Diese voreilige Zumuthung machte sie aber vorerst nur um so verwegener in ihren Forderungen. Sie verlangten aufs neue die Entfernung der ihnen verhaßten

1) Relation, p. 49 und 58. Das Thronbesteigungsgeschenk betrug also damals im Ganzen, den Beutel zu 1500 Livres berechnet, 11,350,000 Livres.

Reichswürdenträger und die Besetzung aller Stellen mit Leuten ihrer Wahl. Unter Anderm bestanden sie darauf, daß der von ihnen aus Bosnien herbeigerufene Rustem Pascha zum Oberbefehlshaber des nach Persien bestimmten Heeres ernannt werden solle. Auch gab der Sultan dazu unter der Bedingung seine Zustimmung, daß sie ihm dahin folgen würden. Als es aber dazu kommen sollte, verweigerten sie abermals den Gehorsam und traten mit neuen, gesteigerten Forderungen hervor. Sie verlangten, daß Patrona nun wirklich zum Kapudan-Pascha, ihr Janitscharenaga zum Großwesir und Musluh zum Aga der Janitscharen ernannt würden [1]).

Zum Glück wuchs gleichzeitig auch die Spaltung unter den Rebellen. Namentlich erhob sich in dem Janitscharencorps eine starke Partei gegen Patrona und für den Sultan. Ein kühner Oda-Baschi warf ihm eines Tages ohne weiteres vor, daß er sich auf unbefugte Weise in die Staatsgeschäfte mische; ihm stehe es nicht zu, dem Sultan und dem Großwesir Rath ertheilen zu wollen; man habe durchaus keinen Grund, sich über den Großherrn zu beschweren, und wenn er, Patrona, sich folglich fernerhin seiner Anmaßungen nicht enthalten werde, würde man Mittel finden, ihn mit Gewalt in die ihm gebührenden Schranken zurückzuweisen. Selbst die darauf von Patrona erhobene Drohung, daß er 12,000 Albanesen in Constantinopel zu seiner Verfügung habe, schüchterte die Janitscharen nicht ein. Und wenn ganz Albanien, erwiderten sie, ihm zu Hülfe kommen sollte, so würden sie doch seiner und seines Anhanges Herr werden [2]).

Diese günstige Stimmung der Janitscharen war für den Sultan und das Serai zu ermuthigend, als daß man nun nicht ernstlich an die Vernichtung der Rebellen hätte denken sollen. Bereits am 2. November wagte man einen Hattischerif zu erlassen, welcher weitere Unordnungen auf das Strengste verpönte, die Schuldigen mit der Todesstrafe bedrohte und das Tragen des rothen Turbans, des gewöhn-

1) Relation, p. 83 fg.
2) Daselbst, S. 96—99.

lichen Abzeichens der Rebellen, für immer untersagte. Die Meuterer fügten sich der letztern Maßregel, nahmen den weißen Turban an, und wurden nun schon ziemlich kleinlaut. Sie konnten weder die Ernennung ihres Janitscharenaga zum Großwesir, noch die des Patrona zum Kapudan-Pascha erlangen. Nur die Wahl Musluh's zum Kiaja der Janitscharen wurde endlich noch mittelst eines Geldgeschenkes von 500,000 Piastern an die stimmführenden Janitscharen durchgesetzt [1]). Patrona selbst fing an, an seiner Sache zu verzweifeln, suchte aber doch bis zum letzten Augenblicke seine stolze und trotzige Haltung zu behaupten.

Gleichwol wollte und konnte man sich im Serai nicht eher zu entscheidenderen Schlägen gegen die Rebellen entschließen, als bis man sich der rechten Männer zu ihrer Ausführung versichert hatte. Als solche erboten sich der zum Kapudan Pascha ernannte Dschanüm Chodscha, der Tataren-Chan Kaplan Girai, der Kiaja des ehemaligen Statthalters von Ägypten, Ibrahim Pascha, mit dem Beinamen Kabakulak, welcher sich bereits bei der Unterdrückung eines Aufstandes in Ägypten vortheilhaft hervorgethan hatte, und Mustafa Aga, mit dem Beinamen des Ringers (Pelewan), Oberst eines Janitscharenregimentes, lauter abgesagte Feinde des Patrona und der verhaßten Rebellenherrschaft. Dschanüm Chodscha erklärte dem noch immer etwas zaghaften Sultan, sobald er am 21. November in Constantinopel eingetroffen war, ohne Umschweife, das einzige Mittel, seinen wankenden Thron zu befestigen und sich die verlorene Achtung im Auslande wiederzuverschaffen, bestehe darin, die Häupter der Rebellen mit Gewalt aus dem Wege zu räumen; das erkünstelte Gebäude ihrer Macht werde dann von selbst in sich zusammensinken.

Der Plan dazu war schnell entworfen und erhielt die Zustimmung des Sultans. Man kam überein, Patrona, Musluh und den Janitscharenaga mit ihrem Gefolge nach dem Diwan zu locken und sie dort während der Sitzung mittelst bereit gehaltener Bostandschis meuchlings zu überfallen.

1) Relation, p. 77.

Bereits in der Sitzung des Diwans vom 23. November sollte der Anschlag zur Ausführung gebracht werden. Es kam an diesem Tage aber nur zu einem sehr heftigen Wortwechsel zwischen dem Tataren-Chan und Patrona, indem dieser mit seiner gewöhnlichen Anmaßung die sofortige Kriegserklärung gegen Rußland verlangte, angeblich weil diese Macht fortwährend die Perser unterstütze, wogegen jener mit überzeugender Kraft nachwies, daß weder ein hinreichender Grund dazu vorliege, noch ein so schwieriges Unternehmen jetzt, wo man schon genug mit dem Kriege gegen Persien zu thun habe, den Interessen des Reiches entsprechen könne. Zu Thätlichkeiten wagte man aber schon deshalb noch nicht zu schreiten, weil Patrona mit einem zu starken Gefolge erschienen war [1]).

Es wurde also eine neue Diwanssitzung auf den 25. November anberaumt, angeblich um die abgebrochene Berathung über die Kriegsfrage wieder aufzunehmen. Für dieses Mal war zur Ausführung des Mordanschlages Alles im voraus wohlbedacht und vorgesehen. Die Rollen waren vertheilt. Die Bostandschis im Versteck auf ihren Posten. Man hatte es so einzurichten gewußt, daß die drei Rebellenführer, nichts ahnend, nur mit einer schwachen Leibwache von 26 Personen erschienen, welche unter irgend einem Vorwand in einem der Vorzimmer des Diwans zurückgehalten wurden. Alle Thore des Serai waren sorgfältig verschlossen und stark bewacht.

Sobald der zahlreich versammelte Diwan Platz genommen hatte, wurden die laufenden Geschäfte in gewöhnlicher Weise ohne Störung erledigt. Bevor man aber dann zur Wiederaufnahme der Verhandlungen über die Kriegsfrage schritt, erhob sich der Großwesir, um Patrona anzuzeigen, daß der Sultan ihn zum Beglerbeg von Rumelien ernannt habe, und zwar mit der Weisung, sofort an der Spitze von 30,000 M. nach Persien aufzubrechen, um sich dort an die Armee des Seraskiers Ahmed, Pascha von Bagdad, anzuschließen. Ebendahin sollte ihm Musluh als Beglerbeg von Anatolien mit einem zweiten Corps folgen, während der

1) Der Wortwechsel zwischen Patrona und dem Tataren-Chan wird Relation, p. 109—111 ausführlich mitgetheilt.

Janitscharenaga mit der Ehrenauszeichnung von drei Roßschweifen bedacht wurde.

Diese unerwartete Ankündigung ihrer Entfernung aus der Hauptstadt entflammte den Zorn der Rebellen zum äußersten Widerstande. Patrona erhob sich sofort und erklärte, indem er sich in den maßlosesten Schmähungen gegen den Großwesir erging, er nehme die ihm gebotene Stelle nicht an und werde den Befehlen des Sultans niemals Folge leisten. Das war das Zeichen zur Vernichtung der Empörer. „Nieder mit den Feinden des Großherrn und des Reiches!" schrie Mustafa Aga mit erhobener Stimme, indem er selbst mit gezücktem Schwerte auf Patrona eindrang und ihn nach kurzem Widerstande zu Boden stieß. Zugleich stürzten 30 Bostandschis aus ihrem Hinterhalte herein und vollendeten durch den Mord der beiden Andern diese entsetzliche Blutscene inmitten des versammelten Diwans. Auch die 26 Leibwächter der Ermordeten wurden dann im Vorhof des Serai mit leichter Mühe zusammengehauen [1]).

Die schnell durch die Hauptstadt verbreitete Kunde von dieser blutigen Katastrophe und der Anblick der entseelten Leiber der Erschlagenen, welche zwei Stunden lang vor den Pforten des Serai ausgesetzt und dann ins Meer geworfen wurden, erfüllte das ruhige Volk mit Freuden, die Rebellen mit Schrecken und Entsetzen. Über die Letzteren erging nun ein furchtbares Strafgericht. Obgleich sie, namentlich die Albaneser, welche bis dahin, als die verwegensten Spießgesellen Patrona's, den meisten Trotz bewiesen hatten, nach allen Seiten hin zu entkommen suchten, so wurden ihrer doch binnen drei Tagen mehr denn 7000 aufgegriffen und ohne weiteres hingerichtet. Dagegen wurden die Vollstrecker dieses Blutgerichtes reichlich belohnt. Der Kapudan-Pascha wurde zum Wesir mit drei Roßschweifen, Mustafa Aga zum Kiaja der Janitscharen, und Ibrahim Kabakulak erst zum Statthalter von Haleb, und dann zwei Monate später, am 22. Januar 1731, zum Großwesir ernannt. Die treugebliebenen 1731
Truppen erhielten ansehnliche Geldgeschenke. Sie konnten zum

1) Relation, p. 115—123.

größten Theile aus dem eingezogenen Nachlaß Patrona's gedeckt werden, welcher sich, ungeachtet seiner zur Schau getragenen Uneigennützigkeit, auf 3000 Beutel belief [1]).

Indessen ließ man doch, wie es scheint, noch zu frühzeitig Gnade vor Strenge ergehen. Ein allgemeines Amnestiedecret, welches, bereits am 28. November erlassen, dem Reste der Rebellen das Leben unter der Bedingung der Verbannung verbürgte, verfehlte seinen Zweck. Der Aufruhr glimmte unter der Asche fort und gewann zu Anfang des Jahres 1731 wieder neue Kraft. Selbst unter den Truppen, namentlich den Janitscharen, erwachte der Geist der Widerspenstigkeit nochmals auf sehr bedenkliche Weise. Sie mochten es doch nicht ruhig ertragen, daß man durch die im offenen Diwan vollzogene Ermordung Patrona's und seiner Genossen eins ihrer ältesten Privilegien, dem zufolge Hinrichtungen von Janitscharen nur im Geheimen und bei Nacht vorgenommen werden durften, auf so schmachvolle Weise verletzt habe [2]). Die Anhänger des entthronten Sultans, namentlich einige seiner Frauen, schürten das Feuer, welches in der Nacht vom 24. zum 25. März abermals in helle Flammen ausbrach.

Ein Haufe misvergnügter Janitscharen und Dschebedschis stürmte, wie immer, nach dem Atmeidan, pflanzte dort die Fahne des Aufruhrs auf und plünderte dann, nachdem sich eine Menge müssigen Gesindels zu ihnen gesellt hatte, die Läden der Waffenschmiede und den Palast des Janitscharenagas, welcher nur mit Noth dem ihm zugedachten Tode entrann. Dieses Mal entschloß sich das Serai jedoch zu schnellem und nachdrücklichem Handeln. Sultan Mahmud wollte selbst an die Spitze der Truppen treten, welche diese Rebellen vernichten sollten. Man hielt es aber doch für angemessen, ihre Züchtigung dem Großwesir und dem Kapudan-Pascha allein zu überlassen. Sogleich am Morgen des 25. März zogen diese daher an der Spitze der treugebliebenen Truppen, denen sich eine große Menge bewaffneten Volkes angeschlossen hatte, nach dem Atmeidan, wo sie die Meuterer nach einem

1) Relation, p. 59.
2) Daselbst, S. 135.

verzweifelten Kampfe auf die Kasernen der Janitscharen zurückwarfen. Diese wagte man indessen nicht anzugreifen, aus Furcht, daß sich das ganze Corps auf die Seite der Rebellen schlagen möchte [1]).

Daher tobte der Aufruhr auch noch am 26. fort. Ein neuer Rebellenhaufen, 3000 Köpfe stark, besetzte abermals den Atmeidan, legte an mehreren Orten der Stadt Feuer ein, und plünderte die reichen Magazine der Griechen und Juden aus. Doch kam es nicht mehr zu ernsteren Auftritten, obgleich sich das Gerücht verbreitet hatte, daß am Feste des großen Bairam, den 7. April, noch ein Hauptschlag ausgeführt werden sollte. Es fehlte den Meuterern aber offenbar an geschickten und entschlossenen Leitern; und von der andern Seite hatte der Großwesir seine Maßregeln so gut getroffen, daß eine nachhaltigere Erhebung derselben kaum mehr zu befürchten war. Die Rebellen wurden in vereinzelten Abtheilungen mit leichter Mühe aufgegriffen und niedergemacht, oder haufenweise aus der Stadt vertrieben, wie namentlich die Albaneser und Bosniaken, welche sich bei diesen Aufständen unter dem Schutze Patrona's immer mit am thätigsten bewiesen hatten.

Diese Rebellenverfolgung, welche die Bevölkerung von Constantinopel nach und nach um 50,000 Seelen vermindert haben soll, zog sich so noch durch den ganzen Sommer hindurch: sie wurde selbst einer der wesentlichsten Gründe der Entsetzung des Großwesirs Ibrahim. Denn seine Feinde, der Kislar Aga an ihrer Spitze, beschuldigten ihn geradezu, daß er dieses System des Terrorismus nur als ein Mittel gebrauche, sich in der Gunst des einmal eingeschüchterten Sultans zu erhalten. Er wurde am 11. September plötzlich entsetzt und nach der Statthalterschaft von Negroponte verwiesen. Topal Osman, der Statthalter von Bosnien, eine rohe, aber energische Natur, erhielt an seiner Stelle das Reichssiegel. Ihm war es vorbehalten, durch unnachsichtige Strenge die letzten Spuren des jüngsten Aufstandes auszutilgen [2]). Auch war er, nachdem er sich kaum sechs Monate, bis zum

1) Relation, p. 136—144.
2) Daselbst, S. 145—152.

12. März 1732, in der Stelle des Großwesirs zu halten vermocht, berufen, in dem Kriege gegen Persien, welcher erst seit der Unterdrückung des Aufstandes wieder mit einiger Energie aufgenommen worden war, eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen.

Wir haben oben Tahmas Koulichan auf seinem Zuge gegen das abgefallene Herat verlassen. Nach einem beschwerlichen Marsche war er glücklich bis in die Nähe desselben gelangt, hatte die Abdollis in einem blutigen Gefechte zurückgeschlagen, sich der empörten Stadt zum zweiten Male bemächtigt und sein Hauptquartier in Mesched genommen.

Unterdessen hatte Schah Abbas im Übermuthe seines neu-
1730 aufblühenden Glückes im October 1730 selbst mit 20,000 M. von Ispahan aus einen Heerzug über Tebris nach Armenien
1731 unternommen. Zu Ende Februar 1731 war er wirklich bis vor die Thore von Eriwan gelangt, wurde aber, nachdem er die Stadt vergeblich berannt hatte, von dem Seraskier Ali Pascha mit ansehnlichem Verluste zum Rückzuge genöthigt. Der Seraskier folgte ihm, schlug ihn im Juli und September noch in zwei Schlachten bei Astabad und auf der Ebene Koribschan, sechs Stunden von Hamadan, gänzlich, und besetzte dann ohne weiteres wieder Tebris und Hamadan, während sich Schah Tahmasp mit den Trümmern seines Heeres über Kum und Kaschan auf Kasbin zurückzog [1]).

Gleichzeitig schwebten aber auch die Friedensverhandlungen, wozu Ahmed, Pascha von Bagdad, bereits im vorigen Jahre die nöthigen Vollmachten erhalten hatte. Denn damals glaubte die Pforte, bei den in Constantinopel herrschenden Unruhen, noch größeren Verlusten in Persien nur durch die schleunige Wiederherstellung des Friedens vorbeugen zu können. Obgleich nun aber jetzt die jüngsten Eroberungen, zu denen noch vor Ausgang des Jahres die von Urmia und die freiwillige Unterwerfung mehrerer Landschaften hinzukamen, die Sache

1) Hanway, Revolutions of Persia, p. 283 fg.

der osmanischen Waffen in Persien wieder bei weitem vortheilhafter stellten, so beeilte sich Ahmed dennoch, die einmal eingeleiteten Verhandlungen wegen des Friedens zu schnellem Abschluß zu bringen. Denn er fürchtete nun vorzüglich die Rückkehr des Tahmas Koulichan aus dem Süden, und hielt es daher nicht für rathsam, sein Waffenglück sogleich im nächsten Jahre wieder durch einen neuen Feldzug aufs Spiel zu setzen, bei welchem er selbst Bagdad bedroht sah [1]).

Bereits im Januar 1732 wurden die beiderseitigen Bevollmächtigten im Lager bei Hamadan im Wesentlichen über die Bedingungen des Friedens einig, welche freilich, unter den obwaltenden Umständen, für die Pforte nichts weniger als glänzend waren. Der Araxes sollte fernerhin die Grenzscheide zwischen dem osmanischen und persischen Gebiete bilden. Die Pforte behielt mithin zwar Georgien, Armenien und Dageſtan mit den Städten Tiflis, Eriwan, Nachdschiwan und Schamachi, mußte jedoch abermals Tebris, Ardelan, Kermanschachan, Hamadan und Loristan aufgeben. Außerdem wurde noch ausdrücklich festgesetzt, daß beide Mächte ihre Streitkräfte vereinigen sollten, sobald es gälte, die Russen aus Ghilan, Schirwan und Derbent zu vertreiben und überhaupt gänzlich aus den westlichen Küstenländern des kaspischen Meeres zu verdrängen [2]). 1732

Daß dieser Friede in Constantinopel keineswegs mit sehr günstigen Augen angesehen wurde, war nur natürlich. Er

1) Hanway, S. 278. „Achmed Pascha was too able a minister, to be ignorant, that the return of Taehmas Kouli Khan might render the success of another campaign very different from the last .... Experience, and the light of his own genius had instructed him, that a war with Persia could hardly be attended with any good consequences to his country."

2) Die letztere Bestimmung dieses Friedens gibt Hanway a. a. O., S. 298 mit folgenden Worten: „It was stipulated, that their joint forces should be united in case of need, to compel the Russians to evacuate Ghilan, Shirwan, and Derbend, with the rest of the western coast of the Caspian sea." In der Übersicht, welche Hammer, O. G., Bd. VII, S. 408 von dem aus 8 Artikeln bestehenden Friedensvertrage gibt, wird indessen davon nichts erwähnt.

führte im Gegentheil im Diwan zu sehr gereizten Erörterungen, wurde aber am Ende doch, vorzüglich auf Zureden des Mufti, welcher dafür die Heiligkeit des einmal gegebenen Wortes in Anspruch nahm, gutgeheißen und ratificirt. Hinterher mußten freilich der Mufti und der Großwesir, Topal Osman, noch mit dem Verluste ihrer Stellen dafür büßen.

Aber auch von persischer Seite erhob sich ein mächtiger Widersacher gegen den Frieden. Tahmas Koulichan, welcher noch in Chorasan weilte und dort eifrig bemüht war, seine Armee vorzüglich durch Werbungen unter den Afghanen, Tataren und Turkomanen zu verstärken, machte, sobald er nur von dem Abschluß desselben Kunde erhalten hatte, dem Schah die bittersten Vorwürfe darüber, daß er nicht auf der Zurückgabe aller von den Osmanen gemachten Eroberungen bestanden habe. Wie viel weniger hätte er sich jetzt, nachdem Schah Tahmasp nach Ispahan zurückgekehrt war und den Frieden ratificirt hatte, dazu verstehen sollen, dem Befehle desselben Folge zu leisten, daß er seine Armee entlassen und ohne dieselbe nach Ispahan zurückkehren solle, um dort an den Berathungen über die inneren Angelegenheiten des Reiches Theil zu nehmen. Er stand ja an der Spitze eines ihm ergebenen Heeres von 70,000 M., war seiner vornehmsten Offiziere versichert, und trug den Plan zur Entthronung des schwachen Schahs schon vollständig ausgebildet in seinem verschlossenen Geiste. Doch wollte er, klug genug, nichts durch übereilte Schritte verderben.

Nachdem er daher einen seiner Söhne als Statthalter in Chorasan zurückgelassen hatte, rückte er in kurzen Tagemärschen erst im Juni gegen Ispahan vor, wo er im August eintraf. Hier wiederholte er dem Schah von Angesicht zu Angesicht die harten Vorwürfe wegen jenes schimpflichen Friedens, drang auf die Entfernung seiner schlechten Rathgeber, welche ihn verrätherischer Weise zu solchen Schritten verleitet, aus seiner Nähe, und bot ihm mit erheuchelter Hingebung abermals seine Dienste an. Noch war jedoch die ihm feindliche Partei am Hofe zu Ispahan zu mächtig, als daß sie ihm nicht hätte gefährlich werden können. Sie würde ihn

vielleicht selbst vernichtet haben, wenn er ihr nicht durch schnelles Handeln zuvorgekommen wäre.

Bei einer angeblich zu Ehren des Schahs veranstalteten Musterung seiner Truppen wußte er sich der Person desselben zu versichern, erklärte ihn in einer an seine Generale und die von ihm im voraus gewonnenen Reichswürdenträger gerichteten feurigen Anrede des Thrones für unwürdig und brachte seinen sechs Monate alten Sohn Abbas Mirza als seinen Nachfolger in Vorschlag. Denn noch wagte er es nicht, die Hand nach der Krone auszustrecken, obgleich auch damals schon Stimmen laut wurden, welche ihn als den Würdigsten auf den erledigten Thron erhoben wissen wollten. Er begnügte sich vorerst noch mit der unumschränkten Gewalt unter der Form der Regentschaft, schickte den entthronten Schah nach Sebsawar in Chorasan ins Exil und brachte dem mit dem Diadem geschmückten Kinde in der Wiege seine Huldigung dar [1]).

Einer der ersten Schritte, welchen Tahmas Koulichan that, nachdem er auf diese Weise seine Alleinherrschaft für befestigt halten mochte, war die Kriegserklärung an die Pforte. Sie erfolgte noch im August unter der Form eines an den Pascha von Bagdad gerichteten Manifestes, worin er den unlängst geschlossenen, so schimpflichen Frieden für null und nichtig erklärte und die Drohung hinzufügte, daß er mit seiner siegreichen Armee unverzüglich unter den Mauern von Bagdad erscheinen werde [2]).

Die bereits am 6. October 1732 zu Constantinopel erlassene abermalige Ankündigung des Krieges gegen Persien war die einzig mögliche Antwort darauf. Er sollte dieses Mal mit dem Aufwand aller vorhandenen Kampfmittel geführt werden. Außerdem, daß Ahmed Pascha die disponibeln Truppen der Statthalter von Anatolien und Ägypten aufbot, und für eine nachhaltige Vertheidigung von Bagdad 1732

1) Hanway a. a. O., S. 300—304.

2) Dieses Manifest gibt Hanway, S. 305. Es schließt mit den Worten: „We are going soon at the head of our victorious army to breathe the sweet air of the plains of Bagdat, and to take our repose under the shadow of its walls."

Sorge trug, wurde der Pascha von Trebisonde, Topal Osman, der ehemalige Großwesir, zum Seraskier der nach Persien bestimmten Hauptarmee ernannt, welche bis zum Frühjahre auf 80,000 M. gebracht wurde.

Ungefähr gleich stark war das Heer, welches Tahmas Koulichan während des Winters auf den Ebenen von Hamadan zusammengezogen hatte. Zugleich hatte er sich, um sich auch von dieser Seite zu decken, beeilt, dem Hofe von St. Petersburg von der jüngsten Thronveränderung durch einen außerordentlichen Gesandten in Kenntniß zu setzen. Und wenn dieselbe auch nicht im Sinne Rußlands sein mochte, so hielt man es dort doch für angemessen, Tahmas Koulichan bei seinem Kampfe gegen die Pforte für jetzt in keiner Weise hinderlich zu sein. Politische Klugheit machte es im Gegentheil, bei den damals, vorzüglich seit der Thronbesteigung der Kaiserin Anna (1730), schon wieder sehr gespannten Verhältnissen Rußlands zur Pforte, dem Cabinet von St. Petersburg zum Gesetze, sich mit ihrem gefährlichsten Feinde auf einen guten Fuß zu setzen [1]). Es wurde daher nicht nur der persische Gesandte am Hofe zu St. Petersburg auf die zuvorkommendste Weise mit allen Ehren empfangen, sondern es kam auch bald darauf zu Raetsche in Ghilan ein Offensiv- und Defensiv-Vertrag zwischen Persien und Rußland zu Stande, dem zufolge dieses sich bereit erklärte, zu Gunsten jenes den größten Theil seiner Besitzungen am kaspischen Meere gegen Gewährleistung gewisser Handelsvortheile wieder aufzugeben. Nur sollten sie vorläufig noch so lange von russischen Truppen besetzt bleiben, als Tahmas Koulichan mit der Pforte in Krieg verwickelt sein würde [2]).

1) Hanway, S. 306: „The natural interest of Russia could not but render it agreeable, to find that the Turks were threatened to be humbled by the victorious troops of the Tachmas Kouli Khan."

2) Mémoires historiques, politiques et militaires sur la Russie depuis l'année 1727 jusqu'à 1744 par le Général de Manstein. Leipzig 1771, S. 75. Und „Tagebuch des russisch kaiserlichen Generalfeldmarschalls Grafen von Münnich über den ersten Feldzug des in den Jahren 1735 bis 1739 geführten russisch-türkischen Krieges",

Das Opfer, welches Rußland auf diese Weise brachte, war in der That nicht so groß, als es auf den ersten Anblick erscheinen möchte. Denn die Erhaltung jener persischen Provinzen war für dasselbe längst schon eine unverhältnißmäßig schwere Last geworden. Sie brachten nichts ein und erforderten einen ungeheuern Aufwand von Geldmitteln und Menschenleben. Von den 30,000 M., welche man dort beständig als Besatzungstruppen unterhalten mußte, wurden in Folge des ungesunden Klimas alljährlich mehr wie die Hälfte von bösen Krankheiten hinweggerafft. Man hat berechnet, daß in diesen Ländern seit der Besitznahme derselben durch Peter den Großen auf diese Weise nicht weniger als 130,000 Russen ihren Untergang gefunden. Sie galten für das Grab der besten Offiziere und Soldaten. Sie wären also schwerlich zu halten gewesen, während es Kaiserin Anna zur Verwirklichung der großartigen Pläne Peter's I. nun zunächst vorzüglich wieder auf die Uferländer des Schwarzen Meeres und die Krim abgesehen hatte [1]).

Schon in dem nächsten Feldzuge leistete übrigens Rußland Tahmas Koulichan, in Folge des erwähnten Vertrages, einige wesentliche Dienste. Bei der Belagerung von Ardebil z. B. unterstützte ihn General Lewatschef, welcher

in Herrmann, Beiträge zur Geschichte des russischen Reiches, Leipzig 1843, S. 128. (Wir bemerken hierbei sogleich, daß, wie Hermann in seiner „Geschichte des russischen Staates", Bd. IV, S. 576 u. 694, seiner ursprünglichen Annahme entgegen, selbst berichtigt hat, dieses Tagebuch nicht von Münnich selbst, sondern von dem Kammerrath Juncker herrührt.) Der Vertrag zwischen Rußland und Persien vom 21. Januar 1732 in 6 Artikeln selbst findet sich bei Rousset, Recueil de traités cet. T. VII, p. 457.

1) Manstein, Mémoires, p. 76: „Les Russes ne pouvant s'accommoder au climat, y mouroient comme des mouches." Münnich, Tagebuch, S. 127, sagt in demselben Sinne über die Pläne der Kaiserin Anna: „Persien konnte der Schauplatz nicht sein, weil man die dasigen bereits gemachten Conqueten mehr für den Kirchhof vieler wackerer Offiziers und Soldaten, als eine nützliche Ausbreitung des Reiches zu betrachten hatte, und blos auf eine Gelegenheit wartete, dieselben wieder mit guter Manier und ohne Vortheil der Türken los zu werden."

in den russisch-persischen Provinzen den Oberbefehl führte, mit einigen geschickten Artillerie- und Ingenieuroffizieren, und vermittelte dann auch bei der Übergabe des Platzes den freien Abzug der türkischen Besatzung nach Schamachi, wodurch er sich beide Theile gleich verpflichtete [1]).

Im Übrigen war dieser Feldzug nichts weniger als glücklich für die Pforte. Tahmas Koulichan eröffnete ihn im
1733 Februar 1733 mit der Belagerung und Einnahme des noch von den Osmanen besetzten Kermanschahan. Dann brach er sogleich mit seinem ganzen Heere gegen Bagdad hin auf. Die schwachen Abtheilungen türkischer Truppen, welche ihm Ahmed Pascha entgegenschickte, um ihm den Durchzug durch die dahin führenden Engpässe und den Übergang über den Tigris und seine Nebenflüsse zu wehren, wurden mit leichter Mühe zurückgeworfen. Schon in den ersten Tagen des April war Bagdad von den Persern von allen Seiten eingeschlossen. Zum Glücke fehlte es ihnen aber an Geschütz zu einer regelmäßigen Belagerung. Nur eine strenge Blokade hätte die Festung, welche, außer den Milizen, eine Besatzung von 20,000 M. zählte, durch Hunger zur Übergabe zwingen können. Und darauf glaubte man um so eher rechnen zu dürfen, weil Topal Osman mit seinem Entsatzungscorps noch in weiter Ferne war.

Erst im Juni hatte er mit etwa 100,000 M. Mossul verlassen und erreichte um die Mitte des nächsten Monats endlich die Ebenen von Kerkuk. Hier trat ihm am 19. Juli bei Duldscheilik, 12 Stunden von Bagdad, Tahmas Koulichan an der Spitze von 70,000 M. entgegen. Nur 12,000 M. waren vor Bagdad zurückgeblieben. Die Schlacht war äußerst blutig und hartnäckig. Die Verluste sollen sich auf beiden Seiten auf 30,000 M. an Todten und Verwundeten belaufen haben. Der Sieg entschied sich am Ende aber doch für die Osmanen. Der Entsatz von Bagdad, wo die Hungersnoth so hoch gestiegen war, daß es sich kaum noch einige Tage hätte halten können, war die nächste Folge desselben [2]).

1) Manstein, Mémoires, p. 76.

2) Hanway, S. 306—317. Den genauesten Bericht über Alles,

Leider sah sich aber Topal Osman außer Stande, seinen Sieg mit dem schon sehr geschwächten Heere in dem weit und breit wüste liegenden Lande sogleich weiter zu verfolgen. Denn auch seine dringenden Vorstellungen wegen schleuniger Nachsendung von Verstärkungen und Zufuhr in Constantinopel, wo die Siegesnachricht übrigens mit dem größten Jubel aufgenommen wurde, blieben völlig unbeachtet. Er mußte also mit etwa 30,000 M. ruhig bei Kerkuk stehen bleiben, während Tahmas Koulichan, welcher sich nach Hamadan zurückgezogen hatte, mit einem frischen Heere, das dem früheren an Stärke fast gleichkam, bereits im October wieder im Felde erschien.

Durch den Engpaß von Takajak ging er geradezu auf die osmanische Armee los, welche etwa 100,000 M. stark, meistens freilich nur in der Eile aus den benachbarten Statthalterschaften zusammengeraffte, wenig brauchbare Truppen, unter Topal Osman bei Aronia eine feste Stellung eingenommen hatte. Ein erster Angriff der Perser auf dieselbe wurde glücklich abgeschlagen. Er soll ihnen 4000 M. gekostet haben. Ein zweiter aber, am 26. October von Tahmas Koulichan an der Spitze von 20,000 M. auserlesener Truppen selbst ausgeführt, war höchst verhängnißvoll für die Osmanen. Ihre Reihen wurden überall durchbrochen. Topal Osman selbst erlag, an der Spitze der Janitscharen, von zwei Kugeln durchbohrt, im dichtesten Schlachtgewühl. Sein Tod war das Zeichen zur allgemeinen Niederlage. Mehr wie 40,000 M. blieben auf der Wahlstatt oder wurden auf der Flucht niedergemacht. Eine große Menge Gefangener, das sämmtliche Geschütz, alles Gepäck und die Kriegskasse blieben in den Händen der Sieger[1]).

Die Nachricht von diesem Misgeschick wurde in Constantinopel um so schwerer empfunden, da der siebenzigjährige Topal Osman sich durch Charakter, Gesinnung und That-

was vor und bei dem Entsatze von Bagdad vorgegangen ist, gibt ein an den französischen Gesandten zu Constantinopel, Marquis von Villeneuve, gerichtetes Schreiben des Leibarztes des Topal Osman, vom 8. August 1733, bei Hammer, O. G., Bd. VII, S. 599—610.

1) Hanway, S. 318—322.

kraft, Tüchtigkeit im Felde wie Weisheit im Rathe, die allgemeine Achtung in seltenem Grade erworben hatte. Selbst Tahmas Koulichan konnte sie dem als Märtyrer im heiligen Kampfe gefallenen Helden nicht versagen. Er weilte eine Zeit lang in Ehrerbietung bei seinem entseelten Körper und schickte ihn dann zu der seinem Range gebührenden Bestattung unter ehrenvoller Begleitung nach Bagdad.

In dem Diwan zu Constantinopel waren die Meinungen jetzt sehr ernstlich darüber in Zwiespalt, ob man den Krieg fortsetzen oder den Frieden mit Persien um jeden Preis erkaufen solle. Der Sultan und der Mufti schienen für das Letztere zu stimmen: der Großwesir dagegen bestand mit überzeugender Beredtsamkeit auf der Fortsetzung des Krieges und behielt endlich die Oberhand. Es sei immerhin rühmlicher, meinte er, kämpfend zu unterliegen, als den Persern die eroberten Provinzen so ohne Schwertstreich preiszugeben. Es wurde also abermals Alles aufgeboten, mit dem nächsten Frühjahre ein schlagfertiges Heer ins Feld zu stellen. Bereits im December wurden 8000 Janitscharen nach Asien übergesetzt. Dem an Topal Osman's Stelle zum Oberfeldherrn der activen Armee ernannten Pascha von Kairo, Abdallah Köprili, dem Sohne des ehemaligen Großwesirs Mustafa aus dieser berühmten Familie, war die schwere Aufgabe beschieden, hier wo möglich noch die Ehre des osmanischen Namens zu retten[1]). Auch ihm sollten indessen die beiden letzten Jahre dieses langen unheilvollen Perserkrieges, welcher schon so schwere Opfer gekostet hatte, verhängnißvoll werden. Sie trugen nicht dazu bei, den Ruhm der osmanischen Waffen wiederherzustellen oder zu vermehren und konnten in ihren Resultaten nur zu neuen empfindlichen Verlusten und einem schmachvollen Frieden führen.

Denn Tahmas Koulichan ließ sich auf der mit so vielem Glücke betretenen Bahn des Sieges und der Eroberung nun nicht mehr aufhalten, am wenigsten durch die Schilderhebung zu Gunsten des entthronten Schah Tahmasp zu
1733 Schiras, welche ihn zu Ende des Jahres 1733 nöthigte, mit

1) Hanway, S. 322.

dem besten Theile seiner Truppen einen Streifzug nach Beludschistan zu machen. Er unterwarf diese Rebellen und kehrte siegreich nach Ispahan zurück, um mit Riesenschritten dem endlichen Ziele seines glänzenden Geschickes zuzueilen.

Mit einem stattlichen Heere von fast 100,000 M. drang er im Frühjahre 1734 über Tebris in Georgien ein, besetzte 1734
ohne Schwertstreich Tiflis und empfing darauf die Huldigung der ganzen Provinz. Dann bemächtigte er sich, nachdem er die widerspenstigen Lesghier der Provinz Schirwan nach den Gebirgen zurückgeworfen hatte, der reichen und blühenden Hauptstadt Schamachi, welche, obgleich damals der Hauptstapelplatz des europäischen Handels mit Persien, mit barbarischer Lust dem Erdboden gleich gemacht wurde [1]).

Nirgends wagten die Osmanen in diesem Jahre den Fortschritten seiner Waffen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen. Erst im Frühjahre 1735, als Tahmas Koulichan 1735
nur unter der Bedingung auf einen Frieden eingehen wollte, daß ihm nicht nur alle osmanischen Besitzungen in Persien abgetreten, sondern auch sämmtliche Kriegskosten von der Pforte wiedererstattet würden, erhielt Abdallah Köprili von Constantinopel aus die gemessensten Befehle, unter allen Umständen das Glück der Waffen gegen den mächtigen Gegner noch einmal zu versuchen. Der Seraskier stand damals mit 80,000 M. in dem engen, nach Armenien führenden Thale von Arpatschai in einer sehr ungünstigen Stellung. Am 10. Juni überfiel ihn hier Tahmas Koulichan mit 55,000 M., trieb ihn in einen Hinterhalt und vernichtete hier in einer fünfstündigen mörderischen Schlacht beinahe sein ganzes Heer. Abdallah selbst fand muthvoll kämpfend den Heldentod; 20,000 Osmanen wurden zusammengehauen oder zu Gefangenen gemacht; der Rest zerstreute sich in aufgelöster Flucht; kaum 8000 M. retteten sich nach Kars. Auch das ganze Gepäck, die Kriegskasse und 32 Feldstücke fielen in die Hände der Sieger. Gendsche, Eriwan und Erzerum ergaben sich hierauf nach kurzer Belagerung fast ohne Schwertstreich; und zu Ende

1) Hanway, S. 331—334.

des Jahres waren alle von den Osmanen besetzte Provinzen wieder mit dem persischen Reiche vereinigt[1]).

Nach solchen Schlägen konnte die Pforte freilich nur noch an die Herstellung des Friedens unter jeder Bedingung denken. Denn schon zitterte man alles Ernstes davor, daß dieser kühne und glückliche Eroberer seine siegreichen Waffen durch ganz Asien hindurch bis an die Ufer des Hellespont tragen möchte. Wer wäre aber im Stande gewesen, ihm da Widerstand zu leisten[2])? Auch war der Krieg mit Rußland schon nicht mehr zu vermeiden. Tahmas Koulichan bot selbst Alles auf, ihn herbeizuführen, um desto ungestörter seine Zwecke verfolgen zu können. Der endliche Rückzug der russischen Truppen aus Persien, welchen er noch im Jahre 1735 durchsetzte, war das Erste, was er damit erlangte. Er wurde jetzt vorzüglich noch dadurch beschleunigt, daß man von Seiten Rußlands, wie wir sogleich sehen werden, diese persische Armee, wie sie genannt wurde, mit zur Belagerung von Asow gebrauchen wollte[3]). Der Großwesir Ismael Pascha, zuletzt der eifrigste Beförderer des Krieges, wurde also entsetzt und nach Kandia verwiesen, während Ahmed, Pascha von Bagdad, abermals umfassende Vollmachten zum Abschlusse des Friedens mit Tahmas Koulichan erhielt. Dieser aber, jetzt auf der Höhe seiner Macht, steigerte seine Forderungen in entsprechenden Verhältnissen. Nicht mehr blos mit der Abtretung der eroberten Provinzen zufrieden, bestand er nun wiederholt auf Erlegung der Kriegskosten und wollte überdies auch noch Bagdad haben. Es fehlte ihm ja, um sich auf den Gipfel unumschränkten Herrschaft zu schwingen, nur noch Eins: die Krone. Und auch diese konnte ihm nicht mehr entgehen.

1735

1) Hanway, S. 334—337.

2) Daselbst, S. 333: „Kouli Khan, in the exultation of his heart, now declared that he would carry his victorious arms to the Hellespont, with a more formidable power, than that of Xerxes. All the dominions of the Grand Signior did indeed tremble at his name. The Turks confessed that they were never more embarrassed since the establishment of their monarchy."

3) Münnich, Tagebuch a. a. O., S. 142.

Zu Anfange des Jahres 1736 starb das schwächliche 1736
Kind, welches er unter dem Namen Abbas III. auf den Thron erhoben hatte, gleichviel ob eines natürlichen Todes oder in Folge angewendeter Gewaltmittel. Der Verdacht, daß letztere nicht ganz außer Spiele gewesen, lag wenigstens ziemlich nahe[1]). Am persischen Neujahrstage, den 10. März, brachte hierauf Tahmas Koulichan in einer, nach den Ebenen von Moghan, am Einfluß des Kur in den Araxes, einberufenen, mit besonderer Pracht ausgestatteten Tagsatzung, an welcher seine Heerführer, die sämmtlichen Statthalter der Provinzen und überhaupt alle Großen des Reiches theilnahmen, in Gegenwart seiner 100,000 M. zählenden Armee, eine neue Königswahl in Vorschlag. Er verfehlte dabei nicht, seine Verdienste um die Wiederherstellung der Einheit des Reiches, die Vertreibung der Afghanen, die Besiegung der Osmanen und die Räumung der von Rußland besetzt gewesenen Provinzen, besonders hervorzuheben, erklärte dann aber zugleich, daß er nichts mehr wünsche, als den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben. Es sei folglich nöthig, auch die Führung des Heeres einem Andern anzuvertrauen, welcher im Stande sein werde, die errungenen Vortheile zum Ruhme der Nation und zum Besten des Reiches auch für die Zukunft zu bewahren. Wer hätte es da wagen sollen, einem Andern als ihm, dem eigentlichen Wiederhersteller der persischen Monarchie, seine Stimme zu geben?

Nach dreitägiger Berathung wurde ihm beides, Schwert und Diadem, überbracht. Er wies sie nicht zurück, machte aber ihre Annahme, wenigstens zum Scheine, von gewissen Bedingungen abhängig. Er verlangte die Erblichkeit des Thrones für seine Familie, die Unterdrückung jeder Bewegung zu Gunsten des entthronten Herrscherhauses, und die Vereinigung der beiden Sekten der Schiiten und Sunniten zu dem einen Bekenntniß der Letzteren. Auf diesen dritten Punkt

1) Hanway, S. 339 bemerkt darüber: „It is probable, however precarious the life of this infant-king might have been, that some art was used, in order, that so feeble an impediment should not obstruct the designs of the ambitious Thaemas Kouli Khan."

legte er ganz besonderes Gewicht, nicht blos weil er in dieser religiösen Zwietracht einen Hauptgrund des politischen Parteikampfes erkannt hatte, sondern auch weil er sich davon, wie es scheint, für die Verwirklichung des Gedankens der einst möglichen Vereinigung des osmanischen und des persischen Reiches unter seinem Scepter wesentlichen Vorschub versprechen mochte[1]) Selbst unter diesen schweren Bedingungen fügte man sich in das Unvermeidliche. Tahmas Koulichan wurde als Nadir Schah unter großen Feierlichkeiten zum Beherrscher Persiens ausgerufen. Durch ein besonderes im Juni erlassenes Dekret vollendete er, nachdem er die Einkünfte der widerspenstigen schiitischen Priester zu Gunsten des Staatsschatzes eingezogen hatte, die große Reform der Vereinigung der Schiiten mit den Sunniten[2]).

Die Verhandlungen wegen des Friedens mit der Pforte schwebten noch, als Nadir Schah im Juli dem Sultan durch eine feierliche Botschaft von dieser seiner Thronbesteigung die officielle Anzeige machen ließ. Abgesehen davon, daß die damals bereits erfolgte Kriegserklärung gegen Rußland eine definitive Schlichtung des Streites mit Persien dringend nothwendig machte, wurden jene Verhandlungen durch diese Thronveränderung natürlich wesentlich beschleunigt. Durch die beiderseitigen Bevollmächtigen, Gendsch-Ali-Pascha von Seiten der Pforte und Abdul-Baki-Chan von Seiten des Schahs, theils zu Erzerum, theils zu Constantinopel fortgeführt, zogen sie sich, ungeachtet der Nachgiebigkeit der Pforte, doch noch mehrere Monate hin. Vorzüglich war es die Anordnung der Religionsverhältnisse, welche dabei noch erhebliche Schwierigkeiten machte. Erst zu Ende September fand zu Constantinopel die Unterzeichnung, und am 17. October die feierliche Übergabe der Friedensurkunde an den persischen Botschafter statt.

Ihr zufolge wird der Besitzstand auf Grund des im Jahre 1639 mit Mohammed IV. abgeschlossenen Friedens

1) Hanway, S. 341.

2) Dieses merkwürdige Dekret wird mitgetheilt von Hanway, S. 343.

wiederhergestellt, d. h. die Pforte gibt alle ihre im letzten Kriege gemachten Eroberungen auf, behält aber Bagdad mit den ihr damals zugesprochenen Landschaften und Gebietstheilen[1]). Der Schah verzichtet auf die von ihm erhobene Forderung der Kriegskosten. Dagegen wird derselbe von der Pforte als souverainer Beherrscher Persiens anerkannt, indem er sich verpflichtet, allem religiösen Hader dadurch ein Ende zu machen, daß er die Sekte der Schiiten gänzlich unterdrückt und auch in Persien nur noch die Sunniten als die einzig rechtgläubigen Bekenner des Islam duldet und anerkennt. In Folge dessen wird ihm auch die Absendung einer eigenen Pilgerkarawane nach Mekka zugestanden. Außerdem soll ihm gestattet sein, bei der Pforte einen alle drei Jahre zu wechselnden stehenden Botschafter zu unterhalten. Die übrigen Punkte des Friedensvertrages betrafen, wie gewöhnlich, die Auswechselung der Gefangenen, die Sicherheit der Personen und des Eigenthums der beiderseitigen Unterthanen, die Freiheit des Handelsverkehres u. s. w.[2]).

Wenn sich Nadir Schah in mancher Hinsicht beim Abschlusse des Friedens noch ziemlich fügsam zeigte, so hatte dies seinen Grund vorzüglich mit darin, daß sein durch die langen Kriege erschöpftes Reich der Ruhe bedurfte. Jedenfalls konnte er jetzt um so weniger daran denken, seine Eroberungen sogleich weiter nach Westen hin auszudehnen, da ihn der Gang der Ereignisse zunächst wieder nach Osten rief. Er trug seine Waffen in den nächsten Jahren nach Afghanistan und dann nach Indien. Wir überlassen ihn dort für jetzt seinen Geschicken, welche nicht mehr in den Bereich unserer Darstellung gehören.

Auf der andern Seite wußte sich aber auch die Pforte über die materiellen Verluste, welche ihr dieser schimpfliche, so schwer erkaufte Friede brachte, wenigstens mit dem moralischen Gewinne der Unterdrückung der Schiiten zu trösten. Auch suchte sie die Aufgabe ihrer Eroberungen in Persien noch einigermaßen dadurch zu rechtfertigen, daß sie glauben machen

1) Das Nähere über den Frieden mit Persien vom Jahre 1639 vergl. Bd. IV dieses Werkes, S. 175.

2) Hanway, S. 345 fg.

wollte, der Schah habe sich dagegen verpflichtet, ihr durch eine Diversion in dem Kriege gegen Rußland beizustehn, welcher nun alle ihre Kräfte in Anspruch nahm [1]).

Außer den allgemeineren, durch ihre Weltstellung bedingten Verhältnissen, welche die feindliche Stellung beider Mächte zu einander längst wieder zu einer unabweisbaren Nothwendigkeit gemacht hatten, waren es vornehmlich der noch immer nicht sattsam geregelte und gesicherte Besitzstand in den Grenzländern, sowol am kaspischen wie am Schwarzen Meere, und die davon unzertrennlichen Streifereien, Raubzüge und diplomatischen Irrungen, welche der Spannung zwischen Rußland und der Pforte schon in den letzten Jahren des persischen Krieges einen immer drohenderen Charakter gegeben hatten und einen endlichen Bruch unvermeidlich machten. Bald kam es über die Grenzlinie in der Ukräne, bald über die Festungswerke am Don gegen Assow hin, bald endlich wegen der Souveränetätsrechte über die kaukasischen Völkerschaften zu blutigen Händeln und bitteren Beschwerden. Jemehr man sie aber von Seiten der Pforte während der Dauer des Perserkrieges vermeiden wollte oder so hingehen ließ, desto angelegentlicher, scheint es, suchte sie jetzt das Cabinet von St. Petersburg hervor, um sie zum bequemen Vorwand eines Krieges zu gebrauchen, von dem man sich, unter den obwaltenden Umständen, die glänzendsten Erfolge versprechen zu können glaubte.

1731 So nahm z. B. bereits im Jahre 1731 Rußland die Oberherrschaft über den Tscherkessenstamm der Kabarda, im Flußgebiete des Terek und des Kuban, in Anspruch, obgleich selbst Peter der Große noch im Jahre 1723 diese Tscherkessen, ebenso wie die Noghai-Tataren, als Unterthanen der Pforte anerkannt hatte. Eine von dem russischen Residenten

1) Hanway, S. 345: „The Turkish ministry endeavoured to persuade the people, that in consideration of their yielding up all the conquered provinces, the Persians would make a diversion in their favor against the Russians."

dem Diwan eingereichte Denkschrift, worin er das angebliche Recht seines Hofes mit der etwas weit hergeholten Behauptung erhärten wollte, daß diese Tscherkessen schon im 16. Jahrhundert als russische Unterthanen aus der Ukräne dort eingewandert seien und seitdem immer die Oberhoheit des Zaaren anerkannt hätten, verfehlte ihren Zweck. Der Großwesir wollte davon nichts hören, und die Sache blieb daher, indem sie nur die einmal herrschende Misstimmung vermehrte, nach wie vor unerledigt[1]).

Desto entschlossener und erbitterter wurde der Widerstand Rußlands, als die Pforte zu Ende des nächsten Jahres, 1732, 1732
den Durchzug der Tataren der Krim durch das damals noch von den Russen besetzte Dagestan nach Persien erzwingen wollte. Es war die Zeit, wo Bagdad von Tahmas Kouli-chan bedroht war; es sollte Alles aufgeboten werden, um seinen weiteren Fortschritten ein Ziel zu setzen. Auch der Tataren-Chan Kaplan Girai erhielt daher Befehl, ein bedeutendes Truppencorps in Eilmärschen nach Persien aufbrechen zu lassen und dazu den kürzesten Weg durch Dagestan zu wählen. Er säumte nicht, diesem Befehle Folge zu leisten, und machte sofort 25—30,000 Pferde, unter den Befehlen des Kalgha Fethi-Girai, mobil. Sobald dies aber ruchbar wurde, protestirte nicht nur der russische Resident zu Constantinopel, Iwan Neplueff, gegen den beabsichtigten Durchzug der Tataren durch russisches Gebiet, sondern die in jenen Gegenden befehligenden Generale, Graf von Weißbach in der Ukräne, Generalmajor Jerepkin am Don, und der Prinz von Hessen-Homburg am kaspischen Meere, erklärten auch in wiederholten, sehr eindringlichen Schreiben an den Kalgha geradezu, daß sie eine solche Verletzung des russischen Gebietes als einen Bruch des ewigen Friedens nie dulden und sich folglich seinem Durchmarsche, wenn er ihn erzwingen wolle, mit Gewalt der Waffen widersetzen würden[2]).

1) Die hier erwähnte Denkschrift: „Estratto dalli archivii di Russia per la grande e picciola Cabarda, come erano ab antiquo, e sono fin' ora sudditi dell' Imperio Russo", wird mitgetheilt von Hammer, O. G., Bd. VII, S. 596 fg.

2) Manstein, Mémoires, p. 83. Und genauer: „Relazione

Fethi Girai kehrte sich aber daran nicht, erklärte dagegen, daß er nur den Befehlen des Chans und der Pforte zu gehorchen habe, und beschleunigte seinen Marsch so, daß
1733 er im Frühjahre 1733 schon bis an den Terek, die Grenze des russischen Gebietes, vorgerückt war. Seine Haltung wurde hier nun eine um so feindseligere, da er auch die in jenen Gegenden ansässigen, russischer Botmäßigkeit unterworfenen Tataren- und Kalmückenstämme auf seine Seite zu ziehen wußte und sie zur Waffengemeinschaft gegen Rußland aufzuwiegeln suchte. Sobald er daher den Terek überschritten hatte, schickte ihm der Prinz von Hessen-Homburg ein kleines Armeecorps von 4000 M. entgegen, welches ihm den Weg durch die nach Dagestan führenden Engpässe wehren sollte. Am 11. Juni kam es hier in der Nähe des Dorfes Goraitschi, zu einem äußerst heftigen Gefechte. Die Tataren, durch die Überlegenheit ihrer Streitkräfte im Vortheil, schienen schon den Sieg errungen zu haben, als der Prinz von Hessen-Homburg selbst mit der Reserve herbeieilte und sie, vorzüglich mittelst des Geschützes, woran es ihnen gänzlich fehlte, mit einem Verluste von etwa 1000 M. zurückwarf. Die Russen verloren nur 400 M. Der Prinz kam dabei aber selbst in die größte Lebensgefahr, aus welcher er sich nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes rettete. Doch mußte er sein ganzes Gepäck im Stiche lassen, welches dann später, wie man behauptet hat, in Constantinopel öffentlich zum Kaufe ausgeboten wurde. Da die Russen die Engpässe besetzt hielten, machten die Tataren keinen zweiten Versuch, sie zu durchbrechen, sondern zogen sich, auf ausdrücklichen Befehl der Pforte, wieder nach der Krim zurück[1]).

della marcia delli Tartari intrapresa per passar in Persia l'anno 1733", bei Hammer, O. G., S. 610 fg.

1) Manstein, Mémoires, p. 85. Relazione cet. a. a. O., S. 613 und Münnich, Tagebuch, S. 129. Der Letztere erwähnt namentlich den Verkauf der Kleider des Prinzen auf dem Markte zu Constantinopel. Überhaupt erscheint das Benehmen desselben bei dieser Gelegenheit in einem ziemlich zweideutigen Lichte. Auch Manstein sagt darüber: „C'est la seule action, où le Prince de Hessen-Hombourg ait commandé et où il ait eu besoin de courage; les medisants disoient,

Dergleichen Vorfälle konnten natürlich nicht verfehlen, in Constantinopel sehr böses Blut zu machen. Es kam darüber abermals zu höchst unangenehmen und gereizten Erörterungen zwischen dem russischen Residenten und dem Reis-Effendi, in welche auch wieder der alte Streit über die Kabarda mit hineingezogen wurde. Jedoch wollte man es von beiden Seiten deshalb jetzt noch nicht zum Bruche kommen lassen. Die Pforte suchte sich dadurch zu decken, daß sie behauptete, der Tatarenzug sei ja nur gegen Tahmas Koulichan, nicht aber gegen Rußland gerichtet gewesen, und Replueff bewies, im Auftrage seines Hofes, daß man die Waffen gar nicht gegen die Pforte, sondern nur gegen die Tataren ergriffen habe.

Indessen wurde auch das freundliche Verhalten Rußlands zu Persien von der Pforte sehr übel vermerkt. Durch Vermittelung des Hetmans der zaporogischen Kosaken, Orlik, hatte man von dem zwischen Rußland und Persien abgeschlossenen geheimen Waffenbündniß genaue Kenntniß erhalten, und fürchtete nun, nicht ohne Grund, daß es Rußland auf Assow abgesehen habe, während Tahmas Koulichan durch Kleinasien auf Constantinopel losgehen wolle[1]). Die Anlage der Festung St. Anna, nur 9 deutsche Meilen oberhalb Assow, welche bald zu einem bedeutenden Waffenplatze erhoben wurde, war von der Pforte ohnehin schon mit großem Misfallen bemerkt worden; und obgleich der Tataren-Chan die gemessensten Befehle erhielt, sich fernerhin aller Feindseligkeiten gegen Rußland zu enthalten, so dauerten doch die Reibungen an den Grenzen nach wie vor fort. Als ein neues Element des Hadern kamen dazu nun noch die mislichen polnischen Verhältnisse.

qu'il s'étoit tellement épuisé à cette affaire, qu'il ne lui en étoit resté que fort peu."

1) Hanway, Revolutions, ect. p. 334: „The Ottoman cour was also very jealous of the good understanding between the Russians and the Persians, and apprehended a treaty of alliance, by which the former were to make a diversion in favor of Persia on the side of Asoph; whilst there was not less reason to apprehend, that with such assistance, Thaemas Kouli Khan might carry his arms into Natolia, and shake the throne of the Ottoman empire."

1733 König August II. war am 11. Februar 1733 mit Tode abgegangen. Die nationale Partei wollte, wie immer, einen einheimischen Magnaten auf den erledigten Thron erheben, und sowol das Cabinet von St. Petersburg als auch der Hof zu Wien schienen der Ausschließung des nächsten Kronprätendenten, des Churfürsten von Sachsen, nicht abgeneigt zu sein, jenes, weil er den Absichten Rußlands auf Kurland hinderlich war, dieser, weil er sich geweigert hatte, die pragmatische Sanction wegen der Erbfolge im Kaiserhause zu unterzeichnen. Er fügte sich jedoch jetzt in beiden Punkten, als es sich um den Preis des Besitzes der polnischen Königskrone handelte.

Namentlich nahm sich nun Rußland mit desto größerer Wärme seiner Sache an, da Frankreich den noch in der Verbannung lebenden Stanislaus Lesczinski als Kroncandidaten vorschob, und weder Geld noch Überredungskünste sparte, um seine Wahl durchzusetzen. Er traf bereits am 9. September incognito in Warschau ein und wurde wirklich drei Tage später von dem bereits seit dem 25. August zur Wahl versammelten Reichstage als König proclamirt. Denn man wollte dadurch vorzüglich beweisen, daß man eine Beeinträchtigung des alten nationalen Rechtes des „Liberum Veto" durch Einmischung fremder Mächte in keiner Weise dulden werde. Die beiden Kaiserhöfe waren aber mit dieser Wahl keineswegs einverstanden. Sie wußten gleichfalls durch reiche Geldspenden und große Versprechungen auf einem zu Praga versammelten Wahltage, auf welchem sich 15 Senatoren und etwa 600 Magnaten einfanden, die Wahl des Churfürsten als König August III. am 5. October durchzusetzen; und um dieselbe aufrecht zu erhalten, ließ Rußland sofort unter dem Befehle des Generals Grafen Lascy ein Truppencorps von 20,000 M. in Lithauen einrücken, welche nach und nach bis auf 50,000 M. verstärkt wurden.

König Stanislaus hatte sich bei Annäherung dieser Truppen von Warschau nach Danzig zurückgezogen, wohin ihm Lascy an der Spitze von 12,000 M. auf dem Fuße folgte, während der größte Theil seiner Truppen in Warschau zurückblieb oder in den übrigen Provinzen des Reiches zerstreut

wurde. Thorn, welches Lascy zuerst berührte, wurde von den Russen ohne Schwertstreich besetzt. Danzig aber, welches er zu Anfang Februar 1734 erreichte, leistete mit seiner etwa 1734
40,000 M. starken Besatzung entschlossenen Widerstand.

Erst nachdem zu Anfang März der Feldmarschall Graf Münnich den Oberbefehl über das ansehnlich verstärkte Belagerungscorps übernommen hatte, wurden die Operationen gegen die Stadt mit mehr Energie und Erfolg betrieben. Er ließ zuerst Elbing hinwegnehmen, schlug die Polen von der Partei des Stanislaus, welche, 10,000 M. stark, den Entsatz versuchen wollten, zurück, besetzte dann noch die kleine Stadt Schwetz und die Festung Weichselmünde, und zwang am Ende, nachdem am 12. Juni die aus 16 Linienschiffen, 6 Fregatten und 7 kleineren bewaffneten Fahrzeugen bestehende russische Flotte auf der Rhede eingetroffen war, auch Danzig, nach einer hartnäckigen, sehr merkwürdigen Belagerung von 135 Tagen, welche den Russen über 8000 M. gekostet hatte, zur Übergabe. König Stanislaus, auf dessen Auslieferung Münnich bestanden hatte, war schon vorher aus der Stadt entkommen. Churfürst August wurde als König proclamirt und anerkannt, und Danzig mußte seinen Widerstand mit einer Contribution von 2 Mill. Thlrn. büßen, welche ihm später jedoch zur Hälfte erlassen wurde. Der kleine Krieg gegen die Anhänger des Königs Stanislaus dauerte indessen in verschiedenen Theilen des Reiches noch eine Zeit lang fort, sodaß auch Rußland sich genöthigt sah, einen Theil seiner Truppen noch ein Jahr dort zurückzulassen[1]).

Das waren im Wesentlichen die Ereignisse, welche die Pforte veranlaßten, jetzt auch wegen des Einmarsches russischer Truppen in Polen vom Cabinet zu St. Petersburg Rechenschaft zu verlangen. Sie wollte denselben durchaus als eine Verletzung der bestehenden Verträge betrachten und geltend machen, und gab sich selbst das Ansehn, als ob es ihr am Herzen liege, das „Liberum veto" bei der polnischen Königswahl besonders in Schutz zu nehmen. Gerade dies nahm nun aber auch wieder Rußland für sich in Anspruch, indem

1) Manstein, Mémoires, p. 86—110.

Graf Golowin in einem langen Schreiben an den Großwesir nachzuweisen suchte, daß der Hof von St. Petersburg aus keinem andern Grunde Truppen nach Polen geschickt habe, als um den Machinationen der Franzosen zu Gunsten des Stanislaus Lesczynski entgegenzutreten. Und da in demselben Sinne auch der kaiserliche Resident Talmann das Verfahren Rußlands zu rechtfertigen wußte, so zeigte sich die Pforte auch in diesem Punkte nachgiebiger und ließ am Ende die Sache auf sich beruhen. Sie suchte sich nur dadurch einigermaßen zu rächen, daß sie die Bevollmächtigten des Königs August III., Matujewicz und Stadnicki, gar nicht annahm und sie, ungeachtet der dringenden Verwendung der Vertreter der vermittelnden Mächte, England und Holland, und des kaiserlichen Residenten Talmann, zu ihren Gunsten, ohne weiteres von Constantinopel nach Nissa verwies [1]).

Sie war auch in der That für jetzt gar nicht in der Lage, die Dinge sogleich auf die Spitze zu treiben. Der Krieg mit Persien war noch nicht beendigt. Das Feuer des Aufruhrs glimmte unter der Asche fort. Man fürchtete noch immer die Erhebung einer mächtigen Partei zu Gunsten des entthronten Sultans. Die Kassen waren leer und die in dem langen Perserkriege gelichteten Reihen des Heeres waren, bei dem Mangel waffenfähiger Mannschaft in allen Theilen des Reiches, schwer wieder auszufüllen, auch abgesehen davon, daß sich der Massen überhaupt eine allgemeine Muthlosigkeit und Erschlaffung bemächtigt hatte.

Gleichwol fehlte es nicht an Aufreizungen zum Kriege gegen Rußland und Österreich, namentlich von Seiten Frankreichs. Der französische Gesandte, Marquis von Villeneuve, entwickelte in diesem Sinne eine unverwüstliche Thätigkeit im Interesse Lesczynski's, wobei ihm vorzüglich der berüchtigte Graf von Bonneval zur Seite stand. Denn dieser trieb schon seit dem Jahre 1729 als Renegat in Constantinopel sein abenteuerliches Wesen und hatte sich jetzt als Osman, Pascha von Bosnien, selbst auf den Diwan einen gewissen Einfluß verschafft. Er wußte nicht nur durch seine

1) Münnich, Tagebuch a. a. O., S. 131.

militärischen Reformpläne, namentlich durch die Errichtung seines Bombardiercorps, eine Zeit lang dem Großwesir und selbst dem Sultan zu imponiren, er wollte auch in der hohen Politik eine Art Rolle spielen, wobei die Befriedigung seines unversöhnlichen Hasses gegen Österreich freilich sein Hauptziel und seine Richtschnur waren. So trat er auch jetzt mit dem Plane eines Bündnisses zwischen Frankreich und der Pforte auf, welches weit mehr gegen das Kaiserhaus als gegen Rußland gerichtet war. Frankreich sollte danach eine Armee von 50,000 M. durch Italien nach Bosnien schicken, um dort der Pforte zur Wiedereroberung der in den Friedensschlüssen zu Carlowicz und Passarowicz verlorenen Distrikte zu verhelfen, während gleichzeitig eine Armee in Italien gegen den Kaiser operiren und in Deutschland der Churfürst von Baiern die österreichischen Staaten angreifen sollte [1]).

Der vorsichtige Großwesir Ali Pascha ließ sich aber durch dergleichen Schwindeleien nicht aus seinem sichern Geleise bringen, und wollte von einem Kriege nach dieser Seite hin nichts wissen. Auch standen ihm dabei die unablässigen Bemühungen der Seemächte zur Seite, deren Vertreter in Constantinopel nicht müde wurden, dem Diwan einen Krieg mit Rußland als höchst gefährlich zu widerrathen. Denn England und Holland konnten damals, schon im Interesse ihres Levantehandels, eine zu große Schwächung der Pforte, welche sie davon befürchteten, nur ungern sehen, und mußten namentlich eine activere Theilnahme Rußlands an dem Handel aus dem Schwarzen nach dem mittelländischen Meere, welcher

1) Münnich, Tagebuch a. a. O., S. 130. Die abenteuerlichen Geschicke Bonneval's sind bekannt genug. Nähere Auskunft darüber geben die zuerst 1737 und dann öfter gedruckten „Mémoires du comte de Bonneval ect.", neueste Ausgabe von M. Guyot Desherbiers. 2 Bde. Paris 1806. Wahrheit und Lüge, welche zum guten Theile absichtlich zu einem schlüpfrigen Romane im Geschmacke des 18. Jahrhunderts ausgesponnen werden, und daher nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Von dem hier erwähnten Plane findet sich darin nichts. Er wird aber nach einem in der k. k. St. B. zu Wien befindlichen Exemplare mitgetheilt von Hammer, O. G., Bd. VII, S. 449.

fast noch ganz in ihren Händen war, so lange wie möglich zu verhindern suchen [1]).

Die Gewalt der Umstände trieb nun aber doch schneller zur Entscheidung, als man von Seiten der Betheiligten erwarten mochte. Das Cabinet von St. Petersburg hielt den Zeitpunkt für seine Eroberungspläne für zu günstig, als daß es nicht ihre Verwirklichung sobald wie möglich hätte ver-
1732 suchen sollen. Bereits zu Ende des Jahres 1732 war in einem geheimen Cabinetsrathe, welchem die Kaiserin selbst beiwohnte, der Krieg gegen die Pforte förmlich beschlossen worden. Er sollte im Jahre 1734 mit einem Angriffe auf die Krim und der Eroberung von Asow begonnen werden. Die oben berührten polnischen Händel verzögerten indessen, obgleich alle Vorbereitungen dazu in ausgedehntem Maße getroffen wurden, die Ausführung des Planes [2]). Sobald man aber von dieser Seite durch die endliche gänzliche Unterwerfung Polens unter das Scepter Augusts III. einigermaßen gesichert war und wieder an den orientalischen Krieg denken konnte, gab die Pforte selbst einen erwünschten Anlaß zum Friedensbruch.

1735 Im Frühjahre 1735 machte nämlich dieselbe, vorzüglich auch auf Betrieb des französischen Botschafters, welcher auf diese Weise den endlichen Bruch mit Rußland herbeiführen zu können glaubte, einen zweiten Versuch, den Durchzug der Tataren durch russisches Gebiet nach Persien zu erzwingen.

1) Auf diesen Punkt macht namentlich der Feldmarschall Münnich in seiner Denkschrift über den Krieg gegen die Pforte, Tagebuch a. a. O., S. 158 besonders aufmerksam, indem er sagt: „Die Engländer und Holländer, die mit ihren Tüchern und andern Waaren eine der considerabelsten Branchen ihrer Handlung nach der Levante trieben, könnten nicht gerne sehen, daß man die Pforte so herunterbringe. Denn wenn z. B. die Türken, welche, wie alle orientalische Völker, in der Vielheit der langen Kleider ihre Magnificenz suchten, ruinirt würden, so müßten viel Tausend Tuchmacher, sonderlich in England, den Stuhl verkaufen. Besonders aber möchten sie sich vor einem russischen Commercio auf dem schwarzen Meere nach dem mittelländischen, als wohin die russischen Waaren größtentheils durch ihre Hände gingen, fürchten."

2) Münnich, Tagebuch a. a. O., S. 197 und 199.

Nothgedrungen mußte der alte gichtbrüchige Chan Kaplan Girai mit etwa 50,000 M. wieder gegen Dagestan hin aufbrechen. Es ist nicht ohne Interesse, bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam zu machen, aus welchen Elementen damals dieses Tatarenheer bestand. Nach dem herkömmlichen Aufgebot hatten immer sechs Häuser je einen Mann und drei Pferde zu stellen, und nach diesem Verhältniß brachten die Krim 8000 M., die Noghai-Tataren 30,000 M., die Tscherkessen 6000 M., die Budschak 400 M., der Distrikt Taman 400 M., der Distrikt Abassa 4000 M., Kuban 500 M. und die große Kabarda 4000 M. auf, sodaß das ganze Contingent sich auf 53,300 M. belief [1]).

In drei Wochen hatte der Chan mit seinem Heere den Kuban erreicht, während er am Bug und bei Perekop oder Or Kapi nur kleine Abtheilungen stehen lassen konnte, welche gegen einen allerdings zu befürchtenden Einfall der Russen auf der Hut sein sollten. Eine energische Protestation sowol des russischen Residenten, als auch des Vicekanzlers Grafen von Ostermann in einer an den Großwesir gerichteten geharnischten Note gegen diesen neuen Friedensbruch war die nächste Folge davon. Selbst die abermalige Drohung, daß man der Gewalt, im Falle der Chan seinen Zug fortsetzen werde, Gewalt entgegenzusetzen entschlossen sei, blieb indessen ohne Wirkung. Er wolle davon, erwiderte der Großwesir kalt, nichts mehr hören; denn der Sultan, sein Herr, habe es so befohlen, und eine Änderung könne mithin nicht stattfinden.

Während nun aber die Vertreter der vermittelnden Mächte noch immer Alles aufboten, den Bruch abzuwenden, suchte der Resident Neplueff, welcher kurz darauf nach St. Petersburg berufen wurde, um mündlich von dem wahren Stande der Dinge in Constantinopel genaue Rechenschaft zu geben, seinen Hof von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß man nun keinen Augenblick mehr zögern dirfe und der Pforte in jedem Falle durch schnelles Handeln zuvorkommen müsse, so lange sie noch in den Krieg mit Persien verwickelt sei [2]). Ein

1) Münnich, S. 133.

2) Manstein, Mémoires, p. 118. Münnich, S. 133.

heilloser Zwiespalt im Cabinete und gewisse Mishelligkeiten zwischen den beiden aus Polen herbeigezogenen commandirenden Generalen, Grafen von Weißbach und Grafen Münnich, von denen jenem das in der Ukräne gegen die Krim versammelte, diesem das gegen Assow bestimmte Armeecorps anvertraut wurde, verzögerten indessen die Eröffnung des Feldzuges noch den besten Theil des Jahres hindurch. Erst als nach dem plötzlichen Ableben des Generals von Weißbach Graf Münnich als General-Feldmarschall den Oberbefehl über sämmtliche Armeen der Kaiserin, sowol in Polen und am Rhein, als auch am Don und Dniepr erhalten hatte, kam man zu einem definitiven Entschlusse.

Graf Münnich entschied sich für einen sofortigen Angriff auf die Krim, wogegen er die Belagerung von Assow, wozu es ihm noch an den erforderlichen Vorbereitungen, namentlich den nöthigen Transportschiffen zu fehlen schien, bis aufs nächste Jahr zu verschieben rieth. Alles versprach in der That einer mit Schnelligkeit und Geschick ausgeführten Unternehmung gegen die Krim die günstigsten Erfolge. Die Jahreszeit war noch nicht zu weit vorgerückt; mehrere Tatarenstämme, und selbst die seit einigen Jahren abtrünnig gewordenen Kalmücken, unter ihrem Fürsten Donduc Ombo, waren mit einer waffenfähigen Mannschaft von 70,000 Seelen wieder unter russische Botmäßigkeit zurückgekehrt; die Pforte hatte, während sie gerade jetzt in Persien ein Schlag nach dem andern traf, noch nicht das Geringste gethan, den Russen am Schwarzen Meere Widerstand zu leisten; und endlich war auch der Tataren-Chan mit dem besten Theile seiner Truppen abwesend und konnte, von dem am Kaukasus befehligenden General Lewatschef aufgehalten, nicht leicht zurückkehren; die wenigen Truppen aber, die er zur Vertheidigung seines Landes zurückgelassen hatte, waren schon wieder in das Innere der Halbinsel zurückgekehrt und hatten sich dort zerstreut. Wie hätte man da noch einen Augenblick Bedenken hegen sollen?

Generallieutenant Lewontief erhielt also Befehl, am 1. October mit etwa 40,000 M. und 50,000 Pferden aus der Ukräne in die Steppen vorzudringen. Der Anfang des

Feldzuges war glücklich. Mehrere Horden der Noghai-Tataren wurden schnell nach einander unversehens überfallen und zusammengehauen oder zu Gefangenen gemacht. Bei weiterem Vorrücken aber stellte sich bereits am 13. October eine so empfindliche, von unablässigem Schneegestöber begleitete Kälte ein, daß, bei dem gänzlichen Mangel einer gesicherten Verproviantirung des Heeres, an die Fortsetzung des Feldzuges nicht mehr zu denken war. In einer einzigen Nacht stürzten in Folge eines heftigen Schneefalles mehr wie 1000 Pferde. Es mußte also der Rückzug unter unsäglichen Beschwerden angetreten werden. Erst gegen Ende November erreichte man mit einem Verluste von 9000 M. und noch bei weitem mehr Pferden die Winterquartiere der Ukräne wieder.

Unterdessen hatte, auf die Nachricht von der Bewegung der Russen nach der Krim, auch der Tataren-Chan in aller Eile, gegen den Befehl der Pforte, den Rückmarsch aus Persien angetreten. Aber auch er war unterwegs von dem bösen Wetter überfallen worden, welches ihm 10,000 M. und 50,000 Pferde hinweggerafft haben soll. Erst im December traf er mit dem Reste seiner Truppen wieder in der Krim ein, wo sie sich nach allen Seiten hin zerstreuten [1]).

Im Rathe der Kaiserin zu St. Petersburg, wo nach diesem Unfalle, den hinterher Niemand verschuldet haben wollte, eine große Entmuthigung herrschte, waren nun die Meinungen darüber, ob man den Krieg fortsetzen solle oder nicht, sehr getheilt. Der Vicekanzler Graf Ostermann rieth zum Frieden und entwickelte diese Ansicht im Januar 1736 1736
in einem ausführlichen, streng motivirten schriftlichen Gutachten. Indem er in demselben die Gründe für und wider den Krieg gegen einander abwog und die Schwierigkeiten eines Feldzugs nach der Krim mit vieler Sachkenntniß in das rechte Licht zu setzen suchte, blieb er schließlich bei der Meinung stehen, daß jedenfalls vorerst die Belagerung von Asow unternommen werden müsse, welche weit weniger schwierig sei und unter allen Umständen den erwünschten Erfolg verspreche.

1) Manstein, Mémoires. p. 118—121. Münnich, Tagebuch a. a. O., S. 133—141.

General-Feldmarschall von Münnich dagegen, welchem dieses Gutachten zur Beantwortung mitgetheilt wurde, als er die Operationen gegen Asow schon mit Glück begonnen hatte, bestand in einer nicht minder streng motivirten Denkschrift auf der Fortsetzung des Krieges nach beiden Richtungen hin. Er suchte die von Ostermann gegen den Feldzug nach der Krim erhobenen Bedenken durch eine sehr gründliche Erwägung aller dabei in Betracht zu ziehenden Fragen und Verhältnisse zu entkräften. Sie führte ihn am Ende zu dem Schlusse, daß nicht nur die Eroberung der Krim unter allen Umständen zu gewärtigen sei, sondern dieselbe auch noch die Besitznahme der benachbarten Landschaften nach Osten und Westen hin, des Kuban, der Kabarda, der Moldau, der Walachei und Bessarabiens, nach sich ziehen müsse [1]).

Die Art, wie hier Graf von Münnich seine Ansicht geltend zu machen suchte, war zu verlockend, als daß man ihr nicht im Cabinete der Kaiserin ein entscheidendes Übergewicht hätte einräumen sollen. Sie behielt am Ende die Oberhand. Indessen gab man doch auch den Vorstellungen Ostermann's so weit nach, daß man die Pforte durch nochmalige Vorschläge zum Frieden noch einige Zeit hinzuhalten suchte. Man glaubte dabei um so leichteres Spiel zu haben, da im Diwan die Hinneigung zum Frieden aus leicht begreiflichen Gründen noch immer vorherrschend war. Man gab daher die bis dahin in der Ukräne zurückgehaltenen türkischen und tatarischen Kaufleute wieder frei, ließ den Großwesir durch den neu ernannten Residenten Wischniakof bedeuten, daß der jüngste Zug gegen die Krim gleichfalls nur den Tataren gegolten habe, und veranlaßte Graf Ostermann in einer scharf gehaltenen, an den Großwesir gerichteten Note nochmals alle die Beschwerden, wozu man sich berechtigt glaubte, zusammenzustellen und, unter Androhung der so-

1) Beide höchst interessante Denkschriften werden gegeben: Münnich, Tagebuch, S. 144—159. Namentlich sind da auch die Bemerkungen von hohem Interesse, welche der Feldmarschall über die Mittel macht, wodurch die einmal eroberte Krim auf die Dauer zu erhalten wäre.

fortigen Eröffnung des Krieges, nochmals die Hand zum Frieden zu bieten [1]).

Diese Note, vom 12. April 1736, war ein Muster jener 1736
diplomatischen Gewandtheit, welche den Staatsmännern Rußlands, namentlich auch in ihrer orientalischen Politik, seitdem immer charakteristisch geblieben ist und sie so wesentlich ausgezeichnet hat. Graf Ostermann verstand es vortrefflich, zu sagen, was er sagen wollte, und zu verschweigen, was er zu verschweigen für gut befand. Um zu beweisen, wie sehr die Pforte die bestehenden Verträge, namentlich den „ewigen Frieden" verletzt habe, ging er zunächst weitläufig auf alle die Einfälle und Räubereien zurück, deren sich die von ihr aufgehetzten Türken und Tataren seit dem Jahre 1713 bis herab zu dem Jahre 1732, vorzüglich in den Provinzen Kasan, Charkow, Pultawa, Woronesch, am Don und bei Assow u. s. w. schuldig gemacht haben. Alle Vorstellungen dagegen seien vergeblich gewesen. Sie haben im Gegentheil nur immer wieder neue Unbilden dieser Art zur Folge gehabt. Dann rügt er das zweideutige Benehmen des Diwans in Persien, vornehmlich bei Gelegenheit des Theilungsvertrages und der Grenzregulirung, welche die Pforte auf jede Weise zu umgehen und absichtlich in die Länge zu ziehen gesucht habe; berührt aber das freundliche Verhältniß des Cabinets von St. Petersburg zu Persien, und namentlich den geheimen Vertrag von 1732, nur leise und vorsichtig in einem Rußland möglichst günstigen Lichte. Daß hierauf die beiden Tatarenzüge nach Dagestan ganz besonders betont werden, versteht sich von selbst. Die polnischen Händel und der Einmarsch russischer Truppen in Polen werden dagegen wohlweislich gänzlich mit Stillschweigen übergangen. Nur der Langmuth und der Mäßigung der Kaiserin sei es zu danken, daß sie, von dem Wunsche beseelt, den Frieden und die Freundschaft mit der Pforte zu erhalten, derselben die Wirkungen ihrer gerechten Rache noch nicht habe fühlen lassen. Nun aber sei, nachdem alle Vorstellungen, Erklärungen und Protestationen, nicht nur der russischen Resi-

1) Dieses wichtige Actenstück wird vollständig gegeben in Rousset, Mercure historique et politique, T. CI, Julliet 1736, p. 37—67.

denten, sondern auch der Vertreter der vermittelnden Mächte fruchtlos geblieben, das Maß dadurch voll geworden, daß die Pforte sich geweigert habe, Rußland mit in den Frieden aufzunehmen, über welchen sie mit Persien in Unterhandlungen stehe. Ihre feindliche Absicht trete jetzt um so mehr zu Tage, da sie in allen Theilen des Reiches mit Rüstungen beschäftigt sei, die nur Rußland gelten könnten, und sich sogar weigere, der Kaiserin in allen officiellen Acten die Titel zuzugestehen, welche ihr bisher niemals versagt worden seien.

„Nach diesem sonderbaren Verfahren", heißt es am Schlusse, „und so offen an den Tag gelegten feindlichen Absichten, bleibt Ihrer Kaiserlichen Majestät kein anderer Ausweg, als an Ihre eigene Vertheidigung zu denken und die Streitkräfte, welche Gott Ihr anvertraut hat, gegen die Pforte zu gebrauchen, um in Zukunft Ihre Unterthanen gegen jede Unbill zu schützen, wie es Ihr die göttlichen Gesetze, das Natur- und das Völkerrecht und Ihre Pflichten als Kaiserin und souveräne Fürstin vorschreiben ..... Sie faßt diesen Entschluß nur ungern und in der einzigen Absicht, sich für so viele Gewaltthätigkeiten und Verluste, welche Rußland bis jetzt von der Osmanischen Pforte erduldet hat, eine angemessene Genugthuung zu verschaffen und den Frieden endlich unter Bedingungen wiederherzustellen, welche geeignet wären, die Sicherheit und die Ruhe Ihrer Staaten und Ihrer Unterthanen, wie sie zwischen beiden Reichen vordem bestanden, auch für die Zukunft auf die haltbarste Weise zu verbürgen."

Hege die Pforte gleich friedliche Gesinnungen, so solle sie nur ihre Bevollmächtigten an die Grenze schicken, wohin auch die Kaiserin nicht verfehlen werde, die ihrigen zu entsenden, um dieses heilsame Werk des Friedens sobald wie möglich zu Stande zu bringen. Schließlich hoffe man, daß die Pforte nicht anstehen werde, den russischen Residenten zu Constantinopel mit seinem ganzen Gefolge und seinen Effecten unversehrt bis an die Grenzen geleiten zu lassen, wie es in solchen Fällen zwischen civilisirten Nationen von jeher Brauch gewesen sei.

Fast gleichzeitig mit dieser Note, welche die Stelle eines an ganz Europa gerichteten Manifestes vertreten sollte, traf

in Constantinopel die Nachricht ein, daß die Russen bereits vor Assow ständen und die förmliche Belagerung dieser Festung begonnen worden sei. Sie kam daher zu spät, als daß sie, wenn es auch mit den Friedensanerbietungen aufrichtig gemeint gewesen wäre, ihrem Zwecke noch hätte entsprechen können.

Generalfeldmarschall von Münnich war schon im Herbste des vorigen Jahres in der Ukräne eingetroffen und hatte, nachdem er zunächst für die Herstellung der Festungslinie zwischen dem Dniepr und dem Donetz in einer Ausdehnung von 100 Stunden gesorgt hatte, die Operationen gegen Assow in der zweiten Hälfte des März von der Festung St. Anna aus mit der Einnahme der beiden zur Vorhut dienenden Castelle am Don, der Kalantschi, eröffnet. Generalmajor Sparreuter hatte sie mit dem nur 600 M. Infanterie und einem schwachen Kosakencorps bestehenden Vortrabe am 20. März überrumpelt und fast ohne Schwertstreich hinweggenommen.

Gleich darauf rückte Münnich selbst mit dem Hauptcorps bis unter die Mauern der Festung und begann, obgleich es ihm noch an den dazu ausreichenden Mitteln, namentlich schwerem Geschütze, fehlte, sofort die Belagerung. Eine an den Commandanten gerichtete Aufforderung zur Übergabe blieb, obgleich die Besatzung damals nur 1000 M. stark gewesen sein soll, ohne Erfolg. Einige kleine Außenwerke und auch das Assow gegenüberliegende Fort Lutik, welches nur eine Besatzung von 100 Janitscharen hatte, wurden mit leichter Mühe hinweggenommen. Die Beschießung der Stadt nahm hierauf am 24. März ihren Anfang, ohne indessen besondere Wirkungen zu thun. Dazu kam, daß Münnich zu Ende März wieder zur Hauptarmee am Dniepr zurückkehren mußte. Denn am 1. April sollte von Tscharizinka aus der Feldzug gegen die Krim angetreten werden. Münnich überließ daher das Commando vor Assow vorläufig dem General Lewatschef, welcher indessen bis zur Ankunft des mit ansehnlichen Verstärkungen erwarteten Feldmarschalls Lascy, der an Münnich's Stelle den Oberbefehl über die Armee am Don er-

halten hatte, die Belagerungsarbeiten nur lau und nachläſſig betrieb [1]).

Bis dahin war von Seiten der Pforte zur Vertheidigung von Aſſow noch wenig oder nichts geſchehen. Bonneval, welcher im Diwan deshalb um Rath gefragt worden war und das ihm angebotene Commando der Feſtung abgelehnt hatte, hatte frei und offen erklärt, daß ſich dieſelbe gegen einen Feldherrn, wie Münnich ſei, in keinem Falle lange halten könne. Es ſei daher das Gerathenſte, ſie ohne weiteres zu räumen und zu ſchleifen, und lieber alle vorhandenen Streitkräfte zur Vertheidigung der Krim zu verwenden [2]). Dieſer verzweifelte Rath fand aber im Diwan um ſo weniger Beifall, da man, wie es ſcheint, bis zum letzten Augenblicke noch immer auf eine friedliche Ausgleichung rechnete. Nun war aber daran gar nicht mehr zu denken.

Der Großweſir entſchuldigte ſich wegen der in dem Manifeſte des Grafen Oſtermann erhobenen Beſchuldigungen ſo gut er konnte, beantwortete aber daſſelbe zugleich durch ein an die Vertreter der chriſtlichen Mächte gerichtetes Rundſchreiben voll der ungemeſſenſten Ausfälle gegen Rußland [3]). Der Krieg gegen daſſelbe wurde hierauf am 2. Mai im Diwan förmlich beſchloſſen. Die feierliche Kriegserklärung erfolgte am 28. Mai. An dieſem Tage fand dann auch der Auszug in das Lager von Daud Paſcha ſtatt, welcher dieſes Mal mit beſonderm Pompe vollzogen wurde. Alle Zünfte und Corporationen, mehr wie 10,000 M., betheiligten ſich mit ihrem Feſtgepränge an dieſem kriegeriſchen Schauſpiele. Erſt 14 Tage ſpäter, am 16. Juni, ſetzte ſich der Großweſir von dort aus nach der Donau hin in Bewegung. Der ruſſiſche Reſident Wiſchniakof, welcher überhaupt fortwährend mit rückſichtsvoller Schonung behandelt worden war, erhielt die Erlaubniß, dem Heere frei und ungehindert zu folgen. Er wurde dann von

1) Manstein, Mémoires, S. 121 fg. und S. 128—131; und was die Belagerungsarbeiten bei Aſſow betrifft, ausführlicher Münnich, Tagebuch, a. a. O., S. 159—171.

2) Münnich, Tagebuch, S. 143. In Bonneval's Mémoires findet ſich indeſſen darüber nichts.

3) Rousset, Mercure historique, a. a. O., S. 67.

Bender aus durch eine Abtheilung von 700 Sipahis noch bis an den Dniester geleitet und dort in allen Ehren entlassen [1]).

2) Der russisch-österreichische Krieg gegen die Pforte bis zum Frieden zu Belgrad im Jahre 1739.

Neben den Vertretern der Seemächte, den britischen Botschaftern, Lord Kinnoul und seit Anfang des Jahres 1736 Chevalier Fawkener, und dem Gesandten der Generalstaaten Cornelius Kalkoen, dem Nachfolger des im Jahre 1727 zu Constantinopel verstorbenen Grafen Colyer, welche dem Großwesir in das Lager von Daud Pascha gefolgt waren, redete jetzt vorzüglich der kaiserliche Resident, Baron von Talmann, beim Diwan der Erhaltung des Friedens mit vieler Wärme das Wort. Und um seinen Vorstellungen in dieser Hinsicht noch mehr Gewicht zu geben, hielt es das Cabinet von Wien für angemessen, ihm den Charakter eines Gesandten (Ambassadeur) und bevollmächtigten Ministers zu verleihen [2]).

Der Kaiserhof war in der That bei den jüngsten Verwickelungen zwischen Rußland und der Pforte in eine eigenthümliche, ziemlich schwierige Lage hineingedrängt worden, aus welcher er sich nun natürlich auf möglichst glimpfliche Weise herauszuziehen wünschen mußte. Auf der einen Seite waren die allgemeinen europäischen Verhältnisse und namentlich die

1) Manstein, Mémoires, p. 128. Histoire de la guerre des Russes et des Impériaux contre les Turcs en 1736 ect. par M. de Keralio. Paris 1780. T. I, p. 22. Die schonende Behandlung, deren sich Wischniakof zu erfreuen hatte, war vorzüglich Bonneval zu verdanken. Man war schon Willens, ihn, wie gewöhnlich, in die Sieben Thürme zu werfen, als Bonneval dem Diwan deutlich machte, daß man sich dadurch die an sich schon kritische Lage und eine endliche Ausgleichung mit Rußland nur noch mehr erschweren werde. Münnich, Tagebuch, S. 144. Rousset, Mercure historique, a. a. O., S. 99. Daselbst S. 143 findet sich auch eine genaue Beschreibung des Auszuges nach dem Lager von Daud-Pascha. Man hatte damals nur erst 9000 Janitscharen unter den Waffen.

2) Mercure historique a. a. O., S. 70.

Aussichten in die nächste Zukunft keineswegs der Art, daß der Kaiser nicht hätte darauf bedacht sein sollen, einen Krieg mit der Pforte so lange wie möglich zu vermeiden. Eine directe Veranlassung dazu lag auch in Wahrheit eigentlich nicht vor.

Die freundlichen und friedlichen Verhältnisse zwischen beiden Mächten waren seit dem Frieden von Passarowicz nicht wesentlich gestört worden. Nur ungern hatte sich freilich der Wiener Hof dazu verstanden, dem zufolge des VI. Artikels des Handelsvertrages vom Jahre 1718 in Wien anzustellenden stehenden Sachwalter (Schabender) der osmanischen Kaufleute die Aufnahme zu gewähren. Man hatte Mittel gefunden, die Ausführung dieses lästigen Artikels mehrere Jahre zu verzögern. Nachdem aber der zu diesem wichtigen Posten ausersehene Kämmerer Omer Aga, ein gewandter und verschlagener Mann, endlich im Jahre 1725 wirklich in Wien eingetroffen war, kam es allerdings sehr bald zu unangenehmen Reibungen mit demselben. Denn er überschritt sofort seine Befugnisse, welche sich vertragsmäßig blos auf Consular- und Handelsgeschäfte beschränken sollten, wollte die Rolle eines mit diplomatischem Charakter bekleideten Residenten spielen, verlangte als solcher freie Wohnung und angemessenen Unterhalt, und mischte sich überhaupt auf eine dem kaiserlichen Cabinet sehr unbequeme Weise in die rein politischen Angelegenheiten. Die Beschwerden, welche der Kaiser, mit einigen wohlangebrachten Geldspenden unterstützt, darüber durch seine Residenten, Dirling und Talmann, bei dem Diwan führen ließ, hatten auch endlich die erwünschte Folge, daß dieser unbefugte Kundschafter im Jahre 1732 wieder abberufen und seine Stelle vorerst nicht weiter besetzt wurde.

Ebenso war die Pforte damals gar nicht gesonnen, noch in der Lage, den ewigen Aufhetzereien des vom glühendsten Hasse gegen Österreich beseelten Grafen Bonneval besonderes Gehör zu leihen. Mit Rakoczy im Bunde, suchte er den Diwan allerdings zu vermögen, dem Kaiser ohne weiteres den Krieg zu erklären und mit zwei Armeecorps theils Ungarn und Siebenbürgen, theils die kaiserlichen Erbstaaten an-

zugreifen [1]). In zwei von ihm zu diesem Zwecke verfaßten Denkschriften, die eine politischer, die andere militärischer Natur, welche dem Diwan vorgelegt wurden und einigen Eindruck gemacht zu haben scheinen, wußte er die Vortheile und wahrscheinlichen Erfolge eines solchen Krieges freilich in dem glänzendsten Lichte darzustellen. „Der Schwerpunkt dieses Krieges", heißt es am Schlusse der ersteren, „wird in Ungarn liegen; allem Anscheine nach wird er dort glücklich sein. Die zahlreichen und kriegsgeübten Armeen, welche man dort gebrauchen wird, verbürgen den Erfolg und müssen den Ausschlag geben. Seit mehreren Jahrhunderten haben sich keine so günstigen Umstände gezeigt; wenn man sie ungenutzt vorübergehen läßt, so werden sie vielleicht niemals wiederkehren. Möchte nur der große Prophet allen seinen treuen Gläubigen Gesinnungen einflößen, welche mit dem Eifer, den sie für seinen Ruhm hegen, im Einklang sein möchten." [2])

Der Diwan soll ihm darauf hin, wie er wenigstens behauptet, schon das Versprechen gegeben haben, daß er an der Spitze eines Armeecorps von 30—40,000 M. an diesem Kriege theilnehmen solle. Allein die leicht erklärliche Abneigung der Pforte dagegen und einige Tausend Dukaten, welche Talmann zu rechter Zeit an die rechten Leute zu bringen wußte, reichten hin, die Sache bald wieder in den Hinter-

1) Bonneval, Mémoires. T. II, p. 298, wo er sagt: „Le prince Ragotski est déjà ici. Je l'ai vu plusieurs fois. Nous concertons ensemble les moyens de déterminer la Porte à cette guerre, que nous souhaitons tous deux également; lui pour le rétablissement de sa maison, et moi pour me venger, non de l'empereur et des chrétiens, que je ne hais point, mais du conseil aulique, qui m'a indignement sacrifié. C'est ce qui m'anime. Je m'imagine déjà me voir à la tête d'un corps considérable des Turcs, faisant sentir aux Allemands, que le comte de Bonneval méritait ou qu'on lui fit grâce, ou qu'on le mit hors d'état de nuire."

2) „Raisons qui doivent engager la Sublime Porte à faire la guerre à l'Empereur d'Allemagne," daselbst, S. 299—304. Die zweite Denkschrift: „Mémoire particulier sur la manière d'assurer le succès des armées ottomanes contre les Allemands," befindet sich daselbst, S. 305—318.

grund zu drängen und den Credit Bonneval's im Diwan auf ein ziemlich niedriges Niveau zurückzuführen [1]).

Auf der andern Seite dagegen konnte sich das Cabinet von Wien kaum mehr den Verpflichtungen entziehen, welche es gegen Rußland eingegangen hatte. Sie wurden jetzt, bei der kriegerischen Haltung des Hofes zu St. Petersburg gegen die Pforte, in der That mit jedem Tage brennender. Bereits im Jahre 1726 war ja zwischen den beiden Kaiserhöfen ein Schutz- und Trutzbündniß zu Stande gekommen, welches damals schon von der Pforte sehr ungern gesehen wurde [2]). Denn außerdem, daß sie sich in demselben ihre beiderseitigen Besitzungen garantirt hatten, verpflichteten sie sich zufolge des VI. Artikels, im Fall eines Krieges sich gleichmäßig mit einem Hülfscorps von 20,000 M. Fußvolk und 10,000 M. Reiterei zu unterstützen. Der Kaiser konnte daher jetzt die dringenden Vorstellungen Rußlands wegen thätiger Theilnahme an dem Kriege gegen die Pforte um so weniger mehr ganz von sich weisen, da es selbst nur erst kürzlich den Bedingungen jenes Bundesvertrages dadurch gerecht geworden war, daß es im Frühjahre 1735 ein Hülfscorps von 10,000 M., unter den Befehlen des Generals Grafen Lascy, zu der kaiserlichen Armee am Rhein hatte stoßen lassen, welches im Juni wirklich dort eingetroffen war [3]).

Man begreift daher leicht, daß es sich jetzt Baron

1) Bonneval, Mémoires, II, p. 299: „Le Sultan m'a déjà donné parole, qu'en cas de guerre, je commanderai sous le grand-vésir, ou qu'on me mettra seul à la tête d'un corps de trente à quarante mille hommes. Cette parole m'a été donné en plein divan. Elle a été généralement applaudie, et je ne sache pas que personne pense à empêcher l'exécution."

2) Dieser Allianzvertrag findet sich vollständig in: Rousset, Intérêts présens des puissances de l'Europe, T. III, p. 442. Er ist unterzeichnet zu Wien, den 6. August 1726, und enthält 14 Artikel. In Constantinopel machte er ziemlich böses Blut, wie namentlich aus einer Depesche des Kanzlers der holländischen Gesandtschaft W. Theyls vom 28. März 1726 hervorgeht, wo es heißt: „L'allianza tra l'Augustissima Corte e Moscovia fa un gran strepito qui." Bei Hammer, O. G., Bd. VII, S. 340.

3) Manstein, Mémoires, p. 110.

von Talmann, welcher der Einladung des friedlich gesinnten Großwesirs nach dem Lager von Daud Pascha gleichfalls gefolgt war, im Auftrage seines Hofes ganz besonders angelegen sein ließ, seine Bemühungen wegen Vermittelung des Friedens zwischen Rußland und der Pforte mit denen der Vertreter der Seemächte zu vereinigen. Und er konnte sich anfangs davon um so mehr einen günstigen Erfolg versprechen, da der Großwesir sich nicht nur bereit erklärte, die angebotenen freundschaftlichen Dienste des kaiserlichen Hofes in dieser Angelegenheit anzunehmen, sondern auch einen besondern Beweis seiner friedlichen Gesinnung dadurch gab, daß er endlich, auf Talmann's Verwenden, den Abgesandten des Königs August von Polen, Stadnicki, die Rückkehr von Nissa nach Constantinopel gestattete und die förmliche Anerkennung seines Monarchen von Seiten der Pforte in Aussicht stellte [1]).

Zugleich legte der Großwesir auch gegen die vermittelnden Mächte noch immer dieselbe Hinneigung zum Frieden an den Tag. Noch während seines Verweilens im Lager von Daud Pascha gab er ihren Vertretern wiederholt zu erkennen, wie sehr es ihm, und auch dem Großherrn, daran läge, durch ihre einflußreiche Dazwischenkunft den Krieg mit Rußland selbst jetzt noch abzuwenden. In einem in diesem Sinne an den König von Großbritannien und die Generalstaaten gerichteten gleichlautenden Schreiben warf er zwar alle Schuld des Bruches auf Rußland, und betonte besonders stark die jüngsten Angriffe desselben auf Asow und die Krim, erklärte aber auch zugleich, daß die Pforte unter allen Umständen bereit sei, auf den Frieden einzugehen, sobald derselbe, unter Vermittelung ihrer wahren Freunde, auf Grund der bestehenden Verträge und unter der Bedingung des sofortigen Rückzuges der russischen Truppen von den Grenzen wiederhergestellt werden könne [2]).

Auch veranlaßte er ihre beiderseitigen Vertreter, sich in gleichem Sinne nochmals schriftlich bei dem Vicekanzler Grafen

1) Rousset, Mercure historique, a. a. O., S. 35 und 148.

2) Daselbst, S. 149; und das Schreiben an den König von England, S. 285—290.

Ostermann zu verwenden. Sie thaten dies in einer gemeinschaftlichen Note vom 12. Juni. Die Antwort, welche sie darauf, freilich ziemlich spät, erhielten, war indessen keineswegs befriedigend und ermuthigend. Die unterdessen eingetretenen Ereignisse hatten die Ansprüche und den Ton des Cabinets von St. Petersburg noch bedeutend gesteigert und erschwerten daher auch das Vermittelungsgeschäft immer mehr.

Graf Ostermann berief sich in seiner Antwort nur kurz auf sein Schreiben an den Großwesir vom 12. April, hob nochmals die Langmuth und die Mäßigung seines Hofes ganz besonders hervor, und erklärte ohne Umschweife, daß man, nach Lage der Dinge, vollkommen berechtigt sei, an der Aufrichtigkeit der von der Pforte geäußerten friedlichen Gesinnungen höchlich zu zweifeln. Man sei im Gegentheil überzeugt, daß sie, weit entfernt ernstlich an die Wiederherstellung eines ehrlichen und dauernden Friedens zu denken, die friedliche Stimmung der Vermittler nur misbrauche, um Zeit zu gewinnen und nach Beendigung des Perserkrieges mit desto größerer Kraft ihre längst gehegten Pläne gegen Rußland ins Werk setzen zu können. Wäre dies nicht der Fall, so hätte ja die Pforte auf die ihr in dem erwähnten Schreiben an den Großwesir gemachten Vorschläge wegen Absendung von Friedensvermittlern nach den Grenzen eingehen können. Das habe sie nicht gethan; und mithin stehe es ihr auch nun frei, ferner zu thun, was sie für angemessen halten möge. Rußland dagegen werde sich seinerseits auf weitere bestimmtere Erklärungen nicht mehr einlassen. Die Gerechtigkeit seiner Sache überhebe es dessen von selbst, indem es dem unerschütterlichen Vertrauen lebe, daß der Allmächtige seine Waffen, welche es nur zu seiner Vertheidigung ergriffen habe, sowie jetzt, auch noch in Zukunft segnen werde [1]).

Auf ganz ähnliche Weise sprach sich der Graf auch gegen die Gesandten der beiden vermittelnden Mächte und des Kaisers zu St. Petersburg bei Gelegenheit der feierlichen Beglückwünschung der Kaiserin wegen der Einnahme von Assow

1) Dieses Schreiben des Grafen Ostermann befindet sich: Merc. histor. a. a. O., S. 397—400.

dahin aus, daß man entschlossen sei, die Waffen nicht eher wieder niederzulegen, als bis der Sultan, unter der Bürgschaft der vermittelnden Mächte, genügende Sicherheit dafür gegeben habe, daß er Ihrer Majestät der Kaiserin alle die Genugthuungen (Réparations) gewähren werde, welche sie von Rechtswegen verlangen könne [1]).

Damit waren für jetzt alle weiteren Vermittelungsversuche so gut wie gänzlich abgeschnitten. Denn die Anforderungen Rußlands waren überhaupt schon zu hoch gestellt, als daß man erwarten konnte, die Pforte werde ohne weiteres darauf eingehen. Das Cabinet von St. Petersburg verlangte nun nicht nur Asow, die freie Schifffahrt auf dem Schwarzen Meere und die Anerkennung der Botmäßigkeit über die Rußland bereits unterworfenen Tataren, sondern auch die Zinspflichtigkeit der Krim, eine neue Grenzregulirung zwischen beiden Reichen, Ersatz für die Kriegskosten und Einschließung in den Frieden zwischen Persien und der Pforte [2]).

Unter diesen Umständen scheint man selbst in Wien immer mehr zu der Ansicht gelangt zu sein, daß es der Pforte nur darum zu thun sei, Zeit zu gewinnen. Wenigstens suchte man Talmann, welcher nach Constantinopel zurückgekehrt war, jetzt dort mit allerhand Ausflüchten ohne bestimmte Erklärung hinzuhalten. Es vergingen mehrere Monate, ehe er die förmliche Anerkennung als bevollmächtigter Minister und seine förmliche Audienz als solcher bei dem Kaimakam zur Überreichung seiner Vollmachten erlangen konnte. Sie erfolgte mit dem gewöhnlichen Gepränge erst am 18. September, ohne ihn jedoch in der Hauptsache einen Schritt weiter zu bringen.

Der Kaimakam erklärte ihm schriftlich, daß die Pforte sich nie geweigert habe, die Tataren zu vermögen, daß sie Rußland die schuldige Genugthuung gewähren möchten. Der Großherr könne aber nicht dafür verantwortlich gemacht werden, wenn dies bis jetzt noch nicht geschehen wäre. Denn die Tataren seien eine widerspenstige Nation, welche schwer zu ihrer Pflicht zurückzuführen sei (une nation opiniâtre

1) Diese Erklärung wird gegeben: Merc. histor., p. 206.

2) Daselbst, S. 157 und 284.

et difficile à ranger au devoir). Die Unzufriedenheit Rußlands mit denselben könne folglich der Pforte nicht zur Last gelegt werden. Im Übrigen wünsche der Großherr aufrichtig die Erhaltung des guten Einvernehmens mit dem Kaiser, was er vorzüglich auch dadurch bewiesen habe, daß er sich zu keinen feindlichen Schritten gegen denselben habe verleiten lassen, obgleich ihm die Rebellen in Ungarn und Croatien wiederholt dazu aufgefordert und von ihm Hülfe verlangt hätten [1]).

Außerdem schützte jetzt der Kaimakam vorzüglich die Abwesenheit russischer Unterhändler und die Unthätigkeit der Botschafter der vermittelnden Mächte vor, deren weitere Vorschläge freilich weder den oben angedeuteten hohen Forderungen des Hofes zu St. Petersburg noch den Erwartungen der Pforte entsprechen konnten [2]). Zugleich ließ der Sultan Talmann bedeuten, daß er nicht ohne besondere Erlaubniß das osmanische Gebiet verlassen dürfe. Der Hof zu Wien war über diese zweideutige Haltung des Diwans schon so empört, daß er Talmann die Weisung zugehen ließ, den Charakter eines bevollmächtigten Ministers wieder abzulegen und sich bis zu einer positiven Antwort von Seiten der Pforte auf weiter nichts einzulassen [3]).

Um nun aber theils seinen Bemühungen einen thatsächlichen Nachdruck zu geben, theils Rußland seinen guten Willen zu beweisen, und überhaupt für alle Fälle gerüstet zu sein, hatte es der Wiener Hof doch für angemessen gehalten, nach und nach ein Beobachtungscorps von 30,000 M. nach Ungarn vorzuschieben. Dasselbe bezog, unter dem Oberbefehle des hochbetagten Feldmarschalls Grafen Palfy, ein Lager bei Futak, unweit Peterwardein. Von da aus zerschlug es sich in mehrere Abtheilungen, von denen die eine das Banat von Temeswar, eine zweite Siebenbürgen und eine dritte Croatien deckte, während ein kleines Corps vor Belgrad stehen blieb und ein anderes nach Bosnien detachirt wurde [4]).

1) Merc. hist., p. 290 und 396.
2) Daselbst, S. 331.
3) Daselbst, S. 414.
4) Daselbst, S. 70, 290 und 402. Mémoires secrets de la

Auch damit wollte man jedoch der Pforte noch keinen offenen Anstoß geben; und um sie in dieser Hinsicht völlig zu beruhigen, erhielten die Befehlshaber an den Grenzen die Weisung, auf etwaige Anfragen wegen dieser Truppenbewegungen von Seiten der benachbarten Paschas den Bescheid zu ertheilen, daß der Kaiser damit keineswegs einen Bruch mit der Pforte beabsichtige, sondern es ihm nur darum zu thun sei, seinen Truppen, nach Abschluß des Friedens mit Frankreich, in Ungarn eine bessere Verpflegung zu verschaffen, als er sie ihnen im Reiche zutheil werden lassen könne, und sie zugleich gegen die etwaigen unruhigen Bewegungen seiner Unterthanen in Croatien und den benachbarten Provinzen bei der Hand zu haben. Die Pforte wollte sich jedoch mit dieser Erklärung nicht zufriedenstellen lassen, sondern erklärte nun Talmann geradezu, daß sie den Kaiser fernerhin nur noch als den Bundesgenossen Rußlands betrachten und folglich seine Vermittlung nicht weiter zulassen könne [1]).

Die Wendung, welche indessen im Laufe des Jahres 1736 der Krieg mit Rußland genommen hatte, war natürlich 1736
vom wesentlichsten Einflusse auf diese zweideutige Haltung der Pforte und die allmähliche politische Sinnesänderung des Kaiserhofes gewesen. Wir müssen daher jetzt darauf zurückgehen, um noch etwas bei den Hauptmomenten desselben zu verweilen.

Sogleich nach seiner Rückkehr von Asow nach dem Lager von Tscharitzinka, im April, hatte sich Generalfeldmarschall von Münnich mit General Lascy, welcher im Begriff war, das Commando vor Asow zu übernehmen, über den Feldzugsplan für dieses Jahr verständiget, welcher dann auch von dem Hofe zu St. Petersburg gutgeheißen wurde. Ihm zufolge sollte Münnich ohne weiteres auf die Krim losgehen, während General Lascy Asow einnehmen und der Kalmückenfürst Donduc Ombo die Tataren des Kuban angreifen sollte. Sobald dann Münnich einmal in Besitz von Perekop

guerre de Hongrie pendant les campagnes de 1737, 1738 et 1739 par Mr. le Comte de Schmettau. Frankfort 1771. Avant-propos, p. 8.

1) Rousset, Mercure historique, p. 157 und 508.

sein würde, sollte er ein abgesondertes Corps gegen Kinburn, am Ausfluß des Dnieper, abschicken, um von da aus den etwaigen Zuzug der Türken von Oczakow und der Tataren von Budschak zu verhindern. Und endlich sollte dann auch General Lascy nach der Einnahme von Asow mit dem dort verwendeten Belagerungscorps wieder zu der Hauptarmee in der Krim stoßen [1]).

Um diesen Operationsplan so schnell wie möglich zur Ausführung zu bringen, brach Feldmarschall Münnich, noch ehe für die Verproviantirung des Heeres und namentlich für ausreichende Transportmittel zur spätern Zufuhr gehörig gesorgt war, bereits am 20. April an der Spitze von 54,000 M., im Ganzen 25,000 M. reguläre Truppen, während der Rest aus Husaren, Milizen und donischen, zaporogischen und ukränischen Kosaken bestand, aus dem Lager von Tscharitzinka durch die Steppen nach der Krim hin auf. Die Armee war in fünf Colonnen getheilt. Der General Spiegel führte den Vortrab. Der Prinz von Hessen-Homburg befehligte die zweite, der Generallieutenant Ismailow die dritte, der Generallieutenant Lewontief die vierte, und der Generalmajor Tarakanow die fünfte Colonne.

Bereits am 7. Mai wurde bei Kasikermen der Dnieper

1) Münnich, Tagebuch, S. 171. Außer diesem Tagebuche, welches sich nur über diesen Feldzug erstreckt, sind für denselben die Hauptquellen: Manstein, Mémoires, p. 131—161 (Manstein nahm selbst an dem Feldzuge nach der Krim Theil und zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten vortheilhaft aus). Ferner die einzelnen in St. Petersburg gleichzeitig mit dem Gange der Begebenheiten veröffentlichten Bulletins, welche später unter dem Titel: „Nachricht von denen gegen die Türken und Tartaren in diesem 1736. Jahre vorgefallenen Kriegs-Operationen der russisch-kaiserlichen Armee", zusammengestellt worden sind. Sie beginnen im März mit der Belagerung von Asow und schließen im December mit einem Berichte des Kalmückenfürsten Donduc Ombo Sie liegen uns sämmtlich vor; wir können aber, da sie vorzugsweise militärischer Natur sind, nur das Allgemeinere daraus entnehmen. Auch die in Rousset, Mercure historique, Jahrgang 1736, zerstreuten Nachrichten gründen sich im Wesentlichen darauf und sind zum Theil wörtliche Übersetzungen. Keralio, Histoire de la guerre des Russes ect., gibt nichts Neues, hat aber einige brauchbare Karten.

passirt. Hier kam es zum erstenmale zu einem heftigeren Zusammenstoß mit den Tataren, welche jedoch von dem groben Geschütz, dem sie niemals Stand hielten, leicht zurückgeworfen wurden. Auch das angeblich aus 100,000 Pferden bestehende Hauptcorps des Chans, welches sich am 15. Mai den Russen bei Tschornaja-Dolna entgegenwarf, hielt nicht Stand, sondern zog sich nach einem zweistündigen Gefecht hinter die Linien von Perekop zurück, welche ohne weitere Fährlichkeiten am 17. erreicht wurden.

Diese Linien bestanden damals in einem, in einer Ausdehnung von etwa $1\frac{1}{2}$ deutschen Meile über die Landenge von dem Mäotischen See bis zum Schwarzen Meere gezogenen trockenen Graben von 12—15 Klaftern Tiefe und etwa 12 Klaftern Breite. Längs desselben lief ein starker hoher Erdwall hin. Ein einziges stark verrammeltes und mit Kanonen besetztes Thor theilte die Linie in zwei ungleiche Hälften, von denen die größere durch fünf, die kleinere durch zwei starke steinerne Thürme geschützt war. 5000 M. hatten mehrere Jahre an diesen Werken gearbeitet, die für uneinnehmbar galten. Die unmittelbar dahinterliegende Festung Perekop oder Or-Capi war ein altes, wahrscheinlich von den Genuesern aufgeführtes Castell mit einem einzigen Thore nach Süden hin. Es umfaßte etwa 600 elende Häuser. Die türkische Besatzung bestand, mit Einschluß derer in den Thürmen an der Linie, aus etwa 4000 Janitscharen und Sipahis. Hinter demselben hatte der Chan mit seinen 100,000 Tataren Lager geschlagen.

Münnich, ein rascher und entschlossener, mitunter selbst etwas tollkühner Mann, ließ sich weder durch die scheinbare Unüberwindlichkeit dieser Werke noch durch die Überlegenheit des Feindes abschrecken. Zunächst forderte er den Chan auf, sich der Oberhoheit der Kaiserin zu unterwerfen und Perekop auszuliefern. Wolle er sich dazu nicht verstehen, so habe er Befehl, die ganze Krim zu verwüsten. Der Chan erwiderte ihm darauf aber, daß die auf russischem Gebiet verübten Räubereien vorzüglich von den Noghai-Tataren verübt worden seien, welche er nicht im Zaum halten könne. Auch stehe es nicht in seiner Macht, Perekop auszuliefern, da sich dort eine

türkische Besatzung befinde, welche nicht seinen Befehlen gehorche [1]).

Hierauf ließ Münnich die Linien sogleich recognosciren und befahl, da ihm zu einer eigentlichen Belagerung Zeit und Mittel fehlten, dieselben ohne weiteres mit Sturm zu nehmen. Er wurde bereits am frühen Morgen des 20. Mai mit außerordentlicher Bravour ausgeführt und glückte vollkommen. Der breite Graben wurde schnell überschritten, der Wall erklimmt, das Tatarenlager überfallen und Alles, was sich zur Wehr setzte, noch halb im Schlafe niedergemacht. Der Chan selbst entkam nur mit genauer Noth und dem Verluste seines ganzen Gepäckes. Der Verlust der Russen war äußerst gering. Er belief sich im Ganzen auf 30 Todte und 176 Verwundete.

Die Festung capitulirte hierauf am Morgen des 21. Mai gegen freien Abzug der 2557 M. starken Besatzung nach Koslow oder Oczakow. Man fand in der Stadt einen ungemein reichen Vorrath von Waaren aller Art, welche, da hier eine Hauptniederlage des Zwischenhandels zwischen den Türken, der Krim und Rußland war, seit langer Zeit da aufgestapelt waren, ferner 84 metallene Kanonen und eine ziemliche Menge Lebensmittel. Unklugerweise wurde Alles der Plünderung preisgegeben. Schon hier begann die barbarische Kriegführung, welche sich selbst zum großen Theile der Mittel zur erfolgreichen Fortsetzung des Feldzugs beraubte. Die Festung wurde von 8000 russischen Grenadieren besetzt, während die türkische Besatzung, ungeachtet der Capitulation, hinterher doch noch zu Kriegsgefangenen gemacht wurde, angeblich weil sich der Chan geweigert hatte, die russischen Kaufleute, die sich noch in seiner Gewalt befanden, auszuliefern [2]).

Die Bestürzung über diesen plötzlichen Einbruch der Russen in die Krim war in der ganzen Halbinsel ungeheuer. Alles floh mit Hab und Gut nach den Gebirgen oder den nächsten Hafenplätzen. Der Chan selbst hatte seine Familie und seine Schätze nach Balaclava bringen lassen, wo für ihn ein Schiff zur Flucht bereit gehalten wurde. Der größte

1) Manstein, Mémoires, p. 137.
2) Münnich, Tagebuch, S. 195.

Theil seines Heeres hatte sich in aufgelöster Flucht nach dem Innern zerstreut. Ernstlicher Widerstand war daher kaum mehr zu gewärtigen. Man konnte sich mit der Hoffnung schmeicheln, in kurzem dieses ganze schöne Land in Besitz zu nehmen.

Die Krim befand sich damals noch in einem sehr blühenden Zustande. Das in 40 Cantone eingetheilte Land enthielt eine Menge wohlhabender Städte und gut angebauter Dörfer. Ackerbau, Viehzucht und Handel waren bedeutend. Die Einkünfte des Chans wurden auf jährlich 1000 Beutel geschätzt. Seine bewaffnete Macht bestand in 150,000 streitbaren Leuten, zu denen noch etwa 40,000 Noghai-Tataren hinzukamen [1]).

Münnich ließ daher nur ein Regiment Infanterie und 600 Kosaken, unter dem Befehl des Oberst Dewitz, als Besatzung in Or-Capi zurück und wandte sich mit der Hauptarmee sofort gegen Koslow (Eupatoria). Ein abgesondertes Corps von 10,000 M. und 3000 Kosaken wurden unter General Lewontief, dem ursprünglichen Plane gemäß, gegen Kinburn abgeschickt. Die Absicht des Feldmarschalls war freilich dahin gegangen, sich vorerst der beiden an der Meerenge von Taman gelegenen Städte Kertsch und Jenikale zu bemächtigen, um auf diese Weise eine Verbindung mit Assow und die Schlüssel zum Schwarzen Meere zu gewinnen. Allein er faßte nun zunächst Koslow ins Auge, vorzüglich weil er dort einen reichen Vorrath von Proviant zu finden hoffte. Denn daran machte sich jetzt schon bei seinem Heere ein sehr empfindlicher Mangel fühlbar. Es fehlte den Truppen an Brod, gesundem Trinkwasser, Brennholz, und vorzüglich an frischem Fleische, welches man schon wochenlang gänzlich entbehrt hatte.

Nach einigen unbedeutenden Gefechten mit den Tataren, welche durch einige Tausend von dem Kapudan-Pascha bei Kaffa ans Land gesetzte Sipahis verstärkt worden waren, wurde Koslow bereits am 5. Juni erreicht. Die ganze Besatzung hatte die Stadt schon verlassen. Die Tataren hatten

1) Münnich, Tagebuch, S. 215.

sich nach Baktschiserai zurückgezogen, die Türken dagegen auf 30 Schiffen ihr Heil in der Flucht nach Constantinopel gesucht, wo ihre Ankunft die größte Bestürzung hervorbrachte [1]). Die alte berühmte Festung, in welcher man damals noch 5000 Häuser und eine Menge prächtiger Moscheen und Kirchen zählte, und ein bedeutender Handel eine große Wohlhabenheit erzeugt hatte, wurde daher ohne Schwertstreich besetzt. Ihr Besitz bekam aber auch noch dadurch eine besondere Wichtigkeit für Rußland, daß hier der Großfürst Wladimir I. im Jahre 988 das Christenthum angenommen und sich mit der Tochter des Kaisers Romanus, Anna Porphyrogeneta, vermählt hatte, eine Verbindung, worauf das russische Kaiserhaus gewissermaßen seine Ansprüche an Constantinopel gründen zu können glaubte [2]).

An reicher Beute und an Lebensmitteln fehlte es freilich auch hier nicht. Vieles wurde aber sogleich wieder durch das heillose System der Plünderung und der Vernichtung verdorben. Man fand so viel Getreide, daß die Armee auf 34 Tage damit versorgt werden konnte. Desto drückender wurde dagegen mit jedem Tage der Mangel an Trinkwasser und Pferdefutter; denn alle Brunnen waren im voraus von den Tataren zerstört oder ungenießbar gemacht worden; und in dem steinigen Terrain der Umgegend gab es nicht einmal Steppengras, die letzte Zuflucht der abgematteten Pferde. Auch fielen dieselben täglich zu Hunderten, während unter den Truppen bösartige Krankheiten immer häufiger und verheerender wurden.

Nachdem daher der Feldmarschall den größten Theil der Stadt in Brand gesteckt und selbst das Blei von den schönen Moscheen herabreißen und unter die Truppen hatte vertheilen lassen, brach er bereits am fünften Tage wieder aus dem Lager bei Koslow auf, um seinen Marsch geradezu auf die Hauptstadt Baktschiserai fortzusetzen. Unter beständigen kleinen Gefechten mit den Tataren, welche im offnen Lande umherschwärmten oder sich in den benachbarten Dörfern verborgen

1) Rousset, Mercure historique, p. 147.
2) Münnich, Tagebuch, S. 204.

hielten, aber meistens wieder durch das grobe Geschütz zurückgeschreckt wurden, erreichte die Armee bereits am 15. Juni die Ufer des in unseren Tagen durch die dort geschlagene Schlacht wieder so berühmt gewordenen Flusses Alma. Tags darauf hatten die Vorposten schon die Höhen von Baktschiserai besetzt. Die in einen tiefen Bergkessel liegende Hauptstadt der Krim war nur durch einen einzigen leicht zu vertheidigenden Engpaß erreichbar. Allein die zu ihrer Vertheidigung zurückgelassene Tatarenhorde ergriff sogleich auf die ersten gegen sie gerichteten Kanonenschüsse die Flucht, sodaß die von den Einwohnern verlassene Stadt bereits am 17. ohne Schwertstreich besetzt werden konnte. Ein Überfall der Tataren, welche sich in den benachbarten Gebirgen verborgen gehalten hatten, wurde mit leichter Mühe abgeschlagen.

Darauf traf auch diese unglückliche Stadt das Schicksal von Perekop und Koslow. Sie wurde der Plünderung preisgegeben und zum großen Theil in Asche gelegt. Selbst der prächtige Palast des Chans wurde fast gänzlich zerstört. Münnich trieb den Vandalismus sogar soweit, daß er von der prächtigen Moschee desselben die vergoldeten Thurmknöpfe und die mit dem Halbmond gezierten Spitzen herabreißen und nach dem Lager schleppen ließ. Auch die sehr ansehnliche Bibliothek der Jesuiten, welche dort seit dem Anfang des Jahrhunderts eine Niederlassung hatten, ging dadurch zu Grunde, daß die Kosaken in die Keller einbrachen, wo man sie verborgen hatte, und nachdem sie sich sattsam berauscht, den übrigen Weinfässern die Boden einschlugen [1]).

Gern hätte nun Feldmarschall von Münnich seinen Plan ausgeführt, sofort auf Kaffa loszugehen, wohin sich die meisten Einwohner von Baktschiserai mit ihren Schätzen geflüchtet hatten. Allein der mit jedem Tage mislicher werdende Zustand seines Heeres nöthigte ihn, ohne weiteres nach Perekop zurückzugehen. Der Rückzug wurde ohne besondere Fährlichkeiten, aber nicht ohne Beschwerden bewerkstelligt. Durch

1) Münnich, Tagebuch, S. 207—213; und dann S. 230—234, wo sich eine interessante Beschreibung des zerstörten Palastes des Chans befindet. Ferner Manstein, Mémoires, p. 151—154.

ein Streifcorps, unter Generallieutenant Ismailoff, wurde noch Achmetschik oder Sultan-Serai (jetzt Simpheropol), die Residenz des Kalgha, ausgeplündert und gleichfalls zum größten Theil in Asche gelegt. Am 13. Juni hatte das Heer schon die Ufer der Alma erreicht, und am 6. Juli stand es wieder vor Perekop.

Die Absicht Münnich's ging nun freilich dahin, hier zunächst zu bleiben, um zu einem zweiten Feldzug in die Halbinsel neue Kräfte zu sammeln, und namentlich die nöthigen Verstärkungen und die unentbehrliche Zufuhr von Lebensmitteln abzuwarten. Allein auch da sah er sich in jeder Hinsicht in seinen Erwartungen getäuscht. General Lascy, welcher, der Abrede gemäß, nach der Einnahme von Asow mit seinem Corps zu ihm stoßen sollte, blieb aus. Denn die Einnahme der Festung war nicht so schnell erfolgt, als man gehofft hatte. General Lewatschew, welcher es übel genommen hatte, daß man ihm die hier zu erringenden Lorberen nicht gönnen wollte, hatte, wie bereits erwähnt, die Belagerungsarbeiten überhaupt nur mit Lauheit betrieben; und als General Lascy endlich am 15. Mai vor der Festung eingetroffen war, und, von der Flotte des Don, unter Contreadmiral Bredal unterstützt, mit mehr Energie zu Werke ging, leistete die Besatzung doch noch so hartnäckigen Widerstand, daß sich der Befehlshaber derselben, Mustafa Aga, nachdem er vergeblich auf die Hülfe gewartet hatte, welche ihm der Kapudan-Pascha vom Meere her zuführen sollte, erst am 1. Juli zur Capitulation verstand.

Er erhielt für sich und die ganze Besatzung freien Abzug nach Atschkuk, aber ohne militärische Ehren; die Waffen sollten den Janitscharen und den übrigen Besatzungstruppen erst zurückgegeben werden, nachdem sie die Festung verlassen haben würden, wogegen sich der Commandant mit allen seinen Leuten durch einen auf den Koran geleisteten Eid verpflichtete, ein Jahr lang nicht gegen Rußland zu dienen. Griechen, Armenier und überhaupt alle Christen konnten ungestört in der Stadt zurückbleiben. Alle Sklaven mußten freigegeben werden [1]).

1) Das Nähere über die Belagerung und die Einnahme von Asow:

Am 4. Juli zog demgemäß die ganze Besatzung ab, welche noch in 3463 Männern und 2233 Frauen und Kindern bestand. Die Zahl der befreiten Christensklaven belief sich auf 221. Nur 63 griechische und armenische Kaufleute blieben in der Stadt zurück. Man fand auf den Wällen über 200 brauchbare eiserne und bronzene Geschütze, und in den Magazinen einen großen Vorrath von Kriegsmaterial aller Art, aber sehr wenig Proviant. General Lascy mußte noch einen Monat lang vor der Festung liegen bleiben, um nur für die nothwendigste Wiederherstellung der zerstörten Werke zu sorgen. Erst zu Anfang August konnte er, den von St. Petersburg aus wiederholt an ihn ergangenen Befehlen zufolge, nachdem er in der Festung eine Besatzung von 4000 M. zurückgelassen hatte, mit einem kleinen Corps von 7000 M. nach der Krim hin aufbrechen. Kaum hatte er aber einige Tagemärsche zurückgelegt, als er erfuhr, daß Münnich bereits die Krim verlassen habe. Allein konnte er sich nun mit so schwachen Streitkräften nicht mehr in Feindes Land hineinwagen. Er zog sich daher ohne weiteres wieder unter die Kanonen von Affow zurück, von wo aus er erst später, zu Anfang October, die ihm bestimmten Winterquartiere in der Ukräne, am Donesz und in der Umgegend von Charkow, wo er sein Hauptquartier nahm, glücklich erreichte [1]).

Noch empfindlicher, als dieses Ausbleiben der erwarteten Verstärkungen, war für Münnich der Verlust eines bedeutenden Transports von Lebensmitteln, welcher ihm aus der Ukräne zugeführt werden sollte, aber von den Tataren überfallen und gänzlich zerstört worden war, noch ehe er die Linien von Perekop erreicht hatte. Mit genauer Noth konnte er sich daher dort nur noch bis zum 26. Juli halten. Es fehlte ihm geradezu an Allem, vorzüglich aber wieder an

Manstein, Mémoires, p. 161—168. Münnich, Tagebuch, S. 221. Hier wird die verzögerte Einnahme vorzüglich dem Umstande zugeschrieben, daß Lascy, kein Ingenieur, sich überhaupt nicht auf dergleichen Unternehmungen verstanden habe, und das Belagerungsgeschütz zum guten Theile unbrauchbar gewesen sei. Ferner Rousset, Mercure, a. a. O., S. 202 und 328, wo der Text der Capitulation gegeben wird.

1) Manstein, Mémoires, p. 169. Münnich, Tagebuch, S. 225.

Wasser und Pferdefutter. Die Thiere stürzten abermals in solcher Menge, daß der Aasgeruch die ganze Umgegend verpestete, und nicht wenig dazu beitrug, die so schon in der Armee herrschenden Krankheiten nur noch verheerender zu machen. Es mußte also ein schneller Entschluß gefaßt werden [1]).

Nachdem vorher schon die gefangen genommene Besatzung von Or-Capi nach Woronnoy am Dnieper abgeführt worden war, ließ daher Münnich vom 24. bis zum 27. Juli sämmtliche Festungswerke bei Perekop durch ungeheure Minen in die Luft sprengen, die Stadt vollends niederbrennen und den tiefen Graben an der Landenge verschütten. Darauf trat er sogleich den Rückzug an. Um ihn aber wenigstens einigermaßen zu rechtfertigen oder zu maskiren, ließ er das Gerücht verbreiten, es sei seine Absicht gewesen, dem Feinde am Dnieper eine Schlacht zu bieten. Dasselbe stellte sich aber nur zu bald als falsch und trügerisch heraus. Denn unter den obwaltenden Umständen konnte nicht einmal Kinburn erhalten werden, welches die Generale Lewontief und Tarakanow schon im Mai überrumpelt und ohne Schwertstreich genommen hatten. Man wollte sie aber jetzt dem Feinde, welcher sich seitdem in dem gegenüberliegenden Oczakow bedeutend verstärkt hatte, nicht preisgeben. Lewontief erhielt daher Befehl, Kinburn gleichfalls zu schleifen und mit seinem Corps wieder zur Hauptarmee zu stoßen. Bereits am 4. August traf er, diesem Befehle zufolge, an dem Flüßchen Duriczka bei derselben mit einem ansehnlichen Transport von Pferden und 20,000 Schafen ein, damals, bei dem gänzlichen Mangel an frischem Fleische, eine sehr willkommene Hülfe [2]).

Seitdem wurde der Rückzug nach den Linien der Ukräne ohne besondere Ereignisse fortgesetzt. In den ersten Tagen des September erreichte das freilich sehr geschwächte Heer — die Regimenter waren sämmtlich bis unter die Hälfte ihrer ursprünglichen Stärke zusammengeschmolzen — die Ufer der Ssamara, von wo aus es in die Winterquartiere entlassen wurde [3]).

1) Münnich, Tagebuch, S. 225.
2) Daselbst, S. 221 und 229. Manstein a. a. O., S. 156.
3) Genauere Notizen über diesen Rückzug geben die oben erwähn-

Der bleibende Gewinn des ganzen Feldzugs waren daher, außer der Einnahme von Assow, eigentlich nur die Vortheile, welche der Kalmückenfürst Donduc Ombo über die Tataren am Kuban errungen hatte. Bereits im April war er aus seinem Stammlande zwischen Tscharitzin und Astrachan bis an den Kuban vorgedrungen und hatte dort eine Tatarenhorde von 5000 Kibitken oder Zelten zusammengehauen oder zu Sklaven gemacht. Etwas später, im Mai, blokirte er dann die eine Haupthorde derselben, in der Stärke von 30,000 Kibitken, so lange, bis sie, um nur Leben und Eigenthum zu retten, erklärten, sie seien bereit, sich der Oberherrschaft Rußlands zu unterwerfen. Ihr Sultan und 200 ihrer Stammhäupter (Murfen) leisteten den Eid der Treue in die Hände Donduc Ombo's, und die von ihnen gestellten Geißeln sollten dieselbe auch für die Zukunft verbürgen.

Die gänzliche Unterwerfung dieser Tatarenstämme, welche noch zum größten Theile die Oberhoheit der Pforte anerkannten, erfolgte indessen erst zu Ende des Jahres. Im December fiel Donduc Ombo, auf ausdrücklichen Befehl des Hofes von St. Petersburg, abermals mit einem durch donische Kosaken verstärkten Heerhaufen von 25,000 M. in das Flußgebiet des Kuban ein, durchstreifte es bis zu den Gestaden des Meeres von Assow, warf Alles, was Widerstand leistete, vor sich nieder und zerstörte selbst ihre freilich nur schlecht befestigte Hauptstadt Kapil. Mehr wie 30,000 Seelen verloren bei diesem Verheerungszuge ihr Leben und ihre Freiheit, und ungeheuer war die Beute, namentlich an Pferden und Schlachtvieh. Donduc Ombo blieb darauf mit seinen Truppen am Kuban stehen und hielt das Land fernerhin im Namen der Kaiserin besetzt [1]).

ten „Nachrichten von denen Kriegs-Operationen" u. s. w., S. 55—64, auch bei Münnich's Tagebuche, S. 235—243 wiederabgedruckt. Dann Rousset, Mercure, a. a. O., S. 549—558.

1) Manstein, Mémoires, p. 171—173 und 188—191. Rousset, Mercure, a. a. O., S. 191, und Th. CII (1737), S. 203, wo die eigenen Berichte des Kalmückenfürsten über seinen letzten Verheerungszug nach dem Kuban gegeben werden.

Die Erwartungen, mit welchen man den Feldzug begonnen hatte, und die auch durch die ersten Erfolge der russischen Waffen in der Krim und vor Asow vollkommen gerechtfertigt zu werden schienen, waren allerdings nicht gering gewesen. Nur zu voreilig hatte man nicht blos in St. Petersburg, sondern auch anderwärts, namentlich die Einnahme von Perekop mit lautem Jubel begrüßt. Sie wurde durch glänzende Feste, ein von der Kaiserin an ihre Nation und die ganze Welt gerichtetes Manifest, und endlich sogar durch eine Denkmünze verherrlicht. Auf der letzteren las man um den Doppeladler, zu dessen Seiten man rechts Europa, links Asien erblickte, die bedeutungsvollen Worte: OCCIDENTEM RESPICIT ET ORIENTEM; und darunter: PACE EUROPAEA PROMOTA, TARTARIS VICTIS, TANAI LIBERATO. AO. 1736 [1]).

Wer hätte jetzt gewagt, daran zu zweifeln, daß die Krim beim Abschluß des Friedens nach dem Grundsatze des „Uti possidetis" eine russische Provinz werden müsse? An die Gefahren einer solchen Erweiterung der Macht Rußlands nach dieser Seite hin scheint, mit Ausnahme der weiterblickenden Politiker der vermittelnden Mächte, kaum Jemand gedacht zu haben. „Diese großen Thaten" bemerkt unter Andern Rousset, „verbreiten den Ruhm des russischen Namens über ganz Asien, und Europa kann nicht umhin, die Politik und die Weisheit des Cabinets Ihrer kaiserlichen Majestät der Zaarin zu bewundern, welche die Seele derselben ist" [2]). Das war ungefähr der Ausdruck der allgemeineren Stimmungen, welche damals die Welt beherrschten.

Desto empfindlicher mußte nun freilich die Enttäuschung sein, welche der Ausgang und die endlichen Resultate des Feldzugs zur Folge hatten. Man mußte sich eingestehen, daß mit dem Verluste von 30,000 M. in der Krim am Ende nichts erreicht worden sei, als die Schleifung einiger Festungswerke, die Zerstörung mehrerer blühender Städte und der Fluch einer bis zur Verzweiflung getriebenen Bevölkerung. Man war hinterher freilich nur zu sehr geneigt, dem eigent-

1) Rousset, Mercure historique, S. 83 und S. 359.
2) Daselbst, S. 217 und 240.

lichen Urheber des Feldzugs, Feldmarschall Münnich, auch die Schuld seines Mislingens aufzubürden. Man warf ihm seine Übereilung, seine Tollkühnheit vor. Es wurde ihm vorgehalten, daß es nach den Erfahrungen, welche man bereits in früheren Zeiten, namentlich bei Gelegenheit der ersten Feldzüge nach der Krim in den Jahren 1687 und 1689 gemacht hatte, mehr als bloße Unvorsichtigkeit gewesen sei, abermals einen Zug dahin zu unternehmen, bei welchem man genöthigt gewesen wäre, den Unterhalt für das Heer auf 90,000 Wagen nachzuführen, und dann noch obendrein in dem halb eroberten Lande Alles, was zur Erhaltung der Armee hätte dienen können, der Vernichtung preiszugeben.

Auch wollte man den heillosen Zwiespalt zwischen ihm und seinen Generalen, welcher mehr wie ein Mal hemmend auf den Fortgang der Operationen eingewirkt, vor Allem ihm zur Last legen. Es war bekannt, daß er sich namentlich mit dem Prinzen von Hessen-Homburg, dem Oberbefehlshaber der Artillerie, einem hochfahrenden, eigensinnigen Fürsten, welcher die Beschwerden des mühseligen Feldzugs nur ungern ertrug, niemals vertragen konnte. Der Prinz ging in seiner Widerspenstigkeit gegen die Befehle des Feldmarschalls so weit, daß er Offiziere und Soldaten fortwährend gegen ihn aufhetzte und am Ende im Lager bei Baktschiserai eine Art Verschwörung gegen ihn anzettelte, welche keinen andern Zweck hatte, als ihn verhaften zu lassen und einen Andern, d. h. den Prinzen selbst, an die Spitze des Heeres zu stellen.

Genug, die Feinde des Feldmarschalls am Hofe brachten es endlich wirklich dahin, daß er vor einem Kriegsgericht zur Verantwortung gezogen werden sollte. Allein Münnich, welcher sich während des Winters nach St. Petersburg begeben hatte, wußte sich rein zu waschen. Er wurde von der Kaiserin sehr gnädig aufgenommen und erhielt, als Beweis ihres besonderen Wohlwollens, zum Lohne seiner Dienste ansehnliche Ländereien in der Ukräne [1]).

Schon diese einzige Thatsache schien zu beweisen, daß das Cabinet von St. Petersburg keineswegs gesonnen sei,

1) Manstein, Mémoires, p. 173—177.

seine Ansprüche an die Pforte wesentlich herabzustimmen oder den Kampf aufzugeben. Noch während des Verweilens des Feldmarschalls zu St. Petersburg wurde im Gegentheil der Feldzugsplan für das nächste Jahr entworfen. Oczakow sollte sein Hauptziel sein. Die Rüstungen dazu wurden mit dem größten Eifer betrieben. Namentlich ließ Münnich auf den neuerrichteten Werften zu Briansk eine große Menge Kanonenschaluppen erbauen, welche, sehr flach gehend und nur mit vier kleinen Kanonen und 100 M. bewaffnet, dazu dienen sollten, den Dnieper herabzulaufen und gegen Oczakow zu operiren. Eine Aushebung von 40,000 Rekruten sollte die Lücken in der Armee wieder ausfüllen, welche man im Frühjahre bis auf 200,000 M. zu bringen hoffte[1]).

Indessen blieb man auch während des Winters keineswegs müßig. Die aus der Krim zurückgekehrten Truppen hatten zwar ihre Winterquartiere in der Ukräne bezogen; allein 30,000 M. wurden beständig dazu verwendet, die Grenzen längs des Dnieper, von Kiew bis zu den Linien der Ukräne, gegen die Einfälle der Tataren von Budschak zu decken. Denn diese suchten sich jetzt durch unaufhörliche Raubzüge nach dem
1737 russischen Gebiete zu rächen. Noch im Februar 1737 brach ein solcher Tatarenhaufe über den zugefrornen Dnieper bei der kleinen Stadt Kaliberda in die Ukräne ein, hieb das dort zur Wache aufgestellte kleine Corps des Generals Leslé, der selbst dabei seinen Tod fand, zusammen und verheerte dann zwei Tage lang das Land mit Feuer und Schwert, bis er endlich mit Verlust wieder über den Fluß hinübergeworfen wurde[2]).

Dergleichen Vorfälle konnten natürlich nur dazu beitragen, das Cabinet von St. Petersburg in dem Entschlusse zu befestigen, den Krieg auch in diesem Jahre mit aller Kraft wieder aufzunehmen. Feldmarschall Münnich kehrte schon zu Ende Februar nach seinem Hauptquartier in Kiew zurück, um dort persönlich die letzten Anordnungen zur Eröffnung des

1) Manstein, Mémoires, p. 191.

2) Manstein, S. 183—186 und Rousset, Mercure historique T. CII (1737), p. 438—441.

Feldzuges zu treffen. Während dieser kriegerischen Bewegungen ließ man aber auch den diplomatischen Verkehr nicht aus den Augen. Er hatte jetzt einen doppelten Zweck. Einmal wollte man einen möglichst vortheilhaften Frieden erlangen, und zweitens den Kaiser endlich zu einer thätigen Theilnahme an dem Kriege gegen die Pforte bewegen.

Die Haltung, welche die Pforte während des letzten Jahres beobachtet hatte, schien allerdings zu der Annahme zu berechtigen, daß man, was den ersten Punkt betrifft, selbst bei ziemlich hochgestellten Forderungen, von ihrer Seite noch immer auf eine erwünschte Fügsamkeit rechnen könne. Der Großwesir war aus seinem Lager von Daud-Pascha nur mit sichtlichem Zögern gegen die Donau vorgerückt, war dann ruhig bei Babatagh stehen geblieben und hatte nur einige Abtheilungen seines Heeres nach dem Dniester hin, gegen Bender und Chocsim, vorgeschoben, ohne weiter etwas zu unternehmen. Am wenigsten dachte er daran, bis an den Dnieper vorzudringen, diesen Fluß zu überschreiten und die Russen in der Krim anzugreifen, vorzüglich nicht seit sie im Besitz von Kinburn waren. Nachdem er daher nur die Besatzung von Widdin mit 12,000 M. verstärkt hatte, entließ er seine Truppen bereits zu Ende September in die Winterquartiere, um selbst nach Constantinopel zurückzukehren.

Auch der Kapudan-Pascha hatte, da ihm der Entsatz von Asow nicht gelungen war, seine ganze Thätigkeit darauf beschränkt, bei Kaffa einige Truppen ans Land zu setzen, welche den Tataren der Krim zu Hülfe kommen sollten.

Die Nachricht von dem Rückzuge der Russen nach der Ukräne war dann freilich in Constantinopel mit großem Jubel empfangen worden und hatte den Muth und die Ansprüche der Pforte wieder etwas gehoben. Allein man wollte doch offenbar noch immer einen ernsten Zusammenstoß mit Rußland vermeiden, zumal so lange man von Seiten Persiens noch nicht völlig gesichert war. Der Friede mit Schah Nadir war zwar so gut wie abgeschlossen, aber doch noch nicht ratificirt. Und bis dahin wollte man ihm nicht recht trauen, obgleich man sich auf der andern Seite selbst mit der eiteln Hoffnung schmeichelte, daß er sich zur Bewilligung eines

Hülfscorps von 30—40,000 M. im Kriege gegen Rußland verstehen werde. Die Ratification des Friedensvertrages erfolgte nun zwar bis um die Mitte des nächsten Jahres; zur Bewilligung eines Hülfscorps konnte sich aber der Schah um so weniger verstehen, da er sich auch mit Rußland auf einem freundschaftlichen Fuße erhalten wollte, und jetzt alle seine Streitkräfte zunächst selbst zu seinem Heerzuge nach Kandahar brauchte [1]).

Die Pforte gewann dadurch zunächst doch wenigstens den Vortheil, daß sie den größten Theil ihrer kriegsgeübten Truppen aus Persien zurückziehen konnte, um sie in dem voraussichtlich unvermeidlichen Kriege gegen Rußland zu verwenden. Denn wenn auch im Diwan die Friedenspartei noch ziemlich stark war, und der Großwesir selbst einer friedlichen Ausgleichung mit Rußland beim Sultan das Wort redete, so war doch die allgemeinere Stimmung durchaus kriegerisch. Die Janitscharen und das von ihnen aufgewiegelte Volk schrien, gestützt auf die Kriegspartei im Diwan selbst, laut nach Krieg gegen Rußland und den Kaiser, und bestanden namentlich darauf, daß man die Waffen nicht eher niederlege, als bis man Assow wiedererlangt habe. Wer von Frieden sprach, setzte sich den gefährlichsten Ausbrüchen der Volkswuth aus. Man hatte in der That jeden Augenblick eine Meuterei zu befürchten, bei welcher abermals der Thron des Sultans auf dem Spiele stand [2]).

Um sie niederzuhalten, mußte man dem Volke durch einige entschiedene Maßregeln Genugthuung zu verschaffen suchen. Der alte contracte Chan der Krim, Kaplan Girai, wurde, weil er sein Land so schlecht vertheidigt, abgesetzt und der Kalgha Fethi-Girai an seiner Stelle zum Chan ernannt. Gleiches Schicksal traf den alten wackern Kapudan-Pascha, Dschanün Chodscha, weil er Assow nicht gerettet hatte,

1) Rousset, Mercure historique, T. CII, p. 52, 213, 300 und 643; und T. CIII, p. 34.

2) Daselbst, T. CII (1737), p. 173, 510 und 643. Hier heißt es z. B.: „Le peuple veut absolument la guerre contre les chrétiens, et menace le Grand Seigneur de le déposer, et le Grand Vizir de lui faire perdre la tête au moindre bruit de paix qui se répand."

indem er zugleich noch mit einer Beisteuer zu den Kriegskosten von 1000 Beuteln belegt wurde [1]); und der Großwesir, welcher im Begriff gewesen war, nach Adrianopel oder Constantinopel zurückzukehren, erhielt Befehl, in seinem Lager bei Babatagh zu bleiben und sich dort mit den Paschas der benachbarten Provinzen vorläufig über den Plan zum nächsten Feldzuge zu verständigen.

Dann wurde in einem großen Diwan beschlossen, daß, da man in keinem Falle für die von den Tataren der Krim gegen Rußland verübten Gewaltthätigkeiten verantwortlich gemacht werden könne, Assow niemals aufgegeben werden solle. Höchstens wolle man sich dazu verstehen, der Kaiserin von Rußland zu gestatten, daß sie in der Nähe zum Schutze der Grenzen ihres Reiches eine andere Festung anlege [2]). Das war aber gerade der Punkt, worin Rußland unerbittlich blieb. Der Resident Wischniakow hatte schon bei seiner Abreise aus dem Lager von Babatagh dem Großwesir in diesem Sinne die bestimmtesten Erklärungen hinterlassen. Das Cabinet von St. Petersburg hielt aber seitdem daran, als an der Hauptbedingung der Präliminarien zu einem friedlichen Vergleiche, um so mehr fest, da ihm damit zugleich auch die freie Schifffahrt auf dem Schwarzen Meere gesichert schien, welche die Pforte gleichfalls nicht gewähren wollte. Daran scheiterten vorerst noch die Hoffnungen der Friedenspartei zu Constantinopel.

Die Rüstungen mußten also für alle Fälle in bedeutender Ausdehnung zu Land und zu Wasser fortgesetzt werden. Unter Andern erhielt Bonneval, dessen Credit durch die Aussicht auf einen Krieg mit dem Kaiser im Diwan wieder sehr gehoben wurde, jetzt die bestimmte Zusage, daß man ihn an der Spitze einer Armee von 100,000 M. nach Ungarn schicken wolle, während der Großwesir mit einem mindestens gleich starken Heere den Russen in Budschak und am Dnieper ent-

1) Hammer, O. G., Bd. VII, S. 479, wo es nach einem venetianischen Gesandtschaftsberichte heißt, er sei entsetzt worden: „Per aver mancato di soccorrere Assof."

2) Rousset, Mercure historique, a. a. O., S. 50 und 297.

gegentreten sollte. Allein um die Mittel zur Verwirklichung so großartiger Pläne stand es noch immer sehr mislich.

Die Friedenspartei entwickelte daher, ungeachtet des Kriegsgeschreis im Heere und im Volke, unter der Hand eine um so größere Thätigkeit, da sie nichts mehr fürchtete, als neben dem Krieg mit Rußland auch noch einen Bruch mit dem Kaiser, welcher, wie es hieß, schon Venedig und selbst Polen auf seine Seite gezogen habe. Unter ihrem Einflusse wurden also jetzt die Verhandlungen mit dem kaiserlichen Bevollmächtigten, Baron von Talmann, und dem Wiener Hofe wieder sehr angelegentlich betrieben. Sie hatten den doppelten Zweck, einmal den Kaiser von der Verbindung mit Rußland abzuziehen, und dann zweitens durch seine Vermittelung den Frieden zwischen der Pforte und dem Hofe von St. Petersburg wiederherzustellen. Der letztere wollte sich diese Vermittelung des Kaisers auch weit eher gefallen lassen, als die der Seemächte. Denn er glaubte, daß das Cabinet zu Wien durchaus kein Interesse haben könne, eine Erniedrigung der Pforte zu fürchten, welche jene allerdings nicht zu wünschen schienen, zumal nicht zu Gunsten Rußlands[1]). Das Petersburger Cabinet suchte daher auch jetzt ihre Vertreter davon möglichst fern zu halten.

Mit desto größerer Zuvorkommenheit und Auszeichnung wurde dagegen Talmann von der Pforte behandelt. Noch vor Ausgang des Jahres, im November, hatte er als bevollmächtigter Gesandter des Kaisers seine feierliche Audienz beim Sultan, um ihm die Vermittelung seines Hofes förmlich anzubieten und seine Vollmachten zu den weiteren betreffenden Verhandlungen zu überreichen. Sie wurden unter der Bedingung angenommen, daß der Hof von St. Petersburg die Punkte bezeichnen wolle, welche als Präliminarien dem Friedensvertrage als Grundlage dienen sollten[2]).

1) Rousset, Mercure historique, a. a. O., S. 78: „Notre cour", heißt es unter Anderm hier in einem Schreiben aus St. Petersburg vom Januar 1737, „s'il en faut venir à une médiation, n'en veut pas d'autre que celle de l'Empereur, savoir d'une puissance, qui n'a aucun intérêt à appréhender que les Turcs ne soient humiliez."

2) Daselbst, Th. CI (December 1736), S. 644.

Zugleich richtete nun der Sultan an den Kaiser schriftlich die kategorische Anfrage, was er zu thun gedenke, und welche Partei er ergreifen werde, wenn der Krieg zwischen Rußland und der Pforte auch im nächsten Jahre unvermeidlich sein würde? Das kaiserliche Cabinet wurde dadurch nun natürlich zu einer definitiven Entscheidung gedrängt; denn in dieser Beziehung waren bis dahin seine Erklärungen noch immer sehr unbestimmt und zurückhaltend gewesen. Der Präsident des Hofkriegsrathes, Graf von Königsegg, der Nachfolger des Prinzen Eugen, durch dessen am 21. April dieses Jahres erfolgten Tod Österreich in diesem kritischen Momente im Felde die Hauptstütze seiner Kriegsmacht, im Rathe einen der erleuchtetsten politischen Köpfe verloren hatte, war in einem Erwiderungsschreiben auf verschiedene frühere dringende Anfragen der Pforte vom 5. December 1736 noch nicht über die Grenzlinie vorsichtiger Allgemeinheiten hinausgegangen.

Er stellte darin die Behauptung an die Spitze, daß dem Kaiser seit Jahren Nichts mehr am Herzen gelegen habe und noch liege, als die Erhaltung des Friedens und die Wiederherstellung der etwa in den Nachbarreichen gestörten Ruhe. Auch habe das kaiserliche Cabinet seit dem Frieden von Passarowicz nicht die geringste Veranlassung zu einer Friedensstörung zwischen beiden Mächten gegeben. Auf der andern Seite sei es aber, namentlich durch den Vertrag vom Jahre 1726, gleichmäßig verpflichtet, der Kaiserin von Rußland seinen Beistand sowol im Fall eines Krieges mit bewaffneter Hand, als auch durch Vermittelung bei den zwischen ihr und der Pforte obwaltenden Differenzen nicht zu versagen. In letzterer Hinsicht habe der kaiserliche Resident schon seit Jahren Nichts versäumt, was dazu hätte beitragen können, das gute Vernehmen wiederherzustellen, welches durch die häufigen Einfälle der Tataren in die russischen Grenzländer, den beabsichtigten Durchzug derselben durch die russischen Provinzen am kaspischen Meere und die absichtliche Ausschließung Rußlands von dem jüngsten Friedensvertrage mit Persien so wesentlich gestört worden sei. Alle seine Bemühungen, alle seine Vorstellungen seien aber vergeblich und fruchtlos geblieben. Die namentlich noch in dem Schreiben des Großwesirs

an den Prinzen Eugen, seinen Vorgänger, ausgedrückte friedliche Gesinnung der Pforte sei niemals im Einklang mit ihren offen am Tage liegenden feindlichen Handlungen gewesen.

„Gleichwol", heißt es darin wörtlich weiter, „wird der erlauchte Kaiser der Römer niemals der Erste sein, welcher auf die Freundschaft der Pforte Verzicht leisten sollte; aber ebenso sehr wird auch Nichts ihn vermögen, sich von der erlauchtesten und mächtigsten Selbstherrscherin aller Reußen zu trennen. Das Bündniß, welches zwischen ihr und ihm besteht, soll keineswegs zum Nachtheil der Pforte oder irgend einer andern Macht gereichen. Sein einziger Zweck ist, die gegenseitige Vertheidigung der beiden contrahirenden Theile. Sollte vielleicht Eure Excellenz (der Großwesir) sich schmeicheln, die heilsamen Bande, welche sie aneinanderknüpfen, aufzulösen, so bitte ich Sie, überzeugt zu sein, daß Sie sich in Ihren Hoffnungen getäuscht finden werden. Beide Mächte werden sich im Gegentheil um so enger aneinanderschließen, je mehr sie die Überzeugung hegen, daß die osmanische Pforte gar keine andere Absicht hat, als alle ihre Streitkräfte bald gegen den einen, bald gegen den andern benachbarten Fürsten der Christenheit zu wenden. Das sind ihre wahren und unveränderlichen Zwecke, an denen die erhabene Pforte indessen um so weniger Anstoß nehmen kann, weil sie gar nicht darauf ausgehen, irgend Jemanden zu schaden, sondern nur ihre Grenzen vor Unbilden schützen wollen."

Die Kaiserin von Rußland sei allerdings im hohen Grade geneigt, die Hand zur Wiederherstellung des Friedens zu bieten (très disposée à la paix), vorausgesetzt, daß man ihr für das Vergangene die schuldige Genugthuung und für die Zukunft die erforderlichen Sicherheiten gewähren wolle. Die Pforte selbst würde in ähnlicher Lage nicht weniger verlangt und dieselbe Unterstützung von Seiten des kaiserlichen Hofes gefunden haben. Es bedürfe daher für ihn keiner Entschuldigung, wenn er, als Verbündeter Rußlands, in den Fall kommen sollte, ihm mit allen seinen Streitkräften beizustehen (de la secourir de toutes ses forces). Noch stehe es jedoch in der Macht der Pforte, dieses Äußerste abzuwenden. So wie aber der Kaiser bisher derselben seine guten Dienste zur

Wiederherstellung des Friedens vergeblich geleistet habe, so sei er nun auch gehalten, gegen Rußland die Pflichten sowol eines treuen Verbündeten, wie eines guten Freundes und Nachbars zu erfüllen. Er wende sich mithin jetzt nicht mehr als Vermittler, sondern in seiner Eigenschaft eines Verbündeten Rußlands an die Pforte. Er sei nun contrahirender Theil bei dem Frieden, welchen man während des Winters zu Stande zu bringen hoffe. Für sich habe der Kaiser dabei gar keinen Vortheil weiter, am wenigsten eine Erweiterung seiner Staaten im Auge. Er wünsche blos die Verlängerung der bestehenden Verträge und die Befestigung der Freundschaft zwischen beiden Reichen. Es sei also Nichts leichter, als größeres Unheil zu verhindern und den Völkern die Segnungen des wiederhergestellten Friedens zu sichern [1]).

Diese unbestimmte, vieldeutige Antwort war freilich nicht im Sinne der Pforte. Baron von Talmann, welcher sich am 21. December von Constantinopel nach dem Lager von Babatagh begeben hatte, um die mit dem Kaimakam angeknüpften Unterhandlungen mit dem Großwesir selbst fortzusetzen, wurde zwar von demselben sehr freundlich empfangen, erhielt aber auf seine dringenden Vorstellungen wegen eines definitiven Bescheides auch nur unbestimmte und ausweichende Antworten. Als er dann aber, auf Befehl des Kaisers, eine schnelle und kategorische Erklärung verlangte, und zwar mit der Drohung, daß er im Verweigerungsfalle sofort abreisen werde, nahm der Großwesir einen sehr hohen Ton an, welcher auch in die schriftliche Erwiderung auf das Schreiben des Grafen Königsegg überging.

Dem Frieden zu Passarowicz zufolge, hieß es z. B. darin, stehe dem Kaiser keineswegs das Recht zu, mit der Kaiserin von Rußland gegen die Pforte in Bundesgemeinschaft zu treten. Indessen sei wenig daran gelegen, ob der Hof von Wien der Freund oder der Feind der Pforte sei. Denn sie sei im Stande, allen ihren Feinden die Spitze zu bieten, und könne sich von dem Kriege die günstigsten Erfolge ver-

1) Vollständig befindet sich dieses Schreiben bei Rousset, Mercure historique, T. CII, p. 144—160.

sprechen. Sie habe ohnehin dem Kaiserhofe nie Veranlassung gegeben, Feindseligkeiten zu begehen. Was Asow betreffe, so werde man in kurzem sehen, wer mehr Recht darauf habe, ob die Russen oder die Osmanen. Die Pforte habe, mit einem Worte, nie daran gedacht, diese Festung abzutreten, und noch weniger, von Rußland den Frieden zu verlangen [1]).

1737 Diese hochfahrende Note, welche zu Anfang Februar 1737 in Wien eintraf, brachte das kaiserliche Cabinet in große Aufregung. In einem sofort einberufenen Kriegsrathe, unter dem Vorsitze des Oberstkanzlers, Grafen von Sinzendorf, zu welchem auch die vornehmsten Generale hinzugezogen wurden, kam die Frage: ob man sich blos darauf beschränken solle, den durch den Vertrag vom Jahre 1726 eingegangenen Verpflichtungen zufolge, Rußland mit einem Hülfscorps von 30,000 M. zu unterstützen, oder ob es gerathener sei, der Pforte ohne weiteres den Krieg zu erklären, und gegen sie gleichzeitig mit Rußland die ganzen disponiblen Streitkräfte des Kaisers aufzubieten? in sehr ernste Erwägung.

Die meisten Stimmen, an ihrer Spitze der alte Feldmarschall Graf Palfy und General Graf von Seckendorff, welcher vorzüglich noch auf Empfehlung des Prinzen Eugen in kaiserliche Dienste getreten war, entschieden sich für das Erstere. Sie meinten, daß es, da das Heer noch von den jüngsten Kriegen in Italien und am Rheine zu sehr erschöpft sei, und auch die finanziellen Hülfsmittel des Kaisers sich in einem sehr bedenklichen Zustande befänden, jedenfalls angemessener sein würde, für das erste Jahr nur jene 30,000 M. Hülfsvölker nach Rußland zu schicken, und der Pforte erst dann den Krieg zu erklären, wenn sie sich nicht zum Frieden mit Rußland verstehen wolle.

Der Prinz von Hildburghausen, welcher bei dem Kaiser in hohem Ansehn stand, und der General Graf von Schmettau erklärten sich dagegen für eine sofortige Kriegserklärung an die Pforte. Denn nach ihrer Meinung würde der Sultan dann, zumal wenn er über die Russen siegen sollte, doch kein Bedenken tragen, den Kaiser anzugrei-

1) Rousset, S. 191.

sen; und die kaiserliche Armee um 30,000 M. zu schwächen, sei schon deshalb nicht rathsam, weil man sich dabei der Gefahr aussetze, durch die langen Märsche einen großen Theil derselben zu verlieren. Auch könne man fast mit Gewißheit annehmen, daß der Krieg für Österreich nur vortheilhaft sein werde. Es könne leicht ganz Bosnien, Serbien, das noch von den Türken besetzte Croatien und wenigstens einen Theil der Walachei gewinnen.

Allen weiteren Verhandlungen hierüber wurde aber plötzlich durch die Erklärung der Staatskanzlei ein Ende gemacht, der Kaiserin von Rußland sei bereits schriftlich das Versprechen gegeben worden, im künftigen Frühjahre an dem Kriege Theil zu nehmen, und folglich könne ein anderer Beschluß nicht wohl gefaßt werden [1]).

Allerdings waren auch in dieser Beziehung schon vor Ausgang des vorigen Jahres durch den kaiserlichen Gesandten zu St. Petersburg, Grafen von Ostein, die bestimmtesten Erklärungen darüber an die Kaiserin gelangt, daß sie auf die genaue Erfüllung aller Verpflichtungen rechnen könne, welche der Kaiser eingegangen habe. Demgemäß wurde am 9. Januar 1737 auch der Bundesvertrag vom Jahre 1726 förmlich wieder erneuert, und zwar mit der Modification, daß das von dem Kaiser zu stellende Hülfscorps bis auf 50,000 M. gebracht werden solle. Ein kaiserlicher Militairbevollmächtigter, Oberst von Bärenklau, begab sich bald darauf nach St. Petersburg, um mit dem Kriegsrathe der Kaiserin das Nähere über den gemeinschaftlichen Operationsplan festzusetzen. Gegen Ende April kehrte er bereits mit demselben nach Wien zurück und begab sich dann zu der Armee des Feldmarschalls Münnich in der Ukräne [2]). 1737

1) Schmettau, Mémoires secrets de la guerre de Hongrie ect., Avant-propos, p. 9; und ferner „Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen von Seckendorff, meist aus ungedruckten Nachrichten bearbeitet", 1792 (von Theresius Freiherrn von Seckendorff) Bd. II, S. 9.

2) Rousset, Mercure historique, T. CI, p. 660, und CII, p. 525. Die Bedingungen des erneuerten Vertrags mit Rußland gibt Hammer, O. G., Bd. VII, S. 483.

Diese kriegerische Haltung bedingte nun auch natürlich die weiteren Schritte des Cabinets zu Wien, während sich auf der andern Seite die Pforte, in Folge derselben, veranlaßt sah, etwas gelindere Saiten aufzuziehen. Das letzte Schreiben des Großwesirs, welches, in der ersten Aufwallung des Mismuthes verfaßt, offenbar über die Grenzen einer klugen Mäßigung hinausgegangen war, wurde, wie es scheint, im Diwan zu Constantinopel nicht gutgeheißen. Auch die Vertreter der vermittelnden Mächte, Chevalier Fawkener und der Holländer Kalkoen, welche sich gleichfalls nach Babatagh begeben hatten und auf die Ansichten des Großwesirs bald wieder bedeutenden Einfluß gewannen, riethen, im Auftrage ihrer Regierungen, zu weiser Nachgiebigkeit.

Als das beste Auskunftsmittel, die streitigen Interessen zu vereinigen, wurde jetzt, wahrscheinlich auf ihren Betrieb, von der Pforte zuerst ein Congreß in Vorschlag gebracht, zu welchem die betheiligten und vermittelnden Mächte ihre Bevollmächtigten nach Soroka in der Walachei schicken sollten, und bei dem man nicht abgeneigt schien, das „Uti possidetis" zur Grundlage der weiteren Verhandlungen zu machen.

„Wir geben Eurer Excellenz", hieß es in der betreffenden fast zu demüthig gehaltenen Note des Großwesirs an den Grafen Königsegg, „vor Gott die Versicherung, daß wir Alles, was von Rußland gegen die Pforte unternommen worden ist, vergessen wollen, und daß unser einziger Zweck ist, aus Rücksichten für den kaiserlichen Hof, den Frieden mit Rußland auf demselben Fuß wiederherzustellen, auf welchem er sich vordem befand..... Wir haben beschlossen von Rußland keine Entschädigung zu verlangen. Denn wir haben geglaubt, daß die Ehre der Pforte dadurch nicht verletzt werden würde, und daß, da sich kein anderer Ausweg findet, auch die Ehre Rußlands auf gleiche Weise gewahrt werden würde, wenn wir auf alle Entschädigung für den von den Russen zu Perekop, Kinburn und in der Krim veranlaßten Schaden Verzicht leisten." Nur schien sich die Pforte noch nicht dazu verstehen zu wollen, Assow aufzugeben. Denn es sei ihr von Rußland mitten im Frieden wider Fug und Recht entrissen worden, weshalb sie auch auf dessen Zurückgabe als vorläu-

sigem Zugeständniß bestehen müsse, ehe sie ihre Bevollmächtigten zu dem beabsichtigten Congresse schicken könne [1]).

Mit dieser Auffassung konnte sich indessen Graf von Königsegg nicht einverstanden erklären, obgleich er schon in einer Note vom 28. Februar zu erkennen gegeben hatte, daß der Kaiser gern auf den Vorschlag wegen des Congresses eingehen wolle. Nur mit großem Misfallen, äußerte er jetzt in einem Schreiben vom 20. März, habe er aus dem Briefe des Großwesirs und den Depeschen des Baron von Talmann ersehen, daß die Pforte gesonnen sei, nicht eher ihre Bevollmächtigten zu dem Congreß von Soroka zu schicken, als bis man im voraus über die Zurückgabe von Assow einig geworden sei. Darauf werde, allem Anscheine nach, der Hof von St. Petersburg niemals eingehen, und der Kaiser könne dies auch nicht von ihm verlangen; denn Assow sei schon früher lange Zeit in den Händen der Russen gewesen, ohne daß das osmanische Reich etwas von seinem Glanze verloren habe. Die Pforte solle nur dafür sorgen, Rußland gegen die Einfälle der Tataren sicherzustellen. Je länger sie zögere, desto schwerer werde es sein, den Frieden herzustellen. Der Kaiser habe Alles gethan, was man von einem wohlgesinnten Nachbar verlangen könne; er könne aber auch auf der andern Seite nicht mehr anstehen, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Der Großwesir kenne die Mittel, wodurch der Friede zu erlangen sei, und der Kaiser werde mit Vergnügen sehen, daß die Pforte auch dieselben zu gebrauchen wisse [2]).

Indessen erklärte sich doch auch Rußland, auf Zureden des kaiserlichen Cabinets, schon im April bereit, seine Bevollmächtigten zu dem beabsichtigten Congresse zu ernennen. Nur über den dafür in Vorschlag gebrachten Versammlungsort konnte man nicht sogleich einig werden. Man wollte ihn durchaus auf neutralem Terrain haben, und blieb daher, nachdem nach und nach Sroka, Kudak am Dnieper und Bialatscherkiew in Volhinien verworfen worden waren, bei Nimirow in Polen stehen, wo es sich dann König August

1) Rousset, Mercure historique, T. CII (April 1737), S. 402.
2) Daselbst, Th. CII, S. 407.

besonders angelegen sein ließ, seinen politischen Gästen die Honneurs zu machen [1]).

Ungeachtet dieser allseitigen Bereitwilligkeit zu einer friedlichen Ausgleichung, blieb die Pforte dennoch nach wie vor in einer sehr mislichen Lage. Zu Babatagh, wo man Talmann und die Gesandten der vermittelnden Mächte fortwährend mit großer Auszeichnung behandelte, und namentlich den Ersteren durch reiche Geschenke bei guter Stimmung zu erhalten suchte, und im Diwan wollte man, aufrichtig oder nicht, den Frieden; in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen zu Constantinopel dagegen wurden das Volk und die Janitscharen nicht müde, nach Krieg gegen Rußland und der Wiedereroberung von Assow zu schreien. Daher auch jene schwankende und hinhaltende Politik der Pforte, wodurch sie, wie man allgemein glaubte, abermals nur Zeit gewinnen wolle. Sie bewog den Grafen von Königsegg noch vor Ausgang März von dem Großwesir eine kategorische Antwort auf die Frage zu verlangen, ob man wirklich Frieden oder Krieg wolle? Denn die Zeit dränge jetzt. Die Pforte müsse sich entschließen, ihre Bevollmächtigten zu dem beabsichtigten Congresse abzuschicken. Der Kaiser sowol, wie die Kaiserin von Rußland haben die ihrigen schon ernannt. Es hänge also nur noch von der Pforte ab, das heilsame Werk der Wiederherstellung des Friedens zum erwünschten Ziele zu führen [2]).

Auch darauf erfolgte nur wieder eine sehr allgemein gehaltene, unbefriedigende Antwort, in welcher der Hauptpunkt wegen Assow gänzlich mit Stillschweigen übergangen war. Es wurde darin nur gesagt, daß die Pforte, bei gleich friedlicher Gesinnung, nicht verfehlen werde, ihre Bevollmächtigten unmittelbar nach dem Bairamfeste, d. h. zu Anfang April, abzuschicken, und zwar in der Hoffnung, daß auf dem Congresse nichts zur Sprache gebracht oder beschlossen werde, was dem Ruhme und der Ehre des osmanischen Reiches Abbruch thun könne [3]).

1) Rousset, S. 440 und 645 und Th. CIII, S. 37.

2) Dieses Schreiben befindet sich daselbst, Th. CII, S. 351.

3) Daselbst, S. 522 und Th. CIII, S. 39.

Dieses trügerische Spiel mit diplomatischen Noten, welche die Sache um keinen Schritt weiter brachten, war nun aber doch nicht länger fortzuführen. In einem letzten Schreiben an den Großwesir setzte Graf Königsegg den **1. Mai** als den äußersten Termin einer friedlichen Ausgleichung fest. Als aber auch darauf keine Antwort erfolgte und die Pforte noch immer mit der Absendung ihrer Bevollmächtigten zum Friedenscongresse zu zögern schien, glaubte sich das kaiserliche Cabinet vollkommen berechtigt, die Maske vollends abzuwerfen und der Pforte ohne weiteres den Krieg zu erklären. Dies geschah in einem ausführlichen, scharf motivirten Manifeste vom **6. Juni**.

Dasselbe ging bis auf die in Form eines an den Großwesir gerichteten Schreibens des Vicekanzlers Grafen von Ostermann erlassene russische Kriegserklärung vom **12. April 1736** zurück, um nochmals alle die Schritte zu bezeichnen, welche das kaiserliche Cabinet seit dieser Zeit in der Absicht gethan habe, den Frieden zwischen Rußland und der Pforte wiederherzustellen und einen Bruch zwischen der letzteren und dem Kaiser abzuwenden. Besonders stark wurde hier wieder das Bündniß zwischen den beiden Kaiserhöfen betont.

„Diese Vereinigung der beiden Reiche", lauten die für die damalige Auffassung dieser Verhältnisse höchst charakteristischen Worte, „welche in der Zeit, wo man genöthigt war, eine heilige Ligue zu bilden, um sie den siegreichen Waffen des ungeheuern und so furchtbaren osmanischen Reiches, welches die ganze Christenheit wie ein reißender Strom zu überschwemmen drohte, entgegenzusetzen, für so nützlich galt, muß jetzt, bei dem blühenden Zustande, in welchem sich Rußland befindet, noch viel vortheilhafter erscheinen. Es ist der sicherste Damm, welchen man der Wuth jenes Stromes entgegensetzen kann. Die Mühe, welche sich die Ungläubigen gegeben haben, und die List, die sie angewendet, um ihn zu durchbrechen, sind ebensoviel Beweise seiner Nützlichkeit für die Mächte der Christenheit. So lange diese beiden angesehenen Reiche eng verbunden bleiben werden, wie es ihr gegenseitiges Interesse verlangt, werden die Grenzländer des osmanischen Reiches von der Pforte nichts zu befürchten haben, während

sie früher jedesmal, wenn in Europa Unruhen entstanden, Gefahr liefen, von ihr unterjocht zu werden."

Offenbar sei die Pforte nur immer darauf bedacht gewesen, Zeit zu gewinnen und die Dinge in die Länge zu ziehen, um dann ihre weiteren Schritte je nach Umständen bemessen zu können. Dabei habe sie namentlich stark auf die Wirkungen der fortgesetzten Einfälle der von ihr aufgehetzten Tataren in der Ukräne gerechnet. Nachdem jedoch ihre Erwartungen in dieser Beziehung durch die Niederlage derselben getäuscht worden seien, habe sie die Dinge wieder dadurch hinzuhalten gesucht, daß sie die Abreise ihrer Bevollmächtigten möglichst verzögert habe. Am 1. Mai, dem für die friedliche Ausgleichung festgesetzten äußersten Termine, hätten sie kaum Babatagh verlassen gehabt und dann auch noch den weiten Umweg über Oczakow und Kudak genommen. Nun sei auch dieser Monat vorüber, ohne daß weiter das Geringste geschehen.

„Die Jahreszeit ist jetzt", heißt es dann ferner, „schon so weit vorgeschritten, daß, wenn man noch länger zögern wollte, einen treuen und beständigen Bundesgenossen durch eine mächtige Diversion zu unterstützen, man geradezu die Pflichten versäumen würde, deren Erfüllung man ihm, seiner eigenen Sicherheit, oder vielmehr dem Wohle der ganzen Christenheit, die man gegen die nur zu offen dargelegten verhängnißvollen Pläne der Ungläubigen schützen muß, schuldig ist. Sie würden sicherlich ihren Zweck erreichen, wenn die Verbündeten, in der Erwartung eines ungewissen Friedens, zu einer Zeit unthätig bleiben wollten, welche geeignet ist, sich denselben mit Gewalt der Waffen zu sichern..... Demnach wird man sich leicht davon überzeugen, daß die Pforte ebenso weit davon entfernt ist, an den Frieden zu denken, als der Kaiser sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, die Partei zu ergreifen, wozu er sich jetzt entschließt. Aber obgleich er sich nicht mehr davon lossagen kann, so beharrt er doch noch bei den friedlichen Gesinnungen, wovon er bei jeder Gelegenheit so schlagende Beweise gegeben hat. Gezwungen den Krieg zu beginnen, ist er stets bereit, ihn zu beendigen, sobald die Pforte sich zu gerechten und billigen Friedensbedingungen verstehen will. Er hat keine ins Weite gehende Ge-

danken. Es ist nicht seine Absicht, die osmanische Macht zu Boden zu werfen."

Es hänge daher nur von der Pforte ab, sobald wie möglich von dieser günstigen Stimmung des Kaisers Gebrauch zu machen. Die Zögerung, welche schon bisher so nachtheilig gewesen, würde es auch noch in Zukunft sein. Und die Pforte könne sie um so weniger rechtfertigen, da ihr die Gesinnungen des Kaisers vollkommen bekannt seien [1]).

Nun hielt es das kaiserliche Cabinet aber doch selbst für angemessen, diese Kriegserklärung noch etwas zurückzuhalten. Die Feindseligkeiten sollten erst im Juli begonnen werden, vorzüglich damit man den noch im osmanischen Reiche befindlichen Unterthanen des Kaisers, meistens Kaufleuten, Zeit lasse, sich mit ihren Habseligkeiten von dort zurückzuziehen. Zugleich ließ man ein Verzeichniß der noch in den Staaten des Kaisers weilenden türkischen Unterthanen entwerfen, um sie so lange zurückzuhalten, bis jene unbelästigt in ihr Vaterland zurückgekehrt sein würden [2]).

An die Aufrichtigkeit und die Erfolge des Congresses zu Nimirow glaubte nun ohnehin Niemand mehr. Die Bevollmächtigten waren allerdings ernannt: Von Seiten der Pforte der Reis-Efendi Mustafa, der Präsident der Finanzkammer Rusname Emini Mohammed Efendi, der Cabinetssekretär des Großwesirs Mohammed Raghib, und der Sekretär der Sipahi Mohammed Said-Efendi; von Seiten Rußlands der Baron Schaffirow, der Contreadmiral Nepluess und der Großjägermeister Wolinsky; von Seiten Österreichs der Gesandte am Hofe zu St. Petersburg Graf von Ostein, Baron von Talmann und Graf von Wolseck. Die vermittelnden Mächte sollten durch den Chevalier Fawkener und Cornelius Kalkoen vertreten werden. Allein sie beeilten sich keineswegs, den Ort ihrer Bestimmung zu erreichen. Man war jetzt im Gegentheil offenbar nur darauf bedacht, Zeit zu gewinnen, um dann mit desto mehr Erfolg den Aus-

1) Dieses wichtige Actenstück findet sich vollständig unter dem Titel: „Manifeste de l'empereur pour déclarer la guerre aux Turcs", bei Rousset a. a. O., CIII, p. 164—180.

2) Daselbst, S. 41.

ſchlag mit den Waffen in der Hand geben zu können, nicht nur von Seiten der Pforte, ſondern noch mehr von Seiten der verbündeten Mächte. Denn während die Bevollmächtigten des Sultans noch ruhig in Babatagh verweilten, hatten die der Kaiſerin von Rußland zu Anfang Juli noch nicht einmal Kiew erreicht, und die des Kaiſers noch gar keine Inſtructionen erhalten. Sie lagen noch ruhig in der Staatskanzlei, als ſich das oben erwähnte Kriegsmanifeſt ſchon unter der Preſſe befand [1]).

Dieſer Congreß zu Nimirow war überhaupt wol das großartigſte Beiſpiel politiſcher Unredlichkeit, welches je vorgekommen iſt. Man war im voraus allſeitig davon überzeugt, daß damit gar nichts mehr zu erreichen ſei, man dachte gar nicht daran, die Sache ernſtlich zu nehmen, und dennoch gab man ſich die Miene, als ob man davon wirklich alles Heil erwarte. Kein Wunder alſo, daß er faſt zu einem diplomatiſchen Poſſenſpiel der ſeltſamſten Art herabſank, welches König Auguſt von Polen vollends in Scene ſetzte [2]). Auf die von Seiten der betheiligten Mächte an ihn gerichtete Anfrage, ob ihm die Abhaltung des Friedenscongreſſes auf ſeinem Gebiete — Nimirow liegt in Podolien, etwa 2 Meilen nördlich von Braklaw — genehm ſei, hatte er durch ſeinen Kronfeldherrn, den Grafen Potocky, welchem Nimirow gehörte, den Beſcheid ertheilen laſſen, daß er, als neutrale Macht, nicht nur die Bevollmächtigten gern bei ſich ſehen, ſondern auch dafür ſorgen werde, daß ſie mit den ihnen gebührenden Ehren empfangen werden würden; jedoch hoffe er, daß man ſich, wenn die Verhandlungen nicht zu dem erwünſchten Ziele führen ſollten, ungeachtet der Nähe der beiderſeitigen

1) Rouſſet a. a. O., Th. CII. S. 667, und Th. CIII, S. 42, 270 und 440.

2) Daſelbſt, Th. CIII, S. 61, wo es in einem Schreiben aus St. Petersburg vom Juli 1737 heißt: „On ne fait ici aucun fond sur le succès du congrès pour la paix: c'est pourquoi les plenipotentiaires Russiens ne se hâtent point de se rendre à Nimrow. Car on a tout lieu de croire, que ce congrès n'est qu'un leurre de la part du Grand-Visir, pour gagner du temps.“

Armeen, aller Feindseligkeiten auf polnischem Gebiete enthalten werde [1]).

Darauf ließ der König auf seine Kosten in der Nähe von Nimirow ein eignes prachtvoll ausgestattetes Conferenzhaus erbauen, welches von einer Ehrenwache von mehr als 1500 M., unter dem Befehle des Generals Myr, bewacht werden sollte. Der Kronfeldherr selbst erhielt die Weisung, dort den Wirth zu machen und für die fremden Gesandten und ihr Gefolge beständig offene Tafel zu halten. Für jeden derselben wurde in der Nähe eine Wohnung und bei dem Conferenzhause ein prächtiges Zelt in Bereitschaft gesetzt. Nichts übertraf den Glanz, mit welchem sie von dem Kronfeldherrn empfangen wurden, als sie sich endlich, sämmtlich mit zahlreichem Gefolge, vor Ausgang Juli nach und nach zu Nimirow einfanden.

Wie gewöhnlich, kam es hier schon wegen der Vollmachten zu unangenehmen Differenzen, noch vor der feierlichen Eröffnung der Sitzungen. Sie fand, nachdem jene beseitigt waren, erst am 16. August mit außerordentlichem Pompe statt. Graf von Ostein, erster Bevollmächtigter des Kaisers, ergriff zuerst das Wort, um die Vorschläge seines Hofes in lateinischer Sprache mitzutheilen. Darauf entwickelte Baron von Schaffirow in einer sehr wohlgesetzten Rede nochmals die Ursachen des gegenwärtigen Krieges, indem er zugleich den lebhaften Wunsch der verbündeten Mächte nach der Wiederherstellung des Friedens zu erkennen gab.

Als Grundlage desselben wurde dann freilich sogleich von den Bevollmächtigten der beiden Kaiserhöfe das „Uti possidetis“ aufgestellt. Allein damit wollte sich der Reis-Efendi durchaus nicht einverstanden erklären. Er nahm im Gegentheil für den Großherrn eine Entschädigung von Seiten des Kaisers in Anspruch, und zwar, wie er meinte, weil derselbe den Frieden von Passarowicz gebrochen habe, während die Pforte ihn in keiner Weise verletzt, selbst nicht als der Kaiser in den Krieg mit Spanien und Frankreich verwickelt gewesen sei. Er gab nicht undeutlich zu verstehen, daß man wenigstens Belgrad und Temeswar zurückstellen und eine Entschädigung von 10 Millionen Gulden zahlen müsse.

1) Das betreffende Schreiben gibt Rousset a. a. O., S. 69.

Dagegen setzte nun aber auch Rußland seine sehr hochgestellten Forderungen ein. Es verlangte nicht nur die Aufhebung aller bisherigen Verträge mit der Pforte gegen Errichtung eines neuen, den Kaisertitel und die freie Schiffahrt durch das Schwarze Meer nach dem Archipel, sondern auch die Abtretung der Krim und des Kuban mit allen Tataren, und die Anerkennung der Walachei und Moldau als unabhängiger Fürstenthümer unter russischem Schutze. Ebenso bestand Österreich auf einer bedeutenden Erweiterung seiner Grenzen nach der Moldau, der Walachei und Serbien hin, und namentlich auf der Abtretung der wichtigen Festung Widdin. Zu solchen Zugeständnissen hielten sich aber die osmanischen Bevollmächtigten nicht für ermächtigt. Sie mußten sich dafür erst neue Instructionen in Constantinopel erholen, bis zu deren Eintreffen die weiteren Verhandlungen vorläufig eingestellt bleiben sollten [1]).

In der osmanischen Hauptstadt war aber gerade damals Alles wegen der Nachricht von dem Falle von Nissa und der Einnahme von Oczakow in der größten Aufregung. Im Diwan wurde sofort nochmals die Frage erörtert: ob es erlaubt sei, mit den Christen Frieden zu schließen, wenn man den Krieg nicht fortsetzen könne, ohne sich offenbaren Gefahren auszusetzen? Das Fetwa des Mufti erklärte sich dafür, und in Folge dessen erhielten die Bevollmächtigten zu Nimirow die Weisung, den Frieden unter den möglichst vortheilhaften Bedingungen abzuschließen [2]). Überhaupt hing ja nun der weitere Verlauf des Congresses ganz und gar von der Wendung ab, welche die Dinge im Felde nehmen würden. Eine gewonnene oder verlorene Schlacht mußte hier jetzt Alles entscheiden.

Ganz Europa verfolgte daher nun die weitere Entwickelung dieses großartigen Kampfes mit der gespanntesten Erwartung. Auch damals war es schon eine sehr weit verbreitete Ansicht, daß es um das osmanische Reich geschehen sein müßte, wenn es nicht durch die gegenseitige Eifersucht der

1) Rousset a. a. O., S. 319 und 430.
2) Daselbst, S. 273.

christlichen Mächte gehalten würde. „Offenbar" bemerkt z. B. Rousset in dieser Hinsicht, „verdankt das osmanische Reich seine Erhaltung nur der Eifersucht und dem Interesse einiger christlicher Staaten, welche in Wahrheit nicht sowol den Verfall dieses Reiches, als das Wachsthum der Macht derjenigen fürchten, welche sich in seine Trümmer theilen würden. Die Interessen der Schiffahrt und des Handels in der Levante sind dafür maßgebend, und man kömmt sehr leicht zu dem Schluß, daß es besser sei, das osmanische Reich bestehe fort, wenn es auch immer den benachbarten christlichen Staaten furchtbar sein sollte, als daß man seine Provinzen in den Händen einer christlichen Macht sähe, und die Sultane zwänge, den Bosporus zu überschreiten und ihre Residenz zu Brussa in Anatolien aufzuschlagen" [1]).

Es war die Zeit, wo unter Andern auch Cardinal Alberoni sich seine politische Muße mit einem sonderbaren Phantasiegebilde über den Untergang des osmanischen Reichs und die Wiederherstellung des christlichen Kaiserthrones zu Constantinopel zu verkürzen suchte. Es verdient schon als Ausdruck der damaligen Stimmungen hier mit einem Wort erwähnt zu werden [2]).

Nach seiner Meinung wäre es leicht gewesen, in ganz Europa eine Streitmacht aufzubringen, vor welcher das osmanische Reich in kurzem in Nichts hätte versinken müssen. Er glaubt sie auf mindestens 370,000 M. Landtruppen und 240 Segel von verschiedenem Kaliber anschlagen zu dürfen. Kaiser und Reich hätten dazu allein 100,000 M. zu stellen. Ebenso viel Rußland. Die drei übrigen nordischen Staaten,

1) Rousset, S. 427.

2) „Des weltberühmten Cardinals Alberoni Vorschlag, das türkische Reich unter der christlichen Potentaten Botmäßigkeit zu bringen sammt der Art und Weise, wie dasselbe nach der Überwindung unter sie zu vertheilen." Frankfurt und Leipzig 1736. 46 Seiten. An der Authenticität dieser Schrift wurde in jener Zeit nicht gezweifelt, wie wir namentlich aus Rousset, Merc. hist., T. CIII, p. 80 ersehen. Das Nähere darüber wird man in meiner Abhandlung: „West und Nord im dritten Stadium der orientalischen Frage", in v. Raumer's „Historischem Taschenbuch" für das Jahr 1858 finden.

Dänemark, Schweden und Polen, zusammen 50,000 M. Frankreich mit Spanien, Portugal, den italienischen Staaten und der Schweiz zusammen 120,000 M.; die Flotte wäre von den größeren und kleineren Seemächten aufzubringen.

Die fatale Theilungsfrage wegen der gemeinschaftlich gemachten Eroberungen bringt dann freilich auch den Cardinal in einige Verlegenheit, aus welcher er sich auf eigenthümliche, wenn auch nicht gerade ganz glückliche Weise herauszuziehen sucht. Das politische Kleinod der Kaiserkrone von Constantinopel will er, klug genug, nicht einer Großmacht des Westens oder des Nordens, sondern einem sehr kleinen Fürsten, dem Herzog von Holstein-Gottorp, als unabhängigem Beherrscher über den asiatischen und afrikanischen Antheil des osmanischen Reiches, wozu in Europa nur das eigentliche Romanien hinzugefügt werden sollte, anvertraut wissen, mit Ausnahme jedoch der anderweitig zu vergebenden Landestheile. Bosnien, Serbien, Slavonien und die Walachei sollten dem Kaiser zufallen, zugleich mit dem Vorrange vor dem neuen Kaiser von Constantinopel. Rußland würde sich dagegen füglich mit Asson und der Tatarei (der Krim?) begnügen, und dafür sogar noch Finnland wieder an Schweden abtreten können. Ferner sollten erhalten: Frankreich Tunis, Spanien Algier, Portugal Tripolis, England die Insel Candia und Smyrna, und die Generalstaaten der Vereinigten Niederlande Rhodos und Aleppo. Dänemark wäre durch das Herzogthum Holstein-Gottorp, und Schweden durch den russischen Antheil von Finnland zu entschädigen.

Dann knüpft der Cardinal daran sogleich auch eine weitere Ländervertheilung in Italien. Toscana sollte zu Sicilien, Mailand zu Sardinien geschlagen werden, welchem letzteren von Rechtswegen auch noch die Insel Cypern zukomme. Endlich will er bei dieser Gelegenheit auch die kleineren deutschen Fürsten nicht leer ausgehen lassen. „Das große fruchtbare Eiland Negroponte" würde, nach seiner Meinung, „eine ansehnliche Vergrößerung der sich weit erstreckenden und florisanten Herrschaften des Königs von Preußen sein, welcher allezeit die eifrigsten Proben dero Neigung für das allgemeine Beste zu Tage gelegt habe."

Dem Churhaus Baiern gebühre, namentlich für seine tapfere Theilnahme an dem Entsatze von Wien und der Belagerung von Ofen, eine Gebietserweiterung bis zur böhmischen Grenze, wodurch zugleich allen seinen Ansprüchen auf die übrigen Erbländer Österreichs ein Ende gemacht werden würde.

Polen könne füglich die Moldau und das Land der budschakischen Tataren überlassen und zugleich die Erblichkeit der Krone in dem sächsischen Churhause festgesetzt werden, weil dies das einzige Mittel sei, allen weiterem Unglück bei den künftigen Königswahlen vorzubeugen. Venedig dürfte die gerechtesten Ansprüche auf Morea und ganz Dalmatien haben, Genua könne man mit Livadien in Griechenland und der Oberhoheit über Corsika abfinden. Die Malteser sollten sich dagegen mit der bloßen Ehre, an dem Kriege Theil genommen zu haben, und die Schweizer mit einem doppelten Sold für ihre Truppen begnügen. Einzelne Inseln des Archipel wären als Apanage für Prinzen und Generäle vorzubehalten, welche sich in dem Kriege besonders hervorgethan haben würden.

Wir brauchen diese politische Phantasie des speculativen Cardinals, welcher auch ein vollständiger Feldzugsplan beigefügt ist, nicht weiter zu verfolgen, um darzuthun, wie tief auch damals schon die Lösung der orientalischen Frage in alle europäischen Verhältnisse eingreifen mußte, wenn sie wirklich ernstlich versucht werden sollte. Als charakteristisch mag es dabei immerhin bezeichnet werden, daß auch der Cardinal auf die Theilnahme Rußlands an dem Kriege zur Vernichtung des osmanischen Reiches ganz besonderes Gewicht legt. Die Furcht vor der „Verwirklichung des politischen Testamentes Peter's des Großen" scheint mithin damals noch nicht so stark gewesen zu sein, wie in unseren Tagen. In dem Plane des Cardinals findet sich wenigstens noch keine Spur davon.

Wir wenden uns nun den Kriegsereignissen dieses Jahres zu, welche, wie gesagt, auch auf den Ausgang des Congresses zu Nimirow vom wesentlichsten Einflusse waren.

Sobald der Kaiser einmal entschlossen war, an dem Kriege gegen die Pforte mit allen seinen Streitkräften theilzunehmen, wurden auch die Rüstungen sogleich in entsprechender Weise betrieben. Es bedurfte dazu der äußersten Anstrengungen der durch die letzten Kriege in Deutschland und Italien schon fast gänzlich erschöpften Kräfte des Reiches. Die Kassen waren leer, die Schuldenlast hatte sich bedeutend vermehrt, der Credit war gesunken, und das Heer befand sich in einem nichts weniger als befriedigenden Zustande. Es war daher außerordentliche Hülfe nöthig, namentlich in finanzieller Hinsicht. Die besonderen Ausgaben zur Eröffnung des Feldzuges wurden allein auf 6 Mill. Gulden berechnet [1]).

Um sie zu decken, mußte man die Hülfsquellen der Erbstaaten, die Reichshülfe und so viel wie möglich auch das Ausland mit in Anspruch nehmen. Die ersteren zeigten sich dieses Mal sehr willfährig und thaten fast mehr, als ihre Kräfte erlaubten. Die Stände von Schlesien hatten z. B.
1736 schon im Herbste des Jahres 1736 eine Anleihe von $3\frac{1}{2}$ Mill. Gulden garantirt, welche damals in Holland negociirt wurde und zur Deckung der Kosten der Armee in Ungarn bestimmt war. Ebenso bewilligte Böhmen ohne Schwierigkeiten das ihm auferlegte Contingent an Geld, Truppen und Kriegsmaterial. Selbst der ungarische Adel verstand sich zu einer freiwilligen Beisteuer von 100,000 Thlrn, und gegen Ende des Jahres bewilligten die Erbstaaten abermals 40,000 Rekruten, und zwar die Hälfte in Geld, den Kopf zu 44 Gulden berechnet. Nur die zu Herrmannstadt versammelten Stände von Siebenbürgen erklärten dem Kaiser, daß sie sich um so weniger zu einer außerordentlichen Kriegssteuer verstehen könnten, da sie nicht einmal im Stande seien, die ordentlichen Abgaben aufzubringen [2]).

Die laufenden Bedürfnisse sollten vorzüglich durch eine außerordentliche Türkensteuer in Form theils einer allgemeinen Einkommensteuer theils einer Tontine gedeckt werden [3]).

1) Rousset, Mercure historique, T. CII, p. 518.

2) Daselbst, Th. CI, S. 526, Th. CII, S. 184 und 519, und Th. CIII, S. 407 und 571.

3) Die betreffenden kaiserlichen Erlasse finden sich wörtlich daselbst,

Von Seiten des deutschen Reiches rechnete man gleichfalls auf Geld und Truppen. Der König von Polen stellte als Churfürst von Sachsen 8000 M., Hessen 6000 M., der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel zwei Regimenter. In einem langen Propositionsdekret vom 22. Juni 1737, in welchem die Lage der Sache nochmals gründlich dargelegt war, ließ der Kaiser den Reichstag zu Regensburg durch seinen Commissar, den Landgrafen von Fürstenberg, förmlich zu einer außerordentlichen Geldhülfe auffordern. Sie sollte in 100 Römermonaten bestehen, wurde aber von den Reichsständen auf die Hälfte oder ungefähr 3 Mill. Gulden herabgesetzt [1]). 1737

Im Auslande nahm der Kaiser vornehmlich den Beistand des heiligen Stuhles in Anspruch, einmal für die Bewilligung einer außerordentlichen Erhebung der Zehnten von den geistlichen Gütern in seinen Staaten, und dann für eine Subsidienzahlung von 600,000 Scudi. Zu beiden verstand sich Papst Clemens XII. um so bereitwilliger, da er sich damals mit dem Kaiserhofe auf einen guten Fuß zu stellen wünschte. Der geistliche Zehnten, welcher auf fünf Jahre hintereinander bewilligt wurde, sollte jährlich 1,000,000 Gulden abwerfen, und von den 600,000 Scudi Subsidien ließ der Papst sogleich eine Abschlagssumme von 150,000 Scudi auszahlen [2]). Einige Schweizercantone erboten sich zu einer Anleihe von 3 Mill. Gulden, jedoch nur unter der Bedingung, daß ihnen dafür die großen Salzwerke in Tyrol verpfändet werden sollten [3]).

Aber auch noch in andern Beziehungen wünschte der Kaiser die Hülfe des Auslandes für sich nutzbar zu machen. Er trug sich lange Zeit mit dem Gedanken, wieder eine Quadrupelalliance zu Stande zu bringen, wie sie vor 55 Jahren, nach dem Entsatze von Wien, ins Leben getreten

Th. CII, S. 647—652: „Ordonnance de l'Empereur pour la taxe de la guerre des Turcs."

1) Das Dekret befindet sich vollständig daselbst, Th. CIII, S. 189—204, und die Bewilligung wird angegeben daselbst, S. 650.

2) Daselbst, Th. CI, S. 416, und Th. CII, S. 184.

3) Daselbst, Th. CIII, S. 293.

war, d. h. vorzüglich Venedig und Polen mit in die Bundesgemeinschaft hineinzuziehen.

Allein von letzterem war jetzt in dieser Beziehung schon deshalb gar nichts zu erwarten, weil sich König August auf seinem kaum nothdürftig befestigten Throne, ungeachtet der fortgesetzten Einfälle der Tataren, die ihn zu häufigen Beschwerden in Constantinopel Veranlassung gaben, mit der Pforte in ein möglichst freundliches Verhältniß zu versetzen wünschte. Und die Pforte kam ihm darin um so bereitwilliger entgegen, da auch sie Nichts mehr fürchtete als eine Verbindung Polens mit Rußland und den Durchzug russischer Truppen durch polnisches Gebiet. Es ergingen deshalb an die Paschas von Chocsim und Bender, sowie an den Chan der Tataren von Budschak wiederholt die gemessensten Befehle, sich aller Feindseligkeiten nach Polen hin zu enthalten [1]).

Auch in sofern entsprach die Pforte einem der sehnlichsten Wünsche des Königs, als sie ihn endlich förmlich als solchen anerkannte. Ein außerordentlicher Gesandter, Mustafa
1737 Efendi, überreichte am 11. Juli 1737 dem Könige zu Warschau in feierlicher Audienz das Anerkennungsschreiben des Sultans und aus Dankbarkeit dafür machte dann König August auf so zuvorkommende Weise den freundlichen Wirth bei dem Congresse zu Nimirow [2]).

Je weniger aber von dieser Seite zu erwarten war, desto eifriger bemühte sich der Kaiser, wenigstens Venedig mit in die Bundesgemeinschaft hineinzuziehen. Man durfte sich allerdings mit der Hoffnung schmeicheln, hier um so eher zu erwünschtem Ziele zu gelangen, da es um diese Zeit auch zwischen der Pforte und der Signorie zu einigen erheblichen Differenzen gekommen war, welche möglicherweise einen Bruch zur Folge haben konnten. Für ein von den Maltesern hinweggenommenes Schiff, welches unter venetianischer Flagge eine reiche Ladung für Rechnung von 50 türkischen Kaufleuten trug, verlangte die Pforte von der Republik ohne weiteres einen Schadenersatz von 200,000 Dukaten, wozu sie sich na-

1) Rousset, Th. CII, S. 216 und 542.
2) Daselbst, S. 671 und Th. CIII, S. 214.

türlich nicht verstehen wollte. Auch war es an den Grenzen von Dalmatien zu allerhand Reibungen gekommen, welche die Signorie veranlaßten, für alle Fälle ihre Flotte in Stand zu setzen und ihre Truppen in Dalmatien bedeutend zu verstärken. Als aber der Kaimakam sich wegen dieser Rüstungen von dem Baile zu Constantinopel schon im December 1736 bestimmtere Erklärungen ausbat, erhielt er die ausweichende Antwort, es sei keineswegs die Absicht der Signorie, den zwischen ihr und der Pforte bestehenden ewigen Frieden zu brechen, es müßte denn sein, daß von Seiten der letzteren dazu zuerst die Veranlassung gegeben würde [1]).

Gleichwol wollte die Signorie auf der andern Seite bei den zu Wien, St. Petersburg und Venedig gleichmäßig fortgesetzten Verhandlungen ihre Theilnahme an dem Kriege doch auch nicht geradezu ablehnen. Erst als der Kaiser endlich im April 1737 durch seinen Gesandten zu Venedig, Prinzen Pio, eine ausführliche Denkschrift überreichen ließ, worin der Verlauf der Verhandlungen mit der Pforte klar dargelegt war, und dann eine kategorische Erklärung über die von ihr unter diesen Umständen einzuhaltende Politik verlangte, erhielt er den Bescheid, daß die Republik zwar noch immer sehr geneigt (très-disposée) sei, an dem Kriege gegen die Pforte theilzunehmen, daß sie aber, bevor sie in dieser Beziehung neue Verpflichtungen eingehen könne, erst genau darüber unterrichtet zu sein wünsche, welche Absichten das kaiserliche Cabinet einmal in Betreff der von der Republik zu leistenden Dienste, und dann hinsichtlich der ihr als Entschädigung für die Kriegskosten zu überlassenden Eroberungen hege. Namentlich in letzterer Beziehung müsse ihr vollständige Sicherheit gewährt werden, damit sie nicht etwa wieder in dieselben Unannehmlichkeiten gerathe, wie in dem letzten Kriege gegen die Pforte [2]).

Darauf hin war man, wie es scheint, allerdings nicht abgeneigt, der Signorie den abermaligen Besitz von Morea, ganz Albanien und eines Theiles von Achaja als Preis ihres

1) Rousset, Th. CI, S. 618.
2) Daselbst, Th. CII, S. 397.

Beitrittes zur Bundesgemeinschaft in Aussicht zu stellen. Allein sei es, daß die Zusagen des Kaisers in dieser Beziehung nicht klar und bestimmt genug waren, sei es, daß die früher bereits gemachten Erfahrungen der Signorie die Lust benommen hatten, ihr Glück nochmals auf das Ungewisse hin zu versuchen: genug, sie beharrte am Ende auf ihrer Weigerung und gab ihr Ultimatum dahin ab, daß kein hinreichender Grund vorliege, die bestehenden Verträge mit der Pforte zu brechen. Selbst die durch den kaiserlichen Gesandten noch im Juli erneuerte Drohung, daß der Kaiser das von früher her bestehende Defensivbündniß mit der Republik als aufgelöst betrachten müsse, vermochte sie nicht wankend zu machen. Sie erklärte im Gegentheil, daß sie durch jenes Bündniß erst dann zur activen Theilnahme an dem Kriege verpflichtet sei, wenn die kaiserlichen Staaten wirklich von den Türken angegriffen werden würden. Selbst einige unangenehme Reibungen mit türkischen Freibeutern im Golfe und die um diese Zeit stattfindende Ermordung eines Couriers des Bailo auf dem Wege von Constantinopel nach Venedig ließ man lieber ruhig hingehen, als daß man sich in einen Krieg gestürzt hätte, wozu der Signorie sowohl die Lust, wie die Mittel fehlten [1]). Daß damit auch der Plan fiel, mittelst Venedigs selbst Spanien für diese Bundesgemeinschaft gegen die Pforte zu gewinnen, versteht sich von selbst [2]).

Obgleich sich also der Kaiser auf diese Weise beim Ausbruche des Krieges fast ausschließlich auf sich verwiesen sah, so war es ihm doch gelungen, mit den oben angegebenen Mitteln seine Armee nach und nach wieder auf die Stärke von 122,500 M. zu bringen, und zwar ohne die leichten Truppen, die Artillerie und die Donauflotte, welche auf 16 Kriegsschiffen, unter dem Befehle des Admirals Marquis von Pallavicini und des Vice-Admirals Chevalier von Merville, eine Bemannung von 2400 Matrosen und See-

1) Rousset, Th. CIII, S. 257 und 377; und Diedo, Storia della republica di Venezia, T. IV, p. 357.

2) Rousset, Th. CI, S. 526 und 619.

soldaten und etwa 1000 Galeerensklaven zählte [1]). Doch ließ das Heer in Bezug auf Ausrüstung und Verpflegung noch viel zu wünschen übrig. Wenigstens führte Graf von Seckendorff, welcher, von Prinz Eugen auf dem Sterbebette dafür als der würdigste bezeichnet, zum Feldmarschall erhoben, den Oberbefehl über dasselbe erhielt, darüber bittere Klagen. Er machte daraus auch gar kein Hehl, als er schon zu Anfange des Jahres, auf Befehl des Kaisers eine Inspectionsreise durch die Standquartiere der Truppen in Ungarn, Serbien und Croatien unternommen hatte. Als Ausländer und Protestant von einer mächtigen Partei bei Hofe ohnehin ungern gesehen, machte er sich dadurch bei dem Hofkriegsrathe und seinen zahlreichen Gegnern freilich sehr wenig Freunde [2]).

Seine Stellung wurde aber nun auch vorzüglich noch dadurch erschwert, daß ihm der junge Herzog Franz von Lothringen, des Kaisers Schwiegersohn, nominell als Oberfeldherr zur Seite gestellt wurde. Das Verhältniß zwischen beiden war jedenfalls ein unbequemes, obgleich es durch eine besondere Instruction des Kaisers vom 27. Mai sehr bestimmt geregelt war [3]). Auch offenbarte sich zwischen den übrigen Generalen und dem Feldmarschall bald ein sehr nachtheiliger Zwiespalt der Meinungen, namentlich in Bezug auf den Operationsplan.

Seckendorff war der Ansicht, daß man, im Einverständniß und gleichzeitig mit Rußland, welches in zwei getrennten Armeecorps, unter Generalfeldmarschall Münnich und Feldmarschall Lascy, gegen Oczakow und die Krim vorgehen sollte, die kaiserliche Hauptmacht an der Donau con-

1) Schmettau, Mémoires secrets etc. Avant-propos, p. 15 und 24.

2) Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen von Seckendorff, Bd. II, S. 42 fg. Prinz Eugen hatte, als ihn der Kaiser gefragt, wem wol nach ihm der Oberbefehl des Heeres anzuvertrauen sei? ohne weiteres geantwortet: „Wenn die Religion nicht in Betracht käme, so sei Seckendorff der, den er gewissenhaft vorschlagen könne." Sein Bericht über den damaligen Zustand des Heeres befindet sich daselbst, S. 12 fg.

3) Sie wird gegeben daselbst, S. 69.

centriren müsse, um sofort einen entscheidenden Schlag gegen Serbien auszuführen. Allein der Prinz von Hildburghausen wußte es durch seinen Einfluß bei Hofe durchzusetzen, daß die Operationen zu gleicher Zeit in drei getheilten Armeecorps begonnen werden sollten. Die Hauptarmee, unter Seckendorff, sollte allerdings von der Donau aus in Serbien eindringen; ein zweites Corps unter dem Prinzen von Hildburghausen, in Verbindung mit dem Ban von Croatien, Grafen von Esterhazy, welcher 10,000 M. Nationaltruppen unter seinen Befehlen hatte, von der Save aus in Bosnien einfallen; und ein drittes, unter General Graf Wallis, durch Siebenbürgen gegen die Walachei und die Moldau vorgehen.

Auch darüber war man getheilter Meinung, ob die Hauptarmee zuerst Widdin oder Nissa angreifen solle? Die meisten Stimmen im Kriegsrathe entschieden sich für jenes, weil man auf diese Weise am leichtesten die für die Zufuhr so wichtige Verbindung mit der Donau erhalten könne. Auch Seckendorff stimmte Dem bei, wurde aber denn doch durch die Umstände genöthigt, sich zuerst gegen Nissa zu wenden.

Zu Ende Mai war Alles so weit vorbereitet, daß Seckendorff, mit einer sehr genauen und gemessenen Instruction versehen, Wien verlassen konnte und auch die übrigen Generale sich auf ihre Posten begaben [1]). Am 11. Juni traf Seckendorff in Belgrad ein und übernahm sofort den Oberbefehl der activen Armee, welche sich noch keineswegs in einem sehr befriedigenden Zustande befand. Das Hauptcorps, an dessen Spitze er in Serbien einbrechen sollte, zählte im Ganzen nur 42,000 streitbare Leute, für deren Verpflegung kaum nothdürftig gesorgt war. Es fehlte namentlich an Proviantwagen, an hinreichendem Pferdefutter und einer zweckmäßigen Lazaretheinrichtung, bei dem bedeutenden Krankenstande ein sehr empfindlicher Mangel. Auch die für die Kriegskasse monatlich zugesagten 600,000 Gulden wurden nicht regelmäßig ausgezahlt und um 50,000 Gulden geschmä-

1) Die Seckendorff ertheilte Instruction befindet sich in Seckendorff's Lebensbeschreibung, S. 45—63.

lert. Überdies erschwerten und verzögerten unaufhörliche Regengüsse, welche die Donauniederungen fast unwegsam machten, den Beginn der Operationen bedeutend. Das war auch mit der Hauptgrund, warum Seckendorff, welcher endlich den Aufbruch der Armee auf den 12. Juli festsetzte, nicht mehr Widdin, sondern Nissa als nächstes Ziel bezeichnete [1]).

In Wien wurde der endliche Beginn des Feldzuges am 14. Juli durch eine feierliche Procession verherrlicht, an welcher der Kaiser und der ganze Hof, alle Minister, sämmtliche weltliche und geistliche Corporationen, die Zünfte, die Schulen u. s. w. theilnahmen. Nach dem Gottesdienste in der Stephanskirche erfolgte erst die förmliche Kriegserklärung durch Verkündigung des oben erwähnten Manifestes vom 6. Juni. Zugleich wurden tägliche Gebete für den Sieg über die Ungläubigen angeordnet; und damit jeder gute Christ sich dabei betheiligen könne, wurde bestimmt, daß alle Morgen um 7 Uhr im ganzen Reiche die Türkenglocke geläutet werde, bei deren Klange jeder, wo er sich auch befinde, auf die Knie niederfallen und den Segen des Himmels auf die kaiserlichen Waffen heraberflehen sollte [2]).

Um diese Zeit hatten die Feindseligkeiten an der Donau schon ihren Anfang genommen. Am 9. Juli war die Hauptarmee von Semlin und Uipalanka aus bis nach Jagodin vorgerückt, und am 14. betrat sie, nachdem die Morawa überschritten worden war, bei Barakin das feindliche Gebiet. Widerstand zeigte sich nirgends. Die wenigen schlecht vertheidigten Palanken auf dem Wege nach Nissa wurden ohne weiteres hinweggenommen. Die Anfrage, welche der Befehlshaber von Nissa, Mehemed Pascha, durch einen Parlamentär thun ließ: warum die Kaiserlichen die Morawa überschritten hätten? beantwortete Seckendorff einfach durch die Übersendung des Kriegsmanifestes vom 6. Juni.

Ihm folgte General Philippi mit dem aus sechs Re-

1) Seckendorff's Lebensbeschreibung S. 100, wo auch die irrigen Angaben in Schmettau, Mémoires secrets, berichtiget werden. Eine genauere Angabe des Bestandes der drei Armeecorps gibt Rousset, Th. CII, S. 515.

2) Rousset, Th. CIII, S. 188.

gimentern Cavalerie, 500 Huſaren, 2000 Grenadieren und ſechs Feldſtücken beſtehenden Vortrab auf dem Fuße, während ein kleines abgeſondertes Streifcorps, unter Oberſt Lentulus, nach der Landſchaft Kaſſowa im ſüdweſtlichen Serbien, an der Grenze zwiſchen Bosnien und Albanien, entſendet wurde. Die nächſte Veranlaſſung dazu war, daß die Erzbiſchöfe von Peiſcha und Ochrida bei Annäherung der Kaiſerlichen eine allgemeine Erhebung der Eingebornen, Griechen und Albaneſer, namentlich der dort ſeit drei Jahrhunderten angeſiedelten Clementiner, verheißen hatten. Man hatte in Wien allerdings geglaubt, ihnen Gehör geben zu müſſen, obgleich die Forderungen des Prälaten von Ochrida etwas hoch geſtellt geweſen waren. Denn er hatte außer dem kaiſerlichen Schutze und der freien Religionsübung, als Prinz aus dem alten Fürſtenhauſe der Cantakuzeno, auch noch die Erneuerung und Beſtätigung des alten juſtinianeiſchen Freibriefes verlangt, wodurch ihm, unter kaiſerlicher Lehnshoheit, die geiſtliche und weltliche Oberherrſchaft über Bosnien, Serbien und Albanien zugeſtanden hätte. Auch hatte er für ſich dann noch als kaiſerlicher Lehnsträger ſogar Sitz und Stimme auf dem deutſchen Reichstage in Anſpruch genommen. Darauf war man nun freilich in Wien nur bedingungsweiſe eingegangen; man hielt es aber doch für gerathen, die günſtige Stimmung dieſer kriegeriſchen Bergvölker nicht ungenutzt zu laſſen. Das war der Zweck des Streifzuges des Oberſten Lentulus [1]).

Ohne Aufenthalt hatte General Philippi Niſſa am 22. Juli erreicht. Auf die ſofort an den Commandanten der Feſtung erlaſſene Aufforderung zur Übergabe hatte derſelbe eine Friſt von 20 Tagen verlangt. Philippi aber beſtand auf der Capitulation binnen 24 Stunden. Die zweifelhafte Stimmung der 2000 M. ſtarken Beſatzung — nur die 600 dort befindlichen Janitſcharen waren entſchloſſen, ſich bis aufs Äußerſte zu vertheidigen — ließ ihm keine Wahl, zumal da Seckendorff auch ſchon mit der Hauptarmee im Anzuge war. Bereits am 23. unterzeichnete er die Capitulation, welche ihm mit der ganzen Beſatzung und der Einwohnerſchaft mit ihrer

1) Seckendorff, Lebensbeſchreibung, Bd. II, S. 106 fg.

beweglichen Habe, unter militärischen Ehren und kaiserlichem Schutze, freien Abzug nach Sophia gewährte. Am 3. August fand, nachdem Seckendorff die Capitulation ratificirt hatte, der Abzug der über 20,000 Seelen zählenden Bevölkerung statt. Die Festung, wo man 144 metallene Geschütze und einen großen Vorrath an Kriegsmaterial und Proviant fand, wurde dann sogleich von zwei Bataillonen Kaiserlicher, unter General Leutrum, besetzt und die ganze Landschaft durch Huldigung der kaiserlichen Botmäßigkeit unterworfen [1]).

Auch der Streifzug des Obersten Lentulus war indessen vom Glücke begünstigt gewesen. Er war über Stoloicz und Krusowatz in den Distrikt von Posega eingedrungen, hatte dort die Huldigung der meisten von den Türken verlassenen Ortschaften, Tersteng, Mitrowiza, Pristina u. s. w. empfangen und endlich die Unterwerfung der ganzen Landschaft Kossowa durch die Einnahme von Novibasar vollendet [2]).

Von da an wandte sich aber das günstige Geschick der kaiserlichen Waffen. Es wollte nicht einmal gelingen, Oberst Lentulus die Verstärkungen zuzuführen, welche er dringend verlangt hatte, um die eroberten Landschaften halten zu können. Ein kleines Reitercorps, welches ihm zugeschickt wurde, fiel in einen Hinterhalt von einigen Tausend türkischen Reitern und wurde zum guten Theile zusammengehauen, ehe es Novibasar erreichte; und auch ein zweites Hülfscorps, welches General Schmettau dahin führen sollte, mußte zurückgezogen werden, weil es ihm schon unterwegs an Proviant fehlte. Kaum 400 M. schlugen sich nach Novibasar durch. Die dort gemachten Erwerbungen mußten also kurz darauf, ungeachtet der dringenden Bitten der Eingebornen, namentlich der Clementiner, welche sich so der Rache der Osmanen preisgegeben sahen, gänzlich wieder verlassen werden [3]).

1) Seckendorff, Lebensbeschreibung, S. 108—117, Schmettau, Mémoires secrets, p. 12—32; und Mercure hist., T. CIII, p. 181—184, wo auch der Text der Capitulation gegeben wird.

2) Seckendorff a. a. O., S. 119—122, und Schmettau a. a. O., S. 26 und 33.

3) Seckendorff a. a. O., S. 123 fg. und 156.

Noch schlimmer stand es aber um den Fortgang des Feldzuges im Norden. Hier offenbarte es sich nur zu bald, daß es, bei den zu sehr getheilten Streitkräften, an einem feststehenden Operationsplane und an einer durchgreifenden einheitlichen obersten Leitung gänzlich fehle. Man scheint nicht einmal über die Stärke und die Stellung des Feindes gehörig unterrichtet gewesen zu sein. Die Pforte war aber unterdessen keineswegs müßig gewesen.

Überall, in Bulgarien, Bosnien, in der Walachei und in der Moldau, waren die Lehnstruppen aufgeboten worden. Fast alle Grenzfestungen von Bedeutung hatten ansehnliche Verstärkungen erhalten. Der Großwesir, welcher mit 70,000 M. bei Babatagh stand, hatte 15,000 M. nach Oczakow, 12,000 M. nach Bender und 10,000 nach Chocsim geschickt. Die Besatzung von Widdin bestand in 16,000 M. auserlesener Truppen, welche mit Allem sehr wohl versehen waren, um eine längere Belagerung aushalten zu können. Unaufhörlich wurden seit dem Abschluß des Friedens mit Persien die alten kriegsgeübten Truppen aus Asien nach Europa zurückgezogen, wo sie nicht wenig dazu beitrugen, die Armeen am Dniester und an der Donau bedeutend zu verstärken und ihnen eine bessere Haltung beizubringen [1]).

Auch für die Flotte war nach Kräften gesorgt worden, vorzüglich seitdem der Sultan sich bewogen gefunden, den alten erfahrenen Dschanüm Chodscha aus seinem Exil zurückzuberufen und wieder an die Spitze des Seewesens zu stellen. Selbst der fast gleichzeitige Verlust von Nissa und Oczakow war für die Pforte, wie es scheint, ein Reizmittel mehr, den Krieg mit aller Kraft fortzusetzen.

Seckendorff hatte es daher jetzt keineswegs mehr mit einem unvorbereiteten Feinde zu thun. Anstatt nun aber seine Streitkräfte zu entscheidenden Schlägen zusammenzuhalten,

1) Mercure historique, T. CIII, p. 35, wo es heißt: „À présent l'armée, qui est sur le Dniester, celle qui est vers le Danube et celle dans la Bosnie, sont toute différentes de ce qu'elles étoient il y a deux mois, étant augmentées du double, et de plusieurs vieux corps, capables d'apprendre leur devoir aux nouvelles lévées, qui ne manquent ni de feu ni de zèle."

wurden sie im Gegentheil in einer Menge kleiner nutzloser Gefechte vergeudet und vollends aufgerieben. Der Angriff auf Widdin, welchen Seckendorff nach dem Falle von Nissa zunächst ins Auge gefaßt hatte, mislang gänzlich.

Feldmarschall Khevenhiller, welcher am 1. August mit sechs Regimentern Reiterei, 100 Husaren, 20 Compagnien Grenadieren und vier Feldstücken aus dem Lager von Nissa dahin aufgebrochen war, rückte viel zu langsam vor, als daß der Feind nicht Zeit gehabt hätte, die Festung von allen Seiten zu decken. Auch wies der Befehlshaber derselben, Osman Pascha, die an ihn ergangene Aufforderung zur Übergabe mit Hohn zurück. Alle Gefechte, wodurch sich Khevenhiller Bahn brechen wollte, waren unglücklich für die Kaiserlichen. Zu einer förmlichen Einschließung des Platzes, geschweige denn zu einer regelmäßigen Belagerung, kam es daher gar nicht, zumal da auch die von der Donauflotte und dem Corps des Grafen von Wallis von der Walachei her erwartete Hülfe ausblieb. Khevenhiller wurde nach und nach hinter den Timok zurückgedrängt, und als Seckendorff ihm zu Ende des Monats selbst Verstärkungen zuführte, hielt man es, schon wegen der weit vorgerückten Jahreszeit, nicht mehr für räthlich, sich den Gefahren einer langwierigen Belagerung auszusetzen. Es wurde daher am Timok nur ein Beobachtungscorps zurückgelassen, welches Serbien, das Banat und die Walachei decken und die Verbindung mit Nissa unterhalten sollte, während Seckendorff mit dem Reste der Truppen, den von Wien aus erhaltenen ausdrücklichen Befehlen zufolge, sich nach Bosnien wandte [1]). Denn auch dort hatten die Dinge eine sehr bedenkliche Wendung genommen.

Zuerst waren bei einem Streifzuge am Verbas 500 Kaiserliche von den Türken überfallen und zusammengehauen worden. Dann war der Prinz von Hildburghausen von Gradiska aus zu Ende Juli etwas zu voreilig bis nach Banjaluka vorgedrungen und hatte die Belagerung dieser bedeutenden Festung begonnen. Kaum hatte er sich aber dort fest-

1) Seckendorff, Lebensbeschreibung, a. a. O., S. 135—145 und Schmettau, Mém. secr., p. 35—57.

gesetzt, als der Pascha von Trawnick mit einem starken Reitercorps zum Entsatze herbeieilte und, ihn nach einem mörderischen Gefechte zur Aufhebung der Belagerung und mit ansehnlichem Verluste zum Rückzuge nach Gradiska nöthigte [1]).

Nun scheint man allerdings in Wien gerade von dieser Seite das Meiste gefürchtet zu haben. Man glaubte dort alles Ernstes an die Möglichkeit eines Einbruches der Osmanen durch Bosnien in die Erblande, namentlich Krain, Kärnthen und Steiermark. Man sah sie im Geiste schon wieder vor den Thoren von Wien stehen. Deshalb erhielt eben Seckendorff Befehl, lieber Widdin aufzugeben und dagegen vor Allem die Linie an der Save zu decken [2]). Er konnte sich aber auch dahin, vorzüglich wegen Mangel an genügender Verpflegung seiner Truppen, nur langsam in Bewegung setzen.

Viel zu lange hielt er sich bei der Belagerung des fast unzugänglichen Felsenschlosses Ussicza an der Detinia auf, dessen Besitz er für die Erhaltung der Verbindung zwischen Bosnien und Serbien für unerläßlich erachtete. Es capitulirte nach verzweifeltem Widerstande, zu dem sich Natur und Kunst vereinigt hatten, erst am 2. October. Für das Aufgeben von Widdin und den bald darauf erfolgten Verlust von Nissa konnte es sicherlich kein genügender Ersatz sein. Denn der Hauptzweck, eine vollständige Deckung der bosnischen Grenzlinie, wurde dadurch doch nicht erreicht. Seckendorff war mit seinem sehr geschwächten Armeecorps um die Mitte Octobers erst bis Sabacz gelangt, als der Fall von Nissa dem ganzen Feldzuge schnell ein nur zu trauriges Ende machte [3]).

1) Journal du corps d'armée commandé par le prince de Hildbourghausen, bei Schmettau, Mém. secr., p. 104—113, und Seckendorff, Lebensbeschreibung, a. a. O., S. 124—135.

2) Schmettau, Mem. secr., p. 146, wo behauptet wird, daß der Kaiser zu diesem Befehle vorzüglich durch das Zureden seiner Minister bewogen worden sei, welche ihre meisten Besitzungen in Kärnthen und Steiermark gehabt hätten.

3) Relation du siège d'Usitza bei Schmettau, Mém. secr. p. 74—91, und Seckendorff, Lebensbeschreibung, a. a. O., S. 150—158.

In Nissa war allerdings eine verhältnißmäßig nur geringe Besatzung, sieben Bataillone Fußvolk, drei Compagnien Grenadiere und 200 Husaren, zurückgelassen worden, welche zwar ausreichend verproviantirt waren, aber von bösen Krankheiten ungemein viel zu leiden hatten. Seckendorff war leider nicht in der Lage, den von dem Commandanten der Festung, General Doxat de Morez — General Leutrum war wegen Krankheit zurückgetreten — wiederholt an ihn ergangenen Vorstellungen wegen Verstärkung und besserer Verpflegung gerecht zu werden. Es war dafür noch so gut wie gar nichts geschehen, als die Osmanen zu Anfang October die aus Bulgarien herüberführenden, nur schwach vertheidigten Engpässe durchbrachen und am 11. ihre Reiterscharen schon bis in die Vorstädte der Festung hineinsprengen ließen. Zu ihrer Rettung war es nun freilich zu spät.

Seckendorff bot zwar, als er die Schreckensnachricht erhielt, daß ein feindliches Heer von 120,000 M., unter dem Befehle des Statthalters von Rumili, Ahmed Köprili, gegen Nissa im Anzuge sei, noch Alles auf, um den Entsatz zu bewirken. Khevenhiller, welcher am Timok stand, erhielt Befehl, mit dem besten Theile seiner Truppen dahin aufzubrechen; das Armeecorps des Prinzen von Hildburghausen sollte von der Save herangezogen werden; der Feldmarschall selbst wollte mit allen ihm zu Gebote stehenden Truppen der bedängten Festung zu Hülfe eilen: Alles vergebens! Das Einzige, was der Feldmarschall dem rath- und hülflosen Commandanten zufertigen konnte, war der gemessenste Befehl, bis zum Äußersten auszuhalten, „von einer Capitulation weder etwas anzuhören noch an eine gütliche Übergabe zu denken, sondern den Feind auf der Bresche zu erwarten."

Doxat hatte aber schon gänzlich den Muth verloren, sich gleich auf die erste Aufforderung zur Übergabe mit dem Feinde in Unterhandlungen eingelassen, und sich nur eine Frist von 15 Tagen unter der Bedingung vorbehalten, daß er die Festung sofort übergeben werde, sobald 100,000 M. vor derselben erscheinen würden. Noch war diese Frist aber nicht verstrichen, als Köprili mit 80,000 M. wirklich vor derselben

Lager schlug und die Aufforderung zur sofortigen Übergabe erneuerte. An Gegenwehr war nun nicht mehr zu denken. In einem Kriegsrathe wurde die Übergabe beschlossen und dann die Capitulation am 18. October unterzeichnet. Die Bedingungen waren im Wesentlichen dieselben, welche vor drei Monaten den Osmanen gewährt worden waren. Die Besatzung erhielt freien Abzug mit militärischen Ehren nach Belgrad oder Passarowicz. Dem Patriarchen von Petscha und den Clementinern, welche in Nissa, unter kaiserlichem Schutze, eine letzte Freistatt gesucht hatten, wurde durch den VIII. Artikel der Capitulation völlige Amnestie, die ungehinderte Rückkehr in ihre Heimat und der ungestörte Besitz ihrer Güter, wie er vor dem Kriege gewesen war, zugesagt [1]).

Die Nachricht von dem Falle von Nissa wirkte in Wien, wo schon die letzten Berichte vom Kriegsschauplatze nicht sehr ermuthigend gewesen waren, wie ein Donnerschlag. Er entlud sich natürlich zuerst über dem Haupte des unglücklichen Generals Doxat. Gleich bei seiner Ankunft in Belgrad wurde er mit sämmtlichen Offizieren der Besatzung von Nissa verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Der gegen ihn eingeleitete Proceß führte im Februar 1738 zu seiner Verurtheilung, welche dahin lautete, daß er durch Enthauptung vom Leben zum Tode gebracht und sein ganzes Vermögen eingezogen werden sollte. Weder die Verwendung der übrigen Offiziere der Besatzung von Nissa, noch seine eigene Vertheidigungsschrift konnten ihn retten. Vergebens wies er in der letztern nach, daß die ganze Besatzung nur noch aus 6032 M. bestanden, daß man zwar noch auf 32 Tage Proviant, aber fast gar keine Munition mehr gehabt habe und die Festungswerke sich in einem sehr mislichen Zustande befunden hätten. Der Kaiser blieb unerbittlich, meinte, daß es nothwendig sei, ein Exempel zu statuiren, und bestätigte das Urtheil, welches wenige Tage, nachdem es gesprochen worden

1) Schmettau, Mém. secr., p. 91—160, wo auch der Text der Capitulation vollständig gegeben wird. Seckendorff, Lebensbeschreibung, a. a. O., S. 159—166, wo indessen, um Seckendorff zu rechtfertigen, die Schuld des Verlustes von Nissa doch wohl etwas zu stark auf Khevenhiller's Nachlässigkeit geworfen wird.

war, auch wirklich vollzogen wurde. Mehrere andere höhere Offiziere wurden gleichzeitig auf längere oder kürzere Zeit zu schwerer Haft in Eisen und zu Erlegung der Proceßkosten verurtheilt [1]).

Vielleicht am härtesten, wenn auch nicht ganz unverschuldet, mußte Feldmarschall von Seckendorff selbst für das Misgeschick der kaiserlichen Waffen büßen. Die ihm feindliche Partei bei Hofe hatte, wie es scheint, die von ihm wirklich begangenen oder auf seine Rechnung gesetzten Fehler längst benutzt, seinen Sturz vorzubereiten. Schon vor dem Falle von Nissa, am 14. October, hatte er einen kaiserlichen Befehl erhalten, sofort nach Wien zurückzukehren, angeblich, um mit dem Hofkriegsrathe wegen der Winterquartiere das Nähere zu verabreden. Der Oberbefehl des Heeres wurde gleichzeitig dem Feldmarschall Philippi übertragen.

Am 22. October, also wenige Tage nach der Capitulation von Nissa, verließ Seckendorff sein bereits ungemein geschwächtes und entmuthigtes Heer. Schon auf der letzten Station vor Wien ging ihm ein Erlaß des Hofkriegsrathes zu, welcher ihn sogleich bei seiner Ankunft in der Hauptstadt mit Hausarrest belegte, der wenige Tage nachher in strenge Haft verwandelt wurde. Zufolge eines gegen ihn auf Befehl des Kaisers eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens, sollte er hierauf zunächst über 18 ihm zur Last gelegte Specialpunkte Rede stehen. Sie betrafen meistens angeblich instructionswidrig getroffene militärische Anordnungen, verkümmerte Verpflegung der Truppen, Unterschlagung von öffentlichen Geldern u. s. w. [2]).

Obgleich nun seine gründliche Verantwortung ihn in jeder

1) Schmettau a. a. O., S. 100 fg. Die Vertheidigungsschrift des General Doxat, der Text des Urtheils und die näheren Umstände seiner Hinrichtung finden sich Merc. hist., T. CIV, p. 279 fg. und p. 395 fg. Übrigens war Doxat (Schweizer von Geburt) wie Seckendorff, Protestant, und noch kurz vor seiner Hinrichtung wurde von den Jesuiten ein vergeblicher Versuch gemacht, ihn zum Katholicismus zu bekehren.

2) Sie werden gegeben Seckendorff, Lebensbeschreibung, S. 181—212.

Hinsicht rein waschen zu müssen schien, so verfehlte sie doch ihren Zweck. Denn sie verschaffte ihm weder seine Freiheit wieder, noch wurde sie als Ehrenrettung angenommen [1]). Es wurde im Gegentheil darauf hin gegen ihn ein förmlicher Proceß eingeleitet, dessen langwierige Verhöre jedoch keine neuen Aufklärungen ergaben [2]). Eine eigentliche Anklage ließ sich darauf nicht gründen. Man hielt es aber auch nicht für gerathen, Seckendorff wieder auf freien Fuß zu setzen. Es scheint, daß sich jetzt der Kaiserhof ihm gegenüber ungefähr in derselben fatalen Lage befand, wie vor Zeiten der allmächtige Minister König Philipp's IV. von Spanien, der Herzog von Olivarez, zu dem Herzoge von Osſuña. Man hielt ihn für schuldlos, erachtete es aber zugleich auch für zu gewagt und zu unpolitisch, einem Manne von solcher Bedeutung nach einer solchen Behandlung seine Freiheit wiederzugeben [3]).

Aufhetzereien aller Art, namentlich auch religiöser Natur, mischten sich in die Sache. Der päpstliche Nuntius und die Jesuiten sollen dabei die Hände im Spiele gehabt haben. Der Papst selbst hatte dem Kaiser schon zu Anfange des Feldzuges sein Misfallen darüber zu erkennen gegeben, daß der Oberbefehl des gegen die Türken bestimmten Heeres einem General anvertraut werden solle, dem er nicht seinen apostolischen Segen ertheilen könne [4]). Und ein damals berühmter jesuitischer Prediger, Peickart mit Namen, hatte in der Stephanskirche zu Wien von der Kanzel herab geradezu behauptet, daß ein ketzerischer General an der Spitze einer katholischen Armee nur dazu dienen könne, den Zorn des Himmels zu reizen und den Segen desselben von den Waffen Seiner Kaiserlichen Majestät abzuwenden [5]).

1) Lebensbeschreibung, S. 213—237.

2) Sie werden gegeben daselbst, S. 248—269.

3) Über das Verhältniß des Herzogs von Olivarez zum Herzoge von Osſuña, vergl. Bd. IV. dieses Werkes, S. 284.

4) Merc. hist., T. CIII, p. 11.

5) Lalande, Histoire de Charles VI, T. IV, p. 577. Man wird dabei lebhaft an die Antwort erinnert, welche Admiral Duquesne Ludwig XIV. ertheilte, als ihm dieser erklärte, er bedaure seine Ver-

Solche Mittel wurden in Bewegung gesetzt, um namentlich auch das gemeine Volk gegen Seckendorff aufzuwiegeln. Im Juli 1738 kam es in Folge einiger günstigeren Nachrichten vom Kriegsschauplatze, wiederholt zu Volksaufläufen, die vorzüglich gegen Seckendorff gerichtet waren. Der Hof misbilligte sie in hohem Grade, glaubte sie aber doch zum Vorwande benutzen zu können, den Feldmarschall anderwärts in sichern Gewahrsam zu bringen. Er wurde daher bei nächtlicher Weile, unter militärischer Bedeckung, nach Gratz in Steiermark abgeführt. Dort wurde er anfangs gleichfalls noch in sehr strenger, dann aber, in Folge wiederholter Vorstellungen bei dem Kaiser, in gelinderer Haft gehalten. Seine Freiheit konnte er aber ebenso wenig erlangen, wie einen förmlichen Richterspruch, welcher seine Schuld oder Unschuld dargethan hätte. Er blieb bis zum Tode Karl's VI. Staatsgefangener. Erst ein Rescript der Kaiserin Maria Theresia vom 6. November 1740, wodurch die gegen ihn wegen des Türkenfeldzuges eingeleitete Untersuchung gänzlich aufgehoben und ihm die fernere Bekleidung seiner militärischen Ämter — er war Gouverneur der Reichsfestung Philippsburg und Inhaber eines kaiserlichen Regiments, das seinen Namen trug — zugesichert wurde, brachte Seckendorff die ersehnte Erlösung und die Rettung seiner Ehre. Er zog sich zunächst auf seinen Familiensitz Meuselwitz im Herzogthum

dienste nicht gehörig belohnen zu können, weil er Protestant sei. Vergl. oben S. 54 Anm. 2. Übrigens veranlaßte das damals verbreitete Gerücht, daß Seckendorff vorzüglich als Ausländer und wegen seines Protestantismus eine solche Behandlung zu erdulden habe, den Kaiser, bereits unter dem 23. November 1737 an den Reichstag zu Regensburg eine Denkschrift zu richten, worin er jenes Gerücht als widersinnig zu widerlegen, und die Schuld Seckendorff's, namentlich in Bezug auf den Verlust von Nissa und die verunglückten Operationen gegen Widdin, in sehr starken Ausdrücken zu erhärten sucht. Diese Denkschrift, welche im Merc. hist., T. CIV, S. 77—85 vollständig gegeben, von dem Verfasser der Lebensbeschreibung Seckendorff's aber gänzlich mit Stillschweigen übergangen wird, ist eins der wichtigsten Documente in diesem Staatsprocesse, welcher damals die Aufmerksamkeit von ganz Europa beschäftigte.

Sachsen-Altenburg zurück, bis er später in baierische Dienste trat [1]).

Läßt sich Seckendorff vor dem Urtheile der Nachwelt vielleicht nicht in allen Punkten freisprechen, mag ihn namentlich eine ins Kleinliche gehende Habsucht bisweilen zu Fehltritten verleitet haben: für seine militärische Befähigung gab es sicherlich keine glänzendere Rechtfertigung, als den elenden Fortgang und das trübselige Ende des Türkenkrieges, den er wenigstens nicht ganz ohne Glück begonnen hatte.

Feldmarschall Philippi, wie gesagt, nach Seckendorff's Abreise mit dem Oberbefehle des Heeres betraut, hatte seine Truppen in einem befestigten Lager bei Sabacz zusammengezogen, wo bereits am 25. October auch das Corps des Prinzen von Hildburghausen zu ihm stieß. Eines Angriffes der Türken gewärtig, welcher indessen nicht erfolgte, verweilte er dort noch bis gegen die Mitte Novembers. Dann nöthigte ihn aber das bedeutende Anschwellen der Save das Lager über diesen Fluß hinüber zu verlegen und bald darauf die Truppen in ihre Winterquartiere abmarschiren zu lassen.

Ebenso hatte Feldmarschall Khevenhiller, nachdem er am 25. September noch ein siegreiches Gefecht in seinem Lager bei Radejowatz am Timok bestanden hatte, nach dem Falle von Nissa mit seinem Corps, dessen Kern die sächsischen Hülfstruppen bildeten, den Rückzug nach der Donau hin an-

1) Seckendorff, Lebensbeschreibung, a. a. O., S. 272—283. Merc. hist., T. CV, p. 415—421, wo namentlich seine an den Kaiser gerichtete Vorstellung gegeben wird, welche seine mildere Behandlung in Gratz zur Folge hatte. Ganz sind die Gründe des gegen Seckendorff verhängten Verfahrens noch keineswegs aufgeklärt. Unsere Bemühungen, darüber vielleicht mittelst der handschriftlichen Schätze in dem Seckendorffischen Hausarchive zu Meuselwitz einiges neue Licht verbreiten zu können, mußten schon deshalb ohne Erfolg bleiben, weil die betreffenden, wie es scheint, nicht unwichtigen Papiere, schon vor längerer Zeit in das k. k. Staatsarchiv zu Wien übergegangen sind. — Der Erlaß des Hof-Kriegsrathes vom 6. November 1740, welcher Seckendorff seine Freiheit wiedergab, findet sich in der vom Grafen von Reipperg herausgegebenen: „Umständlichen auf Original-Documente gegründeten Geschichte des zu Belgrad am 18. September 1739 geschlossenen Friedens", Frankfurt und Leipzig 1790, S. 395.

getreten. Unter beständigen Kämpfen mit den ihm nachsetzenden osmanischen Reiterschaaren erreichte er, über Alt-Orsowa, Mehadia, durch das Banat hindurch endlich im December die in Oberungarn, in Kaschau, Eperies, Leitschau u. s. w., angewiesenen Winterquartiere.

Und endlich war auch Graf Wallis, welcher zu Anfange des Feldzugs von Siebenbürgen aus bis Campolungo vorgedrungen war, Kempina, Periesan, Tergowist, Petesti u. s. w. besetzt hatte, und dann, nach dem vergeblichen Hülfszuge gegen Widdin, bei Krajowa stehen geblieben war, noch vor Ausgang des Jahres durch die Statthalter von Widdin und Bender wieder gänzlich aus der Walachei und Moldau nach Siebenbürgen zurückgeworfen worden [1]).

Das waren die traurigen Resultate des ersten österreichischen Feldzuges in diesem schweren Türkenkriege, welcher abermals so ungeheure Opfer an Geld und Menschenleben kostete. Etwas günstiger, wenn auch keineswegs ganz befriedigend, waren da denn doch die Ergebnisse des russischen Feldzuges dieses Jahres. Wenigstens wurde Assow erhalten und Oczakow gewonnen.

Feldmarschall Münnich hatte mit seiner 60—70,000 M. starken Armee, welche einen Artilleriepark von 62 schweren Belagerungsgeschützen, 11 Mörsern, 16 Haubitzen, 160 leichten Feldstücken und 392 kleinen Granatenmörsern mit sich führte, schon zu Anfang April seine Standquartiere am Dnieper verlassen, war zu Ende Juni über den Bug gegangen und stand am 11. Juli unter den Mauern von Oczakow, wo sich damals eine Besatzung von 20,000 M. befand. Die Beschießung der Festung wurde, obgleich es noch an gesicherter Zufuhr von Proviant und Munition fehlte, sofort begonnen. Schon zwei Tage nachher war die Stadt in Brand geschossen. Das große Pulvermagazin flog unter furchtbarem Getöse in die Luft, zerstörte einen großen Theil der Festungswerke und begrub mehr wie 6000 M. unter ihren Trümmern.

1) Das Nähere über den Ausgang dieses Feldzuges findet sich bei Schmettau, a. a. O., S. 102 fg. und S. 113—140: „Journal du corps d'armée commandé par le maréchal comte de Khevenhuller, depuis le 22. Septembre jusqu'a la fin de la campagne."

Die ganze Festung glich nur noch einem Feuermeer. Der Commandant sah sich außer Stand, sie noch länger zu halten. Er steckte die weiße Fahne aus und verlangte einen Waffenstillstand von 24 Stunden. Münnich gewährte ihm jedoch nur eine Stunde Bedenkzeit. Noch während über die Capitulation unterhandelt wurde, drangen nun aber die Husaren und die Donischen Kosaken durch die Breschen in die Stadt ein, und richteten unter dem Reste der Besatzung ein furchtbares Blutbad an. Man fand in der Stadt und auf den Wällen mehr wie 17,000 türkische Leichen. Die Besatzung, welche sich auf Gnade und Ungnade ergab, zählte kaum noch 3500 M. Aber auch die Russen hatten etwa 4000 M. an Todten und Verwundeten eingebüßt. Unter der sehr beträchtlichen Beute befanden sich etwa 100 brauchbare Geschütze, ein großer Vorrath von Waffen aller Art und 300 Fahnen [1]).

Da Münnich sich außer Stand sah, für die Verpflegung seines übrigens schon um ein Drittel geschwächten Heeres in der Nähe von Oczakow gehörig Sorge tragen zu können — die kleine Flotte, welche ihm den nöthigen Proviant auf dem Dnieper zuführen sollte, traf erst 14 Tage nach der Einnahme der Festung bei derselben ein —, so trat er schon nach 2 Tagen den Rückzug nach dem Bug hin an. In der Stadt, welche fast nur noch ein Trümmerhaufen war, blieb eine verhältnißmäßig geringe Besatzung von 2 Regimentern Dragonern, 12 Bat. Fußvolk und 2000 Kosaken zurück. Sie mußten aber, da in der Festung selbst kein Unterkommen für sie zu finden war, zum größten Theile außerhalb derselben hinter einigen in der Eile aufgeworfenen Verschanzungen untergebracht werden. Übrigens wurde für Alles gesorgt, was zur Vertheidigung gegen einen plötzlichen Überfall dienen konnte, den man allerdings jeden Augenblick zu befürchten hatte. Generalmajor Stoffeln, einer der ausgezeichnetsten Ingenieur-Officiere, erhielt den Oberbefehl über die Besatzung dieses wichtigen Postens. Um ihn auch von dieser Seite zu decken,

1) Manstein, Mémoires, p. 192—210 und die officiellen Berichte Münnich's und des Serasliers: Mercure hist., T. CIII, p. 297—310, und p. 394—402.

wurden 2 Regimenter in Kinburn zurückgelassen. Münnich selbst hatte schon zu Ende August die Ukräne wieder erreicht, und entließ kurz darauf die Truppen nach ihren Winterquartieren, während er das seinige in Pultawa aufschlug [1]).

Unterdessen war Marschall Lascy mit dem zweiten Armeecorps in der Stärke von 40,000 M. von Pawlowsk aus bis an die Ufer des Meeres von Assow vorgedrungen, um von dieser Seite, unterstützt von der Flotte des Don, unter Contreadmiral Bredal, in die Krim einzubrechen. Da der Chan der Tataren ihn hinter den wiederhergestellten Linien von Perekop erwartet hatte, fand er fast gar keinen Widerstand, als er sich um die Mitte Juli über die Meerenge von Arabat den Weg in die Halbinsel bahnte. Türken und Tataren wichen nach einigen kleinen Gefechten überall zurück. In wenigen Tagen war die damals noch sehr blühende Stadt Karasbasar — sie zählte 6000 steinerne Häuser, 38 Moscheen und 2 Kirchen — erreicht und wurde fast ohne Schwertstreich genommen. Bleibenden Gewinn brachte freilich auch dieser Einbruch in die Krim nicht. Da Karasbasar, vorzüglich wegen Mangel an Pferdefutter, nicht gehalten werden konnte, wurde, nachdem es ausgeplündert worden war, ohne weiteres der Rückweg angetreten. Er artete nur zu sehr abermals in einen nutzlosen Verheerungszug aus. Mehr wie 1000 Flecken, Dörfer und Weiler sollen damals von den Russen und Kalmücken, welche bis in die Gegend von Baktschiserai schweiften, in Asche gelegt worden sein, und mehr als 30,000 Stück Hornvieh und 100,000 Schafe wurden dem abziehenden Heere nachgetrieben. Um die Mitte August hatte Lascy die Halbinsel schon wieder verlassen und bei Molotschnie-Wodi eine feste Stellung eingenommen. Von da aus schickte er einige Streifpartieen nach der Landenge von Perekop, ohne daß jedoch die Tataren gewagt hätten, die Linien zu verlassen. Zu Anfang September setzte er dann seinen Rückzug nach der Ukräne fort, und einen Monat später hatten seine Truppen schon wieder ihre

1) Manstein, Mémoires, p. 212—221.

Winterquartiere am Don und Donetz erreicht, während er selbst das seinige in Charkow bezog.

Der Seekrieg hatte sich indessen auf einen Angriff des Geschwaders des Contreadmirals Bredal auf die Flotte des Kapudan-Pascha bei den Höhen von Kiskow beschränkt (am 9. und 10. August). Die Russen blieben dabei im Vortheil; namentlich hatte das Admiralsschiff des Kapudan-Pascha viel zu leiden, sodaß derselbe sich genöthigt sah, seinen wahrscheinlich gegen Affow gerichteten Plan aufzugeben und sich nach Kaffa zurückzuziehen [1]).

In Constantinopel hatte seit langer Zeit Nichts so sehr den Haß gegen Rußland und die christliche Welt entflammt, als der Verlust von Oczakow. Es sollte und mußte um jeden Preis wiedergenommen werden, und zwar sogleich, noch in diesem Jahre. Im Diwan glaubte man, wie es hieß, vorzüglich auf Betrieb des zum Seraskier erhobenen Renegaten Bonneval, selbst die Gefahren eines Winterfeldzugs nicht scheuen zu dürfen, um hier die Ehre des osmanischen Namens zu rächen. Den Truppen, welche daran theilnehmen würden, wurde doppelter Sold zugesagt. Der Großherr selbst brachte zu diesem Zwecke ansehnliche Summen aus der innern Kasna zum Opfer, und die Großen des Reichs folgten mit ihren Schätzen nothgedrungen seinem Beispiel. Bonneval soll seinen Kopf zum Pfande eingesetzt haben, daß Oczakow noch vor Ausgang des Jahres wieder im Besitz der Osmanen sein würde.

Die Umstände schienen die Erfüllung dieser Verheißung allerdings zu begünstigen. Die an sich schwache Besatzung hatte in Folge von Entbehrungen, Anstrengungen und bösen Krankheiten schon bedeutend gelitten. Sie war von 8000 bereits bis auf 5000 M. zusammengeschmolzen. Die Zufuhr wurde in der fast einer Wüste gleichenden Gegend bei der weit vorgerückten Jahreszeit mit jedem Tage schwieriger, und an Entsatz war, da die russischen Truppen schon längst ihre weit entfernten Winterquartiere bezogen hatten, gar nicht zu denken [2]).

1) Manstein, Mémoires, p. 224—236.

2) Mercure historique, T. CIII, p. 592, 625 und 630.

Um nun keine Zeit zu verlieren, erhielten der in der Gegend von Bender stehende Seraskier Gendsch-Ali-Pascha und der Chan der Krim Befehl, sogleich mit 20,000 Türken und ebenso viel Tataren gegen Oczakow hin aufzubrechen, während der Kapudan-Pascha die Festung von der Seeseite angreifen sollte. Am 17. October erschienen die ersten osmanischen Segel in der Nähe von Kinburn, zogen sich aber sogleich wieder zurück, als sie die russische Flottille im Hafen von Oczakow erblickten. Zwei Tage später wurden die ersten feindlichen Reiterschaaren von der Landseite her vor der Festung sichtbar, und am 27. schlug das ganze Belagerungscorps in Kanonenschußweite von den Wällen Lager.

Der Angriff wurde sofort mit großer Energie begonnen, aber auch mit gleicher Bravour ausgehalten und abgeschlagen. Schon in der nächsten Nacht flogen die ersten Bomben in die Verschanzungen. Zwölf Tage hinter einander wurde dann der Sturm erneuert, ohne daß es den Belagerern gelungen wäre, in die schon halb zerstörten Werke einzudringen. Sie wurden immer mit sehr ansehnlichen Verlusten zurückgeworfen. General Stoffeln wußte seine schwachen Vertheidigungsmittel mit seltener Geschicklichkeit zu verwenden, namentlich die Minen.

Bis in die Nacht vom 9. zum 10. November währte das feindliche Feuer ohne Unterlaß. Dann verstummte es plötzlich. Man sah schon an mehreren Stellen des Lagers Feuersäulen aufsteigen, und am Morgen fand man es völlig geräumt. Die bedeutenden Verluste, unaufhörliche Regengüsse, der Mismuth der Truppen, welche den Dienst versagten — 10,000 M. liefen geradezu davon — und das Gerücht, daß ein starkes Entsatzungscorps im Anzuge sei, hatten den Seraskier bestimmt, die Belagerung in aller Eile mit Zurücklassung einer großen Menge von Rüstzeug aufzuheben. Der Verlust der Osmanen wurde auf 20,000 M. geschätzt, während die Russen etwa 2000 M. verloren hatten. General Stoffeln, welcher sich durch diese heldenmüthige Vertheidigung des wichtigen Platzes in der russischen Kriegsgeschichte einen unsterblichen Namen gemacht hat, erhielt zum Lohne ansehnliche Ländereien in der Ukräne, und der ganzen Be-

satzung wurde eine außerordentliche Soldzulage auf mehrere Monate gewährt [1]).

So hart aber auch dieser Schlag die Pforte traf, so war er doch nicht dazu gemacht, ihren Stolz, welcher durch die glückliche Wendung der Dinge in Serbien, Bosnien und der Walachei, die Wiedereinnahme von Nissa und die gänzliche Vertreibung der Kaiserlichen von osmanischem Gebiet, wieder bedeutend gehoben worden war, soweit zu demüthigen, daß sie sich bei den ferneren Friedensunterhandlungen besonders nachgiebig hätte zeigen sollen. Von Wichtigkeit war es dafür überdies, daß das Reichssiegel aus den Händen des gemäßigten und fügsamen Muhsinsade-Abdullah-Pascha, welcher erst am 18. December seinen triumphirenden Einzug in Constantinopel gehalten hatte, einige Tage nachher, auf Betrieb des allmächtigen Kislaraga, in die des hochfahrenden und hartnäckigen Jegen-Mohammed übergegangen war, welcher von dem Frieden Nichts wissen wollte [2]).

Das Schicksal des Congresses von Nimirow war ohnehin längst vorher entschieden worden. Die osmanischen Bevollmächtigten hatten schon am 14. October, also noch vor der Wiedereroberung von Nissa, von Constantinopel aus die gemessensten Befehle erhalten, alle weiteren Verhandlungen abzubrechen. Das Ultimatum der Pforte auf die letzten Forderungen der verbündeten Mächte lautete kurz dahin: „Der Großherr könne, da er der verletzte Theil sei, den Frieden nur unter der Bedingung eingehen, daß ihm die Genugthuung gewährt werde, die er verlangt habe. Alle Vorschläge der Höfe zu Wien und St. Petersburg stehen aber damit in geradem Widerspruche; er müsse sie daher gänzlich verwerfen."

Alle Vorstellungen der russischen und der kaiserlichen Be-

1) Manstein, Mémoires, p. 236—249. Dann die ausführlicheren Berichte des Generals Stoffeln selbst: Mercure historique, T. CIII, p. 704—708, und T. CIV, p. 98—106.

2) In einem venetianischen Berichte, bei Hammer, O. G., Bd. VII, S. 503, wird er geschildert als: „un uomo superbo e feroce, solito ad operare piu per trasporto che per prudenza, che ha gran opinione di se stesso e crede che niun sia a lui pare nel conoscer gli affari."

vollmächtigten dagegen, alle Bemühungen, namentlich auch des Generals Myr, die gänzliche Auflösung des Congresses zu verhindern, waren vergeblich. Die Osmanen wollten durchaus nichts mehr hören, ließen ihre Zelte abbrechen und traten, unter einer Ehrenbegleitung der polnischen Krongarde, den Rückweg nach dem Lager des Großwesirs an. Zuvor hatten sie dem Kronfeldherrn und General Myr in einem sehr schmeichelhaften Schreiben für die freundliche Aufnahme ganz besonders gedankt, und dabei die Versicherung ausgesprochen, daß die Pforte, welches auch der Ausgang des Krieges sein möge, mit Polen stets in Friede und Freundschaft leben werde, ohne es je mit den übrigen Mächten, welche den Krieg begonnen hätten, auf gleichen Fuß zu stellen. Natürlich blieb darauf auch den Vertretern des Kaisers und der Kaiserin weiter nichts übrig, als sich gleichfalls zurückzuziehen [1]).

Baron von Talmann, welchem die Pforte hinterher noch Schuld gab, daß er sie trügerischer Weise mit leeren Friedenshoffnungen hingehalten habe, um die längst gehegten feindlichen Absichten des Kaisers desto besser zu verhüllen, rechtfertigte sich gegen eine solche Beschuldigung schon von Lemberg aus, wohin er sich zunächst begeben hatte, in einer Denkschrift, in welcher, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers, nochmals sein ganzes Verhalten in der Sache klar und bündig dargelegt war. Sämmtlichen zu Constantinopel residirenden Vertretern befreundeter Mächte wurde dieses interessante Actenstück officiell mitgetheilt [2]).

Dagegen hielt es auch die Pforte für angemessen, die Gründe der Auflösung des Congresses zu Nimirow, von ihrem Standpunkte aus, den Vertretern der christlichen Mächte in einem eigenen Rundschreiben mitzutheilen. Der Hauptgedanke desselben war, daß der Großherr sich außer Stande gesehen habe, die ihm als Präliminarien vorgelegten Punkte anzunehmen, und deshalb Befehl ertheilt habe, die Verhandlun-

1) Mercure historique, T. CIII, p. 583 und p. 588—592, wo auch das Ultimatum der Pforte wörtlich gegeben wird.

2) Es findet sich vollständig Merc. hist., T. CIV, p. 69—74; es ist am 7. November 1737 zu Lemberg unterzeichnet.

gen abzubrechen, daß er aber nichtsdestoweniger noch immer bereit sei, den Höfen zu Wien und zu St. Petersburg die Hand zum Frieden zu reichen, vorausgesetzt, daß dies auf eine ehrenvolle und der Würde des osmanischen Reiches entsprechende Weise geschehen könne [1]). Als aber der Congreß auf diese Weise sein trostloses Ende erreicht hatte, waren die Friedensverhandlungen schon wieder in ein neues Stadium eingetreten, in welchem vorzüglich die Thätigkeit der vermittelnden Mächte, vor Allem Frankreichs, wieder in dem Vordergrunde erscheint.

Bereits um die Mitte des Jahres hatte der friedfertige Großwesir, als er zu der Einsicht gelangt war, daß bei den hochgestellten Forderungen der verbündeten Mächte ohne die Hülfe eines einflußreichen Vermittlers schwerlich eine befriedigende Ausgleichung zu erzielen sei, durch ein an Cardinal Fleury, den Premierminister Ludwig's XV., gerichtetes, sehr freundlich gehaltenes Schreiben die Vermittelung des Cabinets von Versailles in Anspruch genommen. Der französische Hof, welcher allerdings, ebenso wohl wie die Seemächte, darauf Bedacht nehmen mußte, daß eine zu große Schwächung der osmanischen Macht namentlich Rußlands Einfluß im europäischen Orient, vor Allem zum Nachtheil des französischen Levantehandels, mit der Zeit ein zu großes Übergewicht verleihen möchte, hatte sich indessen, in Erwartung des weiteren Verlaufes der Dinge im Felde und zu Nimirow, nicht gerade beeilt, dem Anliegen der Pforte entgegenzukommen. Erst zu Anfang Octobers gab der König in einem an den Sultan gerichteten Schreiben seine Bereitwilligkeit zu erkennen, die gewünschte Vermittelung zu übernehmen. Bald darauf, um die Mitte desselben Monats, ließ dann auch Cardinal Fleury die Vollmachten ausfertigen, welche den Vertreter Frankreichs zu Constantinopel, Marquis von Villeneuve, als außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister (Ambassadeur extraordinaire et Plénipotentiaire) mit dieser Vermittelung förmlich betrauten [2]).

1) Mercure historique, T. CIII, p. 629.

2) Histoire des négociations pour la paix conclue à Belgrade

Diese Vollmachten waren aber freilich zunächst nur darauf berechnet, daß sich Villeneuve unverzüglich nach dem Congreß von Nimirow verfügen und dort allen seinen Einfluß zum Zwecke eines befriedigenden Übereinkommens zwischen den kriegführenden Mächten geltend machen sollte. Sie hatten also, da der Congreß um diese Zeit schon in der Auflösung begriffen war, ihren Zweck und ihre Gültigkeit bereits wieder verloren, als sie in die Hände des Gesandten gelangten. Gänzlich veränderte Verhältnisse machten nun natürlich auch eine andere Haltung der vermittelnden Mächte nöthig. Marquis von Villeneuve mußte, ehe er weitere Schritte thun konnte, erst völlig darüber im Klaren sein, ob die Pforte bei ihrer Ansicht im Betreff der nachgesuchten Vermittelung Frankreichs beharren wolle oder nicht?

Das Erstere war allerdings der Fall. Das jüngste Misgeschick vor Oczakow hatte den Diwan wenigstens soweit herabgestimmt, daß der Kaimakam beauftragt wurde, abermals die Vermittelung Frankreichs nachzusuchen. Villeneuve erhielt demgemäß bereits zu Anfang Decembers neue Vollmachten und entsprechende Instructionen seines Hofes, jedoch mit der ausdrücklichen Beschränkung, daß er davon nicht eher Gebrauch machen solle, als bis die beiden Höfe zu Wien und zu St. Petersburg sich mit dieser Vermittelung einverstanden erklärt haben würden.

Das Cabinet zu Wien, wo auch der neu ernannte französische Gesandte, Marquis von Mirepoix, in gleichem Sinne thätig war, erhob deshalb keine Schwierigkeiten. Villeneuve hatte gleichfalls schon zu Anfang Decembers von dem Oberstkanzler, Grafen von Sinzendorf, die schriftliche Zusage erhalten, daß der Kaiser die Vermittelung Frankreichs gern annehme. Auch waren ihm zugleich die

etc. par M. L'Abbé Laugier, Paris 1768, T. I, p. 73—81; und dann das Schreiben des Großwesirs an Cardinal Fleury vom 17. Juli, das Ludwig's XV. an den Sultan vom 1. October, und die Villeneuve ertheilten Vollmachten vom 19. October 1737: daselbst, Th. II, S. 265—275. Endlich einige hierher gehörige Schreiben des Cardinals Fleury u. s. w., bei Hammer, O. G., Bd. VII, S. 613—615.

Bedingungen mitgetheilt worden, unter welchen das kaiserliche Cabinet sich zum Frieden verstehen werde [1]).

Der Hof von St. Petersburg dagegen machte seine Zustimmung zur Vermittelung des Cabinets von Versailles von der Gewährung des Verlangens abhängig, daß außer Frankreich auch die Seemächte mit hinzugezogen werden müßten. Dies war allerdings um so auffallender, da Rußland bis dahin die Seemächte bei den Friedensverhandlungen so viel wie möglich fern zu halten gesucht hatte, und deren Vertreter deshalb auch während der ganzen Dauer des Congresses zu Nimirow in dem Lager des Großwesirs zu Babatagh zurückgeblieben waren. Jetzt aber fürchtete Rußland offenbar, daß die alleinige Vermittelung Frankreichs zu sehr zu Gunsten des Kaisers ausschlagen möchte, ein Übelstand, dem es eben durch den Beitritt und den Einfluß der Seemächte am wirksamsten entgegentreten zu können hoffte. Da aber auch von der Pforte die dreifache Vermittelung, anfangs wenigstens, nicht ungern gesehen wurde, so mußte sich Frankreich freilich darein fügen [2]).

Erschwerte schon dies den Fortgang der Verhandlungen des Marquis von Villeneuve mit der Pforte, so sah er sich noch mehr durch die misgünstige Stimmung des Kaimakam behindert. Denn dieser empfing ihn sehr kalt, als er ihm die Mittheilung machte, daß Frankreich abermals bereit sei, sich dem schwierigen Werke der Vermittelung zu unterziehen. Allerdings, erklärte er ihm ohne weiteres, sei die Pforte noch immer gesonnen, den Krieg durch die Vermittelung des Kaisers von Frankreich zu Ende zu führen, zuvor aber wünsche sie, dem Kaiser von Deutschland die Wichtigkeit des Dienstes, welchen ihm Frankreich durch die Wiederherstellung des Friedens leisten werde, noch etwas mehr fühlen zu lassen; sie denke daher vorerst nur an die Fortsetzung des Krieges; man werde es ihm, Villeneuve, wissen lassen, wenn es Zeit sei, die Friedensverhandlungen wieder aufzunehmen [3]).

1) Laugier a. a. O., Th. I, S. 101.

2) Daselbst, S. 123 und 131, und Mercure historique, T. CIV, p. 149.

3) Laugier a. a. O., S. 102.

Und noch schlimmer gestalteten sich natürlich die Verhältnisse, als kurz darauf derselbe Kaimakam, Jegen-Mohammed, wie wir gesehen haben, als Großwesir an die Spitze der Reichsgewalt trat. Seine Politik in Bezug auf den Frieden ging nun vorzüglich darauf hin, die Interessen und die Kräfte der beiden verbündeten Mächte dadurch zu theilen und zu schwächen, daß er sie zu Separatfriedensschlüssen zu bewegen suchen wollte. Sehr geheim gehaltene Unterhandlungen mit dem Cabinet zu St. Petersburg, bei denen sich Graf Ostermann, selbst ohne Wissen der Kaiserin, der Hülfe des noch daselbst gefangen gehaltenen Paschas von Oczakow bedient haben soll, mögen zu diesem Zwecke wirklich im Gange gewesen sein. Allein die von Rußland gemachten Vorschläge scheinen dem Diwan doch nur sehr wenig zugesagt zu haben. Überdies scheiterten für jetzt alle weiteren Bemühungen dieser Art an dem einmüthig ausgesprochenen Entschlusse der beiden verbündeten Mächte, auf einen Separatfrieden in keinem Falle einzugehen und bis zum Ausgange des Krieges bei ihrer Bundesgenossenschaft zu beharren [1]).

Nachdem der Großwesir seine Hoffnungen in dieser Beziehung vereitelt sah, suchte er vor Allem dadurch Zeit zu gewinnen, daß er Villeneuve so lange wie möglich auf bestimmte Erklärungen über die eigentlichen Absichten der Pforte warten ließ. Erst am 10. Februar 1738 eröffnete er ihm 1738
in einer geheimen Unterredung in seinem Landhause am Kanal ohne Umschweife, daß der Großherr gesonnen sei, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis er Oczakow, Kinburn und

1) Laugier a. a. O., S. 112—115. „Il comprit", heißt es hier von Villeneuve, „que la politique du Grand-Visir étoit de traiter séparément avec les deux Puissances alliées dans l'espérance de les désunir." Der Mercure historique, T. CIV, p. 186 bezweifelt überhaupt, daß damals eine solche geheime Verhandlung zwischen dem Cabinet von St. Petersburg und der Pforte stattgefunden habe. „Ces bruits", heißt es darüber in einem Schreiben aus St. Petersburg, „de quelqu' endroit qu'ils viennent, ne sont repandu, que pour faire naître des soupçons et de la défiance entre notre Cour et celle de Vienne, mais c'est inutilement." Überhaupt ist das sehr ins Einzelne eingehende Werk von Laugier in vielen Punkten mit großer Vorsicht zu gebrauchen.

Asſow wiedergenommen, Temeswar und Belgrad erobert, und Rakoczy die Herrſchaft von Siebenbürgen und Ungarn verſchafft habe. So übertriebene Forderungen waren freilich nicht mit den Inſtructionen vereinbar, welche Villeneuve theils von ſeinem eigenen Hofe, theils von Wien und St. Petersburg erhalten hatte. Denn dieſe gingen im Weſentlichen darauf hinaus, durch gegenſeitige Nachgiebigkeit einen Mittelweg ausfindig zu machen, welcher den Intereſſen der Betheiligten auf gleiche Weiſe Genüge thun könne. Der Hof von Verſailles hatte zu dieſem Zwecke die einfache Verlängerung des Friedens zu Paſſarowicz, die Zurückgabe von Oczakow und Kinburn an die Pforte, und die Abtretung von Aſſow an Rußland in Vorſchlag gebracht. Selbſt die Kaiſerin ſollte ſchon ſo weit auf dieſen Vorſchlag eingegangen ſein, daß ſie unter der Hand zu erkennen gegeben, ſie würde nicht anſtehen, Oczakow unter gewiſſen Bedingungen zu räumen, wenn ihr nur Aſſow verbliebe [1]).

Nichtsdeſtoweniger blieb gerade dies der offene Anſtoß bei den weiteren Verhandlungen. Denn die Pforte glaubte unter allen Umſtänden darauf beharren zu müſſen, daß Oczakow und Kinburn ihr zurückgeſtellt, und Aſſow im äußerſten Falle Rußland nur unter der Bedingung überlaſſen werde, daß die Feſtungswerke geſchleift würden. Wenn jene beiden Feſtungen im Beſitz Rußlands verblieben, fürchtete ſie, ſo würde nicht nur die Verbindung der Tataren der Krim mit dem osmaniſchen Reiche gänzlich abgeſchnitten ſein, ſondern Rußland dort auch leicht ein Arſenal errichten und eine Flotte unterhalten können, von da aus das Schwarze Meer beherrſchen und mittels der Koſaken, wie vor Zeiten, die Küſtenländer des osmaniſchen Reiches heimſuchen und ſelbſt Conſtantinopel bedrohen. Gerade aus dieſen Gründen leuchtet es aber auch ein, wie ungern das Cabinet von St. Petersburg auf dieſe Eroberung Verzicht leiſten mochte [2]).

Auf der andern Seite hatte ſich der Hof zu Wien allerdings im Allgemeinen bereit erklärt, den Frieden von Paſſa-

1) Laugier a. a. O., S. 124—129.

2) Daſelbſt, S. 132—140.

rowicz, vorbehaltlich der durch die Umstände gebotenen Modificationen, als Grundlage der schwebenden Verhandlungen gelten zu lassen. Allein nun erschwerte auch hier vorzüglich das sonderbare Verlangen der Pforte im Betreff Rakoczy's eine befriedigende Übereinkunft und die Vermittelung Frankreichs bedeutend. So wie dieselbe nämlich früher Emerik Tököly und dann Franz Rakoczy als bequeme Werkzeuge gebraucht hatte, dem Kaiser in Ungarn und Siebenbürgen Schwierigkeiten zu bereiten, so nahm sie jetzt keinen Anstand, den Sohn des Letzteren, den jungen Joseph Rakoczy, zu gleichen Zwecken an sich zu ziehen und seinen ehrgeizigen Absichten, wenn auch nur als Einschüchterungsmittel, offen jedweden Vorschub zu leisten.

Dieser junge Fürst war, seitdem das Misgeschick seinen Vater nach Rodosto in die Verbannung geführt hatte, am Hofe zu Wien erzogen worden, wo der Kaiser ihm nicht nur ein standesgemäßes Jahrgeld ausgesetzt, sondern auch wiederholt seine nicht unbeträchtlichen Schulden bezahlt hatte. Ehrgeizig, wie er war, und der lästigen Bevormundung der kaiserlichen Wächter müde, hatte er bereits im Jahre 1734 Mittel gefunden, Wien heimlich zu verlassen. Er hatte sich zunächst nach Venedig und Rom begeben, um von da aus mit Hülfe Frankreichs oder des Königs von Neapel seine vermeintlichen Rechte auf das Fürstenthum von Siebenbürgen und die väterlichen Güter in Ungarn geltend zu machen. Der im April 1735 erfolgte Tod seines Vaters schien seinen Ansprüchen nur einen rechtlichen Grund mehr zu leihen. Er begab sich daher im December 1736 nach Rodosto und bald darauf nach Constantinopel, um nun auch die Hülfe der Pforte für seine Zwecke zu erbitten. Der Diwan hielt es indessen damals nicht für angemessen, sich mit ihm tiefer einzulassen. Denn er wollte noch Alles vermeiden, was dem Kaiser Anstoß geben und den bereits befürchteten Bruch mit demselben nur beschleunigen könne. Er schickte daher Rakoczy mit der Weisung, sich dort ruhig zu verhalten, ohne weiteres nach Rodosto zurück [1]).

1) Katona, Hist, crit. regum Hungariae, T. XXXVIII, p. 756 und 758.

Jetzt aber, nach dem Ausbruche des Krieges, und vorzüglich nachdem im Laufe des Jahres 1737 das Waffenglück sich wieder auf ihre Seite zu neigen schien, fand es die Pforte ganz ihrem Interesse gemäß, dem Kaiser auch diesen Rakoczy als Haupt der Rebellen in Ungarn und Siebenbürgen entgegenzustellen. Der Sultan ließ ihn also mit seinem ganzen Gefolge förmlich nach Constantinopel einladen, wo er bereits am 20. September eintraf und mit fürstlichen Ehren feierlich empfangen wurde. Ein auf das glänzendste ausgestatteter Palast wurde ihm zur Residenz angewiesen; ein Geschenk von 12 Beuteln und eine Anzahl der schönsten Pferde aus den Marställen des Großherrn und des Kaimakam sollten zu seiner ersten Einrichtung dienen, und die schon seinem Vater bewilligt gewesenen Tagegelder wurden auch ihm zum Unterhalte seines kleinen Hofstaates bestimmt [1]). Bald darauf, im
1738 Januar 1738, kam dann auch zwischen ihm und der Pforte ein förmlicher Vertrag zu Stande, welcher in elf Artikeln folgende wesentliche Bestimmungen enthielt:

Rakoczy wird von der Pforte als Fürst von Siebenbürgen und Herzog von Ungarn (Duca di Ongaria e Principe di Transilvania) anerkannt, vorbehaltlich der Wahl desselben durch die betreffenden Stände, sobald sie diese frei und ungehindert vollziehen können. Alle mit den Waffen eroberten Orte in Ungarn und Siebenbürgen sollen ihm verbleiben, selbst wenn sie früher auch im Besitz der Pforte gewesen sind. Dagegen verpflichtet er sich, in Friedenszeiten 100,000 M., und im Fall eines Krieges mit auswärtigen Feinden 200,000 M. unter den Waffen zu erhalten, und das ehemals von Siebenbürgen an die Pforte gezahlte Jahrgeld von 40,000 Piastern zu erlegen. Der Sultan wird ihm zur Vertheidigung seiner Staaten ein Heer von 80,000 M. stellen, für deren Verpflegung beide Theile in angemessenen Verhältnissen (proporzionatamente) zu sorgen haben. Sollte die Eroberung von Siebenbürgen nicht gelingen, so wird die

1) Die genauesten Nachrichten über diesen Empfang Rakoczy's zu Constantinopel gibt der Merc. hist., T. CIII, p. 631 und T. CIV, p. 268—273.

Pforte dafür einstehen, daß beim Abschluß des Friedens Rakoczy und seinen Anhängern wenigstens ihre Güter dort und in Ungarn zurückgestellt werden, sowie sie sich auch anheischig macht, ihm in diesem Falle die seinem Vater bewilligten Jahrgelder zu gewähren und seinen Anhängern den Aufenthalt in dem osmanischen Reiche, sei es zu Rodosto oder anderwärts, zu gestatten.

Die übrigen Artikel betrafen die Gewährung freier Religionsübung für alle christliche Bekenntnisse, den gesicherten und begünstigten Handelsverkehr zwischen beiden Staaten, und die Erlaubniß, in Constantinopel vier alljährig zu wechselnde Stellvertreter der siebenbürgischen Nation unterhalten zu dürfen. Wer sich in Ungarn und Siebenbürgen dem Fürsten nicht unterwerfen, sondern es noch länger mit dem Kaiser halten würde, wurde schließlich mit der strengsten Ahndung (indignazione) des Großherrn bedroht, wogegen allen Anhängern des Fürsten, Ungarn, Deutschen oder Siebenbürgern, der unbedingte Schutz der Pforte zugesagt wird [1]).

Die förmliche Unterzeichnung dieses Vertrags fand in einer Audienz statt, welche Rakoczy am 25. Januar bei dem Großwesir hatte. Zwei Tage nachher verließ er Constantinopel, um sich zunächst nach Widdin zu begeben, wohin ihn angeblich die ihm zur Eroberung von Siebenbürgen versprochenen Truppen folgen sollten. Bei seiner Abreise ließ er einen seiner Agenten zurück, welcher beauftragt war, den bei der Pforte beglaubigten Vertretern der christlichen Mächte nebst einem Rundschreiben den oben erwähnten Vertrag mitzutheilen. Sie weigerten sich jedoch sämmtlich, ihn anzunehmen [2]).

In Widdin angelangt, erließ Rakoczy sogleich ein bereits am 28. Januar zu Constantinopel unterzeichnetes langes Manifest. Gestützt auf den Vertrag mit der Pforte, welche

1) Am genauesten wird der Inhalt dieses Vertrages in einem Berichte des Bailo von Venedig, Contareni, vom 27. Januar 1738 gegeben, bei Hammer, O. G., Bd. VII, S. 615. Nur ungenau findet er sich bei Laugier a. a. O., S. 118, und im Merc. hist., T. CIV, p. 510.

2) Merc. hist. a. a. O., S. 511.

„keineswegs die Absicht habe, Ungarn und Siebenbürgen durch Eroberung mit dem osmanischen Reiche zu vereinigen, sondern nur beiden Ländern ihre Selbständigkeit und ihre alte Verfassung wiedergeben wolle, um sie zur Schutzmauer (Barrière) zwischen dem osmanischen Reiche und den Staaten des Kaisers zu machen", hebt er hier nochmals alle seine Rechte und Ansprüche auf die ihm als väterliches Erbe zustehende Herrschaft scharf hervor. Zugleich erklärt er aber auch, daß er sich zuvor noch der freien Wahl beider Nationen unterziehen wolle. Denn dies sei eins ihrer ältesten und geheiligtsten Privilegien; und ihm liege ja gerade nichts mehr am Herzen, als ihre Rechte und Freiheiten wiederherzustellen und aufrechtzuerhalten. Diese seien aber namentlich dadurch auf die schmachvollste Weise verletzt worden, daß die Krone von Ungarn und das Fürstenthum von Siebenbürgen in dem Hause Österreich für erblich erklärt worden seien. Er habe dabei nichts als das Wohl und den Ruhm seines theuern Vaterlandes im Auge, und verlasse sich auf die Gerechtigkeit seiner Sache und die Redlichkeit seiner Absichten.

Eine zweite von Widdin aus am 30. Januar erlassene Proclamation des Fürsten forderte dann nach besonders alle Ungarn, welche sich jetzt im feindlichen Lager an der Grenze von Serbien befinden, auf, sich unter seine Fahnen zu schaaren; der Pascha von Widdin sei beauftragt, jedem braven Krieger, welcher sich dort einfinden werde, ein Handgeld von 40 Thalern auszuzahlen und ihm außerdem noch alle möglichen Vortheile zu gewähren [1]).

Alle diese vielverheißenden und drohenden Schritte entsprachen jedoch ihrem Zwecke nicht. Ließ es auf der einen Seite die Pforte an den dem Fürsten zugesagten Unterstützungen fehlen, so war auf der andern der Eindruck, welchen die Verheißungen Rakoczy's in Ungarn und Siebenbürgen machten, doch nur gering. Niemand zeigte besondere Lust, für seine Sache Gut und Blut aufs Spiel zu setzen. Nur einige unruhige Köpfe unter dem widerspenstigen Adel von der

1) Sowol das Manifest, wie die Proclamation werden vollständig gegeben Merc. hist. T. CIV, p. 394 und 409—416.

Partei Tököly's und seines Vaters fanden sich hie und da in geheimen Zusammenkünften zu einander, um sein Panier aufzustecken. Sie wurden aber mit leichter Mühe auseinandergetrieben und zum Theil verhaftet. Außerdem lief ein Haufen liederliches Gesindel zusammen, welcher, etwa 5—6000 M. stark, auf Rakoczy's Namen Freibeuterei trieb und, indem er überall den entsetzlichsten Unfug verübte, lange Zeit der Schrecken und die Geißel des armen Landes war. Auch versäumte der Kaiser nicht, das Manifest Rakoczy's durch ein Gegenmanifest zu beantworten, worin er den Ungrund seiner Beschwerden und seiner Ansprüche nachwies, und ihn geradezu als Feind des Vaterlandes und Majestätsverbrecher für vogelfrei erklärte.

Wer ihn lebend einbringen würde, sollte sofort 10,000 Gulden aus dem kaiserlichen Schatze ausgezahlt erhalten. Wer ihn dagegen todt, oder auch nur seinen Kopf, ausliefern würde, dem wurden 6000 Gulden zugesagt, und überdies seinen Anhängern, wenn sie dazu hülfreiche Hand leisten würden, völlige Amnestie verheißen. Alle diejenigen aber, welche sich seiner Sache in irgend einer Weise annehmen, ihm in Ungarn oder Siebenbürgen Zutritt gestatten, mit ihm in schriftlichen Verkehr treten, seine Manifeste verbreiten, in seinem Interesse geheime Zusammenkünfte halten und für ihn zu den Waffen greifen würden, sollten gleichfalls als Vaterlandsverräther und Majestätsverbrecher betrachtet und mit den dafür ausgesetzten Strafen belegt werden.

Auch trug Papst Clemens XII. kein Bedenken, diesem kaiserlichen Manifeste noch dadurch besonderes Gewicht zu verleihen, daß er im September über Rakoczy und seine Anhänger, als Feinde des christlichen Namens, den Bannfluch verhängte und sie für immer aus aller christlichen Gemeinschaft ausschloß [1]). Es war jedenfalls nur eine ohnmächtige Erwiderung auf dieses kaiserliche Manifest, wenn Rakoczy, welcher im Laufe des Sommers nach Constantinopel zurück-

1) Das Manifest des Kaisers und die Bulle des Papstes werden vollständig gegeben von Katona, Hist. crit. Reg. Hungariae, T. XXXVIII, p. 774—782, und Merc. hist. T. CIV, p. 522.

gekehrt und dort von dem Sultan, als souveräner Fürst von Siebenbürgen, in feierlicher Audienz mit außerordentlichem Gepränge empfangen worden war, einen Preis von 10,000 Dukaten für denjenigen aussetzte, welcher den Herzog von Lothringen, der als Großherzog von Toscana noch an der Spitze der kaiserlichen Truppen in Ungarn stand, lebend oder todt in seine Hände liefern würde [1]).

Überhaupt hatte Rakoczy an seiner eingebildeten Fürstenwürde wenig Freude. Von Sorgen, Kummer und vereitelten Hoffnungen niedergebeugt, verfiel er schon im Laufe des Sommers in eine schwere Krankheit, die er zwar zu verheimlichen suchte, von der er aber nicht wieder genas. Der Bannfluch des Papstes gab ihm, wie es scheint, vollends den Todesstoß. Er überlebte ihn nur wenige Wochen. Er starb bereits am 10. November zu Tschernawoda an der Donau im 38. Jahre seines Alters. Sein Tod vernichtete zugleich die letzten Hoffnungen seiner Partei, an deren Spitze nun sein treuster Gefährte, Michael Czacky, stand [2]).

Nichtsdestoweniger wird es begreiflich, daß Rakoczy, so lange er noch am Leben war, mit seinen Ansprüchen eins der wesentlichsten Hindernisse des erwünschten Fortganges der Friedensverhandlungen bleiben mußte. Denn je eifriger der Marquis von Villeneuve bemüht war, die Unhaltbarkeit, die gänzliche Nichtigkeit seiner Sache darzuthun, je unverholener sie selbst Bonneval, ungeachtet seines verjährten Hasses gegen das Kaiserhaus, für leere Schwindelei erklärte, desto hartnäckiger bestand der Großwesir gerade auf diesem Punkte [3]). Wie konnte es also anders sein, als daß sich diese leidigen Friedensverhandlungen, während man schon wieder von allen Seiten zu den Waffen gegriffen hatte, auf die peinlichste Weise durch den ganzen Sommer hindurchschleppen mußten? —

1) Merc. hist. a. a. O., S. 656—663.

2) Katona a. a. O., S. 772.

3) Merc. hist. a. a. O., S. 509: „Il est survenu de la mésintelligence entre le Prince Ragotsky et le Bacha, Comte de Bonneval. Ce dernier désapprouve les idées du Prince, qui, selon lui, manque de prudence. Le Grand-Vizir en a fait de fortes reprimandes au Comte de Bonneval."

Kinburn, Oczakow und Assow auf der einen, Rakoczy auf der anderen Seite waren die unlösbaren Knotenpunkte, zu welchen sie in ermüdendem Kreislaufe immer wieder zurückkehrten.

Man war damit noch keinen Schritt weiter gekommen, als der Großwesir um die Mitte März Constantinopel verließ, um sich zu dem Heere im Lager bei Adrianopel zu begeben. Auch dort konnte der Marquis von Villeneuve, welcher sich beeilt hatte, dem Großwesir zur Fortsetzung der Verhandlungen seinen Dragoman Delaria und seinen ersten Sekretär, Herrn Peyssonel, nachzuschicken, die Unterzeichnung der von dem Hofe zu Versailles in Vorschlag gebrachten Präliminarien (Abtretung von Assow an Rußland, Zurückgabe von Oczakow und Kinburn an die Pforte, Verlängerung des Friedens von Passarowicz und Entscheidung der übrigen Punkte mittelst eines Congresses) nicht durchsetzen. Bei jedem Punkte wurden nur immer neue Schwierigkeiten erhoben. Selbst ein Schreiben des Cardinals Fleury an den Großwesir vom 10. April, worin er ihm die von der Pforte gewünschte Garantie des Friedens von Seiten Frankreichs zusagte, und ihn besonders dadurch zur Nachgiebigkeit zu bewegen hoffte, daß er ihm einreden wollte, Nadir Schah sei im Begriff, nach der Einnahme von Kandahar, seine Waffen wieder gegen die Pforte zu richten, verfehlte seine Wirkung [1]).

Jejen-Mohammed wollte in dem Frieden, wie er durch die Vermittelung Frankreichs zu Stande kommen sollte, nun einmal nicht mehr die erwünschte Sicherheit und Genugthuung finden. Er wußte zu gut, daß für jetzt von Nadir Schah nichts zu befürchten sei; bestand mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit, mehr wie je, auf der Befriedigung der Ansprüche Rakoczy's, obgleich Villeneuve ihm deutlich genug zu verstehen gegeben hatte, daß man nicht abgeneigt sei, dem Fürsten eine seinem Stande angemessene Existenz zu sichern; verlangte die Schleifung von Assow und wollte die Garantie des Friedens durch Frankreich wol für den Kaiser, aber nicht für Rußland als sicher und genügend gelten lassen.

1) Dieses Schreiben wird gegeben bei Laugier a. a. O., S. 187 –194.

Genug, er weigerte sich geradezu, die Präliminarien zu unterzeichnen, und gab, als er bereits mit seinem Heere bis Nissa vorgerückt war, im Juni sein Ultimatum in einem an den Marquis von Villeneuve gerichteten Schreiben dahin ab, daß die Pforte zwar bereit sei, unter der Garantie Frankreichs und der Zusage einer Genugthuung für Rakoczy mit dem Kaiser auf Grund des „Uti possidetis" Frieden zu schließen, daß dagegen Rußland gegenüber die Garantie Frankreichs keine genügende Sicherheit gewähre und völlig nutzlos sei; mit dieser Macht könne mithin der Friede nur unter der Bedingung erzielt werden, daß Asow gänzlich geschleift werde und sein Gebiet als wüste liegendes, herrenloses Land unbebaut und unbewohnt bleibe, und dann der Friede auf dem Fuße des mit Peter dem Großen am Pruth abgeschlossenen Vertrages wiederhergestellt werde.

Die Auffassungsweise des Großwesirs ist für die damalige Stellung der betheiligten Mächte zu einander zu charakteristisch, als daß wir sie nicht noch etwas bestimmter hervorheben sollten. Für den Kaiser, meint er in seinem Schreiben, böte die Garantie Frankreichs allerdings genügende Sicherheit. „Da dagegen Rußland", fährt er dann wörtlich fort, „von Frankreich weit entfernt und die russische Nation von den anderen sehr verschieden ist, so sehen wir voraus, daß man nach Zeit und Gelegenheit von dieser Garantie gar keinen Nutzen wird ziehen können. Denn wenn Frankreich dem Kaiser irgend einen Vorschlag machen wird, der Rußland betrifft, wird man nur zu leicht Mittel finden, ihn zu umgehen. Läßt man aber den Russen die Festung Asow in dem Zustande, wo sie jetzt ist, so wissen wir aus Erfahrung, daß sie sich einige Zeit verstellen werden (qu'ils dissimuleront pendant un temps), daß sie jede Art von Freundschaft und gutem Einvernehmen an den Tag legen werden, unterdessen aber daran arbeiten, eine Flotte auf dem Meere von Asow segelfertig zu machen und andere Rüstungen vorzunehmen. Dann aber fallen sie unversehens über unsere Küstenländer des Schwarzen Meeres her und fügen uns, ohne daß wir dazu Veranlassung gegeben hätten, großen Schaden zu, wie die Erfahrung uns schon bei mehreren Gelegenheiten gelehrt hat. Mithin kann

man, wenn Asſow den Ruſſen in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande verbleibt, von ihrer Seite keine Sicherheit erwarten." Und dann fügt er noch in Bezug auf Rakoczy hinzu: „Was die dieſem Fürſten zu gewährende Genugthuung betrifft, ſo iſt es unmöglich, zum Abſchluſſe dieſes Friedens zu gelangen, ſo lange man ſich nicht verpflichtet, ſie ihm vollſtändig zu gewähren [1]).

Damit waren vorerſt wieder alle weiteren Friedensverhandlungen ſo gut wie abgebrochen. Marquis von Villeneuve mußte nun abermals neue Inſtructionen abwarten, ehe er ſich zu ferneren Schritten ermächtiget glaubte. Überdies ſah er ſich nun auch noch dadurch in eine eigenthümliche Lage verſetzt, daß der Kaiſer den Großherzog von Toscana an der Spitze ſeiner Armee mit beſonderen Vollmachten zur Fortführung der Friedensverhandlungen verſehen hatte, welche auf den Abſchluß eines Separatvertrages mit der Pforte berechnet zu ſein ſchienen. Man war jetzt in der That wieder auf demſelben Punkte angekommen, wo man im vorigen Jahre bei der Eröffnung des Congreſſes von Nimirow geſtanden hatte, d. h. das Geſchick der Waffen mußte über den Frieden entſcheiden. Und daß die Pforte in dieſer Beziehung im Vortheil zu ſein glaubte, es auch in mancher Hinſicht wirklich war, erklärt die ſtolze und widerwärtige Haltung des Großweſirs zur Genüge.

Durch den Ausgang des letzten Feldzuges hielt man ſich in Conſtantinopel für ſattſam darüber belehrt, was man eigentlich von der Wehrkraft des Kaiſers zu halten und zu fürchten habe. Man hatte ihm nachgerechnet, daß er von den 80,000 M., womit er den Krieg begonnen, kaum 17,000 M. in die Winterquartiere zurückgebracht habe [2]). Nicht ohne Schadenfreude hatte man die Mißhelligkeiten unter ſeinen Generalen und das gegen Seckendorff eingehaltene Verfahren verfolgt. Man ſprach laut davon, daß der Kaiſer eben keinen Eugen mehr habe. Weit mehr, wie die Kaiſerlichen, fürchtete man überhaupt jetzt die Ruſſen, welche man faſt für Rieſen hielt [3]).

1) Dieſes Schreiben gibt Laugier a. a. O., S. 221—228.
2) Laugier a. a. O., S. 154.
3) Merc. hist. T. CIV, p. 406, wo es in einem Schreiben aus

Überdies stand der Diwan mit seinen Beschlüssen fortwährend unter dem Einflusse der in Constantinopel vorherrschenden Stimmung, welche durchaus kriegerisch blieb. Man rechnete darauf, daß man in diesem Jahre 200,000 M. ins Feld stellen könne, worunter sich mindestens 80,000 M. kriegsgeübte Truppen befinden sollten.

Ihnen gegenüber hatte der Kaiser allerdings auch wieder eine ganz ansehnliche Streitmacht aufgebracht. Sie sollte nach dem Etat aus 52 Regimentern Fußvolk in der Gesammtstärke von 128,200 M., 18 Regimentern schwerer Reiterei, im Ganzen 19,466 Pferden, 14 Regimentern Dragoner, zusammen 14,938 M., und 10 Regimentern Husaren, die auf 9400 M. berechnet wurden, bestehen, im Ganzen also einen Effectivstand von etwa 172,000 M. darbieten. Aber davon stand freilich vieles nur in den Stammlisten und nicht im Felde. Die active Donauarmee wurde kaum bis auf 50,000 M. gebracht. Ein abgesondertes Corps unter dem Fürsten von Lobkowitz von 20—30,000 M. sollte von der Moldau aus gegen Siebenbürgen operiren [1]). Den Oberbefehl behielt auch dieses Mal des Kaisers Schwiegersohn, der Großherzog von Toscana. Nur ungern trat ihm, an Seckendorff's Stelle, der Feldmarschall und Präsident des Hofkriegsrathes Graf von Königsegg zur Seite, und unter ihm wurde das Commando der einzelnen Hauptcorps dem Prinzen von Hildburghausen, dem Grafen von Wallis, dem Marschall Philippi und dem Grafen von Neipperg anvertraut.

Obgleich der eigentliche Feldzug erst ziemlich spät eröffnet werden konnte, so hatten die Feindseligkeiten an der Donau während des ganzen Winters doch fast ohne Unterbrechung fortgedauert, leider nicht zum Vortheil der Kaiserlichen. Schon

Constantinopel heißt: „La réputation des armes de Russie est si grande, que le soldat et l'officier croient, qu'ils vont à la guerre contre des géans. Si les Turcs craignoient autant celle de l'Empereur, on seroit moins éloigné de la paix, qu'on ne l'est: mais les Turcs disent hautement qu'il n'y a plus de Prince Eugène."

1) Eine genaue Übersicht der damaligen nominellen Stärke der kaiserlichen Armee gibt der Merc. hist. T. CIV, p. 292—295.

im Januar hatten die Osmanen ihre verheerenden Streifzüge von ihren Standquartieren in Serbien aus bis unter die Mauern von Belgrad und bis in das Banat hinein erstreckt. Alt-Orsowa war zwei Mal genommen und gänzlich zerstört worden. Auch Ussicza war schon während des Winters wieder in die Gewalt der Osmanen gefallen, und die Clementiner hatten sich nothgedrungen abermals der Herrschaft der Pforte unterworfen.

Zu Anfang März rückte dann der Pascha von Widdin mit 20,000 M. vor Mehadia, welches, nur von 300 M. vertheidigt, am Ende des Monats capituliren mußte. Von da aus wandte sich der Pascha sogleich gegen Orsowa und das dabei liegende Fort St. Elisabeth, welche indessen so lange heldenmüthigen Widerstand leisteten, bis zu Ende Juni die Kaiserlichen unter Graf Wallis und Graf Neipperg von Belgrad und Temeswar aus zum Entsatze heranzogen. Bei Kronia, unweit Mehadia, trafen sie am 4. Juli mit den Türken zusammen. In einem mörderischen Gefechte behaupteten sie, freilich mit schweren Verlusten, das Schlachtfeld. Mehadia wurde hierauf von den Osmanen wieder geräumt, und auch der Pascha von Widdin sah sich genöthigt, die Belagerung von Orsowa aufzuheben.

Nur zu voreilig wurden indessen diese schwer errungenen Vortheile in Wien als entscheidende Siege gefeiert, die man nun vor Allem dem armen Seckendorff auf so empfindliche Weise entgelten ließ [1]). Denn noch war der Jubel über diese günstigen Nachrichten zu Wien nicht verklungen, als der Großwesir, auf die Kunde von dem Misgeschicke der osmanischen Waffen, mit der Hauptmacht von Nissa aus in Eilmärschen bis in die Gegend von Widdin vorgerückt war. Während nun die kaiserliche Armee, überdies von Pest und Scorbut stark heimgesucht, die beste Zeit mit planlosem Hin- und Herziehen verlor, und sich nicht entschließen konnte, einen entscheidenden Schlag zu wagen, gingen schnell nach einander Semendria, Mehadia und Orsowa, sammt dem Fort St. Elisabeth, verloren. Die Besatzung der letzteren erhielt freien

1) Schmettau, Mémoires secrets, p. 151—167 und Merc. hist., T. CV, p. 168—183, wo die officiellen Berichte gegeben werden.

Abzug nach Belgrad, wo der Commandant von Orsowa, Oberst von Kronberg, nur durch den Tod im Gefängniß dem traurigen Geschicke entging, welches General Doxat nach dem Falle von Nissa betroffen hatte. Auch Uipalanka und die reichen Kupferminen von Mechderbeck fielen noch im September in die Gewalt der Osmanen.

Die kaiserliche Armee hatte sich um diese Zeit in einem kläglichen Zustande schon hinter die Wälle von Belgrad und Semlin zurückgezogen. Von da aus machte sie im October nur noch einige kleine Streifzüge gegen Pancsowa und Uipalanka hin, welches letztere von den Türken in Brand gesteckt und wieder geräumt wurde. Nachdem dann noch zu Ende des Monats Pancsowa geschleift und Ratschka, am Einfluß der Drina in die Save, mit einer hinlänglichen Besatzung versehen worden war, trat die ungemein geschwächte Armee in den ersten Tagen des November den Rückzug in die Winterquartiere an, ohne die Donau ein einziges Mal überschritten oder auch nur das Geringste gethan zu haben, was bei den Friedensverhandlungen einiges Gewicht in die Wagschale des Kaisers hätte werfen können. In Bosnien, Croatien und Siebenbürgen hatte sich der kleine Krieg das ganze Jahr hindurch auf vereinzelte, planlose Plänkeleien beschränkt, bei denen die Osmanen meistens im Vortheil geblieben waren [1]).

Glänzend waren in diesem Feldzuge auch die Erfolge der russischen Waffen nicht. Die unaufhörlichen Streifzüge der Tataren nach der Ukräne hatten die Truppen den ganzen Winter hindurch in ihren Standquartieren in Alarm erhalten. Erst im Mai verließ Feldmarschall Münnich die Linien der Ukräne mit seinem, dieses Mal kaum 50,000 M. starken Heere. Er zog langsam den Dnieper hinab, überschritt in den ersten Tagen des Juli den Bug und wandte sich, nach einem hitzigen Gefechte bei Kodima, gegen den Dniester hin.

Nach dem mit dem Cabinet zu Wien verabredeten Feldzugsplane sollte er nun diesen Fluß überschreiten und Bender oder Chocsim angreifen. Allein dazu kam es gar nicht. Als er endlich zu Anfang August, unter beständigen Gefechten mit

1) Schmettau a. a. O., S. 167—190.

den Tataren, den Dniester erreicht hatte, trat ihm am jenseitigen Ufer ein feindliches Heer von 60,000 M. mit 75 Geschützen, unter dem Seraskier von Bender und dem Chan von Bialigrod, entgegen. Er wagte es daher gar nicht, den Fluß zu überschreiten, sondern zog sich, nach einer nutzlosen Kanonade, zumal da sich auch wieder ein empfindlicher Mangel an Unterhalt für Menschen und Vieh einstellte, unter beständigen Kämpfen nach dem Bug hin zurück, welcher bereits am 1. September wieder überschritten wurde. Zu Ende dieses Monats hatte die noch mehr durch Krankheiten, als durch Verluste vor dem Feinde ungemein geschwächte Armee schon wieder ihre Winterquartiere in der Ukräne erreicht, wo Marschall Münnich das seinige zu Kiew nahm [1]).

Leider waren nun auch Oczakow und Kinburn nicht mehr zu halten. Die dort zurückgelassenen Besatzungen erlagen zum größten Theile den in jenen Gegenden herrschenden Fiebern und der Pest, welche sich auch da eingeschlichen hatte. Es war rein unmöglich, den Abgang zu ersetzen. Denn die neu angekommenen Truppen starben meistens wenige Tage nach ihrer Ankunft. Bereits im September erging daher von St. Petersburg aus der Befehl, beide Plätze zu schleifen und gänzlich zu verlassen. Kaum ein Drittel ihrer Besatzungen erreichte die Ukräne. Allein in Oczakow sollen 20,000 Russen ihr Grab gefunden haben [2]).

Nicht viel besser erging es Marschall Lascy mit seinem Feldzuge nach der Krim. Mit nur 30—35,000 M. war er zu Anfang Juli allerdings bis in die Nähe von Perekop gelangt, wo ihm der Tataren-Chan mit 40,000 M. hinter den wiederhergestellten Linien entgegentrat. Anstatt sich aber hier mit ihm in einen Kampf einzulassen, umging Lascy die Linien und drang, von der Ebbe begünstiget, von dem Meere von Assow her in die Halbinsel ein. Dann im Rücken angegriffen, leistete die aus 2000 Janitscharen bestehende Besatzung von Perekop nur 2 Tage Widerstand. Sie streckte die Waffen, und diese wichtige Festung, wo man noch 100

1) Manstein, Mémoires, p. 256—274.

2) Daselbst, S. 280.

Geschütze fand, wurde zum zweiten Male von den Russen besetzt. Wenn sie nur auch zu halten gewesen wäre!

Allein Marschall Lascy fand, als er sich von da etwas weiter hinein in die Halbinsel wagte, nur wieder ein völlig verlassenes, wüste liegendes Land, wo seines Bleibens nicht war. Der Plan, auf Kaffa loszugehen, mußte daher auch schon deshalb aufgegeben werden, weil das Geschwader des Admirals Bredal, welches ihm von Assow her Proviant zuführen sollte, durch einen Sturm auseinandergetrieben und zum guten Theile vernichtet ward. Es blieb ihm also weiter nichts übrig, als sich, nach einigen Gefechten mit den Tataren, auf Perekop zurückzuziehen. Dort blieb er noch bis zu Ende August, ließ dann die Festungswerke schleifen und die Linien zum größten Theile dem Boden gleich machen, und zog sich gleichfalls ohne weiteres wieder in seine Winterquartiere in der Ukräne zurück, welche er bereits zu Anfang October erreichte [1]).

Nur im Kuban errangen auch in diesem Jahre die Kalmücken und die donischen Kosaken einige Vortheile zu Gunsten Rußlands. Donduc Ombo, der Kalmückenfürst, fuhr fort, die dortigen Tataren vollends der Botmäßigkeit der Kaiserin zu unterwerfen; und der Hetman der donischen Kosaken Woskowoi trieb im August eine Tatarenhorde, welche gewagt hatte, den Don unweit Kapalnic zu überschreiten, mit ansehnlichem Verluste wieder über den Fluß hinüber [2]).

Der wenig befriedigende Ausgang des Feldzugs vom
1738 Jahre 1738, auf kaiserlicher sowol wie auf russischer Seite, machte sich in seinen Nachwehen nun aber auch noch insofern auf sehr empfindliche Weise fühlbar, als er eine gewisse Misstimmung zwischen den beiden verbündeten Mächten zur Folge hatte, welche nicht ohne rückwirkenden Einfluß auf die schwebenden Friedensverhandlungen bleiben konnte. In Wien hatte man es namentlich sehr übel aufgenommen, daß Feldmarschall Münnich den verabredeten, vorzüglich gegen Bender und

1) Manstein a. a. O., S. 275—278.

2) Mercure historique, T. CV, p. 198 und 438, wo namentlich über die letztere Begebenheit ein ausführlicher officieller Bericht mitgetheilt wird.

Chocim gerichteten Feldzugsplan nicht zur Ausführung gebracht hatte. Man wollte ihm dort überhaupt nicht wohl, weil er die Gewährung des von dem Kaiser gestellten Verlangens nach einem russischen Hülfscorps von 30,000 M. hintertrieben hatte.

Der Kaiser ließ daher jetzt über seinen unerwarteten Rückzug durch seinen Gesandten zu St. Petersburg sofort bittere Klage führen, und brachte es auch wirklich dahin, daß Münnich, als er schon den Bug wieder überschritten hatte, der Befehl zugefertigt wurde, der bereits vorgerückten Jahreszeit zum Trotz, auf der Stelle umzukehren und wenigstens den einen jener beiden Plätze zu nehmen. Allein nach dem einstimmigen Urtheile seiner Generale erklärte Münnich der Kaiserin in einer scharf motivirten Denkschrift, daß dies für jetzt ein Ding der Unmöglichkeit sei, selbst wenn man dabei die ganze Armee zum Opfer bringen wolle. Die Kaiserin ließ seinen Gründen Gerechtigkeit widerfahren und nahm ihren Befehl wieder zurück [1]).

Der Hof zu Wien war darüber natürlich sehr ungehalten, und bestand nun um so mehr darauf, daß ihm wenigstens für den nächsten Feldzug das im vorigen Jahre verlangte Hülfscorps von 30,000 M. nicht länger verweigert werde. Die Kaiserin und ihre Räthe scheinen auch dieses Mal gar nicht abgeneigt gewesen zu sein, dem Verlangen des Kaisers Genüge zu thun. Die Regimenter, welche an diesem Hülfszuge nach Ungarn theilnehmen sollten, waren schon bestimmt, und die kaiserlichen Commissäre, welche sie an der Grenze empfangen sollten, waren gleichfalls bereits ernannt. Allein nun wußte Münnich, welcher sich während des Winters nach St. Petersburg begeben hatte, wahrscheinlich um sich zu rächen, die Sache doch abermals zu hintertreiben. Es sei ja ganz und gar, stellte er der Kaiserin vor, gegen das Interesse Rußlands, jetzt seine besten Truppen nach Ungarn zu schicken. Und dabei kam ihm der Umstand zu Hülfe, daß auch

1) Manstein a. a. O., S. 252 und 278; und Mercure hist. T. CV, p. 560, wo die Denkschrift Münnich's gegeben wird, wodurch er seinen Rückzug zu rechtfertigen sucht.

von Seiten Polens, welches es nicht mit der Pforte verderben wollte, wegen des Durchzuges dieser Truppen durch polnisches Gebiet Schwierigkeiten erhoben wurden. Genug, man ließ die Sache wieder gänzlich fallen und bot dem Kaiser eine Geldentschädigung, angeblich 2 Millionen Rubel, als Subsidien an, welche, wie es scheint, auch gern angenommen wurde [1]).

Die Folgen dieser Mißhelligkeiten äußerten sich zunächst vorzüglich dadurch, daß wieder sehr ernstlich davon die Rede war, die beiden betheiligten Mächte würden sich am Ende doch noch zu Separatfriedensschlüssen mit der Pforte verstehen. Daß der Großherzog von Toscana, als er den Oberbefehl über die kaiserliche Armee wieder übernahm, mit ausgedehnten Vollmachten dieser Art versehen worden war, haben wir bereits erwähnt, und auch Feldmarschall von Münnich hatte von seinem Hofe dergleichen erhalten, als er den Feldzug antrat. Natürlich war ihrerseits die Pforte, vor Allem der Großwesir Jejen Mohammed, in dieser Richtung nach beiden Seiten hin um so thätiger, je größere Vortheile man sich jetzt, nach den jüngsten Siegen, davon versprechen mochte. Niemand kam dadurch aber mehr in Verlegenheit, in eine peinlichere Lage, als Marquis von Villeneuve, welcher theils von seinem Hofe, bereits im Juni und Juli, wegen der von Frankreich zu leistenden Garantie des Friedens, theils von dem Kaiser, im October, wegen Unterzeichnung der Präliminarien und eines definitiven Vertrages mit neuen und umfassenden Vollmachten versehen worden war [2]).

Allein die zu hoch gespannten Forderungen des Großwesirs und das wohlverstandene Interesse der beiden verbündeten Mächte mußten am Ende die letzteren doch wieder zu der Einsicht führen, daß ihnen ein festes Zusammenhalten und ein einmüthiges Handeln bis zum Ziele am vortheilhaftesten sein werde. Rußland brauchte den Kaiser, um die übertriebenen Ansprüche der Pforte möglichst herabzustimmen, und der Kaiser mußte es mit Rußland halten, weil er leicht in

1) Mercure hist. T. CVI, p. 89, 181, 284, 399 und 529. Manstein a. a. O., S. 279.

2) Laugier, Histoire des négociations pour la paix conclue à Belgrade T. II, p. 276—285, wo diese Vollmachten gegeben werden.

die Lage kommen konnte, seiner Hülfe auch in Zukunft noch für andere Zwecke zu bedürfen.

Die Kaiserin ließ daher dem Cabinet zu Wien noch vor Ausgang des Jahres durch ihren dortigen Gesandten, Herrn von Lanczinski, förmlich erklären: „Da der einzige Zweck der Pforte der sei, die gegenseitigen Verpflichtungen zweier so furchtbaren Mächte, wie der Kaiser und der Hof von St. Petersburg für sie seien, rückgängig zu machen und mit einer von beiden Frieden zu schließen, um dann desto mehr im Stande zu sein, ihre Streitkräfte ausschließlich gegen die andere verwenden zu können, so erwarte die Kaiserin, daß Seine kaiserliche Majestät, in Berücksichtigung der gefährlichen Folgen eines solchen Friedens, die Annahme desselben, unter welcher Bedingung es auch sein könne, standhaft verweigern werde. Ebenso sei die Kaiserin entschlossen, ihrerseits auf gleiche Weise zu handeln, so lange die Pforte die Absicht an den Tag lege, eine der beiden Mächte von den Friedensverhandlungen ausschließen zu wollen. Überdies müsse der Kaiser bemerkt haben, daß die Pforte gar keinen Unterschied mache, welche der beiden Mächte sie ausgeschlossen wissen wolle. Denn, während sie dem Kaiser den Frieden vorgeschlagen und Rußland ausgeschlossen habe, habe sie gar kein Bedenken getragen, jenen auszuschließen und der Kaiserin besondere Friedensvorschläge zu machen.“ [1]).

Unter diesen Umständen war es nur natürlich, daß die weiteren Unterhandlungen nach beiden Seiten hin abermals an den übertriebenen Forderungen der Pforte scheiterten, welche der Marquis von Villeneuve vergeblich mit seinen Vollmachten zu vereinigen bemüht war. Denn während der Großwesir auf die ersten Eröffnungen des Feldmarschall Münnich immer wieder bei dem Verlangen der Zurückgabe von Kinburn und Oczakow und der gänzlichen Schleifung von Assow stehen blieb, ging er gegen den kaiserlichen Bevollmächtigten, den Großherzog von Toscana, dessen Zuvorkommenheit ihm nur als Schwäche erschien, in seinen Forderungen schon so weit, daß er, außer der Befriedigung Rakoczy's, auch noch

1) Merc. hist., T. CV, p. 668.

Belgrad und Temeswar verlangte. Das waren die Punkte, um die sich die Verhandlungen noch immer drehten, als der Großwesir zu Ende October nach Constantinopel zurückgekehrt war und, um die Dinge dem Ziele näher zu führen, besondere Bevollmächtigte ernannte, welche mit dem Marquis von Villeneuve eine endliche Ausgleichung der streitigen Interessen zu ermitteln suchen sollten.

Auch diese Conferenzen, welche am 24. November mit gewissen Förmlichkeiten in einer Vorstadt von Constantinopel eröffnet wurden, führten, ebenso wenig wie alle früheren Versuche dieser Art, zu einem ersprießlichen Resultate. Die osmanischen Bevollmächtigten wurden gleich von vornherein dadurch in eine ziemliche Misstimmung versetzt, daß die kaiserliche Staatskanzelei zu Wien sich in ihrer Fahrlässigkeit soweit vergangen hatte, daß in der Vollmacht des Marquis von Villeneuve anstatt des regierenden Sultans Mahmud sein Vorgänger Ahmed genannt war [1]). In den Hauptsachen war nun vollends gar nichts mehr zu erreichen.

Glaubte Villeneuve z. B., daß durch den mittlerweile eingetretenen Tod Rakoczy's einer der wesentlichsten Steine des Anstoßes aus dem Wege geräumt sei, so gingen dagegen die osmanischen Unterhändler mit ihrer diplomatischen Sophistik sogleich bis zu der Behauptung, der Tod Rakoczy's ändere schon deshalb gar nichts in der Sache, weil der Vertrag der Pforte in Betreff Siebenbürgens nicht sowol mit diesem Fürsten, als mit der Nation abgeschlossen worden sei. Zugleich betonten sie wieder besonders stark die Nothwendigkeit der Abtretung von Belgrad und Temeswar, welche zur Sicherung ihrer Grenzen unerläßlich sei.

Und als Villeneuve ferner die bereits erfolgte Schleifung von Kinburn und Oczakow als einen Grund mehr zur Nachgiebigkeit in Betreff Assows geltend machen wollte, und zum Ersatze für das etwaige Aufgeben dieser Festung von Seiten Rußlands die Schleifung von Orsowa beantragte, legten dagegen die Osmanen auf die Räumung jener beiden Orte am Ausflusse des Dnieper, welche nur die Schwäche

1) Laugier a. a. O., Th. II, S. 296.

Rußlands verrathe, gar kein Gewicht mehr und beharrten um so hartnäckiger auf ihren Forderungen hinsichtlich Assows. Graf Ostermann habe ja selbst zugegeben, daß der Besitz dieses Platzes für beide Theile gleich wichtig sei, für Rußland, um die Tataren, für die Pforte, um die Kosaken im Zaume zu halten. Es gebe also nur noch einen Ausweg, die beiderseitigen Interessen zu vereinigen: man schleife Assow, und gestatte beiden Theilen in gleicher Entfernung davon eine neue Festung anzulegen, Rußland am Don, der Pforte nach dem Kuban hin. „Assow," bemerkte dabei der Reis Efendi, „ist ein Zankapfel zwischen den beiden Nationen; es hat beständig seinen Herrn gewechselt; es ist eine Buhlerin, welche zuviel Courmacher gehabt hat, als daß sie verdienen sollte, daß man sie an einen honetten Mann verheirathe. Es handelt sich jetzt darum, Einigkeit zwischen den beiden Nebenbuhlern zu erzielen, welche sich darum streiten. Das sicherste Mittel dazu ist, daß man jedem von ihnen eine rechtmäßige Frau gebe. Die Russen sollen ihr Assow haben, wir wollen aber auf gleiche Weise auch das unsrige. Dieser Ausweg ermächtigt jedoch keineswegs den Kaiser, die Schleifung von Orsowa zu verlangen" [1]).

Dieses Witzwort konnte aber Villeneuve nicht vermögen, von seinen Vollmachten abzugehen, welche eben nur dahin lauteten, daß Rußland Assow unter keiner Bedingung aufgeben wolle. Endlich konnte er auch das zuletzt noch von dem Reis Efendi, obgleich etwas zaghaft, vorgebrachte Verlangen, daß Siebenbürgen sein altes Recht der freien Fürstenwahl aufs neue gewährleistet werde, nur als gänzlich unstatthaft verwerfen. Genug, die Conferenzen hatten kein anderes Resultat, als daß Villeneuve sich genöthigt sah, darüber abermals nach Wien und St. Petersburg zu berichten und sich neue Verhaltungsbefehle zu erbitten [2]).

Während er nun diese abwartete und die politischen Geschäfte wegen des Ramazan, des Fastenmonates, überhaupt

1) Langier a. a. O., S. 313.

2) Daselbst, S. 316—323. Von dem durch den Reis Efendi zuletzt gestellten Verlangen heißt es hier: „Il fit cette dernière proposition en homme, qui en étoit presque honteux."

etwas ruhten, wurde die Vermittlung des Friedens noch ganz besonders dadurch erschwert und verzögert, daß gleichzeitig verschiedene andere diplomatische Intriguen im Gange waren, welche zum großen Theile darauf berechnet zu sein schienen, die Absichten Frankreichs bei der Pforte zu verdächtigen und die Bemühungen des Marquis von Villeneuve auf jede Weise zu durchkreuzen und zu vereiteln. In dieser Beziehung waren vorzüglich wieder die Vertreter der Seemächte thätig, welche das wachsende Übergewicht Frankreichs in Constantinopel natürlich nur ungern sahen.

Im Allgemeinen suchte man der Pforte einzureden, daß es das Cabinet von Versailles mit seiner Vermittelung gar nicht aufrichtig meine; sein Interesse sei im Gegentheil, den Krieg möglichst in die Länge zu ziehen; man werde daher auch nie zum Frieden gelangen, so lange die Sache in seinen Händen ruhe; weit mehr würde zu erlangen gewesen sein, wenn man sich, wie früher in ähnlichen Fällen, lieber ganz der Vermittlung der Seemächte anvertraut hätte u. s. w. [1]) Dergleichen Einflüsterungen wirkten wenigstens so weit, daß der Diwan auch den Anerbietungen anderer Mächte ein nicht ganz ungeneigtes Ohr lieh.

So traten damals namentlich König August von Polen und die polnische Conföderation, beide für sich, als Mitbewerber um die Ehre der Friedensvermittlung auf. Der König, welcher sich dabei der Fürsprache des Fürsten der Moldau bediente, wollte sich anheischig machen, den Frieden in kurzem auf eine die Pforte befriedigende Weise herzustellen. Allein man fand im Diwan seine Anerbietungen doch etwas zu unbestimmt und verdächtig. Man konnte sich nicht überzeugen, daß er es damit aufrichtig meine, so lange er durch sein Verhältniß zum Kaiser und zu Rußland gebunden sei, und namentlich seine Truppen im Dienste des Ersteren noch nicht wieder zurückgezogen habe. Es wurde daher am Ende doch für angemessen erachtet, sich gegen ihn auf die bereits von den betheiligten Mächten gutgeheißene und angenommene Vermittlung Frankreichs zu berufen, und von ihm zuvörderst

1) Laugier a. a. O., Th. I, S. 328.

eine bestimmtere schriftliche Erklärung über die Gründe seines Anerbietens und die Bedingungen zu verlangen, unter welchen er den Frieden den verbündeten Mächten annehmbar machen zu können hoffe.

Merkwürdigerweise begünstigte das Cabinet von St. Petersburg diese Intrigue unter der Hand. Denn es konnte sich noch immer nicht von dem Verdachte losmachen, daß Frankreich bei seiner Vermittlung zu seinem Nachtheile zu sehr die Interessen der Pforte im Auge behalte. In diesem Sinne wurde die Vermittlung des Königs von Polen auch im nächsten Jahre nochmals in Anregung gebracht, ohne daß sie jedoch irgend ein thatsächliches Resultat ergeben hätte [1]).

Eher zeigte sich wenigstens der Großwesir geneigt, sich mit der polnischen Conföderation, welche der Pforte durch ihre Abgesandten ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß gegen Rußland und den Kaiser anbieten ließ, etwas tiefer einzulassen. Sie wollte sich anheischig machen, 200,000 M. in Bereitschaft zu halten, wogegen die Pforte ein Hülfscorps von 50,000 Türken und ebenso viel Tataren stellen sollte. Damit wollte man dann z. B. eine Diversion nach Schlesien hin versuchen und überhaupt die Pforte nach dieser Seite auf jede Weise unterstützen. Der Großwesir war jedoch vorsichtig genug, seine Zustimmung zu einem solchen Bündniß von der Bedingung abhängig zu machen, daß zuvor erst sämmtliche Magnaten sich durch ihre Unterschrift dazu verpflichten sollten; eine Bedingung, die schwerlich zu erfüllen gewesen wäre [2]).

Auch Schweden sollte, nach dem dem Diwan vorgelegten Entwurfe des Vertrags, mit in diese Bundesgemeinschaft hineingezogen werden. In dieser Hinsicht glaubte man aber um so eher auf erwünschten Erfolg rechnen zu dürfen, da damals ähnliche Unterhandlungen mit den zu Constantinopel weilenden diplomatischen Agenten des Königs von Schweden, Höpken und Carlson, schon in vollem Gange waren.

Dieselben hatten bereits im Jahre 1736 einen vortheil- 1736
haften Handelsvertrag zwischen Schweden und der Pforte zu

1) Saugier a. a. O., S. 330—336 und Th. II, S. 21.

2) Derselbe, Th. I, S. 332.

Stande gebracht, und zugleich damals schon ihre Vermittelung in dem Streite mit Rußland angeboten. Seitdem war theils die definitive Regulirung der noch von dem Aufenthalte Karl's XII. zu Bender her schwebenden Schuldentilgung, theils der Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses mit der Pforte gegen Rußland der Hauptzweck ihrer diplomatischen Thätigkeit gewesen. Die erstere wurde, wie wir seiner Zeit gesehen haben, leicht dadurch in Ordnung gebracht, daß Schweden sich verpflichtete, der Pforte ein Kriegsschiff von 70 Kanonen und 30,000 Flinten zu liefern. Bei dem zweiten dagegen fand man erheblichere Schwierigkeiten, weil die Forderungen der Schweden ziemlich hoch hinausgingen.

Sie verlangten von der Pforte eine Subsidienzahlung von 4 Millionen Piaster, und bestanden darauf, daß sie sich anheischig mache, nicht eher mit Rußland Frieden zu schließen, als bis Schweden Liefland wiedererlangt haben würde. Bonneval war ihre Hauptstütze im Diwan und gewissermaßen die Seele auch dieser Intrigue, welche er vorzüglich wieder aus Haß gegen das Kaiserhaus mit ganz besonderem Eifer betrieb. In einer eigenen Denkschrift suchte er dem Großwesir die Vortheile des schwedischen Bündnisses nach allen Seiten hin einleuchtend zu machen, und ging dann sogar soweit, daß er die Zulassung der beiden schwedischen Unterhändler zu den oben erwähnten Conferenzen zwischen den osmanischen Bevollmächtigten und Marquis von Villeneuve für unerläßlich erklärte. Auch gab er sich große Mühe, den Letzteren dem Plane geneigt zu machen. Villeneuve war aber ein viel zu kluger Diplomat, als daß er nicht die Unhaltbarkeit und gänzliche Hoffnungslosigkeit dieser schwedischen Vorschläge sogleich durchschaut und sich gehütet hätte, dazu in irgend einer Weise die Hand zu bieten.

Auch der Großwesir, welcher anfangs allerdings nicht abgeneigt schien, auf die Sache bedingungsweise einzugehn, fing nun an, etwas klarer zu sehn. Vorzüglich wollte ihm die Geldforderung der Schweden nicht in den Sinn, und da auch übrigens ihre Anerbietungen wenig Garantien für sich zu haben schienen, ließ er sie lieber gänzlich fallen und schickte Bonneval für den zu voreilig und am unrechten Orte be-

wiesenen Eifer, bereits zu Ende November, nach Castemuni ins Exil [1]).

Endlich hatte auch die um dieselbe Zeit von dem Persershah Nadir angebotene Friedensvermittlung kein besseres Schicksal. Die persischen Gesandten, welche sich im Juli in Constantinopel eingefunden hatten und, wie es scheint, die Dienste ihres Herrn in dieser Angelegenheit nur anboten, um sich die Bahn zur Erreichung anderer Zwecke damit zu ebnen, wurden gleichfalls auf die vollkommen ausreichende Vermittlung Frankreichs verwiesen. Auch auf ihre sonstigen Anträge, welche vorzüglich die Gleichstellung der Perser mit den Osmanen und des Schahs mit dem Sultan zu Mekka betrafen, nahm man um so weniger Anstand, sie abschläglich zu bescheiden, weil man sehr wohl wußte, daß der Schah, viel zu sehr mit seinen Kriegen in Indien beschäftiget, augenblicklich gar nicht in der Lage sei, dem osmanischen Reich gefährlich werden zu können. Man hielt es daher vorläufig auch für vollkommen ausreichend, dem Pascha von Bagdad den Befehl zu ertheilen, daß er nur mit seiner Armee zur Sicherung der Grenzen nach Persien hin auf seiner Hut sein möge [2]).

Ungeachtet aller dieser sich gegenseitig durchkreuzenden diplomatischen Umtriebe, behauptete also der Marquis von Villeneuve am Ende doch das Feld als Friedensvermittler. Und auch insofern schienen sich jetzt für ihn günstigere Aussichten zu eröffnen, als im Diwan selbst die Friedenspartei immer mehr Kraft und Terrain gewann. Sie hatte im Stillen schon längst an dem Sturze des halsstarrigen und kriegerisch gesinnten Großwesirs gearbeitet. Seine Gegner, zu welchen, außer dem allmächtigen Kißlaraga, auch besonders

1) Laugier a. a. O., S. 259, 268 u. 299—306. Ferner Mercure hist. T. CVI, p. 184, wo über die Verbannung Bonneval's das Nähere mitgetheilt wird.

2) Daselbst, S. 258: „Le Grand-Visir leur répondit", heißt es hier von der den persischen Gesandten ertheilten Antwort, „que quelque sensible que fût la Porte à l'offre de la médiation du Sophi, elle espéroit, qu'ils feroient trouver bon à leur maître, qu'elle s'en tînt à celle de la France, qu'elle avoit requise et qui se trouvoit acceptée pour toutes les parties belligérantes." Ferner daselbst, S. 275 und S. 326.

Graf Bonneval gehörte, wollten es ihm vorzüglich zum Vorwurf machen, daß er nach den an der Donau über die Kaiserlichen errungenen Vortheilen, namentlich nach der Einnahme von Orsowa, nicht gleich auf Belgrad und Temeswar losgegangen sei, welche damals leicht zu nehmen gewesen wären, sondern sich nach Nissa zurückgezogen habe. Allein Jejen Mohammed kannte diese Untriebe und ließ einige seiner Gegner zweiter Ordnung ohne weiteres mit Gewalt aus dem Wege räumen und ihre entseelten Leiber zum abschreckenden Beispiel in den Kanal werfen; durch diesen Terrorismus wußte er vorerst noch sowol das Vertrauen des Großherrn zu behaupten als auch die Friedenspartei im Diwan niederzuhalten [1]).

Die letztere fand nun aber auch vorzüglich an dem Chan der Tataren einen mächtigen Fürsprecher. Er war
1739 bereits zu Ende Januar 1739 nach Constantinopel gekommen, um dem Diwan die Nothwendigkeit des Friedens einzureden, selbst wenn man auch Assow daran setzen müsse. Sein Verlust würde leicht zu verschmerzen sein, wenn man nur Sorge tragen wolle, daß Rußland seine Macht nicht zu weit nach dem Kuban hin ausdehne [2]). Seitdem konnte sich der Großwesir, welcher darauf bestand, daß der Ruhm des osmanischen Namens unter allen Umständen die Fortsetzung des Krieges erheische, nicht mehr lange halten. Bereits am 22. März wurde ihm das Reichssiegel entzogen und einem seiner entschiedensten Gegner, dem Pascha von Widdin, Elhadsch oder Aiwas Mohammed anvertraut [3]).

Der neue Großwesir, ein tapferer, wohlwollender, aber etwas beschränkter Mann, galt allerdings für einen friedlich gesinnten Charakter, welcher auch der namentlich in Constantinopel immer mehr überhandnehmenden, friedlichen und gedrückten Stimmung gerecht zu werden wünsche. Der Jubel, welcher noch über die glücklichen Erfolge des letzten Feldzugs dort geherrscht hatte, war durch die Nachwehen dieses schweren

1) Merc. hist. T. CV, p. 626 und T. CVI, p. 174.

2) Laugier a. a. O., S. 326.

3) Daselbst, S. 336 und Merc. hist., T. CVI, p. 378.

Krieges nach und nach doch ziemlich herabgestimmt worden. Pest und Hungersnoth waren hier, wie in den Provinzen, längst schon die Geißel der armen Bevölkerung geworden, die letztere vorzüglich seitdem durch die wiederholte gänzliche Verwüstung der Krim der Hauptstadt des Reiches eine der ergiebigsten Hülfsquellen für die tägliche Versorgung mit Lebensmitteln verschlossen worden war und man sich, da auch aus Asien, bei den dort herrschenden Unruhen, wenig mehr zu erlangen war, vornehmlich auf die spärliche und unsichere Zufuhr aus Ägypten verlassen mußte [1]).

Denn schon seit mehreren Jahren währte in Kleinasien die Gährung, welche jetzt einen ziemlich drohenden Charakter angenommen hatte und ernste Abwehr nöthig machte. Ein guter Theil der disponibeln Truppen mußte dahin geschickt werden. Ein kühner Bandenführer, Saribeg-Oglu, hatte dort an der Spitze von 20,000 M. das Panier des Aufruhrs erhoben, vorzüglich Smyrna und die Umgegend hart bedrängt, dann seine Verheerungen fast über ganz Kleinasien und Syrien ausgedehnt, und endlich selbst Miene gemacht, sich mit dem Pascha von Bagdad zu vereinigen, welcher der Pforte gleichfalls den Gehorsam verweigern wollte. In mehreren Gefechten mit den gegen ihn ausgeschickten Truppen des Großherrn blieb er im Vortheil, bis er endlich, erst im Mai 1739, in der Nähe von Philadelphia von dem Statthalter von Rakka gänzlich geschlagen und sein Kopf, zum Zeichen der glücklichen Unterdrückung dieses gefährlichen Aufruhrs, nach Constantinopel gesandt wurde [2]).

1) Merc. hist., T. CV, p. 628. T. CVI, p. 520 und T. CVII, p. 145. Hier wird die damals herrschende Stimmung folgendermaßen geschildert: „Autant le peuple demandoit ci-devant la Guerre, autant crie-t-il aujourd'hui après la Paix. La Peste et une disette générale des vivres font des ravages effroyables, non seulement ici, mais aussi dans les autres places le long de la Mer, accoûtumées à tirer une partie de leurs provisions de la Crimée, qui est entièrement ruinée et dépourvûë d'habitans."

2) Eine genaue Schilderung des Ursprungs und des Verlaufes dieses Aufstands gibt der Merc. hist., T. CVI, p. 163, nach einem Schreiben aus Smyrna, womit die daselbst, Th. CVII, S. 142 mitgetheilte Nachricht über den Ausgang desselben zu vergleichen ist.

plage waren die vom letzten Feldzuge her zusammengelaufenen Banden von Marodeurs und aufsässigen Bauern, welche weit und breit den entsetzlichsten Unfug verübten und deren man nur mit Waffengewalt Herr werden konnte [1]). Der eigentliche Feldzug wurde indessen erst im Juni eröffnet.

Sobald nämlich Marschall Wallis in Erfahrung gebracht hatte, daß der Großwesir von Süden her gegen Belgrad im Anzuge sei, setzte er sich im Laufe des genannten Monats gleichfalls dahin in Bewegung. Er überschritt die Donau zwischen Pancsowa und Semlin, ging am 27. über die Save und rückte dann, um Belgrad zu decken, am rechten Ufer der Donau, über Mirowa und Wischnitza gegen Krozka (Hissardschik) vor, in dessen Nähe sich bereits am 22. Juli der Vortrab des Feindes zeigte. Eine Schlacht war nun um so unvermeidlicher, da auch der Kaiser dem Feldmarschall Wallis die gemessensten Befehle ertheilt hatte, den Feind anzugreifen, wo er ihn immer finden möge [2]). Sie wurde, nachdem auch der Großwesir mit der Hauptmacht herangerückt war, am 23. auf einem sehr ungünstigen Terrain bei Krozka geschlagen und entschied, bei freilich sehr ungleichen Streitkräften, das Schicksal des Krieges und Friedens auf eine für die Sache des Kaisers höchst verhängnißvolle Weise.

Es dürfte immerhin schwer bleiben, Marschall Wallis von der Schuld frei zu sprechen, welche er an diesem entscheidenden Tage, namentlich durch Unkenntniß des Terrains und verfehlte Anordnungen, auf sich geladen hat. Anstatt, wie ihm von Wien aus ausdrücklich befohlen war, mit concentrirten Streitkräften vorzugehen, zertheilte er seine Truppen viel zu sehr und brachte sie überhaupt nur zum Theil ins Feuer. Gleich der erste Angriff des Vortrabs, am frühen Morgen des 23., war äußerst unglücklich. Eins der schönsten und tapfersten Regimenter der kaiserlichen Armee, Graf Palfy Küraſſiere, welches dem Feinde unvorsichtiger-

1) Merc. hist., T. CVI, p. 274.

2) Schmettau a. a. O., S. 198: „Le maréchal Wallis fit voir en même temps une ordre de l'Empereur par le quel sa Majesté Impériale lui injoignoit de chercher toutes les occasions de livrer bataille."

weise durch einen engen Hohlweg entgegengeführt wurde, erlag in einem mörderischen Gefechte bis auf den letzten Mann. Mit ihm fanden mehrere der ausgezeichnetsten Generale, Caraffa, Wittoff, Lerschner, und die Prinzen von Waldeck und Hessen-Rheinfels, sogleich hier den Heldentod.

Dann währte die Schlacht, bei schwankendem Siege, vom Morgen bis zum späten Abend nach allen Seiten hin fast ohne Entscheidung. Einzelne kaiserliche Regimenter thaten Wunder der Tapferkeit und behaupteten den ganzen Tag über ihre Stellungen. Allein am Abend mußten sie aufgegeben werden. Denn Marschall Wallis hielt es für nöthig, beim Dunkel der Nacht den Rückzug anzutreten, obgleich einige seiner Generale, namentlich der Prinz von Hildburghausen, der Meinung waren, daß man das Schlachtfeld nicht verlassen solle und den Kampf, nachdem das Corps des Grafen von Neipperg über die Donau herübergezogen worden wäre, am nächsten Tage mit Erfolg wieder aufnehmen könne. Graf Neipperg hatte sich selbst dazu erboten; Marschall Wallis lehnte aber diese seine Hülfe ab und verlangte von ihm blos zwei Regimenter Reiterei zur Deckung des Rückzugs. Dieser wurde, von den Türken unbemerkt, in ziemlich guter Ordnung zunächst nach Zweibrücken hin bewirkt, wo am folgenden Tage noch ein Angriff von 4—5000 nachsetzenden Janitscharen glücklich abgeschlagen wurde, dann ging es weiter bei Belgrad vorbei nach Semlin und den dort geschlagenen Donaubrücken, welche, gleich als ob ein panischer Schrecken das ganze Heer ergriffen hätte, mit Zurücklassung eines Theiles des Gepäckes, welches an den Ufern der Save in die Hände der Feinde fiel, bereits am 25. überschritten wurden. Beide vereinigte Corps nahmen darauf unweit Pancsowa am Temes eine feste Stellung ein.

Das war das unglückliche Ergebniß der Schlacht bei Krozka, welche den Kaiserlichen mehr wie 20,000 M., 15,722 Todte und 4536 Verwundete, kostete. Auf Seiten der Osmanen dagegen wurden ihre Erfolge, die man vorzüglich den geschickten Rathschlägen Bonneval's zuschreiben wollte, für so wichtig erachtet, daß sie kein Bedenken getragen haben,

sie selbst der Niederlage der Ungarn bei Mohacs an die Seite zu setzen [1]).

Unbegreiflicherweise wurde also den Osmanen der Weg nach Belgrad geradezu gänzlich frei gelassen. Sie scheinen sich selbst darüber nicht wenig verwundert zu haben, als sie bereits am 26. Juli ungehindert in die verlassenen Linien von Belgrad einrückten [2]). Gleich am nächsten Tage eröffneten sie die Laufgräben, und am 29. ließ der Großwesir General Succow auffordern, ihm die Festung unter der Bedingung zu übergeben, daß er ihn mit der ganzen Besatzung, welche damals noch 20,000 M. stark gewesen sein soll, freien Abzug nach Ofen gewähren wolle. Succow ging indessen darauf natürlich nicht ein. Denn er hielt sich nicht nur noch für stark genug zu erfolgreichem Widerstande, sondern rechnete vorzüglich auch auf baldigen Entsatz durch die in der Nähe stehende kaiserliche Armee.

Daran, scheint es, dachte aber Graf Wallis gar nicht. Er hielt es für wichtiger, seine feste Stellung diesseits der Donau zu behaupten, um Syrmien zu decken und die Verbindung mit Peterwardein und dem Banat zu erhalten. Das war auch der Hauptzweck eines hitzigen Reitergefechtes, welches er noch am 30. Juli gegen 12—14,000 Osmanen in der Nähe von Pancsowa zu bestehen hatte und worin er siegreich das Feld behauptete. Belgrad war aber damit

1) Genauere Berichte über die Schlacht und ihre nächsten Folgen geben: Schmettau a. a. O., S. 198—214: ferner Keralio, Histoire de la guerre des Russes et des Impériaux contre les Turcs, T. II, p. 150 fg., wo S. 163 die Verluste der Kaiserlichen genauer angegeben sind und auch leidliche Pläne von der Schlacht und dem Rückzuge der Kaiserlichen hinzugefügt werden; endlich die unmittelbar aus dem kaiserlichen Lager stammenden Schreiben im Mercure hist., T. CVII, p. 156—162 und p. 294. Hier wird der Sieg der Türken vorzüglich mit dem Umstande zugeschrieben, daß Bonneval zum ersten Male die europäische Fechtweise, namentlich den Gebrauch des Bajonnets, in Anwendung gebracht habe.

2) Schmettau a. a. O., S. 214: „Ce même jour 26. Juillet l'ennemi arriva devant les lignes de Belgrade, et fût surpris agréablement de les trouver abandonnés."

nicht geholfen. Der Marschall scheint es fast schon nur noch wie einen verlornen Posten betrachtet zu haben.

Indessen entschloß er sich am Ende doch, seine Armee wieder auf das rechte Donauufer hinüberzuziehen, nicht sowol um Belgrad zu retten, als um, wie er sich selbst in einem Berichte an den Kaiser ausdrückte, sie vor weiteren Unfällen sicherzustellen (pour mettre l'armée à l'abri de tout échec). Er bezog zu diesem Zweck ein festes Lager bei Surdok, in der Nähe von Szalankemen.

Die Lage von Belgrad wurde dadurch aber nur um so verzweifelter, da es nun auch von dem bis auf 20,000 M. verstärkten osmanischen Truppencorps auf dem linken Donauufer unbehindert berannt werden konnte. Bereits am 13. August war die Besatzung durch das seit 14 Tagen andauernde feindliche Feuer so weit geschwächt, daß General Succow sich genöthigt sah, von dem Marschall Verstärkungen zu verlangen, und zwei Tage später erklärte er ihm geradezu, er sei außer Stande, die Festung noch länger zu halten. Denn es sei bereits Bresche geschossen und auch die Citadelle könne, bei der Schwäche ihrer Werke, einen dauernden Widerstand kaum mehr leisten. Anstatt nun aber Alles aufzubieten, die Festung doch noch zu retten, ließ Marschall Wallis in aller Eile das dort befindliche schwere Belagerungsgeschütz nach Peterwardein in Sicherheit bringen, und dachte nur noch daran, von seinen Vollmachten zur Wiederherstellung des Friedens Gebrauch zu machen, welche ihm der Kaiser allerdings in ausgedehntem Maße ertheilt hatte. Noch an demselben Tage, wo General Succow seinen Hülferuf an ihn hatte ergehen lassen, am 15. August, schickte er auch schon den Obersten Grafen Groß in das Lager des Großwesirs, um mit ihm, sei es mit oder ohne den Marquis von Villeneuve, wegen des Friedens in Unterhandlungen zu treten, als dessen Preis er ihm selbst das geschleifte Belgrad anbieten zu lassen kein Bedenken mehr trug [1]).

Der Wiener Hof war freilich auch längst schon zu der trostlosen Überzeugung gekommen, daß der Friede unter den

1) Schmettau a. a. O., S. 214—228.

sie selbst der Niederlage der Ungarn bei Mohacs an die Seite zu setzen [1]).

Unbegreiflicherweise wurde also den Osmanen der Weg nach Belgrad geradezu gänzlich frei gelassen. Sie scheinen sich selbst darüber nicht wenig verwundert zu haben, als sie bereits am 26. Juli ungehindert in die verlassenen Linien von Belgrad einrückten [2]). Gleich am nächsten Tage eröffneten sie die Laufgräben, und am 29. ließ der Großwesir General Succow auffordern, ihm die Festung unter der Bedingung zu übergeben, daß er ihn mit der ganzen Besatzung, welche damals noch 20,000 M. stark gewesen sein soll, freien Abzug nach Ofen gewähren wolle. Succow ging indessen darauf natürlich nicht ein. Denn er hielt sich nicht nur noch für stark genug zu erfolgreichem Widerstande, sondern rechnete vorzüglich auch auf baldigen Entsatz durch die in der Nähe stehende kaiserliche Armee.

Daran, scheint es, dachte aber Graf Wallis gar nicht. Er hielt es für wichtiger, seine feste Stellung diesseits der Donau zu behaupten, um Syrmien zu decken und die Verbindung mit Peterwardein und dem Banat zu erhalten. Das war auch der Hauptzweck eines hitzigen Reitergefechtes, welches er noch am 30. Juli gegen 12—14,000 Osmanen in der Nähe von Pancsowa zu bestehen hatte und worin er siegreich das Feld behauptete. Belgrad war aber damit

1) Genauere Berichte über die Schlacht und ihre nächsten Folgen geben: Schmettau a. a. O., S. 198—214: ferner Keralio, Histoire de la guerre des Russes et des Impériaux contre les Turcs, T. II, p. 150 fg., wo S. 163 die Verluste der Kaiserlichen genauer angegeben sind und auch leibliche Pläne von der Schlacht und dem Rückzuge der Kaiserlichen hinzugefügt werden; endlich die unmittelbar aus dem kaiserlichen Lager stammenden Schreiben im Mercure hist., T. CVII, p. 156—162 und p. 294. Hier wird der Sieg der Türken vorzüglich mit dem Umstande zugeschrieben, daß Bonneval zum ersten Male die europäische Fechtweise, namentlich den Gebrauch des Bajonnets, in Anwendung gebracht habe.

2) Schmettau a. a. O., S. 214: „Ce même jour 26. Juillet l'ennemi arriva devant les lignes de Belgrade, et fût surpris agréablement de les trouver abandonnés."

nicht geholfen. Der Marschall scheint es fast schon nur noch wie einen verlornen Posten betrachtet zu haben.

Indessen entschloß er sich am Ende doch, seine Armee wieder auf das rechte Donauufer hinüberzuziehen, nicht sowol um Belgrad zu retten, als um, wie er sich selbst in einem Berichte an den Kaiser ausdrückte, sie vor weiteren Unfällen sicherzustellen (pour mettre l'armée à l'abri de tout échec). Er bezog zu diesem Zweck ein festes Lager bei Surdok, in der Nähe von Szalankemen.

Die Lage von Belgrad wurde dadurch aber nur um so verzweifelter, da es nun auch von dem bis auf 20,000 M. verstärkten osmanischen Truppencorps auf dem linken Donauufer unbehindert berannt werden konnte. Bereits am 13. August war die Besatzung durch das seit 14 Tagen andauernde feindliche Feuer so weit geschwächt, daß General Succow sich genöthigt sah, von dem Marschall Verstärkungen zu verlangen, und zwei Tage später erklärte er ihm geradezu, er sei außer Stande, die Festung noch länger zu halten. Denn es sei bereits Bresche geschossen und auch die Citadelle könne, bei der Schwäche ihrer Werke, einen dauernden Widerstand kaum mehr leisten. Anstatt nun aber Alles aufzubieten, die Festung doch noch zu retten, ließ Marschall Wallis in aller Eile das dort befindliche schwere Belagerungsgeschütz nach Peterwardein in Sicherheit bringen, und dachte nur noch daran, von seinen Vollmachten zur Wiederherstellung des Friedens Gebrauch zu machen, welche ihm der Kaiser allerdings in ausgedehntem Maße ertheilt hatte. Noch an demselben Tage, wo General Succow seinen Hülferuf an ihn hatte ergehen lassen, am 15. August, schickte er auch schon den Obersten Grafen Groß in das Lager des Großwesirs, um mit ihm, sei es mit oder ohne den Marquis von Villeneuve, wegen des Friedens in Unterhandlungen zu treten, als dessen Preis er ihm selbst das geschleifte Belgrad anbieten zu lassen kein Bedenken mehr trug [1]).

Der Wiener Hof war freilich auch längst schon zu der trostlosen Überzeugung gekommen, daß der Friede unter den

1) Schmettau a. a. O., S. 214—228.

obwaltenden Umständen nicht mehr ohne gewisse Opfer erkauft werden könne. Denn das stand nun vollkommen fest, daß sich die Pforte nicht mit einer bloßen Erneuerung des Friedens von Passarowicz werde abfinden lassen. Lange vor Eröffnung des Feldzuges, bereits zu Anfang März, hatte man sich in einem zu diesem Zwecke abgehaltenen Cabinetsrathe, zu welchem auch die vornehmsten Generale, die Feldmarschälle von Königsegg, Wallis und Khevenhiller, sowie die Feldzeugmeister Graf von Neipperg und Prinz von Sachsen-Hildburghausen, hinzugezogen worden waren, dahin geeiniget, daß man der Pforte, gegen Zurückgabe von Orsowa und Mehadia in ihrem gegenwärtigen Zustande, sowol die türkische als auch einen Theil der österreichischen Walachei und des österreichischen Serbiens abtreten und, wenn die Zurückgabe jener beiden Orte nicht zu erlangen wäre, blos ihr Gebiet mit der Verpflichtung in Anspruch nehmen wolle, sie zu schleifen und ihre Festungswerke niemals wiederherzustellen [1]).

Dahin lauteten auch die genau detaillirten und durch beigefügte Karten über die künftige Abgrenzung gründlich erläuterten Instructionen, welche unter dem 11. März, als Antwort auf seine letzten Depeschen über den ungenügenden Ausgang der jüngsten Conferenzen vom November vorigen

1) „Extract aus denen eingeschickten Meinungen Derer, quo ad operationes bellicas et super negotio pacis vernommener kaiserlicher Herren Feldmarschallen, Generalen von der Cavallerie und Generalfeldzeugmeister, in so weit diese Meinungen das letztere Objectum betreffen", in (Neipperg) „Umständliche auf Originaldocumente gegründete Geschichte der sämmtlichen und wahren Vorgänge bei der Unterhandlung des zu Belgrad am 18. September 1739 geschlossenen Friedens, Frankfurt und Leipzig 1790." Diese Schrift ist das Hauptwerk über die innere Geschichte des Friedens von Belgrad, welches die Berichtigung vieler darüber verbreiteten Irrthümer und absichtlicher Entstellungen möglich, und die früheren Schriften über denselben Gegenstand, wie z. B. die von Moser, „Belgradischer Friedensschluß", Jena 1740, und Spittler, „Geschichte des Belgrader Friedens", in dem „Göttinger histor. Magazin", vom Jahre 1788, Bd. IV, S. 116—145, völlig entbehrlich macht. Auch Laugier und Schmettau sind danach vielfach zu berichtigen.

Jahres, an den Marquis von Villeneuve erlassen wurden. Sie gelangten, zugleich mit einem Schreiben an den Großherrn, welches ihn nochmals förmlich als bevollmächtigten Vermittler (Ambassadeur Plénipotentiaire chargé de la médiation) bestätigt, am 1. April in seine Hände [1]).

Von einer etwaigen Abtretung von Belgrad war dabei noch gar keine Rede, und auch als sich das kaiserliche Cabinet nach der Eröffnung des Feldzuges an jene, seine letzten Vorschläge nicht mehr für gebunden erachtete und die Nothwendigkeit anderweitiger Zugeständnisse in Frage kam, wurde daran gleichwol nicht im Entferntesten gedacht. Selbst Marschall von Wallis hatte noch bei einer ersten Sendung des Obersten Grafen Groß nach dem türkischen Lager, am 26. Juli, das von dem Großwesir gestellte Verlangen der Übergabe von Belgrad mit der entschiedenen Erklärung zurückgewiesen, daß der Kaiser sich niemals dazu verstehen werde, diesen wichtigen Posten aufzugeben, und daß er, der Marschall, mit hinlänglicher Macht versehen sei, ihn bis aufs Äußerste zu vertheidigen [2]).

Während jedoch der Feldmarschall dem Großwesir durch diese entschiedene Haltung noch möglichst zu imponiren suchte, wurde der Gedanke an die eventuelle Nothwendigkeit, Belgrad aufgeben zu müssen, von verschiedenen Seiten schon Gegenstand sehr ernster Erwägung. Der Kaiser selbst hatte auf die letzten zweifelhaften Berichte des Marschalls, bereits unter dem 4. August, von ihm bestimmtere Erklärung darüber verlangt, „ob vernünftiger Weiß anzuhoffen möglich sei, Belgrad zu retten oder nicht?" — wobei er indessen zugleich bemerklich gemacht, daß es vor Allem erforderlich sei, „gegen den Feind keine Zaghaftig- noch Niederträchtigkeit (Demuth) hervorblicken zu lassen, als wordurch der Fried vielmehr beschwerlicher gemacht als befürdert würde [3])."

Diesem Verlangen war der Marschall gewissermaßen

1) Laugier a. a. O., Th. I, S. 339 und S. 346, wo auch die letzten Vorschläge des Kaisers genauer angegeben sind.

2) Schreiben des Marschalls Wallis an den Kaiser und Bericht des Obersten Grafen Groß bei Neipperg a. a. O., S. 141—151.

3) Schreiben des Kaisers vom 4. August: daselbst, S. 152.

schon durch ein Schreiben zuvorgekommen, welches er zwei Tage früher, am 2. August, an den Kaiser geschickt hatte. Darin schilderte er den Zustand von Belgrad geradezu als hoffnungslos, indem er zugleich den Vorschlag machte, diese Festung dem Großwesir ohne weiteres unter der Bedingung anzubieten, daß die Save die Grenze bleibe und Alles, was diesseits des Banats liege, mit Orsowa, als Ersatz für Belgrad dem Kaiser überlassen würde. Damit müsse man sich aber um so mehr beeilen, da jeder verlorene Tag, ja jede Stunde Zögerung die Sache nur schlimmer und schwieriger mache [1]).

Diese Eilfertigkeit des Marschalls scheint nun aber doch dem kaiserlichen Cabinet einigen Verdacht erregt zu haben. Man hielt es daher, bevor man einen definitiven Beschluß fassen wollte, für rathsam, sich ohne Wissen des Marschalls mit Graf Neipperg in nähere Beziehung zu setzen, um durch ihn zunächst über den wahren Stand der Dinge genauer unterrichtet zu werden. Graf Neipperg war von Marschall Wallis selbst, schon in einem Schreiben vom 27. Juli, als Friedensunterhändler in Vorschlag gebracht worden; und der Kaiser war darauf um so bereitwilliger eingegangen, weil der Graf überhaupt für einen gewandten und in solchen Dingen erfahrenen Mann galt, als welcher er sich namentlich schon bei dem Abgrenzungsgeschäft nach dem Frieden von Passarowicz bewährt hatte. Nur scheint es Marschall Wallis sehr übel aufgenommen zu haben, daß der Kaiser jetzt das ganze Friedensgeschäft gewissermaßen als selbständig in die Hände des Grafen gelegt wissen wollte, und dem Marschall befohlen hatte, demselben sämmtliche seit Monat April erlassene darauf bezügliche Papiere auszuliefern. Die nächste Folge davon war eine offenbare Spannung zwischen den beiden genannten Generalen, welche bald zu erbitterter Feindschaft wurde und auf den Fortgang der Unterhandlungen nur von nachtheiligem Einfluß sein konnte [2]). Marschall Wallis hielt

1) Neipperg a. a. O., S. 8.

2) Schmettau, Mémoires secrets, p. 256. Über die dem Grafen von Neipperg ertheilten kaiserlichen Vollmachten heißt es hier: „Cet ordre et la remise du Plein pouvoir de l'Empereur

es für angemessen, dem Grafen den kaiserlichen Befehl und die betreffenden Papiere gänzlich vorzuenthalten und sich vorerst noch, ohne Ermächtigung des kaiserlichen Hofes, des Obersten Grafen Groß als Unterhändlers zu bedienen.

Derselbe begab sich, wie wir gesehen haben, im Auftrage des Marschalls und in Begleitung des kaiserlichen Sekretärs der orientalischen Sprachen, Herrn von Schwacheim, am 15. August abermals in das türkische Lager, um dem Großwesir nur mündlich und ganz im Geheimen das geschleifte Belgrad anzubieten. Er richtete damit aber nichts aus, weil der Großwesir, welcher sich gleichfalls nur auf eine mündliche Antwort einlassen wollte, darauf bestand, daß ihm Belgrad sofort übergeben und dann erst über den Frieden unterhandelt werde. Allein darauf einzugehen, hielt sich Marschall Wallis doch nicht für ermächtigt. Er wollte sich dazu erst weitere Vollmachten von dem Kaiser einholen, und verlangte zu diesem Zwecke einen zehntägigen Waffenstillstand von dem Großwesir, welcher aber darauf nicht einging [1]).

Noch verweilte Graf Groß im feindlichen Lager, als die beiden kaiserlichen Handschreiben vom 11. August auf sehr geheimnißvolle Weise in die Hände des Grafen Neipperg gelangten, wodurch er einestheils von der Willensmeinung des Cabinets von Wien in Betreff des Friedens genauer in Kenntniß gesetzt und zu weiteren Verhandlungen darüber förmlich ermächtigt wurde, anderntheils den Befehl erhielt, unverzüglich über den Zustand der Armee sowol, wie über die Lage von Belgrad ausführlich und der Wahrheit gemäß Bericht zu erstatten.

In Betreff des Friedens ging der Gedanke des Kaisers nun allerdings dahin, daß man suchen müsse, denselben auch

mirent le dépit et la rage dans le Coeur du Maréchal Wallis, et comme il étoit naturellement vindicatif, il resolut d'agir de façon, que le Comte Neuperg fut obligé de conclure un Traité desavantageux à la Gloire de l'Empereur."

1) Dies ergibt sich aus dem betreffenden Briefwechsel zwischen Graf Wallis und dem Großwesir, und namentlich der amtlichen Erklärung des Sekretärs von Schwacheim, bei Neipperg a. a. O., S. 157—169.

ohne den Verlust von Belgrad zu erzielen, ohne indessen deshalb die rechte Zeit zum Abschluß eines möglichst vortheilhaften Friedens verstreichen zu lassen. Denn, heißt es wörtlich in dem kaiserlichen Schreiben, „ist Belgrad und zwar auch nur die Stadt in des Feindes Händen, so ist gar kein Fried mehr anzuhoffen." Wäre aber damit nicht auszukommen, so könne zuerst das geschleifte und endlich selbst das „fortificirte" Belgrad angeboten werden, vorausgesetzt, daß die Save und die Donau die Grenze bilden, und Alles, was zum Banat gehöre, mit Altorsowa und Mehadia dem Kaiser verbleibe. In diesem Sinne sei auch Marquis von Villeneuve mit neuen Instructionen versehen worden. Graf Neipperg habe sich daher mit diesem darüber ins Vernehmen zu setzen, sobald er im Lager des Großwesirs eingetroffen sein würde. Hinsichtlich des zweiten Punktes wollte der Kaiser vorzüglich über die Stärke und die Stimmung der Armee genauere Auskunft haben und darüber ins Klare kommen, wie es eigentlich um Belgrad stehe [1]).

Graf Neipperg kam nun diesem letzteren Befehle des Kaisers sogleich dadurch nach, daß er bereits unter dem 16. August, hinter dem Rücken des Marschalls Wallis, einen gleichfalls sehr geheim gehaltenen Bericht abstattete, welcher freilich nichts weniger als ermuthigend war. Die wirklich streitbare Mannschaft, welche bei einem feindlichen Angriffe ins Feld rücken könne, wollte er danach kaum auf 10,000 M. Infanterie und 9000 M. schlecht berittene Cavalerie berechnen, welche überdies noch täglich durch tödtliche Krankheiten sehr geschwächt würden. Dann fehle es vorzüglich an tüchtigen Offizieren, welche kaum noch zum dritten Theile vorhanden wären; und auch die Stimmung der Truppen sei durchgängig schlecht, gedrückt und muthlos. Es sei daher mit dieser Armee in keinem Falle mehr viel anzufangen, und am wenigsten könne man damit den Entsatz von Belgrad versuchen, welches sich gleichfalls in einem sehr mislichen Zustande befinde. Die Besatzung belaufe sich kaum noch auf

1) Kaiserliches Schreiben vom 11. August mit Anlagen, Neipperg a. a. O., S. 169—182.

9000 M., und die Festungswerke würden dem von allen Seiten heandrängenden Feinde, da er schon alle Außenwerke besetzt habe und im Begriff sei, an mehreren Orten Bresche zu schießen, nur noch kurze Zeit widerstehen können. Er werde daher zwar alles Mögliche anwenden, bei den Friedensverhandlungen Belgrad zu retten, könne sich aber, unter so bewandten Umständen, um so weniger Hoffnung dazu machen, da bei dem schlechten Zustande der Armee an die Fortsetzung des Krieges in diesem, geschweige denn im folgenden Jahre kaum zu denken sei [1]).

Im Wesentlichen stimmten damit auch die Berichte und Aussagen des Generals Succow überein, von deren Richtigkeit sich Neipperg, als er zwei Tage später auf seinem Wege nach dem türkischen Lager Belgrad besuchte, durch eigne Anschauung selbst überzeugen mußte. Succow schätzte seine Besatzung, welche, wenn sie dem laufenden Dienste und den Erfordernissen einer nachdrücklichen Vertheidigung hätte genügen sollen, mindestens 15,000 M. hätte stark sein müssen, nur noch auf 7000 M., wovon täglich noch 2—300 M. durch Tod und Krankheiten abgehen. Vorzüglich fehlte es ihm an ausreichender Mannschaft zur Bedienung der Geschütze, und sein ganzes Minirercorps bestand nur noch aus 12—15 M. Daß es aber um die Festungswerke sehr schlecht bestellt war, ersieht man aus dem ausführlichen besonderen Berichte, welchen später Graf Neipperg darüber zu erstatten sich veranlaßt sah [2]).

Nur der Feldzeugmeister Baron von Schmettau, welcher, gleichfalls auf Betrieb des Marschalls Wallis, herbeigezogen worden war, um an Succow's Stelle, dessen feige

1) Neipperg a. a. O., S. 182—190. Unter andern äußert sich hier Neipperg folgendermaßen: „Kann ich Belgrad salviren, werde alles mögliche anwenden, wiewohlen schwerlich glaube, denn mich in der Türken Stelle setze, dann sie es jetzt und dermalen ohne die Sau zu passiren nimmermehr eingehen werden."

2) Die Berichte und die Aussagen des General Succow befinden sich daselbst, S. 29—38 S. 224—235, und der Bericht des Grafen Neipperg: „Reflexions sur la situation de la ville et chateau de Belgrade, sa fortification, les travaux y faits avant et pendant le siège", daselbst, S. 199—224.

und zaghafte Haltung längst Misfallen erregt hatte, den Oberbefehl in Belgrad zu übernehmen, war darüber etwas anderer Ansicht. Er hielt, als er am 22. August dort eintraf, den Zustand der Festung noch keineswegs für so hoffnungslos. Bei einer genaueren Zählung stellte es sich heraus, daß die Besatzung noch immer 13,700 M. zähle. Schmettau glaubte daher auch die verzweifelte Lage des Platzes vorzüglich nur der Ungeschicklichkeit zuschreiben zu müssen, welche General Succow in der Verwendung der vorhandenen Vertheidigungsmittel an den Tag gelegt habe. Durch eine bessere Vertheilung der Truppen und einen zweckmäßigeren Gebrauch des Geschützes gelang es ihm auch wirklich, die Widerstandsfähigkeit und den Muth der Besatzung wieder so weit zu heben, daß bereits am 29. August ein Angriff der Feinde auf ein Hauptbollwerk, die Borczaer Schanze, glücklich abgeschlagen wurde.

General Schmettau lebte seitdem der festen Überzeugung, daß die Rettung von Belgrad vollkommen gesichert sei, wenn nur der von ihm in Vorschlag gebrachte Plan ausgeführt würde. Er wollte nämlich in acht Tagen die ganze Armee über die Save herüberziehen, dann mit ihr die Außenwerke der Festung besetzen und von da aus, wie Prinz Eugen im Jahre 1717, einen plötzlichen Ausfall auf die feindlichen Verschanzungen machen, welcher, wie damals, so meinte wenigstens Schmettau, nothwendig zu einer entscheidenden und siegreichen Schlacht hätte führen müssen. Der Entsatz von Belgrad wäre davon die natürliche Folge gewesen. Allein dazu wollte Marschall Wallis, welcher sich schon dadurch gekränkt fühlte, daß ihn der General durch die dringendsten Vorstellungen dazu gebracht hatte, den bereits beschlossenen Rückzug nach Peterwardein aufzugeben, und es überhaupt nicht vertragen mochte, sich auf diese Weise von Andern meistern zu lassen, wie es scheint, die Hand nicht bieten. Auch war es dazu nun schon zu spät. Denn die Friedensverhandlungen hatten bereits ein Stadium erreicht, wo Belgrad nicht mehr zu retten war [1]).

1) Schmettau, Mém. secr., p. 232—256.

Graf von Neipperg hatte sich, nachdem Marschall Wallis für ihn bei dem Großwesir sicheres Geleit erlangt hatte, bereits am 18. August gleich von Belgrad hinweg, nur in Begleitung des Obersten Grafen Groß und des Sekretärs des Hofkriegsrathes, Momarz, nach dem türkischen Lager begeben. Er wurde dort, obgleich er gewissermaßen incognito und ohne officiellen Charakter auftrat, dennoch mit gebührender Aufmerksamkeit empfangen, und hatte sich überhaupt während der ganzen Dauer seines Aufenthaltes daselbst der ausgezeichnetsten Behandlung zu erfreuen. Man wies ihm ein prachtvoll ausgestattetes Zelt an, bediente seine Tafel wie die des Großwesirs selbst, ließ des Nachts vor seinem Zelte, eine Ehre, welche nur den fremden Gesandten und den vornehmen Türken zu Theil zu werden pflegte, zwei große Pechpfannen anzünden und gab ihm eine Ehrenwache, welche ihn überall hin begleitete, wo er frei und ungehindert hingehen wollte [1]).

Auch seinem Verkehre mit dem Marquis von Villeneuve, mit dem er sich sogleich ins Benehmen zu setzen wünschte, wurde kein wesentliches Hinderniß in den Weg gelegt. Marquis von Villeneuve hatte, nachdem er seine zuletzt erhaltenen Vollmachten des Kaisers dem Sultan am 26. Mai in einer feierlichen Audienz überreicht hatte, einer besonderen Einladung des Großwesirs zufolge, und ungeachtet der Bemühungen der Vertreter der Seemächte, welche sich noch immer bei der Friedensvermittlung betheiligen zu können hofften und deshalb seine Abreise möglichst zu verzögern suchten, Constantinopel am 15. Juni verlassen, um dem Heere zu folgen. Er war vorzüglich auch dadurch etwas

1) Neipperg, Umständl. Geschichte, S. 48, und der Briefwechsel zwischen Wallis und dem Großwesir wegen des sicheren Geleites, daselbst, S. 180. Schmettau, Mém. secr., p. 260 fg. entstellt die Dinge offenbar aus Parteihaß gegen Wallis, wenn er behauptet, daß Neipperg nur als Gefangener behandelt worden sei, und der Pascha von Bosnien ihm in einer der ersten Conferenzen geradezu ins Gesicht gespieen und sich dabei Ausdrücke erlaubt habe, die schwerlich stattgefunden haben. Dieser Pascha von Bosnien und der von Rumelien waren im Gegentheil diejenigen, welche dann, aus Haß gegen den Großwesir, noch die meiste Fügsamkeit bewiesen.

aufgehalten worden, daß er auf seine zu Ende des vorigen Jahres nach St. Petersburg abgefertigten Depeschen noch gar keine Antwort erhalten hatte.

Der russische Hof schien abermals in die von Frankreich bei der Friedensvermittlung gehegten Absichten gewisses Mistrauen zu setzen. Er hatte sich deshalb, wie wir gesehen haben, unter der Hand auch schon mit König August von Polen eingelassen, war aber am Ende doch den einmal gegen den Kaiser und das Cabinet von Versailles eingegangenen Verpflichtungen so weit treu geblieben, daß er den Marquis von Villeneuve, unter dem 9. April, mit neuen Vollmachten zur Unterzeichnung sowol der Präliminarien als auch des definitiven Friedens versah. Sie waren von einem Schreiben des Grafen Ostermann begleitet, worin derselbe abermals auf der unbedingten Abtretung von Assow bestand.

Merkwürdig genug suchte der Graf jedoch darin die etwaigen Gefahren derselben für das osmanische Reich selbst sogleich dadurch etwas zu mildern, daß er bemerklich machte, die meisten europäischen Mächte, welche schon ihres Levantehandels wegen bei der Erhaltung dieses Reiches interessirt wären, würden sich widersetzen, wenn es Rußland in den Sinn kommen sollte, von da aus etwas gegen die Staaten des Großherrn unternehmen zu wollen. Die bloße Garantie Frankreichs sei schon eine hinlängliche Bürgschaft dagegen. Auch könne man ja in dem Friedensvertrage ausdrücklich festsetzen, daß Rußland auf dem Meere von Assow gar keine Flotte unterhalte, und der russische Handel sowol auf diesem wie auf dem Schwarzen Meere nur mit Hülfe türkischer Schiffe stattfinden dürfe. Im Übrigen betrafen die Bemerkungen des Grafen blos die künftige Grenzregulirung, für welche im Allgemeinen die Verträge vom Jahre 1700 als Grundlage festgehalten werden sollten.

Beides, die Vollmachten und das Schreiben des Grafen Ostermann, wurden dem Marquis von Villeneuve durch einen eigenen Bevollmächtigten, den Rath bei der russischen Staatskanzlei, Herrn von Cagnoni, überbracht, als er bereits Adrianopel erreicht hatte. Derselbe war zugleich beauftragt, dem Marquis, zum Zeichen der Erkenntlichkeit der

Kaiserin, für seine Dienste 25,000 Piaster, nebst einigen Geschenken für seinen Sekretär und seinen Dragoman zuzustellen. Der Marquis lehnte diese indessen klugerweise nicht ohne einige Empfindlichkeit ab, indem er bemerklich machte, daß er sich nach zur Zufriedenheit der Kaiserin vollbrachten Geschäften, mit Bewilligung seines Hofes, den Beweisen ihrer Erkenntlichkeit nicht entziehen werde, da er überzeugt sei, daß sie mit dem Charakter, den er zu begleiten die Ehre habe, vereinbar sein würden. Cagnoni schloß sich hierauf dem Gefolge des Marquis von Villeneuve an, welcher nach einem längeren Aufenthalte zu Nissa vorzüglich auf Betrieb des Marschalls Wallis am 15. August in dem Lager des Großwesirs vor Belgrad eintraf, wo sich Graf Neipperg, wie gesagt, mit ihm sogleich in Verbindung setzte [1]).

Viel Tröstliches konnte ihm freilich der Marquis nicht sagen. Auch er war der Meinung, daß der rechte Zeitpunkt, günstige Friedensbedingungen zu erlangen, schon längst vorüber sei. Der Übermuth der Türken im Glück sei nun einmal so grenzenlos, daß man auf ihre Nachgiebigkeit gar nicht mehr rechnen dürfe. Der Großwesir wolle nicht eher von Etwas hören, als bis ihm die Schlüssel von Belgrad ausgeliefert wären. So weit hätte man es eben nicht kommen lassen dürfen. Jetzt stehe ein wohl ausgerüstetes, mit Allem vortrefflich versorgtes Heer von 150,000 M. vor Belgrad, und ein Corps von 25,000 M. jenseits der Donau. Es sei also nur noch ein Ausweg möglich: Man ziehe sofort die kaiserliche Armee über die Donau und die Save herüber, greife die Türken an und jage sie fort. Nur so sei Belgrad zu retten, welches der Großwesir nicht aufgeben wolle noch könne, weil es sich dabei um seinen Kopf handele, und auch das Heer

1) Laugier a. a. O., Th. II, S. 21—30 und die dem Marquis von Villeneuve von der Kaiserin von Rußland ertheilte Vollmacht daselbst, S. 287—292. Schmettau a. a. O., S. 261 ist hier wieder, vielleicht absichtlich, in einen schweren Irrthum verfallen, indem er behauptet, daß Marquis von Villeneuve erst acht Tage nach dem Grafen von Neipperg, am 26. August, im Lager vor Belgrad eingetroffen sei.

durchaus auf der Einnahme desselben bestehe. Wie wäre aber daran damals noch zu denken gewesen!

Graf Neipperg mußte wohl einsehen, daß dieser Ausweg schon völlig außer dem Bereiche der Möglichkeit lag, während er auf der andern Seite beständig von der Besorgniß gepeinigt wurde, daß er die passende Zeit, wie sich der Kaiser in seinem Schreiben vom 11. August selbst ausgedrückt hatte, „das rechte Tempo" zum Abschluß eines erträglichen Friedens verabsäumen möchte. Sowol er wie Marquis von Villeneuve waren daher freilich zwar entschlossen, nur nach und nach bis zu den äußersten Zugeständnissen vorzugehen, rechneten aber schon nicht mehr darauf, daß Belgrad zu retten sei. Die sehr peinlichen und unerquicklichen Unterhandlungen darüber konnten sich eigentlich nur noch darum drehen, ob und wie weit man die Festung geschleift, oder ob man sie in ihrem gegenwärtigen Zustande, d. h. unversehrt und „fortificirt" abtreten solle. Dies Letztere hatte ja der Wiener Hof für den äußersten Fall selbst zugegeben.

Zum Unglück waren Neipperg und Villeneuve nun auch nicht einmal von Dem unterrichtet, was unterdessen in Belgrad vorgegangen war. Sie kannten weder die Ankunft Schmettau's daselbst, noch die Maßregeln, auf die dieser doch noch die zuversichtliche Hoffnung baute, daß die Festung erhalten werden könne. Denn unbegreiflicherweise hatte man alle Verbindungen mit Belgrad sowol wie mit dem kaiserlichen Lager gänzlich abgebrochen, sei es, daß Marschall Wallis, wie seine Feinde behaupten, Graf Neipperg aus Rache dadurch in um so größere Verlegenheit versetzen wollte, sei es, daß man überhaupt einen solchen Verkehr für zu gewagt und unsicher hielt. Selbst die kaiserlichen Handschreiben, welche in dieser Zeit wiederholt an Graf Neipperg gerichtet wurden und auf seine Haltung vom entschiedensten Einfluß hätten sein müssen, unter andern die für ihn bestimmte definitive Vollmacht vom 24. August, kamen erst nach Unterzeichnung der Präliminarien in seine Hände.

Dagegen benahm der Übermuth des Großwesirs und die drohende Haltung des Heeres den kaiserlichen Unterhändlern mit jedem Tage mehr den Muth. Es war ein böser Zufall,

daß gerade jetzt von Constantinopel aus die Geschenke und die Belohnungen für die Schlacht bei Krozka im Lager eintrafen, welche mit ungewöhnlichen Feierlichkeiten und nicht ohne absichtliche Prahlerei vertheilt und verkündet wurden. In dem Danksagungsschreiben des Sultans wurde das Heer förmlich aufgefordert, sich diesen Sieg zunutze zu machen und noch weiter in die feindlichen Länder vorzudringen. Die Janitscharen wurden unruhig und verlangten mit Ungestüm Belgrad.

Unter diesen Umständen brachte Marquis von Villeneuve als Mittelweg eine theilweise Schleifung der Festungswerke von Belgrad in Vorschlag. Er hatte dafür auch schon die beiden einflußreichen Statthalter von Bosnien und Rumelien gewonnen. Man sollte, nach seiner Meinung, die neuen Festungswerke schleifen und die alten unversehrt stehen lassen. Selbst Graf Neipperg, welcher schon wiederholt im Begriff gewesen war, die Unterhandlungen gänzlich abzubrechen und unverrichteter Sache nach dem kaiserlichen Lager zurückzukehren, gab endlich seine Zustimmung dazu. Denn der Marquis machte ihm deutlich, daß ohne dieses Zugeständniß Alles zu befürchten und der Friede, welchen der Kaiser doch um jeden Preis wolle, am Ende gar nicht mehr zu erreichen sei. Wer stehe denn dafür, daß dann der Großwesir mit seiner ganzen Macht ohne weiteres über die Donau gehe und unaufhaltsam bis vor Wien rücke?

Damit glaubte man nun aber auch schon Alles gethan, Alles erreicht zu haben, als der Großwesir in einem am 30. August abgehaltenen Diwan abermals mit gesteigerten Forderungen hervortrat. Wollte er sich die theilweise Schleifung von Belgrad gefallen lassen, so verlangte er nun, gleichsam als Ersatz dafür, noch Sabacz, Uipalanka, Alt-Orsowa, Mehadia und Terregowa mit Gebiet. Das ging aber weit über die Zugeständnisse hinaus, zu welchen sich Neipperg selbst im äußersten Falle ermächtiget glauben konnte. Denn die Save und die Donau sollten unter allen Umständen als die künftige Grenzscheide zwischen beiden Reichen festgehalten werden.

Er protestirte daher auch mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln dagegen, wurde aber doch, nach einer fast den ganzen Tag währenden, äußerst hartnäckigen und erbitterten Verhandlung, vorzüglich auf dringendes Zureden des Marquis von Villeneuve, dahin gebracht, auch in diesem Punkte nachzugeben. Der Botschafter stellte ihm vor, daß er, nachdem man einmal so weit gegangen sei, unmöglich gesonnen sein könne, um solcher Kleinigkeit willen das ganze Friedenswerk aufs Spiel zu setzen und dadurch die größten Gefahren heraufzubeschwören. Die beständige Angst, in welcher Neipperg schwebte, daß er „das rechte Tempo" versehen möchte, und die Überzeugung, daß ihm in diesem „casu extremae necessitatis" ein anderer Ausweg gar nicht offen stehe, thaten das Übrige. Er verstand sich endlich zur Unterzeichnung der Präliminarien, blos mit der geringen Modification, daß Orsowa ohne Gebiet, nur mit dem kleinen der Insel gleiches Namens gegenüberliegenden Landstriche bis zur Czerna hin abgetreten werde, dagegen Mehadia dem Kaiser verbleibe, jedoch so, daß es sofort von der Pforte geschleift werde.

Nachdem man darüber vollends einig geworden war, fand die feierliche Ausfertigung und Unterzeichnung der betreffenden Urkunden mit großer Eilfertigkeit, aber unter den herkömmlichen Formen, bereits am Morgen des 1. Septembers im Zelte des Großwesirs statt. In fünf Artikeln wurden dadurch folgende Punkte als unumstößliche Grundlage des Friedens festgesetzt:

Auslieferung von Belgrad und Sabacz an die Pforte, nach vorhergegangener Schleifung der neuen Werke jener Festung, wogegen es dem Kaiser unbenommen bleibt, Geschütz, Munition, Kriegsmaterial und Proviant aus beiden Orten hinwegführen zu lassen; Abtretung von Serbien und der österreichischen Walachei, mit Einschluß des Forts Perischan, welches indessen gleichfalls geschleift werden soll; und endlich Räumung von Orsowa und Schleifung von Mehadia, unter den oben angegebenen Beschränkungen und Modalitäten.

Davon abgesehen, sollen nach Serbien hin die Donau und die Save die Grenze bilden, während für Bosnien die-

selbe so verbleiben soll, wie sie bereits durch den Frieden von Carlowicz festgesetzt worden ist. Die Schleifung von Belgrad hat am sechsten Tage nach Unterzeichnung dieser Präliminarien ihren Anfang zu nehmen, und muß in den durch sachverständige Ingenieure noch näher zu bestimmenden Terminen vollendet sein. Bis dahin werden von dem Kaiser Geißeln gestellt. Sobald die Schleifung der Werke in der Nähe des Würtemberger Thores vollendet ist, nehmen 500 Janitscharen von diesem Theile der Festung Besitz. Der übrige Theil der Stadt und die Citadelle werden dagegen erst dann von den Osmanen besetzt, wenn die Schleifung und die Räumung derselben von Seiten der Kaiserlichen vollständig erfolgt ist. Aus dem Banat von Temeswar werden sofort alle osmanischen Truppen zurückgezogen, mit einziger Ausnahme der kleinen Abtheilung, welche zur Schleifung von Mehadia verwendet werden soll. Nach Verfluß von zehn Tagen soll zur Regulirung der übrigen Punkte geschritten werden, welche dem definitiven Friedensvertrage noch hinzuzufügen sind. Unmittelbar nach Unterzeichnung dieser Präliminarien finden die Verhandlungen statt, welche den Abschluß des Friedens zwischen der Pforte und Rußland, unter Vermittlung des dazu bevollmächtigten französischen Botschafters, zum Zwecke haben.

Der Unterschrift des Grafen Neipperg fügte Marquis von Villeneuve sogleich die Urkunde hinzu, wodurch er, im Namen seines Monarchen, die Garantie für die Gültigkeit dieser Präliminarien übernahm. Dagegen war von der Nothwendigkeit einer Ratification derselben von Seiten des Kaisers vor ihrer Vollziehung unbegreiflicherweise gar keine Rede [1]).

Die Einstellung der Feindseligkeiten sollte von beiden Seiten sogleich nach Unterzeichnung der Präliminarien stattfinden. Niemand war darüber mehr erstaunt, mehr entrüstet,

1) Die genauesten Nachrichten über diese Verhandlungen im türkischen Lager, von der Ankunft des Marquis von Villeneuve und des Grafen Neipperg daselbst bis zur Unterzeichnung der Präliminarien, geben, nebst dem Texte der letzteren und den sonstigen hierher gehörigen Actenstücken, im Wesentlichen übereinstimmend: Neipperg a. a. O., S. 33—79 und S. 235—276 und Laugier a. a. O., Th. II, S. 30—71.

als General von Schmettau. Als ihm Graf Neipperg, noch im Laufe des 1. Septembers, durch Oberst Groß nur in zwei Worten den Befehl zugehen ließ, unverzüglich das Feuer der Festung einzustellen, weigerte er sich geradezu, demselben zu gehorchen. Er wollte von Niemanden, am wenigsten von Graf Neipperg einen solchen Befehl annehmen; und als sich der Letztere bald darauf, noch an demselben Tage, selbst in Belgrad einfand, kam es zwischen Beiden zu einem sehr bittern Wortwechsel darüber. Schmettau behauptete geradezu, daß er die Festung auch jetzt noch gegen die ganze osmanische Macht siegreich vertheidigt haben würde. Selbst General Succow war der Meinung gewesen, daß er sie, wenn die kaiserliche Armee nur wieder nach Semlin vorgehn wolle, wenigstens noch bis zu Ende September halten könne.

Nur durch die Dazwischenkunft des Marschalls Wallis konnte dieser heftige Streit geschlichtet werden. Er wiederholte dem General den obigen Befehl, und machte ihn dabei auf die nachdrücklichste Weise auf die Gefahren aufmerksam, welche sein Ungehorsam nach sich ziehen könne. Da mußte sich Schmettau freilich in die unvermeidliche Nothwendigkeit fügen. Denn Marschall Wallis wollte in keinem Falle das Schicksal des Friedens nochmals von dem Geschicke der Waffen abhängig machen. Er billigte ihn im Gegentheil vollkommen, gab Neipperg seine Zufriedenheit damit auf die unzweideutigste Weise zu erkennen, und ging selbst über den allerdings sehr kritischen Punkt, daß die Ausführung der Präliminarien noch vor der Ratification durch den Kaiser erfolgen sollte, wogegen sich Schmettau mit besonderem Nachdruck erklärte, mit unerklärlicher Leichtigkeit hinweg.

Auf seine Veranlassung setzte Schmettau, als erfahrener Ingenieur, bereits unter dem 7. September, die Termine der Schleifung von Belgrad dahin fest, daß die der Stadt binnen drei Monaten, und zwar so, daß die Osmanen innerhalb 45 Tagen die Hälfte derselben in Besitz nehmen könnten, dagegen die der Citadelle binnen sechs Monaten vollendet sein würde. Den 500 Janitscharen wurde das Hauptthor und die dabei gelegene Caserne schon am 4. September eingeräumt; und seitdem sah man türkische Offiziere auf ihren stolzen

Rossen, welchen sie zum Hohne die den Kaiserlichen bei Krozka abgenommenen Standarten als Satteldecken aufgelegt hatten, durch die Straßen von Belgrad paradiren. Die kaiserliche Armee zog sich bald darauf nach Peterwardein zurück; nur bei Mitrowitza an der Save und an der Donau blieben zwei kleine Abtheilungen Fußvolk zurück [1]).

Erschütternd war nun freilich die Wirkung, welche die erst am 7. September in Wien eintreffende Nachricht von der Unterzeichnung und der theilweise bereits erfolgten Ausführung der Präliminarien auf das kaiserliche Cabinet machte. Der trübselige Eindruck derselben war um so empfindlicher, da fast gleichzeitig die Kunde von dem Siege der Russen bei Chocsim eintraf. Der Kaiser ließ sogleich eine Art Manifest bekannt machen, worin er die Präliminarien im hohen Grade misbilligte, zugleich aber auch erklärte, daß er, da es kein Mittel mehr gebe, das Übel wieder gut zu machen, gemäß der bereits erfolgten Ratification, gewissenhaft Alles halten und erfüllen werde, was der Pforte bewilligt und zugestanden worden sei [2]).

Ganz in demselben Sinne sprach sich der Kaiser in einer besondern Audienz gegen den russischen Gesandten, und in einem langen unter dem 10. September an alle seine Vertreter bei den fremden Höfen gerichteten Rundschreiben aus [3]).

1) Schmettau a. a. O., S. 265—273. Neipperg a. a. O., S. 79—90. Die Erklärung des General Schmettau über die Schleifung von Belgrad daselbst, S. 281 und Mercure hist., T. CVII, p; 515. Marschall Wallis erklärte Graf Neipperg, als dieser ihn von dem Inhalte der Präliminarien in Kenntniß setzte, sofort: „Ich habe nicht geglaubt, daß wir noch zu einem solchen Frieden gelangen würden; Sie können zufrieden sein."

2) Dieses Manifest wird gegeben: Mercure hist., T. CVII, p. 388. Am Schlusse desselben heißt es: „D'autant qu'il n'est plus possible d'y apporter aucun remède, S. M. Imp. declare d'un côté, qu'Elle désapprouve hautement les Articles Préliminaires, qui viennent d'être regléz et que d'un autre côté, en consequence de la ratification qui a déjà été faite, Elle accomplira religieusement et observera fermement tout ce qui a été accordé à la Porte Ottomane."

3) Findet sich vollständig daselbst, S. 390—410.

In beiden Actenstücken warf er die Schuld Dessen, was geschehen sei, freilich ganz auf Marschall Wallis und Graf Neipperg. Der Anfang alles Unglücks sei die Schlacht bei Krozka gewesen, welche nur durch die Unfähigkeit, den bösen Willen und die verkehrten Anordnungen des Marschalls verloren gegangen sei. Ebenso ungeschickt habe er sich aber auch bei den Verhandlungen wegen des Friedens benommen. Eine Vollmacht dazu habe er allerdings gehabt; er habe aber das ganze Geschäft gleich vom Anfange an so gänzlich verfehlt und verwirrt (entièrement brouillé), daß man sich genöthigt gesehen habe, ihm dasselbe zu entziehen und es dem Grafen Neipperg anzuvertrauen.

Aber auch dieser habe den gehegten Erwartungen nicht entsprochen. Die Abtretung von Belgrad sei ihm nur im alleräußersten Falle und gegen anderweitige entsprechende Zugeständnisse von Seiten der Pforte gestattet worden. Die Hände seien ihm in dieser Beziehung so gebunden gewesen, wie es in einer Instruction nach menschlicher Berechnung nur immer möglich sei. Er habe durchaus nichts in den Händen, wodurch er sein Benehmen auch nur im Entferntesten rechtfertigen könne. Niemals sei ihm die Erlaubniß ertheilt worden, sich in das türkische Lager zu begeben, wo er, da er sich ohne Geißeln in die Gewalt der Feinde geliefert habe, gleichsam wie ein Gefangener behandelt worden sei. Ohne auch nur die geringste Kunde von dem Stande und dem Fortgange der Friedensverhandlungen zu geben, habe er dann die Unterzeichnung der Präliminarien so übereilt, daß es gar nicht möglich gewesen sei, sie aufzuhalten oder rückgängig zu machen. Erst am 2. September habe man die erste unbestimmte Nachricht über die Abtretung von Belgrad erhalten, und dann auch sogleich dem Grafen seine Vollmachten entzogen. Übrigens sei demselben, infolge der Berichte des Generals Succow, schon unter dem 23. August, zu erkennen gegeben worden, daß der „Casus extremae necessitatis" für die Abtretung von Belgrad noch gar nicht eingetreten sei, Und dennoch habe er es nicht nur ausgeliefert, sondern auch für die Ausführung der Präliminarien einen so kurzen Zeitraum festgesetzt, daß dem kaiserlichen Cabinet die Möglichkeit,

sie gutzuheißen oder zu verwerfen, geradezu benommen gewesen sei. Denn erst am Abend des 7. Septembers habe dasselbe ein Exemplar davon erhalten, und bereits vor dem 6. hätten die osmanischen Truppen das Hauptthor von Belgrad besetzt.

„Dieses Verfahren", heißt es dann weiter, „würde verdammungswürdig sein, selbst wenn Graf Neipperg Unseren Befehlen ebenso nachgekommen wäre, wie er sich davon entfernt hat. Da er sich aber in keinem Punkte und keiner Clausel seines Werkes darnach gerichtet hat, so muß man es als ein Ereigniß betrachten, wovon sich in der Geschichte kein Beispiel findet, und welches, obgleich es unglücklicherweise eingetreten ist, dennoch unglaublich erscheint, und aus diesem Grunde weder vorhergesehen noch abgewendet werden konnte."

Und dann folgt eine sehr scharfe Kritik der einzelnen Artikel der Präliminarien. Die Eilfertigkeit, womit man sofort zu ihrer Ausführung geschritten, sei ohne Zweifel das Hauptverbrechen des Grafen Neipperg und des Marschalls Wallis. Wie habe denn der Letztere, nachdem ihm ausdrücklich untersagt worden, sich überhaupt noch in dieses Friedensgeschäft zu mischen, auf ein einfaches Billet des Grafen Neipperg die Räumung und Schleifung einer so wichtigen Festung vornehmen können! Diese Übereilung habe es dem kaiserlichen Cabinet nun freilich gänzlich unmöglich gemacht, das wieder zurückzunehmen, was ohne seine Ermächtigung zum Nachtheil der Erbstaaten und der ganzen Christenheit zugestanden worden sei. Es sei, nach dem einstimmigen Urtheil sämmtlicher Minister, allerdings entschlossen gewesen, die Ratification dieser verhängnißvollen Präliminarien zu verweigern und dem Marquis von Mirepoix, dem französischen Gesandten, zu erklären, daß die Garantie des allerchristlichsten Königs vor Erfolg der Ratification gar keine bindende Kraft haben könne. Allein man habe davon abstehen müssen, weil man so eben erfahren, daß bereits zur Ausführung der Präliminarien geschritten worden sei. Deshalb habe man sich nun auch entschlossen, sie gewissenhaft zu beobachten und bereits die Pforte durch den Marquis von Villeneuve und den Grafen von Neipperg davon in Kenntniß gesetzt.

„Wir werden sie", heißt es am Schlusse, „nicht weniger gewissenhaft zur Ausführung bringen, gleich als ob sie ebenso zu unserem Vortheil wären, wie sie jetzt uns zum Schaden und Nachtheil gereichen. Wir bekennen hiermit, daß Graf Neipperg nicht nur seinen Instructionen und Vollmachten nicht nachgekommen ist, sondern daß er auch geradezu gegen ihren Inhalt gehandelt hat, daß unser Ministerium an alle Dem ganz und gar keinen Theil hat, und daß wir seiner Zeit nicht verfehlen werden, in dieser Beziehung die Beschlüsse zu fassen, welche die Gerechtigkeit uns vorschreiben wird."

Diese Andeutungen werden genügen, um den Standpunkt klar zu machen, welchen das kaiserliche Cabinet in dieser fatalen Lage einzunehmen wünschte. Es war ihm vor Allem darum zu thun, sich vor den Augen der Welt von aller Schuld frei zu sprechen, welche es um so nachdrücklicher auf Wallis und Neipperg zu wälzen suchte. Gewisse Thatsachen sind in dieser Absicht in der obigen Rechtfertigungsschrift, jedenfalls wissentlich, verschwiegen worden.

Es war z. B. eine Thatsache, die sich nicht bezweifeln läßt, daß der Pforte, schon durch den Grafen Groß, freilich sehr im Geheimen, 400,000 Gulden angeboten worden waren, wenn sie dem Kaiser Belgrad lassen wolle [1]). Es war ferner Thatsache, daß der Kaiser dem Grafen Neipperg allerdings erlaubt hatte, sich ins türkische Lager zu begeben. Marquis von Villeneuve hatte ein förmliches Schreiben des Oberst-Hofkanzlers Grafen von Sinzendorf, vom 5. August, darüber in den Händen. Daß der Kaiser aber im äußersten Falle selbst das „fortificirte" Belgrad aufzugeben entschlossen war, und bis zum letzten Augenblicke bei diesem Entschlusse beharrte, ist wiederholt angedeutet worden und ergibt sich namentlich noch aus einem Schreiben desselben vom 31. August, worin es wörtlich heißt: „Nun bin ich in Wahrheit aufrichtig zum Frieden geneigt, mithin keineswegs gemeint, Dasjenige zu widerrufen, was Euch mittelst meines Handschreibens vom 11. dieses aufgetragen worden." Und

1) Neipperg a. a. O., S. 113 und Laugier a. a. O., Th. II, S. 88.

was endlich die Neipperg zur Last gelegte Übereilung betrifft, so liegt ein Schreiben des Grafen von Sinzendorf von demselben Tage vor, worin er gegen Neipperg über die Langsamkeit der Unterhandlungen klagt, offenbar aus Besorgniß, daß die Osmanen sich Belgrads mit Gewalt bemächtigen möchten und der Friede dann ganz unmöglich werde [1]).

Aber man mußte sich eben in diesem unseligen Geschäfte, bei welchem von Anfang an ebenso von oben herein eine auf klare Einsicht in die maßgebenden Verhältnisse gegründete sichere Leitung, als in den untergeordneten ausführenden Kreisen der rechte Takt und die umsichtige Haltung fehlte, so viel wie möglich rein zu waschen suchen. Auch hier galt dann aber am Ende wieder das Alte „..... plectuntur Achivi." Wer hätte es denn dem Kaiser gewehrt, die Ratification selbst jetzt noch zu verweigern, wenn er sich nur stark genug dazu gefühlt hätte. Eben weil die Unterzeichnung der Präliminarien ohne seine ausdrückliche Ermächtigung geschehen war, blieb ihm die Freiheit, sich daran nicht für gebunden zu erachten. Dazu hätte aber eine bewaffnete Macht gehört, wie er sie nicht besaß. Das Heer an der Donau war bis auf 18,000 M. zusammengeschmolzen und der Großwesir stand noch mit 160,000 M. vor Belgrad. Der Kaiser mußte sich daher wol in die ihm auferlegte Nothwendigkeit fügen.

Wie wäre es sonst zu erklären, daß, während man gegen die befreundeten Höfe eine so scharfe Sprache führte, Graf von Sinzendorf den Marquis von Villeneuve bereits in einem Schreiben vom 16. September, welches äußerst schonend gehalten war und gegen ihn nicht den leisesten Vorwurf über das Vorgefallene enthielt, davon benachrichtigte, daß der Kaiser nicht nur die Präliminarien annehme, sondern auch den Abschluß des definitiven Friedens möglichst beschleuniget wünsche? [2]) Einige Tage vorher, in einem Schreiben vom 12. September, hatte der Kaiser selbst dem Grafen zu er-

1) Neipperg a. a. O., S. 94, 111 fg. und 313. Laugier, Th. II, S. 87 fg.

2) Dieses Schreiben gibt Neipperg S. 349.

kennen gegeben, daß er „seine äußersten Kräfte aufbieten möge, um, ohne von der Regel wegen getreuer Erfüllung des Ratificirten sich zu entfernen, das Vergangene so viel möglich annoch zu verbessern." Allein dasselbe kam dem Grafen erst zu, als der Friedensvertrag schon unterzeichnet war, und würde in der Hauptsache schwerlich etwas geändert haben [1]).

Denn mit der Unterzeichnung des Friedens hatte man nun von beiden Seiten gleich große Eile: von Seiten der Pforte, weil man den Absichten des Kaisers nicht recht trauen wollte, und von Seiten des Letzteren, weil man den unruhigen Geist der Armee des Großwesirs und Gewaltthätigkeiten fürchtete, welche leicht das ganze Friedenswerk wieder hätten zerstören können. Die Janitscharen machten schon einmal noch vor Unterzeichnung des Friedens den Versuch, mit Gewalt in Belgrad einzudringen. Man vereinigte sich daher schon am frühen Morgen des 18. Septembers abermals in dem Zelte des Großwesirs, um unter den gebührenden Förmlichkeiten zur Unterzeichnung des definitiven Friedensvertrages zu schreiten.

Die fünf unveränderten Artikel der Präliminarien bildeten den Hauptinhalt desselben. Die übrigen 18 Artikel betrafen nur theils nähere Erläuterungen derselben, theils die Wiederholung der bereits in früheren Verträgen enthaltenen Bestimmungen, wie namentlich vollständige Amnestie für die während des Krieges ausgetretenen Bewohner der Walachei, der Moldau, Serbiens und des Banats (Art. 8); den den katholischen Christen nach den ihnen früher schon gewährleisteten Privilegien zu bewilligenden Schutz (Art. 9); Auswechselung der Gefangenen (Art. 10); den freien Handelsverkehr und den gegen die Barbaresken und die Dulcignioten zu gewährenden Schutz (Art. 11) u. s. w. Die Grenzen sollten durch besonders zu ernennende Commissäre nach einem Monate noch näher bestimmt, Grenzstreitigkeiten durch Schiedsrichter geschlichtet, und Räubereien und Ruhestörungen an denselben nicht geduldet und streng bestraft werden (Art. 13—18). Daß die übergetretenen ungarischen Rebellen, an ihrer Spitze

1) Neipperg a. a. O., S. 118 und 373.

Michael Czacki, welche im osmanischen Reiche eine Freistatt gefunden, sich nur in von den Grenzen entfernten Orten aufhalten dürften, wurde ganz besonders festgesetzt, doch sollte es ihnen gestattet sein, ihre Frauen zu sich kommen zu lassen (Art. 19).

Die übrigen Artikel bezogen sich auf die, wie gewöhnlich, im Mai des künftigen Jahres gegenseitig abzusendenden, mit angemessenen Geschenken zu versehenden feierlichen Gesandtschaften (Art. 20), die Erneuerung der Rechte und Privilegien der diplomatischen Personen (Art. 21), und die Auswechselung der Ratificationen binnen 30 Tagen (Art. 22). Schließlich (Art. 23) wurde die Dauer dieses Friedens auf 27 Mondjahre festgesetzt und die Beobachtung desselben allen Befehlshabern der Provinzen, namentlich auch dem Chane der Krim und den übrigen Tataren, streng eingeschärft. Die Bestätigung und die Übernahme der Garantie von Seiten Frankreichs wurde durch den Marquis von Villeneuve in zwei besonderen Urkunden dem Friedensinstrumente sogleich beigefügt [1]).

An demselben Tage, den 18. September, fand auch noch die Unterzeichnung des Friedensvertrages zwischen Rußland und der Pforte statt. Graf Neipperg war es, welcher vorzüglich darauf bestand und sie durchsetzte. Denn da einmal in den Präliminarien vom 1. September ausgesprochen war, daß die Verhandlungen wegen des Friedens mit Rußland sofort beginnen sollten, glaubte Neipperg um so mehr dabei beharren zu müssen, weil es ihm darauf ankam, den Verdacht zu vermeiden, als ob der Kaiser mit dem Gedanken umgehe, einen Separatfrieden zu schließen. Er erklärte daher geradezu, daß er den Frieden mit dem Kaiser gar nicht unterzeichnen werde, wenn nicht auch der mit Rußland zu Stande käme. Denn man war schon Willens, denselben erst später in Nissa in ernstere Erwägung zu ziehen. Auch hatte der Kaiser selbst der Kaiserin von Rußland in einem Schreiben vom 13. Sep-

1) Der lateinische Text des Friedensvertrags befindet sich bei Neipperg a. a. O., S. 322—347; der französische bei Laugier a. a. O., Th. II, S. 294—327.

tember, worin er sich wegen des trostlosen Verlaufes seiner Friedensverhandlungen zu rechtfertigen sucht, die Hoffnung ausgesprochen, daß sie nach dem glänzenden Siege bei Chocsim gewiß bessere Friedensbedingungen erlangen werde, als er selbst [1]).

Der russische Bevollmächtigte Cagnoni, welcher Villeneuve ins Lager vor Belgrad gefolgt war, hatte sich bis dahin sehr ruhig und passiv verhalten. Wahrscheinlich wollte er theils die Resultate der Verhandlungen mit dem Kaiser abwarten, theils seine Forderungen von den noch ungewissen Erfolgen der russischen Waffen abhängig machen. Er war durchaus nicht zu bewegen gewesen, sich über die eigentlichen und letzten Absichten des Cabinets von St. Petersburg in Betreff des Friedens näher zu erklären. Erst am Tage nach Unterzeichnung der kaiserlichen Präliminarien stellte er dem Marquis von Villeneuve, als Vermittler, ein Schreiben des Grafen Ostermann zu, worin die Schleifung von Assow zugestanden wurde, indem er jedoch zugleich den Wunsch aussprach, daß man günstigere Bedingungen zu erlangen suchen möchte. Denn dazu schienen ihn nun auch die Erfolge der russischen Waffen zu berechtigen [2]).

Feldmarschall von Münnich hatte den Feldzug dieses
1739 Jahres damit begonnen, daß er zu Anfang Mai mit etwa 60—65,000 M. und einem Artilleriepark von 170 Feldstücken und 89 Belagerungsgeschützen sein Hauptquartier von Kiew verlassen hatte, zu Anfang Juni über den Dnieper gegangen war, und am 7. dieses Monats bei Wasilkow das polnische Gebiet betreten hatte. Denn ungeachtet der wiederholten Klagen der Polen über die dadurch veranlaßten Reibungen wollte Münnich dieses Mal den kürzern Weg durch das Nachbarland nach dem Dniester hin erzwingen. Beständig

1) Dieses Schreiben gibt Katona, Hist. crit. Reg. Hung., T. XXXVIII, p. 833 fg.

2) Reipperg a. a. O., S. 90, 92 und 103, und vorzüglich die Denkschrift, welche Marquis von Villeneuve über den Stand der Unterhandlungen wegen des Friedens mit Rußland an den französischen Gesandten zu Wien, Marquis von Mirepoix richtete, bei Laugier, Th. II, S. 82 fg.

von polnischen Reiterscharen umschwärmt, passirte er am 10. Juli in drei Colonnen den Bug und zu Ende des Monats bei Sinkowza, nur einige Meilen unterhalb Choczim, den Dniester. Überall wichen die Feinde zurück. Erst nachdem Münnich am 3. und 11. August zwei heftige Angriffe der Tataren abgeschlagen, und vom 18. bis zum 26. glücklich die gefährlichen und leicht zu vertheidigenden Engpässe von Prekop passirt hatte, trat ihm am 27. die Hauptmacht der Osmanen, unter dem Seraskier von Bender, Veli-Pascha, und dem Gouverneur von Choczim, Kaltschak-Pascha, bei dem Dorfe Stawutschane entgegen.

Am 28. kam es hier zur Schlacht. Sie währte den ganzen Tag und endigte, ungeachtet sie durch ihre Stellung im Vortheil waren, mit der gänzlichen Niederlage der Osmanen. Sie verließen am Abend in aufgelöster Flucht das Schlachtfeld und ihr Lager, in welchem 48 Geschütze, mehr wie 1000 Zelte und ein unermeßlicher Vorrath von Munition, Kriegsmaterial und Proviant die Beute der Sieger wurden. Über 1000 osmanische Leichen deckten die Wahlstatt.

Gleich am folgenden Tage rückte Münnich an der Spitze von 30,000 M. und mit sämmtlichem Belagerungsgeschütz bis vor Choczim. Der Befehlshaber dieser starken, mit Allem wohl versehenen Festung war aber gar nicht im Stande, den geringsten Widerstand zu leisten. Seine etwa 10,000 M. zählende Besatzung hatte nach der Niederlage bei Stawutschane sofort die Flucht ergriffen. Er mußte sich daher bereits am 30. August mit dem Reste seiner Truppen, nur noch 763 M., auf Gnade und Ungnade als Kriegsgefangener ergeben. Am 31. nahm hierauf Münnich von der Festung Besitz, wo man noch 179 Geschütze auf den Wällen und eine Anzahl reich gefüllter Magazine fand. Die Gefangenen, im Ganzen 2121 Köpfe, wurden sogleich nach der Ukräne abgeführt, Münnich selbst aber brach, nachdem er für die Besatzung von Choczim gehörig gesorgt hatte, bereits am 4. September an der Spitze seiner Armee weiter nach der Moldau hin auf.

Am 9. und 10. September setzte die ganze Armee über den Pruth und am 11. erreichte der 3000 M. starke Vortrab, unter Prinz Cantemir, die Hauptstadt Jassy. Der Hospodar,

Gregor Ghika, hatte die Flucht ergriffen, und die zu Jassy versammelten Bojaren schickten dem Marschall Abgeordnete entgegen, welche ihm die Unterwerfung des ganzen Landes unter die Botmäßigkeit der Kaiserin erklärten. Am 14. hielt hierauf der Marschall, umgeben von seiner Leibgarde, selbst seinen Einzug in Jassy. Der Hauptzweck seines kurzen Aufenthaltes daselbst war, mit den Ständen einen Vertrag abzuschließen, dem zufolge sie sich verpflichteten, für den Unterhalt von 20,000 russischen Besatzungstruppen und 3000 Pionieren, welche zum Festungsbau von Jassy verwendet werden sollten, Sorge zu tragen. Bereits am 21. kehrte er zur Armee zurück, welche den Pruth schon wieder überschritten hatte.

Denn sein Plan war, sogleich noch in diesem Jahre in das Land der Tataren von Budschak einzudringen und womöglich Bender zu nehmen. Allein als er eben im Begriff war, ihn auszuführen, erreichte ihn die Nachricht, daß der Friede unterzeichnet sei, zugleich mit dem Befehle, alle weiteren Operationen sofort einzustellen [1]).

Marschall Lascy hatte unterdessen nur wieder einen Streifzug bis an die Linien von Perekop unternommen, die er zwar verlassen fand, aber, nachdem er sie abermals zerstört, nicht zu überschreiten wagte, um weiter in die Krim vorzudringen. Denn in dem gänzlich wüstelliegenden, wasserleeren Lande konnte er seine Truppen nicht erhalten. Er trat daher sogleich den Rückzug an, auf welchem er etwa noch 20 von den Einwohnern verlassene Dörfer in Asche legte. Am Don und im Kuban hatten die Kosaken und Kalmücken ihre Streifzüge gegen die Tataren mit gleich glücklichem Erfolge fortgesetzt, wie in den früheren Jahren [2]).

Mit dem Abschluß des russischen Friedens hatte man sich nun allerdings sehr beeilt. Man scheint befürchtet zu haben, daß, wenn man die Sache nicht sogleich jetzt in Ordnung bringen werde, die Siege der Russen die Ansprüche des

1) Manstein, Mémoires, p. 282—305, und noch ausführlicher die officiellen Berichte im Mercure hist., T. CVII, p. 443 und 573—582.

2) Mercure hist., T. CVII, p. 443.

Cabinets von St. Petersburg noch bedeutend steigern würden und dann der Friede zunächst gar nicht zu erzielen sein dürfte. Cagnoni machte freilich einige Schwierigkeiten. Man vermochte ihn aber am Ende doch dadurch zur Unterzeichnung, daß man einen Mittelweg einschlug und ihm dieselbe vorbehaltlich der Genehmigung der Kaiserin gestattete. So brachte man es wirklich dahin, daß der Friedensvertrag noch vor dem 18. September vollständig ausgefertigt war. Er enthält in 15 Artikeln folgende wesentliche Bestimmungen [1]):

Zwischen beiden Reichen und ihren Bewohnern haben alle Feindseligkeiten von nun an ein Ende. Es soll zwischen ihnen ein immerwährender, beständiger und unverletzlicher Friede zu Land und zu Wasser bestehen (paix perpétuelle, constante et inviolable sur terre et sur mer. Art. 1). Die Grenzen zwischen beiden Reichen werden, gemäß den früheren Verträgen, durch eine besondere infolge dieses Friedensvertrages abzuschließende Übereinkunft festgesetzt werden (Art. 2). Asſow wird geschleift und sein nach den im Jahre 1700 bestimmten Grenzen abgetheiltes Gebiet bleibt unbewohnt und soll als Schiedsmauer (barrière) zwischen beiden Reichen dienen. Dagegen bleibt es sowol Rußland, wie der Pforte unbenommen, neue Festungen an der Grenze zu errichten, Rußland am Don, und der Pforte an der Grenze von Kuban, nach den Bestimmungen der zu diesem Zwecke ernannten Commissäre. Die alte geschleifte Festung Taganrok darf nie wieder erbaut werden. Auch ist es Rußland untersagt, auf dem Meere von Asſow und dem Schwarzen Meere Schiffe zu bauen und eine Flotte zu unterhalten [2]) (Art. 3). Besondere zu diesem Zwecke ernannte Commissäre haben die Grenzen innerhalb sechs Monaten nach der Ratification des Friedensvertrages noch näher festzusetzen (Art. 4). Alle Feindseligkeiten und Streifereien der Kosaken und Kalmücken von der einen, der Tataren von der andern

1) Er findet sich vollständig bei Laugier, Th. II, S. 336—354.

2) Die letztere Bestimmung lautet in dem Texte des Friedensvertrags wörtlich: „La Russie ne pourra ni sur la mer de Zabache, ni sur la mer Noire, construire et avoir de flotte et d'autres navires."

Seite haben ein Ende und werden, wenn ſie noch vorkommen ſollten, ſtreng beſtraft; geraubte Güter müſſen unter allen Umſtänden zurückgegeben werden (Art. 5). Die große und die kleine Kabardei behalten ihre Freiheit und Unabhängigkeit; doch ſteht es Rußland, wie der Pforte zu, von ihnen für ihr ruhiges Verhalten Geißeln zu verlangen und ſie im Fall eines Friedensbruches zu züchtigen (Art. 6).

Auswechſelung der Gefangenen, Auslieferung von Überläufern und ungehinderter Handelsverkehr waren der Gegenſtand der 3 folgenden Artikel (Art. 7, 8, 9). Jedoch wurde in Bezug auf den letzteren ſogleich die Beſchränkung hinzugefügt, daß die Ruſſen den Handel auf dem Schwarzen Meere nur mit Schiffen treiben dürften, welche den Türken gehören [1]). Grenzſtreitigkeiten ſollen gütlich beigelegt werden (Art. 10). Ruſſiſchen Unterthanen, geiſtlichen ſowol wie weltlichen, darf bei der freien Pilgerfahrt nach Jeruſalem und den übrigen heiligen Stätten kein Hinderniß in den Weg gelegt werden (Art. 11). Über den der Zaarin zuzugeſtehenden Titel bleibt eine nähere freundliche Übereinkunft vorbehalten (Art. 12). Es iſt Rußland geſtattet, fortan ſtehende Vertreter bei der Pforte mit demjenigen Charakter zu unterhalten, welchen die Zaarin ihnen zu verleihen für gut finden wird (avec le caractère que Sadite Majesté jugera convenable). Auch ſollen dieſelben mit ihrem Gefolge alle die Privilegien und Freiheiten genießen, deren ſich die Geſandten der übrigen am meiſten begünſtigten Mächte (des autres Puissances les plus distinguées) zu erfreuen haben (Art. 13). Ebenſo ſoll dieſer Friede durch gegenſeitig abzuſendende außerordentliche Geſandtſchaften in noch näher zu beſtimmender Zeit beſtätiget werden; ſie ſind gleich denen der begünſtigtſten Mächte zu empfangen und zu unterhalten, und zum Zeichen dauernder Freundſchaft zwiſchen beiden Mächten mit angemeſſenen Geſchenken zu verſehen (Art. 14). Die Auswechſelung der Ratificationen hat, unter Vermittelung des

1) Dieſe Beſtimmung lautet im Texte wörtlich: „Pour ce que regarde le Commerce des Russes sur la mer Noire, il sera fait sur des bâtimens appartenants aux Turcs.“

dazu bevollmächtigten Vertreters des Allerchristlichsten Königs, binnen 3 Monaten stattzufinden. Die Grenzregulirung ist unter der Obhut des Chans der Krim vorzunehmen; und abgesehen von den Bestimmungen über die Grenzen, sind und bleiben alle früheren Verträge durch den gegenwärtigen für immer abgeschafft und verlieren ihre Gültigkeit (Art. 15).

Marquis von Villeneuve fügte auch diesem Vertrage sogleich seine Bestätigung hinzu, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß die Ertheilung der Garantie für denselben erst dann erfolgen werde, wenn die Kaiserin die Ratification desselben vollzogen haben würde. An diesem letzten Punkte nahm der Reis-Efendi in sofern Anstoß, als er es für der Würde der Pforte zuwider erklärte, daß sich der Großwesir durch seine Unterschrift binden solle, während die Gültigkeit des Vertrags für Rußland erst noch von der Ratification der Kaiserin abhängig gemacht wurde. Man brachte ihn aber mittels 5000 Zechinen, welche ihm Cagnoni auszahlte, doch dahin, daß er sich als Ausweg den Vorschlag gefallen ließ, der Vertrag solle zur Sicherheit bis nach erfolgter Ratification in den Händen des Vermittlers, des Marquis von Villeneuve, bleiben.

So wie die Dinge jetzt lagen, während die russischen Waffen offenbar im Vortheil waren, während Münnich Choczim hinweggenommen und die ganze Moldau unterworfen hatte und Bender bedrohete, hätte man allerdings wol günstigere Friedensbedingungen erwarten dürfen. Nun wurden aber nicht nur diese Eroberungen, sondern auch Oczakow und Kinburn stillschweigend aufgegeben, Assow geschleift und den Russen sowol die Möglichkeit, dort eine Flotte zu unterhalten, benommen, als auch die Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere so gut wie gänzlich untersagt. Niemand war über einen solchen Frieden natürlich mehr entrüstet, als Feldmarschall Münnich. Noch ehe er über die Bedingungen desselben völlig im Klaren war, richtete er, bereits unter dem 25. September, ein sehr heftiges Schreiben an den Fürsten Lobkowitz, welcher thatenlos an der Spitze der kaiserlichen Truppen in Siebenbürgen stand [1]).

1) Dieses Schreiben gibt Manstein, Mémoires, p. 306—316

Er machte ihm die bittersten Vorwürfe darüber, daß nun, ungeachtet der heiligsten Versprechungen des Kaisers (nonobstant les promesses solennelles de l'Empereur), der mit der Kaiserin verabredete Feldzugsplan, dem zufolge der Fürst sich mit den Russen in der Walachei hätte vereinigen sollen, gar nicht zur Ausführung gekommen sei. Und dann unterwirft er die kaiserlichen Präliminarien, welche ohne alle Rücksicht auf die Interessen der Kaiserin unterzeichnet worden seien, einer vernichtenden Kritik, indem er Das, was Rußland während des ganzen Krieges gethan habe, mit einschneidender Schärfe und nicht ohne Ironie Dem entgegensetzt, was der Kaiser geleistet oder vielmehr nicht geleistet habe.

„Sicherlich", heißt es hier unter Anderm, „hätte man niemals einen unvortheilhafteren Frieden schließen können, selbst wenn der Feind Belgrad genommen und die kaiserliche Armee gänzlich geschlagen hätte. Was ist denn nun aus der heiligen Alliance geworden, welche zwischen den beiden Höfen bestehen sollte? Auf Seiten der Russen nimmt man Festungen, auf Seiten der Kaiserlichen läßt man sie schleifen und übergibt sie den Feinden. Die Russen erobern Fürstenthümer, die Kaiserlichen treten den Türken ganze Königreiche ab. Die Russen bringen den Feind bis aufs Äußerste, die Kaiserlichen gewähren ihm Alles, was er will und was seinem Stolz schmeicheln und ihn vermehren kann. Auf Seiten der Russen setzt man den Krieg fort, auf Seiten der Kaiserlichen macht man Waffenstillestand und schließt den Frieden ab. Was wird also aus diesem unauflöslichen Bündniß? Ich wage zu behaupten, daß, wenn die Armee des Kaisers sich auch in der äußersten Noth befunden hätte, der Hof zu Wien mit Hülfe der Kaiserin sicherlich einen ehrenvolleren Frieden erlangt haben würde, als der ist, welchen er jetzt abgeschlossen hat."

Münnich war damals, wie gesagt, noch nicht genauer über die Bedingungen des Friedens mit Rußland unterrichtet und fest entschlossen, den Krieg auf eigne Faust fortzusetzen. Er ließ den Hetman der donischen Kosaken Froloff mit 5000 seiner Leute noch einen Streifzug nach der Donau hin unternehmen, der indessen unglücklich endigte. Von den Türken zurückgeworfen, mußte sich Froloff durch Siebenbürgen nach Polen

durchschlagen, wobei er von Fürst Lobkowitz nicht nur nicht unterstützt, sondern, zum großen Verdruß Münnich's, fast wie in Feindesland behandelt wurde. Münnich selbst rückte zwar noch einige Tagemärsche in das Land der Tataren von Budschak vor, ließ dann aber bald seinen Truppen Cantonnirungsquartiere in Polen und in der Moldau beziehen, welche letztere er durchaus nicht aufgeben wollte. Erst als ihm zu Ende October der Befehl erneuert wurde, dieselbe zu räumen, ging er wieder über den Dniester zurück und bezog seine Winterquartiere in der Ukräne [1]).

Denn wegen der Ratification wurden in St. Petersburg, so wenig wie in Wien, keine wesentlichen Schwierigkeiten mehr erhoben. Die noch obwaltenden Differenzen wegen genauerer Festsetzung der Grenzen waren schon durch eine besondere am 3. October, gleichfalls unter Vermittelung des Marquis von Villeneuve, zu Nissa unterzeichnete Übereinkunft in 3 Artikeln beseitiget worden. Die Grenzverträge vom Jahre 1700 und vom 22. October 1705 wurden dabei zur Richtschnur genommen [2]).

Der Kaiser vollzog die Ratification seines Friedensvertrages zu Wien am 22. October, und nachdem noch einige Differenzen wegen der Grenzen gegen Bosnien und nach der Walachei hin gleichfalls durch eine besondere Übereinkunft gehoben worden waren, fand am 5. November zu Constantinopel, wohin der Großwesir, welcher nur 20,000 M. in der Nähe von Belgrad hatte stehen lassen, schon am 22. October zurückgekehrt war, die Auswechselung der Ratificationen unter gebührenden Feierlichkeiten statt [3]). Zugleich ließ der Kaiser bei dieser Gelegenheit der Pforte eine schon am 13. October zu Wien unterzeichnete förmliche Erklärung des Inhalts überreichen, daß das bisher bestandene Bündniß zwischen beiden Kaiserhöfen nach wie vor fortbestehen und auch für die Zukunft dauernd (ferme et durable) sein solle [4]).

1) Manstein, Memoires, p. 316—320.

2) Diese Übereinkunft gibt Laugier a. a. O., Th. II, S. 355—358.

3) Laugier a. a. O., S. 94—104 und die betreffenden Actenstücke daselbst, S. 328—334.

4) Diese Erklärung gibt gleichfalls Laugier a. a. O., S. 334.

Damit war aber freilich dem allgemeinen Misbehagen über diesen unseligen Frieden noch kein Ziel gesetzt. Man wollte und mußte ein Opfer haben; und um daher der öffentlichen Stimme gerecht zu werden, hatte der Kaiser bereits zu Ende September Graf Neipperg und Marschall Wallis abberufen, und den Oberbefehl des Heeres an der Stelle des Letzteren dem Feldmarschall von Seher übertragen. Beide wurden zunächst, Neipperg in einen Meierhof bei Raab, Wallis nach Sigeth, in Arrest verwiesen. Im December wurde dann gegen sie ein förmliches gerichtliches Verfahren eingeleitet, welches sich, wie immer in solchen Fällen, in die Länge zog, ohne zu einem bestimmten Resultate zu führen. Graf Neipperg, welcher nach Glaz abgeführt worden war, gab in seiner Vertheidigung seine Schuld zwar theilweise zu, sie mußte aber doch selbst seinen Richtern nicht so schwer erscheinen, daß sie gewagt hätten, darauf ein Verdammungsurtheil zu gründen. Es war noch gar kein Spruch er-
1740 folgt, als Kaiser Karl VI. am 20. October 1740 mit Tode abging.

Einer der ersten Gnadenacte seiner Tochter Maria Theresia war es, daß sie bereits zu Anfang November, sowie Feldmarschall von Seckendorff, auch Neipperg und Wallis von aller Schuld freisprach. Jener wurde nicht nur auf freien Fuß gesetzt und erhielt alle seine Ämter und Würden zurück, sondern auch die gegen ihn anhängig gemachte Untersuchung wurde gänzlich cassirt. Dieser dagegen wurde zwar gleichfalls freigesprochen, aber doch bis auf weiteres nach seinen Gütern verwiesen. Graf Neipperg hatte sich auch noch später der besonderen Gunst der Kaiserin zu erfreuen. Sie übertrug ihm noch vor Ausgang desselben Jahres den damals so wichtigen Oberbefehl über das erste Armeecorps in Schlesien, ernannte ihn dann zum Feldmarschall und Ritter des goldenen Vließes, und erhob ihn später, als commandirenden General in Ober- und Niederösterreich, zugleich zum Commandanten von Wien, als welcher er das Ziel seiner Tage erreichte. Sein Sohn hat es versucht, in der von uns hier vielfach benutzten Schrift ihn vollends von den Beschuldigungen rein zu waschen, womit sein Name in-

folge des unheilvollen Friedens von Belgrad belastet worden war [1]).

Auch gegen Marquis von Villeneuve hatten sich zu Wien wegen seiner Haltung bei dem Abschluß des Friedens so gewichtige misbilligende Stimmen erhoben, daß es der französische Gesandte daselbst, Marquis von Mirepoix, für nöthig hielt, sich bei dem Kaiser selbst darüber näher zu erklären. War es Zufall oder Absicht, genug, bei der Audienz, welche der Kaiser dem Gesandten zu diesem Zwecke gewährte, hatte sich auch der päpstliche Nuntius, Signor Merlini Paolucci, eingefunden. Kaum hatte nun Mirepoix seine an den Kaiser gerichtete Vertheidigungsrede zu Gunsten Villeneuve's beendigt, als der Nuntius, noch in Gegenwart des Kaisers, sich in den stärksten beleidigenden Worten gegen die Haltung Frankreichs bei diesem Friedenswerke ausließ. Und als sich dann der Kaiser entfernt hatte, ging der Prälat in seinem Zorne so weit, daß er Villeneuve geradezu beschuldigte, „er habe bei diesem Frieden dem Sultan und seinem Herrn, dem Könige, die Interessen der ganzen Christenheit und des Reiches, sowie die Ehre des Kaisers zum Opfer gebracht." Ein äußerst heftiger Wortwechsel zwischen beiden Diplomaten folgte dieser übereilten Rede des Nuntius; und die Besorgniß, daß es deshalb zwischen Rom und Versailles zu sehr unangenehmen Auseinandersetzungen kommen werde, war damals wenigstens allgemein verbreitet [2]).

Übrigens hielt es der Kaiser noch für angemessen, auch dem Deutschen Reichstage und den im December versammelten Ständen von Niederösterreich officiell sein Bedauern über den unglücklichen Ausgang des Krieges und den so unbefriedigenden Inhalt des Friedens auszusprechen, vorzüglich in der Absicht, um ihrer Hülfe für alle Fälle auch in Zukunft noch versichert zu sein, wozu sich beide gleichmäßig bereit erklärten [3]).

In St. Petersburg hatte man die Dinge unterdessen doch

1) Reipperg a. a. O., S. 121—132 und die betreffenden Aktenstücke daselbst, S. 375 fg.

2) Mercure hist., T. CVII, p. 522.

3) Daselbst, S. 656—666, wo sowol die betreffenden Erlasse des Kaisers, als auch die darauf ertheilten Antworten gegeben werden.

mit etwas kälterem Blute und klareren Augen angesehen, als Feldmarschall Münnich. Man fühlte die Last eines Krieges, welcher bereits über 100,000 Menschen und unermeßliche Summen gekostet hatte, nur zu schwer, als daß man nicht die Hand zum Frieden hätte bieten sollen. Überdies konnte man sich, nachdem der Kaiser den seinigen zum Abschluß gebracht hatte, nicht der Besorgniß erwehren, daß man am Ende gegen einen übermüthigen Feind allein dastehen werde. Die Kaiserin hatte daher auch die Ratification sowol des Friedensvertrages vom 18. September als auch der Convention vom 3. October respective am 16. und 31. October vollzogen; und am 21. November traf Herr von Wischniakoff, der frühere Resident bei der Pforte, mit derselben bereits in Constantinopel ein.

Ganz unbedingt hatte das Petersburger Cabinet seine Zustimmung zu dem Vertrage vom 18. September freilich noch nicht ertheilt. Graf Ostermann wünschte in einem an den Marquis von Villeneuve gerichteten Schreiben vor der förmlichen Auswechselung der Ratificationen über einige Punkte desselben noch nähere Erläuterungen und mehr Sicherheit zu haben, namentlich in Betreff der Grenzen, der Schleifung und des Gebiets von Asſow, der Anlage der neuen Festungen in dessen Nähe, der Räumung von Chocim und der Moldau, und der Ertheilung des Kaisertitels an die Zaarin, worauf man in St. Petersburg ganz besonderes Gewicht legte. Um indessen die Beendigung des Friedensgeschäfts nicht zu sehr zu verzögern, einigte man sich, immer unter Vermittelung des Marquis von Villeneuve, vorläufig zu einer erläuternden Convention in 5 Artikeln, welche bei Gelegenheit der am 28. December im Arsenal zu Constantinopel förmlich vollzogenen Auswechselung der Ratificationen zugleich mit unterzeichnet wurde.

Sie gereichte eigentlich abermals mehr der Pforte, als Rußland zum Vortheil. Denn während darin die Grenzregulirung und die Anlage der neuen Festungen an die Entscheidung der dazu bestimmten Commissionen verwiesen und der Termin der Schleifung von Asſow auf den Mai des künftigen Jahres in der Weise festgesetzt wurde, daß sie von

da ab in 3 Monaten vollendet sein sollte, wurde die Räumung von Chocsim und der Moldau, welche im Friedensvertrage nur als selbstverständig angenommen worden war, hier noch ausdrücklich festgesetzt, dagegen die Bewilligung des Kaisertitels ganz mit Stillschweigen übergangen. Übrigens stellte Wischniakoff der Pforte zugleich auch dieselbe Erklärung über die Fortdauer des Bündnisses zwischen dem Kaiser und der Kaiserin zu, welche ihr der Erstere bereits bei Gelegenheit der Auswechselung seiner Ratificationen hatte überreichen lassen. Sie wurde von dem Großwesir ohne weitere Bemerkungen angenommen und gutgeheißen [1]).

Zu St. Petersburg, wo die von der Pforte vollzogene Ratification zu Anfang Februar 1740 eintraf, wurde der endliche Abschluß des Friedens am 26. dieses Monats feierlich verkündet und dann durch mehrtägige glänzende Feste verherrlichet. Den meisten Generalen, welche in dem Kriege thätig gewesen waren, wurden bei dieser Gelegenheit zum Lohne ihrer Dienste einträgliche Beförderungen oder ansehnliche Geldgeschenke zu Theil. Der Unmuth des Feldmarschalls Münnich, welcher den Krieg gar zu gern fortgesetzt hätte und im nächsten Jahre sicherlich sogleich bis in das Herz des osmanischen Reiches einzudringen gehofft hatte, wurde einigermaßen dadurch besänftiget, daß er zum Oberstlieutenant der Garden und des Regiments Preobraschensky ernannt wurde, eine Auszeichnung, wonach sein Ehrgeiz längst gestrebt hatte [2]). 1740

Damit waren jedoch die Schwierigkeiten, welche die Ausführung der ratificirten Friedensverträge darbot, noch keineswegs gänzlich gehoben, weder für den Kaiser, noch für Rußland. Namentlich wurde, wie nach allen dergleichen Friedensschlüssen, auch dieses Mal die Grenzregulirung wieder ein sehr häkeliges, widerwärtiges und langwieriges Geschäft, woran sich auch noch manches Andere knüpfte. Um ein Paar elende Dörfer bei Orsowa, die kleine vor Belgrad liegende Donauinsel Velik-Ostrowa, eine schmale Landzunge jenseits

1) Laugier a. a. O., S. 105—115 und die betreffenden Actenstücke S. 359—372.

2) Manstein, Mémoires, p. 340.

der Save und einige unbedeutende Parcellen an der Bosnischen Grenze, zwischen der Drina und Unna, wurde mit der größten Erbitterung, mit der unüberwindlichsten Hartnäckigkeit gestritten, sowol in Belgrad, wo sich die Grenzcommissäre, von Seiten des Kaisers der Feldmarschall-Lieutenant Graf Guadagny, endlich im Mai 1740 zusammengefunden hatten, als auch in Constantinopel, wo der Marquis von Villeneuve sein Vermittelungsgeschäft auch noch bis dahin ausdehnen mußte.

Es hätte wenig gefehlt, daß es darüber sogleich wieder zum Bruche gekommen wäre. Bei Orsowa hatten schon wieder allerhand Übergriffe der Osmanen auf kaiserliches Gebiet und blutige Händel stattgefunden, welche General Schmettau veranlaßten, als Repressalie die begonnene Schleifung von Belgrad wieder einzustellen. Auch nahm es die Pforte sehr übel auf, daß man den Grafen v. Neipperg hinterher wegen des von ihr ratificirten Friedens verhaftet und in eine gerichtliche Untersuchung verwickelt hatte. Um indessen den Kaiser zufriedenzustellen, hatte sie nun zwar jene Unordnungen streng untersagt, den Pascha von Orsowa entsetzt und ihren Grenzcommissären zu Belgrad zur Beschleunigung des Geschäftes auch noch die Paschas von Bosnien und Widdin beigegeben; die Sache kam jedoch dadurch zunächst um keinen Schritt weiter. Man verschob eine definitive Ausgleichung des Grenzstreites bis zur Ankunft des außerordentlichen Großbotschafters des Kaisers in Constantinopel, welche aber gerade dadurch auch noch wesentlich verzögert worden war [1]).

Die Auswechselung der beiderseitigen Botschafter, welche bereits im Mai hätte stattfinden sollen, wurde, nachdem die Citadelle von Belgrad endlich den Osmanen eingeräumt worden war, erst im Juli auf der Save bei Belgrad bewirkt. In der ersten Hälfte des August hielten dann beide fast gleichzeitig ihren Einzug in den respectiven Hauptstädten: der Beglerbeg von Rumelien, Ali-Pascha, am 6. zu Wien, und Graf v. Ulefeld, der Schwiegersohn des letzten nach dem Frieden von Passarowicz abgeschickten kaiserlichen Großbotschafters,

1) Laugier a. a. O., S. 119—139.

Grafen von Wirmont, zu Constantinopel, beide mit ansehnlichem Gefolge und reichen Geschenken. Namentlich trat der osmanische Botschafter dieses Mal mit einem Gepränge auf, welches, obgleich auch der Werth seiner Ehrengeschenke damit im Einklange war, dem kaiserlichen Hofe doch vielerlei Anstoß gab. Denn sein aus beinahe 1000 Köpfen bestehendes Gefolge, mit ebenso viel Pferden und Lastthieren, kam dem kaiserlichen Schatze, welcher sich damals nicht gerade in den besten Umständen befand, sehr theuer zu stehen. Es soll ihm einen Aufwand von mehr als 100,000 Thlrn. verursacht haben [1]).

Graf Ulefeld trat in Constantinopel zwar etwas bescheidener auf, fand aber die Pforte noch keineswegs in sehr günstiger Laune. Weder der Wechsel des Großwesirs — Aiwas Mohammed war bereits im Juni in Folge eines Auflaufes in der Hauptstadt entsetzt worden und der Nischandschi, Ahmed Pascha an seine Stelle getreten —, noch der im October erfolgte Tod des Kaisers Karl VI. brachte in der misgünstigen Stimmung der Pforte im Betreff des Abgrenzungsgeschäftes eine wesentliche Veränderung hervor. Der letztere wirkte im Gegentheil insofern noch nachtheilig darauf ein, als nun erst die Anerkennung des kaiserlichen Großbotschafters als Vertreters der Königin von Ungarn und Böhmen, Maria Theresia, erfolgen mußte. Dieselbe hätte aber natürlich zugleich auch die Annahme der pragmatischen Sanction, d. h. des unbedingten Rechtes derselben auf die Nachfolge in den väterlichen Erbstaaten, in sich eingeschlossen.

Die zweifelhafte Haltung der Vertreter der übrigen Mächte in diesem Punkte und namentlich die Aufhetzereien Bonneval's erschwerten in dieser Krisis die Stellung des Grafen Ulefeld ungemein. In mehreren Denkschriften wurde Bonneval, indem er abermals seinen Kopf dafür zum Pfande setzte, nicht müde, dem Großwesir einzureden, daß die pragmatische Sanction niemals anerkannt werden würde; daß folglich eine gänzliche Auflösung der österreichischen Monarchie und ein schwerer Krieg um den Besitz ihrer Theile in

1) Ein genaues Verzeichniß der von dem Botschafter dem Kaiser überreichten Geschenke gibt Hammer, O. G., Bd. VIII, S. 12.

Deutschland unvermeidlich sei, und daß es mithin ein unverzeihlicher Fehler der Pforte sein würde, wenn sie nicht sofort wieder ein Truppencorps an die ungarische Grenze rücken ließe, stark genug, ihren Einfluß auf die Angelegenheiten des deutschen Reiches aufrechtzuerhalten und dort ihre Interessen unter allen Umständen gehörig wahrzunehmen [1]).

Man kam am Ende aber doch leichter über die Sache hinweg, als es anfangs zu befürchten war. Die Politik des Diwans ging jetzt vorzüglich nur darauf hinaus, den Einfluß Rußlands bei der bevorstehenden Kaiserwahl möglichst fern zu halten. Er suchte daher auch, im Vereine mit Frankreich, vornehmlich darauf hinzuwirken, daß die Kaiserkrone weder an den König von Polen, noch an den Großherzog von Toscana, welche Rußland in der Absicht zu begünstigen schien, um dann mit ihrer Hülfe seine Macht zu vergrößern, sondern an das Churhaus Baiern gelange [2]).

Dazu kam nun noch, daß Graf Ulefeld den Verdacht hegte, als ob es Frankreich mit seiner Vermittelung nicht mehr ganz redlich meine und das Abgrenzungsgeschäft absichtlich in die Länge zu ziehen suche. Er gründete denselben vorzüglich auf den Umstand, daß Marquis von Villeneuve bereits am 28. Mai die Erneuerung der alten, zuletzt in den Jahren 1604 und 1673 durch die Bemühungen der Herren de Breves und de Nointel bestätigten Capitulationen zwischen Frankreich und der Pforte bewirkt hatte, welche dem Wiener Hofe fälschlich als ein ganz neuer Freundschaftsvertrag und ein förmliches Defensivbündniß zwi[illegible]en beiden Mächten zum Nachtheile des Kaiserhauses dargestellt worden war.

1) Laugier a. a. O., Th. II, S. 201 fg., 222 und 224, wo es heißt: „Le Comte de Bonneval assurait sur sa tête, qu'il n'étoit pas possible, que la Pragmatique Sanction eût lieu, et que le partage de la succession de Charles VI n'occasionnât une guerre intestine en Allemagne, que la Porte feroit une faute irréparable, si elle ne portoit pas un Corps d'armée sur la frontière de Hongrie, non avec dessein de rompre, mais pour se mettre à portée d'avoir, dans les affaires de l'Empire, l'influence qu'elle devoit chercher d'y acquérir pour ses propres intérêts."

2) Am deutlichsten spricht dafür die Erklärung des Dragoman der Pforte an Marquis von Villeneuve, daselbst, S. 209.

In Wahrheit handelte es sich dabei aber nur um die Erweiterung jener Capitulationen durch einige Zusätze zu Gunsten des gesicherten Handelsverkehres und der besseren Organisation der Consularverhältnisse Frankreichs in der Levante [1]).

Freilich war es der Pforte nun auch noch darum zu thun, zu wissen, welche Haltung das Cabinet von Versailles in Bezug auf die pragmatische Sanction und die Anerkennung der Königin von Ungarn und Böhmen beobachten werde. Selbst Marquis von Villeneuve konnte ihr darüber, da ihm seit längerer Zeit bestimmtere Nachrichten von seinem Hofe fehlten, keine genügenden Aufschlüsse geben. Indessen drängten aber die Ereignisse von beiden Seiten zur Entscheidung und zur Nachgiebigkeit. Die Königin von Ungarn war in Schlesien durch die Preußen, die Pforte in Asien von Persien her durch Nadir Schah bedroht. Graf Sinzendorf trieb daher seinen Gesandten und den Marquis von Villeneuve an, den türkischen Grenzstreit um jeden Preis zu Ende zu führen, und der Großwesir zeigte sich jetzt dazu so geneigt, daß er kein Bedenken trug, den bestechlichen Reis-Efendi Mustafa und dem Dragoman der Pforte Ghika, mit Bonneval die entschiedensten Gegner einer friedlichen Politik, seiner eigenen Ansicht aufzuopfern. Jener wurde abgesetzt und nach Kutahia ins Exil geschickt, dieser ins Gefängniß geworfen und dann hingerichtet.

Über die Schwierigkeit wegen der förmlichen Anerkennung der Königin von Ungarn half man sich dann dadurch hinweg, daß man dem Grafen Ulefeld endlich im Februar 1741 gestattete, seine neuen Credentive, unter dem Vorwande einer Krankheit und vorbehaltlich der späteren feierlichen Audienz 1741

1) Laugier a. a. O., Th. II, S. 182. Dieser erneuerte Freundschafts- und Handelsvertrag mit Frankreich umfaßt nicht weniger, als 84 Artikel, während der vom Jahre 1673 nur erst 53 zählte. Vgl. oben S. 26 und über den Vertrag vom Jahre 1604 Bd. IV, S. 211—216. Die Zusätze betrafen, wie gesagt, nur die Handels- und Consularverhältnisse, worüber sich nähere Andeutungen auch finden in: Warden, de l'origine des établissemens consulaires ect. Paris 1815, p. 192 und 219. Der Vertrag vom Jahre 1740 erschien vollständig besonders gedruckt zu Paris 1770, und findet sich auch in Wenck, Cod. jur. gent. rec., T. I, p. 538.

beim Sultan, dem Großwesire blos durch seinen Sekretär überreichen zu lassen [1]). Darauf eilte man schnell zum Abschluß. Nach kurzen Verhandlungen mit dem neuen Reis-Efendi, Raghib, einem entschlossenen und einsichtsvollen, aber auch gemäßigten Manne, einigte man sich endlich über einen Grenzvertrag in 4 Artikeln, welcher, am 2. März unterzeichnet, jedoch erst durch die am 1. Mai hinzugefügte Garantie des Marquis von Villeneuve die volle Gültigkeit erhielt.

Denn bis dahin war der Botschafter über die Politik des Cabinets zu Versailles hinsichtlich der pragmatischen Sanction noch immer in Zweifel gewesen. Erst am 19. März und zu Anfang April trafen, zugleich mit dem zu seinem Nachfolger ernannten Graf von Castellane, die Depeschen in Constantinopel ein, welche ihm darüber Gewißheit verschafften. Frankreich erkannte die Königin von Ungarn und Böhmen an, und der Marquis trug daher nun kein Bedenken mehr, die gewünschte Garantie zu ertheilen. Nur glaubte er die Pforte für diesen letzten Freundschaftsdienst zur Übernahme der Verpflichtung bewegen zu können, daß sie Frankreich, im Fall der Kaiserhof ihm den Krieg erklären sollte, durch eine angemessene Diversion unterstütze. Diese Zumuthung lehnte indeß der Großwesir wohlweislich ab [2]).

Übrigens war die Convention vom 2. März, wie sich unter den obwaltenden Umständen kaum anders erwarten ließ, nicht gerade zum Vortheile des kaiserlichen Interesses. In der Einleitung wurde allerdings die Königin von Ungarn und Böhmen als rechtmäßige Erbin des väterlichen Reiches anerkannt; im Übrigen aber die Abgrenzung, auf Grund der Friedensschlüsse von Carlowicz und Passarowicz, in der Weise festgesetzt, daß in Bosnien die Save und die Unna die äußersten Grenzen des osmanischen Reiches verbleiben sollten, und zwar so, daß alle noch diesseits von den Kaiserlichen besetzten Festungen, Palanken und Wachthäuser binnen 45 Tagen unversehrt (sans démolition) den osmanischen Truppen abzutreten, dagegen alle Inseln in der Donau und der Save,

1) Laugier a. a. O., S. 234—239.
2) Daselbst, S. 249 und 256.

welche der Königin überlassen worden, in derselben Zeit von den Osmanen zu räumen seien (Art. 1).

Von der vor Belgrad liegenden Donauinsel Velik-Ostrowa wird die eine Hälfte, Belgrad gegenüber, völlig wüste gelegt und darf niemals wieder bebaut werden, die andere, nach dem Banat von Temeswar hin, bleibt dagegen den Unterthanen der Königin überlassen, soll aber zu ihrer Vertheidigung weder Festung, noch Fort, noch Schanze erhalten (Art. 2). Die Abgrenzung des Gebietes von Alt-Orsowa wurde genau festgesetzt, und die Theilung der Inseln in der Donau und der Save in der Weise vorgenommen, daß die Donauinseln Pavizza, Kisselova und Hissardschik, sowie die große Zigeunerinsel in der Save der Pforte, dagegen alle übrigen bis zum Einflusse der Unna in die Save der Königin zugehören sollten.

Danach wurden sofort genaue Karten entworfen, welche den Grenzcommissären zugeschickt wurden, um ihnen bei der endlichen Erledigung ihres peinlichen Geschäftes zur Richtschnur zu dienen [1]). Es schleppte sich gleichwol noch mehrere Jahre hindurch. Über einzelne kleine Inseln in der Save und der Unna wurde noch lange hin und her gefeilscht und gestritten, bis endlich eine am 18. Januar 1744 mit dem kaiserlichen 1744
Residenten Penkler, welchen Graf Ulefeld in Constantinopel zurückgelassen hatte, abgeschlossene Übereinkunft diesem unerquicklichen Hader ein Ziel setzte und dem Frieden von Belgrad die letzte thatsächliche Weihe gab [2]).

Mit Rußland wurde die endliche Ausgleichung des Grenzstreites vorzüglich noch durch zwei Dinge erschwert und verzögert: den Mismuth des Hofes zu St. Petersburg über das in dieser Zeit zu Stande gekommene Defensivbündniß zwischen Schweden und der Pforte, und die Ansprüche, welche man von beiden Seiten in Bezug auf die für den Empfang und den Unterhalt der Großbotschafter zu beobachtende Etikette erhob.

1) Laugier a. a. O., S. 242—249 und der Vertrag selbst mit der Garantie des Marquis von Villeneuve, S. 373—383.

2) Hammer, O. G., Bd. VIII, S. 39 nach Penkler's Berichten.

Die schwedischen Unterhändler, Höpken und Carlson, hatten seit dem Abschlusse ihres Handelsvertrages mit der Pforte, im Januar 1737, Alles in Bewegung gesetzt, um auch jenes Defensivbündniß gegen Rußland durchzusetzen. Sie hatten sich namentlich eifrig bemüht, auch den Marquis von Villeneuve dafür zu interessiren und seine gewichtige Vermittelung bei dem Großwesir zu gewinnen. Er hatte nun zwar, im Sinne seines Hofes, den Schweden so weit das Wort geredet, daß sich der Großwesir, „aus Rücksichten auf Frankreich", dazu verstand, den in 9 Artikeln entworfenen
1740 Bundesvertrag bereits am 20. Januar 1740 zu unterzeichnen. Allein derselbe verlangte dagegen, daß, um Rußland keinen Anstoß zu geben, die Sache solange geheim gehalten werde, bis das Cabinet von St. Petersburg seine Verpflichtungen, namentlich im Betreff der Schleifung von Assow und der Räumung von Choczim erfüllt haben würde. Das war aber gerade gegen die Absichten der Schweden, welche, um Rußland einzuschüchtern, gewünscht hätten, daß die förmliche Verkündigung ihres Bündnisses noch vor der Auswechselung der Ratificationen des Friedens zwischen Rußland und der Pforte erfolgt wäre.

Indessen hatte sich Graf Ostermann durch seine geheimen Kundschafter am Hofe zu Stockholm von dem Inhalte des schwedischen Defensivvertrages doch genaue Kenntniß zu verschaffen gewußt und den russischen Residenten zu Constantinopel, Wischniakoff, dahin instruirt, der Pforte das Misfallen seines Hofes darüber zu erkennen zu geben, und noch Alles aufzubieten, wenigstens die Ratification des Vertrages zu hintertreiben. Wischniakoff ging darin nun allerdings so weit, daß er wagte, dem käuflichen Reis-Efendi die beträchtliche Summe von 400 Beuteln, ja was er nur wolle (même tout ce qu'il voudrait), anzubieten, wenn er jene Ratification verhindern könne. Allein seine Bemühungen scheiterten an der offenherzigen Erklärung des Reis-Efendi, daß es um keinen Preis in seiner Macht stehe, in diesem Punkte den Wünschen des Cabinets von St. Petersburg zu entsprechen. Denn man könne es der Pforte unmöglich verargen, daß sie zu einer Zeit, wo ihr über die Fortdauer des

Bündnisses zwischen dem Kaiser und Rußland von beiden eine sehr bestimmte Eröffnung gemacht worden sei, auch ihrerseits darauf Bedacht nehme, sich durch Verträge mit anderen Mächten für die Zukunft sicherzustellen [1]).

Auch die Bemühungen des Herrn Cagnoni, welcher zu Ende Mai wieder in Constantinopel eingetroffen war und Marquis von Villeneuve abermals durch das Anerbieten von 25,000 Rubeln und sonstigen werthvollen Geschenken der Kaiserin für ihn und seine Gemahlin, unter Anderm durch die Ertheilung des St. Andreasordens, dessen Annahme jedoch das Cabinet von Versailles nicht mit seiner Stellung für vereinbar hielt, fester an das Interesse des russischen Hofes zu knüpfen gesucht hatte, in gleichem Sinne blieben ohne den erwünschten Erfolg. Nur der plötzliche Wechsel des Großwesirs im Juni gab den Russen noch einige Hoffnung. Denn der neue Großwesir, Ahmed Pascha, weigerte sich, wie man behaupten wollte, durch russisches Geld bestochen, das um diese Zeit endlich in Constantinopel eingetroffene schwedische Kriegsschiff als eine genügende Entschädigung für die noch schwebende Schuld Karl's XII. anzunehmen, und wollte sich nicht eher zur Ratification des Bundesvertrages verstehen, als bis man über eine anderweitige Tilgung jener einig geworden sein würde. Allein auf der anderen Seite wurde der ungemessene Eifer der russischen Bevollmächtigten, die Ratification zu hintertreiben, selbst dem Großwesir so verdächtig, daß er sich am Ende doch noch dafür entschied. Sie erfolgte, auf Zureden des Marquis von Villeneuve, bereits am 19. Juli [2]).

Der Vertrag sollte übrigens, wie gesagt, nur ein allerdings gegen Rußland gerichtetes Defensivbündniß sein. Es

1) Laugier a. a. O., S. 116—118 und S. 127—130.

2) Daselbst, S. 142 und 145—147. Auch Bonneval war einer der eifrigsten Beförderer des schwedischen Bündnisses, wie er selbst in seinem „Mémoire, adressé à Aly-Bacha Grand Visir au mois de Juin 1742", welches zugleich über seine damaligen Umtriebe gegen Rußland und das Kaiserhaus die besten Aufschlüsse gibt, genau erzählt. Es wird vollständig mitgetheilt: Hammer, O. G., Bd. VIII, S. 455—473.

wurde darin ausdrücklich ausgesprochen und festgesetzt, daß jede feindliche Absicht gegen dasselbe davon fern gehalten werde. Erst dann sollten sich beide contrahirende Theile gegenseitige Hülfe leisten, wenn Rußland, dem bestehenden ewigen Frieden mit ihnen zum Trotze, den einen oder den anderen angreifen würde. Nur in diesem Falle sollten sie verpflichtet sein, einander durch eine nachdrückliche Diversion zu Lande und zu Wasser zu unterstützen, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis sie gebührende Genugthuung erlangt haben würden, und Frieden nur nach vorhergegangener Übereinkunft gemeinschaftlich schließen, und zwar mit Vorbehalt der Fortdauer des gegenwärtigen Bündnisses auch nach der Wiederherstellung desselben (Art. 2—6). Der Beitritt zu demselben sollte, da es nur den Zweck habe, Ruhe und Sicherheit zu verbürgen, auch anderen Mächten, die man dazu einladen werde, unbenommen sein (Art. 7). Die Regentschaften von Algier, Tunis und Tripolis, welche mit Schweden bereits durch Verträge in Verbindung stehen, werden auch von diesem Bundesvertrage in Kenntniß gesetzt (Art. 8). Der früher abgeschlossene Handelsvertrag bleibt in Kraft und wird aufs neue dahin bestätigt, daß schwedische Unterthanen im osmanischen Reiche dieselben Rechte und Freiheiten genießen, welche denen der übrigen der Pforte befreundeten Mächte zugestanden sind. Rußland wird von dem Abschlusse dieses Defensivvertrages, welcher binnen 4 Monaten ratificirt werden soll, in freundlicher Weise (amiablement) benachrichtigt werden [1]).

Dieser Ausgang der Sache war freilich nicht im Sinne Rußlands, welches nun auch in den übrigen Punkten desto weniger Fügsamkeit zeigte. Über die Wahl der Großbotschafter, den Weg, den sie einschlagen sollten, den Ort, wo die Auswechselung vorzunehmen wäre, das dabei zu beobachtende Ceremoniel und die Art ihres Unterhaltes wurde noch lange hin- und hergestritten. Die Forderungen Rußlands gingen namentlich in letzterer Hinsicht fast ins Lächerliche, vorzüg-

1) Der Vertrag findet sich vollständig bei Lougier a. a. O., S. 383—390.

lich, wie es scheint, um auch die übertriebenen Ansprüche der Pforte im rechten Lichte zu zeigen. Man legte aber in St. Petersburg gerade auf diese Äußerlichkeiten ganz besonderes Gewicht, weil man sie, wie es scheint, mit einem der Hauptpunkte, die noch zu erledigen waren, der Bewilligung des Kaisertitels, in nähere Beziehung brachte. Ehe man darüber nicht völlige Gewißheit hatte, wollte man sich auch nicht zur Schleifung von Assow verstehen, an welche man, obgleich sie schon im Mai hatte begonnen werden sollen, zu Ende Juli noch keine Hand angelegt hatte.

Die Kalmücken hatten ihre Streifzüge nach den osmanischen Grenzländern schon wieder begonnen und ein starkes bei Kiew zusammengezogenes russisches Truppencorps erregte in Constantinopel bereits lebhafte Besorgnisse, als die endliche Ernennung des Grafen Rumänzoff zum Großbotschafter, sowie die des Fürsten Repnin und des Herrn von Neplueff, des vormaligen Residenten in Constantinopel, zu Grenzcommissären die friedliche Gesinnung des Cabinets zu St. Petersburg hinlänglich zu verbürgen schien. Nun mußte aber erst noch eine besondere Übereinkunft über den Weg zu Stande gebracht werden, welchen die beiderseitigen Großbotschafter zu nehmen hätten. Sie wurde am 27. August, unter Vermittelung des Marquis von Villeneuve, unterzeichnet. Graf Rumänzoff hatte aber, nachdem die Auswechselung endlich am Bug stattgefunden hatte, kaum Bender erreicht, und die Verhandlungen zu Constantinopel und Assow waren noch um keinen Schritt weiter gediehen, als der nur acht Tage nach dem Hintritt des Kaisers Karl VI., am 28. October, erfolgte Tod der Kaiserin Anna auch da die Dinge zu einer schnellen Entscheidung trieb.

Die beiden russischen Unterhändler zu Constantinopel, Wischniakoff und Cagnoni, beharrten zwar anfangs noch immer auf ihrem Ultimatum, welches die Schleifung von Assow und die übrigen Punkte von der Anerkennung des Kaisertitels abhängig machen wollte; allein die beunruhigenden Nachrichten, welche sie über die in Folge des Ablebens der Kaiserin in St. Petersburg eingetretene bedenkliche Gestaltung der Dinge erhielten, mußte sie am Ende doch nachgiebiger

machen, während auf der andern Seite auch die Pforte durch ihre Verhältnisse zu Persien zum Abschluß mit Rußland gedrängt wurde [1]).

Das Abgrenzungsgeschäft am Dniester schien nun einen erwünschten Fortgang zu nehmen und auch Graf Rumänzoff, welcher bis dahin noch immer in dem kleinen Dorfe San Stephano, unmittelbar vor Constantinopel, liegen geblieben war, hielt endlich, nachdem die letzten Schwierigkeiten wegen des dabei zu beobachtenden Ceremoniels gehoben wa-
1741 ren, am 28. März **1741** seinen feierlichen Einzug in der osmanischen Hauptstadt. Der Punkt, worum sich der Streit noch immer drehte, die Anerkennung des Kaisertitels, gegen die Schleifung von Assow, wurde dadurch freilich noch keineswegs sogleich erledigt. Denn während Rumänzoff jene als unerläßliche vorläufige Bedingung dieser verlangte, wollte sich dagegen der Reis-Efendi auf gar nichts weiter, am wenigsten die Anerkennung des Kaisertitels einlassen, bevor nicht das Cabinet von St. Petersburg durch die Schleifung von Assow einen überzeugenden Beweis seiner friedlichen Gesinnung gegeben habe [2]).

Selbst Marquis von Villeneuve, welcher schon im Begriff war, Constantinopel zu verlassen, stand in dieser Beziehung, obgleich ihn Rumänzoff durch ein Geschenk von kostbarem Pelzwerk für sich zu gewinnen gesucht hatte, auf Seiten der Pforte. Er rieth ihr geradezu ab, sich mit Rußland zu übereilen und ihm eine zu große Nachgiebigkeit zu beweisen. Sie müsse sich durch Zögerung für alle Fälle die Freiheit bewahren, ihre weiteren Maßregeln je nach den Umständen bemessen zu können. Es hänge ja Alles davon ab, welche Wendung die Dinge jetzt in Deutschland nehmen würden.

1) Laugier a. a. O., S. 234.

2) Daselbst, S. 250 und 254. „Le Reys Effendi", heißt es da von dem Ultimatum des russischen Großbotschafters, „rejetta durement cette proposition, et insista sur la démolition d'Azoph, effectuée préalablement à tout, pour traiter ensuite du titre Impérial, lorsque la Russie auroit donné des preuves de ses sincères intentions pour le maintien de la paix."

Die Pforte müsse sich vor Allem ihren Einfluß auf die Kaiserwahl offen zu halten suchen und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln die Erhebung des Großherzogs von Toscana auf den Kaiserthron verhindern. Dadurch könne sie allerdings leicht in die Lage kommen, mit Rußland brechen zu müssen. Deshalb solle sie nur immer auf der Schleifung von Assow bestehen, den Kaisertitel nicht anerkennen und auch in den übrigen streitigen Punkten keine zu große Fügsamkeit beweisen [1]).

Der Großwesir ging auf diese Ideen ein und suchte nun, obgleich er gar nicht daran dachte, mit Rußland zu brechen, wieder Zeit zu gewinnen. Genug, es war noch nichts entschieden, als Marquis von Villeneuve im Mai Constantinopel verließ. Die Unterhandlungen mit Graf Rumänzoff zogen sich hierauf, unter Vermittelung des Grafen Castellane, noch den ganzen Sommer hindurch. Erst am 7. September führten sie, unter dem Einfluß der in Deutschland und zu St. Petersburg eingetretenen Verhältnisse, zur Unterzeichnung einer definitiven Convention, welche jedem weitern Streite für jetzt ein Ende machte.

Man hatte von beiden Seiten nachgegeben. Rußland schleifte, ihr zufolge, Assow und die Pforte verstand sich zur Anerkennung des Kaisertitels. Die neuen Festungen sollten von beiden Seiten, am Don und nach dem Kuban hin, nur in einer Entfernung von 30 Werst von Assow angelegt werden. Übrigens wurden die Grenzen genau geregelt, jedoch so, daß Rußland in der Ukräne nach der Krim hin einen ansehnlichen Zuwachs seines Gebiets erhielt, und auch die zaporogischen Kosaken unter seiner Oberherrschaft verbleiben sollten. Auch über die Auswechselung der Gefangenen, worüber man immer noch nicht einig geworden war, kam man bei dieser Gelegenheit ins Reine [2]).

Man ersieht daraus, daß auch Rußland mit den schweren Opfern, welche ihm dieser vierjährige Krieg gekostet hatte,

1) Laugier, S. 261.

2) Daselbst, S. 263. Vollständig wird der Vertrag vom 7. September 1741 gegeben: Merc. hist., T. CXI, p. 499.

eigentlich nur geringe Vortheile theuer genug erkaufen mußte. Der Besitz von Assow, obgleich geschleift, sicherte ihm wenigstens einen einigermaßen festen Fuß am Schwarzen Meere, welches für dasselbe freilich noch so gut wie verschlossen blieb; und auch die Erweiterung seines Gebietes nach der Krim hin war ein, wenn auch nur unbedeutender Fortschritt auf der ihm vorgezeichneten Bahn der Erweiterung seiner Macht nach Süden hin. Sein Ziel in dieser Richtung unablässig zu verfolgen, blieb seitdem die Hauptaufgabe, das vorzüglichste Streben seiner ausgezeichnetsten Beherrscher. Das folgende Buch soll uns darüber belehren, bis wie weit und unter welchen Umständen das nächste Menschenalter es, zum Nachtheil des osmanischen Reiches, welches jetzt aus diesem Kampfe noch siegreich und nicht ohne Ruhm hervorgegangen war, diesem seinem Ziele näher brachte.

Siebentes Buch.

Erschöpfung des osmanischen Reiches unter fortdauernder Gährung im Innern und Thatlosigkeit nach Außen. — Rußlands entschiedenes Übergewicht über die Pforte, bis zum Frieden von Kutschuk-Kainardsche im Jahre 1774.

Erstes Capitel.

Asiatische Verhältnisse und inneres Leben des osmanischen Reiches bis zum Ausbruche des Krieges mit Rußland im Jahre 1768.

1) Der Krieg mit Persien bis zum Frieden vom Jahre 1746 und Nadir Schahs Ausgang im Jahre 1747.

Mehr wie einmal haben wir Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, daß die Friedenspolitik der Pforte, welche sie zur Beendigung des Krieges mit ihren europäischen Feinden, dem Kaiser und Rußland, trieb, vorzüglich durch die gespannten und drohenden Verhältnisse bedingt wurde, in welche sie sich abermals zu Persien und seinem kühnen Beherrscher Nadir Schah versetzt sah.

Wir haben diesen verlassen, als er, nach dem im Jahre 1736 mit der Pforte abgeschlossenen Frieden, seine Waffen 1736
gegen die empörten Afghanen von Kandahar und dann nach Hindostan, dem Reiche des Großmoguls, Mohammed Schah,

kehrte. Noch vor Ausgang des genannten Jahres war er an der Spitze von 110,000 M. von Ispahan aufgebrochen und über Kasbin und durch Chorasan ohne Aufenthalt in Kandahar eingedrungen. Hussein Chan, der damalige Beherrscher dieser Provinz, vermochte ihm, obgleich er sich mit den usbekischen Tataren von Balk und Samarkand, sowie den der persischen Oberherrschaft längst überdrüssigen Stammhäuptern der benachbarten kriegerischen Bergvölker in Verbindung gesetzt hatte, kaum 30,000 M. entgegenzustellen. Er mußte daher den feindlichen Massen weichen, als er den Versuch machte, sie noch vor seiner Hauptstadt aufzuhalten. Nach derselben zurückgeworfen, leistete er jedoch einen so heldenmüthigen und erfolgreichen Widerstand, daß sich Nadir Schah nach einer langwierigen, beschwerlichen und höchst blutigen Belagerung genöthigt sah, mit ihm zu Ende des Jahres
1737 1737 einen Vergleich abzuschließen, demzufolge ihm zwar die Hauptstadt eingeräumt wurde, Hussein aber als Gouverneur derselben im Besitze der Regierung der Provinz verblieb [1]).

Die geheimen Verbindungen, welche Nadir Schah schon während der Belagerung von Kandahar mit einigen misvergnügten Großen am Hofe des Moguls zu Delhi, namentlich dem zum allmächtigen Minister erhobenen Statthalter von Dekkan, Nizam al Mulck, und dem Gouverneur von Oudeh, Saadit-Chan, angeknüpft hatte, waren jedenfalls von wesentlichem Einflusse auf seinen Entschluß gewesen, sich mit Hussein zu vergleichen. Sein Ehrgeiz, seine Eroberungslust und vielleicht noch mehr seine Habsucht trieben ihn weiter. Von jenen verrätherischen Statthaltern des Moguls, die ihm ihren Beistand zusagten, verlockt, brach er gegen die Mitte des
1738 Jahres 1738 in Kabul ein, nahm nach einem verzweifelten Widerstande im Juni die reiche Hauptstadt dieser Provinz

1) Hanway, The history of Nadir Schah, in dessen Revolutions of Persia, London 1762, Vol. II, p. 349—356, und Otter, Voyage en Turkie et en Perse, Paris 1748, T. I, p. 335 fg. Otter's Reise erstreckt sich über die Jahre 1734—1744. Er war eine Zeitlang französischer Consul in Bassra und hatte folglich gute Gelegenheit, sich über die Dinge, welche damals in Persien vorgingen, genaue Kenntniß zu verschaffen.

mit Sturm, drang dann, nachdem er den Mogul durch verstellte Freundschaftsversicherungen getäuscht hatte, im Januar 1739 durch die Engpässe von Peischawir bis an den Indus vor, überschritt diesen Fluß, bemächtigte sich schnell nacheinander der Städte Jeminabad und Lahore, und erreichte im Februar mit einer Armee von 160,000 M. die Ebenen von Karnal, wo ihm Mahommed Schah mit etwa 200,000 M. entgegentrat.

In einer mörderischen Schlacht, in welcher 17,000 Indier auf der Wahlstatt blieben, erfocht hier Nadir Schah am 14. Februar einen entscheidenden Sieg. Schah Mohammed hatte nach dieser Niederlage, welche ihm überdies seine besten Generale kostete, nicht den Muth mehr, das Geschick der Waffen nochmals gegen den übermüthigen Sieger zu versuchen. Der Verräther Nizam al Mulnck bot selbst die Hand zur Vermittelung eines friedlichen Vergleiches, welcher Mohammed zwar dem Namen nach im Besitze der Herrschaft seines Reiches ließ, alle seine Schätze aber und seine Hauptstadt Delhi in die Gewalt des Persers lieferte.

Kaum hatte nun aber Nadir Schah an der Spitze seines bis zu 350,000 M. angewachsenen Heeres von der Citadelle von Delhi Besitz genommen, als diese unglückliche Stadt, in Folge einiger Reibungen zwischen Siegern und Besiegten, wie in unseren Tagen, der Schauplatz eines entsetzlichen Blutbades wurde, welches sich auch meilenweit über das umliegende Land erstreckte. Nicht weniger als 110,000 Indier, Männer, Weiber und Kinder, sollen damals durch die Perser, zum Theil unter den gräßlichsten Martern, ihren Untergang gefunden haben [1]).

1) Hanway a. a. O., S. 376. „Many who were jealous of their honor killed their wives, and then committed murder on themselves. Numbers were burnt in their houses, especially women and children; nor did the sword spare even the infant at his mother's breast. Horror and despair had plunged the inhabitants into such distress, that near ten thousand women threw themselves into wells; of these some were afterwards taken out alive." Scenen, wie sie uns von derselben Stelle jetzt, freilich unter ganz veränderten Umständen, berichtet werden, während wir diese Zeilen niederschreiben!

Unermeßlich waren die Summen, welche hierauf an baarem Gelde, Gold, Silber, Kleinodien und werthvollen Gegenständen aller Art durch Raub und Erpressung aufgebracht wurden und zum größten Theile in den Schatz Nadir Schahs flossen. Sie sollen sich auf nicht weniger als 87,500,000 Pfd. St. belaufen haben [1]). Seitdem schaltete der Perser Schah als unumschränkter Herr im Reiche des Moguls, dem er indessen, fast zum Hohne, mit eigener Hand nochmals die geraubte Krone aufs Haupt setzte. Dafür mußte sich dieser nun aber noch dazu verstehen, einen guten Theil seines Reiches aufzuopfern. Das ganze Land jenseits des Indus, namentlich die Provinzen Peischawir, Kabul, Gasna u. s. w. mit allen Städten, Schlössern und Festungen wurden, in Folge eines förmlichen Vertrages, zu Persien geschlagen [2]).

In der fast ganz zerstörten Hauptstadt des Moguls und dem rundum wüste liegenden Lande konnte sich nun aber Nadir Schah mit seinen unermeßlichen Heerschaaren gegen eine aufs Tiefste empörte Bevölkerung schwerlich auf die Dauer halten. Auch machten die mislichen Verhältnisse seines eigenen Reiches seine baldige Rückkehr dahin nothwendig. Denn schon hatte sein Sohn, Riza Kouli Mirza, den er als Generalstatthalter dort zurückgelassen hatte, selbst die Hand nach der väterlichen Krone ausgestreckt, und die Araberstämme, welche die persische Oberherrschaft anerkannt hatten, befanden sich in vollem Aufstande.

Bereits zu Anfang Mai verließ daher Nadir Schah, mit dem Raube Indiens beladen, welcher sich auf 120 Mill. Pfd. St. belaufen haben soll, Delhi. Nicht weniger als 300 Elefanten, 10,000 Pferde und ebenso viel Kameele folgten dem abziehenden Heere. Über Lahore, welches sich noch eine schwere Brandschatzung gefallen lassen mußte, durch die Engpässe von Peischawir, wo ihm die Afghanen vergeblich den Weg zu versperren suchten, und über Kandahar, erreichte Nadir Schah, nachdem er unterwegs noch die abgefallenen

1) Hanway a. a. O., S. 383.

2) Der Vertrag findet sich wörtlich bei Hanway a. a. O., S. 387 und Otter, Th. 1, S. 404.

Tatarenstämme von Khiwa und Bokhara wieder unterworfen und die geraubten Schätze Indiens nach Khelat in Sicherheit gebracht hatte, erst im Februar 1740 seine Hauptstadt Ispa- 1740
han wieder.

Die Blendung seines eigenen Sohnes war nach seiner Rückkehr eine seiner ersten Regierungshandlungen. Riza Kouli Mirza hatte nicht nur durch die Ermordung des noch zu Sebsawar in der Gefangenschaft schmachtenden unglücklichen Schah Tahmasp mit seiner ganzen Familie den Zorn des Vaters auf sich geladen; er hatte auch diesen selbst des Thrones und Lebens berauben wollen, angeblich um Persien von seiner Tyrannei zu befreien [1]).

Dann beeilte sich Nadir Schah dem Hofe von St. Petersburg und der Pforte durch glänzende Gesandtschaften von den großartigen Erfolgen seines Heerzuges nach Indien Kenntniß zu geben. Sie wurden jedoch hier wie dort begreiflicherweise kalt und nicht ohne Mistrauen aufgenommen. Der nach St. Petersburg bestimmte persische Botschafter mußte mit seinem aus 2000 Personen bestehenden Gefolge und den 10 Elefanten, welche der Schah dem Zaar zum Geschenk bestimmt hatte, über ein Jahr in Astrachan liegen bleiben. Erst zu Ende October des nächsten Jahres (1741) wurde ihm gestattet, seinen feierlichen Einzug in St. Petersburg zu halten.

Um diese Zeit bekamen aber die Verhältnisse zwischen Persien und Rußland auch schon wieder dadurch einen sehr gespannten Charakter, daß es Nadir Schah unternahm, die Lesghier von Daghestan und Schirwan, welche sich während seines Verweilens in Indien seiner Oberherrschaft entzogen hatten, zum Gehorsam zurückzuführen. Noch vor Ausgang des Jahres 1741 drang er mit 35,000 M. in Schirwan ein, 1741
rückte dann zu Anfang des folgenden Jahres in die Gebirgsdistrikte von Daghestan vor, fand aber überall entschlossenen Widerstand. Nur einige wenige Stämme der Lesghier unterwarfen sich und wurden nach Chorasan verpflanzt, während die Masse derselben zusammenhielt und die Perser in einem siegreichen Kampfe auf Schirwan und Derbent zurückwarf.

1) Hanway a. a. O., S. 397.

Reibungen zwischen den russischen Grenztruppen und den Persern konnten dabei um so weniger ausbleiben, da die Lesghier sich unter den Schutz Rußlands begaben und der Kaiserin ihre ganze aus 66,000 M. Kerntruppen bestehende bewaffnete Macht zur Verfügung stellten. Da indessen der Hof von St. Petersburg ein Beobachtungscorps von 20,000 M., unter den Befehlen des Generals Carakanoff, an die Grenze schickte und Astrachan in guten Vertheidigungszustand setzen ließ, hielt es Nadir Schah für rathsam, der Kaiserin seine freundschaftliche Gesinnung zu erneuern, seine Truppen im
1743 Februar 1743 aus Daghestan zurückzuziehen und seine ganzen Streitkräfte lieber gegen die Pforte zu wenden, mit welcher der Kampf nun schon unvermeidlich geworden war [1]).

Denn der persische Botschafter, welcher im Mai 1741 gleichfalls mit einem ansehnlichen Gefolge von fast 2000 Köpfen und reichen Geschenken, darunter neun Elefanten, in Constantinopel eingetroffen war, wurde zwar mit den seinem Range gebührenden Ehren und Auszeichnungen empfangen, hatte aber durch seine hochgestellten Forderungen das Misfallen der Pforte sogleich in hohem Grade erregt [2]). Er verlangte nicht nur abermals die freie Pilgerfahrt nach Mekka und die sonstige Gleichstellung der Perser mit den Osmanen in der Benutzung der heiligen Stätten, sondern erhob auch wieder die verjährten Ansprüche auf alle Provinzen und Städte, welche ehemals zum persischen Reiche gehört, und die Erlegung der Kriegskosten vom letzten Kriege her. Zu jener wollte sich aber die Pforte nun schon deshalb nicht verstehen, weil sie fürchtete, daß es damit auf einen ähnlichen bewaffneten Raubzug gegen die mit den Reichthümern der ganzen islamitischen Welt angefüllte heilige Stadt abgesehen sei, wie ihn Nadir Schah soeben erst nach Indien unternommen; und diese zu gewähren, wäre geradezu aller vernünftigen Politik zuwider gewesen, weil es die Schwäche der Pforte vor der ganzen

1) Hanway a. a. O., S. 400, 408—411 und 416.

2) Hammer, O. G., Bd. VIII, S. 27 und 450, spricht mit der beliebten Breite über die diesem persischen Botschafter zutheil gewordene glänzende Aufnahme in Constantinopel, und gibt ein vollständiges Verzeichniß der von ihm überreichten Geschenke.

Welt blosgestellt haben würde. Auch galt in Constantinopel selbst eine solche Zumuthung nur als ein Vorwand, einen Bruch herbeizuführen [1]).

Gleichwol hatte man noch viel zu viel mit den Nachwehen der jüngsten Kriege in Europa zu schaffen, als daß man nicht einen Zusammenstoß mit dem Perserschah für jetzt gern vermieden hätte. Die Kassen waren leer und die Truppen zeigten sehr wenig Lust zu diesen beschwerlichen und kostspieligen Feldzügen nach Asien, wo weder Ruhm noch Beute zu hoffen war. Man wollte daher wenigstens einen Versuch machen, den Schah durch eine Gegengesandtschaft bei friedlicher Gesinnung zu erhalten. Sie verfehlte jedoch ihren Zweck. Nadir Schah, welcher sich damals noch in Daghestan befand, nahm den großherrlichen Botschafter kalt und unfreundlich auf und beharrte bei seinen übertriebenen Forderungen. Sie gingen jetzt auf nichts Geringeres hinaus, als auf die Abtretung von Armenien, ganz Kleinasien und Georgien, genug aller Länder, welche vor Zeiten einmal Tamerlan erobert hatte und die der Schah deshalb jetzt als sein rechtmäßiges Erbe betrachtet wissen wollte. Die Pforte mußte daher gegen ihn nothgedrungen zu den Waffen greifen, und traf sogleich Anstalten, zwei Armeecorps bei Bagdad und am Euphrat, unweit Erzerum, zusammenzuziehen.

Indessen schien der unglückliche Ausgang des Kampfes gegen die Lesghier den Schah doch wieder etwas fügsamer gemacht zu haben. Noch im Laufe des Jahres 1744 erneuerte 1744
er dem Großherrn seine friedlichen Gesinnungen, obgleich er auf der andern Seite die Feindseligkeiten schon auf eine Weise begonnen hatte, welche den offenen Bruch am Ende doch zur Folge haben mußte. Denn er hatte sich nicht nur für die schon seit dem Anfange des Jahres 1741 abgefallenen Araberstämme in der Nähe von Bassra erklärt und mit ihnen vereint diese Stadt bedroht, sondern auch den verrätherischen An-

1) Hanway a. a. O., S. 401 und 402: „These demands appeared to the Turks imperious and exorbitant, and they concluded that the Shah of Persia meant only to find a pretext to break with them."

erbietungen des Statthalters von Bagdad, Ahmed Pascha, welcher der Pforte durch seine widerspenstige Haltung längst schon Verdacht erregt hatte, Gehör gegeben.

Die Lauheit, welche Ahmed Pascha in der Unterdrückung des Aufstandes jener Araber bewiesen hatte, schien darüber keinen Zweifel zu lassen. Er war allerdings auf die Nachricht davon mit 40,000 M. nach Bassra geeilt, anstatt aber die abgefallenen Araber, was ihm jedenfalls leicht gelungen wäre, gänzlich aus dem Felde zu schlagen und zum Gehorsam zurückzuführen, ließ er sich, nach einigen unbedeutenden Gefechten, mit ihnen auf einen Vergleich ein und kehrte ebenso schnell wieder nach Bagdad zurück. Alle Versuche des Großwesirs, Ali Pascha, seines persönlichen Feindes, ihn mit List oder Gewalt von dort zu entfernen, waren vergeblich. Er weigerte sich nicht allein, an die Spitze der gegen Nadir Schah bestimmten Armee zu treten, sondern ließ, um sich zu rächen, diesen auch, während er noch im Kampfe gegen die Lesghier begriffen war, im Geheimen auffordern, seine Waffen lieber gegen die Osmanen zu kehren und zunächst Kerkuk, Mossul und Diarbekr hinwegzunehmen [1]). Bagdad wollte er freilich für sich behalten, um hinter den Mauern desselben den weitern Verlauf der Ereignisse nach beiden Seiten hin ruhig abzuwarten. Die Pforte selbst sah sich daher, um nur Bagdad zu retten, zu Anfang des Jahres 1743 genöthigt, ihn in seiner Statthalterschaft, welche sich auch über Bassra erstreckte, zu bestätigen.

Auf beide Städte hatte es nun aber Nadir Schah doch zunächst abgesehen. Während er zu Anfang des genannten Jahres mit 30,000 M. Bassra bedrängte, ließ er 40,000 Reiter bis unter die Mauern von Bagdad streifen und die ganze Umgegend mit Feuer und Schwert verheeren. Die ansehnlichen Streitkräfte, welche indessen die Osmanen bei Erzerum und Diarbekr gesammelt hatten, veranlaßten ihn jedoch, seine Truppen in aller Eile von jenen beiden Städten,

1) Hanway a. a. O., S. 406—408. Otter, Motifs de la guerre, qui a commencé l'an 1743 entre les Turcs et les Persans, in dessen Voyages, T. II, p. 358 fg.

noch ehe er gegen sie etwas ausgerichtet hatte, wieder zurückzuziehen und mit seiner ganzen Macht gegen Mossul hin aufzubrechen. Von da aus wollte er dann weiter nach Diarbekr und über Wan gegen Erzerum vorrücken, um die Osmanen dort zu gleicher Zeit anzugreifen. Nach einem siegreichen Kampfe gedachte er hierauf, seine Eroberungen ohne Aufenthalt durch Kleinasien hindurch wo möglich bis zur osmanischen Hauptstadt auszudehnen. Allein schon an dem heldenmüthigen Widerstande der osmanischen Besatzung von Mossul, vor dessen Mauern er im September erschien, scheiterte dieser Plan. Nach einer dreißigtägigen Belagerung mußte er sich mit einem Verluste von 30,000 M. auf Kerkuk zurückziehen [1]).

Seitdem schien sich sein Glücksstern und sein Waffenruhm dem Untergange zuzuneigen. Nicht nur, daß er es nicht wagen konnte, den Kampf gegen die Pforte sogleich mit Energie und Entschlossenheit fortzusetzen, hatte er nun auch noch den Geist des Aufruhrs zu bekämpfen, welcher fast in allen Theilen des von der Last und den Leiden der schweren Kriege der letzten Jahre heimgesuchten und erschöpften Reiches, in Farsistan, Beludschistan, Schirwan, Schiras, Astrabad u. s. w., auf die gefährlichste Weise zum Durchbruche kam. Nachdem er sich von Kerkuk weiter nach Hamadan, damals seinem Hauptwaffenplatz, zurückgezogen hatte, brachte er damit fast das ganze Jahr 1744 hin. Erst gegen Ende desselben, im August und September, kam es bei Kars wieder zu einem heftigern Zusammenstoße mit den Osmanen, welche sich damals noch auf einer klugen Defensive hielten, um ihre Streitkräfte zu entscheidenderen Schlägen im nächsten Jahre zu sammeln.

Die Pforte glaubte für jetzt schon genug gethan zu haben, wenn sie die Schwierigkeiten, mit denen Nadir Schah im Innern seines Reiches zu kämpfen hatte, noch dadurch zu vermehren suchte, daß sie einen falschen Kronprätendenten, den angeblichen Sohn Schah Hussein's, Seffie Mirza, in das Land der Lesghier schickte, um mit ihrer Hülfe seine vermeintlichen rechtlichen Ansprüche auf den Thron seiner Väter gegen den

1) Hanway a. a. O., S. 416—419.

Usurpator mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Er brachte auch wirklich in der Gegend von Schamachie ein kleines Heer von 16,000 M. auf, womit er erst Derbent bedrängte und dann in Schirwan einbrach. Am Zusammenfluß des Kur und des Araxes bot ihm hier Nadir Schah mit 25,000 M. unter dem Befehle seines zweiten Sohnes, Nesre Ali Mirza, die Schlacht, in welcher die Lesghier, schlecht geführt, ungeachtet ihrer angestammten Tapferkeit, eine gänzliche Niederlage erlitten. Seffie Mirza, der Kronprätendent, entkam mit nur 70 M. von dem Schlachtfelde, wurde aber bald eingeholt und dann von Nadir Schah, auf einem Auge geblendet, mit Hohn nach Constantinopel zurückgeschickt [1]).

Nicht so glücklich war indessen der Fortgang des Kampfes der Perser gegen die Osmanen selbst. Wie im vorigen Jahre vor Mossul, so brach sich in diesem die Gewalt der Waffen Nadir Schahs vor der starken osmanischen Grenzfeste Kars, deren Besitz ihm gleichwol für seine weiteren Eroberungspläne unerläßlich schien. Schon seit Ende Mai wurde in dessen Nähe mit zweifelhaftem Erfolge gekämpft. Erst im September gelang es jedoch Nadir Schah, die Festung von allen Seiten einzuschließen und die förmliche Belagerung zu beginnen. Allein die Stärke der Mauern, die Tapferkeit der Besatzung und am Ende noch der frühzeitig hereinbrechende Winter machten alle seine Anstrengungen zu Schanden. Bereits in der ersten Hälfte des Octobers sah er sich genöthigt, die Belagerung wieder aufzuheben und seine Truppen mit schweren Verlusten in die Winterquartiere an der persischen Grenze zurückzuziehen.

Von beiden Seiten wurden hierauf die umfassendsten Rüstungen zum Entscheidungskampfe des nächsten Jahres gemacht. Der zum Seraskier ernannte Jejen Mohammed Pa-
1745 scha war schon im Mai 1745 an der Spitze von 100,000 M., meistens europäische Kerntruppen aus Bosnien, Serbien und Albanien, von Erzerum wieder nach Kars vorgerückt, wo noch 30,000 M., unter Abdullah Pascha, zu ihm stießen. Von

1) Hanway a. a. O., S. 420.

da brach er, schon fast des Sieges gewiß, sogleich nach Eriwan hin auf, in dessen Nähe ihm Nadir Schah am 3. August mit 80,000 M. zur Entscheidungsschlacht entgegentrat. Der Sieg schwankte, bei gleicher Tapferkeit der Kämpfenden, vom Morgen bis zum Mittag hin und her. Erst als Nadir selbst in der Mittagsstunde an der Spitze seiner besten Truppen auf die feindlichen Reihen eindrang, wurden die Osmanen nach verzweifeltem Widerstande, der noch bis zum Abend währte, mit einem Verluste von 20,000 M. auf ihre Verschanzungen zurückgeworfen. Unter beständigen Kämpfen, die ihnen noch schwere Opfer kosteten — der Seraskier Mohammed und Abdullah Pascha befanden sich selbst unter den Todten — gelangten sie erst in den nächsten Tagen mit Zurücklassung ihres Geschützes und des sämmtlichen Gepäckes in aufgelöster Flucht nach Kars [1]).

Zum Glücke konnte es Nadir Schah, bei dem mislichen Zustande seines Reiches, nicht wagen, diesen Sieg, der ihn nur 8000 M. gekostet haben soll, sogleich weiter zu verfolgen. Wie wäre er im Stande gewesen, sein siegreiches Heer durch Kleinasien bis unter die Mauern von Constantinopel zu führen, während das noch keineswegs unterdrückte Feuer des Aufruhrs jeden Augenblick ganz Persien zu ergreifen drohte? Das wußte man in Constantinopel nur zu gut, und war daher auch dort, ungeachtet der erlittenen Niederlage, entschlossen, lieber den Krieg fortzusetzen, als sich mit ihm auf einen schimpflichen Frieden einzulassen, wie er ihn noch im vorigen Jahre durch Vermittelung seines versteckten Freundes, Ahmed Paschas von Bagdad, geboten hatte und auch jetzt noch zu erzwingen hoffte.

Denn seinen ersten Anerbietungen nach dem Siege bei Eriwan zufolge, bestand er abermals auf der Abtretung von Wan, Kurdistan, Bagdad, Bassra und der beiden heiligen Städte, Nedschef und Kerbele. Die Pforte antwortete darauf aber nur durch den sofort erlassenen Befehl, die Armee bei Kars für den nächsten Feldzug durch alle Lehnstruppen aus Kleinasien, den europäischen Statthalterschaften und selbst

1) Hanway, S. 426 fg.

Ägypten zu verstärken. Das machte auch Nadir Schah etwas nachgiebiger.

1746 Bereits im Januar 1746 erschien Feth Ali Chan als sein außerordentlicher Botschafter mit einem Gefolge von 60 Personen zu Constantinopel, um dem Diwan im Allgemeinen den Wunsch des Schahs nach Herstellung des Friedens unter billigeren Bedingungen zu erkennen zu geben. Er wollte nicht nur von seinen Forderungen hinsichtlich der freien Pilgerfahrt nach Mekka und den heiligen Stätten etwas nachlassen, sondern sich auch mit der Abtretung von Aserbeidschan und Irak als Geschenk begnügen. Zu der letzteren wollte sich jedoch der Diwan durchaus nicht verstehen, erklärte sich aber, während er die Rüstungen eifrig fortsetzen ließ, seinerseits doch bereit, Bevollmächtigte zu ernennen, welche sich mit denen des Schahs über einen aufrichtigen, haltbaren und dauernden Frieden verständigen sollten.

Im Allgemeinen wollte man dabei den im Jahre 1639 unter Sultan Murad IV. zu Sehab abgeschlossenen Friedensvertrag als Grundlage desselben festgehalten wissen. Dahin lauteten auch die Instructionen des osmanischen Unterhändlers, Nasif Efendi, welcher zu Ende Februar Constantinopel verließ, um sich, im Einverständniß mit dem in Kars befehligenden Seraskier Ali Pascha, nach dem von dem Schah, welcher sich nach dem Siege bei Eriwan wieder nach Hamadan zurückgezogen hatte, noch näher zu bestimmenden Orte der Friedensconferenzen zu begeben. Sie fanden in dem Lager bei Kerden, zwischen Kasbin und Teheran, so zu sagen unter den Waffen statt. Denn während Nadir Schah dort ein ansehnliches Truppencorps zusammengezogen hatte, wurden die bei Kars und Erzerum stehenden osmanischen Heere noch täglich verstärkt, um im Fall, daß der Friede nicht zu erzielen wäre, den Krieg sogleich wieder mit gehörigem Nachdrucke eröffnen zu können.

Die Verhandlungen zogen sich gleichwol noch den ganzen Sommer hindurch. Erst am 4. September fand endlich die feierliche Unterzeichnung des Friedensvertrages statt, welcher die Grenzen zwischen beiden Reichen im Wesentlichen wieder auf denselben Fuß zurückführte, wie sie vor hundert Jahren

durch den von Murad IV. mit Schah Sam Mirsa abgeschlossenen Frieden festgesetzt worden waren. Dabei sollte der Friede vom Jahre 1746 zugleich auch ein Religionsfriede sein. Der verjährte Streit um die freie Pilgerfahrt nach Mekka ward endlich dadurch geschlichtet, daß sie den Persern mit gleicher Berechtigung wie den Osmanen zugestanden und ihnen überdies gestattet wurde, einen eignen Priester in der heiligen Stadt Mesched-Ali, bei Bagdad, zu unterhalten. Die Auswechselung der Gefangenen und die Anstellung stehender Geschäftsträger an den beiderseitigen Höfen, welche alle drei Jahre gewechselt werden sollten, wurden außerdem als besondere Bürgschaften für die Aufrichtigkeit und die Dauer des Friedens festgestellt [1]).

Prunkvolle Großbotschaften, bei welchen man sich mit orientalischem Luxus durch die Menge und den nie zuvor bei ähnlichen Gelegenheiten in gleicher Weise zur Schau getragenen Reichthum der Geschenke zu überbieten suchte, sollten dem hergestellten Frieden die letzte Weihe geben. Sie fanden im nächsten Jahre statt [2]).

Ob es Nadir Schah mit diesem Frieden redlich meinte, ob er nicht vielmehr, sobald er sich nur im Innern seines Reiches Ruhe hätte verschaffen können, die Waffen wieder ergriffen hätte, um die Ausführung seines Lieblingsplanes, die Vernichtung der osmanischen Macht, nochmals zu versuchen, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls war es ein günstiges Geschick für das osmanische Reich, daß er schon kurz nach dem Abschlusse des Friedens in seiner eigenen Ohnmacht seinen

1) Hanway, S. 429 fg. Über den Frieden heißt es hier: „Peace was concluded upon the foundation of that of Amurath IV., except that the Persians were to enjoy the liberty of making the pilgrimage of Mecca, without acknowledging the Turkish jurisdiction; and to have also a liberty to establish a Persian priest at the town of Mesched Ali near Bagdat." Über den Frieden vom Jahre 1639 und die durch ihn festgesetzten Grenzen vgl. Bd. IV, S. 175.

2) Hanway a. a. O., S. 431. Wer sich für dergleichen Dinge näher interessirt, findet eine genaue Schilderung der Geschenke nach osmanischen Quellen bei Hammer, O. G., Bd. VII, S. 80 und 481—487.

gewaltsamen Untergang fand. Unmuth über vereitelte Hoffnungen und Erbitterung über den abermals in allen Theilen des Reiches, in Georgien, in Chorasan, namentlich zu Herat, meistens siegreich sich erhebenden Aufruhr trieben ihn am Ende zu den empörendsten Streichen maßloser Tyrannei. Wie ein Verhängniß ging damals sein Racheschwert durch ganz Persien, um rastlos die Opfer seines despotischen Wahnsinns aufzusuchen.

Man sagt, daß er selbst den teuflischen Plan gefaßt habe, mit Hülfe der ihm ergebenen Usbeken und Turkomanen in einer Nacht den besten Theil seiner Armee, der er nicht mehr traute, dem Tode zu weihen und sich dann nach Kheiat zurückzuziehen, um bei seinen dort aufgehäuften Schätzen den Rest seiner Tage zu verleben. Ehe es aber dazu kam, erlag er selbst als das Opfer seiner durch sein tyrannisches Walten aufs Äußerste empörten, gegen ihn verschworenen Verwandten und Heerführer. In derselben Nacht, wo jener Mordanschlag gegen die unter seinen Fahnen versammelten Perser zur Aus-
1747 führung kommen sollte, am 23. Juni 1747, und zwar nur wenige Stunden bevor das verabredete Zeichen dazu gegeben werden sollte, drangen zwei von den Verschworenen gewonnene Hauptleute seiner aus Afscharen bestehenden Leibwache in dem unweit Mesched in Chorasan befindlichen Lager in sein Zelt ein und stießen ihn nach verzweifeltem Widerstande zu Boden. Eine furchtbare Metzelei zwischen Persern und den ihm ergebenen Tataren, welche ihn rächen wollten, war die nächste Folge seines gewaltsamen Todes. Noch in derselben Nacht sollen dabei von beiden Seiten mehr wie 5000 M. hingemordet worden sein [1]).

Übrigens war der Untergang Nadir Schahs nur das Zeichen zu neuem Unheil und endloser Verwirrung, welche das Perserreich wieder auf längere Zeit zu jener Ohnmacht verdammten, welche die sicherste Schutzwehr gegen die fernern

1) Hanway a. a. O., S. 433, wo es von den Tataren heißt: „In several quarters of the army they attacked the Persians, at once to revenge the death of their general, and afford the better opportunity of plunder; so that before daylight above five thousand men on both sides were slain."

Übergriffe seiner schnell wechselnden und unter sich zerfallenen Beherrscher auf osmanisches Gebiet war. Ali Koulichan, der Neffe Nadir's, welcher, einmal im Besitz der Schätze von Khelat, sich unter dem Namen Adil Schahs zuerst des erledigten Thrones bemächtigt hatte, beeilte sich, bereits im April 1748, durch eine außerordentliche glänzend ausgestattete 1748
Gesandtschaft nach Constantinopel den Frieden mit der Pforte, welchen ihm Nadir Schah als Erbtheil hinterlassen hatte, zu bestätigen. Nichts konnte natürlich dem Diwan damals willkommener sein, als die Erhaltung dieses Friedens.

Übrigens ging jetzt die Politik der Pforte nach dieser Seite hin vorzüglich darauf hinaus, unter der Hand soviel wie möglich die Zwietracht zu nähren, welche Persien zunächst zum Schauplatz des entsetzlichsten Bürger- und Bruderkrieges machte, den wir hier nicht weiter im Einzelnen zu verfolgen haben. Adil Schah erlag bereits im Mai auf den Ebenen von Kasbin der Übermacht seines jüngern Bruders Ibrahim Mirsa, welcher im nächsten Jahre (1749), da ihm die Mittel 1749
fehlten, seine Truppen auf die Dauer an sein Geschick zu fesseln, von aller Welt verlassen, in der Nähe von Teheran seinen Untergang fand.

Dann versank das Reich, während sich überall neue Thronbewerber erhoben, Schahrok, ein nachgeborner Sohn Nadir Schahs, in Chorasan, Suleiman, der Oheim Schah Tahmasp's, Ismail Mirsa, ein Neffe Schah Hussein's, endlich selbst der Georgierfürst Heraklius, in immer tieferes Elend und grenzenlosere Verwirrung [1]).

Genug, von dieser Seite hatte die Pforte für jetzt nichts mehr zu befürchten. Sie konnte sich daher, nach einer Reihe schwerer Kriegsjahre, nach außen hin endlich einmal wieder der Ruhe erfreuen, welche ihr zur Wiederherstellung der erschöpften Kräfte im Innern des Reiches so noth that. Wäre es ihr nur auch gelungen, sie zum bleibenden Gewinn für eine dauernde Erhebung osmanischer Macht in der nächsten Zukunft zu benutzen!

1) Diese traurigen Zustände des Perserreiches nach Nadir Schahs Untergang schildert genau Hanway a. a. O., S. 449—469.

2) Blick auf das innere Leben des osmanischen Reiches während der Friedenszeit bis zum Ausbruche des Krieges mit Rußland im Jahre 1768.

Man ist oft versucht worden, die 24jährige Regierung Sultan Mahmud's I., welcher den Frieden mit Persien noch acht Jahre überlebte, wenigstens vergleichungsweise eine glückliche Epoche in der Geschichte des dahinsinkenden osmanischen Reiches, ja selbst eine glänzende und ruhmreiche zu nennen. Sie mag auch in der That als eine solche erscheinen, wenn man die Verhältnisse der Pforte zu den ihr feindlich gegenüberstehenden Mächten in Europa und Asien, die Resultate ihrer auswärtigen Politik, dabei vorzugsweise ins Auge fassen will.

Drei langwierige Kriege, gegen den Kaiser, Rußland und Persien, waren zwar nicht ohne bedeutende Anstrengungen und schwere Opfer, aber doch durch Waffenglück, und fast noch mehr durch die Gewandtheit geschickter Unterhändler, zu dem erwünschten Ziele nicht unrühmlicher Friedensschlüsse geführt worden. Denn abgesehen von ihrem materiellen Gewinne, waren diese Friedensschlüsse zu Belgrad und Kerden in ihren Folgen auch hinsichtlich ihres moralischen Einflusses auf die fernere Stellung der Pforte im europäischen Staatenverkehre und die weitere Entwickelung des inneren Lebens des osmanischen Reiches von hoher Wichtigkeit. Noch einmal schien sich der osmanische Name in Europa auf jene Höhe politischer Achtung erheben zu wollen, welche von jeher mit die Grundbedingung der Existenz und der Macht der Pforte war, während der wiederhergestellte Friede ihr zugleich Zeit und Mittel gewährte, ihre Kräfte zu sammeln und auf die Hebung des inneren Staatslebens Bedacht zu nehmen.

In letzterer Beziehung kam jetzt freilich Alles darauf an, ob die dazu erforderlichen Elemente vorhanden waren. Es fragte sich namentlich, ob es Männer gab, welche mit dem tieferen Bewußtsein dessen, was dem durch die jüngsten Kriege erschöpften Reiche noth that, auch den festen Willen und die Thatkraft verbanden, welche nöthig waren, um ihrer besseren

Einsicht und ihren guten Vorsätzen so viel wie möglich gerecht zu werden?

Sultan Mahmud selbst nimmt jedenfalls in der Reihe der Beherrscher des osmanischen Reiches insofern einen ehrenvollen Platz ein, als er, obgleich kein hochbegabter, doch ein milder, wohlwollender und friedliebender Fürst war, welcher das Beste wollte und bis zu einem gewissen Grade auch den Ehrgeiz besaß, wenigstens durch den Schein von Selbstregierung auf die Geschicke des Reiches [illegible]ätigen und leitenden Einfluß zu gewinnen. Er hatte aber weder Geist und Charakter noch Energie genug, um die Verhältnisse und seine nächsten Umgebungen zu beherrschen [1]). Sogleich bei seiner Thronbesteigung war die eigentliche Regierungsgewalt dem alten Kislaraga, dem Haupte der schwarzen Eunuchen, Elhadsch Beschiraga, zugefallen, welcher sie auch bis zu seinem erst im Jahre 1746 erfolgten Tode fast u[illegible]schränkt 1746
zu behaupten wußte.

Ein abyssinischer Sklave von Geburt, war er frühzeitig in das Serai gekommen, wo er sich durch Klugheit, Gewandtheit und Verstand bald eine einflußreiche Stellung errungen hatte. Bereits zur Zeit von Mahmud's Vater, des im Jahre 1703 entthronten Mustafa II., hatte er im Dienste des Hofes ansehnliche Stellen bekleidet. Seit 15 Jahren stand er als Kislaraga an der Spitze der Verwaltung des Serai und des Harems, als er, ein 80jähriger Greis, im Jahre 1730 der vorzüglichste Rathgeber, oder vielmehr der Beherrscher des Sultans und mithin des Reiches wurde. Tiefe Einsicht und vielseitige Erfahrung in den Staatsgeschäften, verbunden mit Gerechtigkeitsliebe und unerbittlicher Strenge, wo es galt Ordnung und Ruhe zu erhalten, konnten ihm selbst seine Gegner nicht absprechen [1]).

Er soll Sultan Mahmud sogleich bei seinem Regierungsantritte den weisen Rath gegeben haben, die Macht der Großwesire möglichst zu beschränken und auf das rechte Maß

1) Ein jedenfalls treffendes Bild von der Persönlichkeit und dem Charakter Mahmud's I. entwirft unter andern Bonneval, Mémoires, Paris 1806, Th. II, S. 410.

zurückzuführen. Nur dadurch werde er, der Sultan, in den Stand gesetzt werden, die Regierungsgewalt selbst in die Hand zu nehmen, dem Throne die verlorene Achtung und Sicherheit wiederzuverschaffen, mit seinen Nachbarn in Frieden zu leben und dem Reiche die Ruhe im Innern zu verbürgen, welche ihm zu einer gedeihlichen Entwickelung seiner Kräfte für die Zukunft nöthig sei. Denn der Ehrgeiz und die Ruhmsucht der Großwesire seien bisher mit der Hauptgrund der ewigen Kriege mit auswärtigen Feinden und der beständigen Unruhen im Innern gewesen, welche das Reich erschöpfen und den Thron gefährden. Häufiger Wechsel derselben sei daher, als das beste Mittel zum Zwecke, ganz besonders anzuempfehlen. Länger als drei Jahre dürfe kein Großwesir im Amte verbleiben, wenn es um des Reiches Wohlfahrt gut bestellt sein solle [1]).

Es scheint, daß dieser Rath dem Sultan nicht missfiel. Häufiger Wechsel der Großwesire wurde seitdem gewissermaßen Staatsmaxime und galt während der Dauer der langen Regierung Sultan Mahmud's für einen Grundsatz erleuchteter osmanischer Politik, selbst auf die Gefahr hin, das unstäte und schwankende Wesen in der Staatsverwaltung nur noch zu vermehren. Freilich kam dadurch die Regierungsgewalt

1) Turkey, its history and progress from the journals and correspondence of Sir James Porter, fifteen years ambassador at Constantinople etc., by Sir George Larpent. London 1854. Porter war vom Jahre 1747 bis zum Jahre 1762 englischer Gesandter zu Constantinopel, und die hier aus seinen Papieren mitgetheilten Bemerkungen sind ein Wiederabdruck seiner „Observations on the religion, law, government and manners of the Turks", wovon auch bereits im Jahre 1768 zu Leipzig eine deutsche Übersetzung erschien. In Bezug auf den, Sultan Mahmud von dem Kislaraga ertheilten Rath heißt es hier, Bd. I, S. 269: „He counselled the new Sultan to retain the power in his own hands; to change his Vizirs frequently, not suffering any one to continue in office above three years, and to live in peace with all his neighbours. On these maxims he advised his master to establish the tranquillity of the government, and the security of the throne, and Sultan Mahmud, during a reign of twenty-four years, steadily adhered to them." Dazu S. 267.

doch nicht in die Hände des Sultans. Sie blieb natürlich im Besitze des schlauen und Alles vermögenden Kislaraga. Er war es, welcher die Großwesire ein- und absetzte und überhaupt über alle höhere Ämter und Würden verfügte. Dabei kann man ihm das Verdienst nicht absprechen, daß seine Wahl meistens eine glückliche war. Unter den zehn Großwesiren, welche während seines fast 16jährigen Waltens schnell nach einander das Reichssiegel erhielten, befanden sich Männer von den ausgezeichnetsten Fähigkeiten, hoher Erfahrung und bewährter Thätigkeit, ein Topal-Osman, ein Ali Pascha, mit dem Beinamen des Doktor-Sohnes (Hekimsade), ein Jejen-Mohammed Pascha u. s. w.

Auch in den untergeordneteren Sphären des öffentlichen Dienstes bildete sich gleichsam eine Schule ausgezeichneter Staatsmänner, namentlich für den diplomatischen Verkehr mit fremden Mächten. Wir nennen als solche nur Mohammed Terjaki, welcher das schwierige Abgrenzungsgeschäft nach dem Frieden mit Österreich und Rußland leitete, die beiden nach Wien und Frankreich geschickten außerordentlichen Botschafter, Mustafa-Efendi und Mohammed-Said, den ersten Unterhändler bei den Friedensschlüssen mit Österreich, Rußland und Persien, Mohammed Raghib, welcher später unter Sultan Mustafa III. als Großwesir eine so hervorragende Stelle einnahm, und endlich den durch seine Sendungen nach Wien und Berlin in den Jahren 1757 und 1763, vorzüglich aber durch seine geistreichen und tief eindringenden „Wesentlichen Betrachtungen" über den Krieg mit Rußland in den Jahren 1768—1774, auf welche wir zurückkommen werden, bekannt gewordenen Resmi Ahmed Efendi.

Allein dieses ganze Regierungssystem des Serai war doch nicht dazu gemacht, die einmal eingewurzelten Grundübel der inneren Reichsverwaltung zu heben. Zu tiefer eingreifenden Reformen, zu etwas Großem und Bleibendem für die Zukunft kam es damit nicht. Es wollte z. B. nicht einmal gelingen mit der besseren Organisation des Heerwesens durchzudringen, welche der Renegat Bonneval in Anregung brachte und mit unermüdlicher Thätigkeit ins Leben zu rufen suchte. Das Bedürfniß einer solchen hatte man schon längst

empfunden; Vorschläge dazu waren auch theilweise bereits früher gemacht worden [1]), und Niemand schien jetzt geneigter, auf die Ideen Bonneval's einzugehen als Sultan Mahmud selbst, welcher überhaupt für alles Neue eine große Empfänglichkeit zeigte.

Sie gingen im Wesentlichen darauf hinaus, die osmanische Armee, deren Hauptschwäche Bonneval in der ungenügenden Zusammensetzung und dem mangelhaften Rekrutirungssysteme zu finden glaubte, nach und nach auf europäischen Fuß einzurichten. Selbst mit den 50,000 Janitscharen und 15—20,000 Sipahis, welche zur Zeit noch den Kern der osmanischen Kriegsmacht bildeten, war, nach seiner Meinung, wenig mehr anzufangen. Denn sie bestehen zum guten Theile aus zusammengelaufenem, undisciplinirtem, schlechtbewaffnetem, unzweckmäßig bekleidetem und an militärische Haltung in Reihe und Glied ganz und gar nicht gewöhntem Gesindel; und noch schlimmer stehe es um die Milizen, welche die Paschas in den Provinzen unterhalten sollen. Der ihnen dazu bewilligte Sold fließe zum großen Theile in ihre Taschen, und wenn es dann zum Kriege komme, habe man fast nichts als in der Eile zusammengerafftes, untaugliches Volk unter den Waffen. Daher komme es eben, daß unter 50,000 Franzosen oder Deutschen mehr wirkliche Soldaten zu finden seien, als unter 200,000 Türken, und daß 10,000 Kaiserliche vollkommen hinreichen würden, 20,000 Janitscharen in die Flucht zu schlagen [2]).

In einer Denkschrift, welche Bonneval auf Befehl des Großherrn dem Diwan vorlegte, hob er diese Mängel sehr scharf hervor, indem er zugleich die deutschen und französischen Heere für die vorzunehmenden Reformen als Vorbild und Richtschnur hinstellte. Er verlangte namentlich Bewaffnung nach deutscher Art, regelmäßige Formation in Regimenter,

1) Namentlich wurde bereits im Jahre 1717 durch einen Franzosen, Rochefort mit Namen, der Pforte der Vorschlag gemacht, ein Ingenieurcorps nach europäischem Muster einzurichten, worüber sich in einem von Hammer, O. G., Bd. VIII, S. 473 fg. mitgetheilten Schreiben genauere Nachricht findet.

2) Bonneval, Mémoires, T. II, p. 274 fg.

Bataillone, Escadrons und Brigaden, Vermehrung und angemessene Auszeichnung des Offiziercorps, gleichmäßige Einübung der Truppen im Gebrauche der Waffen und gemeinschaftliche Scheingefechte des Fußvolkes und der Reiterei in kleinen und größeren Massen, damit beide Waffengattungen sich aneinander gewöhnen und sich gegenseitig gegeneinander vertheidigen lernen [1]).

Anfangs fehlte es im Diwan nicht an aufgeklärten, einsichtsvollen Männern, welche den Vorschlägen Bonneval's ihren Beifall zollten und zu deren Verwirklichung bereitwillig die Hand geboten haben würden. Bald aber zeigte es sich, daß eine solche Reform mit der bestehenden Heerverfassung im grellsten Widerspruche stand, und bei consequenter Durchführung den gänzlichen Umsturz derselben herbeigeführt haben würde. Sie war daher auch den Interessen der Masse der dabei zunächst Betheiligten viel zu sehr entgegen, als daß sie nicht Alles hätten aufbieten sollen, sie zu hintertreiben. Sie wurde als unzeitig, ungesetzlich und gefährlich verschrieen, sodaß sich am Ende auch die Majorität des Diwans dagegen erklärte.

Dennoch setzte es Bonneval durch, daß man ihm gestattete, während des ersten Perserkrieges versuchsweise ein kleines Corps nach europäischem Muster einzuexerciren. Unter dem Zulaufe von ganz Constantinopel ließ er dann damit auf dem Atmeidan einige größere Waffenübungen vornehmen, welche schon der Neuheit des Schauspiels wegen großen Beifall fanden. Auch Sultan Mahmud schien sich sehr lebhaft dafür zu interessiren. Dadurch ermuthigt, brachte Bonneval seine Truppe in 5—6 Monaten auf 12—15,000 M., und wußte wirklich einen großherrlichen Befehl auszuwirken, daß wenigstens der größere Theil der Armee auf europäischem Fuße organisirt werden solle. Die Infanterie sollte Säbel, Flinten und Bajonnette erhalten, die Cavalerie besser beritten und gleichfalls mit zweckmäßigeren Waffen versehen, das Offiziercorps verstärkt und die europäische Heereseintheilung angenommen werden.

1) Diese Denkschrift wird gegeben, daselbst, S. 177—193.

Zur Ausführung dieses Befehles kam es aber gar nicht. Denn gleich nach den ersten Feldzügen in Persien erhoben sich die Stimmen der Widersacher Bonneval's wieder lauter, wie je zuvor, gegen solche Neuerungen. Wozu brauche man denn dergleichen Dinge, meinten die alten Paschas; das osmanische Reich habe bisher ohne sie bestanden und werde sich auch noch ferner ohne dieselben erhalten. Sie würden am Ende nur Zwietracht und Verwirrung in der Armee zur Folge haben u. s. w. Vor allen setzte der Janitscharenaga, welcher schon die gänzliche Auflösung seines eigenen Corps befürchtete, Himmel und Erde in Bewegung, um die weitere Ausführung des Planes zu vereiteln. Ein förmlicher Aufstand wäre kaum zu vermeiden gewesen, wenn man die Sache mit Gewalt hätte aufs Äußerste treiben wollen. Und da auch der alte Kislaraga Bonneval nicht sonderlich wohlwollte, wurde es seinen Gegnern nicht eben schwer, einen Gegenbefehl auszuwirken, dem zufolge er seine militärischen Reformen vorläufig wieder gänzlich einstellen mußte. Nur das von ihm eingeführte Bajonnett, dessen Vorzüge man bereits in Persien kennen gelernt hatte, sollte beibehalten werden [1]).

Erst beim Ausbruche des Krieges mit Rußland dachte man wieder einmal ernstlich an die Organisation des Heerwesens nach europäischem Muster. Bonneval erhielt jetzt selbst Befehl, an der Spitze eines nach seinem Systeme gebildeten Truppencorps von 15—20,000 M. ins Feld zu rücken. Als es aber dazu kommen sollte, wußten ihm seine Gegner abermals alle für ihn bestimmten Truppen abwendig zu machen. Er brachte kaum ein Paar Tausend M. zusammen, mit denen er so zu sagen auf eigene Faust einen völlig nutzlosen Streifzug nach dem Dnieper hin unternahm [2]).

Auch waren jetzt merkwürdigerweise fremde Einflüsse dabei mit im Spiele, die Sache rückgängig zu machen. Wenigstens ist es Thatsache, daß der Hof von St. Petersburg, welchem die beabsichtigte Organisation der osmanischen Kriegsmacht auf europäischen Fuß wirklich lebhafte Besorgnisse eingeflößt zu

1) Bonneval, Mémoires, T. II, p. 296—304 und p. 265.

2) Daselbst, S. 283—293.

haben scheint, sich viele Mühe gab, mittelst seines Residenten zu Constantinopel Bonneval einige der ausgezeichneteren französischen Offiziere, deren Hülfe er sich bei seinen Reformen bediente, durch glänzende Anerbietungen abspänstig zu machen und in russische Dienste zu ziehen, was zum Theil auch gelang [1]).

Endlich blieben auch Bonneval's Bemühungen, sein Reformsystem in dem Kriege gegen den Kaiser in größerm Maßstabe zur Anwendung zu bringen, ohne erwünschten Erfolg. Mit einer von uns bereits erwähnten, sehr gründlichen Denkschrift, worin er bei dieser Gelegenheit nochmals die Vorzüge der europäischen Kriegskunst nach allen Seiten hin hervorhob [2]), erreichte er weiter nichts, als daß man ihm ein kleines Truppencorps von 8000 M. Reiterei und 12,000 M. Fußvolk mit 20 Feldstücken überließ, womit er indessen so gut wie gar nichts ausrichtete. Denn in den beiden ersten Feldzügen an der Donau, an welchen er damit Theil nahm, wußten es seine Gegner immer so einzurichten, daß er eigentlich nie zum Schlagen kam. Der größte Theil seiner Truppen, die man ihm vorzüglich dadurch abwendig machte, daß man ihnen Sold und Unterhalt verkümmerte, lief davon, ehe sie nur den Feind zu Gesichte bekommen hatten. Voll Verzweiflung darüber unternahm Bonneval mit der kleinen ihm treu gebliebenen Schaar endlich noch einen Streifzug nach dem Banat und längs der Theis hin bis in die Gegend von Szolnok, wurde aber von da durch die Übermacht der kaiserlichen Reiterei mit Verlust nach der Donau zurückgeworfen. Das benahm ihm vollends die Luft, seine Reformversuche noch weiter zu treiben. Misvergnügt kehrte er nach Constantinopel

1) Manstein, Mémoires, p. 113 fg.: „Son Ministre à la Porte", heißt es hier von der Kaiserin, „eut ordre d'insinuer à ces officiers de quitter la Turquie, de leur faire de grands offres et leur assurer qu'on feroit leur fortune en Russie."

2) Bonneval, Mémoires, p. 305—318. Schon damals stellte Bonneval in dieser Denkschrift der Pforte vorzüglich die preußische Armee als Muster auf, namentlich was die so zweckmäßige Bekleidung der Truppen betraf. „De tous les princes chrétiens", meint er, „c'est le roi de Prusse, qui habille le mieux ses troupes."

zurück, um bei dem Diwan und dem Sultan selbst über die treulose Art, wie man ihn im Stiche gelassen, bittere Klagen zu führen. Natürlich erreichte er aber damit gar nichts mehr. Nur das Commando des von ihm errichteten Corps
1747 der Bombardiere wurde ihm bis zu seinem im Jahre 1747 erfolgten Tode gelassen, worauf es auf seinen natürlichen Sohn Suleimanbeg überging [1]).

Sonst dachte man am wenigsten nach hergestelltem Frieden an eine durchgreifende Reform des Heerwesens nach europäischem Muster. Die Politik des Sultans und des Serai ging in dieser Beziehung, wie es scheint, nur noch darauf hinaus, den übermüthigen Geist des Janitscharencorps durch Schwächung und materielle Begünstigungen möglichst zu brechen. Von den 160,000 Janitscharen, welche damals in die 161 Kammern derselben eingeschrieben gewesen sein sollen, führten nur die wenigsten wirklich die Waffen. Man sorgte dafür, daß sich nie mehr wie 8—10,000 als Besatzungstruppen und Polizeiwache in Constantinopel befanden. Die übrigen waren in den Provinzen zerstreut, wo sie meistens bürgerlichem Gewerbe, namentlich dem Handel nachgingen. Denn der letztere war für sie um so einträglicher, da ihnen Sultan Mahmud zu ihren älteren Privilegien neuerdings auch noch Zollfreiheit für die von ihnen eingeführten Waaren bewilligt hatte. Seitdem betheiligten sie sich in Masse namentlich an dem Küstenhandel bis nach Syrien und Ägypten hin. Nicht wenige gelangten dadurch in kurzer Zeit zu großer Wohlhabenheit. Man wurde Janitschar, um reicher Kaufmann zu werden; und wenn man Das einmal geworden war, hatte man freilich ein weit größeres Interesse, Ruhe und Ordnung zu erhalten, als sein Glück bei Staatsumwälzungen oder Palastrevolutionen zu versuchen [2]).

1) Bonneval a. a. O., S. 377—390.

2) Auf diese Verhältnisse macht namentlich Porter a. a. O. S. 335—337 aufmerksam, indem er unter andern bemerkt: „The policy of Sultan Mahmud, whose principal object and supreme study was his own security, has imperceptibly reduced that formidable body of militia, at least those residing in Constantinople, to a state of quiet dependence and submission.“ Und dann weiter:

Um die Erhaltung des kriegerischen Geistes der Nation, den schon Bonneval vermissen wollte, und eine tüchtigere Organisation der Wehrkraft des Reiches stand es freilich dabei nicht zum Besten, zumal da während des langen Friedens auch die übrigen urväterlichen militärischen Institutionen, auf welchen die osmanische Macht vorzüglich beruhte, dem unaufhaltsamen Verfalle zueilten. Es darf daher kaum Wunder nehmen, wenn wir das osmanische Heerwesen beim Ausbruche des nächsten Krieges mit Rußland in dem trostlosen Zustande finden, welchen wir vorzüglich aus den scharf einschneidenden Bemerkungen des Resmi Efendi kennen lernen [1]).

Es begreift sich leicht, daß bei solchen Verhältnissen die Regierung Mahmud's I. auch in den übrigen Zweigen der innern Staatsverwaltung nicht eine Epoche tiefer eingreifender, nachhaltiger und fruchtbringender Reformen werden konnte. Der fortdauernden Finanznoth half man z. B., nach wie vor, vorzüglich durch die, gleichviel ob gesetzliche oder gewaltsame, Einziehung des nachgelassenen Vermögens hoher und reichbegüterter Staatsbeamten ab, bei dem einmal beliebten Systeme des häufigen Wechsels derselben immer ein sehr ergiebiges Mittel, den durch Krieg, Verschwendung und schlechte Wirthschaft ausgeleerten Schatz wieder zu füllen. Es wurden dadurch in der That ungeheure Summen gewonnen. Der Nachlaß des alten Kislaraga soll z. B., als

„Sultan Mahmud, among other immunities, granted the Janissaries an exemption from the duties of importation. This has induced a surprising number of them to engage in the most lucrative branches of their coasting trade, extending it even to Cairo, Syria etc. and has effectually turned their martial into commercial spirit. Thus by promoting industry he introduced riches and luxury among them; so that many of those veterans, who formerly rejoiced in the confusion of rebellions and revolutions, are at present anxious for the tranquillity of the Governement, on account of their own security and ease."

1) Wesentliche Betrachtungen oder Geschichte des Krieges zwischen den Osmanen und Russen in den Jahren 1768—1774 von Resmi Achmed Efendi, aus dem Türkischen übersetzt und durch Anmerkungen erläutert von H. F. von Diez, Halle 1813. Zu Anfang.

er im 96. Jahre verstarb, allein in baarem Gelde die unglaubliche Höhe von 20,018,000 Beuteln und der seines Nachfolgers, des jüngeren Beschiraga, obgleich er nur sechs Jahre unumschränkter Herr des Serai war und über die Schätze des Reiches verfügen konnte, 50 Millionen Piaster erreicht haben.

Zum guten Theile wurden freilich diese unermeßlichen Summen, nachdem sie einmal dem großherrlichen Schatze verfallen waren, im Geiste der Regierung Mahmud's zu nützlichen Werken des Friedens verwendet, von denen manche bis auf unsere Tage rühmliche Denkmale des edleren Sinnes dieses wohlwollenden und aufgeklärten Monarchen geblieben sind. Er ließ Moscheen erbauen, legte Schulen an, stiftete ansehnlich dotirte Lehrstühle, richtete nicht weniger als vier Bibliotheken ein und interessirte sich auch lebhaft für die schon unter Sultan Ahmed durch den ungarischen Renegaten Ibrahim eingeführte Druckerei, obgleich auch diese Neuerung zu viele Gegner hatte, als daß sie sofort erwünschten Fortgang hätte haben sollen [1]).

Überhaupt war Sultan Mahmud ein Freund der Wissenschaft und ernster Studien, und liebte es, besonders in spätern Jahren, sich selbst damit angelegentlich zu beschäftigen [2]). Leider verdiente er sich damit gerade bei der Classe, welche ihm dafür am meisten hätte erkenntlich sein sollen, bei den Leuten der Wissenschaft, den Ulema, am wenigsten Dank. Denn sie waren es, welche ihm gegen das Ende seiner Regierung den Frieden am empfindlichsten störten. Es hätte wenig
1752 gefehlt, daß es im Jahre 1752 wegen einer von dem all-

1) Tott, Mémoires sur les Turcs et les Tartares, Amsterdam 1785, T. I, p. 112. Hammer, O. G., Bd. VII, S. 367 und 583 gibt eine genaue Liste der seit dem Jahre 1728 in Constantinopel gedruckten Werke.

2) Bonneval, Mémoires, T. II, p. 411, wo es von ihm heißt: „Depuis qu'on a établi une imprimerie à Constantinople, il s'est appliqué à la lecture, et cette lecture lui a beaucoup ouvert l'esprit, qu'il avait naturellement grossier et impoli: de sorte qu'il est devenu un prince aimable et bon, surtout sincère et exact à tenir la parole qu'il a donnée."

mächtigen Kislaraga einem der Ihrigen zugefügten Unbill zu einem förmlichen Aufstande gekommen wäre, welcher selbst den Thron zu gefährden schien. Sultan Mahmud, ohnehin schon durch häufige Feuersbrünste und bedenkliche Bewegungen unter den Janitscharen eingeschüchtert, glaubte ihn sich nur dadurch retten zu können, daß er der mächtigen Körperschaft ihren verhaßten Gegner, den Kislaraga, zum Opfer brachte. Er ließ ihn, auf Zureden des Mufti, in dem Augenblicke hinrichten, wo der Sturm der Ulema schon loszubrechen drohte. Es war vielleicht seine entschlossenste Regierungshandlung, die ihm aber auch selbst wol die meiste Überwindung gekostet haben mag.

Er überlebte die Katastrophe nicht lange mehr. Längst schon krank und hinfällig, verschied er am 13. December 1754 im 58. Jahre auf dem Rückwege von dem Freitags- 1754
gebet, noch ehe er das Serai wieder erreicht hatte, in den Armen seiner Diener [1]).

Die nicht einmal dreijährige Regierung seines Bruders und Nachfolgers, Osman's III., welcher ungestört den erledigten Thron bestieg, ging im Ganzen ruhig, aber auch ohne Gewinn für die Förderung höherer Staatszwecke vorüber. Dieser körperlich und geistig verkümmerte Fürst, welcher bereits über ein halbes Jahrhundert in der Unthätigkeit und Weichlichkeit des Harems verlebt und folglich gar keine Gelegenheit gehabt hatte, sich für seinen Beruf als Beherrscher eines solchen Reiches auszubilden, scheint die Regierungskunst fast nur für ein Spiel gereizter Laune gehalten zu haben, womit er nur zu bald ins Kleinliche und Lächerliche verfiel.

Nachdem er sich den ruhigen Besitz der Herrschaft einmal dadurch gesichert, daß er den Janitscharen ihr Thronbesteigungsgeschenk, damals etwa 1,200,000 Piaster, bewilligt, dagegen den Lehnsträgern und Reichsbeamten die bei jedem Regierungswechsel zu erlegende Steuer erlassen hatte, glaubte

1) Hammer, O. G., Bd. VIII, S. 172. Tott, welcher bei seiner Leichtfertigkeit überhaupt mit großer Vorsicht zu gebrauchen ist, überträgt a. a. O., S. 84 die näheren Umstände bei dem Ableben Sultan Mahmud's ohne weiteres auf den Tod seines Nachfolgers, Osman's III.

er schon etwas Großes zu thun, wenn er die oft erneuerten und ebenso oft wieder verletzten Polizeigesetze gegen die Weinhäuser, das Ausgehen der Frauen und über die Kleiderordnung der Rajas abermals verschärfte. Und um sich nun persönlich zu überzeugen, daß seinen Befehlen auch wirklich Folge geleistet werde, liebte er es, wie vor Zeiten Osman II., zur Nachtzeit verkleidet durch die Straßen der Hauptstadt zu ziehen und gleichsam selbst den Polizeidienst zu versehen. Wehe dem Trunkenbolde oder der unglücklichen Dirne, die da in seine Hände fiel [1])! Solche Regenten sind in keinem Falle dazu berufen, den fortschreitenden Verfall ihrer Staaten durch großartige Reformen aufzuhalten.

Natürlich blieb auch unter Sultan Osman der häufige Wechsel der Großwesire an der Tagesordnung. Im ersten Jahre seiner Regierung erhielten schnell nach einander deren vier, im zweiten drei das Reichssiegel. Es kann für ein günstiges Geschick des Reiches gelten, daß der Letzte von diesen, der hochgebildete, sehr gelehrte und bereits in den wichtigsten Staatsgeschäften, namentlich der auswärtigen Politik, ergraute, Raghib Mohammed Pascha über die Launen seines Gebieters soweit Gewalt zu gewinnen mußte, daß er sich bis zu dessen Tode halten konnte, welcher fast unbemerkt am 22. December 1756 erfolgte.

Ganz anders faßte freilich Osman's Nachfolger, Mustafa III., Ahmed's III. Sohn, seinen Beruf auf. Noch in der vollen Kraft des Mannesalters — er hatte das 41. Jahr erreicht, als er den Thron bestieg —, war er mit Eigenschaften des Geistes und Charakters ausgerüstet, die ihn wohl fähig machten, höhere Zwecke zu verfolgen. Selbst in der Abgeschiedenheit des Harems, in welcher auch er die bildsamsten Jahre seiner Jugend hingebracht hatte, war ihm doch soviel Selbstbewußtsein verblieben, daß er von dem lebhaften Wunsche beseelt war, jene Eigenschaften zur Wohlfahrt seines Reiches geltend zu machen. Er täuschte in dieser Hinsicht manche Erwartungen.

Äußerlich von der Natur nicht eben sehr begünstigt, galt

1) Tott, Mémoires, T. I, p. 81.

er anfangs, gleich seinen Vorgängern, für schwach und unfähig, den bedeutenden Anforderungen zu genügen, welche das Schicksal an ihn zu machen schien. Bald aber entwickelte sich der bessere Theil seines Wesens. Mit großer Lebendigkeit des Geistes verband er Strenge der Sitten, einen regen Sinn für Ordnung und Gerechtigkeit, tiefere Einsicht in das, was dem Reiche noth that, und eine ungemeine Thätigkeit, welche ihn nur bisweilen auf die Abwege einer falschen Geschäftigkeit verleitete. Zudem hatten ernstere Studien seinen mehr als gewöhnlichen Talenten schon frühzeitig eine höhere Ausbildung verschafft. Er war Meister des Wortes in Schrift und Rede und wußte seine innersten Gedanken selbst mit Glück in das Gewand dichterischer Weisen einzukleiden. Alles, was wir in dieser Beziehung von ihm kennen, trägt den Stempel eines tiefer liegenden moralischen Elementes, eines religiösen Gefühles, welches sich nicht selten selbst bis zu Schwermuth und Schwärmerei verliert. Er glaubte an die Untrüglichkeit der Gestirne und wollte mit Hülfe seiner Astrologen in ihnen im voraus Glück und Unglück lesen.

Nichts spricht vielleicht deutlicher für den Seelenzustand und die geistige Begabung Mustafa's als das kleine zartgedachte Gedicht, worin er in echter Demuth selbst den Himmel um die Verleihung der „löblichen Eigenschaften" anfleht, welche er zur Erfüllung seines schweren Berufes für unerläßlich hielt. Es beginnt mit den Worten:

Hülflos bin ich an Kraft und Vermögen:
O Herr, fordre mich nicht zur Rechenschaft!

und schließt:

Ich werfe mich vor dir in den Staub,
Allen deinen Geboten will ich gehorchen,
Tausend Leben will ich dir zum Opfer bringen!
Um des auferweckenden Gottes willen
Verleihe mir löbliche Eigenschaften [1]).

Jedenfalls ist es für die damaligen Zustände des osmanischen Reiches charakteristisch genug, daß dieser hochbegabte

1) Mitgetheilt von Diez in der Einleitung zu Resmi Efendi's „Wesentlichen Betrachtungen", S. 11.

Fürst durch tiefere Erkenntniß selbst zu der entmuthigenden Überzeugung geführt wurde, daß die Zeit vorüber sei, wo es dem unaufhaltsam fortschreitenden Verfalle wieder entrissen werden könne:

> Umgestürzt ist dies Reich: denke nicht, daß es sich unter uns wieder aufrichten werde [1])!

So gesteht er sich selbst diese trostlose Wahrheit in einem seiner Gedichte ein, in welchem er zugleich unverholen die tiefste Verachtung derer, welche berufen gewesen wären, für die Erhebung osmanischer Macht thätig zu sein, auf sehr energische Weise an den Tag legt, indem er sagt:

> Jetzt sind die Staatsbeamten allzumal Taugenichtse geworden [2]).

Gleichwol hatte er wenigstens den festen Willen, nach Kräften das Seinige zu jener Erhebung beizutragen. Ob er aber bei der Wahl der Mittel dazu immer das Rechte traf, steht freilich dahin. Seine Regierung war keine glückliche, weder in der innern Verwaltung, noch in den auswärtigen Verhältnissen. Auch er verlor sich mit seinem rastlosen Streben nach Selbstthätigkeit, zumal anfangs, in kleinliche und schiefe Maßregeln, welche weder ihm noch dem Reiche frommen konnten.

Wie Sultan Osman glaubte er durch abermalige Verschärfung der Luxusgesetze gegen Weinhäuser, Frauen und ungebührliche Kleidertracht des Reiches Wohlfahrt zu wahren, und verschmähte es nicht, selbst, wie jener, durch nächtliche Runden über ihrer Beobachtung zu wachen, wobei er sich sogar zu Gewaltthätigkeiten hinreißen ließ [3]).

Auch in seinen Finanzreformen, denen er vom Anfange an in bester Absicht die größte Sorgfalt widmete, war er nicht am glücklichsten. Er konnte nicht umhin, den Truppen, und zwar zum letzten Male, ihr Thronbesteigungsgeschenk zu bewilligen und die übliche Steuer für Erneuerung der Be-

1) Diez, Einleitung zu Resmi Efendi, S. 17.

2) Daselbst, S. 13.

3) Tott, Mémoires, T. I, p. 95.

lehnungsdiplome und der Anstellungspatente theilweise zu erlassen. Als er aber dann diesen Ausfall in der Staatskasse durch übertriebene Sparsamkeit, die so leicht ins Kleinliche verfällt, wieder zu decken bemüht war, zog er sich die üble Nachrede von Geiz und Habsucht zu, ohne daß dem Schatze dadurch ein erheblicher Gewinn erwachsen wäre. Denn während seine Reformen in dieser Beziehung sich auf das Zunächstliegende, z. B. die Beschränkung des Aufwandes für das Harem und das Serai, sowie die bessere Verwaltung der geistlichen Güter, erstreckte, wodurch er sich natürlich bei den Betheiligten viele Feinde zuzog, waren die eingewurzelten ferner liegenden Übel einer schlechten Finanzverwaltung, die Erpressungen und Unterschleife hoher Staatsbeamten, der Provinzialstatthalter und der Steuerpächter, womit die Verschleuderung öffentlicher Gelder immer Hand in Hand ging, damit doch nicht zu erreichen. Es galt schon für etwas Außerordentliches, daß bei den für den Unterhalt der heiligen Stätten zu Mekka und Medina bestimmten Pachten durch strengere Controlle einmal ein Überschuß von 1000 Beuteln für den großherrlichen Schatz gewonnen wurde [1]).

Und auch dies war eigentlich mehr das Verdienst des schlauen und verschlagenen Großwesirs Raghib Mohammed Pascha, welcher, von Mustafa gleich bei seinem Regierungs-

1) Tott a. a. O., Th. I, S. 99 und 142. Hammer, O. G., Bd. VIII, S. 213. In der sehr guten Charakteristik Sultan Mustafa's, welche unter Andern Graf von Bergennes in dem „Mémoire sur la Porte Ottomane, composé au retour de son Ambassade à Constantinople" (1768), in dem Werke: Politique de tous les Cabinets de l'Europe pendant les regnes de Louis XV. et de Louis XVI. Seconde Edition, Paris 1801, T. III, p. 105 fg. gegeben hat, wird dieser Punkt ganz besonders herausgehoben. „L'administration de ce prince a éprouvé beaucoup de critique et de censure; on l'a taxé personnellement de lésine et d'avarice sordide; les apparences sembloient désigner, en effet, que ce reproche n'étoit pas tout à fait injuste eet." Und dann: „Si Sultan Mustapha a pu par lui-même faire des réformes utiles, il n'a pu atteindre à toutes celles qu'il se proposoit." Im Wesentlichen stimmt auch Diez a. a. O., in seiner Charakteristik Mustafa's mit Bergennes überein.

antritte in dieser höchsten Reichswürde bestätigt, klug genug, die Schwächen desselben so zu benutzen verstand, daß dieser ihn bis zu seinem im April 1763 erfolgten Tode fast unumschränkt walten ließ. Ohne seinen Rath wagte Mustafa nichts zu unternehmen, so sehr ihm auch, bei seinem natürlichen Drange nach Selbständigkeit, eine solche Bevormundung am Ende lästig und unerträglich werden mochte. Raghib war insofern mit seinem Gebieter gleichen Sinnes, als auch er schon die traurige Überzeugung theilte, daß es für die Übel, woran das Reich leide, doch eigentlich kein wirksames Heilmittel mehr gebe; nur unter der Gunst eines dauernden Friedens hielt er eine allmälige Linderung derselben noch für möglich.

Seine Politik war daher auch eine durchaus friedliche, namentlich in Bezug auf das Verhältniß der Pforte zu den auswärtigen Mächten [1]). In der innern Verwaltung konnte er jedoch seine Vorbilder, die Köprilis, nicht erreichen Gelang es ihm wenigstens in der Hauptsache Ruhe und Ordnung zu erhalten, that er Manches für die Stärkung der Wehrkraft des Reiches, eine bessere Finanzverwaltung und die Förderung höherer Staatsinteressen durch öffentliche Bauten, Anlage von Schulen, Bibliotheken u. s. w., so war es ihm dagegen nicht beschieden, durch tiefer eingreifende Maßregeln dem fortschreitenden Verfalle des osmanischen Staatswesens für die Dauer Einhalt zu thun. In einigen seiner Unternehmungen war er geradezu unglücklich, wie z. B. in dem Versuche, das Schwarze Meer durch einen Kanal mit dem Meerbusen von Nikomedien zu verbinden. Es wurden darauf ansehnliche Summen verwendet, die Sache scheiterte aber, kaum begonnen, an den unvorhergesehenen Schwierigkeiten der Ausführung [2]).

Indessen bleibt es mindestens zweifelhaft, ob das Ableben

1) Diez in der Einleitung zu Resmi Efendi's „Wesentlichen Betrachtungen", S. 6, wo sich überhaupt mit die beste Charakteristik dieses Großwesirs und seines Verhältnisses zu Sultan Mustafa findet. Diez hatte Gelegenheit, sich selbst an Ort und Stelle darüber genauer zu unterrichten.

2) Tott a. a. O., S. 97 und Hammer, O. G., Bd. VIII, S. 224.

Raghib Paschas, welches dem großherrlichen Schatze aus seinem Nachlasse 60,000 Beutel einbrachte, nicht ein Unfall mehr für die Regierung Mustafa's gewesen ist. Er befolgte wenigstens noch ein bestimmtes, consequentes Regierungssystem, dessen Hauptstütze er selbst war. Nach seinem Tode aber gerieth Mustafa, welcher nun Selbstherrscher nicht mehr blos heißen, sondern auch wirklich im vollen Sinne des Wortes sein wollte, bald in ein heilloses Schwanken. Bei aller vielseitigen Selbstthätigkeit wurde er dadurch, unter mächtigeren Einflüssen, unvermerkt und wider Willen zu seinem und des Reiches Verderben in falsche Bahnen hineingedrängt.

Sogleich der Nachfolger Raghib's, Hamid Hamsa, konnte sich, obgleich er aus dessen Schule war und wol gern in seine Fußtapfen getreten wäre, keine sechs Monate halten. Der leidige Wechsel der Großwesire kam seitdem wieder zur Tagesordnung, weil keiner Fügsamkeit oder Überlegenheit des Geistes und Charakters genug besaß, um sich in die Launen und das unstäte Wesen Mustafa's zu finden oder sie zu beherrschen. Erhaltung der Ruhe im Innern und des Friedens nach außen sollten freilich auch der Grundzug seiner Selbstregierung bleiben. Beides gelang ihm aber nicht. Der Mangel einer festen, durchgreifenden obersten Reichsverwaltung, der nothwendigen Folge jenes häufigen Wechsels der Großwesire, machte sich wieder mehr wie je durch bedenkliche Bewegungen in allen Theilen des Reiches bemerklich.

In Albanien und Montenegro trieb ein verwegener Abenteurer mit dem Beinamen des kleinen Stephan (Stiepan-Mali oder Stephano Piccolo) unter der Maske des im Jahre 1762 entthronten Zaar Peter's III. seit 1767 nicht ohne Glück sein Wesen [1]). Auf Chios und Cypern kam es wegen gewaltsamer Übergriffe der Steuereinnehmer zu blutigen Händeln. Zu Bagdad kostete eine Soldatenmeuterei dem Statthalter Ali-Pascha das Leben. Georgien befand sich

1) Genauere Nachrichten darüber finden sich in der Schrift: „Stiepan-Mali ou Stephano Piccolo, le pseudo Pierre III, Empereur de Russie, 1768", welche indessen nur mit Vorsicht zu gebrauchen ist.

wegen Tributverweigerung und dem von Rußland aus unter der Hand genährten Parteikampfe in beständiger Gährung und offenem Aufstande. In Arabien ruhte die Fehde zwischen den Bewohnern der heiligen Städte Mekka und Medina und den benachbarten Beduinenstämmen eigentlich niemals; und endlich erhielt in Ägypten die Feindschaft zwischen den Mamelucken und den osmanischen Statthaltern, vorzüglich seitdem sich der Abase Alibeg als Scheichel-Beled, d. h. von ihren 24 Sandschaks gewähltes Oberhaupt, an der Spitze jener stand, einen immer entschiedeneren und gefährlicheren Charakter.

Zum Theil kamen diese Unruhen im Innern dann auch mit den auswärtigen Verhältnissen in sofern in genauere Beziehung, als sie bei dem nächsten Kriege mit Rußland von dieser Macht zu ihren Zwecken benutzt wurden. Mustafa selbst hätte diesen Krieg wol gern vermieden. Als aber die Kriegspartei im Diwan einmal die Oberhand gewonnen hatte, war es für ihn eine Ehrensache, ihn nicht feig von sich zu weisen. Er unternahm ihn wenigstens in der zuversichtlichen Hoffnung, daß er ihn zum Heile des Reiches und zu seinem eigenen Ruhme siegreich beendigen werde. Er erlebte nun zwar den Ausgang desselben nicht mehr, aber sein Verlauf war für ihn doch vielleicht die traurigste Erfahrung, die bitterste Enttäuschung, welche er mit ins Grab nahm.

Grund und Ursprung dieses Krieges führen uns jetzt auf die Verhältnisse der Pforte zu den Mächten Europas zurück, wie sie sich seit dem Frieden von Belgrad gestaltet hatten.

Zweites Capitel.

Die auswärtige Politik der Pforte vom Frieden zu Belgrad bis zum Ausbruche des Krieges mit Rußland im Jahre 1768.

1) Die Westmächte und der Eintritt Preußens in die orientalische Politik.

Selbst wenn die europäischen Verwickelungen, wie sie nach dem Frieden von Belgrad eintraten, die politische Thätigkeit der Großmächte des Westens und des Nordens von den orientalischen Angelegenheiten nicht vorerst wieder etwas abgelenkt hätten, so würde dennoch die auswärtige Politik der Pforte in der nächsten Zeit ihren friedlichen Charakter schwerlich verleugnet haben. Äußere Nothwendigkeit, die Stimmung der leitenden Persönlichkeiten und die eigenthümliche Stellung der Pforte zu den großen Bewegungen in der europäischen Staatenwelt damaliger Zeit waren dabei, wie wir zum Theil bereits im Vorstehenden angedeutet haben, die bedingenden Motive.

Die Pforte stand, mit sich selbst genugsam beschäftiget, den folgeschweren Ereignissen, welche damals eine gänzliche Umgestaltung der europäischen Staatenverhältnisse herbeiführen zu müssen schienen, fast theilnahmlos und gleichsam passiv gegenüber. Sie waren ihr fremd, sie verstand sie nicht, wußte sie folglich auch nicht gehörig zu würdigen, und wollte erst durch Andere, durch die unvermeidliche Nothwendigkeit, welche die Zeit mit sich brachte, wieder in dieselben hineingezogen sein. Das war damals auch für die orientalische Politik der europäischen Großmächte entscheidend.

„Um die Haltung der Pforte zu verstehen", bemerkt in dieser Hinsicht der Graf von Vergennes in seiner Denkschrift über die Verhältnisse der Pforte, welche er nach der Rückkehr von seiner Gesandtschaft zu Constantinopel im Jahre 1768 Ludwig XV. vorlegte, noch sehr richtig, „muß man bedenken, daß die politischen Combinationen der Türken von

denen der christlichen Mächte sehr weit entfernt sind. Das System des Gleichgewichtes, welches Europa in beständiger Wachsamkeit und vielleicht in fortwährender Aufregung erhält, welches es so mit sich bringt, daß man an einem Ende desselben keinen Flintenschuß abschießen kann, ohne daß derselbe sogleich an dem andern widerhalle, dieses System ist den Türken völlig fremd. Auf sich selbst und ihr ungeheures Reich concentrirt, glauben sie in ihrer Macht hinlängliche Beweggründe zu finden, um gegen Alles gleichgültig zu sein, was wir als gegenseitige Interessen bezeichnen. Denn sie sind überzeugt, daß sie in ihren eignen inneren Hülfsquellen stets die nöthigen Mittel haben werden, die Pläne derjenigen zu vereiteln, welche sie in ihren directen Interessen anzugreifen versuchen sollten. Diese Sinnesweise ist durch ihr religiöses Gesetz geheiliget, welches ihnen eine zu directe Theilnahme an den Angelegenheiten der Christen untersagt, und ihnen vorschreibt, mit keiner Macht, mit welcher sie in Frieden sind, Krieg anzufangen, sobald sie nicht direct und formell die bestehenden Verträge verletzt." [1]).

Es war auch sicherlich mehr Übermuth und politische Laune des Reis-Efendi Mustafa, welcher sich als Gesandtschaftssekretär zu Wien und als Bevollmächtigter bei den Friedensverhandlungen zu Nimirow und Belgrad doch wenigstens eine gewisse Einsicht in das diplomatische Treiben der Mächte Europas verschafft hatte, als ein durchdachtes System osmanischer Politik, wenn die Pforte bereits zu Anfang des
1745 Jahres 1745 den damals mit einander in Krieg verwickelten Höfen alles Ernstes ihre Vermittelung zur Herstellung des Friedens anbieten ließ. Selbst Bonneval, welcher doch den Einfluß der Pforte in den europäischen Staatshändeln so gern auf jede Weise geltend gemacht hätte, fand diesen Schritt so originell und sonderbar, daß er ihn durchaus nicht gutheißen wollte. Denn nach seiner Meinung wäre der Sultan — und darauf hätte man doch dabei vorzüglich Bedacht nehmen müssen —, seiner augenblicklichen Machtstellung zufolge, gar

1) Vergennes, Mémoire sur la Porte Ottomane a. a. O., S. 142.

nicht in der Lage gewesen, seinen Anerbietungen im Falle der Noth thatsächlichen und erfolgreichen Nachdruck zu verleihen. Seine Einrede blieb indessen, da sein persönlicher Einfluß im Diwan schon bedeutend im Sinken war, ohne Wirkung.

Ein Rundschreiben, welches alle Cabinete förmlich und in officieller Weise von den friedlichen Absichten der Pforte in Kenntniß setzte, wurde wirklich erlassen. Diese unerwartete politische Zuvorkommenheit derselben machte jedoch einen ungünstigen, fast peinlichen Eindruck. Die zunächst dabei betheiligten Großmächte, namentlich Frankreich und Österreich, suchten durch Verzögerung ihrer Antworten Zeit zu gewinnen und lehnten dann die Sache, unter Erneuerung fortdauernder freundschaftlicher Gesinnung und der Versicherung eines gleich lebhaften Verlangens nach Wiederherstellung des europäischen Friedens, höflichst ab [1]). Nur die kleineren Staaten zweiter und dritter Ordnung, welche dabei eigentlich gar nicht in Betracht kamen, gingen bereitwillig darauf ein. Namentlich Neapel, welches erst seit kurzem mit der Pforte in nähere Verhältnisse getreten war und sich nun mit ihr auf einem möglichst guten Fuße zu erhalten wünschte; und dann Venedig, welches in den orientalischen Angelegenheiten schon fast gar nicht mehr zählte, und nur bemüht war, seine Neutralität und seinen Frieden mit der Pforte um jeden Preis zu erhalten. Der Bailo Donado verdiente sich durch die Eile, womit er die beifällige Antwort des Senats auf das Rundschreiben der Pforte überreichte, die besonderen Lobsprüche des Großwesirs und einen kostbaren Zobelpelz, die größte Auszeichnung, wodurch man damals diplomatischen Agenten befreundeter Mächte das Wohlwollen des Großherrn zu erkennen zu geben pflegte [2]).

1) Hammer, O. G., Bd. VIII, S. 59 nach osmanischen Quellen und den Berichten des österreichischen Residenten Penkler.

2) Hammer a. a. O., S. 59, erwähnt das beifällige Schreiben des Marquis de Salas, wodurch Neapel seine Zustimmung zu erkennen gab; und was Venedig betrifft, so hebt Diedo, Storia della repubblica di Venezia, T. IV, p. 448, den günstigen Eindruck, welchen die Bereitwilligkeit des Senates in Constantinopel gemacht habe, ganz besonders heraus, indem er bemerkt: „Dando risalto il Primo

Im Übrigen ließ der Diwan die Sache dann kluger Weise stillschweigend auf sich beruhen, und kümmerte sich überhaupt wenig mehr um die Streitigkeiten der kriegführenden Mächte, welche endlich erst drei Jahre später durch den Frieden zu
1748 Aachen (18. October 1748) einen vorläufigen Abschluß und Ruhepunkt erhielten [1]). Die Pforte war nun einmal weit mehr darauf bedacht, ihre Stellung zu den einzelnen Mächten ihren Interessen gemäß wahrzunehmen, als daß sie das Verlangen gehegt hätte, sich durch entschiedenes Eingreifen in die allgemeineren europäischen Angelegenheiten besonderes Gewicht zu verschaffen.

Obgleich sie durch die Verweigerung der von ihr angebotenen Friedensvermittelung gegen das Cabinet von Wien in eine ziemliche Misstimmung versetzt worden war, so hielt sie es nun doch, um sich nach dieser Seite hin die Ruhe zu sichern, ihrem Interesse für angemessen, nicht nur den Großherzog von Toscana als Kaiser Franz I. förmlich anzuerkennen, sondern auch den nur auf bestimmte Zeit mit Österreich abgeschlossenen Frieden zu Belgrad durch einen neuen Vertrag in einen „fortdauernden und ewigen" zu verwandeln, und gleichzeitig mit dem neuen Kaiser, als Großherzog von Toscana, auch noch ein besonderes Friedens- und Freundschaftsbündniß zu vereinbaren. Diese Erfolge waren vorzüglich der diplomatischen Gewandtheit des von Graf Ulefeld als kaiserlichen Residenten zurückgelassenen und nach der Er-

Visir a nome del Sultano alla prontezza del Senato nel dar risposta alla lettera spedita alle Corti Cristiane per eccitare i Principi contendenti alla pace, e gl' indifferenti alla mediazione, e dichiarando l'approvazione del Gran Signore alla prudenza del Senato, alla fede, ed alla costanza delle sue massime, per le quali se gli conveniva giustamente la continuazione della più sincera amicizia, volendo secondo il costume di quell' Imperio dar prova evidente di estimazione con onorare il Bailo di veste, o sia pellizza di Gibellini, fregio tra più distinti, che sia solita impartire la Porta."

1) Vergennes, Mémoire a. a. O., S. 108, bemerkt in Betreff der damaligen Haltung Sultan Mahmud's: „Si, réveillé par différentes insinuations, il se détermina à offrir sa médiation, le refus qui en fut fait, n'intéressa pas assez sa gloire pour provoquer son ressentiment."

hebung Franz I. auf den Kaiserthron zum Internuntius und außerordentlichen Gesandten ernannten Freiherrn von Penkler zu verdanken.

War es ihm gelungen, die seit dem letzten Frieden noch obschwebenden Grenzstreitigkeiten endlich zu schlichten, so wußte er nun auch noch alle Intriguen glücklich zu vereiteln, welche gegen die Verewigung jenes Friedens mit dem Kaiserhause jetzt vorzüglich von dem Cabinet von Versailles ausgingen. Frankreich war allerdings die Macht, welche in dieser Beziehung am meisten zu fürchten war. Denn es hatte durch die erfolgreiche Vermittelung des Marquis von Villeneuve in dem Frieden von Belgrad im Diwan vor den übrigen Mächten bedeutendes Gewicht und eine sehr günstige Stellung gewonnen, welche es sich nur zu erhalten brauchte, um sie nun auch für seine Zwecke geltend zu machen. Diese gingen aber, bei den damaligen europäischen Verwickelungen, zunächst auf nichts Geringeres hinaus, als die Pforte zu einer Diversion nach Ungarn hin zu bewegen und die Befestigung ihres ewigen Friedens mit Österreich soviel wie möglich zu hintertreiben.

Der Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten, Marquis d'Argenson, hatte nicht nur den Marquis von Castellane, den Nachfolger Villeneuve's zu Constantinopel, sondern auch Bonneval, welcher sich die Sache wieder ganz besonders angelegen sein ließ, in diesem Sinne mit sehr bestimmten Instructionen versehen. Ihnen zufolge verfehlten sie auch nicht, der Pforte namentlich die Fortschritte der kaiserlichen Waffen in Italien als für ihre eigene Sicherheit gefahrbringend darzustellen. Man war selbst bereit, nicht unansehnliche Summen daran zu setzen, wenn sie sich zu der gewünschten Diversion verstehen wolle, jedoch immer erst dann, wenn sie den Krieg gegen Österreich wirklich begonnen haben würde; und Bonneval stellte man, wenn er die Sache glücklich zum Ziele führen würde, als Lohn die ungehinderte und ehrenvolle Rückkehr nach Frankreich, welche er damals wünschte, in Aussicht. Allein alle Bemühungen in dieser Richtung waren vergeblich [1]).

1) Die besten Aufschlüsse über diese Verhältnisse gibt ein Schrei-

Penkler, welcher seine Kundschafter bis in das Schlafzimmer Bonneval's unterhielt -- als solcher diente ihm namentlich der Genfer Chenevrier, welcher, ein ebenso zweideutiges als geriebenes Subject, sich als Kanzler der neapolitanischen Gesandtschaft überall einzuschleichen wußte —, war von Allem, was von Seiten Frankreichs im Werke war, viel zu wohl unterrichtet, als daß er nicht immer zu rechter Zeit die geeigneten Schritte hätte dagegen thun können. Die friedliche Stimmung der Pforte kam ihm dabei freilich ganz besonders zu Hülfe. Der von Castellane in Vorschlag gebrachte geheime Bundesvertrag zwischen Frankreich und der Pforte, welcher die letztere zur Wiederaufnahme und zur Fortsetzung des Krieges gegen Österreich bestimmen sollte, bis der Großherzog von Toscana der Kaiserkrone entsagt haben würde, den sich aber Penkler schon zu verschaffen gewußt hatte, ehe er nur in ernstere Erwägung gezogen worden war, fand sehr wenig Anklang im Diwan. Selbst Said Efendi, welcher im Jahre 1741 als außerordentlicher Botschafter mit ansehnlichen Geschenken für den König und den Dauphin am Hofe zu Versailles erschienen war und dort seitdem als der vorzüglichste Fürsprecher und Beförderer französischer Interessen im Diwan betrachtet wurde, unterstützte die Absichten Frankreichs in diesem Falle nur sehr lau, angeblich, weil er seine Dienste nicht sattsam anerkannt und belohnt glaubte.

Nicht einmal die von Castellane und Bonneval unter der Hand, aber ohne förmliche Ermächtigung des Cabinets zu Versailles gegebene Zusicherung, daß Frankreich, im Falle die Pforte gegen Österreich die Waffen ergreifen würde, die Hälfte der Kriegskosten tragen wolle, vermochte den Diwan nicht von seiner unerschütterlichen Friedenspolitik abzubringen. „Der Sultan und seine Minister", schrieb Bonneval, welcher übrigens das Mislingen des Planes vorzüglich der

ben, welches Graf von Desalleurs am 23. December 1746 an Bonneval richtete und das mit den Worten beginnt: „Monsieur le Marquis d'Argenson m'ordonne expressement de Vous écrire, qu'il est essentiel pour la France que vous déterminiez les Turcs à faire une diversion vers la Hongrie ect.", mitgetheilt von Hammer, O. G., Bd. VIII, S. 488.

Unfähigkeit und der Lauheit Castellane's zuschreiben wollte und deshalb auf seiner Abberufung bestand, im Herbste 1746 an d'Argenson, „sind fest entschlossen, die Königin von Ungarn in keiner Weise zu beunruhigen und sich in nichts von den letzten Verträgen zu entfernen, vorzüglich weil die Angelegenheiten in der Christenheit eine für das osmanische Reich günstige Wendung genommen haben und der Krieg gegen die Perser die ganze Aufmerksamkeit der Pforte in Anspruch nimmt" [1]).

Dazu kam, daß man im Diwan den Absichten Frankreichs überhaupt nicht recht trauen wollte. Man konnte sich nicht von der Besorgniß befreien, daß der Hof von Versailles die Pforte nur aufs neue in einen Krieg verwickeln wolle, um seine Feinde dadurch zum Frieden zu zwingen und sie, die Pforte, dann allein ihrem Schicksale zu überlassen. In dieser Beziehung, meinte man, habe man schon einmal bei Gelegenheit des Friedens von Ryswick hinlängliche Erfahrungen gemacht. Auch damals habe sich die Pforte in die fatale Nothwendigkeit versetzt gesehen, ihren Krieg mit Österreich, Rußland, Polen und Venedig allein auszufechten und dann zwei Jahre nachher den schimpflichen Frieden zu Carlowicz zu schließen. Man könne sich daher jetzt nur unter der Bedingung dazu verstehen, die Waffen zu ergreifen, daß Frankreich sich verpflichte, den Krieg auch seinerseits so lange fortzuführen, bis die Pforte einen ehrenvollen Frieden erlangt haben würde. Dazu wollte sich aber das Cabinet von Versailles eben nicht verstehen.

Genug, Penkler setzte es, allen diesen französischen Machinationen zum Trotze, mit seinen Überredungskünsten und seinem Gelde, womit er vorzüglich den dafür sehr empfänglichen Reis-Efendi fügsam zu machen verstand, glücklich durch, daß die Unterzeichnung des ewigen Friedens mit Österreich, nach einem eiteln Wortstreite, am 25. Mai 1747 wirklich zu Stande 1747
kam. Bonneval, welcher, mit dem Diwan zerfallen, ernstlich daran gedacht hatte, sich nach Frankreich zurückzuziehen, scheint sich diesen mislichen Ausgang der Sache so zu Herzen

1) Depeschen Bonneval's und Castellane's, bei Hammer a. a. O., S. 487—496.

genommen zu haben, daß er der tödtlichen Krankheit, welche ihn schon seit längerer Zeit heimsuchte, zwei Tage vorher erlegen war [1]).

Castellane, dem man nun die Hauptschuld aufbürdete, wurde gleich darauf abberufen und sechs Monate nachher durch den Grafen Desalleurs, den Sohn des früheren Gesandten gleiches Namens (1711—1716), ersetzt, welcher indessen keineswegs einen leichten Stand hatte.

Bei der zweideutigen und haltungslosen Politik, welche man damals in Versailles auch im Bezug auf die orientalischen Angelegenheiten befolgte, mußte es ihm natürlich, ungeachtet aller Vorsicht, mit der er zu Werke ging, schwer werden, den schon etwas erschütterten Einfluß Frankreichs bei der Pforte wieder zu befestigen und im Diwan das zu erfolgreicher Wirksamkeit nöthige Vertrauen zu gewinnen.

Man weiß, daß Constantinopel gleich anfangs mit in jenes sonderbare System einer offenen und geheimen Politik hineingezogen wurde, welche sich fortwährend gegenseitig durchkreuzten und mithin die Vertreter Frankreichs an den fremden Höfen nur zu oft in eine schiefe Stellung, in die verzweifeltste Lage bringen mußten. Erzeugniß des gegenseitigen Mistrauens der leitenden Gewalten, wie es von der damaligen trostlosen Maitressenregierung unzertrennlich war, verdankte es seinen Ursprung vornehmlich den Absichten, welche der Prinz von Conti, auf Anregung einiger polnischen Magnaten, schon seit dem Jahre 1745 auf den polnischen Thron hegte. Um in dieser Beziehung seine Zwecke desto besser verfolgen zu können, brachte er die Einrichtung jener berüchtigten „geheimen Correspondenz" mit den seines besonderen Vertrauens gewürdigten Gesandten des Königs, und zwar hinter dem Rücken des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, in

1) Nach den bereits angeführten Depeschen bei Hammer, O. G., Bd. VIII, S. 90 und 495. „Le principal obstacle, qui s'est toujours opposé au succès de vos vues", schrieb unter Anderm Castellane an d'Argenson, „est l'embarras, que la Porte prévoit d'être abandonnée, si elle se résout à faire la guerre sans engagement de notre part de la continuer jusqu'à ce que les Turcs aient fait leur paix."

Vorschlag, welche damals von Ludwig XV. gutgeheißen wurde, aber, wie es scheint, erst nach dem Frieden zu Aachen, im Jahre 1748, unter dem Ministerium des Marquis von Puissieux in regelmäßigen Gang kam. Anfangs behielt der Prinz von Conti selbst die oberste Leitung derselben, später, im Jahre 1756, nachdem derselbe sich von der politischen Thätigkeit zurückgezogen hatte, übertrug sie Ludwig XV., als eine Mission des besonderen Vertrauens, dem Grafen von Broglie, welcher am Ende dadurch in eine sehr übele Lage kam und für seine dabei geleisteten treuen Dienste mit dem Exil büßen mußte [1]).

Graf Desalleurs gehörte, neben dem Marquis D'Avrincourt, dem Chevalier de la Touche und dem Marquis des Issarts, an den Höfen zu Stockholm, Berlin und Warschau, gleich vom Anfange an zu den Auserwählten des Prinzen von Conti. Die Hauptaufgabe, welche ihm für seine Gesandtschaft in Constantinopel gestellt wurde, bestand nun darin, unter der Vermittelung Frankreichs zwischen Polen, Schweden, Preußen und der Pforte eine Art Quadrupelalliance gegen die Übergriffe Rußlands nach Norden und Süden hin zu Stande zu bringen, welcher sich dann auch das Cabinet von Versailles anzuschließen gesonnen war. Sie sollte nicht sofort ins Werk treten, sondern, um die Pforte nicht etwa durch die Zumuthung von besonderen Verpflichtungen davon abzuschrecken, vorerst nur als eine Vorsichtsmaßregel vorzüglich für den Fall vorbereitet werden, daß Rußland in Zukunft die Unabhängigkeit Polens gefährden würde [2]).

1) Das Nähere hierüber lernt man am besten aus den Berichten kennen, welche der Graf von Broglie selbst zu seiner Rechtfertigung an Ludwig XVI. richtete. Sie finden sich gleich zu Anfange des Werkes: „Politique de tous les cabinets de l'Europe ect.", wo es unter Anderm, Th. I, S. 56, heißt: der Prinz von Conti habe Ludwig XV. die Einrichtung jener geheimen Correspondenz in Vorschlag gebracht „apparemment sous le point de vue de l'utilité que sa Majesté retireroit d'être instruite par plusieurs voies différentes, et d'être, par là, plus sûre de la vérité."

2) Desalleurs bezeichnet die ihm gestellte Aufgabe in einer Depesche an den Minister Puissieux vom 23. November 1748 (bei Hammer a. a. O., S. 501) selbst folgendermaßen: „Reprendre ici

War irgend Jemand geeignet, diese schwierige Aufgabe mit Erfolg zu lösen, so war es gewiß Graf Desalleurs. Dies Zeugniß kann ihm namentlich sein Nachfolger, Graf von Vergennes, nicht versagen. „Man kann die Weisheit", meint er, „womit dieser Gesandte bei den betreffenden Verhandlungen zu Werke ging, nicht genug loben. Aber er hatte die Umstände gegen sich. Das System des Großherrn stand fest. Er wollte Ruhe haben und hatte keine Neigung, sich mit Gegenständen zu beschäftigen, welche eine lange Voraussicht erheischten. Die einmal herrschende Sorglosigkeit der Pforte trug über den Scharfsinn des Unterhändlers den Sieg davon. Sein Eifer und seine Geschicklichkeit konnten nach unsäglichen Mühen nichts als unbestimmte Hoffnungen und ungewisse Aussichten erlangen, welche in Wahrheit eigentlich gänzlich ablehnende Antworten waren" [1]).

Desalleurs wurde in der That nicht müde, dem Diwan die Zweckmäßigkeit, ja die Nothwendigkeit eines solchen Bündnisses in einer Reihe von Denkschriften ans Herz zu legen. Er setzte sich zu diesem Zwecke mit dem schwedischen Gesandten Celsing in genauen Verkehr und unterhielt beständig einflußreiche Verbindungen selbst bis in das Innere des Diwans und des Serai. Allein er war nicht glücklicher, als sein Vorgänger Castellane. Alle seine Bemühungen scheiterten abermals an der unüberwindlichen Friedenspolitik der Pforte.

An sich dem Herkommen der osmanischen Staatspraxis
1749 zuwider, schrieb er selbst darüber bereits im April 1749 an den Marquis von Puissieux, würde ein solches Freundschaftsbündniß mit der Pforte früher vielleicht noch zu erreichen gewesen sein; jetzt sei daran aber gar nicht mehr zu

le principal crédit, protéger la Suède, ne pas abandonner la Pologne, arrêter le cours des vastes projets de la Russie, sont les quatre desseins, que Vous m'ordonnez de ne jamais perdre de vue." Und Vergennes Mémoire a. a. O., S. 115, bemerkt darüber: „Il ne s'agissoit que d'établir un concert éventuel pour les cas ultérieurs qui pourroient se présenter relativement à la Pologne."

1) Vergennes, Mémoire a. a. O., S. 115.

denken. „Die Dinge", heißt es in der betreffenden Depesche, „haben sich hier seit dem Frieden von Belgrad sehr verändert. Die angebliche Verweigerung der Vermittelung der Pforte von Seiten Frankreichs, der Abschluß eines ewigen Friedens mit dem Hofe von Wien und mit Rußland, die durch den Krieg mit Persien verursachte Erschöpfung, endlich das besondere Interesse des Großherrn, oder die Unterwürfigkeit des Ministeriums unter das Serai und die üble Stimmung im Innern des ganzen Reiches haben die Annahme eines durchaus friedlichen Systems als das einzige Mittel, den Großherrn auf dem Throne zu erhalten und einer allgemeinen Revolution vorzubeugen, zur Folge gehabt" [1]).

Desalleurs konnte es nicht einmal durchsetzen, daß die Pforte gegen den Durchmarsch von 30,000 M. Russen durch die österreichischen Staaten nach Flandern Protest eingelegt hätte. Sie wollte sich nun einmal für jetzt weder mit Österreich noch mit Rußland wieder in ein feindliches Verhältniß versetzen; und es war daher nur natürlich, daß Graf Desalleurs noch so gut wie nichts erlangt hatte, als er im Jahre 1754, nach einer ebenso peinlichen als erfolglosen Wirksam- 1754
keit, in Constantinopel starb.

Graf von Vergennes ward von dem Könige ausersehen, in seine Fußtapfen zu treten. Er traf mit gleich bestimmten und gemessenen Instructionen im Mai 1755 in 1755
Constantinopel ein, wo er in derselben Richtung eine nicht minder vielseitige und umsichtige, aber auch gleich unfruchtbare Thätigkeit entwickelte. Sie war jetzt auch gerade um so nöthiger, da die Umstände eine endliche Entscheidung in dem Sinne der damaligen Politik des Hofes zu Versailles im höchsten Grade dringend und wünschenswerth machten.

Der Krieg zwischen England und Frankreich war so gut wie erklärt. Man hatte jeden Augenblick zu fürchten, daß England, in Folge des schon im Jahre 1747 mit dem Hofe von St. Petersburg abgeschlossenen Subsidienvertrages, für seine Zwecke die Russen nach Deutschland ziehen werde. Die Frage der Unverletzlichkeit des polnischen Gebietes, welche der

1) Mitgetheilt von Hammer, O. G., Bd. VIII, S. 501.

Durchmarsch derselben zu gefährden drohte, wurde daher immer brennender. Es handelte sich also wieder mehr wie je darum, die Pforte dazu zu bewegen, daß sie sich diesem Durchmarsche selbst mit Waffengewalt widersetzt hätte. Allein Vergennes konnte mit allen seinen diplomatischen Künsten, den offenen wie den geheimen, seinen Geschenken und seinem Gelde, gegen die Lethargie und die bei dem ewigen Wechsel der Großwesire beständig hin- und herschwankende Politik der Pforte nicht aufkommen [1]). Er wurde fast zur Verzweiflung getrieben, als das plötzlich veränderte politische System des Cabinets von Versailles, welches den Abschluß des ersten Freundschafts- und Defensivbündnisses zwischen Frankreich und
1756 Österreich vom 1. Mai 1756 zur Folge hatte, die üble Stimmung und das Mistrauen der Pforte gegen die ferneren Absichten des französischen Hofes vollends aufs Äußerste brachte.

Man kann es füglich dahingestellt sein lassen, ob dieser Umschwung in der Politik Frankreichs, wie man behauptet hat, vorzüglich dem Unmuthe zuzuschreiben gewesen sei, welchen Frau v. Pompadour darüber empfunden, daß sich sowol der Prinz von Conti und der Graf von Broglie, als auch Ludwig XV. selbst hartnäckig geweigert haben, sie in die Mysterien der „geheimen Correspondenz" einzuweihen, und ob dieses rachsüchtige Weib darin den Eingebungen ihres Günstlings, des zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhobenen Abbé de Bernis folgte [2]). Jedenfalls waren dabei auch gewichtigere Motive mit im Spiele, welche in der Gestaltung der allgemeinen europäischen Verhältnisse ihren Grund hatten.

1) „Vainement", äußert er sich darüber in seinem Mémoire a. a. O., S. 117 selbst, „le chevalier de Vergennes agit-il par des offices directs et par des pratiques secrètes, employa-t-il la ressource du raisonnement, et, ce qui est quelquefois plus efficace, celle des présens et des promesses: il ne put rien avancer; la lethargie étoit incurable .... Quoique son zèle et sa constance ne se démentissent point, ses progrès n'en furent ni plus réels, ni plus satisfaisans."

2) So stellt namentlich der Graf von Broglie die Sache in einer Ludwig XVI. vorgelegten Denkschrift vom 9. Juni 1774 dar, Politique de tous les Cabinets, T. I, p. 58.

Es ist bekannt, wie die wachsende Macht Preußens und die Verbindung Friedrich's II. mit England, allen politischen Traditionen zum Trotze, den Gedanken einer engeren Vereinigung zwischen Frankreich und Österreich ins Leben riefen, und wie seine Verwirklichung eigentlich ein diplomatisches Meisterstück der ebenso kühnen als schlauen Politik des Fürsten von Kaunitz war. Dieser hervorragende Staatsmann, welcher es so gut verstand, die tiefste politische Einsicht und die weitgreifendsten Pläne unter der Maske des Sonderlings und des eitelen Stutzers zu verbergen, hatte sie während seines Aufenthaltes am Hofe zu Versailles als außerordentlicher Gesandter des Kaisers (1748—1753), im Einverständniß mit Frau von Pompadour, längst schon von fernher eingeleitet, als die Unterzeichnung des Alliancevertrages vom 1. Mai 1756 durch seinen Nachfolger, Grafen Stahremberg, das europäische Staatensystem einer völligen Umwälzung entgegenführen zu müssen schien, und die ganze politische Welt in Erstaunen, in die gespannteste Erwartung der Dinge versetzte, welche in Folge davon die nächste Zukunft bringen werde [1]). Wir haben es hier mit diesem belangreichen Ereigniß natürlich nur so weit zu thun, als es auf die Haltung der Pforte und die fernere Stellung Frankreichs zu derselben von bedingendem und entscheidendem Einfluß war.

Die Besorgnisse, welche man in dieser Hinsicht begreiflicherweise am Hofe von Versailles hegen mochte, traten vorzüglich dadurch zu Tage, daß man dem Diwan den Abschluß dieses verhängnißvollen Vertrages so lange wie möglich zu

1) Politique cet. a. a. O., S. 59. Dann Favier, „Conjectures raisonnées sur la situation actuelle de la France dans le système politique de l'Europe ect." Daselbst, Th. II, S. 8 fg.; und desselben „Doutes et questions sur le traité de Versailles du 1. Mai 1756", daselbst, Th. III, S. 251 fg., wo die Licht- und Schattenseiten dieses Vertrags, vorzüglich aber die letzteren, nach allen Seiten hin, wenn auch mitunter etwas zu grell, beleuchtet sind. Endlich Vergennes Mémoire, daselbst, S. 117 fg. Einen guten Überblick über die Entstehungsgeschichte des Vertrags vom 1. Mai gibt unter andern die elegant, wenn auch etwas oberflächlich geschriebene Skizze von Kurd von Schlözer „Choiseul und seine Zeit", Berlin 1848 zu Anfange.

verheimlichen wünschte. Desto mehr hatte sich aber das Cabinet von Wien beeilt, den Großwesir davon sofort in Kenntniß zu setzen. Man konnte oder wollte nun, wie es scheint, anfangs in Constantinopel gar nicht begreifen, wie zwei Mächte, welche man seit mehr als zwei Jahrhunderten nur als die erbittertsten Feinde kennen gelernt hatte und zu betrachten gewohnt war, plötzlich die innigsten Freunde geworden sein sollten, und daß Frankreich im Stande sei, seine alte bewährte Freundschaft zur Pforte dadurch so ohne weiteres aufs Spiel zu setzen.

Denn darüber war man denn doch sehr bald im Klaren, daß ein Vertrag, welcher die contrahirenden Mächte verpflichte, sich gegenseitig ihre Besitzungen zu garantiren und zu deren Schutze je 20,000 M. ins Feld zu stellen, unter Umständen mit der Zeit auch der Pforte gefahrbringend werden könne. Und dies um so mehr, da sich bei näherer Einsicht in denselben herausstellte, daß die Pforte nicht einmal förmlich von dem „casus foederis" ausgenommen worden sei, d. h. daß Frankreich stillschweigend gehalten sein würde, Österreich die versprochene Hülfe im Fall der Noth auch gegen das osmanische Reich zu leisten.

Man war aber noch weiter gegangen. Rußland, damals mit dem Wiener Hofe in gutem Vernehmen, hatte geradezu verlangt, es solle ausdrücklich festgesetzt werden, daß die Pforte niemals und unter keiner Bedingung von dem „casus foederis" ausgenommen werden dürfe. Der kaiserliche Gesandte zu St. Petersburg, Graf Esterhazy, hatte sich auch wirklich verleiten lassen, den französischen Gesandten daselbst, Chevalier Douglas, zu einer „geheimsten Übereinkunft" (convention secrétissime) in diesem Sinne zu bestimmen. Allein der Hof von Versailles fand eine solche Zumuthung denn doch etwas zu stark. Graf von Broglie, damals Gesandter in Warschau, machte in einer besondern Denkschrift auf das Unpassende und die Gefahren eines solchen Schrittes aufmerksam; und Ludwig XV., welchem sie der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Rouillé, vorlegte, hatte wenigstens so viel Einsicht, daß er darauf einging und die be-

treffende geheime Convention mit Rußland, zum großen Ärgerniß der österreichischen Partei im Cabinet, verwarf [1]).

Unglücklicherweise war aber selbst dieses Geheimniß schon bis in die Gemächer des Diwans gedrungen, Dank vorzüglich der unermüdlichen Thätigkeit österreichischer und russischer Agenten, welche ihr Ziel, Frankreich mit der Pforte zu entzweien, mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit verfolgten. Vergeblich mühete sich Graf von Vergennes ab, dem Großwesir zu beweisen, daß jene geheime Convention gar nicht zu Stande gekommen sei; vergeblich wandte er unabläßig alle seine Überredungskunst an, um ihn zu überzeugen, daß Frankreich beim Abschluß des Vertrages vom 1. Mai nicht die geringste feindliche Absicht gegen die Pforte gehegt habe, und nach wie vor mit ihr in Frieden und Freundschaft zu leben fest entschlossen sei. Die Wirkung blieb dieselbe.

Der Großwesir, Raghib Mohammed Pascha, überhaupt kein Freund Frankreichs, ließ sich nicht von der einmal feststehenden Meinung abbringen, daß Frankreich fortan der Bundesgenosse Österreichs gegen die Pforte und der Vertrag vom 1. Mai von seiner Seite ein Schritt entschiedener und offenbarer Feindseligkeit sei. Selbst die sehr bestimmten Erklärungen, welche Vergennes im Auftrage seines Hofes zur Beruhigung dem Sultan Mustapha selbst gab, verfehlten ihren Zweck. Denn die Pforte verlangte dieselben in Form einer schriftlichen Verpflichtung, zu welcher Vergennes aber nicht ermächtiget war [2]).

Daß nun vollends die bereits am 30. December 1758, 1758
unter dem Ministerium des Herzogs von Choiseul, erfolgte Erneuerung und Erweiterung des Vertrags vom Jahre 1756

1) Favier, Conjectures cet. a. a. O., S. 9 fg. Die Annahme der „Convention secrétissime" wäre, nach seiner Meinung, für die Pforte um so gefährlicher gewesen, weil „selon la logique russe, ces pauvres Turcs n'auroient pas manqué d'être toujours les agresseurs," Vergennes, Mémoire a. a. O., S. 119.

2) Vergennes a. a. O., S. 122, meint selbst, daß diese Erklärungen ihre Wirkung nicht verfehlt haben würden, „si l'ambassadeur avoit pu condescendre à la demande de la Porte, qui en exigeoit la déclaration par écrit."

nicht geeignet war, die einmal gehegten Befürchtungen der Pforte zu zerstreuen, versteht sich von selbst. Denn Frankreich versetzte sich dadurch in eine noch viel schmählichere Abhängigkeit von dem Kaiserhause. Es machte sich anheischig, an Österreich 3,336,000 Gulden jährliche Subsidien zu zahlen, 100,000 M. Hülfsvölker schlagfertig in Bereitschaft zu halten, die früher mit der Kaiserin gemeinschaftlich gezahlten Subsidien an Schweden fernerhin allein zu übernehmen, die sächsischen Hülfstruppen gleichfalls allein zu unterhalten, und obenein Österreich nach beendigtem Kriege alles eroberte Land zu überlassen [1]).

Nur der diplomatischen Gewandtheit des Grafen von Vergennes und der Lethargie der Pforte war es, neben der Gestaltung der allgemeineren politischen Verhältnisse, zu danken, wenn jene Verträge für Frankreich doch nicht in vollem Maße die übeln Folgen hatten, welche ihre Gegner für unvermeidlich hielten, namentlich in Bezug auf den gänzlichen Ruin des französischen Levantehandels.

Denn was wäre, nach ihrer Meinung, natürlicher, mehr zu befürchten gewesen, als daß die Pforte sich bei der ersten besten Gelegenheit dadurch zu rächen gesucht hätte, daß sie die Schiffe und die Waaren der französischen Kaufleute mit Beschlag belegt, ihre Factoreien in den Stationen der Levante geschlossen, ihnen den Zutritt zu den Häfen und Handelsplätzen im osmanischen Reiche fortan gänzlich untersagt, sie selbst vielleicht gemishandelt, ihrer Freiheit, ja ihres Lebens beraubt, die Consuln in Fesseln geschlagen und sogar den Gesandten in Constantinopel hinweggejagt hätte? Und würden sich dies die Engländer nicht zu nutze gemacht haben, mit ihren Machinationen und ihrem Gelde dem französischen Levantehandel, worauf sie längst hingearbeitet, vollends den Todesstoß zu versetzen? [2])

1) „Extrait de la Convention ou traité secret entre le Roi et l'Impératrice-Reine, signé à Versailles le 30. Decembre 1758, par le Duc de Choiseul et le Comte de Stahremberg", in „Politique de tous les Cabinets", T. II, p. 67, vorzüglich Art. 1—7.

2) Am schärfsten hebt diese Punkte heraus: Favier, Doutes et questions ect. a. a. O., S. 302—308.

Zum Glück kam es jedoch so weit nicht. Denn Frankreich war durch die fraglichen Verträge nur verpflichtet, Österreich in dem Falle thätliche Hülfe zu leisten, wenn es von seinen Feinden angegriffen werden würde. Ein solcher Angriff war aber von Seiten der Pforte, ihren Interessen und ihren Mitteln gemäß, damals gar nicht zu gewärtigen; so wenig, wie auf der andern Seite Österreich in der Lage war oder das Verlangen hätte hegen sollen, in Gemeinschaft mit andern Mächten einen Angriffskrieg gegen die Türkei zu unternehmen. Denn, wie Favier richtig bemerkt, die romantischen Zeiten, wo die Fürsten der Christenheit, mit Hintansetzung ihrer eigenen und zunächst liegenden Interessen, 1000 Meilen weit zogen, um sich in die Trümmer des orientalischen Kaiserreichs zu theilen, waren nun doch längst vorüber [1]).

Blieb daher auch das Verhältniß Frankreichs zur Pforte seitdem allerdings etwas kalt und gespannt, so wußte Graf Vergennes seinen Einfluß im Diwan doch noch immer so weit geltend zu machen, daß man dort nach und nach zu milderen und gemäßigteren Ansichten zurückkehrte. Man überzeugte sich bald, daß das Cabinet von Versailles, welches fortfuhr, dem Großherrn namentlich durch die Zusendung von erfahrenen Offizieren bei der Verbesserung seines Heerwesens behülflich zu sein, durchaus keine feindlichen Absichten hege. Man weigerte sich daher auch nicht, den Rathschlägen des Gesandten fortwährend Gehör zu geben, namentlich in den nordischen Verhältnissen, welche von jetzt an, wie wir bald sehen werden, für die Pforte bei weitem die wichtigsten wurden. Auch that man nichts, was den französischen Levantehandel hätte Eintrag thun können. Er hielt sich im Gegentheil auf der Höhe seiner Entwickelung, die ihm gerade um diese Zeit wieder einen so bedeutenden Aufschwung verliehen hatte, daß er selbst den der Engländer gänzlich zu überflügeln drohte [2]).

1) Favier, Doutes ect., p. 315.

2) Bemerkungen Segur's gegen die übertriebenen Besorgnisse Favier's, daselbst, S. 307 fg., und Vergennes, Mémoire, p. 119—122: „Quoique les circonstances rendissent la position du sieur de Vergennes délicate et critique, cependant il ne perdit de vue, dans aucun temps, les objets qui étoient confiés à son zèle.... Il

Handelsinteressen waren gleichwol damals die Haupttriebfeder, das eigentliche Ziel der orientalischen Politik der Seemächte, deren Einfluß im Divan ohnehin schon durch die untergeordnete Rolle, welche sie bei der Vermittelung des Friedens zu Belgrad gespielt hatten, sehr in den Hintergrund gedrängt worden war. England mußte sich aber um so mehr veranlaßt sehen, jetzt vorzüglich jene scharf ins Auge zu fassen, da sich sein Levantehandel in einem nichts weniger als glänzenden Zustande befand. Es war eine nur zu sehr erwiesene Thatsache, daß er namentlich schon seit dem Jahre 1718 in beständigem Sinken begriffen gewesen war. Verschiedene Umstände hatten dazu mitgewirkt. Vor Allem wollte man das allmälige Versiechen dieser ergiebigen Quelle des Nationalreichthums immer wieder der fehlerhaften Organisation der Levante-Compagnie und den lästigen Beschränkungen zuschreiben, wodurch sie in ihren Operationen wesentlich behindert werde. Wir haben sie bereits früher angedeutet und wollen hier nicht darauf zurückkommen.

So viel stand fest, daß sie sich nicht nur selbst in sehr gedrückten Verhältnissen befand, sondern auch dem freiern Aufschwung des britischen Levantehandels überall hindernd entgegentrat. Anstatt, wie früher, einen sehr ansehnlichen Gewinn zu erzielen, versank die Compagnie, bei der fortwährenden Abnahme ihrer Ein- und Ausfuhr in den Häfen der Levante und den bedeutenden auf ihr lastenden Abgaben — zum Unterhalt des Gesandten in Constantinopel und der Consuln in den verschiedenen Handelsplätzen hatte sie allein 8000 Pfd. Sterl. beizutragen — immer tiefer in Schulden. In den Jahren 1733—1740 betrugen z. B. ihre Ausgaben in Constantinopel 214,074, in Smyrna 57,628 und in Aleppo 80,056 Thlr., was ihr Betriebscapital mit einem Verluste von ungefähr vier Procent beschwerte, den es nicht mehr zu tragen im Stande war [1]).

n'abandonna pas le fil des affaires de Pologne, et il n'en arriva, dans ces entrefaites, aucune entre la république et la Porte, dont il n'eût la direction, ou dans laquelle il ne s'assurât une influence principale."

1) Die genauesten Notizen über diese Verhältnisse gibt Hanway,

Denn der ungemeine Aufschwung des französischen Levantehandels hatte sie namentlich in dem Hauptartikel, den Tüchern, von den Märkten des osmanischen Reiches beinahe gänzlich verdrängt. Der Anstoß, welchen Colbert, in kluger Berechnung des politischen Einflusses, den seine Regierung dadurch dort erlangen müsse, der Industrie des südlichen Frankreichs und dem Handel desselben nach dem Oriente hin gegeben hatte, trug jetzt reiche Früchte. In Languedoc waren, außer einer Menge Privatfabriken, allein auf Kosten der Provinz 12 Tuchmanufacturen errichtet worden, von denen jede jährlich 1000 Stück liefern konnte; und um sie möglichst zu heben, war ihnen nicht nur, sobald sie 300 Stück angefertigt haben würden, völlige Steuerfreiheit, sondern auch noch eine Prämie von fünf Livres für jedes Stück zugesagt worden [1]).

Dazu kam nun aber noch, daß Frankreich, bei der jüngsten Erneuerung seiner Capitulationen mit der Pforte im Jahre 1740 einige sehr wesentliche Erleichterungen für seinen Handel erlangt hatte. Der Einfuhrzoll für den Ballen Tuch zu 20 Stück war von 40 auf 30 Thlr. herabgesetzt und die besondere Waarenabgabe, die Maßdarije, welche für den Ballen Tuch $2\frac{1}{6}$ Thlr., und $1\frac{1}{2}$ Procent ad valorem für alle Güter nach dem Gewicht betrug, gänzlich erlassen worden [2]). Natürlich konnten daher die französischen Kaufleute auf den Märkten der Levante für ihre Waaren weit billigere Preise stellen, als die Engländer, gegen welche sie auch noch insofern im Vortheil waren, als sie sich mit ihren Fabrikaten mehr dem Geschmacke und den Bedürfnissen der Consumenten anzupassen wußten. Die leichten und wohlfeilen französischen

„An historical account of the british trade over the Caspian sea, London 1762", p. 34—46 und 312—329, bei Gelegenheit der Einsprache, welche die Levante-Compagnie gegen die Begünstigung der Russischen Compagnie für ihren Handel über das kaspische Meer nach Persien erhob. Die hier erwähnten Zahlen finden sich S. 319.

1) Nach der Eingabe des Directors der Levante-Compagnie, William Dunster, an den Staatssekretär, den Herzog von Newcastle, vom 28. Juni 1739, bei Hanway a. a. O., S. 38.

2) Nach einer Eingabe desselben vom 9. September 1740, daselbst, S. 39.

Tücher von Languedoc, welche dabei immer Dauer und ein gutes Ausſehen hatten, gehörten längſt ſchon zu den geſuchteſten Artikeln auf den Märkten der Levante, wogegen die theuern engliſchen Stoffe kaum noch als Luxusartikel von reichen Leuten gekauft wurden [1]).

Die Folge davon war der beinahe gänzliche Ruin des engliſchen Levantehandels. Wohin es damit gekommen war, beweiſt am beſten die Thatſache, daß, während die Franzoſen jährlich in Conſtantinopel und Aleppo 12,000 Stück Tuch einführten und abſetzten, von den engliſchen Tüchern z. B. im Jahre 1739 in Aleppo 5000, in Conſtantinopel 4000 und in Smyrna über 3000 Stück unverkauft liegen blieben [2]). Und ſeitdem war der Abſatz faſt fortwährend in ſinkender Bewegung. In den fünf Jahren von 1739—1743 wurden im Ganzen nur etwa 38,000 Stück Tuch aus England in der Türkei eingeführt, während gleichzeitig auch die Ausfuhr von Rohproducten von dort nach England, namentlich Seide und Angorawolle, in beſtändiger Abnahme war [3]). Auch ſahen ſich viele engliſche Handelshäuſer in der Levante geradezu genöthigt, ihre Comptoire zu ſchließen. In Aleppo z. B. war ihre Zahl von 40 nach und nach bis auf ein einziges herabgeſunken [4]).

Dieſer troſtloſe Zuſtand des Levantehandels hatte natürlich ſchon längſt die Aufmerkſamkeit und die Beſorgniſſe der Regierung und der Nation auf ſich gezogen und rege gemacht. Bereits im Jahre 1718 war, in Folge der darüber eingeleiteten Unterſuchung im Parlamente ſehr lebhaft, aber ohne Erfolg darüber verhandelt worden, ob es nicht angemeſſener ſein würde, die Levante-Compagnie lieber aufzulöſen und den Handel mit der Türkei gänzlich freizugeben. In den Jahren 1739 und 1740 ſuchte dann die Compagnie abermals die Sorgfalt der Regierung auf ihre bedrängte Lage zu lenken. Sie verlangte namentlich, daß ihr, um ihre Abgaben ent-

1) Eton, Tableau historique, politique et moderne de l'empire ottoman, traduit par Lefebvre, Paris, An VII, T. II, p. 230.

2) Nach Dunſter's Angabe a. a. O., S. 39.

3) Hanway a. a. O., S. 321.

4) Eton a. a. O., S. 219.

richten zu können und nicht unter der Last ihrer Schulden zu erliegen, wie in Frankreich, eine Prämie für die Ausfuhr von Tüchern nach der Levante, eine Zollermäßigung für die von dort eingeführten Rohproducte und ein Nachlaß an der Beisteuer zum Unterhalte der Gesandtschaft in Constantinopel und der Consuln in den Stationen der Levante bewilligt werde. In letzterer Beziehung fand man es selbst der Würde der Krone und dem Ansehen des Königs für angemessen, daß sein Vertreter in Constantinopel einen festen Gehalt der Regierung beziehe und nicht mehr zugleich als der abhängige Diener einer Handelsgesellschaft erscheine. Auf den Vorschlag, daß der Gesandte bei der Pforte zunächst den Versuch machen sollte, die anderen Nationen, d. h. den Franzosen, für ihren Handel gewährten Vortheile auch für die Engländer zu erwirken, wollte die Compagnie selbst jedoch nicht eingehen, weil sie, wie es scheint, die damit verbundenen bedeutenden Kosten scheuete [1]).

Denn ohne Geld, viel Geld, meint z. B. selbst Porter, der britische Gesandte, war auch in diesen Handelsverhältnissen bei der Pforte nichts zu erreichen; und dann sei man doch noch immer der Gefahr ausgesetzt, daß sie die einmal gemachten Zugeständnisse bei jeder Gelegenheit wieder nach Willkür und Wohlgefallen deute und verkümmere. Daher sei es auch die klügste Politik, sich in diesen Dingen so wenig wie möglich und nur in den äußersten Fällen auf die vorhandenen Capitulationen zu berufen; mit entschiedenem und umsichtigem Auftreten sei da noch das Meiste zu erreichen [2]).

Genug, nach mehrjährigem Hin- und Herverhandeln kam man zu weiter nichts, als daß im Jahre 1744 eine Bill ins 1744
Parlament gebracht wurde, der zufolge die Privilegien der Levante-Compagnie dahin beschränkt werden sollten, daß unter

1) Hanway a. a. O., S. 38—41 und 312—319.

2) Porter, Turkey, its history and progress, London 1854, Vol. I, p. 305, wo er sagt: „In commercial affairs there are means to turn the torrent of their wrath by the soothing palliative of a golden unction: this never fails of success ... After a tedious negotiation for several months, you must have recourse to the golden method“ etc.

gewissen erleichternden Bedingungen fernerhin allen Unterthanen des Königs, selbst den Juden, der Zutritt zu derselben freistehe. Sie ging auch glücklich durchs Unterhaus, wurde aber vom Oberhause mit drei Stimmen verworfen, wahrscheinlich weil man es für gefährlich hielt, auch Juden an dem Levantehandel theilnehmen zu lassen, welche, bei der Bedrängniß der Compagnie, damals allerdings stark darauf speculirt zu haben scheinen. Die Folge davon war aber, daß der englische Levantehandel fortwährend in einem kümmerlichen Zustande verblieb; denn, wie Hanway versichert, kam in den Hafenplätzen des osmanischen Reiches auf 10 französische Schiffe kaum ein einziges englisches.

1753 Erst im Jahre 1753 wurde den in London ansässigen Juden der Handel mit der Türkei durch eine Parlamentsacte gestattet, jedoch unter der ausdrücklichen Beschränkung, daß es ihnen nicht erlaubt sein sollte, in ihren dortigen Factoreien Juden zu gebrauchen [1]). Später suchte die Regierung der Levante-Compagnie einigermaßen dadurch aufzuhelfen, daß sie ihr eine jährliche Unterstützung von 5000 Pfd. Sterl. bewilligte, welche wol dazu diente, ihre dringendsten Ausgaben zu decken, aber schwerlich das wirksamste Heilmittel für den kränkelnden Zustand des britischen Levantehandels war [2]).

Was hier verloren ging, glaubte man indessen auf der andern Seite merkwürdigerweise durch den Handel mit Persien über Rußland und das kaspische Meer wieder gewinnen zu können. Allerdings waren bereits seit den Zeiten der Königin Elisabeth und der Entdeckung von Archangel, namentlich von der russischen Handelscompagnie, der ältesten, die in England überhaupt ins Leben trat, wiederholte Versuche gemacht worden, auf diesem Wege vortheilhafte Handelsverbindungen mit Persien anzuknüpfen. Die ältesten britischen Factoreien befanden sich dort in Schirwan, zu Schamachi, Derbent und Baku. Bei dem zerrütteten Zustande Persiens und der bedeutenden Concurrenz, welche ihnen die Armenier,

1) Hanway a. a. O., S. 323—28, wo die betreffende Bill mitgetheilt wird.

2) Eton, Tableau, T. II, p. 242.

im fast ausschließlichen Besitze des persischen Handels nach der Türkei und durch Rußland nach Europa, vorzüglich Holland, verursachten, konnten sie sich jedoch dort nicht halten. Mehrere englische Handelshäuser waren dabei zu Grunde gegangen, obgleich ihnen noch Peter der Große dafür namhafte Begünstigungen hatte zu Theil werden lassen [1]).

Im Jahre 1738 machte nun ein englischer Schiffscapitän in russischen Diensten, John Elton, einen abermaligen Versuch, der russischen Handelscompagnie einen Weg über das kaspische Meer nach Persien zu eröffnen. Er setzte es auch wirklich durch, daß der damalige Generalstatthalter Persiens, Risa Kouli Myrsa, während Nadir Schahs Zug nach Indien, im August 1739, den Engländern die förmliche Erlaubniß ertheilte, in den Häfen des kaspischen Meeres und in seinem ganzen Reiche Handel zu treiben. Die russische Handelscompagnie brachte dann im nächsten Jahre die Sache vor die englische Regierung, um die dazu nöthigen Ermächtigungen und Privilegien zu erlangen. Der Bericht der Commissioners of Trade sprach sich natürlich günstig dafür aus, vorzüglich auch aus dem Grunde, weil man auf diese Weise zum Ersatze für die Verluste, welche der britische Levantehandel durch Überfüllung der Märkte mit französischen Waaren zu erleiden habe, einen neuen Abzugsweg für englische Tücher und einen vortheilhaftern Einkauf der persischen Seide zu gewinnen hoffte.

Dagegen erhob sich aber sofort nicht nur die ostindische, sondern auch vorzüglich die Levante-Compagnie, weil sie dadurch ihre Interessen abermals auf das Empfindlichste benachtheiligt sah. Denn sie war allerdings bisher, zwar nicht direct, aber doch mittelst der Armenier, welche den Verkehr zwischen Persien, Aleppo und Smyrna bewirkten, zum guten Theile im Besitze dieses Handels gewesen. Sie glaubte daher in den von der russischen Compagnie verlangten Begünstigungen eine Verletzung nicht nur ihrer Privilegien, sondern auch der Navizationsacte zu erblicken. Allein alle ihre Vorstellungen fanden auch vor dem Parlamente keinen Anklang.

1) Hanway a. a. O., S. 1—8.

Die Bevollmächtigten der russischen Compagnie wußten dagegen die Vortheile ihres Handels mit Persien in zu glänzendem Lichte darzustellen, als daß sich nicht beide Häuser für die Annahme der zu ihren Gunsten eingebrachten Bill hätten entscheiden sollen [1]).

Kam dadurch die Levante-Compagnie allerdings in eine noch kritischere Lage, so entsprach auf der andern Seite doch auch diese neueröffnete Handelsverbindung mit Persien den gehegten Erwartungen nicht. Die Eifersucht und die Machinationen der Armenier, der fortwährende aufgelöste Zustand des persischen Reiches, zumal nach Nadir Schahs Falle, und endlich auch die Misgunst der Russen, welche über die den Engländern zutheil gewordenen Bevorzugungen laut murrten, ließen die neu errichteten britischen Factoreien in Ghilan niemals recht zu gedeihlicher Entwickelung gelangen.
1746 Bereits im November 1746 entzog ein Dekret der Kaiserin Elisabeth den englischen Kaufleuten die Erlaubniß, auf dem kaspischen Meere Handel zu treiben, welche ihnen, zum Theil wenigstens, erst durch die Kaiserin Katharina II. wieder
1748 gewährt wurde. Dann wurden im Jahre 1748, nach Nadir Schahs Tode, ihre Factoreien in Ghilan ausgeplündert und fast gänzlich zerstört, sodaß sie sich genöthigt sahen, ihre dortigen Geschäfte aufzugeben und mit ansehnlichem Verluste nach England zurückzukehren [2]).

Wenn daher auch dieser englische Handel mit Persien weder der Levante-Compagnie großen Nachtheil bringen konnte, noch je zu der hohen Bedeutung gelangte, welche ihm die Franzosen, ihrem Levantehandel gegenüber, beilegen wollten, so waren die Handelsinteressen, welche England in Rußland selbst wahrzunehmen hatte, doch noch belangreich genug, um dem Cabinet von London die Erhaltung des guten Einver-

1) Hanway a. a. O., S. 9—46, wo die betreffenden Actenstücke, namentlich das Dekret Risa Kouli Myrsa's, der Bericht der Commissioners of Trade, und die Parlamentsbill vollständig gegeben werden.

2) Die genauesten Nachrichten über die Schicksale der britischen Factoreien in Persien und am kaspischen Meere gibt Hanway a. a. O., S. 329—353. Daselbst, S. 331 befindet sich namentlich auch das erwähnte Dekret der Kaiserin Elisabeth vom November 1746.

nehmens mit dem Hofe zu St. Petersburg zum Gesetze einer klugen Politik zu machen. Britische Kaufleute hatten nicht nur in den Häfen des baltischen Meeres, zu St. Petersburg, Riga, Reval, Narva u. s. w., sondern auch im Innern des russischen Reiches, zu Moskau, Wologda, Tula, Jaroslaw, Kasan und Astrachan ihre Handelshäuser und selbst ihre eigenen Fabriken, namentlich für Schiffsbedürfnisse, welche ihnen sehr ansehnlichen Gewinn abwarfen.

Dies konnte aber natürlich nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die Haltung Englands in seiner orientalischen Politik bleiben, in welcher es damals Rußland keineswegs feindlich oder hindernd entgegentreten zu wollen schien. Man hielt es im Gegentheil, zumal von Seiten Frankreichs, für sehr wahrscheinlich, daß England keinen Anstand nehmen werde, namentlich die Absichten Rußlands auf die freie Schifffahrt und den Handel im Schwarzen Meere unter der Hand auf jede Weise zu begünstigen. Denn in Verbindung mit demselben, werde es, wie man glaubte, davon für sich selbst um so mehr Vortheil ziehen können, da Frankreich von diesem Handel noch gänzlich ausgeschlossen war. Auch bemerkt z. B. Favier fast spöttisch, daß der englische Botschafter zu Constantinopel gewissermaßen die Rolle des russischen Geschäftsträgers übernommen habe; und allerdings machten die gewichtigen Handelsinteressen England auch später noch, wie wir seiner Zeit sehen werden, zum treuesten Bundesgenossen und zum wärmsten Fürsprecher der orientalischen Politik Rußlands [1]).

Für jetzt sah sich das Cabinet von London eben nicht veranlaßt, in Constantinopel zur Hebung seines Levantehandels

1) Favier, Conjectures raisonnées etc. hat in den Rußland und England gewidmeten Abschnitten (a. a. O., Th. I, S. 308 fg. und Th. II, S. 365 fg.) diese Punkte, freilich immer von seinem Parteistandpunkte aus, besonders scharf herausgehoben, vorzüglich Th. I, S. 349, wo er geradezu sagt: „L'Ambassadeur d'Angleterre à Constantinople y est, pour ainsi dire, le chargé d'affaires de la Russie" — und dann S. 361 und 370 fg. Welches in dieser Hinsicht auch noch später die eigentlichen Triebfedern der orientalischen Politik des Cabinets zu London waren, erfährt man mit am besten aus Eton, Tableau ect., T. II, p. 151 fg.

entschiedenere Schritte zu thun. Auch mag es unter diesen Umständen nur als eine Maßregel von untergeordneter Wichtigkeit erwähnt werden, daß die englische Regierung ihre bereits zu Anfange des Jahrhunderts mit den Barbareskenstaaten, mit Algier namentlich im Jahre 1700 und 1703, bestätigten
1751 Freundschafts- und Handelsverträge im Jahre 1751 abermals erneuerte, und zwar mit Algier am 3. Juni, mit Tripolis am 19. September und mit Tunis am 9. October [1]). Neue Bestimmungen enthielten die betreffenden Urkunden eigentlich nicht. Nur insofern hatten sie eine wesentliche Erweiterung erfahren, als die für die Staaten Sr. britischen Majestät überhaupt geltenden Verhaltungsregeln, Freiheiten und Privilegien nun ausdrücklich auch auf Gibraltar und Minorca ausgedehnt wurden, welche seit dem Frieden von Utrecht unter englischer Botmäßigkeit standen. Namentlich sollten die Regierungen von Tunis und Tripolis gehalten sein, auf Verlangen der zollfreien Verproviantirung der etwa in Gibraltar oder Port Mahon liegenden englischen Flotte und der Besatzungen dieser Orte in ihrem Gebiete keine Hindernisse in den Weg zu legen. (Vertrag mit Tunis, Art. V—XII, mit Tripolis, Art. XXI und XXVIII.)

Sonst verdient es noch beachtet zu werden, daß sich England für den Fall einer Ermäßigung der Einfuhrzölle von französischen Waaren in den Barbareskenstaaten im voraus eine gleiche Begünstigung ausmachte, und zwar so, daß ihm immer noch zwei Procent mehr, als den Franzosen, nachgelassen werden sollten. (Vertrag mit Tunis, Art. XVII.) Fast zu verwundern ist es aber doch, daß die englische Regierung damals kein Bedenken trug, dergleichen Vortheile damit zu erkaufen, daß sie diese Raubstaaten, fortwährend die Plage der europäischen Handelswelt, die sie aber selbst zu ihren ältesten und besten Freunden zu rechnen sich nicht entblödete, bei ihrem schmachvollen Gewerbe noch immer insofern unterstützte, als sie ihren Unterthanen die zollfreie Einfuhr

1) Vollständig finden sich diese erneuerten Vertrige: Chalmers, Collection of treaties, Vol. II, und zwar mit Algier S. 386—390, mit Tunis S. 399—405 und mit Tripolis S. 421—430.

von Waffen, Pulver, Kriegs- und Schiffsbedürfnissen jeder Art in Tunis und Tripolis ausdrücklich gestattete und ausmachte [1]). Eine abermalige Erneuerung derselben Verträge mit den beiden letztgenannten Barbareskenstaaten fand dann noch etwa 10 Jahre später, respective am 22. Januar und 22. Juli 1762 statt [2]). 1762

Die Sicherung ihres Levantehandels gegen die Corsaren dieser Barbaresken bildete übrigens damals auch eigentlich nur noch das Hauptaugenmerk der orientalischen Politik der kleineren Seestaaten des Westens und des Nordens. Wie Venedig in seiner starren und ohnmächtigen Abgeschlossenheit längst schon froh war, wenn es nur den Golf von den Räubereien der Dulcignioten rein halten konnte, so bot Holland, dessen Einfluß im Diwan mit dem Verfall seiner Seemacht seit dem Frieden von Passarowicz schon fast auf nichts herabgesunken war, Alles auf, um nur die paar Schiffe, welche es noch jährlich nach den Häfen der Levante schickte, vor den Überfällen der Barbaresken zu schützen. Was da nicht mehr mit den Waffen und durch Verträge zu erlangen war, mußte schimpflicherweise mit Geld und Geschenken erkauft werden [3]).

Auch Neapel faßte bei seinem endlich im Jahre 1740 1740

1) Vertrag mit Tunis, Art. XVIII, und mit Tripolis, Art. XXV. Wie man das Verhältniß Englands zu diesen Barbaresken aufgefaßt wissen wollte, ergibt sich deutlich aus Art. XXIV des Vertrages mit Tunis, welcher wörtlich lautet: „That his Britannic Majesty's subjects shall be always treated, by the State of Tunis, with the highest degree of respect, love, and honour; because the English, of all other Powers, are their first and best friends."

2) Chalmers a. a. O., S. 395 und 421.

3) Favier sagt darüber a. a. O., Th. II, S. 145: „Ce qui est resté à la Hollande de marine militaire suffit à peine pour contenir les Barbaresques, et ils la respectent si peu, que ses armes ont toujours besoin d'être secondées par des présens." Noch im Jahre 1722 erneuerte Holland, unter Vermittelung der Pforte, seinen Frieden und die bestehenden Verträge mit Algier. Theyls, Mémoires curieux de la guerre dans la Morée etc., Leyd. 1722, p. 282—286 und p. 309.

mit vielen Mühen und schweren Kosten — angeblich 100,000 Piaster an baarem Gelde und einem Ringe im Werthe von 17,500 Piastern für den Großwesir — erlangten Freundschaftsvertrage mit der Pforte diesen wichtigen Gegenstand scharf ins Auge, erreichte aber damals wenig oder nichts.
1750 Denn noch 10 Jahre später, im Jahre 1750, unterhandelte der neapolitanische Gesandte, Graf Ludolf, mit der Pforte und den Barbaresken wegen eines Sicherheitsvertrages gegen die letzteren. Man wollte damals eine halbe Million Piaster daran setzen, eine Summe, welche im Verhältniß zu dem Schaden, den die Raubstaaten dem neapolitanischen Seehandel jährlich zufügten, noch immer für ziemlich mäßig galt. Auch damit wurde indessen, wie es scheint, nichts erreicht. Wenigstens wurden noch im Jahre 1755 sogar zwei Galeeren des Königs von Neapel von den algierischen Corsaren hinweggenommen [1]).

Glücklicher war in dieser Hinsicht Toscana, für welches der kaiserliche Internuntius, Freiherr von Penkler, in den
1749 Jahren 1748 und 1749 den Abschluß von förmlichen Schiffahrtsverträgen mit den drei Barbareskenstaaten durchsetzte, indem er zugleich auch die Verhältnisse Österreichs zu denselben auf angemessene Weise ordnete [2]). Neapel konnte übrigens, ungeachtet seines theuer erkauften Freundschaftsbündnisses mit der Pforte, im Diwan niemals zu bedeutendem Einflusse gelangen. Wiederholt mühete sich z. B. Graf Ludolf vergeblich ab, mit Spanien einen neuen Freundschaftsvertrag zu Stande zu bringen [3]).

Endlich wollte und konnte es auch den beiden kleinen nordischen Staaten, welche durch ihre Seemacht und ihre Handelsinteressen mit dem osmanischen Reiche noch in gewisser Beziehung standen, Schweden und Dänemark, nicht gelingen, sich bei der Pforte eine einflußreichere Stellung zu erringen und auf die Dauer zu sichern. Schweden wurde zwar seit

1) Hammer, O. G., Bd. VIII, S. 105, 138 und 190, vorzüglich nach Penkler's ungedruckten Berichten.

2) Daselbst, S. 105 und 139.

3) Daselbst, S. 242 und 283.

dem Abschluß seines Defensivbündnisses mit der Pforte vom Jahre 1740 von dieser noch immer als ein bequemes Werkzeug betrachtet, den weiteren Übergriffen Rußlands nach Süden hin im Norden die Wage zu halten, und zu diesem Zwecke ward es auch, vorzüglich auf Frankreichs Betrieb, wiederholt mit Subsidien unterstützt. Allein bei der zunehmenden innern Zerrüttung Schwedens und seiner Kraftlosigkeit nach außen, welche davon unzertrennlich war, konnten sich seine Vertreter bei der Pforte, so sehr auch Frankreich sie zu heben und zu halten suchte, doch nie das Vertrauen und das Ansehen erwerben, welche ihnen wirksamen Einfluß im Diwan verschafft hätten [1]).

Und auch Dänemark sah sich in den Erwartungen getäuscht, die es selbst und Andere an das endliche mühevolle Zustandekommen seines Freundschaftsbündnisses mit der Pforte knüpfen mochte. Nachdem es bereits vier Jahre früher mit den Barbaresken besondere Verträge zur Sicherung seines Handels und seiner Schifffahrt im Mittelmeere geschlossen hatte, erschien im Jahre 1752 der Stallmeister des Königs 1752
Christian's VI., Baron von Gähler, als dessen Bevollmächtigter in Constantinopel, um nun auch mit der Pforte einen Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrag zu vereinbaren. Obgleich nun der französische und der schwedische Gesandte, Graf Desalleurs und Celsing, seine wärmsten Fürsprecher im Diwan waren, so zogen sich die Verhandlungen mit ihm doch mehrere Jahre hindurch, ehe er mit seinem Gelde, womit er einige gewichtige Stimmen im Rathe der Pforte erkauft hatte, zum erwünschten Ziele gelangte. Der Vertrag, in der Hauptsache mit allen Verträgen dieser Art gleichlautend, wurde zu Anfang October 1756 wirklich unter- 1756
zeichnet und Gähler gleich darauf auch als außerordentlicher Gesandter seines Königs zur feierlichen Audienz des Großherrn zugelassen.

Bedeutendere Folgen hatte jedoch diese Freundschafts-

1) Hammer, O. G., Bd. VIII, S. 43, wo es nach einem Berichte Penkler's unter andern heißt: „La Porte accorde à la Suède un nouveau subside de 500 bourses."

verbindung für beide Mächte nicht. Gähler verweilte zwar noch etwa 10 Jahre in seiner Stellung zu Constantinopel; allein aus dieser langen Zeit ist uns keine Thatsache bekannt, welche als Beweis eines belangreichern Verhältnisses Dänemarks zur Pforte erwähnt werden könnte [1]).

Und auch später noch kam es Dänemark nur vor Allem darauf an, seine Handelsinteressen im Oriente wahrzunehmen. Eine Erneuerung seines Freundschafts- und Schifffahrts-
1772 vertrages mit Algier fand z. B. noch im Mai 1772 statt. Die wesentlichste Bestimmung dieses erneuerten Vertrages war die Ermäßigung der Zölle für die auf dänischen Schiffen eingeführten Waaren von 10 auf 5 Procent, wodurch ihnen dieselbe Begünstigung zutheil wurde, welche längst schon den Engländern, Franzosen und Holländern bewilligt worden war [2]).

Während sich also diese kleinen Seemächte des Westens und des Nordens vergeblich abmühten, sich zu der Pforte in ein fruchtbringenderes Verhältniß zu versetzen, war es dagegen einer Continentalmacht vorbehalten, in dieser Zeit auf eine Weise in die orientalische Politik Europas einzutreten, welche ihr sogleich einen ihrer bedeutenden Weltstellung überhaupt entsprechenden Einfluß auch bei der Pforte für alle Zukunft sicherte, — wir meinen Preußen.

Auch Preußen wurde es keineswegs sehr leicht, mit der Pforte in freundschaftliche und folgereiche Beziehungen zu treten, und in den orientalischen Angelegenheiten Europas eine gewichtige Stimme zu erlangen. Mehrere Versuche, welche zu diesem Zwecke in früheren Zeiten gemacht worden waren, hatten nicht zu dem erwünschten Ziele geführt, sei es, daß man von Seiten Preußens selbst der Sache noch nicht die hohe Wichtigkeit beilegte, die sie später erlangte, sei es, daß die feindlichen Einflüsse, welche ihm in Constantinopel im Wege standen, noch zu mächtig waren.

1) Hammer a. a. O., S. 156, 202 und 283. Vorzüglich nach Penkler's Berichten.

2) Dieser Vertrag findet sich in dem „Recueil de tous les Traités, Conventions, Mémoires et Notes, conclus et publiés par la Couronne de Dannemarc dès l'année 1766 jusqu'en 1794", Berlin 1796, p. 71—79.

Beides war vielleicht namentlich der Fall, als der damals aus Frankreich zurückgekehrte, von der Pforte zum König von Ungarn erhobene und als solcher zum Schreckbilde gegen Österreich gebrauchte Franz Rakoczy bereits im Jahre 1718 den Großwesir Nischandschi Mohammed 1718
Pascha veranlaßte, dem König Friedrich Wilhelm I. die Freundschaft des Großherrn anzubieten. Dieser Schritt hatte indessen weiter keine ersichtlichen Folgen, als daß der König zwei Jahre später seinen Stallmeister, Jurgofsky, nach Constantinopel schickte, um für seine Rechnung im osmanischen Reiche Pferde einzukaufen, und daß dann noch zwei Jahre nachher, im Jahre 1725, der britische Botschafter 1725
Stanyan, im Namen des Königs, dem Sultan für die gute Aufnahme, welche Jurgofsky dort gefunden hatte, ein von einem in werthvollen Waffen und Ambra bestehenden Geschenke begleitetes Dankschreiben desselben überreichte [1]).

Ob dieser Pferdeeinkauf nur ein Vorwand war, um das dortige Terrain zu sondiren und unter der Hand politische Verbindungen anzuknüpfen, wissen wir nicht. Gewiß ist, daß darauf eine Reihe von Jahren zwischen Preußen und der Pforte gar kein Verkehr weiter stattfand. Erst im Jahre 1739 fand sich wieder ein Bevollmächtigter des Königs, ein 1739
Lieutenant Sattler, nicht in Constantinopel, sondern in der Moldau ein, welcher, mit einem Schreiben desselben an den Chan der Krim versehen, gleichfalls scheinbar nur den Auftrag hatte, Pferde und brauchbare Leute für die kolossale Garde in Potsdam, die leidenschaftliche Liebhaberei des Königs, aufzukaufen und zu werben.

Nebenbei hatte diese Sendung wenigstens insofern auch einen politischen Charakter, als Sattler ein Schreiben an den Großwesir bei sich hatte, welches durch Vermittelung der Befehlshaber von Choczim und Bender und des Seraskiers von Bessarabien, Islam-Gerai, nach Constantinopel befördert wurde, und worin der König die günstige Stimmung der Pforte für sich dadurch zu gewinnen suchte, daß er es ganz besonders hervorhob, wie er sich in den zwei letzten Jahren

1) Hammer, O. G., Bd. VII, S. 246, 257 und 311.

jeder Theilnahme an dem Kriege des Kaisers gegen dieselbe sorgfältig enthalten habe. Dies wurde, wie es scheint, von der Pforte sehr wohlgefällig aufgenommen. Denn der Großwesir ertheilte sofort Befehl, Sattler bei seinen Geschäften jedweden Vorschub zu leisten. Sie hatten aber, wenigstens was die Rekrutirung für die potsdamer Garde betrifft, doch nicht den gewünschten Erfolg. Denn Sattler brachte nur zwei Leute von normaler Länge mit nach Potsdam zurück [1]).

Hierdurch war nun aber doch der Weg nach dieser Seite hin wieder gebahnt, als der mächtige Geist, welcher gleich darauf berufen war, die Geschicke Preußens, ja zum Theil ganz Europas, zu beherrschen, mit seinem durchdringenden politischen Verstande auch diese orientalischen Verhältnisse in großartiger Weise auffaßte, sodaß ihm dabei ein höheres Ziel immer fest und bestimmt vor Augen schwebte. Es leidet wol keinen Zweifel, daß der vorherrschende Gedanke der orientalischen Politik Friedrich's II. vom Anfange an der war, die Macht der Pforte, welche er, ungeachtet ihrer Schwäche und ihrem davon bedingten unbesiegbaren Hange zur Thatlosigkeit, noch keineswegs gering anschlug, als ein bequemes Werkzeug für seine Zwecke gegen das Haus Österreich zu gebrauchen. Daß indessen auch er bei der Verwirklichung desselben von verschiedenen Seiten auf die erheblichsten Schwierigkeiten stieß, war nur natürlich. Um so mehr ging er dabei klugerweise mit Vorsicht zu Werke.

In den ersten Jahren seiner Regierung, wo er viel zu sehr mit seinen schlesischen Kriegen beschäftigt war, beschränkte sich sein Verkehr nach dieser Seite hin noch auf einen unfruchtbaren Briefwechsel mit dem Fürsten der Moldau, Ghika, welcher sich mit Bonneval und dem schwedischen Gesandten Karlson viele, aber vergebliche Mühe gab, ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Preußen und der Pforte herzustellen [2]). Überhaupt war das leidenschaftliche Gebahren Bonneval's, welcher sich aus Haß gegen Österreich im Diwan auch zum

1) Hammer, O. G., Bd. VII, S. 525.

2) Hammer, Bd. VIII, S. 45, nach den zwischen den Genannten darüber gewechselten Briefen.

vorzüglichsten Beförderer und Fürsprecher eines preußischen Bündnisses aufwarf, wol nicht gerade geeignet, dem König besonderes Vertrauen einzuflößen, obgleich er allerdings dort einige gewichtige Stimmen dafür gewonnen hatte.

Auch ward erst durch den Breslauer und dann durch den Dresdner Frieden (28. Juli 1742 und 25. December 1745) die praktische Wichtigkeit eines Freundschaftsbündnisses mit der Pforte für den König vorerst wieder etwas in den Hintergrund gedrängt. „Eine Kriegserklärung der Türken", schrieb Friedrich II., als Bonneval noch im Jahre vor seinem Tode dem Minister Podewils zu erkennen gab, daß die Pforte, gleichviel ob wahr oder nicht, mit Preußen in nähere Verbindung zu treten wünsche, selbst unter dem 22. November 1746 an diesen Minister, „könnte mir wol nicht mis- 1746
fallen, aber ich bin überzeugt, daß es damit nicht eher etwas werden wird, als bis der Waffenstillstand zwischen den Türken und den Österreichern abgelaufen ist, was erst im Jahre 1748 der Fall sein wird" [1]). Knüpfte der König daran wirklich gewisse Hoffnungen, so wurden sie vorläufig noch durch die Erneuerung des Friedens zwischen Österreich und der Pforte vereitelt, welche, wie wir oben gesehen haben, bereits am 25. Mai 1747 auf alle Zeiten erfolgte.

Verlor Friedrich II. seitdem diese orientalischen Dinge auch niemals ganz aus den Augen, so that er zunächst doch weiter keine directen Schritte, sich in ein näheres Verhältniß zur Pforte zu versetzen. Daß aber der französische Gesandte, Graf Desalleurs, in seinen vorzüglich in den Jahren 1750 und 1753 mit großem Eifer betriebenen Versuchen, im Verein mit dem schwedischen Residenten, Celsing, Preußen in eine Bundesgenossenschaft zwischen Schweden, Polen und der Pforte gegen Rußland hineinzuziehen und auf diese Weise den Weg zu einem förmlichen und dauernden Freundschaftsvertrage zwischen dem Hofe zu Berlin und dem Großherrn anzubahnen, nicht glücklich war, haben wir gleichfalls schon angedeutet. Wahrscheinlich war es vornehmlich den unablässigen Bemühungen des ungemein thätigen und damals im

1) Hammer a. a. O., S. 85.

Diwan ziemlich einflußreichen kaiserlichen Internuntius Penkler zu verdanken, wenn die Pforte von dieser neuen nordischen Bundesgenossenschaft durchaus noch nichts wissen wollte[1]).

1755 Erst als im Jahre 1755 sich der politische Gewittersturm abermals von allen Seiten um den ruhmreichen und gefürchteten Thron Friedrich's II. zu sammeln drohte, faßte der große König selbst seine orientalische Politik wieder schärfer ins Auge. Ein äußerst gewandter und in die orientalischen Verhältnisse tief eingeweiheter Diplomat, derselbe Neapolitaner Carlo di Cagnoni, welcher für Rußland den Frieden zu Belgrad abgeschlossen hatte, dann aber, mit dem Hofe von St. Petersburg zerfallen, in preußische Dienste getreten war und damals in der Nähe des Königs lebte, welcher ihn zu verschiedenen diplomatischen Geschäften brauchte, scheint auch in dieser Hinsicht nicht ohne Einfluß auf die Rathschläge und Entschlüsse desselben gewesen zu sein[2]). Genug, Friedrich II. fand es für angemessen, seitdem eine nähere und fruchtbringende Verbindung mit der Pforte mit allem Ernste zu betreiben.

Die Thronbesteigung Sultan Osman's III. wurde benutzt, in dieser Richtung wieder einen ersten entschiedenen Schritt zu thun. Bereits unter dem 18. Januar 1755 richtete der König an den Sultan ein Schreiben, worin er ihm zu seinem Regierungsantritt Glück wünschte und zugleich zu erkennen gab, daß ihm die Erweiterung und Befestigung der bereits bestehenden Freundschaft mit der Hohen Pforte gar sehr am Herzen liege. Zu diesem Zwecke sei sein Bevollmächtigter, der Überbringer dieses Schreibens, sein Geheimer Commerzienrath Karl Adolf von Rexin, mit besonderen Instructionen versehen. Er bitte ihn mit Wohlwollen (benevole) aufzunehmen und Allem, was er in seinem, des Königs, Namen in Vorschlag bringen werde, ein geneigtes Ohr leihen zu wollen[3]).

1) Hammer a. a. O., S. 104, 137 u. 156 nach Penkler's Berichten.

2) Cagnoni war u. A. preußischer Gesandter zu Dresden und seit 1751 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Frédéric le Grand Histoire de mon temps. T. II, Oeuvres, Berlin 1846, T. III, p. 86.

3) Dieses Schreiben wird gegeben von Hammer a. a. O.,

Rexin, Schlesier von Geburt, der früher unter dem Namen Hauden bei dem in Pera ansässigen breslauer Handelshause Friedrich Hübsch conditionirt und dann in österreichischen Kriegsdiensten gestanden hatte, war dem Könige wegen seiner Umsicht und Gewandtheit in dergleichen Geschäften so empfohlen worden, daß er ihm diese wichtige Mission anzuvertrauen kein Bedenken trug. Er traf bereits im März in Constantinopel ein, wo er sich vorzüglich mit Hülfe des schwedischen Gesandten Celsing den Weg in den Diwan zu bahnen suchte. Das Schreiben des Königs wurde allerdings wohlgefällig aufgenommen und in entsprechender Weise durch ein gleiches des Sultans beantwortet. Zu weiteren erfolgreichen Verhandlungen mit dem Diwan über das von ihm, seinen Instructionen zufolge, beantragte Freundschaftsbündniß mit Preußen konnte er es aber, obgleich er ohne Zweifel mit reichlichen Mitteln versehen war, um an gehörigem Orte wol auch einmal die „goldene Salbung" (the golden unction), wie es Porter nennt, zu gebrauchen, doch nicht bringen.

Der Mufti sprach sich zwar nicht ungünstig über das preußische Bündniß aus, der Reis-Efendi aber wollte, wahrscheinlich von dem kaiserlichen Internuntius Schwachheim und dem französischen Gesandten Grafen von Vergennes gegen diesen neuen Eindringling aufgehetzt, und vielleicht auch besser „gesalbt", davon gar nichts wissen. Rexin, welcher natürlich auch gar nicht zu der gewünschten Audienz bei dem Großherrn gelangte, wurde also mit dem höflichen Bedeuten unverrichteter Sache entlassen, „daß man zur Befestigung des guten Einvernehmens mit dem Könige von Preußen, so

S. 513. Unter Anderm heißt es da: „Nos, nihil prius, nihil antiquius duximus, quam et Majestati Vestrae, cujus amicitiam semper magni habuimus, ex felicissimum hunc, et exoptatum eventum sincere, et ex toto corde non verbis tantum, sed et ipso facto congratulemur. Proinde et Majestas Vestra quam certissime sibi persuasum habeat, Nos omni tempore curam nostram eo praecipue impensuros esse, fore ut illud, quod inter nos feliciter incedit, amicitiae vinculum, sartum tectumque semper et illibatum, quin potius in dies diesque augeatur et firmetur."

Gott der Allmächtige wolle, ein anderes glückliches Jahr erwarten müsse [1])."

Rexin, und am wenigsten der König, ließen sich jedoch dadurch nicht entmuthigen. Der Letztere behielt sein Ziel jetzt um so fester im Auge, da ihm mit den Jahren die Wendung des Krieges in Deutschland die endliche Erreichung desselben nur um so dringender und wünschenswerther machte. Rexin, welcher die Sache unter der Hand und im Vereine mit einem anderen preußischen Agenten, dem Flügeladjutanten des Königs, Herrn von Varennes, von Smyrna aus weiter betrieben hatte, fand sich nach der Thronbesteigung Mustafa's III.
1757 im Jahre 1757, abermals, aber ganz im Geheimen, in Constantinopel ein, um ein Gratulationsschreiben des Königs zu überreichen und womöglich die Verhandlungen wegen des Freundschaftsbündnisses wieder aufzunehmen. Der aufgeklärte und weiterblickende Großwesir Raghib Mohammed Pascha nahm auch damals schon die Sache durchaus nicht ungünstig auf, ließ sich aber doch durch die Aufhetzereien von Schwachheim und Vergennes, welchen auch der englische Gesandte Porter mit in die Hände gearbeitet zu haben scheint, soweit einschüchtern, daß er noch nicht offen damit hervorzutreten wagte. Auch jetzt konnte Rexin die längst schon betriebene Audienz bei dem Großherrn natürlich nicht durchsetzen [2]).

Auch der König wollte nun die Sache, um sie doch noch desto sicherer zum Ziel zu führen, ganz geheim und mit größ-

1) So wörtlich in der bei dieser Gelegenheit an den schwedischen Gesandten erlassenen ablehnenden Note bei Hammer a. a. O., S. 190. Daß dabei von beiden Seiten Geld mit im Spiele war, sagt Friedrich der Große selbst „Histoire de la guerre de sept ans", Oeuvres, Berlin 1847, T. IV, p. 228: „Quelque grandes que fussent les sommes qui passaient à cette cour, quelque voie de corruption qu'on tentât, les affaires n'en furent guère avancées, à cause que les Autrichiens et les Français répandaient de l'argent et faisaient des largesses avec la même profusion, et que les Turcs trouvaient plus leur compte à recevoir des récompenses pour ne rien faire que pour entrer en action."

2) Frédéric le Grand, Histoire de la guerre de sept ans, a. a. O., S. 183 und 228. Hammer a. a. O., S. 214.

ter Vorsicht betrieben wissen. Denn an das Gelingen derselben knüpfte er, als er sich in den Jahren 1759 und 1760, seinen Feinden gegenüber, in eine immer peinlichere Lage versetzt sah, die größten, nur zu große Hoffnungen, um die er sich hinterher zum guten Theile betrogen sah. Selbst in seinen vertraulichen Correspondenzen äußerte er sich darüber nur versteckt und mit großer Zurückhaltung.

„Es eröffnet sich mir jetzt", schrieb er, ohne die Pforte zu nennen, noch am 1. Mai 1760 aus seinem Lager bei 1760
Meißen u. A. an den Marquis d'Argens, „ein anderer Ausweg der Rettung, wovon Sie, wie ich hoffe, bald sprechen hören werden, und sicherlich scheint das Geschick mein Verderben noch nicht beschlossen zu haben. Ich fasse wieder Muth und hoffe noch aus diesem Labyrinthe mich herauszufinden und an meinen Verfolgern Rache zu nehmen. Denn im Grunde, das müssen Sie zugeben, bin ich ein gutes Geschöpf (une bonne créature) und verdiene die Verfolgungen nicht, welche ich von diesen Räubern von Kaisern und Königen und von diesen nichtswürdigen Kaiserinnen (de ces brigands d'empereurs, de rois et de ces coquines d'impératrices) zu erdulden habe." Und dann einige Tage später an denselben: „Ich habe Ihnen geschrieben, daß es für mich noch einen Hoffnungsschimmer gibt; aber noch ist von da die Gewißheit weit entfernt, und diese Hoffnung nicht so begründet, wie ich es wünschte [1])."

Der Marquis, welcher wohl wußte, worum es sich dabei handelte, theilte bis zu einem gewissen Grade die glänzenden Hoffnungen des Königs [2]), welche seinerseits nun auch Rexin

1) Oeuvres de Frédéric le Grand, T. XIX, Berlin 1852, p. 158, 164 und 165.

2) Daselbst, S. 167, Schreiben des Marquis an den König vom 18. Mai 1760, worin er unter Anderm sagt: „Après avoir songé, Sire, à l'événement dont vous me parlez dans vos lettres, je ne doute pas, qu'il ne s'agisse des Turcs. Ce serait une chose admirable s'il allaient se déclarer: mais la conduite qu'ils ont tenue jusqu'à présent, les occasions heureuses qu'ils ont perdus, me font craindre qu'ils ne continuent d'agir aussi peu sensément. Cependant une révolution soudaine peut

in Erfüllung zu bringen unablässig bemüht war. Ungeachtet der feindlichen Einflüsse, welche er noch immer zu bekämpfen hatte, war es ihm am Ende doch gelungen, außer dem Großwesire, den er ohnehin auf seiner Seite hatte, mit seinem Gelde — es waren ihm zu diesem Zwecke 80,000 Piaster zur Verfügung gestellt worden — auch noch einige andere gewichtige Fürsprecher in der Nähe des Diwans zu gewinnen. Als solche werden namentlich genannt Ypsilanti, der Arzt, und Ali-Aga, der Sekretär des Großwesirs, und der Agent des Fürsten der Moldau, Drake. Diese Agenten der Fürsten der Moldau und der Walachei waren damals überhaupt, wie auch Porter ganz besonders heraushebt, sehr einflußreiche Persönlichkeiten bei der Pforte, und als Vermittler bei dergleichen schwierigen politischen Geschäften fast unentbehrlich [1]). Mit ihrer Hülfe setzte es Rexin nun auch wirklich durch, daß der erste Freundschafts- und Handelsvertrag zwischen Preußen und der Pforte am 22. März 1761 a. St. (2. April n. St.) unterzeichnet wurde" [2]).

Im Wesentlichen enthielt er jedoch in 8 Artikeln nur dieselben Begünstigungen, welche andern befreundeten Mächten, wie ehnlängst erst noch Neapel, Schweden und Dänemark, zugestanden worden waren. Zwischen dem König von Preußen und der hohen Pforte sollten, nach Artikel I, fortan dauerhafter Friede und aufrichtige gegenseitige Freundschaft

avoir lieu tout à coup dans un pays où il en arrive si souvent: en ce cas-là, je sens bien, que nous serions dans la situation la plus heureuse et la plus brillante."

1) Porter, Turkey ect. London 1854. Vol. I, p. 303.

2) In der authentischen italienischen Übersetzung wird dieser Vertrag gegeben: Hertzberg, Recueil des déductions, manifestes, déclarations, traités ect. Seconde Ed. Berlin 1790. Vol. I, p. 486. Friedrich d. Gr. spricht selbst über den Abschluß dieses Vertrages und die Besorgnisse, welche er namentlich Österreich und Rußland eingeflößt habe, Hist. de la guerre de sept ans, Oeuvres T. V, p. 107. Hammer, O. G., Bd. VII, S. 240 hat herausgebracht, daß der 22. Schaaban, an welchem die Unterzeichnung zu Constantinopel stattfand, eigentlich dem 29. März entspricht: der 22. findet sich aber einmal als officiel angenommen unter der Urkunde, was dem 2. April n. St. gleichkommt, welchen auch Friedrich d. Gr. klöß angibt.

(una forte pace, amicitia e reciproca sincerità) bestehen, und zu diesem Zwecke den preußischen Unterthanen bei ihrem Handel und ihrer Schiffahrt in dem osmanischen Reiche alle die Vortheile zutheil werden, deren sich die übrigen befreundeten Nationen zu erfreuen haben. Der Ein- und Ausfuhrzoll für die ihnen gehörenden Waaren wurde, wie für die der am meisten begünstigten Nationen, sogleich auf 3 Procent vom Werthe festgesetzt, und ihnen überhaupt auch alle sonstige Steuererleichterung, wie namentlich der gänzliche Nachlaß der lästigen Fleischsteuer (Kasabije) zugestanden (Art. II). Preußische und osmanische Schiffe haben sich gegenseitig den üblichen Schiffsgruß zu erzeigen, und jene dürfen nicht zum Transport von Truppen und Kriegsbedürfnissen gezwungen werden (Art. III).

Die Rechte und Privilegien des preußischen Gesandten bei der Pforte und das Recht der preußischen Regierung, in allen Stationen der Levante, gleich den übrigen befreundeten Mächten, Consuln, Viceconsuln und Dolmetscher anzustellen, wurde im IV. Art. festgesetzt, während das Verhalten in Rechtshändeln und Erbschaftsangelegenheiten preußischer Unterthanen, nach den auch für andere befreundete Nationen geltenden Grundsätzen, in den zwei folgenden Artikeln näher bestimmt wurde. Gleiche Berechtigung sagte den Unterthanen der Pforte in den Staaten des Königs von Preußen der VII. Art. zu, und im VIII. Art. endlich behielten sich beide Theile das in diesem Falle besonders wichtige Recht vor, wenn es ihnen nöthig erscheinen sollte, als Frucht der gegenwärtig geschlossenen Freundschaft (nel tempo del bisogno come frutto della presente amicitia) diesem Vertrage noch weitere Bestimmungen hinzuzufügen. Für die Ratification desselben wurde schließlich eine 4monatliche Frist festgesetzt.

Sie erfolgte von Seiten des Königs bereits am 1. Juni. Die nächste Folge davon war, daß nun Rexin als erster bevollmächtigter Minister Preußens bei der Pforte offen und förmlich anerkannt und als solcher am 27. Juli von dem Großwesir in feierlicher Audienz empfangen wurde, um den ratificirten Vertrag aus dessen Händen zu erhalten.

Dieses wichtige Ereigniß brachte, wie sich denken läßt

die ganze preußenfeindliche Diplomatie zu Constantinopel völlig in Aufruhr. Der russische Resident, Herr von Obreskow, und der österreichische Internuntius Schwachheim, welche ihre Höfe sogleich davon in Kenntniß setzten, meinten, daß selbst 100,000 Dukaten wohl angebracht sein würden, wenn man damit noch die Bestätigung des preußischen Vertrags hintertreiben könne. Er war aber schon ratificirt und ausgewechselt, ehe sie noch mit weiteren Vollmachten in diesem Sinne versehen waren.

Desto eifriger belauerten nun nicht nur sie, sondern vorzüglich auch der französische Gesandte, Graf von Vergennes, die weiteren Schritte Rexin's. Denn daß der König bei diesem bloßen Freundschafts- und Handelsvertrag nicht stehen bleiben wolle noch werde und damit überhaupt noch ganz andere Zwecke verfolge, lag auf der Hand. Und allerdings gingen die Absichten Friedrich's II. sogleich viel weiter. Er wollte, gestützt auf den VIII. Art. des Vertrags, nichts Geringeres, als ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß mit der Pforte. „Allerdings", schrieb er bereits im Juni an den Marquis d'Argens, welcher ihm zum Abschluß seines Vertrags Glück gewünscht hatte, „haben wir einen Vertrag mit einander geschlossen. Ich bin genöthiget gewesen, meine Zuflucht zu Treu und Glauben und zu der Menschlichkeit der Muselmänner zu nehmen, weil solche bei den Christen nicht mehr zu finden sind. Welche Vortheile mir aber auch dieses Bündniß gewähren mag, so müssen Sie sich doch nicht mit der Hoffnung schmeicheln, daß es uns den Frieden bringen werde [1]).

Um diesen zu erreichen, rechnete er aber auf eine sofortige thätige und nachdrückliche Hülfe der Pforte, ohne welche, wie auch der Marquis d'Argens meinte, der Vertrag für den Augenblick eigentlich gar keine Bedeutung habe [2]). Der König

1) Schreiben vom 11. Juni 1761, Oeuvres T. XIX, p. 234.

2) Schreiben desselben an den König vom 21. Juni, daselbst, S. 236: „Quant aux Turcs, Sire, il faut que j'avoue à V. M. que je ne puis concilier ce qu'elle me dit de son traité et de la continuation de la guerre; car, ou ils agiront, ou ils n'agiront pas. S'ils

beauftragte also Rexin, die Sache in diesem Sinne mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu betreiben; und um seinen weiteren Schritten sogleich mehr Gewicht zu verleihen, überschickte er zu Ende des Jahres dem Sultan eine Auswahl kostbarer Geschenke, deren Werth auf 20,000 Piaster geschätzt wurde. Selbst Marquis d'Argens konnte nicht umhin, dem Könige über die Eleganz und die glückliche Wahl derselben seine Bewunderung auszusprechen, fand sie aber doch fast zu theuer [1]).

Sie wurden dem Sulton von Rexin am 9. März 1762 1762
in feierlicher Audienz überreicht; und seitdem scheinen auch die Verhandlungen wegen des Schutz- und Trutzbündnisses wieder mit größerer Lebendigkeit betrieben worden zu sein. Der Großwesir Raghib war ihm durchaus günstig. Denn sein System auswärtiger Politik ging allerdings darauf hinaus, mit Preußens Hülfe die Schmach zu rächen, welche die Pforte im Frieden von Belgrad erfahren, den ewigen Frieden mit Österreich für ungesetzlich zu erklären, und es in derselben Zeit von Süden her in Ungarn mit Krieg zu überziehen, wo es im Norden von Preußen bedrängt werden würde. In diesem Sinne hatte er Rexin bei den fortgesetzten geheimen Verhandlungen jedenfalls so bestimmte Zusicherungen gegeben, daß der König selbst beim Beginn des Feldzuges des Jahres 1762 mit größter Zuversicht darauf rechnete, er habe von dieser Seite demnächst die wirksamste Unterstützung zu gewärtigen, zumal da er gleichzeitig auch durch Boscamp, seinen

agissent, quelle supériorite n'acquerrez-vous pas! et s'ils n'agissent pas, je ne vois pas les avantages de votre traité pour le temps présent, et c'est pourtant le grand article que ce temps présent."

1) Derselbe an den König am 24. November 1761, Oeuvres T. XIX, p. 267: „J'ai vu les présents que vous envoyez à la Porte Ottomane. On ne peux rien faire de plus riche, de plus superbe et en même temps de plus galant. Si cela produit un bon effet, je ne regrette point les sommes que peuvent coûter ces présents, qui sûrement sont plus considérable que ceux que la France donne dns cent ans." Ein genaues Verzeichniß dieser Geschenke gibt Hammer a. a. O., S. 272 und 526.

Agenten bei dem Chan der Tataren, den er gleichfalls durch ansehnliche Geldspenden — angeblich eine halbe Million Piaster — für sich gewonnen hatte, in demselben Sinne die günstigsten Berichte erhalten hatte.

Bereits zu Ende April schrieb Friedrich II. mit sichtlicher Freude darüber an den Marquis d'Argens: „Ich theile Ihnen ganz warm (toute chaude) die frohe Nachricht mit, welche ich soeben erhalten habe. Unser Freund, der Chan, ist an der Spitze von 100,000 Tataren auf dem Wege nach Jassy; er schickt mir eine Hülfe von 26,000 M.; die Türken sind in vollem Anzug gegen Adrianopel begriffen. Ich bin so glücklich gewesen, ihre Interessen mit denen der Russen zu vereinbaren (concilier) und diese beiden Mächte gegen das Haus Österreich zu bewaffnen. Das war keine leichte Arbeit; denn man mußte so verschiedene Interessen, so gut es eben gehen wollte, mit einander auszugleichen suchen, um sie bis zu dieser Vereinigung zu bringen. Das ist ein großes Ereigniß, welches der Nachwelt wenigstens für ein halbes Jahrhundert die Spuren dieses grausamen und hartnäckigen Krieges hinterlassen wird." In einem etwas späteren Schreiben, vom 28. Mai, schlug er die Armee, welche die Pforte sofort zu seinen Gunsten in Bewegung setzen werde, sogar auf mindestens 200,000 M. an [1]).

Leider wurde er nur zu bald enttäuscht. Schon in der ersten Hälfte des Juni war er darüber im Klaren, daß sein am 5. Mai mit Zaar Peter III. abgeschlossener Friede im Diwan mit sehr ungünstigen Augen angesehen werde. „Der Friede mit Rußland", schrieb er am 8. Juni an d'Argens, „ist freilich ein sehr vortheilhaftes Ereigniß, aber auf der anderen Seite stört es doch meine Verhandlungen in Constantinopel. Die Zeit verstreicht, und wir kommen nicht aus der Verlegenheit. Die Tataren marschiren nichtsdestoweniger. Das sind immer noch 100,000 M., und man muß hoffen, daß, wenn sie einmal mit hereingezogen sind, die Anderen folgen werden." Aber auch die Tataren rührten sich nicht,

1) Oeuvres de Frédéric le Grand a. a. O., S. 312 und 323.

obgleich der König noch immer die Hoffnung hegte, daß es, wo nicht jetzt, doch sicherlich später geschehen werde [1]).

Der wahre Stand der Sache war nun aber der, daß Rexin dem Könige offenbar zu voreilig große und unbegründete Hoffnungen erregt haben mochte, während die ihm und Preußen feindliche Partei im Diwan und unter der Diplomatie, vorzüglich seit dem Bündnisse des Königs mit Rußland, Alles in Bewegung gesetzt hatte, den Abschluß seines Schutz- und Trutzbündnisses zu vereiteln. Namentlich rühmt sich Graf von Vergennes selbst, daß er am meisten dazu beigetragen habe, die Bemühungen Rexin's zu Schanden zu machen. Er überreichte, im geheimen Auftrage Ludwig's XV., dem Diwan eine Denkschrift, worin er die Gefahren, welche das Bündniß mit Preußen vorzüglich für Polen haben könne, sehr scharf hervorhob [2]). Sie blieb offenbar nicht ohne Wirkung. Selbst der Großwesir und der Mufti, obgleich beide für Preußen eingenommen, wurden von der Mehrzahl des Diwans überstimmt und in einer am 14. October im Serai abgehaltenen feierlichen Sitzung desselben wurde das preußische Bündniß definitiv verworfen [3]).

Sechs Monate später, zu Anfang April 1763, verlor 1763
dann der König durch den Tod Raghib's, des Großwesirs, seine vorzüglichste Stütze, seine letzte Hoffnung im Diwan. Es war nur mehr ein Act diplomatischer Höflichkeit, daß sein Nachfolger, Hamid Hamsa Pascha, die preußische Gesandtschaft und die im vorigen Jahre übersendeten reichen Geschenke des Königs durch eine gleiche erwiderte, welche dem gelehrten und freimüthigen Vorsteher der Rechnungskammer von Anatolien, Resmi Ahmed Efendi, anvertraut wurde. Er verließ Constantinopel mit reichen Geschenken bereits im Sommer und traf am 9. November in Berlin ein, wo sein Erscheinen allerdings einiges Aufsehen erregte. Denn dergleichen hatte

1) Briefe des Königs an den Marquis, daselbst, S. 326, 332.

2) Vergennes, Mémoire sur la Porte Ottomane composé au retour de son Ambassade à Constantinople, in Politique de tous les Cabinets etc. T. III, p. 123.

3) Hammer, O. G., Bd. VIII, S. 272.

man da noch nie gesehen, wie er uns selbst in seinem über diese Gesandtschaft abgefaßten Berichte erzählt. Auch die Naivetät, um nicht zu sagen die Verkehrtheit, womit er darin die ihm fremdartigen deutschen Verhältnisse auffaßt und beschreibt, verleihen demselben einen ganz eigenthümlichen Reiz [1]).

Am 20. November überreichte er dem König in feierlicher Audienz seine Creditive und die überbrachten Geschenke, wobei sich unter Anderm einige reich aufgeschirrte Pferde von ausgesuchter Schönheit befanden, welche Friedrich II. besonders wohlgefallen zu haben scheinen. Von politischen Geschäften war dabei, sowie auch später, eigentlich gar keine Rede. Resmi Efendi war, seinen Instructionen zufolge, nur beauftragt, dem preußischen Ministerium zu verstehen zu geben, daß die Pforte bei der bevorstehenden polnischen Königswahl eine Einmischung Preußens und Rußlands nicht dulden werde, und daß sie hoffe, das Bündniß Preußens mit Rußland werde ihr nicht zum Nachtheil gereichen. Über das von dem König in einer spätern Audienz beiläufig zur Sprache gebrachte Schutz- und Trutzbündniß, dessen Vortheile er dem Gesandten mit der Karte in der Hand deutlich zu machen suchte, war Resmi nicht ermächtiget, sich auf weitere Erklärungen einzulassen. Er äußerte sich nur so darüber, daß er dem König nicht alle Hoffnung benahm.

Dagegen ertheilte ihm Friedrich II. auf das sonderbare Verlangen des Sultans, er möge ihm drei seiner geschicktesten Astrologen zuschicken, deren glücklichen Berechnungen er vorzüglich mit die großen Siege desselben zuschreiben wollte, den Bescheid, dergleichen besitze er nicht. Die drei Dinge, wel-

1) „Des türkischen Gesandten Resmi Ahmed Efendi gesandtschaftliche Berichte, aus dem Türkischen übersetzt", Berlin 1809, S. 43 fg. Nicht ohne Interesse wird man hier namentlich die Beschreibung von Berlin, der damaligen Hoffeste, des preußischen Militärs, die Charakterschilderung des Königs u. s. w. lesen. Näheres über die Persönlichkeit Resmi's gibt Diez in der Einleitung zu dessen „Wesentlichen Betrachtungen", Berlin 1813, S. 30 fg. Wir ersehen daraus, daß er keineswegs, wofür man ihn damals in Berlin halten wollte, ein Dummkopf war, sondern sich eben sowol durch hohe Bildung, als von seinem Standpunkte aus seine Beobachtungsgabe auszeichnete

chen er sein Waffenglück und den Wohlstand seines Reiches verdanke, seien die zum Regieren und Kriegführen nöthigen Kenntnisse und Erfahrungen, welche er sich zu erwerben gesucht habe, sein wohlgerüstetes Heer und ein stets gefüllter Schatz. Vielleicht war es namentlich diese weise Rede, welche Mustafa III. später einmal zu der Äußerung bewog, daß er mehr noch den Verstand, als die Kriegsmacht dieses Königs von Preußen fürchte [1]).

Noch bei der Abschiedsaudienz, welche der König dem Gesandten am 20. April 1764 ertheilte, sprach derselbe aber- 1764
mals die Erwartung aus, daß ihm die Pforte eine seinen Zwecken günstige Freundschaft bewahren werde [2]). Wollte der König damit die Hoffnung andeuten, daß das gewünschte Bündniß doch noch zustande komme, so ging sie leider nicht in Erfüllung. Denn auch ein letzter Versuch, welchen Rexin kurz darauf, noch in demselben Jahre, machte, die Pforte zur Annahme eines von ihm entworfenen Bundesvertrags in 11 Artikeln zu vermögen, blieb ohne Folgen. Penkler und Vergennes trugen abermals im Diwan über Rexin den Sieg davon, welcher bald darauf, wie es scheint, auch auf Rußlands Betrieb, abberufen und durch den Commandanten von Berlin, Major von Zegelin, der bereits am 20. April 1764 zum Gesandten bei der Pforte ernannt worden war, ersetzt wurde [3]).

Aber auch ohne dieses förmliche Bündniß hatte Preu-

1) Diez a. a. O., S. 15—17.

2) Resmi, Gesandtschaftsbericht, S. 91.

3) Den damals von Rexin vorgelegten, aber nicht angenommenen Vertragsentwurf gibt Hammer a. a. O., S. 527 vollständig in italienischer Übersetzung. Das Waffenbündniß sollte danach nur für den Fall geschlossen werden, daß einer der contrahirenden Theile von seinen Feinden angegriffen werden und eine freundliche Vermittelung ihren Zweck verfehlen würde. (Caso che coi amichevoli mezzi non si potrebbe ottenere l'intento.) — Johann Christoph von Zegelin war vom October 1760 bis zum August 1763 Commandant von Berlin, und verweilte als zweiter preußischer bevollmächtigter Minister von 1764—1776 in Constantinopel. Oeuvres de Frédéric le Grand T. XIX, p. 197.

ßen nun doch in Constantinopel die bedeutende Stellung errungen, welche es auch zunächst in den nordischen Verhältnissen, die um diese Zeit schon für die Pforte eine so folgereiche Wendung genommen hatten, geltend zu machen wußte. Zwei Ereignisse waren dafür entscheidend gewesen: die Entsetzung Peter's III. und die Erhebung Katharina's II. auf den Thron der Zaaren am 9. Juli 1762, und der Tod des Königs August III. von Polen am 5. October 1763. Wir haben mithin jetzt unsere Aufmerksamkeit diesen wichtigen Verhältnissen in der nordeuropäischen Staatenwelt zuzuwenden, so weit sie auf die Stellung und die Zukunft der Pforte von wesentlichem Einflusse waren.

2) Rußland, Polen und die Pforte bis zum Ausbruche des russisch-türkischen Krieges im Jahre 1768.

Auch mit Rußland und Polen hatte die Pforte, dem einmal angenommenen Systeme friedlicher Politik zufolge, bisher noch immer ein freundschaftliches und wohlwollendes Verhältniß zu pflegen und zu erhalten gesucht.

Über kleinere Irrungen, wie sie bei den niemals ganz geregelten und gesicherten Grenzverhältnissen und der gegenseitigen Eifersucht wegen vertragswidriger Festungsanlagen, namentlich in der Kabardei, der Ukräne und Neu-Serbien, nicht zu vermeiden waren, ging man mit kluger Nachgiebigkeit von beiden Seiten leicht hinweg. Daß sich die Pforte aber vollends nicht durch die ewigen Aufhetzereien der französischen Gesandten gegen Rußland aus ihrem ruhigen Gleise bringen zu lassen gesonnen war, haben wir schon wiederholt angedeutet. Allen Machinationen dieser Art wurde vorerst durch die im
1747 April 1747 von dem Residenten Neplueff ohne besondere Schwierigkeiten erlangte Erneuerung des ewigen Friedens mit Rußland ein wirksames Ziel gesetzt. In Folge dessen konnte auch die in den jüngsten Vertrag zwischen Rußland und Österreich vom Jahre 1746 als geheimster Artikel (Articulus secretissimus) aufgenommene Bestimmung, daß beide Theile verpflichtet sein sollen, der Pforte, im Falle eines Angriffs

von ihrer Seite, gemeinschaftlich den Krieg zu erklären, bei der durchaus friedlichen Stimmung des Divans, zunächst natürlich weiter keine praktische Wichtigkeit haben [1]).

So blieb auch der gewöhnliche diplomatische Verkehr zwischen der Pforte und den nordischen Mächten ein freundlicher und ungetrübter. Bei jeder Thronveränderung wurden die herkömmlichen beglückwünschenden Gesandtschaften mit der wiederholten Versicherung friedlicher und freundnachbarlicher Gesinnung gewechselt, und auch sonst vermied man Alles, was derselben hätte Eintrag thun können.

Leider war dieser glückselige Zustand, durch welchen die Pforte immer mehr in das gefahrvolle System passiver Ruhe und thatloser Gleichgültigkeit hineingedrängt wurde, nicht auf die Dauer zu erhalten. Sie konnte sich den rückwirkenden Schlägen der erschütternden Bewegungen, welche jene beiden Ereignisse in den nordischen Nachbarreichen, die Thronbesteigung Katharina's II. und der Tod August's III., zur Folge hatten, nicht entziehen, wenn sie auch gar nicht im Stande war, sogleich die Tragweite derselben zu beurtheilen und danach ihre fernere Haltung zu bemessen. Denn sie wurde gewissermaßen wider Willen mit hineingezogen und mußte die Ohnmacht, welche sie dann vorzüglich den Zwecken Anderer unterthan machte, am Ende schwer genug büßen.

Es gehört hier nicht zu unserer Aufgabe, die weitgreifende und herrschsüchtige Politik Katharina's II. bis auf ihren Ursprung zurückzuverfolgen, oder den Verwickelungen, welche der schmachvollen Zerstückelung des unglücklichen Polens durch die Habsucht der Fremden vorhergingen, in allen ihren Windungen nachzugehen. Sie sind oft genug mit ergreifender Wahrheit, wenn auch einseitig und nicht ohne Leidenschaftlichkeit, dargestellt worden [2]). Wir haben es hier nur so weit

1) Hammer, O. G., Bd. VIII, S. 83 und 104.

2) Wir erinnern nur an die Hauptwerke: Histoire de l'anarchie de Pologne et du démembrement de cette République par Cl. Rulhière, Paris 1807. 4 Bde. — Ferrand, Histoire des trois démembremens de la Pologne. Paris 1820. Die vom Grafen von Görtz herausgegebenen Mémoires et actes authentiques relatifs aux négociations qui ont précédées le partage de Pologne, 1810. Frédéric le

damit zu thun, als die Pforte dabei betheiligt war, und das Verständniß der Ursachen, welche sie in den verhängnißvollen Krieg mit Rußland verwickelten, davon bedingt ist.

Man weiß, zu welchen Dingen gleich nach König August's III. Tode das durch die erbärmliche polnische Verfassung im weitesten Umfange und in der eigenthümlichsten Form gewährleistete politische Associationsrecht führte und führen mußte, in einem Staate, wo politischer Haß und religiöser Fanatismus Hand in Hand Alles längst schon einem Zustande der Auflösung und der Ohnmacht anheimgegeben hatten, welcher der Verwirklichung der Absichten mächtiger Nachbarn auf die Herrschaft in dem unglücklichen Lande den freiesten Spielraum gewährte. Man kennt jene Menge kleiner bewaffneter „Conföderationen", welche, meistens nur die Werkzeuge herrschsüchtiger Parteihäupter, in beständigem offenen oder verdeckten Kampfe, unter dem Vorwande religiöser Interessen, ihre und des Landes letzten Kräfte aufrieben und vernichteten. Nichts war, unter diesen Umständen, der Kaiserin Katharina leichter, als, mit Preußen im Bunde, mit ihrem Gelde und ihren Truppen ihren Günstling, den schwachen Stanislaus Poniatowsky, nach einer fast einjährigen
1764 Anarchie, im September 1764 auf den erledigten Thron zu erheben. Sie gewann dadurch nur desto mehr Freiheit, ihre weiteren Pläne gegen die Unabhängigkeit Polens zu verfolgen.

Das empörte freilich das Nationalgefühl der sogenannten Patrioten, an deren Spitze der Kronfeldherr Branicky stand. Er wandte sich damals schon, bereits im April 1764, durch seinen Bevollmächtigten, den Obersten Stankiewicz, an die Pforte, um ihren Schutz gegen die Übergriffe Rußlands und Preußens in die Rechte und Freiheiten seines Vaterlandes in Anspruch zu nehmen, welches über lang oder kurz ganz in die Gewaltherrschaft der Kaiserin verfallen werde. Er verlangte namentlich in einer mit ihm zugleich von den

Grand, Mémoires depuis la paix de Hubertsbourg jusqu'à la fin du partage de la Pologne. Oeuvres, T. VI, Berlin 1847; und Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit, Lemgo 1814, Bd. I, S. 433 fg. Übrigens greifen hier auch alle speciellen Quellenschriften über Polen, Rußland und den Türkenkrieg mehr oder weniger ein.

14 angesehensten Häuptern seiner Partei unterzeichneten Denkschrift freie Wahl eines Königs aus der Nation selbst und sofortige Entfernung der russischen Truppen aus Polen [1]).

Die Pforte nahm aber die Sache vorerst noch ziemlich lau auf. Sie hatte durchaus keine Lust, um der polnischen Freiheit willen gegen Rußland die Waffen zu ergreifen. Sie beschränkte sich daher zunächst nur darauf, dem russischen Residenten Obreskow, unter dem 12. April 1764, eine sehr mäßig gehaltene Note für seinen Hof zuzustellen, worin sie gegen jede fremde Einmischung in die freie Königswahl, zumal mit Waffengewalt, protestirte. Auch den Vertretern der übrigen Mächte bei der Pforte, namentlich den preußischen, französischen und kaiserlichen Gesandten, wurde diese Note abschriftlich zur Kenntnißnahme mitgetheilt [2]).

Die Patrioten fand man dagegen mit einem zwar wohlgemeinten, aber gleichfalls sehr kühl gehaltenen Ermahnungsschreiben ab, worin ihnen vor Allem Einigkeit dringend anempfohlen wurde. Denn wenn zwei einander feindlich gegenüberstehende Parteien, so wie es jetzt der Fall sei, sich unaufhörlich bekämpfen, so werde die polnische Republik ihrem eigenen Ruin nicht entgehen, sondern nur um so schneller zur leichten Beute und zum Gelächter ihrer Feinde werden (servira de risée de ses ennemis). Was man gerade am meisten vermeiden wolle, das werde am Ende nur die nothwendige Folge dieses Haders sein: ein Fremder würde sich des erledigten Thrones bemächtigen. „Welche Partei man aber auch ergreifen möge", lauten die untröstlichen Worte am Schlusse dieses Schreibens, „so ist dies die Sache der Polen; und da die Rathschläge der Hohen Pforte nur die reine Wirkung ihrer Freundschaft sind, und sie sonst keine andere Absicht hat, als den Bestimmungen des Friedens von Carlowicz und den Rechten und Freiheiten der Republik gerecht zu werden, sowie den ewigen Frieden zu erhalten, so hat das gegenwärtige Schreiben keinen andern Zweck, als Euch von der Aufrichtigkeit Unserer Gesinnungen zu überzeugen. Polen möge über

1) Diese Denkschrift gibt Hammer a. a. O., S. 531.
2) Gleichfalls daselbst, S. 532.

die Folgen und das Ende dieser wichtigen Angelegenheit reiflich nachdenken und Nichts unternehmen, was es später bereuen dürfte [1]."

Diese diplomatische Zaghaftigkeit der Pforte war freilich nicht dazu gemacht, den Patrioten große Hoffnungen zu erregen, während sie auf der andern Seite der ihnen feindlichen Diplomatie, wie namentlich dem russischen und dem preußischen Gesandten, desto freieres Spiel ließ. Auch gegen ihren gefährlichsten Gegner, den französischen Gesandten, Graf von Vergennes, hatten die Letzteren im Diwan jetzt offenbar schon die Oberhand gewonnen. Denn als nun auch er in einer besonderen Denkschrift der Pforte die Gefahren des Einmarsches der Russen in Polen in der eindringlichsten Weise vorstellte und denselben geradezu als einen Friedensbruch betrachtet wissen wollte, wurde er klug mit dem Bescheide abgewiesen, es sei eine allgemein bekannte Thatsache (un fait de notoriété publique), daß fremde Truppen auch schon früher zu jeder Zeit (de tout temps) in Polen eingerückt seien, ohne daß die Republik sich dem widersetzt habe; sie habe im Gegentheil dergleichen Truppen oft aus freiem Willen gastfreundlich (de son plein gré à titre d'hospitalité) bei sich aufgenommen. Die unbefugte Einmischung der Pforte in diese Dinge könne ja leicht als ein Angriff auf die Rechte und die Freiheit der ihr befreundeten Republik gelten. Überdies sei im Frieden von Carlowicz, welchen die Pforte streng aufrechtzuerhalten entschlossen sei, über diesen Punkt nicht das Geringste enthalten, und folglich würde es selbst ihrer Würde zuwider sein, wenn sie sich darüber auf weitere Verhandlungen einlassen wollte [2].

Vergennes, welcher sich der Sache der Patrioten mit ganz besonderer Wärme annahm, beeilte sich Branicky von dieser mislichen und für seine Partei so hoffnungslosen Stimmung der Pforte in einer ausführlichen Depesche vom 24. April 1764 in Kenntniß zu setzen. Wir ersehen daraus, daß sich der Reis-Efendi hinsichtlich des Einmarsches der russischen Truppen in Polen auf die ausdrückliche und wiederholte Ver-

1) Hammer, S. 533—535.

2) Note der Pforte an Vergennes, daselbst, S. 277.

ſicherung des Hofes von St. Petersburg berief, er wolle ſich in keiner Weiſe einen Eingriff in die Rechte und Freiheiten der polniſchen Republik erlauben und ſei am wenigſten geſonnen, die freie Wahl des Königs zu hindern oder zu beſchränken; ihre Truppen habe die Kaiſerin nur in der Abſicht in Polen einrücken laſſen, um den gefährlichen Folgen der dort herrſchenden Zwietracht entgegenzutreten (pour empêcher les conséquences dangereuses des animosités qui divisent ce Royaume). Offenbar, meint dabei Vergennes, verſchließe ſich die Pforte, während ſie ſo leicht zweideutigen Verſicherungen (à des assurances susceptibles d'équivoques) Glauben ſchenke, der beſſeren Einſicht in klar vorliegende Thatſachen. Sie ſei überzeugt, daß es immer noch Zeit ſei, dem Übel zu ſteuern, wenn es wirklich einen ernſteren Charakter angenommen haben würde, als ſie ihm bis jetzt beilegen wolle. Bei dieſen ſo beſtimmten Erklärungen über ihr paſſives Verhalten hinſichtlich der polniſchen Angelegenheiten ſei es immerhin ſchwer, die eigentlichen Beweggründe ihrer nicht unbedeutenden Rüſtungen zu begreifen; denn ohne Zweifel ſei ſie Willens, ihre Truppen am Dnieper und Dnieſter zu verſtärken, vielleicht weil ſie es für eine Maßregel weiſer Vorſicht halte, zu einer Zeit, wo Rußland Polen mit ſeinen Truppen überſchwemme und ſich in Neu-Serbien immer mehr zu befeſtigen ſuche, für alle Fälle ihre Grenzen zu decken [1]).

Während aber die Pforte, abſichtlich oder nicht, mit dergleichen politiſchen Sophismen ſich und Andere über die wahre Lage der Sache ſo lange wie möglich zu täuſchen ſuchte, drängten die Ereigniſſe zu einer Entwickelung, welche ihre haltungsloſe Politik nur zu bald auf eine harte Probe ſtellte. Stanislaus Poniatowsky wurde, wie geſagt, unter dem Schutze von 10,000 Ruſſen, welche vor Warſchau ſtanden, und der preußiſchen Truppen, die bis an die Grenze vorgerückt waren, bereits am 7. September 1764 wirklich zum 1764
König erwählt [2]). Niemand war ſicherlich weniger geeignet,

1) Dieſe Depeſche wird gegeben daſelbſt, S. 535—537.

2) Es dürfte nicht ohne Intereſſe ſein, an die Worte zu erinnern, mit welchen Friedrich d. Gr. ſelbſt von dieſer Wahl ſpricht, Oeuvres,

so schwierige Verhältnisse, wie sie hier vorlagen, zu beherrschen. Wie wäre er im Stande gewesen, dem Parteikampfe, welcher durch seine Erhebung auf den Thron nur neue Nahrung bekam, mit starkem Arme ein Ziel zu setzen?

Unter dem Deckmantel religiöser Interessen vereinte sich die Masse kleiner „Conföderationen" bald in den zwei großen Lagern der Katholiken und der Dissidenten protestantischen und griechischen Glaubens. Die Kaiserin Katharina hielt es ihren Zwecken für angemessen, die Sache der letzteren zu der ihrigen zu machen und als vorgebliche Beschützerin ihrer Rechte und ihrer Ansprüche ihre eigene Gewaltherrschaft im Lande immer weiter auszudehnen. Die Erhebung der darüber empörten nationalen Partei der Katholiken war davon die natürliche Folge. Anfangs schwach und im ganzen Lande zerstreut, bekam sie jedoch erst Kern und Festigkeit, als sie gegen die zu Radau und Warschau seit dem Juni unter der Zuchtruthe russischer Tyrannen, eines Repnin und seiner Helfershelfer, vereinigte General-Conföderation der Dissiden-
1768 ten und den schwachen König am 29. Februar 1768 eine Gegen-Conföderation bildete, welche ihren Sitz in der kleinen Stadt Bar in Podolien, in der Nähe von Kameniek, nur 7 Stunden von der türkischen Grenze, aufschlug. Die Krasinski, Pulawski, Potocki, im Ganzen nur acht Patrioten, machten den ersten Stamm derselben aus, um den sich jedoch bald 300 gleichgesinnte Edelleute aus der Umgegend sammelten. Die Entthronung des Königs und die Wiederherstellung der polnischen Freiheit nach Vertreibung der Russen war ihr offen ausgesprochener Zweck [1]).

Ein Verzweiflungskampf der erbittertsten Art war davon

T. VI, p. 13: „Bientôt dix mille Russes s'approchèrent de Varsovie, tandisque sur les frontières de la Pologne, les troupes prussiennes faisaient des démonstrations qui pouvaient faire penser à ces républicains, ainsi qu'aux puissances étrangères, que ceux qui voudraient s'ingérer dans l'affaire de cette élection contre la volonté de la Russie et de la Prusse, trouveraient à qui parler, et feraient bien d'y penser plus d'une fois."

1) Rulhière, Hist. de l'anarchie de Pologne, T. III, p. 13 fg.

die unvermeidliche Folge. Er mußte die Kräfte beider Parteien um so mehr erschöpfen, da sein vernichtender Charakter das unglückliche Land in immer tieferes Elend versenkte. Beide waren genöthigt, sich nach fremder Hülfe umzuthun. Der schwache König warf sich ganz in die Arme Rußlands, und setzte es mit Repnin durch, daß der zu Warschau versammelte Reichstag der Dissidenten selbst von der Kaiserin Verstärkung ihrer Truppen in Polen verlangte, während die Patrioten von Bar ihre Blicke und ihre Bitten abermals nach Constantinopel und zu den Tataren wandten.

Die Pforte zeigte aber auch jetzt noch wenig Neigung, ihrem Ansinnen um Hülfe Gehör zu geben. Sie war ja schwach genug gewesen, gleich nach der Wahl Poniatowsky's den Bevollmächtigten der Patrioten, Stankiewicz, zwar höflich, aber ohne irgend befriedigenden Bescheid zu entlassen und dagegen nach Jahresfrist den Abgesandten des neuen Königs, Alexandrowicz, wenn auch kalt, doch in allen Ehren bei sich aufzunehmen. Ganz im Geiste ihrer zweideutigen und haltungslosen Politik gab sie dann zwar dem französischem und dem kaiserlichen Gesandten die ausdrückliche Versicherung, daß die Zulassung desselben keineswegs die Anerkennung des Königs in sich schließen solle; bald aber hatte sie sich dem dringenden Zureden der Vertreter Rußlands und Preußens so weit gefügt, daß sie die verlangte Anerkennung nicht mehr zu verweigern wagte, ohne jedoch das Verweilen eines stehenden Geschäftsträgers des Königs in Constantinopel zu gestatten [1].

Seitdem war freilich namentlich Graf von Vergennes nicht müde geworden, durch die eindringliche Schilderung der Gefahren, welche die Festsetzung und die Ausbreitung der Macht Rußlands in Polen am Ende auch dem osmanischen Reiche bringen müsse, den Diwan zu entschiedenerem Auftreten zu vermögen. Er konnte aber jetzt um so weniger etwas durchsetzen, da die Pforte, abgesehen von ihrem einmal angenommenen Systeme passiver Ruhe, im Stillen auch noch

1) Depesche des Grafen von Vergennes vom 25 Juli 1765, bei Hammer a. a. O., S. 278.

den Wunsch gehegt zu haben scheint, daß Polen lieber in diesem Zustande der Anarchie und der davon unzertrennlichen Schwäche verharren möge, als daß es nach hergestellter Ordnung wieder zu jener Kraft und Selbständigkeit gelange, welche am Ersten dem osmanischen Reiche gefahrbringend werden könne. Vergebens hob dagegen Vergennes mit besonderem Nachdrucke heraus, daß die Gefahr für dasselbe noch weit größer sein würde, wenn sich eine Macht wie Rußland in Polen festsetzen sollte, welches dann von da aus seine längst gehegten Eroberungspläne nur um so bequemer verwirklichen könne. Das sahen wol auch die Weisen des Diwans ein, fanden es aber doch für gut, sich mit ihrer Feigheit immer wieder auf die Behauptung zurückzuziehen, es werde jedenfalls noch Zeit sein, dem überwiegenden Einflusse Rußlands dort Grenzen zu setzen, sobald es sich wirklich in den Sinn kommen lassen sollte, die Eroberung Polens zu vollenden [1]).

Zunächst lief daher Alles auf einen unfruchtbaren Notenwechsel zwischen der Pforte und den beiden Vertretern Rußlands und Preußens hinaus, welcher vorzüglich erst seit dem Jahre 1767 etwas lebendiger geworden zu sein scheint. Man kam dabei auf der einen Seite immer wieder auf das Verlangen, die russischen Truppen aus Polen zu entfernen, und die Beschwerden über vertragswidrigen Festungsbau in den Grenzländern u. s. w., auf der anderen auf die leidige Ausrede zurück, daß Rußland und Preußen nur zur Behauptung ihrer Ehre und der Freiheit Polens dort Truppen hätten einrücken lassen; man denke gar nicht daran, etwa Eroberungen machen zu wollen; der Festungsbau sei nicht gegen die be-

1) Über diese seine diplomatische Thätigkeit spricht sich Vergennes selbst am besten in seinem mehrerwähnten Mémoire ect. aus: „Aussi prévenus qu'ils le sont (les Turcs) que les puissances chrétiennes ne peuvent pas leur vouloir plus de bien qu'ils ne leur en veulent eux-mêmes, ils appréhenderoient, si la Pologne pouvoit regagner de la force et de la consistance, que ses efforts et ses vues ne portassent contre l'empire ottoman" a. a. O., S. 126. Und dann ferner S. 128: „La Porte voyoit le mal, et elle en craignoit les suites; mais, concentrée dans le goût du repos, elle répugnoit au remede, qu'on lui indiquoit." Daselbst noch S. 132.

stehenden Verträge, welche man aufrechtzuerhalten fest entschlossen sei, und in keinem Falle wolle man deshalb die Freundschaft mit der Pforte gestört wissen [1]).

Man war also auf dieser Bahn diplomatischer Gleisnerei noch keinen Schritt weiter gekommen, als im Frühjahre 1768 der Hülferuf der von den Russen hart bedrängten Conföderirten zu Bar die Pforte in eine immer peinlichere Lage hineindrängte. Denn im Diwan behauptete die Friedenspartei, obgleich der Sultan selbst schon wiederholt seinem Unmuthe gegen Rußland Luft gemacht hatte und zum Kriege entschlossen schien, doch noch immer die Oberhand. Für russisches Geld — die Kaiserin soll um diese Zeit 40,000 Dukaten nach Constantinopel geschickt haben [2]) — wollte sie sich lieber noch eine Demüthigung gefallen lassen, als gegen die Dissidenten zu den Waffen greifen, denen die allgemeinere Stimmung, wie wenigstens Vergennes behauptet, ohnehin günstiger war, als den katholischen Conföderirten von Bar [3]). 1768

Die Anträge der Letzteren, welche Schutz und — das war die Hauptsache — Truppen und Geld verlangten, wurden daher anfangs noch sehr kalt aufgenommen. Am 5. April erneuerte der Reis-Efendi dem russischen Residenten Obreskow nochmals die mündliche und schriftliche Versicherung, daß die Pforte es unter ihrer Würde halte, sich mit diesen „Friedensstörern" einzulassen, geschweige denn ihnen Hülfe zu leisten. Und zum Beweise, daß es damit ernstlich gemeint sei, erhielten die Paschas von Bender und Choczim, der Chan der Krim und der Fürst der Moldau gemessene Befehle, sich aller Unterstützung der polnischen „Rebellen" zu enthalten und namentlich ihren Übertritt auf osmanisches Gebiet nicht zu dulden.

Bald darauf machte sich jedoch, obgleich auch Rußland eifrig bemüht war, für jetzt noch den Frieden zu erhalten, in

1) Eine Übersicht des damaligen diplomatischen, sehr lebendigen Notenwechsels gibt Hammer a. a. O., S. 540.

2) Rulhière a. a. O., S. 40.

3) Vergennes, Mémoire, p. 131: „Pour tout dire, la cause des dissidens leur paroissoit plus juste que celle de leurs adversaires."

der öffentlichen Stimmung und im Diwan ein bedeutender Umschwung zu Gunsten der Kriegspartei und der Conföderirten bemerklich. Die unermüdlichen Vorstellungen des Grafen von Vergennes trugen am Ende doch über die falschen Vorspiegelungen Obreskow's den Sieg davon; und wenn russisches Geld bei der Haltung des Diwans noch immer ein mächtiger Hebel war, so blieben auf der anderen Seite doch auch die Kleinodien, welchen die Frauen der polnischen Patrioten in den Gemächern des großherrlichen Harems Eingang zu verschaffen wußten, gewiß nicht ohne Wirkung [1]). Die Macht der Ereignisse that das Übrige.

Ungeachtet des strengen Befehls der Pforte, den Rebellen auf osmanischem Boden keine Freistatt zu gewähren, hatten sie doch, von den Russen in die Enge getrieben, schon mehr wie einmal ihr Heil in der Flucht nach der Moldau und Bessarabien gesucht. Gebietsverletzungen durch die nachsetzenden russischen Truppen waren dabei unvermeidlich. Fast ganz Constantinopel gerieth in Aufruhr, als dort um die Mitte des Juli die Nachricht eintraf, daß ein Haufe zaporogischer Kosaken, mit russischen Truppen vereinigt, die kleine dem Tataren-Chan gehörige, an der Grenze von Bessarabien, auf osmanischem Gebiete gelegene Stadt Balta überfallen, ausgeplündert und, nach einem entsetzlichen Blutbade unter den wehrlosen Einwohnern, zum guten Theil Osmanen, beinahe gänzlich in Asche gelegt hatte. Man wollte freilich wissen, daß dieser Gewaltstreich eigentlich nur den absichtlichen Aufreizungen der Conföderirten durch französische Emissäre zuzuschreiben sei, welche auf diese Weise den endlichen Bruch zwischen Rußland und der Pforte hätten unvermeidlich machen wollen. War dies wirklich an dem, so wurde der Zweck nicht verfehlt.

Hätte man der augenblicklichen Aufregung, dem Geschrei der Janitscharen und dem Unwillen des Großherrn selbst nachgegeben, so würde die Kriegserklärung an Rußland sofort

1) Rulhière a. a. O., S. 93: „Un grand nombre de dames polonaises envoyaient en Turquie, en présent aux sultanes, tous leurs bijoux, tous leurs effets."

erfolgt sein. Noch einmal gelang es indessen Obreskow durch seinen Einfluß auf die Friedenspartei im Diwan, an deren Spitze der Großwesir Muhsinsade selbst stand, wenigstens einen Aufschub für die definitive Entscheidung zu erlangen. Der Unfug zu Balta, versicherte er, sei nicht von den Russen, sondern von einem Haufen zusammengelaufener Bauern aus der Ukräne verübt worden; er werde von seiner Regierung nicht nur nicht gutgeheißen, sondern auch an den Urhebern streng geahndet werden.

Und allerdings hatte auch die Kaiserin, der es jetzt vor Allem noch darum zu thun war, erst die Unterjochung Polens zu vollenden, sogleich auf die erste Nachricht von der Zerstörung von Balta, in diesem Sinne ein Manifest erlassen, dessen Hauptzweck kein anderer war, als den Zorn der Pforte zu beschwichtigen. Darin wurde die Schuld vorzüglich auf die Unbestimmtheit der noch nicht genug geregelten Grenzen geworfen; 200 zaporogische Kosaken sollten der Pforte gleichsam als Sühnopfer preisgegeben und alle russische Truppen von der osmanischen Grenze zurückgezogen werden. Für die gänzliche Räumung Polens von denselben, welche der aufgelöste Zustand des Landes augenblicklich noch nicht zulasse, wurde nur noch eine kurze Frist verlangt[1]).

Bevor jedoch dieses Manifest nach Constantinopel gelangte, hatten dort die Dinge schon eine entschiedenere Wendung genommen. Die fortdauernde Verstärkung der russischen Truppen in Polen und der Fall von Krakau, welches nach sechswöchentlicher Belagerung in der Nacht vom 17. auf den 18. August von den Russen mit Sturm genommen wurde, gaben den Emissären der Conföderirten, mit dem französischen Gesandten im Bunde, die erwünschte Gelegenheit, die Friedenspartei im Diwan endlich zu stürzen. Der Großwesir Muhsinsade wurde am 5. September entsetzt und nach Tenedos in die Verbannung geschickt. An seiner Stelle erhielt der kriegerisch gesinnte Statthalter von Aidin, Hamsa-Pascha, das Reichssiegel. Die Kriegserklärung an Rußland, welche vorher schon durch ein im Geheimen erlassenes Fetwa

1) Rulhière, S. 98—106.

des Mufti gutgeheißen worden war, wurde nach seiner am 22. September erfolgten Ankunft in Constantinopel, ganz im Sinne Sultan Mustafa's, sein erstes und vorzüglichstes Geschäft.

Bereits am 4. October wurde sie in einem großen Diwan, nachdem die letzten Bedenken der Friedenspartei zu Boden geschlagen worden waren, zum unabänderlichen Beschlusse erhoben, und zwei Tage später fand zwischen dem Großwesir und Obreskow jener heftige Wortwechsel statt, welcher den Bruch vollends unheilbar machte. Die Forderungen, welche die Pforte jetzt stellte, waren allerdings auch der Art, daß sie von Rußland nicht mehr gewährt werden konnten. Denn die Kaiserin sollte sich, unter der Garantie der vier mit ihr verbündeten Mächte, Dänemark, Schweden, England und Preußen, förmlich verpflichten, fernerhin von aller und jeder Einmischung in die polnischen Angelegenheiten, namentlich die Königswahl, abzustehen, den Freiheiten Polens in keiner Weise mehr zu nahe treten und ihre Truppen sofort gänzlich aus diesem Lande zurückziehen.

Als nun Obreskow, nach der Pforte berufen, am 6. October mit seinem Gefolge in der feierlichen Audienz beim Großwesir erschien und ihm zunächst zu seiner Erhebung Glück wünschen wollte, ließ ihn dieser kaum zu Worte kommen. „Ich habe Euch hierher beschieden," fiel er ihm sogleich mit barscher Stimme in die Rede, „um eine Angelegenheit zu Ende zu führen, welche sich schon viel zu lange so hingeschleppt hat. Es handelt sich jetzt nicht mehr um Conferenzen, deren wir genug gehabt haben, um einzusehen, daß Ihr uns nur immer mit trügerischen Vorspiegelungen hinhaltet, welche nie erfüllt worden sind. Habt Ihr Euch nicht — und dabei zog er einen von dem Residenten im Jahre 1764 darüber ausgestellten Revers aus dem Busen — bereits vor vier Jahren im Namen Eurer Kaiserin verpflichtet, daß sie höchstens 7000 M. ohne Geschütz und zwar nur noch kurze Zeit in Polen lassen wollte, und habt Ihr deren jetzt nicht 30,000 dort?" — Etwa 25,000, erwiderte Obreskow nicht ohne Zagen. — „Verräther! gestehst du also deine Treulosigkeit nicht selbst ein, und errötheſt du nicht vor Gott

und Menschen über die Gräuel, welche eure Truppen in einem Lande verübt haben und noch verüben, welches Euch nicht gehört? — Habt Ihr nicht mit Euren Kanonen einen Palast des Chans der Tataren in den Grund geschossen?"

In demselben Tone verlangte er dann noch von ihm, daß er sich auf der Stelle, im Verein mit den vier genannten Mächten, dafür verbürgen solle, daß die russischen Truppen ohne Aufschub aus Polen zurückgezogen würden. Dazu, entgegnete Obreskow, sei er nicht ermächtiget. — So zeige er, der Großwesir, ihm hiermit an, daß sein Herr, der unbesiegbare Sultan, sich in die Nothwendigkeit versetzt sehe, der Kaiserin den Krieg zu erklären. Und gleich darauf ließ er ihn, auf Befehl des Großherrn, aus dem Audienzsaale hinweg mit zehn Personen seines Gefolges ohne weiteres nach den Sieben Thürmen abführen, wo er fortan als Staatsgefangener in strenger Haft gehalten wurde [1]).

Ein gleich darauf den Vertretern der europäischen Mächte mitgetheiltes Manifest, in welchem nochmals alle Beschwerden der Pforte gegen Rußland, von der gewaltsamen polnischen Königswahl bis zu dem Überfalle von Balta, aufgezählt waren, sollte diesen entscheidenden Schritt vor den Augen der Welt rechtfertigen [2]). Die Kaiserin Katharina blieb die Antwort darauf nicht schuldig. Unter dem 18. November erließ sie ein Gegenmanifest, worin sie ihr Verhalten gegen Polen, auf Grund des den Dissidenten vertragsmäßig zu gewährenden Schutzes, als durchaus gerechtfertigt hinstellen, dagegen die Schuld des Bruches einzig und allein auf die Habsucht und Treulosigkeit der Pforte zurückwerfen wollte, welche sich vorzüglich nur deshalb mit den Conföderirten von Bar eingelassen habe, weil sie ihr die Oberherrschaft über ganz Podolien und die polnische Ukräne in Aussicht gestellt haben. Die Welt werde mithin erkennen, daß die Kaiserin nicht nur der

1) Rulhière a. a. O., S. 107 fg. und „Précis de l'audience du Grand-Vésir à Mr. Obreskoff, Résident de Russie, le 6 Octobre 1768, bei Hammer a. a. O., S. 547.

2) Dieses Manifest: „Traduzione del manifesto dato dalla fulgida Porta in ordine alla guerra coi Russi" gibt Hammer a. a. O., S. 549.

Pforte nicht den geringsten Anlaß zum Kriege gegeben, sondern auch nichts versäumt habe, durch Nachgiebigkeit den Frieden zu erhalten. Im Übrigen stelle sie ihr Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache und Gottes Beistand, welcher den Stolz ihrer eidbrüchigen Feinde demüthigen und ihr zur Ehre seines heiligen Namens bald einen vortheilhaften Frieden verleihen werde [1]).

Groß waren natürlich die Erwartungen, welche vor Allem die Conföderirten von Bar an diese Wendung der Dinge knüpften. Ohne ihnen indessen auf ihre fortgesetzten Bemühungen, die Pforte zu sofortigem thätigen Einschreiten zu ihren Gunsten zu vermögen, sogleich bestimmte Zusicherungen zu geben, beschränkte sich der Großwesir darauf, sie in einem Schreiben vom 28. October, worin er auch ihnen die Gründe und den Verlauf des Bruches mit Rußland genau auseinandersetzte, nochmals zu Einigkeit, Muth und Ausdauer in dem bevorstehenden Kampfe zu ermahnen. Die Vertreibung der Russen und die Herstellung der alten Kraft und des alten Glanzes ihres Vaterlandes durch die einmüthige Wahl eines neuen Königs wurde ihnen dabei als letztes Ziel vor Augen gestellt. Sie sollten nur den Rathschlägen der Pforte Gehör geben, zu diesem Zwecke zunächst mit dem Chan der Krim, dem Fürsten der Moldau, den Statthaltern von Bender und Choczim und den übrigen osmanischen Befehlshabern an den Grenzen in genauen Verkehr treten, und die Pforte, welche im künftigem Frühjahre den Krieg beginnen werde, durch beständige Mittheilungen über den weiteren Verlauf der Dinge in den Stand setzen, ihre Interessen, gemäß den aufrichtigen und freundlichen Gesinnungen, welche sie für sie hege, auch fernerhin wahrzunehmen [2]).

Was nun das Verhalten der übrigen Mächte betrifft, so zeigte keine einzige Lust und Neigung, sich an dem bevor-

1) Das Manifest der Kaiserin wird vollständig in deutscher Sprache gegeben: „Geschichte des gegenwärtigen Krieges zwischen Rußland, Polen und der Ottomanischen Pforte", Frankfurt und Leipzig 1771, Th. IV, S. 42—51.

2) Hammer a. a. O., S. 319 und die betreffenden Actenstücke, S. 551—559.

stehenden Kampfe thätiger betheiligen zu wollen. Von einer Quadrupelalliance zwischen Rußland, Österreich, Preußen und England zu diesem Zwecke war zwar die Rede, sie kam aber gar nicht zu Stande, und ihre Thätigkeit blieb daher zunächst darauf beschränkt, daß sie der Pforte je für sich ihre Vermittelung anboten und sich, jedoch vergeblich, für die Freilassung des Herrn von Obreskow verwandten, welcher sich über die schlechte Behandlung die er, anfangs wenigstens, in den Sieben Thürmen zu erdulden hatte, bitter beklagte.

Österreich, an dessen Haltung der Pforte natürlich am meisten gelegen war, und welches sie deshalb durch kluge Fügsamkeit in allen von seiner Seite sonst gestellten Forderungen für sich zu gewinnen suchte, gab ihr außerdem noch die ausdrückliche Versicherung, daß es sich, dem bestehenden ewigen Frieden zufolge, ganz neutral verhalten werde. Wenn aber das Cabinet von Wien in diesem Sinne weit entfernt war, Rußland, dessen wachsende Macht in Polen ihm schon sehr unbequem zu werden anfing, irgendwie seinen Beistand angedeihen zu lassen, so fand es dasselbe doch auch angemessen, den wiederholten dringenden Gesuchen der Confödérirten jede Berücksichtigung zu versagen [1]).

Selbst Frankreich, welches doch das Kriegsfeuer auf jede Weise geschürt hatte, nahm nun eine sehr friedliche Haltung an. Graf von Vergennes, welchen der Herzog von Choiseul, wegen seiner geheimen Correspondenz längst schon in üblem Verdachte hatte, war bereits im Sommer des Jahres 1768 abberufen worden [2]); und der erste Schritt, welchen sein 1768
Nachfolger, Guignaut, Graf von St. Priest, nach seiner im November erfolgten Ankunft in Constantinopel that, war, daß auch er die Vermittlung seiner Regierung anbot, von welcher die Pforte nun aber nichts mehr hören wollte. Ebenso haben auch die kleineren Mächte der Pforte die Versicherung

1) Nach den hierher gehörigen Depeschen, bei Hammer a. a. O., S. 320—326.

2) Über die Abberufung des Grafen von Vergennes heißt es: „Politique de tous les Cabinets, T. I, p. 87: „M. de Vergennes avoit été rappelé de Constantinople, parce que M. de Choiseul avoit eu des soupçons de la correspondance qu'il suivoit."

ſtrenger Neutralität, wie namentlich Holland, Dänemark, Schweden, Neapel und Venedig, welches froh war, durch die endliche Unterdrückung des Aufſtandes der Montenegriner, unter dem kleinen Stephan, von dieſer Seite wieder Ruhe zu erhalten [1]).

Nach erfolgter Kriegserklärung wurden übrigens von beiden Theilen die Rüſtungen ſogleich mit größtem Eifer betrieben, ſowol zu Land wie zur See. Wie ſehr hätte aber Rußland bei dem mislichen Zuſtand ſeiner bewaffneten Macht noch einen Aufſchub dieſes ſchweren Krieges gewünſcht! Wir wollen darauf hier nicht näher eingehen. Die lebendigen Schilderungen zweier fremden Offiziere, des Grafen Henkel von Donnersmark und des Oberſten von Falkenſkiold, welche beide an dem Kriege theilnahmen, laſſen uns deutlich genug erkennen, wie ſchwer es der Kaiſerin werden mochte, dieſen Kampf mit der Pforte aufzunehmen, während ſie ihre beſten Streitkräfte noch in Polen brauchte [2]). Nur die bekannte Schwäche des Feindes, mit welchem ſie ſich meſſen ſollte, konnte ſie bis zur Hoffnung des leichten Sieges ermuthigen.

Auch die Pforte ſcheute nun freilich kein Opfer, um den alten Waffenruhm diesmal noch zu retten. Selbſt Sultan Muſtafa that, ſo ſchwer es ihm auch werden mochte, ſeine Kasna auf, um die ſeit Jahren dort ſorgſam verwahrten Schätze auf die Rüſtungen zu verwenden. Dem Defterdar wurden zu dieſem Zwecke ſofort $8\frac{1}{2}$ Millionen Piaſter zur Verfügung geſtellt, und $\frac{1}{2}$ Million betrug außerdem die zum Ankauf des nöthigen Schlachtviehes beſtimmte Summe. Im ganzen Reiche wurde der Heerbann für nächſtes Frühjahr aufgeboten und die beſoldete Armee möglichſt verſtärkt. Di

1) Über das Verhalten der Venetianer bei dem Aufſtande de Montenegriner gibt namentlich auch die bereits erwähnte Schrift: Stie pan Mali ou Stefano Picolo, etc. intereſſante Aufſchlüſſe.

2) Militäriſcher Nachlaß des königlich preußiſchen Generallieutenan Victor Amadeus Grafen Henkel von Donnersmark, heraus gegeben von Karl Zabeler, Th. II, Abth. II, S. 1—102, un Mémoires de M. de Falckenskiold, Paris 1826, p. 17 fg.

Regsamkeit in den Arsenalen und auf den Werften erinnerte an die ruhmvollsten Tage osmanischer Vorzeit.

So brachte man in kurzem allerdings wol ein Heer von mehr denn 100,000 M. auf. Aber in welchem Zustande! Der 30jährige Friede hatte gar Vieles ins Stocken gebracht und vernichtet, was sich selbst mit dem besten Willen und schweren Summen nicht mehr in Gang bringen und herstellen ließ. So wie früher Bonneval mit seinen Reformen des Heerwesens nicht durchgedrungen war, so blieben jetzt die Bemühungen des Baron von Tott zu gleichem Zwecke fast völlig fruchtlos. Denn die Elemente dazu waren nicht mehr vorhanden. Es fehlte an kriegerischem Geiste, an Ordnung und Disciplin, an einem tüchtigen Systeme der Kriegführung und der Verpflegung des Heeres, an kriegserfahrenen Männern und vor Allem an erprobten Heerführern.

Der Großwesir Mohammed Emin, welchem Hamsa-Pascha wegen seiner maßlosen Verschwendungen schon nach zwei Monaten den Platz räumen mußte, war nichts weniger als ein Feldherr, und unterzog sich nur mit Widerwillen den Beschwerden eines mühevollen Feldzuges. Hatte man früher mit dem Entschlusse zum Kriege nur zu lange gezögert, so wurde nun bei der Ausführung Vieles übereilt und überstürzt. Und dennoch ließ man den Russen nach der Kriegserklärung noch sechs volle Monate Zeit zu ihren Rüstungen, ehe sich nur das Heer nach der Donau hin in Bewegung setzte. Niemand hat diese und andere Mängel mit mehr einschneidender Wahrheit und schonungsloser sarkastischer Schärfe gerügt, als Resmi Efendi in seinen „Wesentlichen Betrachtungen." Leichtfertige Leute, meint er, welche den Feldzug für einen Spaziergang, für ein Kinderspiel hielten, welches in sechs Monaten siegreich beendigt sein würde, gab es freilich genug; aber keine Helden, keine Männer der That und der Einsicht, welche den Ausgang der Sachen mit Vorbedacht überlegt hätten [1]).

1) Resmi Efendi, Wesentliche Betrachtungen übersetzt von Diez, S. 70 fg. Man darf dabei jedoch nicht aus dem Auge lassen, daß Resmi ein Hauptvertreter der Friedenspartei war. Seine Schrift

Unter diesen Umständen setzte man im Diwan freilich nicht geringe Hoffnungen auf die Hülfe der Tataren. Ihr heldenmüthiger Führer, der Chan Krim-Girai, ein entschiedener Russenfeind, welcher im Jahre 1763 nach Rhodos verwiesen worden war, wurde daher jetzt wieder herbeigezogen und aufs neue mit der Herrschaft der Krim belehnt. Man bewilligte ihm sofort zwei Millionen Piaster zur Ausrüstung und 40,000 Dukaten als Ehrensold. Als Vorläufer der Osmanen sollte er mit seinen Horden, wie immer, den Krieg beginnen, den wir nun in seinen Hauptmomenten bis zum Abschlusse des für die Pforte so verhängnißvollen Friedens von Kutschuk-Kainardsche verfolgen wollen.

Drittes Capitel.

Der russisch-türkische Krieg und der Friede zu Kutschuk-Kainardsche von 1769—1774.

---

1) Die Ereignisse bis zum Untergang der osmanischen Flotte bei Tschesme und der Schlacht am Kaghul im Jahre 1770.

Krim-Girai hatte, nachdem er sich mit Sultan Mustafa persönlich über den Feldzugsplan verständigt hatte, mit

ist daher im eigentlichsten Sinne des Wortes Parteischrift, und würde als solche, eine merkwürdige Erscheinung in der politischen Literatur der Osmanen, den giftigsten Publicisten West-Europas in unseren Tagen Ehre machen. Auch Friedrich d. Gr. (Mémoires de 1763 jusqu'à 1775, Oeuvres, Tom. VI, p. 22) hebt besonders die Ungeschicklichkeit der Pforte bei dieser Kriegserklärung hervor, indem er sagt: „Ces gens ne savaient faire ni la paix ni la guerre; ils précipitèrent maladroitement cette déclaration; c'était plutôt un avertissement qu'ils donnaient aux Russes de se préparer pendant l'hiver à pouvoir résister aux forces ottomanes, dont ils seraient attaqués le printemps d'après."

Ehren und werthvollen Geschenken überhäuft, Constantinopel noch vor Ausgang des Jahres 1768 wieder verlassen, um nach Bessarabien zu eilen, wo etwa 100,000 Tataren und 1500 Polen von der Partei der Conföderirten, zu denen dann noch 10,000 Sipahis stießen, seiner zum Einbruch in Neuserbien harrten.

Bereits in den ersten Tagen des Januar 1769, mitten 1769
im strengsten Winter, setzte er an ihrer Spitze von Kauschan aus über die Eisdecke des Dniester und theilte zu Balta sein Heer in drei Haufen, von denen zwei, unter dem Kalgha und Nurreddin, nach dem Flußgebiete des Bug und des Dnieper streiften, während der dritte, unter seiner eignen Führung, weiter in das Land der Zaporoger und in Neuserbien vordrang. Baron von Tott, welcher sich als französischer Emissär beständig in der Nähe des Chans befand, hat uns die Beschwerden und die Resultate dieses Verheerungszuges in seinen interessanten Einzelnheiten mit ergreifender Lebendigkeit geschildert [1]).

Er war von allen Gräueln barbarischer Verwüstung begleitet. Balta wurde von den Sipahis, einem zügellosen Haufen, welcher den Vortrab bildete und es in Raublust und Unmenschlichkeit selbst den Tataren zuvorthat, vollends in Asche gelegt. Dann ging die Verheerung nach allen Richtungen hin weit in das Land hinein. Fast alle Dörfer in den Grenzdistrikten, mehr denn 150, wurden mit Feuer und Schwert zerstört und nahe an 40,000 Menschen sammt ihren Heerden, über 100,000 Stück Vieh, binnen sechs Wochen als Beute in die Sklaverei geschleppt. Von Feinden war nirgends etwas zu sehen. Die wenigen festen Plätze, vor denen sich kleine Abtheilungen russischer Truppen zeigten, wie namentlich das Fort Elisabeth, wagte man nicht anzugreifen. Desto mehr hatte man von Entbehrungen und der entsetzlichen Kälte zu leiden. An einem einzigen Tage erlagen 3000 Menschen und ebenso viel Pferde der Gewalt des unerbittlichen Elements. Man mußte nothgedrungen den Rückzug nach Bessarabien und auf Bender antreten, wo der Chan seine Horden entließ,

1) Tott, Mémoires, Tom. II, p. 131—201.

während er selbst in seinem Serai zu Kauschan Ruhe und Erholung suchte. Kaum war er aber dort angelangt, als er einer tödtlichen Krankheit erlag, angeblich infolge von Gift, welches ihm sein Arzt, ein russischer Emissär, beigebracht haben soll [1]).

Die Bestürzung über diesen Todesfall war in Constantinopel um so größer, da man dort bei der Fortsetzung des Krieges auf die Tapferkeit und Umsicht Krim-Girai's, welchen Resmi Efendi geradezu den letzten Helden der Tataren nennt, die größten Hoffnungen gesetzt hatte. Am wenigsten war sein Nachfolger Dewlet-Girai geeignet, diese zu verwirklichen. Sein unerwartetes Ende galt daher auch allen Einsichtigen als ein erster Schlag des misgünstigen Geschickes in diesem verhängnißvollen Kriege. Denn allerdings hatte dieser erste Einbruch der Tataren und der Name ihres heldenmüthigen Führers ganz Rußland bis in die Mauern von Moskau mit Schrecken erfüllt. Man war in der größten Besorgniß, daß der Chan in der besseren Jahreszeit mit seiner ganzen Macht in Polen eindringen werde [2]).

Niemand war aber sicherlich weniger dazu gemacht, Das, was durch seinen Tod verloren ging, durch entschlossene und geschickte Kriegführung schnell wieder einzubringen, als der Großwesir Emin Pascha. Erst zu Ende März hielt er seinen feierlichen Auszug mit der heiligen Fahne des Propheten nach dem Lager von Daud-Pascha, wobei es mit dem kaiserlichen Internuntius Brognard, dessen Familie sich unklugerweise an diesem jedem Christenauge verpönten Schauspiele ergötzen wollte, zu sehr ärgerlichen Scenen kam. Obgleich die Sache, bei der damaligen Fügsamkeit der Pforte gegen Oesterreich, auf diplomatischem Wege leicht ausgeglichen wurde, so nahm sich der arme Mann dieselbe doch so zu Herzen, daß er kurz darauf tödtlich vom Schlage getroffen wurde. Freiherr von Thugut war sein Nachfolger.

Von Adrianopel aus bewegte sich das Heer so langsam nach der Donau hin, daß noch nicht einmal Isakdschi erreicht

1) Tott a. a. O., S. 198 und Rulhière a. a. O., S. 126.

2) Rulhière, S. 111 und Resmi Efendi a. a. O., S. 103.

war, als die Russen, bereits am 30. April, ihren ersten Angriff auf Choczim versucht hatten, welches von 12,000 M. vertheidigt wurde, während ein Beobachtungscorps von 20,000 M. in seiner Nähe stand. An der Spitze von 63,000 M. war Fürst Alexander Michailowitsch Galitzin vor dieser Festung erschienen, aber von einem 20,000 M. starken Entsatzungscorps nach nur dreitägigem Verweilen vor derselben abgeschlagen und zum Rückzug über den Dniester genöthigt worden.

Nur zu voreilig wurde dieser erste glückliche Schlag zu Constantinopel als ein entscheidender Sieg betrachtet und gefeiert, während er doch nur dazu beitrug, den Großwesir in seinen Entschlüssen noch zaghafter und sorgloser zu machen. Als er endlich vor Isakdschi nach der Ebene von Kartal übergesetzt war, wurde im Kriegsrathe noch lange darüber hin- und hergestritten, ob man sich erst nach Choczim oder Bender wenden solle. Endlich entschied man sich, obgleich auf diesem Wege nicht im Geringsten für die Verpflegung des Heeres gesorgt war, für das Letztere, sodaß den Russen Zeit und Freiheit gelassen wurde, im Juli zum zweiten Male über den Dniester zu setzen und Choczim anzugreifen. Aber auch diesmal sollte der Schlag noch nicht gelingen.

Denn der Großwesir, welcher nun selbst wieder nach Chandepe zurückkehrte, bot sogleich den Chan der Tataren gegen Choczim hin auf, wo er, in Verbindung mit dem von der Hauptarmee entsendeten 30,000 M. starken Entsatzungscorps, unter Moldawandschi Ali-Pascha, die Russen abermals glücklich über den Dniester hinüberdrängte. Daß indessen während des Sommers nicht noch mehr geschehen war, und der Großwesir, anstatt die beste Zeit mit seinem nutzlosen Zuge nach Bender zu vergeuden, nicht gewagt hatte, die Russen sogleich in ihrem Lager jenseits des Dniester anzugreifen, wurde ihm, neben seiner allbekannten Unfähigkeit, von seinen Gegnern bei dem Sultan sehr hoch angerechnet. Mustafa, welcher den ihm jetzt beigelegten Namen des Glaubenssiegers (Ghasi) durch glänzendere Thaten gerechtfertiget wissen wollte, entzog ihm in der ersten Aufwallung des Zornes das Reichssiegel, und ließ ihm sofort nach seiner

Rückkehr nach Constantinopel zum warnenden Beispiele den Kopf vor die Füße legen. Gleiches Schicksal traf zu derselben Zeit den Fürsten der Moldau, Gregor Callimachi, und den Pfortendolmetsch Nikolaus Drako, beide weil man sie verrätherischen Einverständnisses mit Rußland beschuldigte[1]).

Wäre nun auch nur Moldawandschi Ali-Pascha, welcher zugleich mit dem Reichssiegel den Oberbefehl über die Armee bei Choczim erhielt, in seinen Unternehmungen glücklicher gewesen! Allerdings setzte er im August mit dem größten Theile seiner Truppen wiederholt über den Dniester, um die Russen in ihrem Lager anzugreifen. Nachdem er aber in mehreren Gefechten schon ansehnliche Verluste erlitten hatte, wollte das Unglück, daß sein aus 12,000 M. bestehender Nachtrab durch die von heftigen Regengüssen plötzlich bedeutend angeschwellten Fluthen, welche die zum Übersetzen aufgeschlagene Brücke zerstörten, von der Hauptarmee gänzlich abgeschnitten, in der Nacht vom 17. auf den 18. September von den Russen überfallen und in einem mörderischen Gefechte beinahe gänzlich niedergemacht wurde. Was in dem furchtbaren Gemetzel nicht auf dem Platze blieb, wurde in die Fluthen des Dniester hineingetrieben, in denen noch Tausende von Fliehenden ihren Untergang fanden. Nur Wenige retteten sich in die benachbarten Wälder, wo sie indessen Tags darauf gleichfalls in die Hände der Russen fielen.

Der Schrecken über diese Niederlage war in der Armee der Türken so groß, daß sie ohne weiteres in aufgelöster Flucht nach Isakdschi zurückeilte, wo sie sich zum größten

1) Resmi Efendi, S. 108—119. Auf das Specielle der Kriegsgeschichte wollen wir weder hier noch im Folgenden näher eingehen. Außer in den allgemeineren Werken von Tott und Rulhière finden sich die genauesten Nachrichten darüber in folgenden beiden Werken: „Geschichte des gegenwärtigen Krieges zwischen Rußland, Polen und der ottomanischen Pforte", 34 Theile, Frankfurt und Leipzig 1771—1774 und „Histoire de la guerre entre la Russie et la Turquie et particulièrement de la campagne de 1769", St. Petersbourg 1773, p. 53—130. Namentlich sind in dem letzteren Werke alle Vorgänge bei Choczim mit großer Ausführlichkeit beschrieben und durch gute Karten erläutert. Beide sind jedoch in russischem Sinne geschrieben und deshalb mit Vorsicht zu gebrauchen.

Theile zerstreute. Selbst die Besatzung von Chocsim wurde davon ergriffen und war nicht länger zu halten. Als die Russen sich gleich darauf dieser wichtigen Festung bemächtigten, fanden sie dort nur noch 20 Personen vor. Ein ansehnlicher Vorrath von Munition und Kriegsbedürfnissen, so wie 180 Geschütze fielen unversehrt in ihre Hände [1]).

Die wichtigste Folge dieser Eroberung war, daß nun auch die ganze Moldau, welche schon im Juli dem Fürsten Galitzin durch eine Deputation ihre Unterwerfung unter den Schutz der Kaiserin erklärt hatte, ohne den geringsten Widerstand von den Russen besetzt wurde. Gleich in den nächsten Tagen ging ein Corps von 10,000 M., unter dem Befehle des Baron von Elmpt über den Pruth, und drängte die wenigen dort noch befindlichen feindlichen Truppen fast ohne Kampf überall zurück. Ein Manifest, welches die Herrschaft der Kaiserin Katharina Alexiewna und die Befreiung von dem Joche der Osmanen ankündigte, wurde — so wenigstens nach russischen Berichten — von der ganzen christlichen Bevölkerung mit Jubel begrüßt. Am 26. September (a. St.) hielt Baron von Elmpt in Jassy seinen triumphirenden Einzug, wo er nach einem feierlichen Dankfeste in der Kathedrale die Huldigung der Bojaren in Empfang nahm und sofort im Namen der Kaiserin russische Verwaltung einführte. Die wenigen osmanischen Truppen, welche sich noch hie und da zeigten, wurden von einzelnen kleinen Streifcorps vollends nach der Donau zurückgeworfen [2]).

Auch die Walachei war nun nicht mehr zu retten. Denn auch da hatte sich unter dem Drucke des von der Pforte eingesetzten Hospodars, Gregor Ghika, längst schon eine starke russische Partei gebildet, welche jetzt den Siegern den Weg bahnte. An ihrer Spitze standen der Spatar Cantakuzeno, der Archimandrit von Ardschisch, und der Befehlshaber der arnautischen Leibwache des Fürsten selbst. Ein kleines Corps, welches Graf Rumänzow, nachdem er an der Stelle des Fürsten Galitzin den Oberbefehl über die

1) Histoire de la guerre ect., p. 155—162.

2) Daselbst, S. 167—171.

russische Armee übernommen hatte, bereits im November, unter der Führung des Obersten Karasin, dahin abschickte, wurde von ihnen mit offenen Armen empfangen. Bucharest, die Hauptstadt der Provinz, wurde in der Nacht des 16. November überfallen und nach kurzem Widerstande der schwachen Besatzung besetzt. Den auf der Flucht ergriffenen Hospodar führte man mit seiner Familie und seinem Hofstaate als Gefangenen zuerst nach Jassy und dann nach St. Petersburg ab.

Gleich zu Anfange des nächsten Jahres vollendete hierauf ein größeres russisches Armeecorps, unter den Befehlen des G. L. Stoffeln, die Unterwerfung der Walachei. Ein zur Wiedereroberung von Bucharest zusammengezogenes tür-
1770 kisches Corps wurde von ihm am 4. Februar 1770 bei Dschurdschewo gänzlich geschlagen, worauf auch diese Stadt besetzt und bis auf die Citadelle in Asche gelegt wurde. Siegreich kehrte Stoffeln nach Bucharest zurück, empfing auch hier die Huldigung der Bojaren und der höheren Geistlichkeit, welche ihm in der Kathedrale die Insignien der Fürstenwürde überreichten, und ließ dann im ganzen Lande ein Manifest bekannt machen, welches der Unterwerfung desselben unter russische Botmäßigkeit die letzte Weihe geben sollte.

Kurz darauf begab sich eine aus den vornehmsten geistlichen und weltlichen Würdenträgern gebildete Deputation beider Fürstenthümer nach St. Petersburg, um der Kaiserin selbst nochmals persönlich die Huldigung derselben zu Füßen zu legen. Sie wurde sehr wohlgefällig aufgenommen, am 8. April 1770 in feierlicher Audienz zum Handkusse zugelassen und durch die Versicherung beglückt, daß die Kaiserin, in der Überzeugung, daß sie sich durch ihren Gehorsam, ihren Eifer und ihre Treue des Schutzes derselben würdig machen und nach Kräften dazu beitragen würden, den Feind ihres Reiches und der ganzen Christenheit vollends zu Boden zu werfen, die Privilegien, welche ihnen als Christen zukommen, bestätigen und unter allen Umständen vertheidigen werde[1]).

1) Hist de la guerre. p. 175—182. Die Anrede der Deputation und die darauf ertheilte Antwort werden vollständig gegeben: Geschichte des gegenwärtigen Krieges u. s. w., Theil V, S. 71.

Übrigens war in St. Petersburg der Jubel über solche Erfolge dieses ersten Feldzuges um so größer, da gleichzeitig die russischen Waffen auch in Asien vom Glücke begünstigt worden waren. Die Generale Tottleben und Medem hatten nämlich unterdessen auch einen großen Theil von Armenien, Grusien, Tscherkassien und der Kabardei gleichfalls zur Anerkennung der Oberhoheit der Kaiserin gezwungen [1]).

Im höchsten Grade entmuthigend war dagegen der Eindruck dieser Ereignisse in Constantinopel. Tod und Verderben sollten nun vor Allen die treulosen Bewohner der Moldau und Walachei treffen. Ein Fetwa des Mufti mußte es für gesetzlich erklären, sie überall blutiger Rache zu weihen, ihre Güter einzuziehen und ihre Weiber und Kinder zu Sklaven zu machen. Um so mehr waren sie genöthigt, sich nun ganz in die Arme Rußlands zu werfen, welches unter diesen Umständen gar nicht daran denken konnte, etwa die Hand zu einem, wenn auch noch so vortheilhaften Frieden zu bieten. Denn schon waren ja die umfassendsten Anstalten getroffen worden, im nächsten Feldzuge mit dem fortgesetzten Kriege zu Lande auch eine nachdrückliche Führung des Seekrieges zu verbinden.

Womit sich also seit Jahrhunderten Päpste, Kaiser und Könige bei ihren Plänen zur Vernichtung des osmanischen Reiches, von der Kreuzpredigt Papst Leo's X. bis herab zu der politischen Phantasie des Cardinals Alberoni, von der wir oben gesprochen haben, vergeblich abgemüht hatten, mit den Mitteln aller Mächte der europäischen Christenheit, eine solche Vereinigung des Land- und Seekrieges zu Stande zu bringen, das sollte jetzt durch das Genie einer Frau, mit den Kräften einer einzigen Macht wirklich versucht werden, die nur erst seit kurzem in dem europäischen Concert und in den orientalischen Angelegenheiten so zu sagen eine Stimme führte. Nicht die Pforte allein, nein die ganze Welt sollte durch das überraschende Schauspiel einer russischen Flotte im Mittelmeere und vor den Dardanellen in Erstaunen und Schrecken gesetzt werden. Und was noch mehr war, man sah

1) Gesch. d. gegenw. Krieges, Th. V, S. 66.

es ruhig kommen, that nichts, um es zu hindern, und kümmerte sich, wie es scheint, wenig um die unausbleiblichen Folgen.

Die Vorbereitungen dazu waren in der That längst schon vor aller Augen gemacht worden. Die Rüstungen wurden zu Kronstadt, Reval und Archangel mit größtem Eifer und bedeutenden Kosten betrieben. Sie sollen sich schon zu Ende des Jahres 1769 auf 6 Million Rubel belaufen haben [1]). Geschickte Seeleute zog man aus dem Auslande, namentlich aus England und Holland, herbei. Dänemark verpflichtete sich allein 800 Matrosen zu stellen.

Im Übrigen hing der ganze Plan auf das Innigste mit den traditionellen und weitgreifenden Ideen zusammen, welche damals über die vorgebliche Befreiung der griechisch-christlichen Bevölkerung im osmanischen Reiche von dem Joche des Großtürken am Hofe von St. Petersburg mit besonderer Vorliebe gepflegt wurden. Man weiß, daß namentlich Voltaire damals bereits seine Philosopheme über Völkerbeglückung in das Gewand dieses modernen Philhellenismus gekleidet hatte und nicht nur die Kaiserin Katharina für berufen hielt, sie zur Wahrheit zu machen, sondern auch gar zu gern ihren Bundesgenossen, König Friedrich den Großen, dafür gewonnen und begeistert hätte. Wenn aber die Semiramis des Nordens sich in dergleichen Phantasien gefiel, weil sie dieselben zum bequemen Deckmantel ihrer Eroberungspläne gebrauchen konnte, so wollte dagegen der Held von Roßbach von der Freiheit der Griechen nicht eben sonderlich viel halten. Er theilte im Gegentheil die Meinung Derer, welche da glaubten, daß sie schon viel zu sehr herabgekommen seien, um die Freiheit zu verdienen; und wollte ihm Voltaire einreden, daß die Theilung des osmanischen Reiches, welche freilich mit noch ganz anderen Schwierigkeiten verknüpft gewesen sein würde, als die Zerstückelung Polens, auch ihm eine vortreffliche Gelegenheit bieten würde, sich zu „arrondiren", so mußte er ihm am Ende doch zugeben, daß für ihn der Hafen von Danzig allerdings weit wichtiger

1) Von Sacken's Bericht bei Herrmann, Geschichte des russischen Staates, Bd. V, S. 701.

sei, als der Piräeus, trotz aller seiner classischen Erinnerungen [1]).

Auch im Rathe der Kaiserin fehlte es freilich nicht an einsichtsvollen Männern, welche die Sache ruhiger und kälter ansahen. Die Mehrzahl der Mitglieder des Cabinets soll sich, schon der großen Schwierigkeiten und der bedeutenden Kosten wegen, gegen diesen abenteuerlichen Seezug erklärt haben. Auf Seiten der Kaiserin standen unbedingt nur Graf Tschernitschew und Graf Alexis Orlow, welchem der erste Gedanke der Eroberung Griechenlands von einem venetianischen Nobile eingegeben worden sein soll, und der dann, zum Oberbefehlshaber der Flotte ernannt, auch mit dessen Ausführung betraut ward [2]).

Gewiß ist, daß zu diesem Zwecke schon seit dem Jahre 1765 durch russische Kundschafter und Emissäre in ganz Griechenland, Rumelien, Thessalien, Albanien, Montenegro,

1) Der Briefwechsel zwischen Friedrich d. Gr. und Voltaire aus dieser Zeit (Oeuvres de Frédéric le Gr., Vol. XXIII, Berlin 1853) ist voll von den pikantesten Bemerkungen über diesen interessanten Gegenstand. Noch im November 1772 schrieb Voltaire auf Veranlassung der damals von dem Könige übernommenen Friedensvermittelung zwischen Rußland und der Pforte: „J'aimerais mieux que vous l'aidassiez (l'impératrice) à chasser du Bosphore ces vilains Turcs, ces ennemis des beaux-arts, ces éteignoirs de la belle Grèce. Vous pourriez encore vous accommoder, chemin faisant, de quelque province pour vous arrondir", p. 224. Und dann gleich darauf: „C'est parce que les Turcs ont de très-bons blés, et point de beaux-arts, que je voulais vous voir partager la Turquie avec vos deux associés. Cela ne serait peut-être pas si difficile et il serait assez beau de terminer là votre brillante carrière", p. 225. Der König antwortete ihm aber darauf noch ein Jahr später, unter dem 26. November 1773: „Les Grecs, pour lesquels vous vous intéressez si vivement, sont, dit-on, si avilis, qu'ils ne méritent pas d'être libres", p. 265. Und kurz zuvor meinte Voltaire, daß es mit der Herstellung der atheniischen Demokratie vorerst noch sein Bewenden haben möge, indem er hinzufügt: „Vous préférez le port de Danzig à celui du Pirée; je crois qu'au fond V. M. a raison, et que dans l'état où est l'Europe, ce port de Danzig est bien plus important que l'autre."

2) Von Sacken's Bericht a. a. O., S. 701.

Morea und auf den Inseln des Archipel bis nach Kandia hin Verbindungen angeknüpft worden waren. Überall zeigte sich die christliche Bevölkerung einer Erhebung zu Gunsten Rußlands geneigt; es fehlte ihr nur an Waffen, Pulver und Blei und sonstigen Kriegsbedürfnissen, welche ihr indessen von Orlow versprochen und zum Theil auch wirklich geliefert wurden. Mit den Häuptern der kriegslustigen Mainoten und einiger anderen Landschaften von Morea und Rumelien hatte er erst noch im Jahre 1769 zu Pisa einen förmlichen Vertrag abgeschlossen. Sie versprachen sofort zu den Waffen zu greifen, sobald sich russische Fahnen an ihren Küsten sehen lassen würden, den Befehlen des Oberfeldherrn, den Absichten der Kaiserin gemäß, in jeder Beziehung Folge zu leisten und im voraus für die Verproviantirung seiner Armee und Flotte Sorge zu tragen. Nur rechneten sie dagegen auch auf eine nachdrückliche Unterstützung der Russen, wenn der Aufstand einmal ausgebrochen sein würde [1]).

Jedenfalls ging damals eine erwartungsvolle Bewegung durch alle jene Länder, welche weder der Pforte, noch den übrigen Mächten ein Geheimniß sein konnte. Aber von keiner Seite geschah etwas, sie im Entstehen zu unterdrücken, oder den weitergehenden Plänen Rußlands hindernd entgegenzutreten [2]). Die Pforte besaß dazu keine Mittel, und was die übrigen Mächte betrifft, so hätte z. B. England wol vor allen Ursache gehabt, das Erscheinen einer russischen Seemacht in der Levante mit scheelen Augen anzusehen. Allein weit davon entfernt, ließ das Cabinet von St. James nicht nur die russischen Kriegsschiffe ungestört in die britischen Häfen einlaufen, sondern erklärte auch noch den Höfen von Versailles und Madrid geradezu, daß, wenn sie sich beikommen

1) Geschichte des gegenwärtigen Krieges, Th. V, S. 59.

2) In dieser Beziehung sind namentlich die Schreiben von Interesse, welche über die damals in Constantinopel herrschende Stimmung der Fürst Galitzin an den Fürsten Wolkonski richtete, mitgetheilt von Herrmann a. a. O., S. 696 fg. „L'on sait tout cela ici", heißt es da von den Bewegungen in Griechenland und Morea, et toutes fois on ne sait que faire, pour prévenir un bouleversement entier dans leurs provinces en Europe."

lassen sollten, der russischen Flotte die Einfahrt in das Mittelländische Meer zu wehren, dies von seiner Seite als ein Act der Feindseligkeit gegen England betrachtet werden würde [1]).

Der Herzog von Choiseul legte hierauf zwar dem Cabinet Ludwig's XV. eine Denkschrift vor, worin er die Nothwendigkeit zu beweisen suchte, daß man diese Flotte in den Grund bohren müsse, bevor sie die Meerenge von Gibraltar passirt haben würde; denn dies sei das sicherste Mittel, Frankreichs gesunkenen Einfluß bei der Pforte und in Europa wieder zu heben. Allein der König und die übrigen Minister erklärten sich auf das Entschiedenste gegen diesen kühnen Streich, und hielten es für weiser, die nordische Armada ungestört ihres Weges ziehen zu lassen [2]).

Wie hätten sich aber vollends die kleineren Seemächte des Mittelmeeres, Spanien, Neapel, Toscana, Malta, Venedig, widersetzen sollen, die alle mehr oder weniger dabei ihre Rechnung fanden? Auch sie öffneten den russischen Kriegsschiffen bereitwillig, nur mit einigen Beschränkungen, ihre Häfen und suchten dann aus dem Verkehre mit ihnen so viel wie möglich Vortheil zu ziehen. Namentlich machten dabei die Kaufleute in Livorno und die venetianischen Banquiers glänzende Geschäfte. Denn durch ihre Hände gingen zum größten Theil die ungeheuern Summen, welche Orlow zum Unterhalte seiner Flotte und für seine Verschwendungen überall aufzutreiben suchte. Die russischen Rubel und die venetianischen Zechinen hatten damals gegen den Halbmond ein enges Freundschaftsbündniß geschlossen [3]).

Genug, am 28. Februar 1770 erschien die erste Abtheilung des Geschwaders des Viceadmirals Spiridow, nach- 1770

1) Eton, Tableau de l'Empire Ottoman ect., T. II, p. 166.

2) Politique de tous les Cabinets, T. II, p. 173. Der Herzog von Choiseul theilte diese Denkschrift vertraulich namentlich auch dem spanischen Gesandten Marquis von Fuentes und einigen andern Diplomaten mit, wodurch sie bekannt wurde.

3) Geschichte des gegenwärtigen Krieges, Th. V, S. 53 fg. und Th. VI, S. 24, wo namentlich von den bedeutenden Geschäften die Rede ist, welche bei dieser Gelegenheit in Livorno gemacht wurden, wo Orlow, wie zu Pisa und Florenz, ungeheure Summen aufgehen ließ.

dem es, 12 Linienschiffe, 12 Fregatten und mehrere kleinere Fahrzeuge stark, bereits Ende September 1769 Kronstadt verlassen und auf seiner durch Winterstürme sehr erschwerten Fahrt nacheinander in Hull und Portsmouth, dann in Port Mahon und Malta angelegt hatte, unversehens vor Porto Vitolo, an der Westküste von Cap Matapan. Sie bestand, unter dem Befehle des Grafen Feodor Orlow, nur aus drei Kriegsschiffen und ebensoviel Transportfahrzeugen, welche kaum 500 M. Landungstruppen am Bord hatten. Die ausgesteckte weiße Flagge mit blauem Kreuze, das Erkennungszeichen, brachte unter den zu Tausenden nach dem Ufer strömenden Mainoten die freudigste Bewegung hervor, welche jedoch bei dem Anblicke so schwacher Hülfe sogleich wieder in Trauer und Entmuthigung verkehrt wurde. Erst als Orlow ihnen die Versicherung gegeben hatte, daß bald Verstärkungen nachfolgen würden, hob sich ihr Muth wieder.

Unglücklicherweise fehlte es nun dem ganzen Unternehmen an einem festen Plane und geschickter Leitung. Man kam nur im Allgemeinen dahin überein, daß die Mainoten die offenen Orte des Binnenlandes angreifen sollten, während sich die Russen gegen die festen Plätze, namentlich an den Küsten, versuchen wollten. Der ganze Feldzug artete daher sogleich in eine gemeine Räuberei aus [1]).

Ein Haufe Mainoten stürzte, nur von einigen russischen Offizieren begleitet, welche gar nicht einmal im Stande waren, diese unbändigen Bergvölker im Zaume zu halten, auf Kalamata und Mistra los, machte dort mit barbarischer Wuth die wehrlosen türkischen Einwohner nieder, plünderte ihre

1) Außer der Geschichte des gegenwärtigen Krieges, Th. V und VI, geben noch zwei specielle Berichte die besten Aufschlüsse über die damaligen Unternehmungen der Russen in den Gewässern der Levante: „Nachricht vom russischen Seekriege wider die Türken, in den Jahren 1769—1773", in der Berliner Monatsschrift von F. Gedicke und J. E. Biester, Bd. X, S. 497 fg. und dann fortgesetzt in den drei nächsten Bänden; und „Journal der Kriegs-Operationen der russischen Flotte in der Levante vom J. 1770—1774", in Schlözer's Briefwechsel, Th. VIII, Göttingen 1781, S. 337 fg. Beide rühren von Offizieren her, welche sich auf der russischen Flotte befanden.

Häuser aus und kehrte, mit Beute beladen, wieder nach den Gebirgen zurück. Dann sollte, nachdem auch die zweite Abtheilung des Geschwaders des Admirals Spiridow eingetroffen war, ein Hauptschlag gegen Tripolizza, den Sitz des Paschas von Morea, ausgeführt werden. Etwa 15,000 Mainoten, abermals von einigen Russen geführt, rückten dagegen vor, ergriffen aber, als ihnen der Pascha nur einigen ernsten Widerstand entgegensetzte, noch ehe sie die Stadt erreicht hatten, schimpflich die Flucht nach ihren Bergen. Die armen Einwohner von Tripolizza mußten dafür am härtesten büßen. Denn Alles, was sich dort noch von Griechen vorfand, wurde von den Türken auf die unbarmherzigste Weise niedergemacht.

Noch schlimmer erging es wenige Tage nachher Patras, welches gleich anfangs von einem Haufen Griechen überrumpelt worden war. Kaum hatten sie sich aber dort festgesetzt, als sie während der Feier des Charfreitages von 400 Albanesern und der in der Citadelle befindlichen türkischen Besatzung überfallen und gleichfalls sämmtlich niedergemacht oder für Spottgeld als Sklaven verkauft wurden. In ihre Häuser wurde dann überdies noch Feuer eingelegt, sodaß der größte Theil der Stadt in wenigen Stunden in einen Aschenhaufen verwandelt war. Nur wenige Familien retteten sich mit ihrer beweglichen Habe nach den ionischen Inseln.

Das war überhaupt in der ganzen Halbinsel das Zeichen zu allgemeiner Flucht. Denn während man von Norden her jeden Augenblick den Einbruch bedeutender osmanischer Streitkräfte zu gewärtigen hatte, war im Süden auf die russische Hülfe schon so gut wie gar nicht mehr zu rechnen. Feodor Orlow hatte mit seinen 500 M. Koron vergeblich berannt; und wenn auch Fürst Peter Dolgoruki, in Verbindung mit dem Brigadier Hannibal, einem tapfern Mohren in russischen Diensten, noch einige Orte, wie Arkadia und Leondari, besetzte, so konnte er sie doch nicht auf die Dauer halten, namentlich weil auch hier wieder die Griechen sich zu dem entsetzlichsten Unfuge hinreißen ließen.

Nur Navarin, welches Dolgoruki gleichfalls besetzt hatte, schien eine bleibende Eroberung der Russen werden zu sollen. Alexis Orlow, welcher um die Mitte April selbst

dort eintraf, hatte wenigstens die Absicht, es zu einem bedeutenden Waffenplatze zu machen, von wo aus dann weitere größere Unternehmungen ausgeführt werden sollten. Er ließ daher nicht nur hier, sondern auch auf der gegenüberliegenden kleinen Insel sogleich ansehnliche Festungswerke errichten und große Magazine anlegen, zog das kleine Belagerungscorps von Koron wieder an sich und verkündete am 2. Mai, nach einem feierlichen Hochamte in der zu einer christlichen Kirche umgewandelten Hauptmoschee, den Griechen nochmals die Herrlichkeit ihrer Befreiung von der Tyrannei der Ungläubigen in einem hochtrabenden Manifeste.

Was bereits Peter der Große und Kaiserin Anna gewollt, aber vergeblich versucht, hieß es darin, das werde jetzt die „heilige und rechtgläubige" Kaiserin Katharina II. vollbringen. Zu diesem Zwecke habe sie dem Großsultan den Krieg erklärt, und mit ihren siegreichen Waffen bereits 600,000 (!) Türken den Untergang gebracht. Vor Allem wolle sie jetzt die griechische Nation von der Sklaverei, der unerträglichen Tyrannei und der unmenschlichen Grausamkeit der Türken befreien. Es werde ihr hoffentlich bald gelingen, dieselben gänzlich zu vertreiben und bis nach Constantinopel vorzudringen. Sie rechne bei diesem heiligen Werke aber auch vorzüglich auf den Beistand ihrer griechischen Glaubensgenossen. Sie sollen als Streiter für den Herrn, für Freiheit und Vaterland die Waffen ergreifen. Außerdem, daß sie sich dadurch das Himmelreich verdienen würden, werde es die Kaiserin auch nicht an irdischem Lohne und Ehren für alle Diejenigen fehlen lassen, welche ihr Gehorsam leisten und sich ihres Schutzes würdig beweisen würden [1]).

Ein mit ansehnlichen Mitteln zu Lande und zu Wasser zugleich unternommener Angriff auf Modon sollte nur wahrscheinlich der erste Schritt sein, diese glänzenden Verheißungen zur Wahrheit zu machen. Sie wurden bitter getäuscht. Denn vor Modon fand man, wie vor Koron, un-

1) Dieses in griechischer Sprache abgefaßte Manifest wird in genauer deutscher Übersetzung gegeben: Geschichte des gegenwärtigen Krieges, Th. VI, S. 75.

erwarteten Widerstand. Die Belagerung zog sich, Anfangs Mai begonnen, erfolglos den ganzen Monat hindurch, und mußte, da der Pascha von Tripolizza mit einem Entsatzungscorps herbeieilte, bei dessen Annäherung Griechen und Mainoten sogleich die Flucht ergriffen, am Ende desselben mit ansehnlichen Verlusten wieder aufgehoben werden. In der größten Bestürzung drängte nun Alles nach Navarin hin. Aber auch da wollte Niemand mehr Stand halten. Die ganze Bevölkerung suchte in den Gebirgen oder auf den naheliegenden russischen Schiffen, welche freilich nur den kleinsten Theil derselben aufnehmen konnten, eine letzte Freistatt.

Die allgemeine Entmuthigung theilte sich nun, wie es scheint, auch den Russen mit. Selbst Orlow hielt es nicht für rathsam, das Glück seiner Waffen hier noch länger zu versuchen, zumal da er erfuhr, daß der Kapudan-Pascha mit seiner Flotte bereits die Insel Andros erreicht habe und im Begriff sei, Morea anzugreifen. Er schiffte daher schon in den letzten Tagen des Mai Geschütz und Truppen wieder ein, ließ die Kanonen, die man zurücklassen mußte, vernageln und ging, nachdem die kaum errichteten Festungswerke geschleift worden waren, am 1. Juni mit der ganzen Flotte unter Segel, um zu dem Geschwader des Contreadmirals Elphinston zu stoßen, welches um diese Zeit auf den Höhen von Napoli di Romania eingetroffen war. Nur wenige griechische Familien konnten in der Eile noch eingeschifft werden und wurden nach Port Mahon in Sicherheit gebracht.

Entsetzlich war das Strafgericht, welches hierauf über das von den Russen der Rache der Osmanen preisgegebene Land erging. Mehr wie 150,000 Albaneser sollen nach und nach über die Meerenge von Korinth hereingebrochen sein, um diese Rache in der furchtbarsten Weise zu vollziehen. Albaneser und Wlachen, Türken und Griechen zerfleischten sich unter einander Monate lang mit barbarischer Lust und bedeckten abermals diesen classischen Boden weit und breit mit Blut und Leichen, mit zerstörten Städten und eingeäscherten Dörfern, bis er, ausgemordet und verödet, wieder völlig in die Gewalt der Osmanen versank. Pest und Hungersnoth, die schrecklichen Nachwehen dieses Vernichtungskampfes, voll-

endeten den namenlosen Jammer des unglücklichen Landes, welches mehr wie 20,000 Menschen am Bettelstabe verließen, um nur das nackte Leben zu retten.

Selbst die Kraft der wilden Mainoten war nun wieder gebrochen. Als im September ein Haufe Albaneser auch bis in ihre Gebirgsthäler vordrang, leisteten sie zwar anfangs noch einigen Widerstand, unterwarfen sich aber dann doch wieder der Botmäßigkeit der Pforte durch einen Vergleich, welchen der Pascha von Morea mit einigen ihrer Häuptlinge abschloß. Ihm zufolge wurde ihnen unter ihrem eigenen Bey gegen einen ein für alle Male zu entrichtenden geringen Tribut ihre Freiheit gelassen und Kalamata als die nördliche Grenze des unabhängigen Gebietes der Maina festgesetzt. Auch der europäische Levantehandel hatte bei diesem Ungemache viel zu leiden. Die französischen Kaufleute berechneten den Schaden, welchen sie an verlorenen Waaren und nicht mehr einzutreibenden Schulden zu ertragen hatten, allein auf 7 Mill. Piaster [1]).

Während nun Orlow, vom Fluche seiner unglücklichen Bewohner belastet, auf diese Weise Morea seinem traurigen Geschicke überließ, war es ihm gelungen, glücklich die Vereinigung seiner Flotte mit dem Geschwader des Contreadmirals Elphinston zu bewirken, welches vor Napoli di Romania kreuzte, um der Flotte des Kapudan-Pascha aufzulauern. Von beiden Seiten war es schon hier, wie es scheint, auf einen entscheidenden Schlag abgesehen, bei welchem sich die

1) Geschichte des gegenwärtigen Krieges, Th. VII, S. 8 fg. und Th. IX, S. 64 fg. Eine ergreifende, wenn auch nicht ganz authentische Schilderung des Elendes, welches die Russen damals über Morea brachten, aus dem Munde des Beys der Mainoten, welcher an ihren Heer- und Raubzügen noch selbst Theil nahm, findet sich: Voyage de Dimo et Nicolo Stephanopoli en Grèce pendant les années 1797 et 1798, Londres 1800, T. I, p. 209 fg. Der Bey will hier alle Schuld auf die Treulosigkeit Orlow's werfen, welcher gar nicht an die Befreiung der Griechen gedacht habe, sondern nur eine Diversion in Morea habe machen wollen, um sich dann desto leichter der Krim und des Schwarzen Meeres bemächtigen zu können. Das Werk enthält übrigens mit die besten Nachrichten über Sitten, Gebräuche und Art der Mainoten. Wir werden später darauf zurückkommen.

Russen um so mehr den Sieg versprechen mochten, da sich die feindliche Armata keineswegs in einem glänzenden Zustande befand.

Nur mit Mühe und Noth hatte man bis zum Frühjahre die Ausrüstung von 25 Segeln zu Stande gebracht, von denen bei weitem der kleinste Theil seehaltig, und noch weniger kampffähig war. Wie immer auf den osmanischen Kriegsschiffen, war namentlich die Bemannung im höchsten Grade mangelhaft. Das gewaltsame Matrosenpressen auf den Inseln des Archipels hatte dieses Mal fast gar kein Resultat geliefert. Auf der Insel Mykone z. B. war es darüber zum förmlichen Aufstand gekommen. Das Volk hatte dort russische Flaggen aufgesteckt, die osmanischen Werber erschlagen, und die bereits auf ihren Schiffen befindlichen griechischen Matrosen von den übrigen Inseln mit Gewalt wieder befreit. Man mußte sich daher meistens mit untauglichem zusammengelaufenen Gesindel behelfen, welches weder an einen geordneten Dienst, noch an Disciplin zu gewöhnen war und überall, wo es hinkam, den entsetzlichsten Unfug verübte. Vor Allem fehlte es an geschickten Seeoffizieren. Der Kapudan-Pascha, Hosameddin, galt für völlig unfähig zur Führung einer Flotte. Nur Dschaaferbey, welcher mit dem Vortrabe derselben die Dardanellen bereits im März verlassen hatte, und der zum Viceadmiral ernannte Algierer Hassanbey waren als bewährte Seeleute bekannt. Zum Unglücke konnte der Großherr jetzt nicht einmal auf die Contingente der Barbaresken rechnen. Denn während Algier um diese Zeit mit Dänemark in eine Fehde verwickelt war, wurde Tunis von Frankreich, und Tripolis von Holland bedroht. Sie brauchten daher ihre Schiffe selbst und verweigerten der Pforte die vertragsmäßige Hülfe [1]).

1) Geschichte des gegenwärtigen Krieges, Th. VI, S. 17 fg. Näheres über die damalige Ausrüstung und den Zustand der osmanischen Flotte gibt Tott. Mémoires. T. II, p. 232 fg.; und über Hassanbey, den späteren Kapudan-Pascha, und seinen Antheil an diesem Kriege im besonderen Hammer, Osmanische Staatsverfassung, Bd. II, S. 350—357 und Fundgruben des Orients, Th. III, S. 1 und Th. IV, S. 423 fg.

Zu einem entscheidenden Schlage zwischen den beiden Flotten kam es nun aber in den Gewässern von Morea doch nicht. Nachdem sie einige Tage vor Napoli di Romania hin und her lavirt und auch ein paar Schüsse gewechselt hatten, wurden sie durch heftige Stürme auseinandergetrieben, welche den Kapudan-Pascha nöthigten, an der asiatischen Küste, in dem Hafen von Scala Nova, eine Zuflucht zu suchen. Von da aus lief er in den ersten Tagen des Juli mit seiner ganzen Flotte in den Kanal von Chios ein und legte sich in der Nähe der Bai von Tschesme in einer festen Stellung vor Anker. Die vereinigte russische Flotte, 9 Linienschiffe, 4 Fregatten, 1 Bombardiergaliote und einige Brander und Transportschiffe, folgte ihr dahin auf dem Fuße. Am Morgen des 5. Juli erreichte sie den Kanal und beschloß sofort den Angriff auf die bereits in Schlachtordnung vor ihr liegende feindliche Armata, welche damals aus 16 Linienschiffen, 6 Fregatten, 11 Schebecken und einer beträchtlichen Anzahl kleinerer Fahrzeuge bestand.

Die Russen eröffneten den Kampf um die Mittagszeit. Admiral Spiridow führte den Vortrab, Alexis Orlow das Centrum, und Admiral Elphinston das Hintertreffen. Das Feuer, von beiden Seiten gleich heftig, war anfangs jedoch nur von geringer Wirkung. Erst als Spiridow mit seinem Admiralschiff in die feindliche Linie eindrang und die Kapudana des Viceadmirals Hassan in Brand schoß, bekam die Schlacht eine entscheidende Wendung. Unglücklicherweise theilten sich die Flammen durch den auf dasselbe herabstürzenden brennenden Hauptmast des türkischen Admiralschiffes auch dem russischen mit, sodaß beide zu gleicher Zeit unter furchtbarem Getöse in die Luft flogen. Spiridow, Feodor Orlow und einige wenige Offiziere entgingen bei dieser Katastrophe nur wie durch ein Wunder dem Tode. Die ganze übrige Besatzung, etwa 700 M., fand in den Flammen und den Wellen ihren Untergang, ein um so empfindlicherer Verlust, da zugleich auch die ganze Flottenkasse, im Betrag von ½ Mill. Rubel, mit von den Fluthen verschlungen ward. Auch der türkische Viceadmiral Hassan rettete, mit Wunden bedeckt, nur mit genauer Noth das Leben.

Die Bestürzung war auf der osmanischen Flotte um so größer, da man jeden Augenblick zu befürchten hatte, daß sich der Brand auch den übrigen dicht gedrängten Schiffen mittheilen möchte. Schleuniger Rückzug erschien in dieser verzweifelten Lage als das einzige Rettungsmittel. Man kappte also in aller Eile die Anker und suchte in größter Verwirrung Schutz unter den Kanonen der nur eine halbe Seemeile entfernten Bai von Tschesme, während die russische Flotte in bester Ordnung ihren Platz am Ausgange des Kanals behauptete. Ein schneller Entschluß, sich durch dieselbe hindurchzuschlagen, wie Hassanbey wollte, hätte jetzt vielleicht die osmanischen Schiffe wenigstens zum Theil noch retten können, allein der Kapudan-Pascha hatte dazu den Muth nicht. Er ließ lieber das unabwendbare Verhängniß über sich ergehen.

Schon in der mondhellen Nacht des folgenden Tages rückte eine Abtheilung der russischen Flotte, unter Admiral Greig, näher heran und steckte durch Feuerkugeln und Brander die osmanische Flotte so geschickt in Brand, daß sie in wenigen Stunden, bis auf das Flaggenschiff Dschaafer-beys von 64 Kanonen, und einige kleinere Fahrzeuge, welche den Russen in die Hände fielen, ein furchtbar großartiges Schauspiel, ein Raub der Flammen wurde. Etwa 8—9000 Menschen wurden das Opfer dieser Katastrophe. Die übrige Mannschaft hatte sich mit dem Kapudan-Pascha ans Ufer gerettet und suchte ihr Heil in unaufhaltsamer Flucht nach Smyrna hin.

Leider war auch hier ihr Erscheinen nur das Signal zu einem entsetzlichen Blutbade. Durch das Gerücht, daß die dort ansässigen Christen, mit den Russen in Verbindung, sämmtlichen Gläubigen den Untergang geschworen, aufgewiegelt, stürzte der fanatisirte Pöbel, mit den Janitscharen im Bunde, über Griechen und Franken her und machte deren an einem Tage, den 8. Juli, mehr wie 500 nieder. Nur mit größter Mühe gelang es den osmanischen Behörden, diesen Mordscenen Einhalt zu thun, welche sich wahrscheinlich in noch weit größerer Ausdehnung erneuert haben würden, wenn, wie man allgemein fürchtete, Orlow mit seiner Flotte nun auch vor Smyrna erschienen wäre. Die dort ansässigen Con-

sulu von Frankreich, Neapel, Holland, Preußen, England, Venedig und Schweden richteten daher eine gemeinschaftliche Bittschrift an ihn, worin sie ihn auf die daraus auch für die Interessen des europäischen Handels entstehenden Gefahren dringend aufmerksam machten. Er gab ihren Vorstellungen Gehör und so wurde dort wenigstens mit Hülfe der bedeutend verstärkten osmanischen Besatzung für jetzt weiterem Unheil vorgebeugt. Tschesme selbst war dagegen unterdessen von den Russen besetzt und ausgeplündert worden. Auch einige dort liegende noch mit Proviant für die osmanische Flotte beladene Transportschiffe aus Ragusa und Livorno fielen in ihre Hände [1]).

Hätte man es auf Seiten der Russen auch nur verstanden, diesen großartigen Moment zu noch entscheidenderen Schlägen zu benutzen! Die Mittel dazu fehlten wahrhaftig nicht. Denn außerdem, daß die russische Flotte kurz darauf durch ein drittes Geschwader von 21 Segeln, welche 2000 M. auserlesene Landungstruppen am Bord hatten, unter Contreadmiral Arf, verstärkt wurde, erklärten sich nun auch sämmtliche Inseln des Archipel durch förmliche Botschaften an Graf Orlow für Rußland. Sie wollten die Oberherrschaft der Kaiserin anerkennen, sich unter ihren Schutz stellen und ihr mit ihren Schiffen Beistand leisten [2]).

Wie vor 200 Jahren nach dem Siege von Lepanto, so blieben aber auch jetzt nach der Katastrophe von Tschesme die Erfolge weit hinter den Erwartungen und den Befürchtungen zurück, welche sie nach allen Seiten hin in so hohem Grade zu erregen geeignet war. Niemand zweifelte daran, daß die gesammte russische Seemacht nun ohne weiteres auf die Dardanellen losgehen, die Durchfahrt durch den Kanal erzwingen und die osmanische Hauptstadt bedrohen werde, wo schon die bloße Besorgniß, daß die feindliche Flotte ihr von dieser Seite alle Zufuhr abschneiden möchte, Alles mit

1) Geschichte des gegenwärtigen Krieges, Th. IX, S. 32—61. Tott, Mém., T. II, p. 242. Journal a. a. O., S. 341.

2) Journal a. a. O., S. 343. Es werden hier nicht weniger als 27 Inseln des Archipel namentlich aufgezählt, welche ihre Abgesandten an Orlow schickten.

Furcht und Schrecken erfüllte. Und in der That scheint man wenigstens mit diesem Plane umgegangen zu sein. Denn das Geschwader des Contreadmirals Elphinston, welches in den Tagen bei Tschesme am wenigsten gelitten hatte, ging sofort nach der Insel Tenedos unter Segel; und die übrige Flotte, unter Admiral Spiridow, schlug bald darauf denselben Weg ein, um sich der Insel Lemnos zu bemächtigen und von da aus die Einfahrt in die Dardanellen zu versuchen.

Die Pforte hatte jedoch in aller Eile wenigstens schon für eine nothdürftige Vertheidigung derselben gesorgt. Moldawandschi-Pascha deckte mit 15,000 M. die Ufer und Baron von Tott war eifrig damit beschäftigt, die Dardanellenschlösser in bessern Vertheidigungszustand zu setzen. Die Unternehmungen der Russen beschränkten sich daher auf eine fruchtlose Beschießung dieser Bollwerke und die Einäscherung der kleinen Stadt Cavalla, unweit Saloniki. Nicht einmal die Besitznahme der Insel Lemnos, wo sie einen sichern Winterhafen zu ihren weiteren Operationen gegen die Dardanellen zu gewinnen hofften, sollte ihnen gelingen. Das offene Land der Insel wurde zwar zum größten Theil ohne Schwierigkeiten besetzt, die Festung aber leistete hartnäckigen Widerstand. Erst nach einer sechzigtägigen Belagerung ergab sie sich am 6. October durch eine förmliche Capitulation. In dem Augenblicke jedoch, wo diese vollzogen werden sollte, eilte Hassanbey mit nur 3400 M. von den Dardanellen aus zum Entsatze herbei, überfiel die Russen unversehens und zwang sie nach kurzer Gegenwehr zur gänzlichen Räumung der Insel [1]).

Damit endigte in diesem Jahre der Feldzug zur See. Die russische Flotte nahm kurz darauf ihre Winterstationen bei den Inseln Paros, Imbros und Tasos, von wo aus sie nur noch von Zeit zu Zeit einige Schiffe gegen die Seeräuber kreuzen ließ. Die Orlows kehrten sieggekrönt nach

1) Über die Vorfälle bei Lemnos gibt die Geschichte des gegenwärtigen Krieges, Th. X, S. 3—18 den officiellen Bericht. Über die Befestigung und die Vertheidigung der Dardanellen spricht Tott, Mémoires, T. II zu Ende selbst ausführlich.

Italien, Livorno und Messina, zurück, wo sie jetzt schon den Lohn ihrer glänzenden Thaten im reichen Maße empfingen.

Zu diesem Misgeschicke zur See gesellte sich nun aber auch noch der gleichzeitige für die Pforte sehr unglückliche Fortgang des Landkrieges. Obgleich z. B. Friedrich der Große nach den Vorgängen bei Chocsim von der Befähigung und der Taktik der russischen Generale keine sehr hohe Meinung hatte, und diesen ganzen Krieg mit dem Kampfe der Einäugigen gegen die Blinden vergleicht, in welchem jene über diese am Ende immer den Sieg davontragen müßten, so zeigte es sich doch auch in diesem Feldzuge wieder deutlich, daß die Russen gegen einen Feind, wie damals die Osmanen waren, unter allen Umständen eine siegreiche Überlegenheit behaupten würden [1]).

Chalil-Pascha, nach dem Falle von Chocsim an Moldawandschi's Stelle zum Großwesir ernannt, war so wenig Feldherr, wie seine beiden Vorgänger. Er hatte sich während des Winters mit seinem Heere auf sein Lager von Babatagh diesseits der Donau zurückgezogen, um hier in aller Ruhe die weiteren Operationen der Russen abzuwarten und die Eröffnung des Feldzuges dem Tataren-Chan zu überlassen.

Der weit ausgedehnte Feldzugsplan der Russen ging nun für dieses Jahr dahin, daß Graf Rumänzow mit der Hauptarmee an der Donau operiren und die Unterwerfung des Landes zwischen dieser, dem Pruth und dem Dniester vollenden sollte, während die zweite Armee unter Graf Panin dazu bestimmt wurde, Bender zu nehmen und Bessarabien zu besetzen. General Berg sollte gleichzeitig mit einem abgesonderten Corps die Linien von Perekop decken; General von Medem die im vorigen Jahre unterworfenen Tataren im Zaume halten, und endlich General Tottleben von Geor-

1) Frédéric le Grand, Mémoires de 1763—1775. Oeuvres. T. VI, p. 24: „Les généraux de Catherine ignoraient jusqu'aux premiers éléments de la castramétrie et de la tactique, les généraux du sultan avaient encore moins de connaissances; de sorte que pour se faire une idée nette de ce guerre, il faut se représenter des borgnes qui, après avoir bien battu des aveugles, gagnent sur eux un ascendant complet."

gien her nach dem Schwarzen Meere vordringen. Mit Hülfe einer bei Assow bereit gehaltenen Flotille hoffte man dann vielleicht schon in diesem Jahre die Unterwerfung der Krim zu vollenden [1]).

Bereits im April und Mai drang Graf Rumänzow über den Dniester und Pruth gegen die Donau hin vor, um die dort versammelte Hauptmacht der Osmanen anzugreifen. Die Tataren, welche ihm hier und da entgegentraten, wurden mit leichter Mühe zurückgeworfen. In einem ersten, größern Gefechte am Larja, einem Nebenflüßchen des Pruth, wurde am 18. Juli der Tataren-Chan Kaplan-Girai selbst gänzlich geschlagen und mit Verlust seines sämmtlichen Geschützes nach der Donau zurückgedrängt. Nun mußte Chalil-Pascha den Kampf freilich selbst aufnehmen. Nur wider Willen und weil es von Constantinopel aus so befohlen war, setzte er bei Isakschi nach den Ebenen von Kartal über. Am 1. August stießen hier an den Ufern des Kaghul die beiden feindlichen Heere in sehr ungleicher Stärke auf einander. Denn die Russen hatten kaum 20,000 M. in Reihe und Glied, während Chalil ihnen 100,000 M. entgegenführte und der Tataren-Chan mit einer gleich starken Heeresmacht noch immer ihren Rücken bedrohte. Die unter den Osmanen damals herrschende Russenfurcht entschied wol vorzüglich ihre Niederlage. Zu einer eigentlichen Schlacht kam es nicht einmal. Die Osmanen ergriffen gleich bei dem ersten Angriffe nach allen Seiten hin die Flucht. Hunderttausende wurden hier geschlagen und 140 Geschütze erbeutet und, ein seltener Fall, kaum 2000 Todte deckten die Wahlstatt. Ismail und Kilia wurden darauf gleichfalls fast ohne Schwertstreich besetzt. Oczakow dagegen, welches der Tataren-Chan tapfer vertheidigte, wurde vergeblich berannt [2]).

1) Geschichte des gegenwärtigen Krieges, Th. VIII, S. 33.

2) Daselbst, S. 34—89. Resmi Efendi, Wesentliche Betrachtungen, S. 127—152. Resmi, welcher sich selbst bei dem Heere des Großwesirs befand, verweilt natürlich am längsten bei den Vorgängen an der Donau. Die übrigen Ereignisse dieses Krieges berührt er nur nebenbei. Von dem Seekriege spricht er fast gar nicht. S. 151 bemerkt er ausdrücklich, daß dem Großwesire der Übergang über die Do-

Auch vor dem stark befestigten und von 20,000 M. mit 300 Geschützen tapfer vertheidigten Bender fand Graf Panin unerwarteten Widerstand. Erst nach einer zweimonatlichen Belagerung wurde es in der Nacht des 26. September mit schweren Opfern von beiden Seiten mit Sturm genommen. Ibrail (Braila) und Akerman konnten sich hierauf nur noch kurze Zeit halten. Dieses capitulirte nach 10tägiger Belagerung schon in den ersten Tagen des October, und etwa einen Monat später wurde jenes durch freiwilligen Abzug der ausgehungerten Besatzung geräumt [1]).

Die bedeutenden Anstrengungen, welche die Eroberung der drei letztgenannten Festungen gekostet hatte, war indessen wol der Hauptgrund, daß in diesem Jahre nichts mehr gegen die Krim unternommen werden konnte. Denn Graf Panin konnte General Berg, welcher bereits bis in die Nähe von Perekop vorgedrungen war, die zu diesem Zwecke verlangten Verstärkungen nicht gewähren [2]). Dagegen war es für Rußland ein desto wesentlicherer Gewinn, daß sich die zwischen der Donau und dem Dniester seßhaften Tataren von Jedissan und Budschak durch einen förmlichen, bereits am 17. August im Lager vor Bender mit Graf Panin abgeschlossenen Vertrag freiwillig der Oberhoheit der Kaiserin unterwarfen. Jedoch wollten sie sich keineswegs als ihre Unterthanen betrachtet wissen, sondern als bloße Schutzverwandte im ungestörten Besitze ihrer alten Gesetze, Gewohnheiten und Freiheiten verbleiben. Das setzte der von 26 ihrer Murses oder Stammhäupter unterzeichnete Vertrag ausdrücklich fest. Dagegen machten sie sich anheischig, auch die übrigen Tataren, namentlich die der Krim, mit Rußlands Hülfe zur Anerkennung der Oberhoheit der Kaiserin zu bewegen, jedoch immer nur unter der Bedingung, daß ihnen dieselbe Unab-

nau von Constantinopel aus befohlen worden sei, und sucht dabei durch einen interessanten Vergleich mit den Schlachten bei St. Gotthard und Zenta das Verkehrte dieses Operationsplanes nachzuweisen.

1) Geschichte des gegenwärtigen Krieges, Th. VIII, S. 66—68, S. 72—81 und Th. X, S. 47.

2) Daselbst, S. 69.

hängigkeit und Freiheit verbleibe, welche sie in früheren Zeiten genossen haben [1]).

Die abermalige Besetzung von Bucharest am 25. November vollendete auf dieser Seite für jetzt die Eroberungen der Russen. Sie befanden sich infolge derselben am Ende des Jahres im Besitze der ganzen Moldau und Walachei, sowie der Festungslinie am Dniester und an der Donau und des zwischen diesen beiden Flüssen gelegenen Landes. Nur die kleine Festung Dschurdschewo verblieb hier den Osmanen für jetzt noch als ein fast verlorener Posten. Gleichzeitig war General Tottleben von Georgien aus, welches sich der Botmäßigkeit Rußlands abermals unterworfen hatte, siegreich nach den Ufern des Schwarzen Meeres vorgedrungen, während General Medem die abgefallenen Tataren der Kabardei zum Gehorsam zurückgeführt hatte [2]).

Die Resultate dieses Feldzugs waren daher für Rußland in jeder Hinsicht ebenso befriedigend, wie sie für die Pforte als verhängnißvoll gelten konnten. Seine Siege sogleich weiter über die Donau hin zu verfolgen, hielt indessen Graf Rumänzow nicht für rathsam. Zu Ende November, wurde blos noch ein glücklicher Angriff auf die Festung Tuldscha gemacht, welche indessen nicht gehalten werden konnte. Man mußte sie, nachdem man das vorgefundene Geschütz vernagelt hatte, sogleich wieder verlassen, um die Winterquartiere zu beziehen, welche sich von den Donaufestungen bis nach Kiew hin erstreckten. Graf Rumänzow selbst nahm, zum Feldmarschall erhoben, sein Hauptquartier zu Jassy.

Hier erwartete er nun zunächst die Erfolge seiner der Pforte bereits nach dem Falle von Bender gemachten Anerbietungen wegen Herstellung des Friedens. Denn auf das deshalb an den Großwesir Chalil-Pascha gerichtete Schreiben, worin er nur im Allgemeinen erklärt hatte, daß die Kaiserin bereit sei, auf Friedensverhandlungen, jedoch ohne Vermittelung anderer Mächte, einzugehen, hatte er von dem-

1) Dieser Vertrag wird vollständig gegeben daselbst, Th. VIII, S. 75 fg.

2) Daselbst, Th. VIII, S. 81—83.

selben vorerst blos den mündlichen Bescheid erhalten, daß er, für diesen Fall nicht mit Vollmachten versehen, die Sache einfach zu weiterer Entscheidung an die Pforte selbst verwiesen habe [1]). Im Gegensatze zu diesen Friedensbestrebungen des Hofes zu St. Petersburg, welcher auch darin jetzt seine völlige Unabhängigkeit gewahrt wissen wollte, greifen hier nun aber auch die Vermittelungsversuche der übrigen Mächte ein, welche auf den Verlauf und die Resultate der betreffenden Verhandlungen vom wesentlichsten Einflusse waren.

2) Rußland und die Pforte von den ersten Vermittelungsversuchen Österreichs und Preußens bis zum Abschlusse des Friedens von Kutschuk-Kainardsche.

Es würde uns weit über den Raum und die Grenzen unseres Werkes hinausführen, wenn wir das Gewebe, wodurch die Pforte jetzt mit in das diplomatische Intriguenspiel verstrickt wurde, welches zunächst die erste Theilung Polens zur Folge hatte, nochmals in alle seine offen und verborgen liegenden Fäden zerlegen wollten, an denen damals die Interessen der ganzen politischen Welt Europas hingen. Wir behalten auch hier wieder nur Das im Auge, was die Geschicke und die Zukunft des osmanischen Reiches im Besonderen berührte und bedingte.

Es war nur natürlich, daß die bedeutenden Fortschritte der siegreichen Waffen Rußlands und die imposante und drohende Stellung, welche es in Folge derselben nun wirklich gegen das hinfällige osmanische Reich eingenommen hatte, die übrigen Mächte mit den lebhaftesten Besorgnissen erfüllen mußten. Man konnte sich, wenn man auch auf der andern Seite die beruhigende Überzeugung hegte, daß Rußland die Dinge nicht sogleich bis aufs Äußerste treiben werde noch könne, doch nicht mehr die Gefahren verhehlen, welche daraus früher oder später für die Ruhe und Selbständigkeit Europas erwachsen dürften. Und wenn man zuvor den rechten Zeit-

1) Resmi, Wesentliche Betrachtungen, S. 152.

punkt versäumt hatte, wo man noch im Stande gewesen wäre, den Ursachen dieser Gefahren vorzubeugen, so war man nun, vielleicht zu spät, desto eifriger bemüht, so viel wie möglich wenigstens ihre Wirkungen zu vereiteln. Daher jetzt abermals dieses wunderliche Ringen aller europäischen Großmächte nach der Betheiligung an der Vermittelung des Friedens zwischen Rußland und der Pforte.

Selbst England, obgleich noch sehr gut russisch gesinnt, fing an, die Sache jetzt doch für bedenklich zu halten. Es berief seine Unterthanen von den russischen Schiffen ab und verbot in seinen Besitzungen die weitere Rekrutirung für dieselben, während sein Botschafter zu Constantinopel, John Murray, sich vergeblich bis zu den lächerlichsten Schmeicheleien gegen den Reis-Efendi herabließ, um nur der Pforte die Vermittelung seiner Regierung annehmbar zu machen.

Frankreich, welches früher nicht eine Bombe hatte daran setzen wollen, um der russischen Flotte die Einfahrt in die Meerenge von Gibraltar zu wehren, bot jetzt der Pforte, freilich gegen eine entsprechende jährliche Subsidienzahlung von 3—4 Millionen Piaster, auf einmal 12—15 Kriegsschiffe zur Unterstützung gegen Rußland an; und wenn dieselbe auch Bedenken trug, sich mit ihm auf ein so lästiges Seebündniß einzulassen, so benutzte sie doch diese Gelegenheit, mit dem Cabinet von Versailles wegen des Ankaufs solcher Schiffe und sonstiger Kriegsbedürfnisse in Unterhandlung zu treten. Von einer Vermittlung desselben wollte sie aber gleichfalls nichts hören [1]).

Ganz anders und weit folgereicher gestalteten sich dagegen sogleich die Beziehungen der beiden anderen Mächte zur Pforte, welche, sowie die Dinge damals lagen, bei der Lösung der orientalischen Verwickelungen eine Hauptstimme führten: Oesterreich und Preußen. Gewiß gab es jetzt keinen erleuchteten politischen Kopf, welcher dieselben mit mehr Schärfe und Klarheit auffaßte und durchschauete, als König Friedrich II. Ihm stand es sofort fest, daß man das osma-

1) Berichte des Herrn von Thugut, bei Hammer, O. S., Bd. VIII, S. 374.

nische Reich, obgleich auch er von der Lebensfähigkeit desselben keine hohe Meinung hatte, als gewichtiges und nothwendiges Moment für die Erhaltung des politischen Gleichgewichts und des dadurch bedingten Friedens in Europa, nicht untergehen lassen dürfe. Die Consequenz und Bestimmtheit aber, womit er diesen Gedanken jetzt nach allen Seiten hin praktisch geltend zu machen wußte, sicherte eben Preußen die bedeutende Stellung, welche es sogleich bei seinem Auftreten in Constantinopel einnahm, auch für die Zukunft [1]).

Man weiß, und Friedrich der Große erzählt es uns selbst, daß seine Meinung auch auf die Haltung Österreichs vom entschiedensten Einflusse war, wenn gleich die eigenwillige und verschlagene Politik des Fürsten Kaunitz dann ihren eigenen Weg gehen wollte. Bei den Zusammenkünften zwischen dem König und Kaiser Joseph II. zu Neiße und zu Neustadt in Mähren im August 1769 und September 1770, bei denen auch Kaunitz zugegen war, wurden die orientalischen Dinge in sehr ernste Erwägung gezogen. Über die Nothwendigkeit, dem vernichtenden Strome, welcher von Norden her über Europa hereinzubrechen drohe, durch die Vereinigung Preußens und Österreichs einen wirksamen Damm entgegenzusetzen, war man sogleich eines Sinnes. Um aber dazu zunächst auf friedlichem Wege zu gelangen, kam man überein, die beiderseitige Vermittelung des Friedens sowol dem Cabinet von St. Petersburg wie der Pforte anzubieten [2]).

1) Frédéric le Grand l. c., p. 27: „Il n'était pas de l'intérêt de la Prusse de voir la puissance ottomane entièrement écrasée, parcequ'en cas de besoin elle pourrait être utilement employée à faire des diversions, soit dans la Hongrie, soit en Russie, selon les puissances avec lesquelles on serait en guerre.“ Im December 1772 äußerte er sich über die Dauer des osmanischen Reiches gegen Voltaire dahin: „Si les Turcs n'ont pas, cette fois, expulsés de l'Europe, il faut l'attribuer aux conjonctures. Cependant ils ne tiennent plus qu'à un filet, et la première guerre qu'ils entreprendront achevera probablement leur ruine entière“ Correspondance, Oeuvres, T. XXIII, p. 227.

2) Frédéric le Grand, Mémoires ect., Oeuvres, T. VI, p. 29 fg.

In Constantinopel entwickelten in diesem Sinne Herr von Thugut und Herr von Zegelin, im Auftrage ihrer respectiven Höfe, je für sich sofort eine ebenso umsichtige als erfolgreiche Thätigkeit. Die Pforte erhob zwar anfangs in sofern noch einige Schwierigkeiten, als sie selbst den Schein einer Initiative zu vermeiden wünschte, und daher die Annahme der von den beiden Höfen angebotenen Vermittelung von einer förmlichen schriftlichen Eingabe ihrer Vertreter abhängig machte, worin sie um dieselbe ersucht sein wollte. Allein nach dem Misgeschick bei Tschesme und der Niederlage am Kaghul wurde sie doch fügsamer. Sie mußte nun um so mehr ernstlich an den Frieden denken, da selbst die in dem fast gänzlich aufgelösten Heere des Großwesirs an der Donau zurückgebliebenen Janitscharen denselben mit Ungestüm verlangten. Sie wollten sich durchaus nicht mehr gegen die Russen schlagen, schickten deshalb eine förmliche Botschaft an den Großherrn nach Constantinopel, und konnten am Ende nur mit dem gewöhnlichen leidigen Auskunftsmittel reicher Geldspenden wieder zu Ruhe und Gehorsam zurückgeführt werden [1]). Der Mufti gab sein Fetwa im Sinne der Friedenspartei ab, und so befanden sich die beiden Monarchen noch zu Neustadt, als dort das Schreiben des Kaimakam vom 12. August 1770 eintraf, worin sich der Großherr bereit 1770
erklärte, auf die ausschließliche Vermittelung beider Höfe einzugehen [2]).

Von diesem Standpunkte aus wurden dann auch, im Einverständniß mit den Bevollmächtigten der beiden vermittelnden Höfe, zu Ende des Jahres sowol das oben erwähnte Schreiben des Grafen Rumänzow als auch die directen Anträge des Hofes von St. Petersburg beantwortet, welche darauf hinausgingen, jede Dazwischenkunft fremder Mächte bei dem Friedensgeschäft abzulehnen und die Freilassung des Herrn von Obreskow als vorläufige unerläßliche Bedingung jeder weitern Verhandlung darüber zu verlangen.

1) Geschichte des gegenwärtigen Krieges, Th. IX, S. 72, wo die Eingabe der Janitscharen an den Sultan gegeben wird.

2) Frédéric le Gr. a. a. O., S. 30.

Hinsichtlich des ersten Punktes, hieß es in der betreffenden Note, könne die Pforte schon deshalb nicht auf eine alleinige und directe Unterhandlung mit dem Cabinet von St. Petersburg eingehen, weil von ihr die ausschließliche Vermittelung der beiden Höfe von Berlin und Wien bereits in Folge eines einmüthigen und von dem Großherrn selbst bestätigten Beschlusses des Diwan angenommen worden sei. Man hoffe, daß das genannte Cabinet, von gleichem Verlangen nach Herstellung des Friedens, wie die Hohe Pforte selbst, beseelt, diese Vermittelung nicht von sich weisen werde. Sollte dies jedoch wider Erwarten dennoch der Fall sein, so würden die vermittelnden Höfe wohl zu würdigen wissen, von welcher Seite Schwierigkeiten erhoben worden seien, und wo sie wirklich Aufrichtigkeit und Vertrauen zu gewärtigen hätten. Der Freilassung des Herrn von Obreskow, dessen Theilnahme an den bevorstehenden Friedensverhandlungen, zu Constantinopel oder auf einem Congresse, um so mehr zu wünschen sei, da er wie kein Anderer die betreffenden Verhältnisse kenne, stehe nichts entgegen, sobald Rußland den Frieden aufrichtig wünsche und die zu diesem Zwecke gebotene Vermittelung angenommen haben werde. Eine möglichst schnelle und bestimmte Antwort müsse die Pforte um so mehr wünschen, weil sie ihre weiteren Schritte danach zu bemessen habe, ob sie Frieden hoffen dürfe oder den Krieg fortsetzen solle [1]).

Offenbar hatte sich das Cabinet von St. Petersburg, welches jetzt seine Augen vorzüglich noch auf die Besitznahme der Krim gerichtet hatte, schon für das Letztere entschieden. Denn obgleich es nach einigem Zögern sich geneigt zeigte, die angebotene Vermittelung anzunehmen, so waren die Forderungen der Kaiserin, wie sie zuerst dem Könige von Preußen durch seinen damals in St. Petersburg anwesenden Bruder, den Prinzen Heinrich, zu Ende des Jahres 1770 mitgetheilt wurden, doch so hoch gestellt, daß ihre Annahme, als Grundlage weiterer Verhandlungen, weder von den vermittelnden

1) Erklärung der Pforte an die Minister der vermittelnden Höfe vom 2. December 1770, bei Hammer a. a. O., S. 565.

Mächten noch von der Pforte zu erwarten war. Denn sie verlangte nicht nur die Abtretung von Assow, der kleinen und großen Kabardei, die freie Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere, vollständige Amnestie für die Griechen und Freilassung Obreskow's, sondern auch die Unabhängigkeit des Chans der Krim, die Sequestration der Moldau und Walachei auf 25 Jahre als Entschädigung für die Kriegskosten, und eine Insel im Archipel als Stapelplatz für den Handel beider Nationen. Sowol Friedrich II. wie der Fürst Kaunitz hielten dergleichen Ansinnen unter allen Umständen für ungemessen[1]).

Der Letztere, welcher sich bereits zu Neustadt dahin erklärt hatte, daß Österreich niemals dulden werde, daß Rußland im Besitze der Moldau und Walachei verbleibe und den Kriegsschauplatz über die Donau hinüberversetze, dachte schon ernstlich daran, die friedliche Vermittelung in eine bewaffnete Intervention umzuwandeln. Während er daher die Truppen in Ungarn verstärken ließ, unterhandelte er durch Herrn von Thugut zu Constantinopel im tiefsten Geheimniß jenen berüchtigten Subsidienvertrag mit der Pforte, welcher am 6. Juli 1771 in fünf Artikeln wirklich unterzeichnet wurde. Er ist 1771
vielleicht der schlagendste Beweis dafür, was diplomatische Hinterlist sich zutrauen zu dürfen glaubt, und wie tief dagegen das Selbstvertrauen der Pforte zu ihren eigenen Kräften damals schon gesunken sein mußte.

Sie verpflichtete sich durch denselben, Österreich ohne weiteres 20,000 Beutel (11,250,000 Gulden oder 10,000,000 Piaster) als Ausrüstungskosten (pour frais de préparatifs de guerre) zu zahlen; 4000 Beutel sollten davon sogleich am Tage nach Unterzeichnung des Vertrages, die übrigen 16,000 binnen acht Monaten in zwei Raten zu 8000 Beuteln im tiefsten Geheimnisse an die Grenze geschickt werden. Sollte der kaiserliche Hof etwa noch 2—3000 Beutel mehr zu gewissen geheimen Zwecken (à la reussite de certaines vues secrètes) gebrauchen, so wird die Pforte auch diese erlegen. Um ferner demselben „ihre vollkommene Dankbarkeit

1) Frédéric le Gr. a. a. O., S. 33.

für sein edles Verfahren" zu beweisen (pour témoigner sa gratitude parfaite des procédés généreux!!), wird sie ihm den Theil der Walachei abtreten, welcher auf der einen Seite von Siebenbürgen und dem Banate von Temeswar, auf der anderen von der Donau und der Aluta begrenzt wird. Zugleich sagt die Pforte Österreich für seinen Handel nochmals alle nur möglichen Vortheile zu. Dagegen macht sich der kaiserliche Hof anheischig, der Pforte alle seit Beginn des Krieges von Rußland auf ihrem Gebiete gemachten Eroberungen entweder auf dem Wege der Unterhandlung oder mit den Waffen wiederzuverschaffen, und ihr überhaupt zur Erlangung eines vortheilhaften und mit ihrer Würde vereinbaren Friedens in jeder Weise behülflich zu sein. Dagegen war kein Wort darüber gesagt, worin die militärischen Gegenleistungen Österreichs eigentlich bestehen sollten [1]).

Bei aller politischen Schlauheit scheint aber Fürst Kaunitz gar nicht daran gedacht zu haben, daß es diplomatische Geheimnisse dieser Art damals schon nicht mehr gab, am wenigsten in Constantinopel, wo bekanntlich in dieser Beziehung für Geld Alles zu haben war. Der geschäftige Herr Murray, der britische Botschafter, der durch seine Kundschafter alle Schritte Preußens und Österreichs belauern ließ, kam gleich der ersten geheimnißvollen Geldsendung nach der Grenze auf die Spur, und wußte sich sofort den ganzen Vertrag zu verschaffen, den er ohne weiteres nach Berlin und St. Petersburg beförderte [2]). Das Erstaunen beider Höfe über solche Treulosigkeit war freilich um so größer, da Fürst Kaunitz gleichzeitig keinen Augenblick aufgehört hatte, Rußland die Vermittelung des kaiserlichen Cabinets anzubieten. Die Sache wirkte aber nun doch nach allen Seiten hin wie ein Schreckschuß.

Die Kaiserin Katharina ließ von ihren Forderungen, namentlich in Betreff der Unabhängigkeit der Moldau und

1) Den vollständigen Text des Vertrags gibt nach dem Exemplare in den Wiener Archiven Hammer a. a. O., S. 567.

2) Ferrand, Hist. des trois démembrements de la Pologne, T. I, p. 251.

der Walachei, wofür ihr schon in Polen eine sichere Entschädigung in Aussicht gestellt worden war, und ihrer Eroberungen zwischen der Donau und dem Dniester etwas nach, König Friedrich II. schloß sich desto enger an Rußland an, und alle drei Mächte verständigten sich um so leichter über die Theilung des unglücklichen Polens, welches ihnen die Pforte, obgleich Sultan Mustafa selbst einmal den kühnen Gedanken gehabt hatte, sich allein mit Österreich dieser Beute zu bemächtigen, längst schon gänzlich preisgegeben hatte [1]).

Fürst Kaunitz fand es nun, bei der Nachgiebigkeit Rußlands, auch gar nicht einmal mehr nöthig, seinen Vertrag mit der Pforte zu ratificiren. Er nahm von ihr, wenigstens zum guten Theil, das Geld, machte aber gegen Rußland nicht einen einzigen Mann mobil; denn nun gebot ihm auch die Haltung Preußens allerdings einige Vorsicht. Da nämlich Österreich nach Polen hin seine Ansprüche durch die Besitznahme der Gespannschaft von Zips sogleich thatsächlich zu verwirklichen gesucht hatte, konnte Friedrich II., so schwer es ihm, bei dem ohnehin schon lästigen Subsidienvertrage mit Rußland, auch werden mochte, doch nicht umhin, der Kaiserin durch eine geheime Convention auch noch die Unterstützung mit seiner ganzen bewaffneten Macht zuzusagen, sobald Rußland wirklich von Österreich angegriffen werden sollte [2]).

1) Frédéric le Gr. a. a. O., S. 34—41. Daß Mustafa III. sich einmal, schon im März 1770, den Gedanken einer Theilung ganz Polens zwischen Österreich und der Pforte durch den Kopf gehen ließ, erfahren wir aus dem Berichte des Herrn von Thugut bei Hammer a. a. O., S. 373. Später hielt es aber der Diwan für gerathen, die Conföderirten mit leeren Redensarten abzufinden. Daselbst, S. 379 und 572, wo die wörtliche Erklärung der Pforte an dieselben vom Juni 1771 gegeben wird. Bei den Friedensverhandlungen wurde Polen gänzlich mit Stillschweigen übergangen.

2) Frédéric le Gr. a. a. O., S. 40 fg. und S. 69. Hier kann der König seinen gerechten Unwillen über das Verfahren des Fürsten Kaunitz nicht stark genug ausdrücken. In Betreff des Subsidienvertrags bemerkt er: „Quoique ce traité n'eût pas été ratifié, le prince Kaunitz fut assez habile, ou, pour mieux dire, assez fourbe pour faire payer d'avance à sa cour une somme considérable." Und dann bezeichnet er geradezu die Schritte, wodurch

Als die Bemühungen der vermittelnden Höfe wegen Herstellung des Friedens bis in dieses Stadium gediehen waren, hatte man indessen von beiden Seiten schon wieder zu den Waffen gegriffen. An der Donau, wo an der Stelle des entsetzten Großwesirs, Chalil-Pascha, der zu seinem Nachfolger ernannte Statthalter von Bosnien, Silihdar Mohammed Pascha, den Oberbefehl übernommen hatte,
1771 war der Feldzug vom Jahre 1771 unbedeutend und ohne entscheidende Resultate. Dschurdschewo, Isakdschi und Tuldscha wurden zwar von den Russen gleich zu Anfange desselben überfallen, konnten aber nicht behauptet werden. Erst im November gelang es den Russen, Dschurdschewo zum zweiten Male einzunehmen und dem Großwesir, welcher in Folge der traurigen Erfahrungen, die man im letzten Feldzuge gemacht hatte, diesmal von Constantinopel aus den ausdrücklichen Befehl erhalten, nicht über die Donau zu gehen, und kaum im Stande war, seine Truppen zusammenzuhalten, in seinem Lager von Babatagh eine empfindliche Niederlage beizubringen, wofür ihm ein vergeblicher Angriff derselben auf Oczakow und Kinburn wenigstens einigen Trost gewährte [1]).

Dagegen fiel diesmal der Schwerpunkt des Krieges mit entscheidendem Erfolge vorzüglich auf die Krim. Um die Mitte Mai brach Fürst Wasilii Michailowitsch Dolgoruki, welcher an der Stelle des Grafen Panin den Oberbefehl der zweiten Armee übernommen hatte, mit 30,000 Russen und 60,000 Noghai-Tataren von Pultawa aus gegen die Krim hin auf und erreichte in Monatsfrist ohne Aufenthalt die Linien von Perekop. Der feige Chan, Selim Girai, machte, obgleich er sich noch an der Spitze von 60,000 M. befand, kaum einen schwachen Versuch, sie zu vertheidigen. Er gab sie gleich bei dem ersten Sturme, am 25. Juni, dem Feinde preis und eilte, von seinen Truppen fast gänzlich verlassen, nach seiner Hauptstadt Baktschiserai zurück. An Widerstand war nun in der überdies durch Zwietracht der

Herr von Thugut bei den Friedensverhandlungen fortwährend die Interessen Rußlands zu durchkreuzen gesucht habe, als „infames manoeuvres."

1) Resmi Efendi, Wesentliche Betrachtungen, S. 81—175.

Tatarenstämme in sich zerfallenen Halbinsel nirgends mehr zu denken. Die Festung Perekop, dann Karaßu, Koslow und Baktschiserai wurden von Dolgoruki schnell nach einander fast ohne Schwertstreich genommen, während sich von Osten her General Schtscherbatow Arabats bemächtigte, und bald darauf auch Jenikalaa, Kertsch, Kaffa und die Insel Taman, durch die russische Flotille von Assow her bedroht, den Siegern in die Hände fielen.

Selim Girai hatte sein Heil in der Flucht nach dem Meeresufer hin gesucht, um sich nach Constantinopel einzuschiffen. Die Mursen der meisten Tatarenstämme brachten dagegen Fürst Dolgoruki, bereits am 1. Juli, durch ihre Abgesandten ihre Huldigung dar, welche sie dann auch durch eine aus 48 der Ihrigen bestehende Botschaft nach St. Petersburg der Kaiserin nochmals zu Füßen legten. Dem mit ihnen abgeschlossenen Vertrage zufolge, sagten sie sich völlig von der Pforte los und begaben sich, als ein freies und unabhängiges Volk, unter den Schutz Rußlands, mit ausdrücklichem Vorbehalte des Rechtes der Wahl ihres Chans aus ihrer Mitte, der ungehinderten Religionsübung und der gänzlichen Freiheit vom Kriegsdienste in den Heeren der Kaiserin. Alles dies wurde ihnen zugestanden und verbürgt, wogegen sie sich gefallen ließen, daß Dolgoruki, mit Genehmigung der Kaiserin, den Hauptgegner des entflohenen Selim Girai, Scherinbeg Schahingirai, zum Chan der Krim ernannte [1]).

Ein Hauptzweck dieses Feldzuges und des ganzen Krieges war somit allerdings erreicht, und dem Cabinet von St. Petersburg wäre nun wol nichts erwünschter gewesen, als die errungenen Vortheile durch den schnellen Abschluß eines glänzenden Friedens zu sichern. Niemand bot dazu bereitwilliger die Hand, als Graf Rumänzow, welcher die Schwierigkeiten und die bedeutenden Opfer des so in die Länge gezogenen

1) Von Sacken's Bericht vom August 1771 in Herrmann's Geschichte des russischen Staates, Th. V, S. 704, worin es unter Anderm heißt: „Alle diese Conditiones hat man diesseits mit vieler facilité accordirt."

Krieges besser zu würdigen wußte, als jeder Andere, und auch aufrichtig genug war, die Kaiserin auf die eindringlichste Weise darauf aufmerksam zu machen [1]). Und auch zu Constantinopel und im Lager an der Donau war die Friedenspartei, obgleich es da nicht an Maulhelden fehlte, deren beständige Losung, wie Resmi Efendi sich ausdrückt: „Für Russen Säbel! Für Russen Säbel!" blieb, die friedliche Stimmung bei weitem die überwiegende [2]).

Die Vertreter der vermittelnden Mächte hatten daher
1772 leichtes Spiel, als sie im Frühjahre 1772, nachdem auch die polnische Theilungsangelegenheit zu allseitiger Genugthuung so ziemlich aufs Reine gebracht war, zunächst einen Waffenstillstand in Vorschlag brachten, während welches die Friedensverhandlungen auf einem förmlichen Congresse wo möglich zum erwünschten Ziele geführt werden sollten. Er kam am 10. Juni zwischen dem Grafen Rumänzow und dem neu ernannten Großwesir, Muhsinsade Mohammed Pascha, wirklich zu Stande, und nachdem er 6 Wochen später auch auf die Flotte im Archipel ausgedehnt worden war, wurde Fockschan als Ort des Friedenscongresses festgesetzt [3]). Der bereits im vorigen Jahre aus der Gefangenschaft entlassene Herr von Obreskow und Graf Gregor Orlow waren die Bevollmächtigten Rußlands; der ehemalige Reis-Efendi, Osman

1) Von Sacken's Bericht, bei Herrmann a. a. O., S. 707. Ihm zufolge soll sich Rumänzow über diesen Türkenkrieg folgendermaßen gegen die Kaiserin geäußert haben: „Der Krieg gegen die Türken kostet Ew. Kais. Maj. ein unzähliges Volk und sehr große Summen. Die Pforte hat soutiens, die Rußland fehlen; was werden alle Siege helfen, wenn sich seine Helden mit Lorbeeren umhüllet am Ende im Hemde aufs Stroh legen werden? Dieses muß geschehen, wenn der Krieg mit einem so gefährlichen Feinde so viele Jahre prosequirt wird."

2) Resmi Efendi a. a. O., S. 155. Wir wollen indessen sogleich hier bemerken, daß die unbedingte Friedensliebe dieses osmanischen Publicisten nicht ganz unverdächtig ist. Denn — er ließ sich bezahlen, wahrscheinlich auch mit russischem Gelde. Wenigstens ist das überschwengliche Lob, welches er fortwährend dem Grafen Rumänzow spendet, sehr auffallend.

3) Geschichte des gegenwärtigen Kriegs, Th. XIX, S. 9, wo der Text des Waffenstillstandes gegeben wird.

Efendi, ein hochfahrender, aufgeblasener, aber als Vertrauter Mustafa's III. sehr einflußreicher Mann, und der Scheich der Aja Sofia, Jasindschisade, als Vertreter der Ulema, die der Pforte.

Der Congreß selbst, am 19. August mit großem Gepränge eröffnet, verlief, ein würdiges Seitenstück zu dem von Nimirow, kläglich und ohne Resultat. Gleich zu Anfange erregte es eine empfindliche Misstimmung, daß die Vertreter der vermittelnden Mächte, obgleich gegenwärtig, zu den Verhandlungen nicht zugelassen wurden. Als diese dann aber begannen, zerschlug sich sogleich Alles an einem einzigen Punkte. Die Russen verlangten, als Grundlage des Friedens, die Anerkennung der Unabhängigkeit der Tataren, und die Osmanen verweigerten sie, weil sie mit ihrem Religionsgesetze nicht vereinbar sei. Denn diesem zufolge müßten die Tataren das Chalifat des Sultans, als ihres geistlichen Oberhauptes anerkennen, und folglich würde der politische Zwiespalt nur zu leicht in einen höchst gefährlichen Religionsstreit ausarten. Von keiner Seite wurde in diesem Punkte etwas nachgelassen, und so ging man nach kaum 20 Tagen unverrichteter Sache wieder auseinander [1]).

Die Verlängerung des Waffenstillstandes auf 6 Monate und ein neuer Congreß, welcher am 20. November zu Bucharest eröffnet wurde, sollte das Übel, welches Niemand mehr beklagte, als der Großwesir und Rumänzow, wieder gut machen. Aber auch dieses Mal kam man, obgleich in mehrmonatlichen Conferenzen eine ziemliche Verständigung über die übrigen Punkte erzielt wurde, über die leidige Frage wegen der Krim und der Unabhängigkeit der Tataren nicht hinweg. Der erste osmanische Bevollmächtigte, der Reis-Efendi Abdurrisak, bot 40—50,000 Beutel als Entschädigung, wenn Rußland in diesem Punkte nachgeben wolle. Allein Herr von Obreskow und der Hof von St. Petersburg beharrten, nach nochmaliger Anfrage, bei ihrer Forderung. Der Großwesir hätte nun wol auch gar zu gern nachgegeben, allein Sultan Mustafa selbst entschied sich, von dem hochmüthigen

1) Resmi Efendi a. a. O., S. 177—188.

Osman Efendi, welcher behauptete, man müsse die Russen erst noch tüchtig schlagen und dann Frieden schließen, wie man ihn wolle, aufgehetzt, für die Fortsetzung des Krieges. Und auch die Ulema, welche in keinem Falle die von den Russen verlangten beiden Festungen der Krim, Kertsch und Jenikalaa, aufgegeben wissen wollten, schrieen laut gegen einen so schimpflichen Frieden, obgleich man ihn, wie Resmi meint, schwerlich besser erlangt haben würde, und wenn man auch noch 10 Jahre Krieg geführt hätte. Es war, nach seiner Ansicht, schon zu viel, daß man noch zwei Feldzüge daran setzte, welche mehr wie 100,000 Beutel kosteten, um dann „als Gefangene" Frieden schließen zu müssen [1]).

Denn leider konnte das vorübergehende Waffenglück, welches sich zu Ende des Krieges allerdings nochmals der Pforte zuwenden zu wollen schien, die Katastrophe wol ver-
1773 zögern, aber nicht abwenden. Der Feldzug vom Jahre 1773, welcher sogleich nach der Auflösung des Congresses zu Bucharest und dem Ablaufe des Waffenstillstandes zu Ende März begonnen wurde, war in seinen Resultaten für Rußland in der That nichts weniger als vortheilhaft. Daß man von St. Petersburg aus Feldmarschall Rumänzow zwang, mit seinem schon ziemlich geschwächten Heere durchaus über die Donau zu gehen, rächte sich auf die empfindlichste Weise. Gleich zu Anfange erlitten die Russen bei Rusdschuk eine Niederlage, wobei sie allein an Gefangenen mehr wie 1000 M. verloren; und wenn diese dann auch durch den Sieg des Generals Weißmann bei Karaßu, zwischen Babatagh und Basardschik, am 7. Juni gerächt wurde, so mußte doch das gänzliche Mislingen der beiden von Rumänzow selbst gegen Silistria und Varna gerichteten Hauptschläge um so entmuthigender wirken, da es mit bedeutenden Verlusten verknüpft war. Die kleinen Vortheile, welche dann noch auf der Ebene von Kutschuk-Kainardsche, wo General Weißmann blieb, und bei Chirsowa errungen wurden, fielen dagegen nur wenig ins Gewicht, weil man sich genöthigt sah, am Ende des Feld-

1) Resmi Efendi, S. 189—202.

zuges doch über die Donau zurückzugehen und die Defensive zu ergreifen.

Auch sonst schien jetzt der Pforte ihr Glücksstern noch einmal zu lächeln. Die Tataren der Krim, an sich eine längst demoralisirte Nation und deshalb wankelmüthig und treulos, waren jetzt schon des schweren Schutzregimentes Rußlands müde und boten der Pforte durch eine förmliche Gesandtschaft abermals Treue und Unterwerfung an. Und auch der schon seit Jahren währende Aufstand des Mameluken Alibeg in Syrien und Ägypten, welcher einen um so gefährlicheren Charakter anzunehmen drohete, weil er sich mit der russischen Seemacht im Archipel in Verbindung gesetzt hatte, erreichte bereits im Mai dieses Jahres durch dessen gänzliche Niederlage sein Ende [1]).

Überhaupt hatte sich die Thätigkeit der russischen Flotte seit dem Jahre 1770 nur noch auf vereinzelte Angriffe auf die osmanischen Küstenländer und Inseln, wie Negroponte, Metelin, Tschesme u. s. w., beschränkt, welche, außer der Zerstörung der dortigen Magazine, keine bleibenden Folgen mehr hatten. Im October 1772 wurde noch ein kleines os- 1772
manisches Geschwader, meistens Dulcignioten, vor Patras in Brand geschossen; und im September 1773 wurde zwar Bei- 1773
rut kurze Zeit besetzt, dann aber, gegen eine Brandschatzung von 30,000 Piastern und das Versprechen eines jährlichen Tributes von 40,000 Piastern und 40 Oken Seide, dem Fürsten der Druſen überlassen [2]).

Unglücklicherweise verstand die Pforte die ihr vom Geschick gebotenen Vortheile gar nicht einmal zu benutzen. Die Kriegspartei schrie wieder mehr, wie je, nach den „Säbeln für die Russen", obgleich jeder Einsichtige wußte, daß die Opfer, welche die Fortsetzung des Krieges kosten würde, bei weitem die Kräfte des Reiches übersteigen. Mustafa, welcher in letzter Zeit über das Misgeschick seiner Regierung

1) Das Nähere darüber findet man unter Anderm in: A history of the revolt of Ali Beg against the Ottoman Porte, London 1783, p. 93 fg.

2) Journal der Kriegsoperationen der russischen Flotte in Schlözer's Briefwechsel, Th. VIII, S. 345—352.

immer schon in einer fieberhaften Aufregung gelebt hatte, faßte selbst noch einmal den kühnen Gedanken, sich an die Spitze seiner Heere zu stellen. Allein der Diwan entschied sich dagegen, und dann wäre es ihm auch gar nicht einmal vergönnt gewesen, seinen heldenmüthigen Vorsatz auszuführen. Denn er verschied schon vor Ausgang des Jahres, am 24. December, in Folge einer unheilbaren Krankheit. Sein Tod war jedoch nicht von wesentlichem Einflusse auf den Gang der Ereignisse. Sein schwacher Nachfolger Abdulhamid war vom Anfang an in den Händen der herrschenden Kriegspartei, und scheint in dem Wahne gelebt zu haben, daß er sich mit trotziger Zurückweisung jedes Friedensvorschlages den Ruhm eines Helden am leichtesten verdienen könne. Der Feldzug
1774 vom Jahre 1774 wurde daher auch im April mit ungewöhnlichem Pompe eröffnet, war aber kurz und endete schimpflich.

Schon am 16. Juni schlugen die Russen, unter General Kamenskoi, den Vortrab des türkischen Heeres bei Basardschik zurück und trieben Tags darauf ihr ganzes Lager von 25,000 M. bei Koslidsche auseinander. Es war keine Schlacht, sondern abermals nur eine allgemeine Flucht. Von da ging Kamenskoi sogleich auf das Lager des Großwesirs bei Schumna los, in welchem, da auch hier die Desertion der Truppen an der Tagesordnung war, kaum 8000 M. mehr verschanzt waren. An Kampf konnte daher auch hier gar nicht mehr gedacht werden. Von allen Seiten umgangen und eingeschlossen, glaubte sich Muhsinsade nur noch durch das Anerbieten eines Waffenstillstandes retten zu können. Rumänzow schrieb ihm aber nun „als Gefangenen" den Frieden vor. Die Noth ließ keine fernere Weigerung zu. Man mußte ihn unter jeder Bedingung annehmen, und um dem Werke die Krone aufzusetzen, wurde der russenfreundliche Kiaja des Großwesirs, der eifrigste Vertreter der Friedenspolitik, der von uns oft genannte Resmi Ahmed Efendi, für den Abschluß desselben zum ersten Bevollmächtigten ernannt. Der Reis-Efendi Munib wurde ihm als Beistand beigegeben.

Noch nie ist ein weltgeschichtlicher Friede in so kurzer Zeit zustande gekommen, wie der von Kutschuk-Kainardsche. Denn hier, etwa 5 Stunden von Silistria, im Lager des

Grafen Rumänzow war es, wo die osmanischen Bevollmächtigten mit dem einzigen russischen, dem Fürsten Nikolaus von Repnin, am 16. Juli zusammentrafen. In 4 Stunden war Alles zugestanden, Alles abgethan. Am nächsten Tage sollte die Unterzeichnung des Friedensvertrages stattfinden. Die Russen bestanden aber darauf, daß sie bis zum 21., dem Jahrestage des Friedens am Pruth, verschoben werde. Er bestand in 28 Artikeln und 2 Separatbestimmungen [1]). Abgesehen von den bei solchen Friedensschlüssen mit der Pforte immer wiederkehrenden Stipulationen im Betreff der ewigen und unwandelbaren Dauer des Friedens und einer allgemeinen Amnestie (Art. 1), der Einstellung der Feindseligkeiten (Art. 10 u. 28), der Aufhebung der früheren Verträge (Art. 22), der Auswechselung und Freilassung der Gefangenen (Art. 25) und der Auslieferung von Verbrechern (Art. 2), läßt sich der Inhalt desselben am füglichsten unter folgende Hauptrubriken zusammenfassen:

1) Anordnung des Besitzstandes und der Grenzverhältnisse: Die Tataren der Krim, des Kuban, von Budschak, von Jedissan u. s. w. werden ohne Ausnahme von beiden Reichen als von jeder fremden Macht völlig unabhängig und frei anerkannt. Die Wahl ihres Chans aus dem Stamme Dschenkischans bleibt ihnen überlassen. Weder Rußland noch die Pforte dürfen sich in dieselbe und in ihre inneren Angelegenheiten mischen. In Betreff ihrer Religion erkennen sie den Sultan als ihr geistliches Oberhaupt an, ohne daß dadurch ihre politische und bürgerliche Freiheit beeinträchtigt wird. Rußland stellt den Tataren alle in der Krim, im Kuban u. s. w. gemachten Eroberungen zurück, mit einziger Ausnahme der beiden Festungen Kertsch und Jenikalaa, welche ihm verbleiben, sowie der Pforte Oczakow. Weder Rußland noch die Pforte dürfen Truppen oder Beamte in das Land der Tataren schicken und sie überhaupt im Genusse

1) Der vollständige Text dieses Friedensvertrages findet sich mit am besten in: Wilkinson, Tableau historique, géographique et politique de la Moldavie et de la Valachie, traduit par M. De la Roquette, éd. II, Paris 1824, p. 183—216.

ihrer Freiheit und Unabhängigkeit in irgend einer Weise beschränken (Art. 3).

Rußland gibt ganz Beſſarabien, mit Akerman, Kilia, Ismail, Bender u. ſ. w., ſowie die beiden Fürſtenthümer der Moldau und Walachei an die Pforte zurück. Dieſelbe verpflichtet ſich dagegen, den Bewohnern der genannten beiden Fürſtenthümer vollſtändige Amneſtie und unbeſchränkte Religionsfreiheit zu gewähren. Sie ſtellt den Klöſtern und allen Privatperſonen ihre Güter zurück, erweiſt der Geiſtlichkeit die ſchuldige Achtung, geſtattet freie Auswanderung, verlangt keine nachträgliche Entrichtung von Steuern, und behandelt ſie in Bezug auf die zu erhebenden Abgaben nach Verlauf von 2 Jahren mit möglichſter Schonung und Milde. Den beiden Fürſten der Moldau und Walachei iſt es geſtattet, bei der Pforte ſtehende Vertreter des griechiſchen Bekenntniſſes zu unterhalten; und Rußland ſteht es frei, ſich für beide Fürſtenthümer durch ſeine Geſandten bei der Pforte zu verwenden (parler en leur faveur, Art. 16). Ebenſo ſtellt Rußland die Inſeln des Archipel an die Pforte zurück, mit Vorbehalt derſelben Rechte und Begünſtigungen ihrer Bewohner (Art. 17).

Dagegen verbleiben Rußland Kinburn mit Gebiet (Art. 18), die beiden genannten Feſtungen der Krim, Kertſch und Jenikalaa (Art. 19), Aſſow nach der im Jahre 1700 beſtimmten Abgrenzung (Art. 20 u. 22), die kleine und große Kabardei, mit Zuſtimmung des Chans der Krim (Art. 21), wogegen Rußland ſeine Beſatzungen aus den Feſtungen von Georgien und Mingrelien zurückzieht und ſich in die Angelegenheiten jener Länder nicht mehr miſcht (Art. 23).

Beiden Theilen ſteht es frei, auf ihrem Gebiete Feſtungen und Städte anzulegen und die beſtehenden wiederherzuſtellen (Art. 4); die etwa ſtreitigen Grenzverhältniſſe werden durch zu dieſem Zwecke ernannte Commiſſionen geordnet werden.

2) Handelsverhältniſſe: Die Pforte geſtattet ruſſiſchen Kauffahrern den freien Verkehr in ihren Meeren und Häfen, namentlich auch die ungehinderte Fahrt aus dem Schwarzen in das Weiße Meer und auf der Donau, mit den-

selben Begünstigungen und Vorrechten, welche die am meisten begünstigten Nationen, namentlich die Franzosen und Engländer, genießen. Auch wird Rußland die Anstellung von Consuln und Vicecensuln und der sonstigen Beamten in den verschiedenen Stationen gestattet (Art. 11). Will Rußland mit den Regentschaften von Algier, Tunis und Tripolis Handelsverträge abschließen, so wird die Pforte es dabei unterstützen.

3) Religiöse Verhältnisse: Die Pforte gestattet den russischen Unterthanen freie Religionsübung, den Bau einer griechischen Kirche in Galata und die ungehinderte steuerfreie Wallfahrt nach Jerusalem (Art. 7, 8 u. 14).

4) Diplomatische Stellung zur Pforte: Die Pforte gesteht der Kaiserin den Titel Padischah zu (Art. 18), und gestattet ihr fernerhin, einen stehenden Gesandten der zweiten Ordnung (un ministre du second ordre, c'est-à-dire un envoyé ou un ministre plénipotentiaire) in Constantinopel zu unterhalten, welcher dieselben Rücksichten und Vorrechte genießen soll, wie die der am meisten begünstigten Nationen. Dem Range nach folgt dieser Gesandte unmittelbar dem des Kaisers, wenn derselbe mit demselben Charakter bekleidet ist; wo nicht, so folgt er dem Gesandten von Holland oder der Signorie von Venedig (Art. 5). Die Dolmetscher und die übrigen Beamten dieses Gesandten werden mit den schuldigen Rücksichten behandelt.

5) Kriegskosten: Die Pforte bezahlt an Rußland als Kriegskosten 15,000 Beutel ($7\frac{1}{2}$ Mill. Piaster oder $4\frac{1}{2}$ Mill. Rubel) innerhalb 3 Jahren in drei Terminen, nämlich am 1. Januar 1775, 1776 und 1777 (2. Separatartikel).

6) Vorübergehende Bestimmungen: Rußland zieht seine Truppen von dem rechten Ufer der Donau innerhalb eines Monats auf das linke Ufer zurück, räumt in 2 Monaten die Walachei und Bessarabien, und alle übrigen Gebietstheile innerhalb 5 Monaten nach Unterzeichnung dieses Vertrages. Ebenso zieht es seine Flotte innerhalb 3 Monaten aus dem Archipel zurück, wobei ihm die Pforte jedwede Unterstützung angedeihen läßt (Art. 24 und 1. Separatartikel). Zur Bestätigung dieses Friedens findet eine gegenseitige Be-

schickung durch außerordentliche Gesandtschaften statt, welche mit angemessenen Geschenken versehen sein sollen.

In Folge dieser Bestimmungen fand die Räumung des osmanischen Gebietes durch die Russen, sowie der Abzug der Flotte aus dem Archipel in 3 Abtheilungen zu festgesetzter Zeit wirklich statt. Der Unterhalt der letzteren, welche bei ihrem Abzuge noch aus 16 Linienschiffen, 23 Fregatten, 9 Halbgaleeren und einer großen Anzahl kleinerer Fahrzeuge, im Ganzen aus 95 Segeln bestand, soll während ihres Aufenthaltes im Archipel 32 Mill. Zechinen gekostet haben, wogegen die von ihr gemachten Prisen 8 Mill. Zechinen betrugen [1]).

Wir beschränken uns für jetzt auf diese rein thatsächlichen Andeutungen, indem wir es der weiteren Darstellung in unserem Werke vorbehalten, die bis auf die neusten Zeiten in die Geschicke des osmanischen Reiches und die orientalische Politik Europas tief eingreifende Wichtigkeit dieses Friedens zu genauerer Erkenntniß zu bringen.

1) Journal u. s. w. a. a. O., S. 353.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Berichtigungen.

Zum dritten Theil.

Seite 191, Anmerk. 2, l. daſelbſt T. III, p. 364, und Negociations T. III ect. ſt. daſelbſt Négociations ect.

Zum vierten Theil.

Vorwort, S. VI, Z. 14, l. Cantù ſt. Contù
Inhalt, S. XI, Z. 17 v. u., l. 1627 ſt. 1637
Seite 160, Zeile 1 v. u., l. Kryptokatholicismus ſt. Krypokatholicismus
" 494, " 13, l. Sbegna ſt. Sbeyna
" 978, " 16, l. deſſelben ſt. derſelben
" 1002, " 8, l. aufgehetzten ſt. aufgeſetzten

Zum fünften Theil.

Seite 9, im Columnentitel, l. Ahmed ſt. Mohammed
" 63, Zeile 3, l. 1683 ſt. 1682
" 69, " 11, iſt nach erklärte einzuſchalten daß
" 107, " 17, l. den Text ſt. der Text
" 120, " 3 v. u., l. Szatwar ſt. Szarwar
" 127, " 9 und 22, l. Somlyo ſt. Samlyo
" 130, Anmerk. 1, Z. 3, l. 1691 ſt. 1661
" 160, Zeile 5, l. vor ſt. von
" 218, Anmerk. 1, l. De La Motray ſt. Contarini
" 288, im Columnentitel, l. Muſtafa ſt. Ahmed
" 323, Zeile 10, l. gegen welche ſt. an denen
" 407, " 10, l. an der ſt. in der
" 465, " 21, l. Großherr ſt. Großweſir
" 472, " 3, l. möglichſt ſt. möglich
" 491, " 12, l. Dſchanün ſt. Dſchanum
" 501, Anmerk., Z. 6, l. worunter ſt. weiter
" 551, Zeile 20, l. Novi ſt. Nori
" 622, " 14, iſt nach Oberbefehl einzuſchalten: daſelbſt

DR 440 Z7 Th.5

Zinkeisen, Johann Wilhelm
Geschichte des osmanischen Reiches in Europa

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY